
mit der
JUGEND
1934
ins neue Jahr!
MATHI

J U G E N D
39. JAHRGANG
1934 NR. 1



Träumerisch Burkart

Nächtliche Heimfahrt

Von Hans Friedrich Blunck

Der junge Bauer ließ das Pferd langsam vor sich hintrotten. Der kleine Wagen rumpelte und stieß, er merkte nicht viel davon. Die Nacht breitete sich klar und sternübersät über ihm, der Sommer duftete aus allen Hecken und Blüten, Ruch der Fruchtbarkeit lag über Feld und Weite.

Jungbauerntag war gewesen, aus den vier Dörfern des Kirchspiels hatten sie sich versammelt, hatten hitzig geredet von Acker und Land. Und die Fürnehmsten und auch er, Asmus Ott, hatten in der Herrenstube bis in die Nacht hinein gesessen. Der Wein brannte dem jungen Bursch unter der Stirn. Schön war es in der Herrenstube zu sitzen und mit den Großbauern groß zu tun, verwünscht schön.

Von Haus aus hätten die Otts wohl kein Recht dazu gehabt. Ihr Hof war nicht groß und trug nicht viel, aber seit Asmus Otts älterer Bruder die Tochter des großen Bauunternehmers geheiratet und den Hof doppelt ausgebaut hatte und seit er selbst mit der Schwester der Schwägerin versprochen galt, wurden sie anders behandelt.

Der Wind wehte, er trug den warmen Korndust über die Acker und ließ die Hecken leise schwirren und rauschen. Bald würden ihm, Asmus Ott, auch so viel Felder zu eigen sein, daß er ein Jahr mit zwei Knechten zu tun hatte, um sie umzubrechen. Von erster Jugend ab hatten die beiden Brüder diesen Landhunger gespürt, kleine Bauern, die sie zwischen den Mächtigen waren. Jetzt war der reiche Thiessen aus der Stadt nach draußen gezogen. Und seltsam genug, seine zwei Töchter fielen den Brüdern Ott zu, den schmucksten vielleicht, aber auch den Ärmsten unter den Bauern des Dorfes.

Asmus Ott sah in Gedanken den großen Neubau, der an Stelle des alten väterlichen Hofes errichtet war. Sein Bruder schaltete darin mit der hageren kleinen Frau, die immer etwas zu ernst in die Welt sah. „Jung zu lebendig und alt zu bedächtig", sagte Hackeohm von ihr und zwinkerte mit den Augen. Er hatte vielleicht Unrecht. Ihr Kind war wie die Mutter, etwas altklug und spindelfein, recht wie ein Stadtkind nahm sich seines Bruders Tochter im Dorf aus.

Jetzt wurde der zweite Hof gebaut, um deswillen er heute in der Herrenstube gesessen hatte. Man tat dabei, als sei er längst mit der Schwester versprochen. War ja wohl auch alles abgemacht zwischen den Verheirateten. Nur er selbst kam mit dem Mädchen nicht weiter, sie sahen sich, sprachen miteinander in Freundlichkeit und halber Scheu, mehr nicht.

Der Duft des Korns wurde stärker, Nachttau legte sich über die Felder und feuchtete Rock und Haar. Stark war der Rauch des Landes, von seiner Fruchtbarkeit voll, schön das Gefühl, Acker und Flur zu besitzen, wie die andern in der Herrenstube.

Warum ging er nicht zu der Schwester und fragte sie, warum scheute er sich noch — wie kam er heute darauf?

O, Asmus Ott wußte wohl warum. Sie hatten viel geredet von Volk und Land und fruchtbarem Boden. Von fruchtbaren Menschen hatte auch einer gesprochen, den sie sich draußen verschrieben hatten, und es war ein Keim davon geblieben. Jungbauern waren sie und horchten und hörten noch, was andere zu sagen hatten. Seltsam, seit jener Mann von neuem Werden gesprochen und von neuem Volk, das vom Land herauf kommen sollte, hatte Asmus Ott keine Gedanken mehr finden können von sich zu der andern, hatte er seinen Bruder angesehen, der ohne Erbe blieb — hatte er an die Rothaarige denken müssen, die mit ihm aufgewachsen war, die am Siel in der Fischerkate wohnte und an Leib und Lachen wie Mutter Erde selbst schien. Lange hatte er an sie gedacht, vielleicht war es wie ein Verlangen gewesen.

Es war Mitternacht. Der Bursche fuhr bald eine Stunde. Der Mond hatte sich silberweiß am Himmel erhoben und überleuchtete die Felder, daß sie wie Seen zwischen den schwarzen Schatten der Hecken standen. In der Mulde lagen feine Nebelschleier, so dünn, daß sie alles durchsichtig erscheinen ließen und doch wie schimmernder Glanz über den Hängen lagen. Mitunter schrie ein Tier aus der Ferne oder der dumpfe Leib einer Kuh stand auf vor dem Geräusch des fahrenden Wagens.

Der Gedanke der Fruchtbarkeit ließ den Bauern nicht mehr. Er mußte viel an das Geschick seines Bruders denken — waren die Schwestern sich nicht gleich? Warum nahm er die andere nicht längst?

Einmal, das war schon lange her, hatte Asmus Ott sich mit der Rothaarigen versprochen. Sie waren noch halbe Kinder und spielten zusammen. Es war ein Sommerabend wie heute gewesen, sie hatten beim Tanzen zugesehen und sich noch nicht selbst daran gewagt. Damals hatte er sie nach Hause gebracht. Was hatten sie sich in ihrer Dummheit nicht alles vorgenommen. Aber vor der Fischerhütte hatte er kehrt gemacht und war davongeschlichen, ihm war unheimlich bei all seinen Plänen geworden.

Der Bauer reckte sich lachend. Er knallte mit der Peitsche und begann halblaut zu singen, so starr wirrte die Nacht auf ihn. Nicht der Wein — das war vorbei! Diese weiße Dunkelheit selbst war wie ein Rausch, wie voll unentrinnbarer Sehnsucht nach Werdendem. Sein Land — er sah seinen Bruder und sich, stämmige, gerade Burschen, die von Geschlecht zu Geschlecht aus diesem Boden aufgewachsen waren. Und jäh sah er, wie sie beide erloschen, dafür, daß sie einmal reich gewesen waren. Eine lange Kette zerriß mit ihnen, aber der Acker blieb weiter fruchtbar und ewig, auch über die Jahre seines Lebens hinaus.

Wie kam er doch auf diesen Gedanken? Asmus Ott fühlte, die Worte des Redners wirkten nach, er sah Land und Volk miteinander verschlungen. Er fühlte sich selbst darunter, sein Herz und seinen Willen wachsen, wie der Leib der Erde sich zum Sommer trug. Seltsam, das Bild der Herrenstube sank zurück, er vermochte es nicht zu halten.

Ein Schatten wanderte schräg vor seinem Wagen, daß der Fahrende erschrocken auffuhr. Ein Mädchen war es.

„Du Magda? Was willst du?"

„Ich hab getanzt, Asmus!"

„Gehst allein nach Haus?"

„Ist besser!" lachte sie. Sie warf den Kopf zurück. Ihr Haar war rotdunkel im Mondlicht, die Schultern waren schneeweiß und atmeten im Schreiten.

„Willst aufsteigen, du?"

Es war, als hätte sie mit dem Kopf geschüttelt, aber als er die Pferde anhielt, klomm sie doch zu ihm. „Wenn das deine Braut sieht, Asmus!"

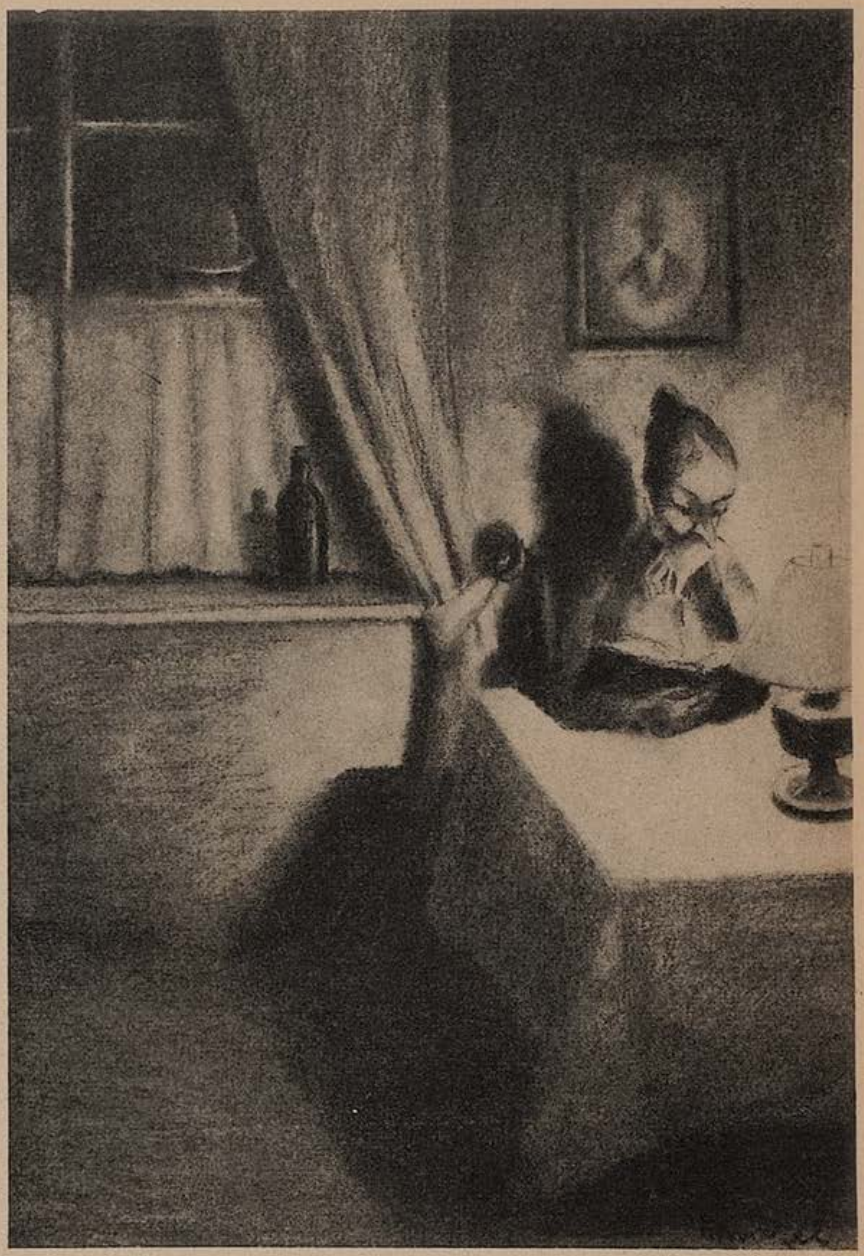
Er antwortete nicht, er sah sie wie ein Wunder an, das er die ganze Zeit erwartet hatte und das nun plötzlich wirklich neben ihm war. Der neue Hof — ach, was waren das für Worte — Magda Steen war bei ihm und sah zur Seite, als er sie berührte. Und der Bursch wußte, sie dachten beide an den Tag, wo er sie zum erstenmal diesen Weg heimgebracht hatte. Aber es war so schön, daran zu denken, er nahm die Hand des Mädchens wie zum Verlöbnis.

„Wenn das die andere sieht, Asmus!"

„Hab keine Braut!"

Sie sah ihn ängstlich in Befremden und Freude an. „Ach ja, du läufst weg, eh man zu Haus ist", sagte sie und der Schalk brach durch.

Er schüttelte den Kopf. Nein, die Freude war bei ihm, er würde die Hand wohl festhalten. Das kam nun einmal so und es kam, wie es hätte kommen sollen.



Der Mann am Fenster — O. Nückel

Ballade zur Nacht

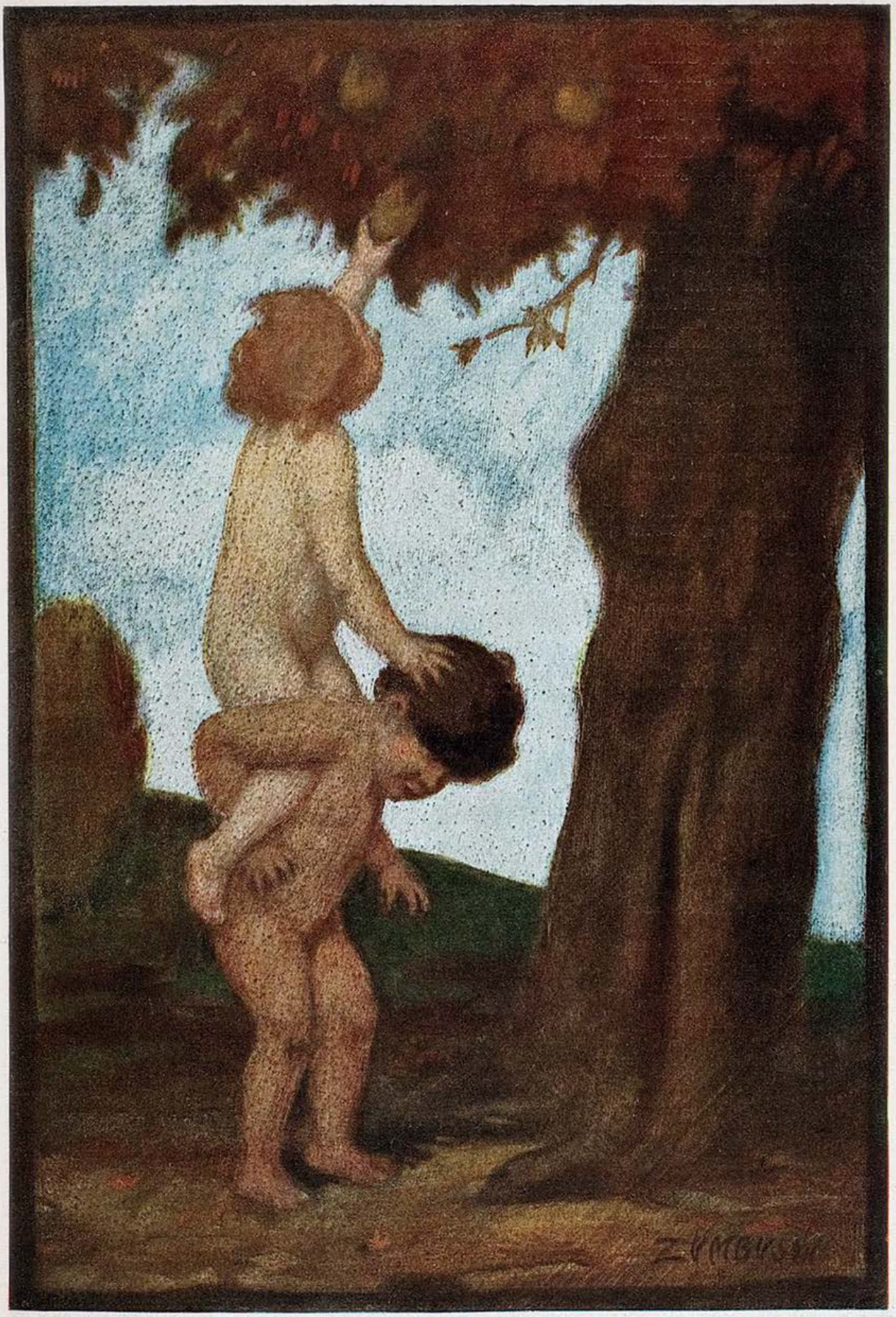
Von Hermann Stuppösch

Die Farben sind verronnen,
Vom Sternenflor umsponnen
Wiegt sich die Welt im Raum. —
Wie schwer die Wipfel hängen
Von seligen Gesängen!
Nun reifen Frucht und Traum.

Hinab in deine Tale,
Wo aus kristallner Schale
Des Lebens Bronnen quillt,
Daß in die kühlen Gründe
Der Seele Glühen münde,
Das nie ein Trunk gestillt!

O, schöne Nacht, verweile,
Daß mich dein Odem heile,
Vor dem ich niedersank! —
Flüchtiger Fuß der Stunde
Stößt mir den Krug vom Munde,
Verschüttet mir den Trank.

Den stillen Traum verscheuchte
Des Morgens frühe Leuchte;
Nun spielt ein herber Wind
Durch grünes Riedgezitter.
Schon rüsten sich die Schnitter.
Der Tag beginnt.



Der Sündenfall

Ludwig von Zumbusch



Die neue Zeit

Das Opernglas

„Inge, wozu nimmst du ein Opernglas ins Theater mit?" fragt Willy. „Die Schauspieler schminken sich auf Fernwirkung. Man macht die ungeheuerlichsten Anstrengungen, eine Illusion herzustellen, und du, Inge, nimmst ein Opernglas mit!?!"

„Vielleicht nehme ich es mit, um mir das Publikum zu besehen —!"

„In der großen Pause pflegst du ins Foyer zu gehen. Dort kannst du das Publikum in der Nähe besehen. Wozu, Inge, nimmst du ein Opernglas ins Theater mit —?"

— — — — — — — — — —

„Hast du morgen für mich Zeit, Inge?"

„Nein!"

„Übermorgen?" „Nein!"

„Was hast du denn vor?"

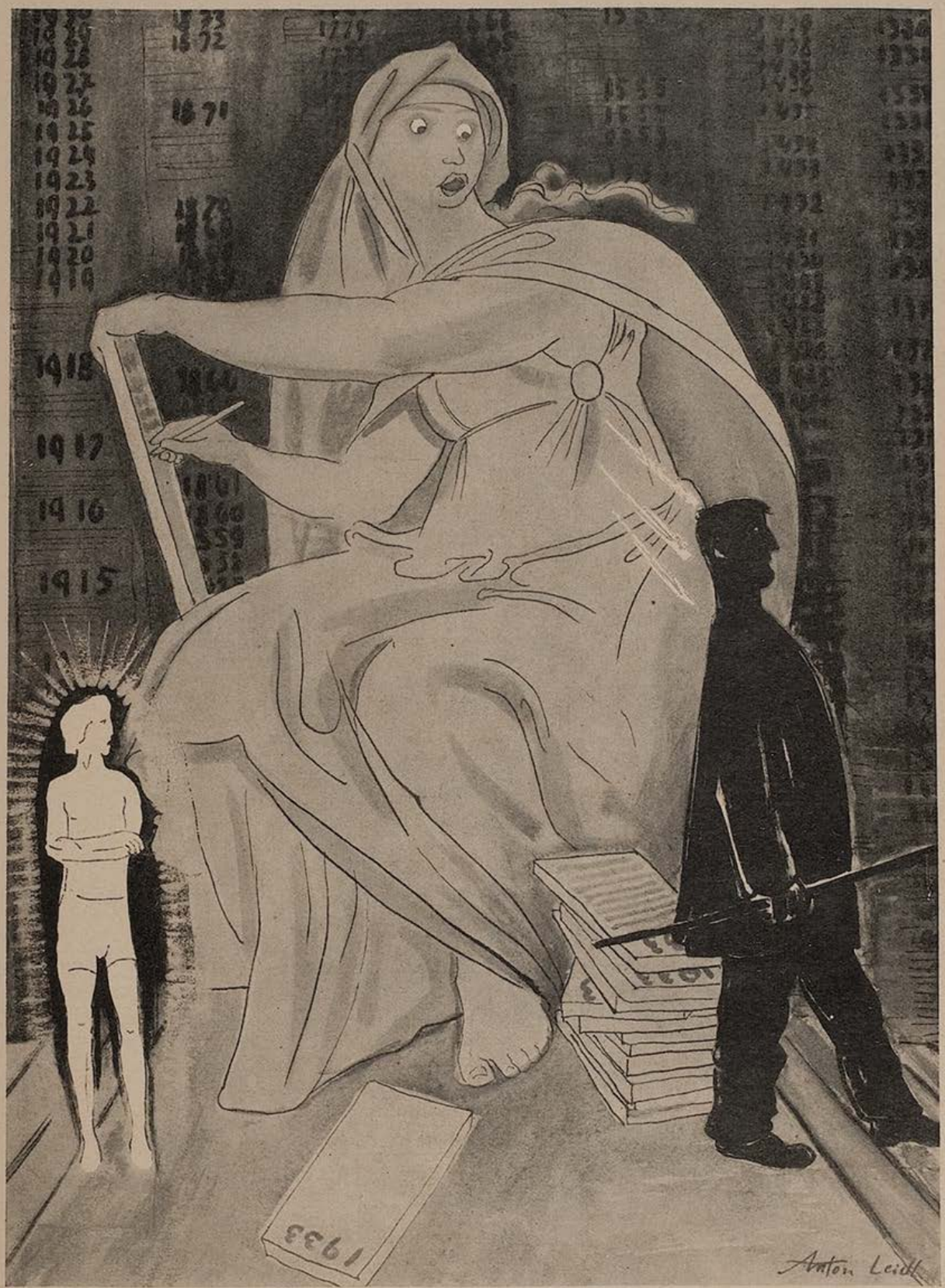
„Übermorgen geh ich ins Deutsche Theater."

„Und morgen?"

„Morgen grüble ich darüber nach, warum ich übermorgen ein Opernglas mit ins Theater nehme . . ." *H. Rewald*

Die Geschichte und das tüchtige Jahr

Anton Leidl



Halt, nicht so schnell abtreten, ich bin mit meinen Aufzeichnungen nicht mitgekommen

GROTESK!

Nur in der Silvesternacht zu kapieren!

Kürzlich wurde in Haarlem ein vielfacher Mörder in seiner Armensünderzelle aufgesucht vom Gerichtsvollzieher. Er hatte noch für einige Jahre rückständige Steuern auf sein Motorrad zu zahlen. Die bevorstehende Hinrichtung mußte verschoben werden, weil der Staat die Steuern verlangt, und sie wird vermutlich umgewandelt werden in lebenslängliche Haft. Nun kommt aber erst das Tollste: der Gerichtsvollzieher hat wochenlang den Steuerschuldner gesucht, nirgends gefunden und als „unbekannt verzogen" gebucht, obwohl sein Name fett in allen Zeitungen stand.

— Nicht umsonst mahnen die Behörden immer, die Zeitungen aufmerksam zu lesen. Teha

Hausmädchen

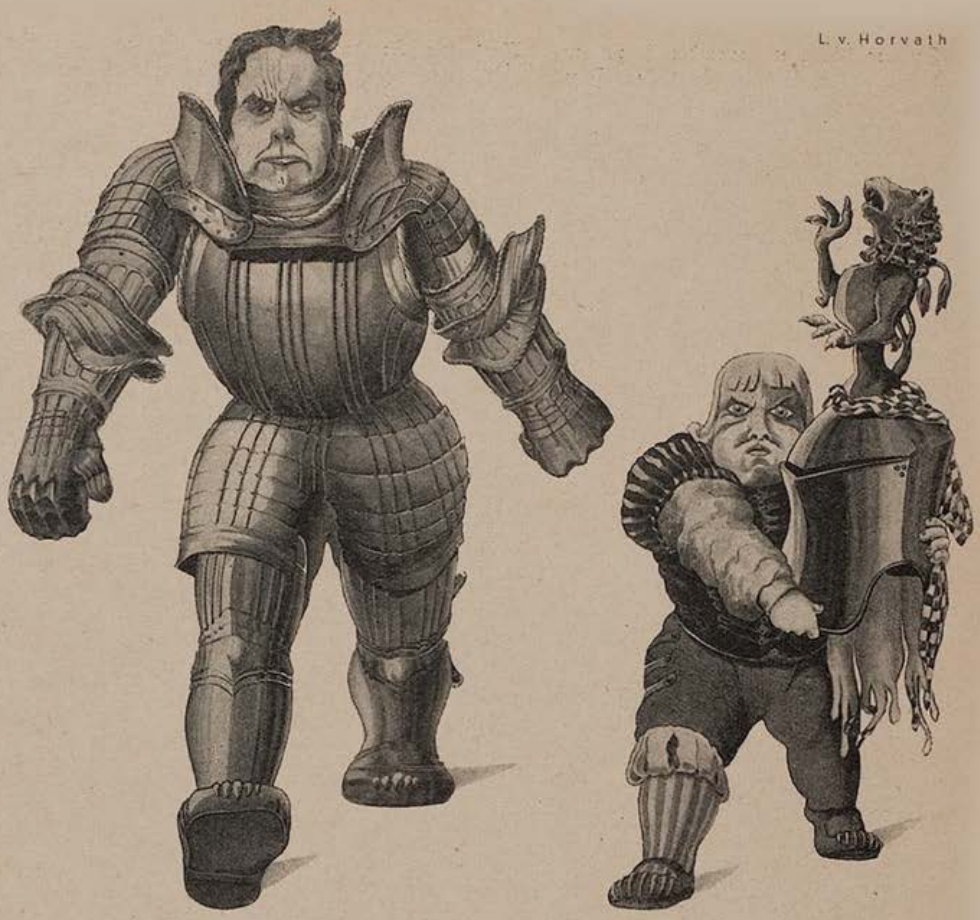
Das neue Hausmädchen stellte sich vor.

Die Hausfrau fragte:

„Können Sie Blusen bügeln?"

Das Mädchen meinte:

„Nein. Aber ich kann Ihnen eine gute Adresse geben, wo ich meine immer bügeln lasse."



Auf geht's!

DIE NEUE WOHNUNG

Vorgestern sind wir in unsere neue Wohnung umgezogen und staunen, daß noch Leben in uns ist. Sie müssen allerdings einen Spiegel vor unsere Lippen halten, um sich zu überzeugen, daß wir noch atmen, und Sie müßten zu diesem Zweck Ihren eigenen Spiegel beistellen, da der unsere in Form eines Zusammenlegspiels unter dem Klavier liegt.

Wir waren gezwungen, vorzeitig zu übersiedeln, da uns die Leute, die unsere alte Wohnung gemietet hatten, buchstäblich auf die Absätze traten, und in der neuen Wohnung waren die Anstreicher noch an der Arbeit. Nur das Vorzimmer, die Kleiderkammer und das Badezimmer standen zu unserer Verfügung. Nach Entfernung des Kronleuchters im Vorzimmer waren wir imstande, unsere Möbel bis zur Decke aufzuschichten. Meine Frau fertigte im Badezimmer eine Art von Lotterbett an, indem sie die Wanne mit Sofapölstern füllte und ich selbst hing mich an einen Haken in der Kleiderkammer, wo ich ruhig wie eine Fledermaus schlief. So wäre alles ungemein befriedigend verlaufen, hätte nicht meine Frau im Schlafe unabsichtlich den Kaltwasserhahn aufgedreht, während sie sich in ihrer Wanne auf die andere Seite wälzte.

Tags darauf verabschiedeten sich die Handwerker, entkamen über die Feuerleiter und ließen uns als Schiffbrüchige in einem Firnissee zurück. Unser, auf engstem Raum aufgestapelter Hausrat und wir selbst oberhalb dieses Tohuwabohu boten einen Anblick dar, der unverkennbar an den biblischen Kupferstich „Die Sintflut" gemahnte. „Mag es noch so beengt sein", seufzte meine Frau, „zu Hause bleibt doch zu Hause."

Bald nach Sonnenuntergang unternahm ich eine versuchsweise Exkursion ins Innere der bemalten Wüste. Bevor ich auszog, war ich allerdings vorsichtig genug, ein Ende der Schnur meines Bademantels um mein Handgelenk zu wickeln und das andere meiner Frau zum Halten zu geben. Und das war sehr wohlgetan. Denn schon nach drei Schritten über die schimmernde Einöde war ich mit Absatz und Zehen festgebannt und zu einem ebenso unverrückbaren Bestandteil des Raumes geworden, wie der Heizkörper in der Ecke. Ich konnte mich zwar ein wenig von einer Seite auf die andere wippen und mich nach vorn und rückwärts schaukeln, aber ich war nicht imstande meinen Standplatz auch nur um Haaresbreite zu verändern.

„Diese Männer sind aber anpassungsfähige Wesen", bemerkte meine Frau grimmig, während sie mich beobachtete. „Wir sind kaum vierundzwanzig Stunden in unserer neuen Wohnung und schon hängst du an ihr!"

Die Schnur des Bademantels mit beiden Händen anfassend und ein eingerahmtes Porträt Onkel Jeremias' als feste Stütze benützend, begann sie, mich wie einen Fisch an sich heranzuholen. Ich klammerte mich nach Leibeskräften an das andere Ende der Schnur und folgte der Richtung des geringsten Widerstandes, bis ich in einem fünfundvierziggrädigen Winkel nach vorn gebeugt war. Aber meine Füße hafteten so fest wie früher.

„Es scheint", sagte meine Frau zwischen zwei Rucken, „daß ich dich mit Wasserdampf werde loslösen müssen wie eine Briefmarke."

„Versuch's noch einmal!" drängte ich.

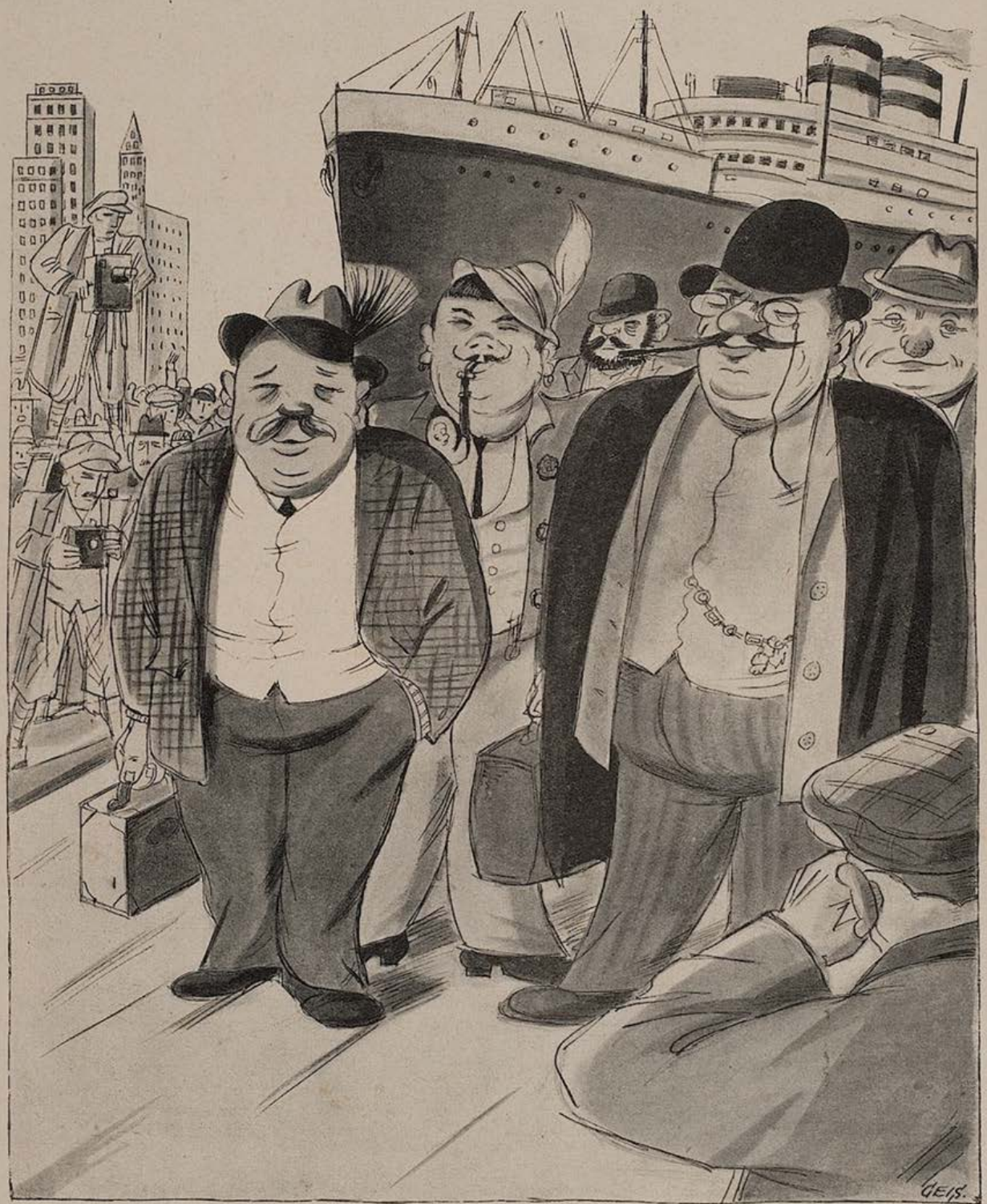
Sie straffte und dehnte sich. Dann stimmte sie das Lied der Wolgaschiffer an und mit gewaltiger Kraftanstrengung löste sie meine Verankerung. Bevor ich auch nur „hoppla" sagen konnte, landete ich zappelnd auf dem Möbelhaufen neben ihr.

Doch meine Schuhe blieben, wo ich sie gelassen hatte: in der Mitte des anschließenden Zimmers. Sie sind noch immer dort. Heute morgen wagte ich mich wieder in die Firniswüste, um sie zu bergen. Der Firnis war genügend hart geworden, so daß ich ihn überqueren konnte. Ich fand, daß ich, wenn ich rasch und trippelnd dahinschritt und stets darauf achtete, nie beide Füße zugleich auf den Boden zu setzen, einer neuen Gefangenschaft entgehen konnte. Dieser Schritt, Firnis-Tanz benannt, sollte von allen Mietparteien geübt werden, bevor sie in eine neue Wohnung übersiedeln.

Dagegen scheint es unabänderlich zu sein, daß meine Schuhe zum dauernden Zierat unseres neuen Heims bestimmt sind. Der Firnis hat sie gefangen und er hält sie, wie Fliegen im Bernstein, für dauernde Zeiten. Zweifellos verleihen sie dem Raum eine entzückende individuelle Note und werden dereinst für den Archäologen der Zukunft von beträchtlichem Werte sein. Trotzdem kann ich den Wunsch nicht unterdrücken, daß sie irgendwo anders wären. Wir hatten beabsichtigt, den Raum als Speisezimmer zu benützen.

Es ist anzunehmen, daß gegen Mitte der Woche der Fußboden trocken genug sein wird, um unsere Möbel aufzustellen; aber meine Frau und ich haben uns entschlossen, alles so zu lassen, wie es ist. Nach zwei Tagen und zwei Nächten im Möbelgebirge haben wir uns an unsere romantische Umgebung gewöhnt. Überdies werden wir ja bald wieder übersiedeln und da wird es einen entschiedenen Vorteil bedeuten, den ganzen Hausrat in der Nähe der Tür aufgestapelt zu haben. Das ist ein Vorsprung, den unsere Nachbarn kaum einzuholen imstande sein werden. W. Holbrook

Josef Geis



Alles will gelernt sein

Unter den Klängen des Gladiatoren-Marsches empfängt Amerika seine aus Bayern importierten Trink-Trainer.

Theobald und der Abreißkalender

Von Fritz A. Mende

Es hatte in der Sommerfrische angefangen. Da war Theobald in einen kleinen Ort zwischen Feldern und Landstraßen gekommen. Er mietete in einem kleinen Haus ein kleines Zimmer. Gegenüber aller Kleinheit, die er da erlebte, war das Bett, das ihm für 14 Nächte Rast gewähren sollte, von wahrhaft alpinen Ausmaßen. Als Theobald langsam seinen Blick vom Fuß des Federgebirges hob, bemerkte er wenig über dem Gipfel einen Kalender, der einen Tag anzeigte, den die Zeit schon lange irgendwo hinten liegen gelassen hatte. Ordnungsliebend, wie Theobald war, wollte er die überfälligen Zettel abreißen, doch sah er schnell die Zwecklosigkeit seines Tuns ein, da der Kalender aus einem früheren Jahr stammte. Nur das erste Blatt — ein siebzehnter Dezember — blieb in Theobalds Fingern. Klein gedruckt stand darauf: „Den schreckt der Berg nicht, wer darauf geboren!" Noch einmal schaute Theobald daraufhin das Bett an, und nun schien es ihm auf einmal nicht mehr so groß und gefährlich wie kurz vorher. Dankbar barg er den trostspendenden Kalenderzettel in seiner Brusttasche.



Es wurde für Theobald zu einer lieben Sitte, jeden Abend, bevor er das Licht löschte, zwei oder drei Blätter vom Kalender zu reißen und sich an den jeweiligen Sprüchen zu erbauen. Die Welt vereinfachte sich zusehends für ihn, und unbelästigt vom Alpdruck des Bettes schlief er mit einem seligen Lächeln ein. Das war wirklich eine Sommerfrische.

Schlimm wurde es erst, als Theobald in die Stadt zurückkehrte. Anfangs hielt man es für einen neuen Witz von Theobald, nur noch in abgeklärten Kalendersprüchen zu reden, aber schließlich merkten seine Freunde, daß es Ernst war. Sie konnten über nichts mehr reden, immer schmetterte Theobald einen seiner weisen Sätze dazwischen. Sprachen sie von Liebe, dann sagte er: „Anmut machet schön das Weib" — oder „Wer hat es nicht erfahren, daß ein Kuß oft den Tod bringt?". Redete einer von seinem Hund: „In Sinnesschärfe sind manche Tiere dem Menschen überlegen." Plante man Reisen: „Immer mit hellen Augen sich in der Welt umsehen." Sagte einer ironisch: „Ja, wenn wir dich nicht hätten, Theobald . . .", dann bemerkte er geschmeichelt: „Du mußt selbst auf festem Grunde stehen, um anderen ein Halt zu sein." Rief jemand: „Jetzt haben wir genug von deinem Blödsinn", dann deklamierte Theobald mit blitzenden Augen: „Das Meer erschöpft sich nicht!" Fragte einer: „Weißt du nicht was Schöneres?", dann war die Antwort: „Auch dem Meeressturm kann man Schönheit abgewinnen." Verstummten die Freunde voll Ärger, sagte Theobald tröstend: „Der Wechsel von Freud und Leid ist das Lebenselement."



Neue Laden-Preise:
(Wesentlich billiger als bisher!)

Kupferberg Kupfer	1/1 Fl. RM. 3.—
Kupferberg Gold	„ „ „ 4.50
Kupferberg Riesling	„ „ „ 5.50

All. spielt zu Hause „Karambola".



Gr. I 16,50 RM. Tischbillard

Vollw. Spiel mit allen Schikanen. Verlangen Sie Prospekt von „Karambola". Vertrieb, Wetzlar 48, Postschließfach 177

30 Fl. feinste Weine
9 Sorten 36 Mk. franko Nachnahme.
Kappesser Ww., Hahnheim 53
b. Nierstein

20 verschiedene Kunstpostkarten
für 90 Pfg. postfrei
G. HIRTH VERLAG AG.
München, Herrnstraße 10

Gebrauchte Adressiermaschine
wird preisw. abgegeb.
München, Herrnstraße 10/I

Inserieren bringt Gewinn!

Das schönste Bilderbuch
für nur Mk. 3.— ist der illustrierte
Katalog der „Jugend"-Kunstdrucke
mit über 1000 verkleinerten Reproduktionen der Werke erster Meister. Der Katalog erleichtert auch die Wahl der „Jugend"-Kunstdrucke, die sich als zeitgemäßer billiger Wandschmuck großer Beliebtheit erfreuen.
Zu beziehen durch den Buch- u. Kunsthandel oder durch den unterzeichneten Verlag:
G. Hirth Verlag AG.
München 2 NO Herrnstr. 10

Gab sich keiner mehr mit ihm ab, so murmelte er: „Menschen sind oft in der großen Gesellschaft am einsamsten."

Schließlich wurde es seinen Freunden endgültig zu viel. Um nicht mit den Gerichten in Konflikt zu kommen, beschlossen sie, sich von Theobald zu trennen. Jeder verfaßte einen Abschiedsbrief. Einer schrieb: „Wer kein Taktgefühl besitzt, erregt überall Anstoß." Ein anderer: „Es gibt Menschen, die Leben, und Menschen, die Tod um sich verbreiten." Der nächste schrieb: „Du mußt deiner Fehler Meister sein." Wieder ein anderer: „Baue dir zum Glück deine eigene Brücke." Doch die meisten wählten als letzten Gruß: „Leben heißt Trennung!"

Als Theobald die Briefe erhalten hatte, hängte er über seinen Schreibtisch den Spruch: „Man ist beliebt, so lang man gibt!" Obwohl er einen dunklen Widerspruch ahnte, konnte er es nicht über sich gewinnen, sein gereinigtes Weltbild deshalb zu komplizieren. Sein weiteres Leben verbrachte er einsam — mit mehreren Abreißkalendern, denn: „Was man einmal ist, das muß man ganz sein."

A. Machek



Neigung zum Alkohol

„Nur am Rhein . . ."

In einer Stadt am Rhein ereignete es sich kürzlich, daß ein heimkehrender Bauer, der nicht mehr ganz nüchtern war, unter die Straßenbahn geriet. Die Bremsen kreischten, Schaffner und Führer sprangen vom Wagen, man glaubte an einen schweren Unfall.

Der Schaffner blickte unter den Wagen und meinte zum Führer: „Der is hin . . ."

Da tönte es ärgerlich unter der Straßenbahn hervor: „Nä, der is net hin! Wart nur, wenn ich rauskomm." *kakuwo*

Psychologische Bemerkung

Auf den letzten Londoner Modenschauen wurde der Versuch gemacht, in der Damenmode den Spitzenunterrock wieder populär zu machen. Aber ausnahmsweise widerstand die Damenwelt den Versuchungen einer neuen Mode; der Spitzenunterrock wurde einmütig abgelehnt.

— Anscheinend war es ein Mann, der ihn gern eingeführt hätte. *Th.*

SILVESTER-APPELL

Mach Schluß mit dem alten Jahre, mein Guter, mein Bester!
Sortiere die Rechnungen kühl, die nicht quittiert sind!
Heut' lassen wir das nicht merken, heut' ist Silvester.
Heut' sind wir die Leute, die nie von sowas geniert sind...

Räum' ab! Räum' alles Zerbrochene, was sich gesammelt,
damit für die nächsten Scherben genügend Platz ist. —
Die Tür zum vergangenen Jahr erst feste verrammelt!
Dann sei bei der Frau, die stets oder heute dein Schatz ist! —

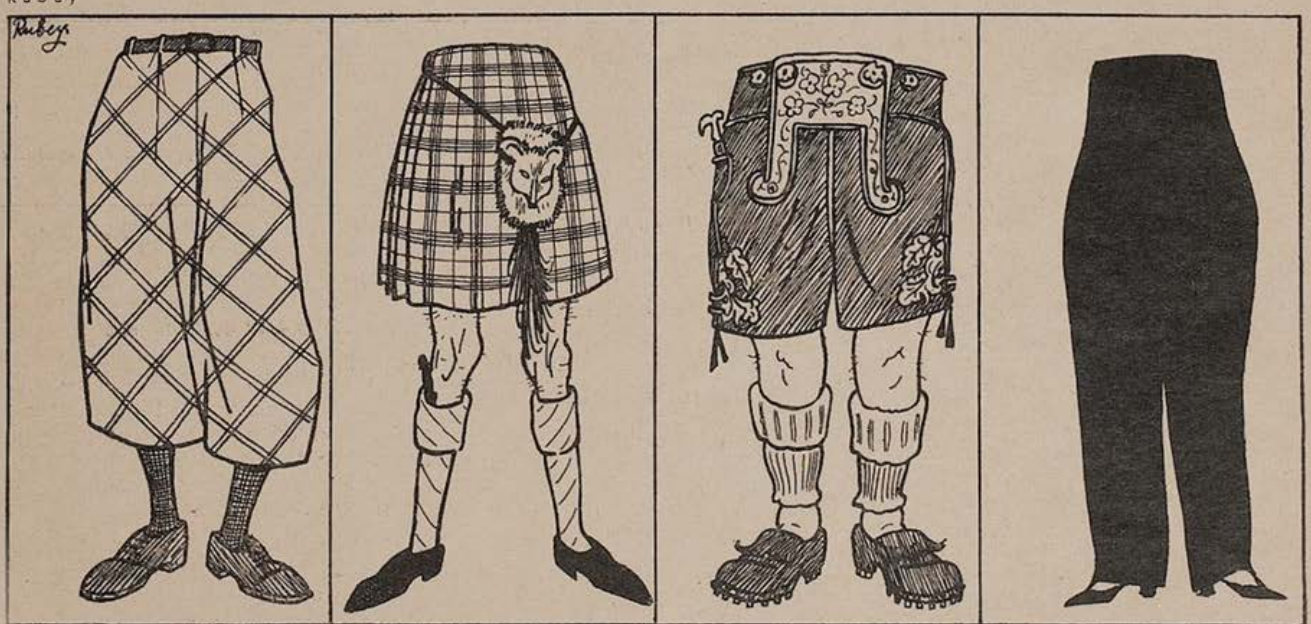
Geh in dich, falls es dich treibt! Im andern Fall sei
bereits beim Abendessen genügend beschwingt!
Wir sind doch alizumal Sünder — was ist denn dabei!
Wir sind ja von lauter Versuchungen leider umringt.

Im übrigen soll man sich selber nicht wichtig nehmen.
Das kommt halt gelegentlich auch den Fehlern zugut. —
Heut' abend sollst du dich keinerlei Leichtsinns schämen.
Heut' ist er bekömmlich, heut' gibt er dir Neujahrs-Mut.

Um 12 laß emsig dein Glas beim Zutrunk erklingen!
Um 12 Uhr 30 bist du dann etwas blau. —
Das Neue Jahr wird rosige Zeiten bringen.
Du hast sie sehr nötig und darum weißt du's genau.

Walther C. F. Lierke

Rubey



Die Winterurlaubskarte legt auch der Herrenwelt modische Verpflichtungen auf:

Im allgemeinen wird im Winterurlaub eine Art Rockhose getragen.

Der Prinz von Wales ist ganz zum Rock übergegangen.

Während der ehem. Münchner Bürgermeister Scharnagl trotz der Kälte seine bayerischen Hosen bevorzugt.

Aber auch die herkömmliche lange Herrenhose wird nicht abkommen: sie wird von Marlene Dietrich kultiviert.

Die Führer des neuen Deutschland

Die nebenstehenden zweifarbigen Titelblätter der „Jugend" von Professor Karl Bauer sind soeben als Einzelblätter auf Kunstdruckpapier erschienen.

Preis pro Blatt 65 Pfg., mit Porto 95 Pfg., in Passepartout RM. 1.50, mit Porto RM. 1.90



Reichsminister Dr. Goebbels K. Bauer



Reichskanzler Adolf Hitler K. Bauer



Ministerpräsident Göring K. Bauer



Reichspräsident v. Hindenburg K Bauer



Reichsstatthalter General Ritter v. Epp K. Bauer



Reichsminister Darré K. Bauer

In gleicher Ausführung liegen ferner vor die Bildnisse von

Stabschef Ernst Röhm
Albert Leo Schlageter
Baldur von Schirach
und Horst Wessel

Erschienen bei

G. Hirth Verlag AG.

München, Herrnstraße 10



Reichsarbeitsminister Seldte K. Bauer

Der Feuerzangen-Punsch

Den üblichen Silvestertrunk bildet von alters her der „Punsch“. Das Wort leitet sich von der Sanskrit-Form „pantscha“ = „das Gepantschte“ ab und bezeichnet damit eine aus verschiedenen Ingredienzien hergestellte Flüssigkeit. Die Zutaten mögen bei den einzelnen Völkern verschiedener Art sein, doch weist jeder Punsch schließlich darin auf seine Urheimat zurück, daß er als Hauptbestandteil ostindischen Reisbranntwein enthält. Menschen, die sich dieser Erkenntnis verschließen und ihren Silvestergästen einen mit Tee-Absud verdünnten „Punsch“ vorsetzen, können keinen Anspruch darauf erheben, ernst genommen zu werden. Hingegen tut ein Schuß kräftigen Rotweines dem Wohlgeschmack des Punsches keinen Eintrag. Auch einige Stücke feiner, mit dem Rasiermesser von Orangen und Zitronen abgehobener Häutchen, sowie Atome von Zimt und Nelken mögen als Würze dienen.

Von seiner indischen Heimat ausgehend, trat der Punsch seinen Siegeslauf über den ganzen Erdball an. Bei den Eskimos hat seine Zubereitung eine Entwicklung genommen, wie sie den örtlichen Verhältnissen und dem Geschmack des Nordlandes entspricht. Hier legt der Eskimo-Vater ein mit Lebertran vollgesogenes Stück Tafelzucker über zwei gekreuzte Walfischrippen, entzündet sodann den Zucker und läßt ihn in ein darunter gestelltes, mit Holzbranntwein gefülltes Gefäß abträufeln. Unserem Geschmack kann dieser Punsch nicht so recht munden, und so ist man denn darauf verfallen, den Lebertran durch Arrak und den Holzbranntwein durch Rotwein zu ersetzen. An Stelle der Walfischrippen tritt eine Feuerzange, woraus sich der Name „Feuerzangen-Punsch“ ergab. —

In Bayern hat der aus dem hohen Norden kommende Feuerzangen-Punsch bisher nur geringe Verbreitung gefunden. Die ersten Versuche, ihn herzustellen, führen mitunter zu unvorhergesehenen Überraschungen. Als Grundsatz sei empfohlen, sich vor Zubereitung des Punsches darüber zu vergewissern, daß die Feuerversicherungsprämie rechtzeitig eingezahlt worden ist.

„So, jetz' schaugt's ma amoi zua, wia ma so a Schürhakel-Pünscherl macht! Hab' selber no koans z'sammapantscht, aber da is a guats Rezept. Gib obacht, Oide, und ös paßt's za auf, Lenerl und Alisi, damit's was lernt's! Ko sei, daß' oan im nächsten Jahr scho z'reißt, und nacha müaßt's euer Silvesterpünscherl Anno vieradreiß'g alloans macha. Also: Der Wein im Haferl is hoaß, Orantschen- und Zitrona-Häut' san aa scho drinna, a weng Zimt und Nelken hab' i einibröselt, und jetz' kimmt d'Hauptsach'! Da hoaßt's also im Rezept: ‚Nun lege man ein Stück Tafelzucker über einen Feuerhaken und durchtränke den Zucker gründlich mit Arrak. Hierauf lege man die Zange über das Punschgefäß, entzünde den Zucker und lasse ihn in den Wein abträufeln. Durch dauerndes Nachgießen von Arrak wird die Zuckertafel so lange in Brand gehalten, bis sie vollkommen abgeschmolzen ist.‘ Guat! Also, Oide, jetzt haltst du 's Schürhakel mit'm Zucker, der Alisi giaßt 'n Arrak drauf, und 's Lenerl tuat'n o'zünden. — — — Warum brennt's denn net, dös G'lump? Net amoi mit Zündhölzeln kann so a Madl vo heutzutag' umgeh'n! — — — Soo, oa Schachtel Zündhölzer san scho aufbraucht! A kostspielig's Getränk! Geh', tua 's ander Schachterl her, und laß' mi selber o'zünden! — — Werd'n ma glei hab'n! — — Auweh, jetz' hat's mein Dauma dawischt, aber 'n Zucker net. — Ja, warum brennt den dös vafluachte G'lump net o?“

„Woaßt was, Vata, vielleicht hast statt 'n Arrakflascherl die ‚Adelholzener Quelle‘ dawischt?“

„Halt's Mäu, Lausbua, windiger, sonst reiß' i dir d'Ohrwascheln aus und zünd's o! Auweh — der Zucker tropft net ab, aber mei' anbrennter Nagel! — Geh', Lenerl, hol' no a Schachterl Zündhölzeln!

— Da ko i ja grad so guat a Zündhölzel unter d'Wasserleitung halten, wia unter den ‚Arrak vo Batavia‘! Werd halt fimfaneunz'g Prozent Wasser sei, der ‚Arrak‘! Dö Pantscher vo Batavia hint' g'hör'n o'zoagt, bei der Lebensmittelpolizei! Und dem Kramer, dem windigen B'scheißer, hau' i's Flaschl auf'n Kopf, daß eahm d'Scherb'n bei die Füaß rauskemma!“



„Woaßt was, Vata, tuan ma den Arrak alloa sauffa, und 'n Wein aa!“

„Naa, a oanzig's Hölzl hetz' i no hi, an dös G'lump. — — Noo — — noo — — jetz' glaub' i, dapackt's es — — brennt scho — — ja was war' denn jetza dös — — dös is ja scho fast z'vui, wia der brennt — — a Stichflamme vo zwoa Meter! — Jessas, Jessas, wo is denn der ‚Miximax‘ oder wia si dös G'lump hoaßt?“

„Vata — Vata — der Vorhang fangt's brenna o!“

„G'schwind, Alisi, hol den Miximax!“

„Ja, glei, aber dei' Krawatten fangt ja aa scho 's brenna o!“

„Is ma wurscht, i halt' was aus. Aber 's Makart-Bukettl hat's aa scho dawischt! — — — So, Alisi, halt nur guat drauf hi mit dem Miximax — so is guat — jetz' is der Brandherd scho nur mehr auf mei' Krawatten beschränkt, und dö hat eh' nur a Fuchzgerl kost'. — — Also, jetz'

Resi, die Tochter des reichen Kuglerbauern von Rimsting, hatte geheiratet. Man glaubte sie auf der Hochzeitsreise und war sehr erstaunt, als sie am Tag nach der Hochzeit wie gewöhnlich ihre Arbeit verrichtete. Befragt, warum sie denn nicht weggefahren sei, antwortete sie: „Wissen's, der Girgl, mei Mann, wollt absolut auf Garmisch nei und weil i da scho gwesen bin, hab i mei Schwester mitgschickt.“

„wenn in München, - dann Deutsches Theater.

werd der Punsch weiter g'macht — schaug her, wia er schö tropft, der Zucker!"

„Vata, wer klopft denn da so stark an der Tür'?"

„Kruzitei fi, und da schlagt oaner glei 's Fenster ei'! Vafluacht — a Feuerwehrmann — —!

„Jawoi, da san ma scho, vom Löschzug Nummer eins! Nur koa Angst, werd glei' g'löscht sei', so a kloan's Zimmerbranderl! D'Schlauchleitung hab'n ma aa scho da, werd glei' komma, 's Wasser! — — psch — — psch — — da is scho! Aha, in dem Hafa drin is der Brandherd — — psch — — psch — — so a leicht brennbare Flüssigkeit g'hört halt a auf koan Tisch d'rauf!"

„Vata, Vata, jetz bricht oaner durch die Tür' rei'!"

„Jessas, a zwoater Feuerwehrmann! Ja, was wolln'n denn Sö da?"

„Grüaß euch Good beiananda! Die zwoate Schlauchleitung geht über die Stiag'n rauf, nur koa Angst net — — psch — — psch — — da kimmt scho 's Wasser! Und jetz' schlag i amoi den Brandherd z'samma! — — Guat hab' i'n troffa, und der Tisch hat a dran glaub'n müassn! Besser z'vui, als wia z'weng! So, und jetz' hau' i no dös Etascherl runter, und a Loch in's Büffeh einig'schlag'n, kann aa nix schaden! — — So, liaber Herr, die G'fahr is jetz' vorüber! Ja, ja, mit so an' Zimmerbrandl is net z'spaßen! Hätt' si leicht weiter



ausdehna könna! A leicht brennbare Flüssigkeit im Haus is halt immer g'fährli! Und strafbar dazua aa no!"

„I dank Eahna halt recht schö', für's Löschen, meine Herrn! Aber bal i den dawisch', der den Brand g'meldt hat, schlag' i'n so umananda, daß er am Kopf a Bruchband trag'n muaß. Und an' Feuerzangen-Punsch mach' i meiner Lebtag' nimmer!" A. Wisbeck.

Pfälzische Schulvisite

Der Schulrat eines pfälzischen Kreisschulbezirks war fanatischer Anhänger der Unterrichtsmethode, die das Kind durch tätige Mitarbeit in ganz besonderer Weise für den Lehrstoff gewinnen will. — Kommt er da eines Tages in ein Dörfchen des Rieds und trifft den Lehrer bei Bemühungen an, seinen Schülern etwas vom Leben und Wirken der Katze, dieses

Rhein- u. Moselweine · Sekt VW Schloß Koblenz
Deutscher Wein u. deutscher Sekt aus deutschem Wein
VW
Bekannt durch Güte und Preiswürdigkeit. Verlangen Sie Liste!
Vereinigte Weingutsbesitzer Koblenz

Beim Ausbleiben oder bei verspäteter Zustellung unserer Zeitschrift bitten wir die Bezieher, sich sofort an den Zusteller oder an die zuständige Zustellpostanstalt zu wenden, und erst dann, wenn dies keinen Erfolg haben sollte, uns davon Mitteilung zu machen.

VERLAG DER „JUGEND" MÜNCHEN, HERRNSTR. 10

DIE KUNSTZEITSCHRIFT

„Der Sportfischer"



soll von **jedem waidgerechten** Sportfischer gehalten werden. „*Der Sportfischer*" bringt Text- und Bildermaterial aus aller Welt, darunter auch große mehrfarbige Kunstdrucke

½jährl. RM. 3—, jährl. RM. 6.—. Man abonniert bei seinem Briefträger, beim Postamt oder direkt beim

FISCHEREISPORT-VERLAG DR. HANNS SCHINDLER,
Fischerei-Buch- u. Kunsthandlung
München NW. 2, Karlstraße Nr. 44
Tel. 596160

3 Neuerscheinungen zur PANIDEALISTISCHEN WELTANSCHAUUNG

Wladimir Astrow: NEUE LEBENSGESTALTUNG.
Grundzüge zur panidealistischen Weltanschauung.
48 Seiten. Preis M. —.90
Knapp orientierende und zugleich umfassende, packend und leicht verständlich geschriebene, jedoch nicht „populäre", für weite Kreise berechnete Darstellung der Grundgedanken der Seelenforschung und Weltanschauung Rudolf Maria Holzapfels, um dessen Lebenswerk sich eine stets wachsende Gemeinde wesenhafte Geisteserneuerung Erstrebender schart.
Aus dem Inhalt: Kulturkrise / Seelenforschung und Lebenserneuerung / Das panidealistische Gewissen / Der neue Glaube / Neue Schaffensziele / Die neue Lebensordnung / Synthese / Die kommende Menschheit.

Hans Zbinden: EIN GESTALTER DER ZUKUNFT.
Aus Leben und Werk Rudolf Maria Holzapfels.
85 Seiten. Preis M. 1.20
Erster Versuch, die wichtigsten Ergebnisse der panidealistischen Gedankenwelt auf ethischem, sozialem, religiösem Gebiete in wohl ausgewählten Auszügen aus den Hauptwerken des bahnbrechenden Seelenforschers und Kulturneugestalters anschaulich zur Darstellung zu bringen, von einer eindringlichen Studie des Herausgebers über Leben und Werk des Schöpfers des „Panideal", „Welterlebnis" und der „Heiligen Ewigkeit" begleitet.

Hans Zbinden: ZUR GEISTIGEN LAGE AMERIKAS.
46 Seiten. Preis M. —.80
Psychologisch tiefschürfende, auf genauer Kenntnis beruhende Schilderung der geistigen Situation in den Vereinigten Staaten. Von den Perspektiven der panidealistischen Kulturforschung aus beleuchtet sie das in Europa noch allzu wenig bekannte Ringen der geistigproduktiven Kräfte Amerikas um eine innere Wandlung und höhere Sinngebung des seelischen und sozialen Lebens.

G. HIRTH VERLAG AG. MÜNCHEN



Der Optimist

„1934! Da wären wir ja wieder um ein Jahr älter geworden!"
„Ich nicht! Ich bin erst im August geboren!"

Wichtige Erfindung

Beim Patentamt in Berlin ist ein neuartiges Schlüsselloch patentiert worden: es ist hochmagnetisch und zieht den Schlüssel, wenn er nur in den Umkreis des Schlüssellochs gerät, von selbst hinein. Der Zweck der Erfindung ist, „das lästige Herumtappen im Dunkeln zu vermeiden".

— — Wichtig für die Heimkehr vom Silvesterpunsch!

Teha

WIRTSCHAFT
VON ERICH O. KOCH

Der Dampfer, der die Verbindung vom Bahnhof Hallstatt über den See zur Stadt besorgte, war mit einer kleinen Verspätung abgefahren. Das war so gekommen: Ein ungeduldiger Berliner fragte einen Mann der Besatzung des Schiffes, ob denn der Kahn nicht bald losgondle. Darauf erklärte die Mannschaft korporativ, mit der Abfahrt so lange zu warten, bis ihnen für die Beleidigung „Kahn" volle Genugtuung würde. Diese Genugtuung wurde endlich in Gestalt von fünf Flaschen Bier herbeigeschafft, so daß auf jeden der wackeren Schiffer zweieinhalb kamen. Gute Mathematiker können sich nun die Zahl der Bemannung ungefähr ausrechnen.

Das Deck des Kah..., Verzeihung, Schiffes, war gesteckt voll.

Hören konnte man allerdings nur die Berliner. Anscheinend Großkaufleute, Wirtschaftsmänner.

War das ein Gequassel! Jeder eine Zeitung in der Hand. Die Debatte drehte sich anscheinend um das Schicksal des Stillhalteabkommens, das eben in Berlin Gegenstand von Verhandlungen war. Zumindest konnte man dieses Wort fortwährend hören.

seltsamsten Haustieres, das der Mensch gezüchtet, beizubringen. Groß und deutlich hing das Bild der besagten Kreatur an der Schultafel.

Hm, das war etwas für den Herrn Schulrat und, eins, zwei, drei, sprang er denn auch in sein urtümlichstes Element. Fragen und Antworten sprudelten unaufhörlich, und die sieghaften Seitenblicke zum Lehrer hin waren ohne Zahl. — Mählich war man bei dem letzten Körperteil des nützlichen Tieres angelangt. Es sei der Schwanz, hatte ein Kleiner grinsend festgestellt. „Gut", sagte der Schulrat, „setze dich. — Aber was ist da noch?" und klopfte mit dem Handrücken auf die kühne Protuberanz der Darstellung. Schweigen. Auch der Lehrer wußte nicht, wohinaus die Frage ging. Der prüfende Herr wurde ungeduldig. „Nun, Kinder, überlegt. Was ist da schon?" — Wieder strich seine Hand über die rückwärtige Gegend des Tieres. Schweigen. — „Na, wird es endlich?" klang es nach einer Weile schon grollender. Da aber erhob sich ein Schüler, der in der vordersten Reihe saß, und rettete die Ehre der Klasse auf seine Art. — „Ei, der Schwanz", sagte er vorwurfsvoll, „der baumelt an dere ihrm Hinnern rum, sehe Se des dann net, Herr Schulrat?"



DKW

. . . . und das für eine geräumige, viersitzige Cabrio-Limousine —
so wenig kostet der Betrieb eines

DKW-FRONTANTRIEB

Typ „REICHSKLASSE" (600 ccm). Typ „MEISTERKLASSE 701" (700 ccm) hat einen Verbrauch von ca. 6,5 Ltr. auf 100 km. Daß diese Wagen nicht nur in ihrer Wirtschaftlichkeit, sondern auch in Leistung und Fahreigenschaften ganz einzigartig sind, beweisen ebenso ihre Erfolge in schweren Zuverlässigkeitsfahrten wie ihre sprunghaft steigende Zulassungsziffer

TÄGLICH 50 NEUE BESITZER — UND 50 NEUE BEGEISTERTE FREUNDE!

AUTO UNION

DKW-Zweitakt-Hochleistungsmotor, 18 bzw. 22 PS
Umkehrspülung (Patent Schnürle) · Frontantrieb
Vollschwingachsen DKW-Spezialkarosserie

REICHSKLASSE, 600 ccm ab Werk RM **1990.–**
MEISTERKLASSE 701, 700 ccm, ab Werk RM **2495.–**

24/200

AUTO-UNION FILIALE MÜNCHEN
Ausstellungsräume: Odeonsplatz 12. Tel. 22761/63
Fabrikwerkstätten: Zennerstr. 20. Tel. 70984

Foto Tröller

Ich saß neben einem der biederen Holzknechte und sagte am Ende der Fahrt zu ihm: „Na, sind S' froh, daß Sie hier, in dieser gottvollen Gegend, von solchen Sachen wie Stillhalteabkommen und so, nichts zu wissen brauchen."

Meinte der Alpler treuherzig: „Ah, dös gibt's bei uns schon auch, mein Lieber. Nur die Fremdwörter mög'n wir net. Stillhalteabkommen! So was bleds! Wir sag'n halt einfach ‚Busserl' dazua."

Das nützliche Haustier

In Graz hat ein Affe, der zum Haushalt eines tierliebenden Professors gehört, während dieser einen Augenblick das Arbeitszimmer verließ, den Schreibtisch durchsucht, die Brieftasche herausgenommen und angefangen, die Geldscheine zu fressen. Als der Professor zurückkehrte, hatte der Affe annähernd 5000 Mark verschlungen.

— Und es war nicht einmal ein Silvesternacht-Affe. Th.



Prosit Neujahr!

Das schönste und wertvollste

GESCHENK!

Die gesunde und praktische

LEBENSWEISHEIT

nach gesammelten Erkenntnissen der Philosophie vom Altertum bis zur Gegenwart

Zusammengefaßt in dem Buch

„Für stille Stunden"

durch v. Krempelhuber

450 Seiten in Ganzleinen geb. nur M. 2.85

Zu beziehen durch

G. Hirth Verlag AG., München

Herrnstraße 10

Ein Buch fürs Leben!

Zur Erbauung für jung und alt!

Eine Bibliothek für Politik und Wissenschaft von seltener Vollständigkeit ist Umstände halber zu verkaufen

u. a. Die große Politik der Europäischen Kabinette, 40 Bände; Die Vorgeschichte des Weltkrieges (Werk des Untersuchungsausschusses) 4 Bände; Der Weltkrieg (herausgegeben vom Reichsarchiv) 8 Bände; Die Ursachen des deutschen Zusammenbruchs (Werk des Untersuchungsausschusses) 16 Bände; vollständiger Deutscher Geschichtskalender von Purlitz (Felix-Meiner-Verlag); vollständiger Schulthes Europäischer Geschichtskalender (Beckh'sche Verlagsbuchhandlung); Handbuch der Staatswissenschaften, Handbuch der Rechtswissenschaft; Memoiren, Biographien, Gesammelte Werke, Lexikon, Bibliophiles, gesammelte Jahrgänge wichtiger Zeitungen, die wichtigste europäische schöne Literatur

Anfragen unter **T. B. 1721** an die Expedition der Münchner „Jugend"

Neurasthenie

Nervenschwäche, Nervenzerrüttung, verbund. mit Schwinden d. best. Kräfte. Wie ist dieselbe vom ärztl. Standpunkte aus ohne wertlose Gewaltmittel zu behandeln und zu heilen? Wertvoller, nach neuesten Erfahrungen bearbeiteter Ratgeber für jedermann, ob jung oder alt, ob noch gesund od. schon erkrankt. Gegen Einsendung von M. 1,50 in Briefmarken zu beziehen vom **Verlag Silvana 66, Herisau** (Schweiz).

Was mancher nicht weiß:

Man kann die „Jugend" nicht nur in Kaffeehäusern, ärztlichen Wartezimmern und beim Friseur lesen, man kann sie auch in jeder Buchhandlung oder beim G. Hirth Verlag AG., München, Herrnstraße 10, abonnieren. Man soll sie sogar abonnieren. Wer sich die „Jugend" hält, erhält sich die Jugend. Außerdem hilft er den deutschen Künstlern und das tut bitter not, wie wir alle wissen.

Begründer: Dr. GEORG HIRTH. — Verantwortlich für die Schriftleitung: ERNST KAMMERER; für die Anzeigen: GEORG POSSELT, beide in München. — Verlag: G. HIRTH VERLAG AG., München. — Für die Herausgabe in Österreich verantwortlich: J. RAFAEL, Wien I, Graben 29a (Eingang Trattnerhof). — Für die Redaktion in Österreich verantwortlich: MARIANNE RAFAEL, Wien XIX, Hochschulstraße 25.

— Alle Rechte vorbehalten. — Nachdruck strengstens verboten. — Copyright by G. HIRTH VERLAG AG., München.

— Druck: G. HIRTH VERLAG AG., Buch- und Kunst-Druckerei, München, Herrnstraße 10. — Entered as second class matter, Postoffice New York, N. Y. Manuskripte sind nur an die Redaktion der „Jugend", München, Herrnstraße 10, zu senden: Rücksendung kann nur erfolgen, wenn Rückporto beiliegt.

Neujahrstrunk über den Ärmelkanal

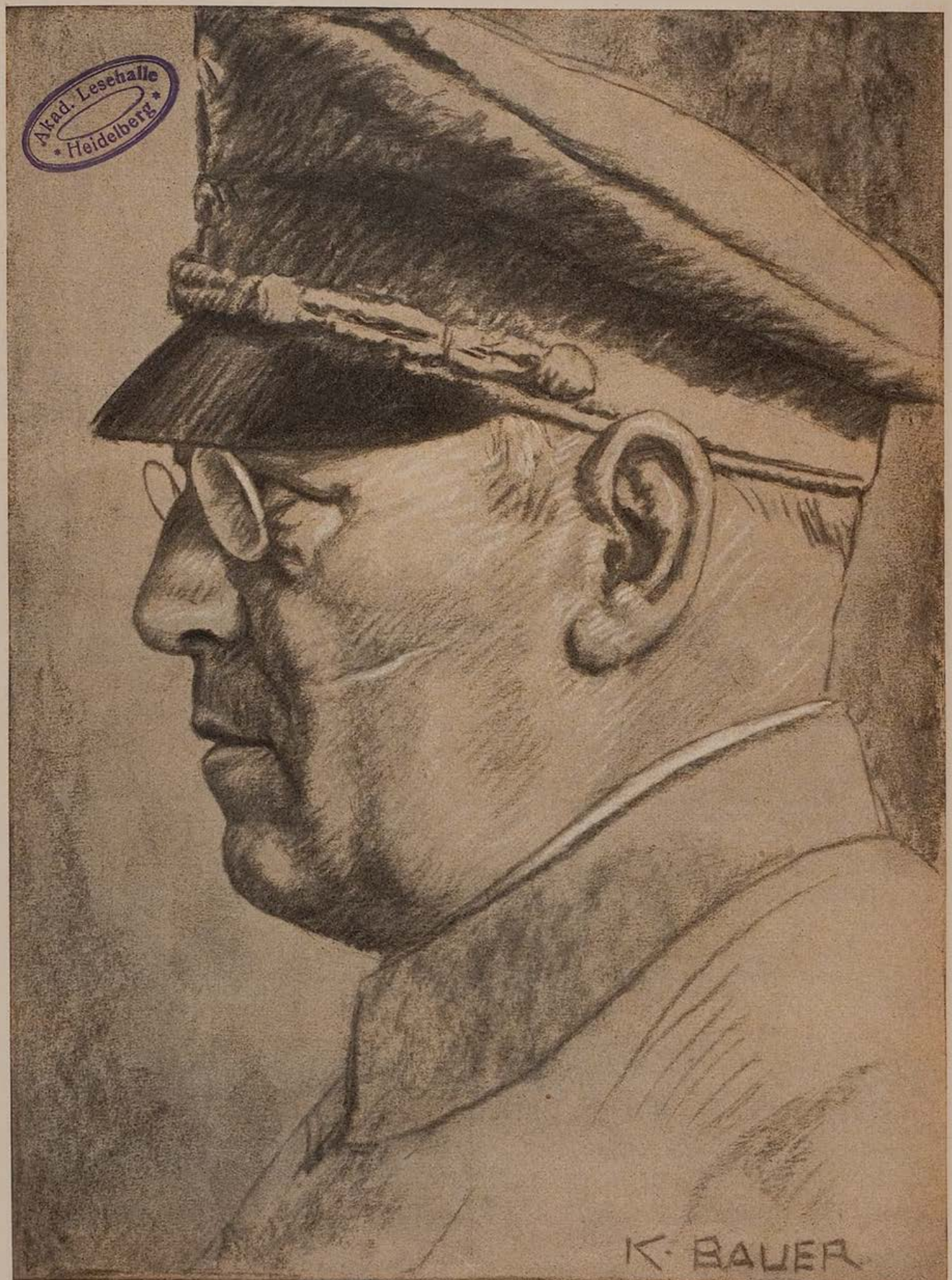
Erich Wilke



Na denn, prost — wir bleiben bei unserer alten Marke!

JUGEND
PREIS 60 PFENNIG
MÜNCHEN 1934 / NR. 2

Akad. Lesehalle
Heidelberg



Reichsarbeitsminister Seldte

Karl Bauer

J U G E N D
39. JAHRGANG 1934 / NR. 2



Störrisch Bold

Ja, und —?

DIE GESCHICHTE EINES PHILOSOPHEN

VON HANS RIEBAU

Mein Freund Georg, das ist sonst ein ganz netter Junge. Aber eine verteufelte Angewohnheit hat er. Man kann ihm erzählen, was man will: Jedesmal, wenn man fertig ist, zuckt er zweimal mit der linken Schulter, hebt erstaunt den Kopf und fragt: „Ja, und —?"

Auf den ersten Blick scheint das eine zwar dumme, aber nicht sehr gefährliche Unart zu sein. Wenn zum Beispiel irgendein Mann zu ihm sagt: „Herrliches Wetter heute!" — und Georg mit der Schulter auf und nieder zuckt und fragt: „Ja, und —?", so ist der Mann wohl ein wenig irritiert. Möglicherweise fügt er noch hinzu: „Ich meine nur so", und vielleicht wirft er auch einen scheuen Blick auf Georg. Damit aber ist dann die Szene wohl zu Ende.

Neulich ist es dann so gekommen, wie es kommen mußte. Georg und ich standen auf der Straßenbahn. Neben uns lehnte ein eleganter, aber immerhin zwei Meter großer und sehr muskulöser Herr. Georg war nicht recht zufrieden mit sich und mit der Welt. „Ich brauche eine Frau", sagte er, „ich möchte mich gern verloben. Und vor allem brauche ich ein Paddelboot mit blauem Deck und weißem Rumpf, damit ich mit meiner Braut nach dem Müggelsee fahren kann, und dann brauche ich — —"

„Geld", lächelte ich, „damit du dir ein Paddelboot kaufen kannst. Vorläufig aber hast du kein Geld, und ich habe erst recht keins."

Georg hob erstaunt den Kopf, „ja, und —?" fragte er.

In diesem Augenblick griff der große, muskulöse Herr neben uns in das Gespräch ein. „Ich weiß jemanden", sagte er, „der hat ein erstklassiges Paddelboot zu verkaufen."

„Ja, und —?" zuckte Georg die Achsel.

Da fing der Herr an, von dem Mann, der ein erstklassiges Paddelboot zu verkaufen hat, zu erzählen. Zuerst sprach er sehr ruhig. Nach dem dritten „Ja, und —?" aber wurde er nervös, kam vom Thema ab, und dann redete er plötzlich von seinem großen Boxkampf. „Es hätte nicht viel gefehlt", sagte er, „und dieser Boxkampf wäre für mich die Vorstufe zur Weltmeisterschaft geworden. Was aber tut der Schiedsrichter? Er disqualifiziert mich, trotzdem das Publikum vor Entrüstung brüllt und schreit. Er disqualifiziert mich, weil er — wie sich später herausstellte — b e s t o c h e n war."

Georg zuckte zweimal mit der Achsel und hob den Kopf. „Ja, und —?" fragte er.

In diesem Augenblick hörte ich deutlich, wie die Zähne des Herrn anfingen zu knirschen. „Wenn Sie noch einmal ‚Ja, und —?' sagen", keuchte er, „schlage ich Sie kurz und klein."

Georg hob erstaunt den Kopf, „ja, und —?" flüsterte er.

Nunmehr geschah es. Der Herr hob die Hand, und dann klatschte es, einmal, zweimal, dreimal.

Georg stand, mit knallroten Backen, wie betäubt. Zwar zuckte seine Achsel zweimal auf und nieder und, wie von einer unsichtbaren Kraft bewegt, hob sich sein Kopf. Aber kein Wort kam über seine Lippen.

Indessen, wie es ja so geht, war der Zorn des Angreifers zugleich mit der explosiven Entladung verraucht. Ja, das Fehlen jeder Gegenwehr machte ihn unsicher und ängstlich. Möglicherweise hatte er zu fest geschlagen. Möglicherweise gab es da noch allerlei Scherereien.

„Ich muß Sie um Verzeihung bitten", murmelte er schließlich, „mein Temperament ist mit mir durchgegangen."

Georg zuckte zweimal mit der linken Achsel, hob erstaunt den Kopf und sagte: „Ja, und —?"

Das verwirrte den anderen nun erst recht. „Ich bin ja gern bereit", stotterte er. „Ich weiß nur nicht, wie Sie es aufnehmen... Ich möchte natürlich keinen Skandal — —"

Und schon hatte er einen Zwanzigmarkschein in der Hand und reichte ihn Georg.

Georg nahm den Schein, zuckte zweimal mit der Achsel, hob erstaunt den Kopf und sagte: Ja, und —?"

Der Herr schluckte ein paarmal trocken hinunter, warf einen hilfesuchenden Blick um sich und reichte Georg einen zweiten Zwanzigmarkschein.

„Ja, und —?" fragte Georg. — —

Als die Straßenbahn hielt, hatte er sechzig Mark in der Brieftasche. Wir gingen sofort in Bonnemanns Weinstube. „Das Paddelboot!" flüsterte ich. Georg aber bestellte eine gute Flasche. „Haben Sie vielleicht zufällig Rheinlachs da?" fragte er den Kellner.

„Jawohl", nickte der Kellner, „und ganz frische holländische Austern auch."

„Ja, und —?" fragte Georg.

„Und ein Entrecôte Strindberg könnte ich empfehlen", dienerte der Kellner.

„Ja, und —?"

„Ente."

„Ja, und —?" — — —

„Hör mal", sagte ich, als das Frühstück zu Ende war, „ich habe es ausgerechnet: Du wirst die Rechnung gerade eben bezahlen können. Davon aber, daß du dir ein Paddelboot kaufst, um mit einem Mädchen Ausflüge nach dem Müggelsee zu machen, kann keine Rede mehr sein."

(Fortsetzung Seite 29)

Kleine Reflexion

Das Kind, Gesind und Rind,
Das Haus, die Laus, die Maus,
Die Flut, die Wut, der Hut —
Wie reimt sich das doch gut!

W. v. W.

DER MANN IN DER ZELLE

VON WOLFGANG FEDERAU

Der Mann in der Zelle warf sich auf seiner schmalen Pritsche unruhig hin und her. Seine Augen waren weit geöffnet, aber er sah nichts. Dunkelheit stand um ihn wie eine Mauer und die Wände des Kerkers lasteten auf ihm wie der Deckel eines Sarges, den zwei Meter Erde beschweren.

Ja, so dunkel war auch die Nacht jenseits der Gefängnismauern, daß man das kleine, vergitterte Fenster hoch oben unter der Decke, das tagsüber ein spärliches Licht, ein trauriges und nüchternes Licht spendete, kaum zu erkennen vermochte.

Trotzdem brannten die Augen des Mannes. Und ganz vergeblich ersehnte er den Schlaf, der ihm für kurze Zeit Vergessen schenken, ihn von seiner Qual befreien sollte.

Nein — er konnte nicht schlafen. Er dachte an das, was er verloren, und sein Herz bäumte sich auf. Sein Herz zog sich zusammen und jagte das Blut in harten Stößen durch die Adern, daß er es singen und rauschen hörte. Ließ etwas heiß und feucht in seine Augen steigen, von dem er sich schämte, sich einzugestehen, daß es Tränen wären.

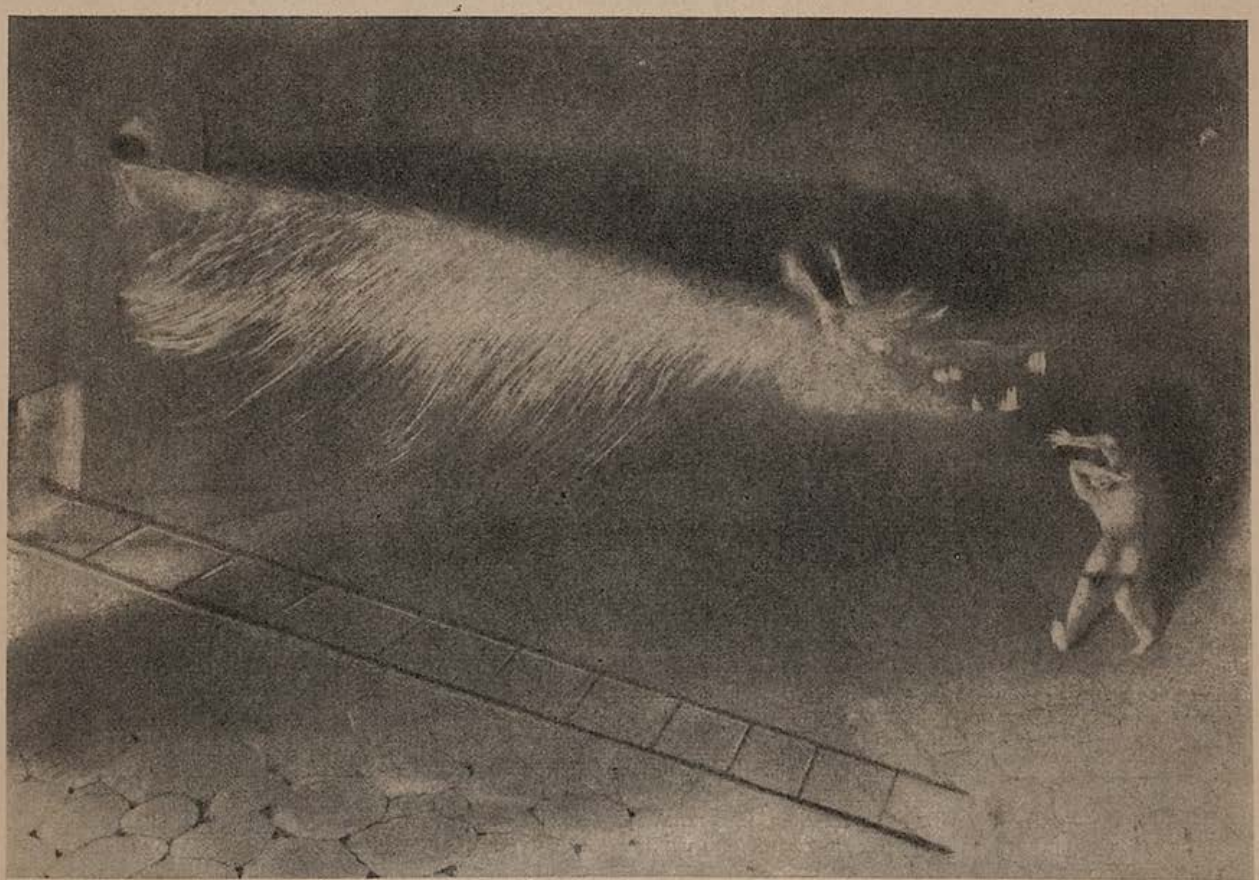
Das, was der Mann verloren hatte, war — die Freiheit.

„Was ist Freiheit?" grübelte der Mann. Tausendmal, hunderttausendmal hatte er dies Wort im Munde geführt, in seinem bisherigen Leben, ohne mit ihm einen bestimmten Begriff zu verbinden, ohne sich dabei etwas zu denken. Es gab ja nicht nur eine Freiheit — ungezählte Freiheiten gab es und jede bedeutete etwas anderes. Es gab die Freiheit der Kunst und die Freiheit der Gedanken, die Freiheit der Arztewahl bei den Versicherten und die politische Freiheit eines Volkes. Bei ungezählten nichtigen Anlässen, am Biertisch und im Kegelklub, wurde dieses Wort gebraucht und mißbraucht und zur armseligen Scheidemünze entwertet. Und seines eigentlichen, heiligen Sinns beraubt. Nein, er hatte nie gewußt, was Freiheit war. Aber jetzt — jetzt wußte er es.

Freiheit, dachte der Mann, das ist: an einem solchen milden, warmen Spätsommerabend, wie er wohl heute draußen über die Erde hinabgesunken ist, seine Wohnung verlassen dürfen und sich irgendwo am Wiesenrande, vor den Toren der Stadt, hinlegen, dem eintönig-zärtlichen Lied der Grillen lauschen und sich mit den Blicken an die weite Unendlichkeit des Himmels verlieren dürfen. Freiheit, das heißt, mit einem geliebten Menschen die Schönheit der Welt und die süße Trauer dieser Welt in sich aufnehmen, in sich hineintrinken, jederzeit die warme Nähe dieses Menschen spüren und wissen: was auch geschieht — hier ist einer, der mit mir fühlt, der zu mir gehört. Der meine bescheidenen Freuden teilt und mir die Sorgen tragen hilft, die mich bedrücken. Der mit einem Kuß oder mit einem Lächeln von mir nimmt, was mich belastet, und mit leisen, zärtlichen Händen mir die Falten aus der Stirne streicht. Freiheit, das ist das Recht, sein Dasein und des Alltags flüchtige Stunden nach eigenem Willen zu regeln und zu erfüllen, sein Schicksal zu schmieden und seine Zukunft zu formen. Ungehemmt sich bewegen zu dürfen, gebunden lediglich durch die Pflichten der Arbeit, des Berufs, durch die Vorschriften des Rechts, der Sitte und der Gesetze.

„Es läßt sich nicht definieren, nur fühlen, was Freiheit ist", dachte der Mann in der Zelle. „Und es läßt sich ganz erfühlen erst dann, wenn man die Freiheit verloren hat. Wenn eines Kerkers Mauer uns umschließt und ein anderer Wille mächtig in den unsern hineingreift, uns hindert, das zu tun, was wir gern tun würden, das zu lassen, was wir so gern lassen wollten."

„Es ist mit der Freiheit wie mit dem Brot",



Das Gespenst — A. Machek



Südliche Küste — Hans Thoma

dachte der Einsame. Solange zu jeder Mahlzeit ein Korb mit frischen, köstlich duftenden Brotschnitten auf unserm Tisch steht, nehmen wir es, genießen wir es wie etwas Selbstverständliches, dankbar. Und erst wenn einmal der Hunger in unsern Eingeweiden wühlt, wenn wir seit Tagen keinen Bissen über die Lippen gebracht haben, dann erst erleben wir, was das Brot für uns bedeutet: dieses alltägliche, einfache, ganz gewöhnliche Brot."

Dem Mann in der Zelle stieg plötzlich eine ungeheure Bitterkeit, eine grenzenlose Verzweiflung in der Seele hoch. Er fragte sich nicht, ob er zu Recht oder zu Unrecht hierher geraten sei. Er wollte es nicht entscheiden, es erschien ihm unwichtig in jeder Beziehung. Wichtig war nur das andere: die nackte, brutale Tatsache und die Gewißheit, daß er dies so plötzlich veränderte Dasein, diesen Verlust der Freiheit nicht länger ertragen könnte. Nicht einen Tag, nicht eine Sekunde länger.

Einen Augenblick noch gingen seine Gedanken hinüber zu seiner Frau, zu seinen Kindern. Er versuchte sich vorzustellen, wie sie sich um ihn sorgen und grämen würden, wie schwer sich ihr Leben gestalten würde, bis zur endgültigen Entscheidung über sein Schicksal. Aber gerade diese Vorstellung war es, die ihn in seinem Entschluß bekräftigte.

Man hatte ihm bei der Einlieferung jedes Werkzeug, mit dessen Hilfe er sich irgendeinen Schaden hätte antun können, fortgenommen: das Taschenmesser, die Nagelschere, den Spiegel. Nur eines hatte man vergessen — die Hosenträger.

Der Mann erhob sich vorsichtig und geräuschlos von seinem Lager. Im Dunkeln fand er, was er suchte, und müheloser als er erwartet hatte, gelang es ihm, diese Hosenträger am Gitter des Fensters festzuknüpfen.

Rasch entschlossen legte er die Schlinge um seinen Hals — der große Sprung in die Dunkelheit konnte erfolgen . . .

Aber dieser Ersatz eines hänfenen Strickes ertrug nicht die Last des schweren Körpers. Hart fiel der Mann auf den Boden. Und plötzlich wurde es ganz hell um ihn.

Er sah seine Frau — lächelnd, halb und halb besorgt beugte sie sich über ihn.

„Aber Willy", sagte sie, „was für verrücktes Zeug mußt du zusammengeträumt haben, daß du wie ein kleines Kind aus dem Bette fällst."

Er gab keine Antwort. Er mußte sich erst zurechtfinden. Sah seine Frau an, mit Blicken, die aus einer ungeheuren und furchtbaren Ferne zurückkamen. Mit leeren und furchterregenden Blicken.

„Was hast du nur?" fragte die Frau entsetzt.

„Ein schlechtes Gewissen", erwiderte der Mann, und ein kalter Schauer rieselte über seinen Rücken, während er bebend in sein Bett zurückkroch.

Kleine Ursachen . . .

Im Künstlercafé saßen ein paar Librettisten und Komponisten bei ihrer gewohnten Rummypartie.

Plötzlich schmiß einer der Librettisten seine Karten hin und rief aufgeregt: „Moment, meine Herrn, ich hab' grad einen sehr netten Einfall für ein Libretto, den muß ich mir sofort notieren!"

Sprachs und holte ein verwittertes Notizbüchlein heraus.

Da meinte sinnend der alte Journalist B.: „Das ist doch eigentlich ein Wunder Gottes: heute noch eine kleine, unbedeutende Operettenidee — die Eingebung eines Augenblicks — und in ein paar Monaten wird aus dem kleinwinzigen Einfall schon eine Riesenpleite mit hunderttausend Schilling Defizit geworden sein!" *R.*

ELSE RÜTHEL:

DER ABONNENT



Dr. jur. Otto, Junggeselle mittleren Alters, unterhielt eine kleine Anwaltskanzlei und in dieser als Sekretärin Fräulein Cläre Mayer, das ungeheuer tüchtig war und zudem bildhübsch. Ihm jedoch, da er äußerst zerstreut war, entging, daß sie hübsch war. Er sah sie nicht — wie man das Glas der Scheibe nicht sieht, durch die man wichtige Vorgänge draußen beobachtet, spürte sie nicht, wie man sein Schwergewicht nicht spürt. Tüchtig war sie, so tüchtig, daß seine Kanzlei ohne sie nicht denkbar gewesen. Ja, wäre Otto nicht so zerstreut gewesen und hätte er einmal scharf nachgedacht: sein Leben war (da sein Beruf sein Leben war) ohne Cläre Mayer nicht denkbar.

Ihm aber stand als Junggeselle und Privatmann der Sinn nach einem Fräulein Merlin, einer strahlenden Dame, die jüngst im Städtchen eine Leihbücherei moderner und allermodernster Autoren eröffnet hatte. Dem Doktor, einem grüblerisch bedachtsamen Naturell, prädestiniert wie kaum einer für die tiefschürfenden Wirkungen moderner Literatur, entging es trotz seiner Zerstreutheit nicht, daß Fräulein Merlin um ein Erkleckliches höher erstrahlte, sobald er das Lädchen betrat, doch ihm kam nicht der schwarze Verdacht, dies könne nur dem Abonnenten in ihm gelten. So konnte es denn geschehen, daß es, völlig geräuschlos zwar und kaum von den Beteiligten selbst recht bemerkt, zu einer Schlappe Doktor Ottos kam. Der harmlose Vorgang spielte sich mitten im Lädchenschluß ab, als Otto schnell noch eines Buches, der abendlichen Bettlektüre, bedurfte. Versehentlich im hastigen Wühlen berührte seine Hand das weiße Händchen der Strahlenden, und er, zerstreut wie er nun einmal war, zog es galant an seine Lippen. Die Strahlende aber versetzte ihm ganz nebenhin einen kurzen Klaps, der seinen kleinen Finger streifte. Dabei sah sie ihn flüchtig an und, ebenso flüchtig, empfing Otto den scharfen Eindruck, daß ihr so sympathisches Gestrahle in Wirklichkeit kaltschnäuzig bis ins Mark war. Doch, wie gesagt, er hatte den unscheinbaren Vorgang schon vergessen, als Fräulein Merlin strahlend wie stets zur Tagesordnung, nämlich zum Lädchenschluß, überging.

Ein anderes war's um Cläre Mayer. Ihrem Scharfsinn war die Passion des Doktors nicht entgangen; sie litt wie nur je das schwärmerische Herzchen einer für den Chef entbrannten Angestellten, der aus Zerstreutheit ihrer nicht acht hat, zu leiden vermag.

Es gab viel zu tun, und Otto kam nicht zum Lesen. Kam er jedoch, abends solid und einsam in seinem Bette liegend, dazu, so hatte er seltsamerweise keine Lust, das neue Buch gerade heute anzubrechen, und vertiefte sich lieber in eine Zeitung. Darüber verging im Abonnement bald der Monat, der neue Monat brach an, und eines Tages stand Cläre Mayer in der Tür und sprach mit einer Stimme, die nicht ins engere Getriebe der Kanzlei gehörte: „Am Telephon ist die Bücherei Merlin, Herr Doktor möchte sein Abonnement erneuern!" War es das Tremolo der Stimme, war es der feuchte Glanz der rehbraunen Augen, was den Doktor bei dieser Meldung ablenkte, er sah das Fräulein an und sagte zerstreut: „Ja, ja, gewiß", während ihm unklar auffiel, daß mit dem Tremolo und dem gewissermaßen feuchten Schimmer rehbrauner Augen ein Strom von Zärtlichkeit ins Zimmer gekommen war. Aber er dachte darüber nicht nach.

Vier ganze Wochen vergingen, der Teufel mochte wissen, wie es zuging, Otto kam nicht zum Lesen. Eines Tages stand jedenfalls wieder das Tremolo in der Tür und sagte diesmal mit sanft erstaunter Ironie: „Am Telephon ist die Bücherei Merlin ..." Und wieder der feuchte Glanz rehbrauner Blicke ... Der Doktor hatte die unklare Empfindung, diesen, genau diesen gleichen angenehmen Augenblick schon einmal erlebt zu haben. Er stützte den Kopf in die Hand und sann darüber nach, ohne jedoch, da er ja viel zu zerstreut war, zu einem Ergebnis zu kommen. Die kleine Reise, die er bald darauf unternahm, dehnte sich in die Länge, und als er endlich wieder in seiner Kanzlei stand, war es auch nur für diesen einen Tag, denn mit dem morgigen war er entschlossen, endlich den lang hinausgeschobenen Urlaub anzutreten. Mit dem nicht dem Getriebe der Kanzlei zugehörigen Tremolo der hübschen Stimme meldete aber Cläre Mayer, daß die Bücherei Merlin (sie lächelte) diesmal darauf bestehe, Herrn Doktor persönlich zu sprechen. Aus der Muschel klang erregt ein Rechenexempel, durch dessen strahlende Kadenzen ein mühvoll verhaltenes Keifen kratzte — vier Monate Abonnementsgebühren macht soundso viel ... das Buch als solches kostet ... ergo wäre der Herr Doktor besser gefahren, er hätte sich's gleich im Laden neu gekauft ... Verschwendung, Unannehmlichkeit, Schlamperei ... o bitte sehr, danke sehr, Herr Doktor. Obschon sich Otto an die Stirn geschlagen und lachend versprochen hatte, selbstverständlich noch heute nachmittag vorbeizukommen und alles zu erledigen, — zerstreut wie er nun einmal war, vergaß er es.

Als er von seinem Urlaub zurückkehrte, stand, mit ihrem süßesten Lächeln um das samtene Mäulchen, Cläre Mayer mit einer Gerichtsvorladung in Händen da ... die Bücherei Merlin hatte geklagt. Da aber Herr Doktor die letzte Zeit nicht zu erreichen gewesen, sei inzwischen der Pfändungsbefehl ergangen. Zorn erfaßte den Chef, er funkelte die Angestellte an: „Zum Donnerwetter, warum haben Sie denn nicht das Buch einfach ..."

Die reizendste Verwirrung überzog in rosiger Weise das hübsche Antlitz Fräulein Mayers, und ihre Hände, die den amtlichen Zettel hielten, begannen zu zittern. Das Buch lag ja auf seinem Nachttisch, fiel ihm ein.

„Aber da muß man ja sofort —"

„Ja freilich", sagte Cläre, „da muß man sofort" — ihre Blicke trafen sich; Nachttischchen, Wiedersehensfreude, geheime Sehnsucht der Cläre, Angst vor der Pfändung — alles verwirrte sich und wirbelte durcheinander und bewirkte jäh jenes Wunder, daß Otto plötzlich wie aus einem Traume zum hellen Bewußtsein erwachte. „Aber da muß man ja sofort ..." wiederholte er etwas blöde und schloß die zitternde Cläre — sofort — in die Arme.

Nach einer kleinen Weile, in der der Doktor, aus aller Zerstreutheit erwacht, ungefähr folgendes dachte: nicht zu merken, was mit mir los war, das kommt von den tiefschürfenden Wirkungen moderner Literatur ..., zwitscherte Cläre:

„War es wenigstens interessant, das Buch?"

„Ich hab's zwar nicht gelesen, das Buch, doch war's eine schwere Lektüre. Du siehst, was es gebraucht hat, bis sie sich endlich kriegen!"

Am selben Tage noch wurde, aus Angst vor der Pfändung, die Bücherei Merlin von einer Dame betreten, die das Unmögliche zuwege brachte, stärker als die Merlin selbst zu strahlen. Alle Verbindlichkeiten wurden beglichen, und Doktor Otto — der Merlin Gestrahle erlosch — als Abonnent für die Zukunft gestrichen.



R. Mathi

Urwald-Symphonie

Sengend brennt die Tropensonne auf die Urwaldlichtung.

Im Schatten eines Affenbrotbaumes ruht eine Gazelle.

Papageien kreischen, Affen tollen in den Zweigen, und eine Kobra hängt träge im Geäst des Drachenbaumes.

Grell trompetend stürzt ein Elefant aus dem Dickicht.

Die Gazelle flüchtet, und mit mächtigen Sprüngen hetzt ihr ein Löwe nach ... Irgendwo teilen sich die Büsche.

Ein Jäger, die Büchse schußbereit im Arm, erscheint an der Spitze einer Eingebornenschar.

„Wo ist der Gefangene?" fragt der Jäger, und der Häuptling der Wilden zeigt mit weitausholender Gebärde auf einen gefesselten Araber, den man in die Mitte der Lichtung schleppt.

Der Jäger wirft dem Gefangenen einen haßerfüllten Blick zu.

„Vergeßt nicht", ruft er, „daß er die Rose des Urwaldes, die Rose der Wildnis, dem König Makombe ausgeliefert hat!"

Die Wilden heulen auf und der Araber zerrt verzweifelt an seinen Fesseln.

„Vergeßt nicht", gellen die Worte des Jägers, „daß der Schurke Ibrahim eure Hütten und Dörfer verbrannte, daß er eure Väter, Mütter, Brüder und Schwestern als Sklaven verkaufte ... Vergeßt es nicht!"

Der Jäger schultert das Gewehr, einen letzten, langen, drohenden Blick wirft er dem Gefangenen zu, dann verschwindet er im Schatten des Boabab.

Ein Schreien, Toben, Brüllen zerreißt die Luft, tausend blutgierige Teufel scheinen losgelassen, schwarze Körper winden sich gleich Schlangen, Assagaie und Keulen wirbeln durch die Luft, bis endlich ein unmenschlicher Schrei aufgellt und der Gefangene zu Boden sinkt.

Rasch flackert ein Feuer auf, und die entfesselte Horde rüstet zum kannibalischen Mahl.

Da stürzt ein Mann im Tropenanzug zwischen die wildtobende Schar und brüllt, das dämonische Gekreisch übertönend:

„Was — was soll das heißen? Ist das alles?"

„Was sonst, Massa?" fragt der Kannibalenhäuptling, seine weißen Zähne zeigend.

„Das nennt ihr Marter?" schreit der Mann im Tropenanzug. „Einfach totschlagen und auffressen, das kann jeder Trottel ... Euch mag es genügen, aber mir ist es zu wenig! An den Marterpfahl müßt ihr ihn binden!"

„Marterpfahl?" rollt der Kannibalenhäuptling die Augen.

„Mit Messern müßt ihr werfen —"

„Messerwerfen —"

„Und skalpieren müßt ihr ihn!" geifert der Mann im Tropenanzug. Plötzlich reißt dem Kannibalenhäuptling die Geduld.

„Ja — ja — was fällt Ihnen denn ein?" schnauzt er den Mann im Tropenanzug an, „wir haben mit unsern Elefanten, dem Löwen, der Kobra, den Affen und der Gazelle schon für Pathé, Fox und die United-Artists gefilmt und alle waren zufrieden mit uns — und Sie wollen nörgeln? Ich mache Sie aufmerksam, daß Sie allein schon mit Ihrer Honorarschinderei gegen den Kollektivvertrag verstoßen haben, ganz abgesehen davon, daß sie ein kannibalisch schlechter Regisseur sind! Wir würden uns ja vor dem Kinopublikum der ganzen Welt blamieren, wenn wir uns benehmen wollten, wie Sie es sich vorzustellen belieben! Mitten im dunkelsten Afrika sollen wir uns benehmen wie Sioux-Indianer? ... Herr, bei Ihnen werden organisierte Kulturfilmdarsteller nicht mehr filmen, dafür lassen Sie mich sorgen ... In Afrika sind Sie erledigt ... Good bye, drehen Sie sich Ihren Krokodilmist allein! ... Sie Europäer!"

Rubey

Das Programm

Im Gebäude eines derzeit geschlossenen Wiener Rauchtheaters befindet sich ein sehr besuchtes Restaurant.

Ein äußerst frequentiertes Restaurant, dessen ausgezeichnete, billige Küche von jedermann geschätzt wird.

Kommt dieser Tage ein Herr mit dem Wirt ins Gespräch.

„Ich", sagt der Herr, „ich an Ihrer Stelle, ich würde das Theater wieder eröffnen ... Sie sind der geeignete Mann dazu ... Mit Spezialitäten hat man noch immer ein Geschäft gemacht!"

„Ich weiß nicht?" zweifelt der Wirt, „das Publikum hat kein Interesse für die Kunst — und gar so leicht ist es auch nicht, ein geeignetes Programm zusammenzustellen!"

„Kunst? ... Programm? ..." sagt der Herr erstaunt, „das kann Ihnen doch egal sein ... Ihr Gulasch, Herr Wirt, Ihr Gulasch ist die Hauptsache!"

H. K. B.

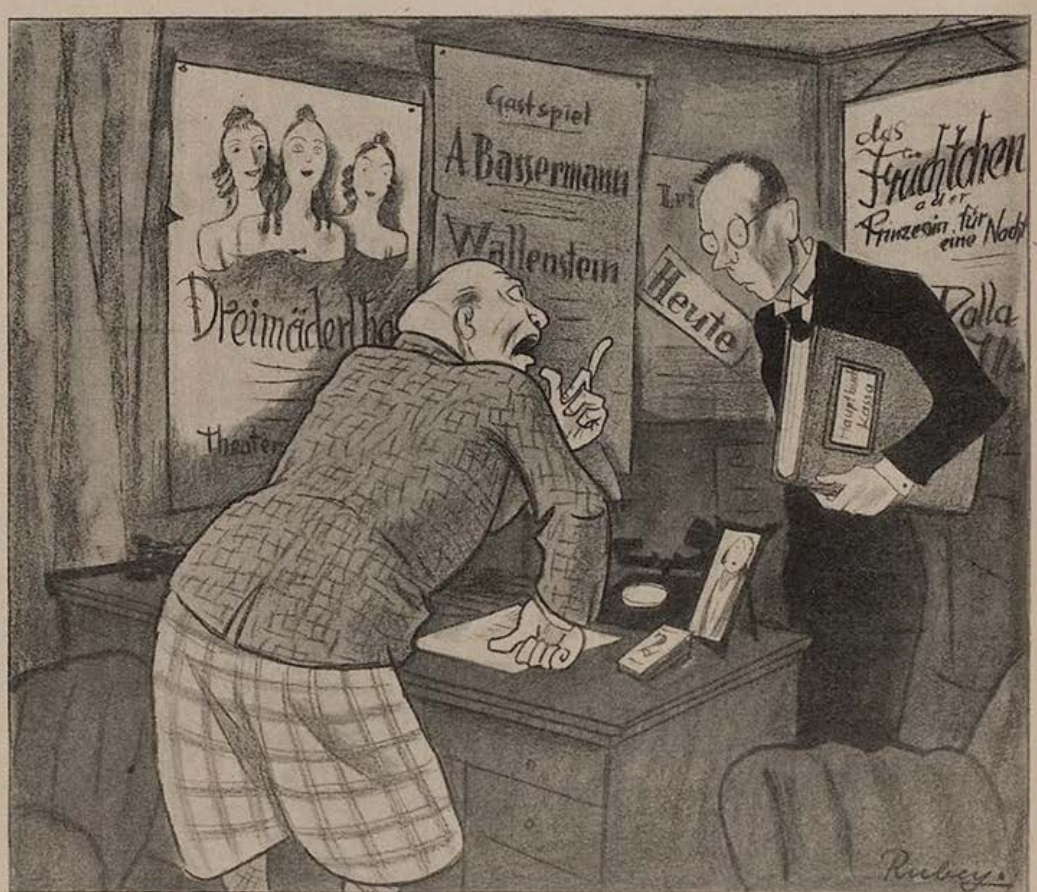
Frechheit

Frechdachs meldet seinen Besuch an.

„Die gnädige Frau sitzt im Bad."

„Das macht nichts. Ich kann schwimmen."

i. h. r.



Rückkehr von der Skipartie

Der Direktor: „Was, eine Rechnung über 20 Mark? Ja, habt ihr denn während meiner Abwesenheit eine Prunkoperette ausgestattet?"

Die Spanier sind nicht einig —

Anton Leidl



ob sie ihre Regierungen nach dem von der französischen Revolution erfundenen System



oder nach der 1933 von Kuba entwickelten Manier stürzen sollen

deshalb ist das Land so unruhig

Paul ist unsicher

Von Fritz Schick

„Es gibt nichts Lächerlicheres als einen eifersüchtigen Mann", sagte Paul zu seinem Freund, der ironisch verzeihend lächelte. „Ich habe mich auch immer bemüht, diesen, leider Gottes, so gebräuchlichen Unsinn nicht mitzumachen. Was mir, wie du zugeben wirst, bisher restlos gelungen ist. Nun aber diese Geschichte mit Lisa! Ich bin ja gewiß auch da nicht eifersüchtig. Aber irgendwie unsicher bin ich geworden. Wenn sie zu mir kommt und ihr Gesicht eine etwas stärkere Röte aufweist als sonst, ihr Haar ein wenig in Unordnung geraten ist, so fühle ich so eine dumme Beklemmung. Ist sie ausgelassen lustig, so verstimmt es mich. Wer ist der Urheber dieser Ausgelassenheit? Ist sie melancholisch nachdenklich, so irritiert es mich. Wer ist schuld an dieser Melancholie? Erzählt sie mir von kleinen, harmlosen Abenteuern, die sie erlebte, denke ich, daß sie das nur tut, um mich in Sicherheit zu wiegen. Erzählt sie mir nichts, dann weiß ich, daß sie mir die schrecklichsten Dinge verheimlicht. Oft verbringt sie Stunden bei ihrer Schneiderin. Ich weiß, daß die Frauen heute nicht mehr mit so ungeschickten Ausreden arbeiten, und doch traue ich dieser Schneiderin nicht. Sieht mich Lisa naiv an, dann deute ich das als Schuldbewußtsein. Eifersüchtig bin ich ja nicht, aber irgendwie ..."

Paul legte sein rundliches Gesicht in vorwurfsvoll gequälte Falten. Der Freund lächelte. Das enthob ihn einer weiteren Antwort.

Vier Wochen später saßen sie einander wieder gegenüber. „Bist du noch immer eifersüchtig?" fragte der Freund.

Paul sagte beleidigt: „Ich war es nie!"

„Bist du noch unsicher?" verbesserte sich der andere.

Paul lächelte überlegen: „Eifersucht ist sinnlos. Ich befinde mich in vollkommen seelischen Gleichgewicht."

„Und wenn Lisa gerötet ins Zimmer tritt, wenn sie sich ausgelassen und melancholisch gebärdet, wenn sie immer wieder zu ihrer Schneiderin geht, wenn sie naiv tut oder den Blick abwendet?"

„Das alles kann meine Gelassenheit nicht stören."

„Ja, wie ist denn plötzlich ein solcher Gefühlsumschwung eingetreten?"

„Nichts ist lächerlicher als ein eifersüchtiger Mann. Lisa würde man entweihen, wenn man sich von so lächerlichen Gefühlen beherrschen ließe. Sie ist eine ganz seltene Frau! Ich lasse sie jetzt von einem Detektiv überwachen!"

Josef Geis



In 100 Jahren der Held von 1000 Büchern

Kaspar Hauser: „Gönnen Sie mir endlich Ruhe, ich weiß selbst nicht, ob ich ein Prinz bin, oder nicht."
Herr Memoirenschreiber: „Um so besser, desto länger wird man von Ihnen zehren können."

IRRTUM

Caruso fuhr seinerzeit von Capri nach Köln.

Unterwegs stieg einer ein. Stellte sich vor:

„Max Meier mein werter Name."

„Caruso", erwiderte der große Sänger.

Max Meier staunte Bauklötzer.

„Der berühmte Mann?" vergewisserte er sich.

„Ich glaube."

Caruso lächelte geschmeichelt.

Max Meier atmete Ehrfurcht und sagte:

„Ich habe schon viel von Ihnen gelesen — von Robinson Caruso — welche Ehre, einen so berühmten Weltumsegler kennenzulernen — und wie geht es Ihrem Freund Freytag?"

j. h r.

RECHNEN

Der Lehrer prüft die Kenntnisse im Rechnen.

„Wieviel ist die Hälfte eines Viertels?" fragte er.

Der Schüler sagte:

„Viel nicht, Herr Lehrer."

j. h. r



Paul de Kruif, Kämpfer für das Leben. (Im Verlag Ullstein, Berlin.)

Es scheint, als hätte dieser Stoffkreis auf diese Darstellungsweise gewartet. Die Irrgänge Bantings, der das Insulin in demselben Augenblick entdeckt hat, wo er verzweifelt den ganzen Laboratoriumskram hinter sich läßt und die Bahn besteigt, die Fesselung des „bleichen Dämons", des Syphiliserregers, durch Schauginn und Wagner-Jauregg, — das alles, exakte Wissenschaft, wird erzählt mit der Wucht und Gegenwärtigkeit glühender Dichtung. Sagt man noch, zu all dem sei auch der mitreißendste Humor in dem Buch, so bleibt nichts anderes mehr übrig, als de Kruif zu lesen. *Dr. H. A. T.*

Svend Fleuron: Kallus, der Ameisengeneral. (Eugen Diederichs Verlag, Jena.)

Der dänische Meister der Tiergeschichte schildert hier das Treiben im Ameisenstaat mit seinen verschiedenen Berufskasten, den Arbeitstieren, Sklavenjägern, Bauarbeitern und Brutpflegern, die alle nur ein Ziel vor Augen haben: Das Wohl des Staates. An Hand der Lebensgeschichte des Abenteurers Kallus, eines Kriegs- und Raufhelden, versteht es Fleuron, den naturwissenschaftlichen Stoff anschaulich abzuwandeln und vergleichende Parallelen zum menschlichen Leben zu ziehen. Wenn auch die Schilderung formal nicht ganz in sich geschlossen ist, so fesselt dies Büchlein doch stärker als mancher dicker psychologisierende Roman. *Karl Kurt Wolter*

Friedrich Schnack: „Klick aus dem Spielzeugladen". Roman für das große und kleine Volk. 193 Seiten. Insel-Verlag, Leipzig.

Friedrich Schnack, der schon in seinen „Goldgräbern in Franken" auf recht poetische Art ein Stückerl Jungenromantik zu geben verstand, hat nun ein neues Buch geschrieben, in dem nicht nur Kinder vorkommen, sondern das auch für Kinder gedacht ist. Und wenn nicht alles trügt, werden diese eher auf ihre Kosten kommen als „das große Volk", das der Dichter auch unter seinen Lesern wissen möchte, denn dieses wird doch mancherlei Gemachtes und auch Bekanntes in der unbekümmerten Erzählung finden müssen. Daß Klick nämlich, der arme Bub eines armen Spielwarenladen-Buchhalters, nicht nur ein Los kauft, sondern daß dieses auch einen Hauptgewinn einträgt, daß ferner Klick diese wichtige Urkunde bei einer Schneeballschlacht verlieren muß, um später wie weiland Emil und seine Detektive dahinter her zu sein — das will nicht recht munden. Sehr reizvoll aber und durch das Auge eines echten Dichters gesehen sind mancherlei Einzelheiten und Gestalten, so der Hustenonkel, der eine kleine Tierhandlung mit Papageien und Springmäusen hat, die Zeitungsfrau Mittwoch und ihre tapfere kleine Nichte Ali, und vor allem Klick selbst, dieser aufgeweckte lebenstüchtige Junge, der sich niemals unterkriegen läßt und fröhlich seines Weges geht. Und um solcher tapferen Heiterkeit willen wird man über alles Kindlich-Unwahrscheinliche schließlich doch noch hinwegsehen können. *Karl Ude*

STOLZ

Tell hat Telephon.
Seit gestern.
Tell ist mächtig stolz darauf.
Trifft einen.
Sagt zu ihm:
„Rufen Sie mich gelegentlich an."
„Haben Sie Telephon, Tell?"
Meint Tell empört:
„Das wissen Sie nicht? Ja, lesen Sie denn kein Telephonbuch?" *j. h. r.*

Saller



Der Protz

„Fahren Sie auch Ski, Herr Meier?"
„Selber nicht! Aber ich habe mir dafür den jungen Mann da draußen engagiert!"

Eine Bibliothek für Politik und Wissenschaft von seltener Vollständigkeit ist Umstände halber zu verkaufen

u. a. Die große Politik der Europäischen Kabinette, 40 Bände; Die Vorgeschichte des Weltkrieges (Werk des Untersuchungsausschusses) 4 Bände; Der Weltkrieg (herausgegeben vom Reichsarchiv) 8 Bände; Die Ursachen des deutschen Zusammenbruchs (Werk des Untersuchungsausschusses) 16 Bände; vollständiger Deutscher Geschichtskalender von Purlitz (Felix-Meiner-Verlag); vollständiger Schulthes Europäischer Geschichtskalender (Beckh'sche Verlagsbuchhandlung); Handbuch der Staatswissenschaften, Handbuch der Rechtswissenschaft; Memoiren, Biographien, Gesammelte Werke, Lexikon, Bibliophiles, gesammelte Jahrgänge wichtiger Zeitungen, die wichtigste europäische schöne Literatur

Anfragen unter **T. B. 1721** an die Expedition der Münchner „Jugend"

Neurasthenie

Nervenschwäche, Nervenzerrüttung verb. mit Schwinden d. best. Kräfte. Wie ist dieselbe v. ärztl. Standpunkte aus ohne wertlose Gewaltmittel zu behandeln u. zu heilen? Wertvoller, n. neuest. Erfahrungen bearbeitet. Ratgeber für jedermann, ob jung oder alt, ob noch gesund oder schon erkrankt. Geg. Einsendg. v. M. 1,50 in Briefmarken zu beziehen vom **Verlag Silvana 66, Herisau** (Schweiz).

30 Fl. feinste Weine
9 Sorten 36 Mk. franko Nachnahme.
Kappesser Ww., Hahnheim 53
b. Nierstein

Gebrauchte
ADRESSIERMASCHINE
wird preiswert abgegeben
G. Hirth Verlag AG., München Herrnstraße 10/I

Inserieren bringt Gewinn!

SCHRIFTSTELLERN
bietet große Buchdruckerei mit angegliedertem bekanntem Verlag für wissenschaftliche oder belletristische Werke sehr vorteilhafte
VERLAGSVERBINDUNG
Anfragen unter Literaria 846 an die Expedition der „Jugend", München, Herrnstraße 10.

Bei etwaigen Bestellungen bittet man auf die Münchner „Jugend" Bezug zu nehmen



Bold

Symphonie im Parkett

Von Weare Holbrook

Es gibt gewisse standhafte Musikfreunde, die sich bei bestem Willen mit dem Radio nicht anfreunden können. Sie mögen zugeben, daß die Konzertprogramme gut ausgewählt, die Sendung technisch vollkommen und ein Lehnstuhl zu Hause bequemer ist als ein Galeriesitz im Konzertsaal — „aber", so wenden sie ein, „es ist doch nicht das Richtige. Es fehlt die gefühlsmäßige Atmosphäre, die Massenwirkung des Konzertsaals, es fehlt, kurz und gut, das Publikum!"

Ein Veterane des Konzertsaals kommt sich vor dem Lautsprecher in der Tat wie der treue Anhänger einer Fußballmannschaft auf einem menschenleeren Sportplatz vor. Wenn das Finale eines Musikstücks verklingt, erschauert er in dem Bewußtsein, daß kein noch so kräftiges Applaudieren die schwitzenden Künstler zu einer Zugabe veranlassen und daß er nicht das geringste dagegen unternehmen kann, daß dem Konzert in einer Minute der Wetterbericht folgt.

Was der eingefleischte Konzertbesucher aber in der allerschmerzlichsten Weise vor dem Radio vermißt, ist die Möglichkeit, seinen Nachbarn durch „Pst's" aller Abstufungen Schweigen zu gebieten. Jahrelange Erfahrung machte ihn zu einem Meister in dieser Kunst und in einem auch nur einigermaßen besuchten Konzert gibt es stets würdige Gegenstände solcher Zurechtweisung. Zwischen Pst-Rufen und Applaudieren ist der wahre Konzertliebhaber ebenso geschäftig wie der Mann auf dem Podium, der die Kesselpauken spielt — und er hat seine Freude dran. Es verleiht ihm das Bewußtsein, selbst ein Teil des Orchesters zu sein. Denn unser Veteran des Konzertsaals ist eine Mischung von Büttel und Chorführer des Beifalls, der sich selbst in das Amt des Bewahrers der Ordnung eingesetzt hat. Im Bereiche der Musik sind die Verbraucher ebenso temperamentvoll wie die Erzeuger. Toscaninis wildeste Leidenschaft erreicht nie die Entrüstung des älteren Herrn in der 17. Parkettreihe, Sitz Nr. 37, über die schokoladeknabbernde junge Dame in der 16. Reihe, Sitz Nr. 24.

Und es gibt nicht wenige Konzerte, bei denen die Zuhörerschaft eine bedeutsamere Rolle als das Orchester spielt — und häufig auch hörbarer ist als dieses. Angesichts der vielen neuen musikalischen Experimente, die uns heute dargeboten werden, muß es überraschen, daß noch kein Komponist es unternommen hat, den gewaltigen Tonaufwand, den so ein Konzertpublikum hervorbringt, harmonisch zusammenzufassen, ihn in Fugen zu zerlegen und dem einzelnen Konzertbesucher die Möglichkeit zu geben, sich, ohne von Brahms, Beethoven oder Bach in störender Weise unterbrochen zu werden, auf seine Weise zu entfalten.

Um nicht allzu unbestimmt zu sein, biete ich hier den Grundriß zu einer Symphonie mit dem Titel „Sonnabendnachmittag" dar — ein Werk, das Schuberts „Unvollendeter Symphonie" den Rang ablaufen sollte, da es noch nicht einmal angefangen worden ist. Es ist für ein Orchester von 426 Zuhörern komponiert.

Die Symphonie in ihrer Gesamtheit stellt ein Tongemälde der Geschichte der Neuen Welt dar. Im Einleitungssatz, der melodisch die Ankunft der ersten weißen Siedler schildert (Tante Eulalia mit ihren zwei Nichten), hören wir den Rhythmus des Aufklappens der Sitze, der an den dumpfen Schlag indianischer Kriegstrommeln gemahnt, begleitet von Ausrufen der Begrüßung (Tante Eulalia hat Frau Maier am anderen Ende des Saales erkannt, aber Frau Maier hat Tante Eulalia noch nicht erkannt), womit der Übergang zum zweiten Satz gegeben ist.

Der zweite Satz besteht in Wirklichkeit aus zwölf Sätzen — weil jeder in der Reihe aufstehen muß, um Tante Eulalia durchzulassen. Das ist eine schwierige Wanderung, die an das Vordringen der Pioniere nach Westen gemahnt. Das kuckuckähnliche Motiv, das immer wieder auftaucht (Pardon!) wird von Tante Eulalia hervorgebracht, während sie sich über die Zehen der anderen ihren Pfad bahnt. Es ist ein Motiv der hoffnungsfrohen Selbstbehauptung und des Kampfes. Im Hintergrund hören wir das Grollen der Bässe der sich von ihren Sitzen Erhebenden und das Quietschen der Sitzflächen bringt eine klagende Note in ihren Chor.

Der dritte Satz — vivace scherzando — wird durch ein Solo Frau Maiers eingeleitet, die Tante Eulalia erkennt und aufsteht, um sie zu begrüßen. Es wird unterbrochen durch ein „Und wie geht's den lieben Kindern?", dem mehrere Variationen des gleichen Motivs folgen.

Unvermittelt erreichen wir den vierten Satz „Allegretto Garbo"; Tante Eulalia hat Frau Maier versprochen, sie am Dienstag nachmittag halb drei zu besuchen, wenn nicht die Lehmanns kommen. Der Grundgedanke der Symphonie — nämlich die Geschichte der Neuen Welt — ist abhanden gekommen. Und ebenso Tante Eulalias Augengläser. Sie stößt fortissimo in einen Mann, der ihr mit einem Papierbecher Wasser entgegenkommt.

Zu diesem Zeitpunkt kann es kaum länger übersehen werden, daß auf dem Podium ein Streichquartett aufgetaucht ist, das sich vergeblich bemüht, ein kleines Musikstück Papa Haydns zu Gehör zu bringen. Das Publikum antwortet sogleich mit der Gewalt Wagnerscher Musik. Ein Husten, Flüstern, Programmrascheln und herzliche Pst-Pst-Rufe ertönen. Ein alter Herr in der siebenten Reihe schneuzt sich maestoso, siebzehn Damen lassen ihre Handtaschen staccato zu Boden fallen und die Röhren der Dampfheizung trommeln obligato. Es ist das Orchester aller. Die Symphonie aller gegen alle.

Bei einiger Sorgfalt in der Gruppierung des Auditoriums können die berufsmäßigen Musiker leicht vollständig entbehrt werden. Die Programme- und Tütenraschler würden ganz links, entsprechend den Streichinstrumenten, Platz finden, die Huster und Nieser links von der Mitte an Stelle der Blasinstrumente, die Schneuzer rechts von ihnen gegenüber den Blechinstrumenten und die Fußscharrer und Täschchenhinunterwerferinnen an der äußersten Linken. Dann würde der Dirigent das Auditorium an Stelle des Orchesters ins Auge fassen und seine klanglichen Darbietungen mit seinem Taktstock herausfordern und lenken. Auf Grund einer solchen Anordnung wäre es möglich, Konzerte des Volkes, durch das Volk und trotz dem Volke zu hören. Nebstbei würden einige Konzertbesucher auch Gelegenheit haben, herauszubekommen, wie die Vorderseite eines Konzertdirigenten aussieht. Ich habe schon oft darüber nachgedacht . . .

(Autorisierte Übersetzung aus dem Amerikanischen.)

Abgereiste Freundin . . .

Du bist nun schon drei Stunden unterwegs:
Die Mitternacht hängt schläfrig im Coupé.
Du blätterst in der Zeitung, knabberst Keks,
und zwischendurch tut dir das Herz ein bißchen weh.

Man kann sich plötzlich auseinanderleben.
Uns ging es so — Es hat nicht gleich gekracht.
Wohl aber blieb ganz innen etwas kleben,
das trauert nun in diese leere Schlußpunkt-Nacht. —

Weiß Gott, die Liebe sollte leichter sein!
An allen Ecken lauern die Probleme
und legen Schlingen oder stellen Bein,
damit man nur nicht gar zu eitel Frohsinn käme. —

Na ja, mein Kind, du fährst nun mal dahin.
Das Leben geht auf alle Fälle weiter.
Mal ist's total verhext. Mal hat es Sinn.
Im Durchschnitt ähnelt's der bekannten Hühnerleiter.

Walther C. F. Lierke

Das Gesetzbuch

George A. Carpenter, Richter des Obersten Gerichtshofs der Vereinigten Staaten, besuchte einen ihm befreundeten Rechtsanwalt in seinem Büro und vergaß beim Weggehen ein Gesetzbuch auf dem Schreibtisch seines Freundes. Der Advokat beauftragt seine Stenotypistin, dem Richter das Buch sogleich zurückzustellen. „Fragen Sie ihn", knurrte er, „was er damit sagen wollte, daß er mir ein Gesetzbuch auf den Tisch legte?"

Die Stenotypistin richtete die Botschaft aus. „Fragen Sie ihn", antwortete Carpenter, „wieso er wußte, daß es ein Gesetzbuch war."

L. K.

Die Führer des neuen Deutschland

Die nebenstehenden zweifarbigen Titelblätter der „Jugend" von Professor Karl Bauer sind soeben als Einzelblätter auf Kunstdruckpapier erschienen.

Preis pro Blatt 65 Pfg., mit Porto 95 Pfg., in Passepartout RM. 1.50, mit Porto RM. 1.90



Reichsminister Dr. Goebbels K. Bauer



Reichskanzler Adolf Hitler K. Bauer



Ministerpräsident Göring K. Bauer



Reichspräsident v. Hindenburg K Bauer



Reichsstatthalter General Ritter v. Epp K. Bauer



Reichsminister Darré K. Bauer

In gleicher Ausführung liegen ferner vor die Bildnisse von

Stabschef Ernst Röhm
Albert Leo Schlageter
Baldur von Schirach
und Horst Wessel

Erschienen bei

G. Hirth Verlag AG.

München, Herrnstraße 10



Reichsarbeitsminister Seldte K. Bauer



1. Jahrgang Nr. 7

Zum Geleit!

Es sind nun gerade einhundert Jahre darüber verstrichen, denn es war am 7. Januar 1834, als sich trotz der eisigen Kälte vor dem Hause Herrnstraße 10 zu München eine schier unübersehbare Menschenmenge versammelt hatte. Kopf an Kopf staute sich die Masse hinter dem Rücken der zur Aufrechterhaltung der Ordnung aufgebotenen Bürgermiliz, und Tausende von Augen starrten seit dem frühen Morgen erwartungsvoll zum ersten Stockwerk des Hauses empor. Denn hier befand sich der Verlag des „Münchner reitenden Postillon", eines Nachrichtenblattes, das für den genannten Tag sein erstmaliges Erscheinen angesagt hatte.

Endlich gegen sechs Uhr abends öffnete sich ein Fenster, in seinem Rahmen erschien lächelnd Redakteur Kammerer, der nun mit den Worten „Auf geht's!" Hunderttausende von noch druckwarmen Exemplaren des „Münchner reitenden Postillon" unter die vor Begeisterung tobende Menge warf. Man riß sich buchstäblich um das Blatt, und jeder war glücklich, wenn er wenigstens ein Fetzchen des „Postillon" nach Hause tragen konnte. Kein Zimmer, keine Kammer, kein noch so kleiner verschwiegener Raum, in dem sich nicht ein Leser oder eine Leserin mit wissensdurstigen Augen über das Blatt gebeugt hätte. Auch Lola Montez gehörte zu dem Kreis begeisterter Leserinnen, und als einmal vergessen wurde, den „Münchner reitenden Postillon" auf die goldene Tablette zu legen, auf der ihr die Frühstücksschokolade gereicht wurde, da zischte die feurige Spanierin „Caramba!"

Immer höher und höher wurde die Auflage des „Münchner reitenden Postillon". Druckmaschinen liefen sich warm, Zeitungsträgerinnen brachen unter der Last ihrer Bürde zusammen, und Redakteur Kammerer erkrankte an



Unterernährung, da ihm selbst die Einführung von Nachtschichten nicht mehr erlaubte, eine Mahlzeit einzunehmen. So kam es denn, daß der „Postillon" infolge seiner lawinenhaft anwachsenden Auflage bereits mit Nummer 6 sein Erscheinen wieder einstellen mußte.

Die Verbesserung der Druckmaschinen sowie die technisch-organisatorischen Neuerungen im Verlags- und Vertriebswesen lassen uns nun hoffen, unsere Aufgabe leichter bewältigen zu können, als dies noch vor hundert Jahren der Fall gewesen ist. So haben wir uns denn entschlossen, den „Münchner reitenden Postillon" wieder in seinem alten Gewande erscheinen zu lassen. Es soll nur ein Versuch sein, ob wir der in Aussicht stehenden Nachfrage zu genügen vermögen. Denn die betriebsfähige Erhaltung unserer Druckmaschinen und die Gesundheit unseres Redakteurs stehen uns schließlich höher, als materieller Gewinn.

So möge er denn wieder hinausreiten, der „Postillon", in das weite Land, und alt und jung das Neueste auf allen Gebieten künden! Wir setzen hiemit die vor hundert Jahren mit Nummer 6 abgebrochene Lieferung mit Nummer 7 fort. Jahresabonnements auf das Blatt, die noch aus der Zeit seines erstmaligen Erscheinens bestehen, behalten ohne Nachzahlung bis zum Jahre 1935 ihre volle Gültigkeit! Wir hoffen, daß dieses Zuvorkommen bei unserem Leserkreise gebührende Anerkennung findet.

Un nun reite hinaus, Postillon, und blase!

Der Verlag
des
„Münchner reitenden Postillon".

Die neuen Lieblinge des Münchner Tierparkes

Am 5. Dezember fand im englischen Unterhaus eine Debatte statt, die sich mit dem geheimnisvollen See-Ungeheuer von Loch Neß beschäftigte. In diesem schottischen See wurde bekanntlich schon vor Monaten ein Reptil beobachtet, das wohl neben dem Bayerischen Tatzelwurm als letzter Vertreter der vorsintflutlichen Tierwelt gelten darf. Im Unterhaus stellte der konservative schottische Abgeordnete Anstruther-Gray die Frage, ob die Regierung im Interesse der Wissenschaft eine Untersuchung über das Vorhandensein eines Ungeheuers in dem See anstellen wolle.

Nachdem die Angelegenheit nunmehr bis zu diesem Punkt gediehen ist, darf es wohl in staatspolitischem Interesse liegen, der englischen Regierung nicht mehr länger zu verschweigen, daß ihr die

deutsche Regierung ihre schweren Sorgen bereits abgenommen hat. Denn das Reptil befand sich bereits am 23. Oktober im Münchner Tierpark. Ganz heimlich hatte unser rühriger Direktor Heck eine dreiköpfige, aus entschlossenen Münchner Dienstmännern sorgfältig zusammengestellte Fang-Expedition ausgerüstet und nach dem Loch Neß-See geleitet. Nur drei Nächte brauchten die kühnen Männer auf ihren, über das Ufer verteilten Hochsitzen auszuharren, als dem Dienstmann Edenhofer der Fang des Ungeheuers gelang. Wir lassen den wackeren Jäger selbst über sein aufregendes Erlebnis berichten: „No, i sitz' also auf mei'm Baum drob'n und schlaf' a weng, auf oamoi macht's unter mir „tsch-tsch". Wia i abilins', is scho da, dös Luada. I also runter vom Bamm, und pack's Viech im Untergriff. Aber no, mit ara Schlanga hab' i's halt no nia z'tuan g'habt, und wia i's am Schwanz umananda wuzel, beißt's ma mein' Stiefi weg. Hätt' eahm ja dapazen a kinna, aber der Herr Direktor wollt's lebad hab'n. Also schmeiß' i halt dem Hundling a Handvoll Schnupftabak in die Aug'n, und wia's nacha nix mehr g'sehg'n hat, roll' i's z'samm wia an Stiag'nläufer und verschnür's."

Als Teppich deklariert wurde das Tier auch verfrachtet und im Münchner Tierpark eingeliefert. Es erwies sich bei der Untersuchung als weibliches Exemplar



einer Seeschlangenart aus dem Mesozoikum, wie sie noch vor kaum 130 Millionen Jahren nicht allzu selten waren. Nun wollte es aber ein glücklicher Zufall, daß es wenige Wochen vor dem Fang der Loch-Neß-Schlange dem Forstgehilfen Obermayer von Bayrischzell gelungen war, des Tatzelwurms habhaft zu werden, jener ebenfalls aus dem Mesozoikum stammenden Riesenechse der bayerischen Alpen. Nachdem sich das Tier als männliches Exemplar erwies, lag es für den Direktor Heck wohl nahe, Kreuzungsversuche mit den beiden Tieren zu unternehmen. Ein rascher Erfolg belohnte die aufgewendete Mühe, denn schon nach neun Wochen krabbelten vier allerliebste Tatzelwürmchen, beziehungsweise Loch-Neßchen, um das Muttertier herum. Es bereitet alt und jung helle Freude, die Fütterung der possierlichen Kleinen zu beobachten.

Das schönste und wertvollste

GESCHENK!

Die gesunde und praktische

LEBENSWEISHEIT

nach gesammelten Erkenntnissen der Philosophie vom Altertum bis zur Gegenwart

Zusammengefaßt in dem Buch

„Für stille Stunden"

durch v. Krempelhuber

450 Seiten in Ganzleinen geb. nur M. 2.85

Zu beziehen durch

G. Hirth Verlag AG., München

Herrnstraße 10

Ein Buch fürs Leben!

Zur Erbauung für jung und alt!

20 verschiedene Kunstpostkarten

für 90 Pfg. postfrei

G. HIRTH VERLAG AG.

München, Herrnstr. 10

Rhein- u. Moselweine · Sekt VW Schloß Koblenz

Deutscher Wein u. deutscher Sekt aus deutschem Wein

VW

Bekannt durch Güte und Preiswürdigkeit. Verlangen Sie Liste!

Vereinigte Weingutsbesitzer Koblenz

DIE KUNSTZEITSCHRIFT

„Der Sportfischer"



soll von **jedem waidgerechten** Sportfischer gehalten werden. „*Der Sportfischer*" bringt Text- und Bildermaterial aus aller Welt, darunter auch große mehrfarbige Kunstdrucke

½ jährl. RM. 3—, jährl. RM. 6.—. Man abonniert bei seinem Briefträger, beim Postamt oder direkt beim

FISCHEREISPORT-VERLAG DR. HANNS SCHINDLER,

Fischerei-Buch- u. Kunsthandlung

München NW. 2, Karlstraße Nr. 44

Tel. 596160

Forts. von Seite 18

Georg nahm sein Glas, hob erstaunt den Kopf, zuckte zweimal mit der Schulter und fragte: „Ja, und —?“

In diesem Augenblick erst merkte ich, daß Georg weder von einer dummen Angewohnheit noch von einem geistigen Defekt befallen war, sondern daß es die Überlegenheit des Abgeklärten und somit abgrundtiefe philosophische Erkenntnis war, die ihn bewog, nie und unter keinen Umständen einen abschließenden Punkt, sondern immer nur ein skeptisches, alle Möglichkeiten offen lassendes Fragezeichen gelten zu lassen. Und daß ihm tatsächlich alle, auch die unmöglichsten Möglichkeiten offen standen, konnte ich schon in der nächsten Woche feststellen.

„Ich bin am Sonntag los gewesen“, erzählte Georg und zog eine Photographie aus der Tasche, „mit einem Paddelboot.“

„Gratuliere“, sagte ich und nahm das Bild. Dann aber stand ich wie vom Donner gerührt. „Menschenskind“, flüsterte ich und zeigte auf die Photographie und auf das Mädchen, das neben Georg stand, „das ist ja Liesel, *meine Braut!*“

Georg zuckte zweimal mit der linken Schulter und hob erstaunt den Kopf. „Ja, und —?“ fragte er.

Die Krankenkasse

Von Fritz A. Mende

Richard Meyer, der langjährige Buchhalter und Familienvater, verließ mit böser Miene das Postamt, in dem er eben den Monatsbeitrag der Privatkrankenkasse „Sorgenfrei“ auf Konto Nr. 2713 überwiesen hatte. Wozu legte er denn nun schon zwei Jahre lang diesen Beitrag pünktlich auf die eingelassene Glasplatte des Postschalters? Wie er diese Platte haßte. In roter Schrift stand darauf: „Betten und Sofas nur im Spezialgeschäft Pöppelmann. Brückenstraße 14.“ Am liebsten hätte Richard Meyer beim Einzahlen weggeschaut, aber das war nicht mit seinen Prinzipien vereinbar. Wie leicht konnte man eine Mark zu viel hinlegen. Auch die Kontonummer haßte er. 2713. Hinten eine 13. Quersumme 13. Natürlich. Die Nummer durfte nicht anders heißen. Flüchtig rechnete er aus, wieviel er in den zwei Jahren schon auf diese Glasplatte gezahlt hatte, und dumpf stöhnte es in ihm: „Wozu?“ Nicht einmal ein Zahn war locker geworden. Keine Grippe. Nichts. Und früher, vor der Krankenkassenzeit, bestanden seine hauptsächlichen Zahlungen im Begleichen von Arztrechnungen.

In einer Art von Weltuntergangsstimmung griff Richard Meyer nach der sorgsam gehüteten Virginia, links oben in der Jackentasche. Eigentlich hatte er sie erst am Abend rauchen wollen, aber jetzt war schon alles gleich. Während er sich bereits auf den ersten Zug freute, merkte er mit Schrecken, daß seine Zündhölzer zu Hause liegen geblieben waren. Ein greulicher Fluch wollte aus ihm heraus, doch die zwischen den Lippen steckende Virginia verhinderte das. Was tun? Herr Meyer und die Virginia verlangten nach Feuer. Kurz entschlossen sprach er einen Herrn an und brachte seine Bitte um ein Streichholz in wohlgesetzten Worten vor. Der Fremde griff in sämtliche Taschen und zog nacheinander eine Schachtel Zigaretten, eine Schachtel Streichhölzer und zwei Feuerzeuge heraus. Dann steckte er sich eine Zigarette in den Mund, entzündete sie sorgfältig mittels eines seiner Feuerzeuge, wandte sich zu dem in gleicher Weise verdutzt wie erwartungsvoll dastehenden Buchhalter und Familienvater Richard Meyer, hielt ihm eine geschlossene Schachtel Streichhölzer und zwei geschlossene Benzinfeuerzeuge unter die Nase, beziehungsweise unter die Virginia, sagte: „So

Zeiten

Nachtbar in Wien. Ein Gast kommt in die Einsamkeit.

„Eine Flasche Sekt.“

„Sehr wohl, mein Herr.“

Der Kellner geht. Der Kellner kommt zurück.

„Wo ist der Sekt?“ staunt der Gast.

Der Kellner beugt sich zum Ohr:

„Verzeihung — — aber die Direktion läßt vorher um eine Anzahlung bitten.“ *j. h r.*

Die Ameise

Siemandl hat vor kurzem geheiratet.

„Na“, fragt ihn einer, „was macht Ihre Frau Gemahlin so den ganzen Tag?“

„Meine Frau? O, die ist wie eine Ameise!“

„So fleißig?“

„Nein, sie rennt bloß den ganzen Tag herum!“ *R.*

Aus Amerika

Nach einem Bericht der „Cincinnatier Freien Presse“ sind im letzten Jahr mindestens neun Prozent weniger auf Urlaub reisender Amerikaner über das große Wasser gegangen als 1931.

Allmählich ist es eben selbst für einen Amerikaner kein Vergnügen mehr, sich über Wasser zu halten.

Sauer



Die Winterfrische

„Nach Garmisch!“ — „Einmal, zweimal?!“ — „Ich fahre allein, wenn ich meine Frau mitnehmen wollte, könnte ich gleich daheim bleiben.“

ist ein Raucher ausgerüstet . . ." und entschwand mit pädagogisch gerunzelten Brauen. Herrn Meyer wäre beinah die kalte und langsam feucht werdende Virginia aus dem Gesicht gefallen, und er hatte das bestimmte Gefühl, als müßte er auf der Stelle zerplatzen, doch hinderte ihn eine Turmuhr daran, die den Beginn der Bürozeit mit lauten Schlägen anzeigte. Das moralische Minus in Herrn Meyers Seele konnte sich erst am Abend wieder entfalten und tat dies so ausgiebig, daß er rachedürstend und schlaflos eine üble Nacht verbrachte.

Der Morgen sah ihn gefaßt. Bevor er wegging, steckte er sich zwei Schachteln Streichhölzer und zwei Feuerzeuge ein. O, er war ein gelehriger Schüler. So wie gestern jener flegelhafte Kerl wollte Richard Meyer es künftig immer machen. Aus Mangel an Phantasie war ihm nichts anderes eingefallen, und aus demselben Grunde bezog er das Wort „flegelhaft" nur auf das Benehmen des anderen und nicht auf das, welches er selbst plante. Ein gewitzter Psychologe würde hier vielleicht weniger einen Mangel an Phantasie feststellen, als vielmehr einen geheimnisvollen Wiederholungszwang, dem Herr Meyer ausgeliefert war, doch ist das für die weiteren Ereignisse von untergeordneter Bedeutung.

Der erste, der Herrn Meyer um Feuer bat, war sein Chef. Zähneknirschend beugte sich Meyer der Autorität. Dieser Wortbruch gegenüber sich selbst verstärkte seinen Zorn beträchtlich, und als ihn auf dem abendlichen Heimweg ein Unbekannter ansprach, gerade in dem Augenblick, in dem Herr Meyer ein brennendes Streichholz in der Hand hielt, um seine gestern ungeraucht gebliebene Virginia zu entzünden, und der Unbekannte Feuer haben wollte, da ahmte Richard Meyer — innerlich hohnlachend — den „flegelhaften Kerl" nach, ja, übertraf ihn noch bei den Worten: „So ist ein Raucher ausgerüstet . . ."

Wenig später lieferte das Sanitätsauto einen gewissen Meyer ins Krankenhaus ein. Als er unter den Bemühungen der Ärzte endlich die Augen aufschlug und seine Umgebung erkannt hatte, huschte ein glückliches Leuchten über seine verquollenen Gesichtspartien, und bevor ihn eine neue Ohnmacht übermannte, flüsterte er: „Sorgenfrei, Sorgenfrei 2713."

Logik

Lovis Corinth gab in seiner Münchener Zeit ein abendliches Fest, zu dem nur Herren geladen waren. Zu Beginn der Tafel erhob sich der Maler und fragte lachend:

„Liebe Freunde! Es gibt heute abend vortreffliche Weine in Fülle! Ich bitte zu entscheiden: wollen wir sie trinken wie Menschen oder saufen wie das liebe Vieh?"

„Wir wollen sie trinken wie Menschen", erwiderten die Gäste etwas verwundert.

„Bravo!" meinte Corinth vergnügt, „wir werden uns also nach Herzenslust bezechen, — denn das alberne Vieh trinkt ja nie mehr, als bis sein bißchen Durst gestillt ist. Prosit!"

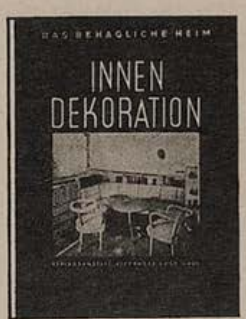
O. Herrmann



Stilkrisen

„Wenn ich jetzt meine moderne Wohnung habe, lade ich Sie mal ein, sie anzuschauen."
„Wenn ich Sie auf meinen Besuch so lange warten lasse, wie Sie mich auf mein Geld für Ihre Getränke, dann wird Ihre Einrichtung bis dahin historisch sein."

Das behagliche Heim



Dr. Alexander Koch's

INNEN-DEKORATION

nach wie vor anerkannt beste internationale Zeitschrift unter Mitarbeit namhafter Architekten über

Neuzeitliche Wohnungskunst

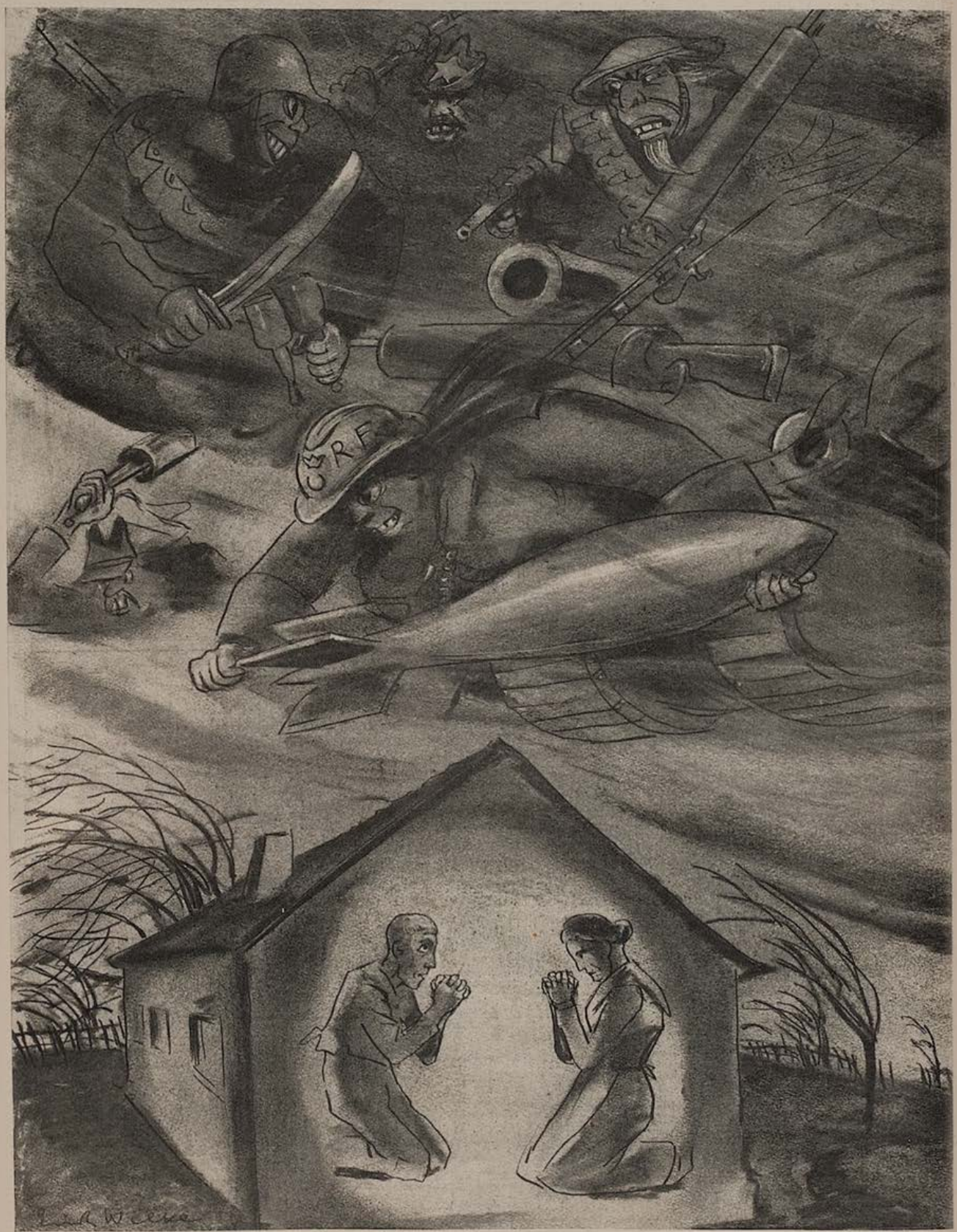
Reichillustriertes Probeheft RM. 2.80 postfrei

Verlagsanstalt Alexander Koch, G.m.b.H., Stuttgart O 42

ründer: Dr. GEORG HIRTH. — Verantwortlich für die Schriftleitung: ERNST KAMMERER; für die Anzeigen: GEORG POSSELT, beide in München. — Verlag: HIRTH VERLAG AG., München. — Für die Herausgabe in Österreich verantwortlich: J. RAFAEL, Wien I, Graben 29a (Eingang Trattnerhof). — Für die Redaktion in rreich verantwortlich: MARIANNE RAFAEL, Wien XIX, Hochschulstraße 25. — Alle Rechte vorbehalten. — Nachdruck strengstens verboten. — Copyright by G. HIRTH LAG AG., München. — Druck: G. HIRTH VERLAG AG., Buch- und Kunst-Druckerei, München, Herrnstraße 10. — Entered as second class matter, Postoffice New York, N. Y. Manuskripte sind nur an die Redaktion der „Jugend", München, Herrnstraße 10, zu senden: Rücksendung kann nur erfolgen, wenn Rückporto beiliegt.

In den Rauhnächten

Erich Wilke



ist die wilde Jagd los. Der friedliche Bürger betet, daß sie an seinem Haus vorübergehen möge

JUGEND

PREIS 60 PFENNIG

MÜNCHEN 1934 / NR. 3



Frauenbildnis

Herbert Knauff

J U G E N D
39. JAHRGANG 1934 / NR. 3

Der zwitschernde Nebenverdienst

VON WILHELM LICHTENBERG

Wie man manchmal auf das Ei des Kolumbus nicht und nicht kommt! Ein Freund gab mir aber eines Tages den Rat: „Das Metier eines Schriftstellers wird immer weniger ergiebig, sagst du. Schön. Kann vorkommen. Aber dann muß man sich eben nach einem Nebenverdienst umsehen. Handeln, kaufen und verkaufen ist ganz bestimmt nicht deine Sache. Das sehe ich ein. Du brauchst einen anderen Nebenverdienst. Einen poetischen gewissermaßen. Na, gib mal acht: Wie wär's mit der Aufzucht von Kanarienvögeln? Diese kleinen, gefiederten Sänger schlagen doch irgendwie in dein Fach. Und wenn du sie dann groß hast und wenn du ihnen das Singen halbwegs beigebracht hast, kannst du sie mit hübschem Nutzen verkaufen. Das heißt — mit hundertprozentigem Nutzen. Denn in der Vermehrung von Kanarienvögeln muß man so gut wie kein Kapital investieren. Das ist noch eine der wenigen Sachen, die man gratis haben kann."

Sagte ich eingangs: das Ei des Kolumbus? Ich sagte es. Und man versteht, daß ich die Anregung mit der Kanarienzucht freudigst aufgriff.

Vorsichtig wie ich bin, begann ich klein, also mit einem einzigen Kanarienvogel. Es war ein Weibchen und hüpfte so munter und glücklich in dem eigens konstruierten Käfig herum. Mein Freund hatte nur etwas übertrieben, als er meinte, daß man in die Kanarienzucht so gut wie gar kein Kapital investieren muß. Der Käfig verschlang sofort eine Menge Geld. Leute, die etwas von der Zucht verstehen, legten mir die phantastischesten Zeichnungen für einen Bauer vor, der imstande wäre, nicht nur die Ahnen meines Nebenverdienstes, sondern auch die jungen Nebenverdienste selbst aufzunehmen. Wenn ich die Absicht gehabt hätte, mir eine Villa zu bauen, die Voranschläge und Pläne hätten mir nicht mehr Kopfzerbrechen verursacht, als der Bau eines Käfigs für meine junge Aufzucht.

Schön, meine wenigen Ersparnisse legte ich also in dem Käfig an. In jedes Metier muß man scheinbar Geld investieren, auch in eines, das der liebe Herrgott selbst besorgt. Und nun begann ich meine Erfahrungen zu sammeln. Die erste bestand in der Erkenntnis, daß sich Weibchen allein nicht vermehren. Ich schaffte also auch ein männliches Exemplar an und stiftete einen Bund, dessen Verlauf so ungewiß war wie jede Ehe überhaupt. Dabei verließ mich das drückende Gefühl nicht, viel zu wenig Rücksicht auf die Individualität meiner Harzer Edelroller beiderlei Geschlechtes genommen zu haben. Wie, wenn das Männchen — Hansi hatte ich es natürlich getauft — nicht der Typ des Weibchens Gretel wäre? Wie, wenn Hansi eine blondere oder schlankere und molligere Gretel vorzöge? Oder eine mit einer höheren oder tieferen Stimme? Um es ehrlich zu sagen, ich kam mir wie ein Heiratsvermittler vor, der wahrscheinlich auch schlaflose Nächte haben muß, ob er auch immer das Richtige treffe.

Meine Besorgnisse waren nicht unbegründet gewesen. Schon am ersten Tage sah ich, daß sich hier eine höchst unglückliche Ehe entwickle. Gretel saß böse in einer Ecke des Bauers und funkelte ihren Gatten mit grausamen Augen an; Hansi hockte in der entgegengesetzten Ecke und zeigte seiner jungen Ehefrau den Rücken. Die beiden zwitscherten kein



Tauben Fot. Tröller



Wort miteinander. Nun, dachte ich, das kommt in den besten Ehen vor. Kleine Unstimmigkeiten, instinktive Auflehnung gegen diese Vernunftheirat. Sie müssen sich erst gegenseitig schätzen lernen, müssen erkennen, daß Liebe schließlich nicht alles ist und daß zur Ehe auch schon ein kleines bißchen Vernunft gehört. Ich beschloß also, den Dingen ihren Lauf zu lassen und abzuwarten, bis das junge Ehepaar die ersten Berührungspunkte gefunden hat. Daneben aber war ich bemüht, ihnen die Flitterwochen so angenehm als möglich zu machen. Eine Hochzeitsreise kam ja leider nicht in Betracht. Und viel Vergnügen konnte ich ihnen auch nicht bieten. Ich versuchte es zwar mit einem Heimkino und mit Grammophonmusik („Wer uns getraut" selbstverständlich und auch ein bißchen Hochzeitsmarsch aus Lohengrin), aber das alles ging spurlos an meinen beiden Schützlingen vorbei. Beim Hochzeitsmarsch machten sie sogar einen Heidenlärm, als ob sie gegen mich demonstrieren wollten. Dafür verabfolgte ich ihnen geradezu fürstliche Diners und Soupers, für die es sich schon lohnte, so ein bißchen verheiratet zu sein. Ihre Futternäpfe erhielten ununterbrochen eine Mischung aus sieben Teilen Sommerrübsamen, aus drei Teilen Glanzsamen und einem Teil blauen Mohn zugefüllt. Ich will ja den Wert der Liebe nicht unterschätzen — aber für die Gewähr solchen Futters hätten sich sehr viele Menschenpaare zueinandergefunden. Ich steckte Obst und Grünfutter zwischen die Stäbe des Käfigs. Ich verschaffte mir geradezu exotische Gänge wie Kreuzkraut, Wegerich, Brunnenkresse, Vogelmiere. Bitte, das alles im Dezember! Umsonst! Meine Kanarienvögel lebten wie Hund und Katze miteinander. An Zucht war unter diesen Umständen überhaupt nicht zu denken, und eines Tages lagen sie sich sogar im Gefieder!

Allerdings erfuhr ich dann, so ungefähr im Januar, daß die Schuld hieran weniger an der unglücklichen Ehe der beiden Roller als an der völlig ungeeigneten Jahreszeit lag. Eheschließungen unter Kanarienvögeln darf man überhaupt nur im April vornehmen. Vorher ist es vollkommen aussichtslos. Es scheint dies eine schöne Tradition der Roller zu sein, gegen die man nicht ankann. Ich trennte also das unglückliche Ehepaar schleunigst von Sprosse und Napf. Bestellte rasch einen zweiten Käfig — Entwürfe lagen vor — und wartete bis zum April.

Im April machte ich Wiederversöhnungsversuche. Sie scheiterten, wie ich gleich bekennen will. Hansi und Gretel konnten sich schon vom Dezember her nicht ausstehen — die Feindschaft saß tief, wer weiß, was sie auch sonst miteinander gehabt hatten —, der zweite Versuch verlief noch kläglicher als der erste. Ich sprach daher die neuerliche und diesmal wohl endgültige Scheidung aus.

Jetzt gab es für mich zwei Sorgen: Gretel mußte zu einem passenden Gemahl in zweiter Ehe kommen und Hansi hatte natürlich auch Anspruch darauf, endlich mit einem anderen Weibchen glücklich zu werden. Diesmal ließ ich mich aber fachmännisch beraten und verheiratete die beiden nach bestem Wissen und Gewissen neuerlich. Gretel bekam einen herrlich dottergelben Edelroller Adam zum Mann, Hansi wurde mit einer wundervoll schlanken Eva verheiratet. Aber nun ereignete sich das, worauf ich eigentlich hätte gefaßt sein müssen: Gretel und Hansi hockten in ihren getrennten Käfigen und starrten sehnsüchtig zueinander hinüber, um die neuen Ehepartner kümmerten sie sich überhaupt nicht. Hatten sie das Verlorene plötzlich schätzen gelernt? War es vorher nur Haßliebe und Auflehnung gegen mich gewesen? Ich werde wohl nie dahinter kommen. Ich sah nur, wie Hansi und Gretel von Tag zu Tag unglücklicher wurden, Nahrung verweigerten und ihren Gesang einstellten. Ich merkte, daß sich hier eine Tragödie von ungeahnten Ausmaßen abspielte und gruppierte schleunigst um. Hansi und Gretel wurden endgültig — wie es schien diesmal für die Ewigkeit — vereint, Adam und Eva mußten einen neuen Hausstand gründen. Fertig! Ich duldete keinen Widerspruch mehr und war entschlossen, es diesmal auf Biegen oder Brechen ankommen zu lassen.

Energie scheint auch gegen junge Vögel das

Am Abend

Und wenn ich dann lang schon gestorben,
dann bring mir drei Rosen ans Grab,
Und bet einen Vaterunser
daß ich Ruh und Frieden hab.
Vorm Fenster hocken drei Schwalben,
Und mein Herz, mein Herz ist so trüb,
Und ich Armer darf nicht einmal
An der Straße spielen Kinder so lieb . . .
Und der Himmel ist schwarz voller Wolken,
Und die Kinder sie singen so müd,
als wärn die drei Rosen gestorben,
Als wär mir kein Glück, kein Lied.

Jakob Haringer



Stierkampf **Otto Dill**

einzig Richtige zu sein. Jetzt, wo sie sahen, daß ich mit mir nicht mehr spaßen lassen würde, fügten sie sich endlich in das Unvermeidliche und begannen mir meinen Nebenverdienst zu verschaffen. Das heißt natürlich — an meinen Hauptverdienst konnte ich nicht mehr denken. Wer könnte auch eine Zeile niederschreiben, wenn sich in zwei Käfigen junges Leben zu regen beginnt? Kanarienzüchter wissen ungefähr, was es da zu tun gibt! Vor allem muß man die Weibchen ständig auf ihre Brutfähigkeit hin prüfen. Man muß sehen, ob sie die Rübsen nicht schroten! Man muß genau beobachten, ob sie keine Leberflecken auf dem Bauch haben, oder rote Striemen. Dann können nämlich nie ordentliche Mütter aus ihnen werden.

Und dann erst, wenn die Jungen da sind! Dreimal täglich muß man ihnen ein hartgesottenes, fein zerriebenes Ei reichen, vermengt mit einem Teelöffel Blaumohn, und alles das nicht etwa in einem gewöhnlichen Gefäß, sondern in einem aus Steingut. Und dann muß man sie ununterbrochen in eine geschützte Lage bringen. Und nach einer gewissen Zeit muß man die Männchen von den Weibchen entfernen, was einem ins Herz schneidet, wenn man die Ehen mit so viel Mühe und Kosten zusammengebracht, auseinandergebracht und wieder geleimt hat. Dann muß man die Jungen von den Alten nehmen, was auch bei Gott kein ganz leichter Entschluß ist. Dann muß man ihnen das Singen von Grund auf beibringen. Stundenlang ging ich von Käfig zu Käfig und pfiff mir die Lippen wund. Mit dem Intermezzo aus Cavalleria rusticana begann ich frühmorgens und endete spät am Abend mit dem Tauber-Lied aus „Land des Lächelns". Was zwischendurch lag, davon schweige ich lieber. Manchmal hatte ich das Gefühl, schon selbst ein Kanarienvogel zu sein. Jedenfalls trillerte ich meine Läufe bald besser als irgendeiner aus meiner jungen Aufzucht.

Na, und dann kam wieder die Zeit, wo ich an neue Eheschließungen denken mußte. Plötzlich wollte Gretel von Hansi nichts mehr wissen und trat in den Hungerstreik, bis ich ihr ihren geliebten Adam wieder gab. Eva aber verfiel zusehends, weil sie auf Gretel eifersüchtig war und sich mit Hansi nicht anfreunden konnte. Auch die junge Aufzucht legte verschiedene Komplexe an den Tag. Es war sehr schwer, hier die richtigen Paare zueinander zu bringen und es gab viele Tragödien, bis Gretel, Hansi, Adam und Eva endlich Großeltern wurden. Aber es gelang. Wenn man sich auf eine Sache nur richtig konzentriert, gelingt alles.

Jetzt müßte man mich mal besuchen! Vogelbauer, wohin man nur blickt. Dazwischen gefiedertes Volk aller Schattierungen. Und das alles singt, zwitschert, trillert, rollt durcheinander, daß die Wände davon widerhallen. Bei mir zu Hause sieht es aus wie auf den Kanarischen Inseln!

Nur aus dem Nebenverdienst ist nichts geworden. Oder mutet mir jemand allen Ernstes zu, daß ich mich von meinen Vögeln, die ich mit so viel Liebe und Mühe aufgezogen habe, trennen könnte? Nein! Es soll es nur niemand wagen, mir für meine Lieblinge einen Preis zu bieten! Nicht für alle Schätze Europas gebe ich sie her! Wenn ich auch jetzt meine Schriftstellerei nicht mehr ausüben kann! Wer könnte in einem zoologischen Garten Romane und Novellen, Theaterstücke und Filme schreiben? Das ist leider ausgeschlossen.

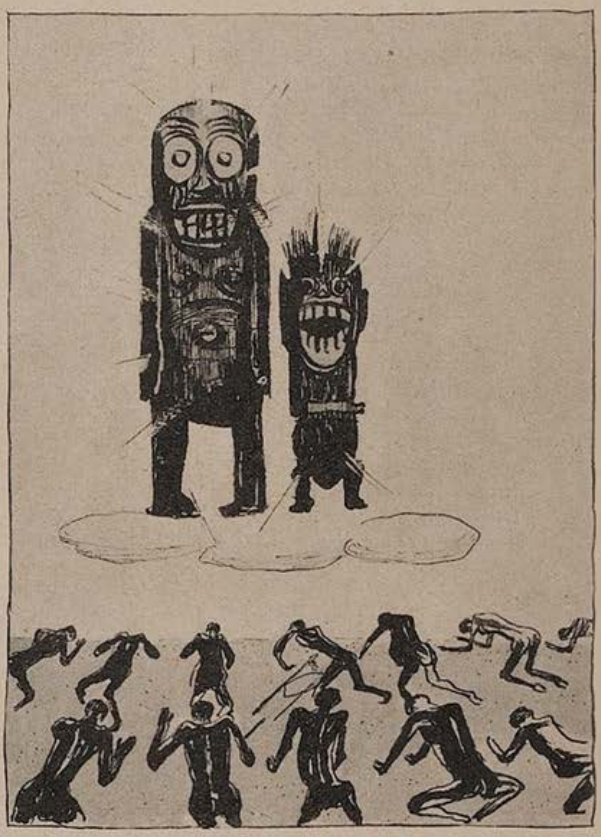
Aber ich werde mich jetzt um einen anderen Hauptverdienst umsehen, damit ich mir meinen Nebenverdienst leisten kann.

Beitrag zur Geistesgeschichte der Gegenwart

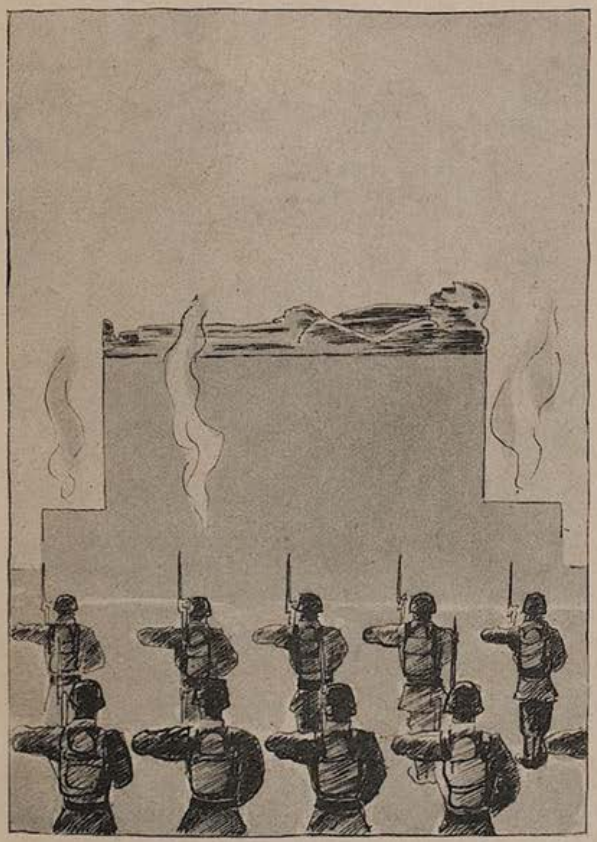
Anton Leidl



In Asien hat man Ehrfucht vor der Geduld.



In Afrika hat man sogar noch Ehrfucht vor den Göttern.



In Europa hat man Ehrfurcht vor dem Unbekannten Soldaten.



In Amerika hat man bloß noch Furcht vor dem großen Affen King Kong.

DIE STRAFSACHE

VON JOSEFA METZ

Rechtsanwalt Klipp hatte die Sprechstunde hinter sich: Mietstreitigkeiten, Beleidigungen, eine mißglückte Ehescheidung, lauter langweilige Fälle. Die Luft seiner Kanzlei war dick wie gestockte Milch, aber lange nicht so nahrhaft. Wenn er doch endlich mal eine saftige Strafsache bekäme, für die man sich ins Zeug legen könnte! Hiervon träumte er, als er jetzt im Stadtpark am See saß und die Enten fütterte. Die Enten hatten das gar nicht nötig, denn sie waren sozusagen schon Mastenten. Aber die Tradition des Parkes verlangte das. Außerdem hatte Rechtsanwalt Klipp noch ein schönes, nicht gegessenes Butterbrot bei sich, mit dem er sich jetzt nicht den Appetit verlegen wollte.

Auf dem Wasser ging es friedlich zu, scheinbar wenigstens, natürlich gab es auch da Gierige, die den andern alles wegfraßen, und Dumme, die es sich gefallen ließen, genau wie bei den Menschen auch. Aber hier, in Verbindung mit der schönen Natur, wirkte es viel harmonischer.

Da plötzlich wurden die Enten verdrängt, das heißt, es schob sich die breite Masse einer älteren Dame zwischen sie und ihren Fütterer. Eine Hand streckte sich dem Rechtsanwalt Klipp entgegen, und eine erregte Stimme sagte: „Grüß Gott, ich komm eben von der Erna. Die ist ganz auseinander. Sie wissen doch schon?" Klipp wußte von nichts. Aber der Redeschwall ging über ihn hinweg. Er durchschritt im Geist das Spalier seiner Klienten ohne eine Erna zu entdecken, während die Umfangreiche sich über den seelischen Zustand Ernas weiter verbreitete. Wo mochte sie stecken? Bei Hinterhuber contra Untermair oder in Sachen Kratzinger contra Schillinger? Aber das würden die weiteren Mitteilungen über die betreffende Erna ergeben.

„Jetzt macht sie sich die schwersten Vorwürfe, daß sie's getan hat, aber der Arzt hat doch gesagt, daß er nimmer besser wird, der Peter, da hat sie halt Schluß gemacht." „Hm!" machte Rechtsanwalt Klipp unverbindlich. Es schien also eine Ehescheidung in Aussicht. Sowas kam ja vor, daß herzlose Frauen in der Gewißheit einen immer kränkelnden Mann zu haben, sich scheiden ließen. Schön war es jedenfalls nicht.

„Keiner hätt ja gedacht, daß sie sowas tun wird, aber schließlich, wenn sie doch so furchtbar nervös ist."

„Gewiß", sagte Rechtsanwalt Klipp beflissen. Er hätte gern gefragt, ob die betreffende Erna schon einen Anwalt habe, aber das klang wohl etwas zu happig, besonders da er gar nicht wußte, wer die Erna war.

„Elf Jahre hat sie ihn gehabt, eine schöne Zeit."

„O ja", meinte Rechtsanwalt Klipp, dem elf Jahre für eine unsympathische Ehe mehr unangenehm als schön erschien.

„Aber nun stellt sie sich an wie verrückt und möcht die Sache gern ungeschehen machen." — „Na, das läßt sich doch wohl wieder einrenken", meinte Rechtsanwalt Klipp sachlich und dachte an einen Vergleich. — „Einrenken?! Wie meinen S' denn das, wo er doch sofort tot war."

Rechtsanwalt Klipp schnellte hoch: „Tot?!" — „Na ja, sie hat ihm doch Strychnin gegeben; das hat's noch von den Ratten her gehabt." Rechtsanwalt Klipp war kein roher Mensch, aber dieses Wort leuchtete wie ein Sonnenstrahl in die dumpfe Atmosphäre seiner Kanzlei und vergoldete den Staub von Hinterhuber contra Mair und Konsorten. Aber er riß sich zusammen, denn man durfte sein Menschentum niemals verleugnen, auch wenn ein Giftmord winkte. „Also Strychnin", sagte er sanft. „Ja, sie hat's ihm in einer Bratwurst gegeben, weil er die immer so gern gegessen hat, und um ihm doch eine letzte Lebensfreude zu machen." Giftmord mit Pietät, dachte Rechtsanwalt Klipp, ein höchst interessanter Fall. „Und Sie kommen jetzt gerade von der ... der ...?"

„Ja, von der Erna komm ich grad, weil's doch bei mir angerufen hat."

„Wann ist es denn — geschehen?"

„Gestern abend. Ich hab' gedacht, Sie wüßten's schon, weil's doch bei all ihren Freunden angerufen hat. Zerreißen möcht sie sich schier und jammert, ihren besten Lebenskameraden hätt sie verloren."

„Und wo hält sich die ... Betreffende auf?" — „In ihrer Wohnung halt." — „Ist der Fall schon bekannt?" — „Sie hat ja überall angerufen, deshalb dacht ich ja, daß sie auch bei I h n e n ..." — „Also Selbstdenunz'ation", murmelte Rechtsanwalt Klipp vor sich hin, „wie war doch noch der Familienname der betreffenden Erna?", fragte er dann vorsichtig. — „Aber ich bitt Sie, wo Sie doch vorigen Mittwoch noch bei ihr waren zum Tarockspielen!" — „Ich k a n n gar nicht Tarockspielen", wehrte Rechtsanwalt Klipp ab. Die Umfangreiche rutschte ein Endchen weiter von ihm fort. „Aber Sie haben doch so oft gewonnen!" — „Da muß ein Irrtum vorliegen." — „Ja, sind Sie denn nicht der Herr Blinsinger?" — „Mein Name ist Klipp, Rechtsanwalt", verbeugte er sich. „Aber dann geht Sie ja die ganze Geschichte nichts an, da interessiert Sie ja das gar net." — „Als Fall gewiß", sagte Rechtsanwalt Klipp energisch. Die Umfangreiche rutschte wieder ein Endchen von ihm ab. „Und wo der Peter doch überhaupt so krank war!" — „Und wenn er eine halbe Leiche gewesen wäre, so stand es ihr nicht zu sie zu ... komplettieren."

„Das geht Sie einen Dreck an", sagte die würdige Dame und verlor dabei viel von ihrer Würde. „Oho!" rief Rechtsanwalt Klipp, „wenn der Fall z. B. von guten Freunden vertuscht werden sollte ..." — „Was ist denn da zu vertuschen?" — „Ist die Polizei schon benachrichtigt worden?" — „Was geht denn das die Polizei an, das ist eine Privatangelegenheit." — „Ein Giftmord Privatangelegenheit! Hier muß Klarheit geschaffen werden!"

Da fuhr die Umfangreiche krachend empor und schmetterte Rechtsanwalt Klipp entgegen: „Ah Sie, Sie san ja spinnet. Ich sag's noch amal, mit der Polizei hat das nichts zu tun, wo doch die Erna elf Jahre lang immer pünktlich die Hundesteuer bezahlt hat!"

Damit entschritt sie und überließ Rechtsanwalt Klipp seinem unerfüllten Traum von der Strafsache. Er aber warf sein zur Hälfte noch ungefüttertes Butterbrot in den See, so daß sich gleich drei Enten an ihm verschluckten.



„Wird wohl wieder für mich allerhand Anregungen und Aufregungen geben in diesem Fasching!"
„Für mich erst nachher."
„Wieso?"
„Manko in der Portokasse —"

Die Führer des neuen Deutschland

Die nebenstehenden zweifarbigen Titelblätter der „Jugend" von Professor Karl Bauer sind soeben als Einzelblätter auf Kunstdruckpapier erschienen.

Preis pro Blatt 65 Pfg., mit Porto 95 Pfg., in Passepartout RM. 1.50, mit Porto RM. 1.90



Reichsminister Dr. Goebbels K. Bauer



Reichskanzler Adolf Hitler K. Bauer



Ministerpräsident Göring K. Bauer



Reichspräsident v. Hindenbu g K Bauer



Reichsstatthalter General Ritter v. Epp K. Bauer



Stabschef Röhm K. Bauer

In gleicher Ausführung liegen ferner vor die Bildnisse von

Reichsarbeitsminister Seldte
Albert Leo Schlageter
Baldur von Schirach
und Horst Wessel

Erschienen bei

G. Hirth Verlag AG.
München, Herrnstraße 10



Reichsminister Darré K. Bauer



Damen von Welt

„Warum hast du denn deine tüchtige Sekretärin entlassen?"
„Sie hat mit einem meiner Freunde geflirtet."
„Hättest du halt den Verehrer laufen lassen und die Sekretärin behalten."

Gesellschaftsabend

„Zum Gesellschaftsabend geben sich die Ehre
Doktor Robert Nentwig einzuladen
Mit Empfehlung Frau und Herr von Raaden."

„Hingehen muß man wegen der Karriere!"

Und du siehst in Lüstergoldflut baden
Die Brillantenschar, hier falsch, dort echt,
Und du nimmst zu gern als Venusknecht
Ab der Schönheit schimmernde Paraden
Und verlierst vom Schampus leicht bezecht,
Dich im Flirt zu Abenteuerpfaden.

Gerd Michler

Der standhafte Passagier

Von John K. Newnham

Nie zuvor hatte ich eine so stürmische Überfahrt über den Kanal mitgemacht — und ich verfüge über eine reichliche Erfahrung. Bei unserer Abfahrt von Ostende schon war die See bewegt und mit jeder Umdrehung der Schiffsschraube wurde sie zorniger. Wir stampften und schlingerten und wurden hin- und hergeworfen. Das Schiff schien betrunken zu sein. Ich gehörte zu den tollkühnen Passagieren, die sich an Oberdeck befanden. Kaum ein Dutzend Unentwegte waren wir dort beisammen. Alle übrigen waren unten im Schiffsraum. Eine Woge überspülte gerade das Unterdeck und mußte uns jeden Augenblick erreichen.

„Famos!", rief mein Nachbar, der einzige, der sich an keinen festen Gegenstand angeklammert hatte. Zaghaft stimmte ich ihm bei. „Ich verstehe nicht, warum sich die Leute alle verkrochen haben", fuhr er fort. „Es wäre gesünder für sie, wenn sie nach oben kämen und sich von der frischen Brise alle trüben Gedanken aus den Hirnen und alle Krankheitskeime aus den Körpern wegfegen ließen!" Mein Nachbar sprach noch weiter, aber sein Gespräch war im Heulen des Sturmes nicht verständlich. Auch war ich allzusehr beschäftigt, mein Gleichgewicht zu wahren. „Seekrank! Ich verstehe überhaupt nicht, wie man seekrank sein kann. Das bißchen Schaukeln vermag doch wirklich niemandem unangenehm zu werden", konnte ich dann wieder verstehen.

„Gewiß nicht", sagte ich, indem ich mich vom Boden, auf den ich gefallen war, wieder aufzurichten versuchte. Ein Leidensgefährte rettete sich nach unten. Mein Nachbar blickte mich ironisch lächelnd an. Das Schiff erklomm eine berghohe Woge und fiel wieder jäh nach abwärts. Man hatte das Gefühl, in einen unermeßlichen Abgrund zu versinken.

„Zigarre gefällig?", sagte der standhafte Passagier. Er zog seine Zigarrentasche hervor und hielt sie mir unter die Nase. Ich betrachtete die erschrecklichen Dinger und erzitterte fast so wie das Schiff. Aber als ich einen verächtlichen Ausdruck in seinem Gesicht zu bemerken glaubte, nahm ich mir einen Anlauf und zog eine Zigarre heraus. Noch hoffte ich, daß es zu windig sein werde, um ein Streichholz anzuzünden; aber für meinen Gefährten bedeutet das keinerlei Schwierigkeit. Ein anderer Passagier verschwand.

Immer rauher wurde die See. Wir wurden unablässig von einer Seite auf die andere geschleudert. Mehrere weitere Passagiere bekamen eine grünliche Gesichtsfarbe und retteten sich nach unten. Hoffnungsvoll betrachtete ich meinen Gefährten. Aber der schien besserer Dinge denn je zuvor zu sein. Die Hände in den Hosentaschen, ging er an Deck spazieren, unbekümmert und ruhig, als wandelte er auf der Landstraße. Sicherlich ein alter sturmerprobter Seebär. Sogar die Matrosen blickten ihn erstaunt und bewundernd an. „Mir macht eine solche Überfahrt großes Vergnügen", sagte er plötzlich. „Für meinen Geschmack ein wenig allzu bewegt", antwortete ich schüchtern.

Zwei weitere Passagiere schienen meiner Ansicht zu sein und verfrachteten sich nach abwärts. Wir sahen ihnen nach, mein Freund mit höhnischer, ich mit neidischer Miene. Wir fuhren fort zu rauchen. Es waren sehr starke, belgische Zigarren. Ich tat mein möglichstes, die meine zum Verlöschen zu bringen — vergeblich.

Noch ein Passagier flüchtete. Die übrigen hielten es noch eine Viertelstunde aus. Dann verschwanden auch sie. Wir befanden uns allein an Deck. Sein zur Schau getragenes Wohlbefinden war kein erheucheltes. Er dachte wirklich nicht daran, seekrank zu werden.

Dann gab auch ich es auf. „Entschuldigen Sie mich!", stammelte ich und rannte die Schiffstreppe hinunter.

Erst in Dover sahen wir uns wieder. Er lächelte mir freundlich zu. Mühsam versuchte ich zurückzulächeln.

„Das war aber eine herrliche Fahrt!", rief er. „Erfrischt und ausgeruht kann man nun wieder zur Arbeit gehen."

„Aber in Ihrem Büro werden Sie sich doch sicherer fühlen", meinte ich.

Er schüttelte den Kopf. „Ich arbeite in keinem Büro", sagte er. „Ich bin nämlich Autobusschaffner!"

(Autorisierte Übersetzung aus dem Englischen.)

Erster Gedanke

Muriel und Madeleine saßen am Kamin.

„Methusalem ist neunhundert Jahre alt geworden."

Muriel seufzt neiderfüllt:

„Gott — muß er da mit den Jahren viele Geburtstagsgeschenke erhalten haben!"

j. h. r.

Eine kleine Schlauheit

Ich weiß nicht, wie es in Moskau ist, aber bei uns in Leningrad werden nur große elektrische Lampen verkauft. So zum Beispiel zu 150 oder 200 oder 400 Kerzen.

Und diejenigen Kunden, die glauben, eine Lampe zu 10 oder 15 Kerzen kaufen zu können, sind einfach idealistische Träumer. Solche Lampen kommen überhaupt nicht zum Verkauf.

Nun, dachte ich, man schickt diese kleinen Lampen an die Peripherie für die ländlichen Bedürfnisse. Und damit habe ich mich beruhigt.

Aber nun sind meine alten Lampen durchgebrannt. Ich habe mir 3 Stück zu 400 Kerzen verschafft und war zufrieden mit dem hellen Licht. Natürlich ist es schade. Viel zu hell. Man braucht doch keine Muster zu zeichnen oder zu sticken! Im Flur und in der Toilette ist eine so sinnlose Helligkeit, daß es einem einfach übel davon wird. Aber ich habe es ausgehalten.

Da kommt in diesem Monat der Mann vom Elektrizitätswerk. Fängt an nachzusehen, wieviel Energie ich verbraucht habe.

„Oho", sagt er, „bei Ihnen wächst ja die Summe mit jedem Monat. Was tun Sie bloß? Kartoffel braten auf dem elektrischen Licht?"

„Nein", sage ich, „bei mir brennen große Lampen. Und was soll ich tun, — ich weiß selber nicht. Ich weiß mir keinen Ausweg."

So habe ich mit dem Mann geplaudert. Dies und jenes. Er hat bei mir ein Glas Tee getrunken, ein Brötchen gegessen. Und dann sagte er:

„Wissen Sie, warum es keine k l e i n e n Lampen gibt? Soll ich es Ihnen sagen?"

Ich sage: „Sagen Sie es nur, aber es wird mir dadurch kaum leichter werden."

Er sagt: „Man macht einen großen Schwindel mit kleinen Lampen. Hier", sagt er, „liegt die ganze Geschichte: an den seelenlosen Verfügungen vom grünen Tisch aus."

„Nehmen wir an, daß, dem Plan nach, die Fabrik eine Million Kerzen herstellen muß. Nun, und jetzt stellen Sie sich vor, daß sie diese Million in kleinen Lampen ausführen sollen. Da werden die Teufel doch in zwei Jahren nicht fertig werden! Und mit großen

Josef Geis



Nach der ersten Ski-Tour

oder: Zwoa Brettl, a g'führiger Schnee, juhe!
Ich kann Ihnen sagen: Es war einfach g r o ß a r t i g!!

Das schönste Bilderbuch

für nur Mk. 3.— ist der illustrierte

Katalog der „Jugend"-Kunstdrucke

mit über 1000 verkleinerten Reproduktionen der Werke erster Meister. Der Katalog erleichtert auch die Wahl der „Jugend"-Kunstdrucke, die sich als zeitgemäßer billiger Wandschmuck großer Beliebtheit erfreuen.

Zu beziehen durch den Buch- u. Kunsthandel oder durch den unterzeichneten Verlag:

G. Hirth Verlag AG.
München 2 NO Herrnstr. 10

Vogeltor-Bonbons Sulau

Husten

Heiserkeit

In allen Apotheken erhältlich

Neurasthenie

Nervenschwäche, Nervenzerrüttung verb. mit Schwinden d. best. Kräfte. Wie ist dieselbe v. ärztl. Standpunkte aus ohne wertlose Gewaltmittel zu behandeln u. zu heilen? Wertvoller, n. neuest. Erfahrungen bearbeitet. Ratgeber für jedermann, ob jung oder alt, ob noch gesund oder schon erkrankt. Geg. Einsendg. v. M. 1.50 in Briefmarken zu beziehen vom **Verlag Silvana 66, Herisau** (Schweiz).

DIE GUTE GESICHTSPFLEGE

nach Dr. Scheidig

BERTA LECHNER, MÜNCHEN

Elisabethstr. 4 Fernruf 371635

Rhein- u. Moselweine · Sekt VW Schloß Koblenz

Deutscher Wein u. deutscher Sekt aus deutschem Wein

VW

Bekannt durch Güte und Preiswürdigkeit. Verlangen Sie Liste I

Vereinigte Weingutsbesitzer Koblenz



Sommer — Albert Burkart

Lampen geht das ganz einfach. Ob kleine Lampen, ob große, — die Arbeit ist die gleiche. Aber die Zahl ist kleiner! So stellen sie große Lampen her. Das geht im Handumdrehen. Der Plan ist ausgeführt und die Seele ist beruhigt!"

Ich sage: „Es ist doch eine Schweinerei! So haben wir wenig Freude daran und der Staat verliert die übrige kostbare Energie, da", sage ich, „in meiner Toilette 400 Kerzen umsonst brennen. Ich schäme mich einfach, dorthin zu gehen."

Er sagt: „Seien Sie froh, daß sie keine größeren Lampen herstellen, zu 1000 Kerzen zum Beispiel." —

Hier bin ich ärgerlich geworden:

„Anstatt so viel zu reden, wäre es wirklich besser gewesen, wenn Sie mir hätten raten können, wo ich kleine Lampen finden kann."

Er sagt: „Ich bin zwar im elektrischen Betrieb, aber kleine Lampen habe ich seit zwei Jahren nicht mehr gesehen."

Mit diesen Worten verabschiedete er sich und ging weg. Ich aber machte das Licht im Zimmer aus, legte mich aufs Bett und fing im Dunkeln an, über die Schlauheiten nachzudenken, auf die die Leute manchmal verfallen, um Körper und Seele im Gleichgewicht zu halten.

Michael Soschtschenko.

(Übersetzung von B. Choutoff.)



Winter — Foto Tröller

Aufruf zu winterlicher Lebensfreude

Volksgenosse, nimm den Winter richtig
und versteh ihn nicht als Frostmisere!
Thermometergrade sind nicht wichtig,
rote Nasen sind nicht Daseins-Schwere.

Nimm am Sonntagmorgen deine Skier
und begib dich stracks zum Sportler-Zug!
Fahr ganz zeitig! Oder fahr noch früher!
Zum Verschlafen gibt's noch Zeit genug.

Mitten in dem Kreise von fidelen
Frühaufstehern sitzst du im Coupé.
Und die kurzen Tabakspfeifen schwelen,
und die Landschaft draußen glänzt im Schnee.

Am gewünschten Ziel wird ausgestiegen,
und die Bretter kommen an die Sohlen.
Drüben, wo die weißen Gipfel liegen,
wolln wir uns mal Lebensfreude holen!

Und der ganze Tag verfliegt im Sause.
Schnee und Wind und Sonne macht dich froh.
Hoch erhoben sprichst du zu Herrn Krause:
„Soll der Sommer schöner sein? Wieso?!"

Sebastian Premm

Was mancher nicht weiß:

Man kann die „Jugend" nicht nur in Kaffeehäusern, ärztlichen Wartezimmern und beim Friseur lesen, man kann sie auch in jeder Buchhandlung oder beim G. Hirth Verlag AG., München, Herrnstraße 10, abonnieren. Man soll sie sogar abonnieren. Wer sich die „Jugend" hält, erhält sich die Jugend. Außerdem hilft er den deutschen Künstlern und das tut bitter not, wie wir alle wissen.

Eine Bibliothek für Politik und Wissenschaft von seltener Vollständigkeit ist Umstände halber zu verkaufen

u. a. Die große Politik der Europäischen Kabinette, 40 Bände; Die Vorgeschichte des Weltkrieges (Werk des Untersuchungsausschusses) 4 Bände; Der Weltkrieg (herausgegeben vom Reichsarchiv) 8 Bände; Die Ursachen des deutschen Zusammenbruchs (Werk des Untersuchungsausschusses) 16 Bände; vollständiger Deutscher Geschichtskalender von Purlitz (Felix-Meiner-Verlag); vollständiger Schulthes Europäischer Geschichtskalender (Beckh'sche Verlagsbuchhandlung); Handbuch der Staatswissenschaften, Handbuch der Rechtswissenschaft; Memoiren, Biographien, Gesammelte Werke, Lexikon, Bibliophiles, gesammelte Jahrgänge wichtiger Zeitungen, die wichtigste europäische schöne Literatur

Anfragen unter **T. B. 1721** an die Expedition der Münchner „Jugend"

DER MÜNCHNER REITENDE POSTILLON

Wochenschrift für Alt und Jung. Verlegt bey G. Hirth.

1834

1. Jahrgang Nr. 8

Ein Schwabinger Festabend

Diese Kurzgeschichte ereignete sich vor vielen Jahren — es mögen schon zwei oder drei sein — im östlichen Schwabing. Dort befindet sich als letzter trutziger Eckpfeiler der aussterbenden Münchner Bohême eine Gaststätte, die dem zusammengeschrumpften Fähnlein der Original-Schwabinger, Künstlern, Schriftstellern, Kunstgewerblerinnen und Vertretern verwandter einträglicher Berufe gerne zum abendlichen Aufenthalte dient. Die Preise des Hauses sind bei aller Güte des Gebotenen mäßig und den wirtschaftlichen Verhältnissen der Gäste angemessen. Nun kam es aber mitunter vor, daß sich der Verkauf eines Bildes an einen amerikanischen Millionär verzögerte, daß ein Verlag die Bezahlung der zwanzigtausend Mark Vorschuß auf die erste Seite eines Roman-Manuskriptes in hinterhältiger Weise hinausschob, oder die Nachfrage nach gebatikten Aschenbechern hinter dem Angebot zurückgeblieben war.

In diesen und ähnlichen Ausnahmefällen drängte der gute, seinen Gästen wohlgeneigte Herr des Hauses nicht allzusehr auf bare Begleichung von Speise und Trank, sondern ließ es sich genügen, die ausstehenden Beträge auf der Habenseite eines Notizbüchleins säuberlich zu addieren. —

Eines Tages durcheilte ganz Schwabing die Kunde, daß der Maler L. ein Bild verkauft habe. Man nannte einen Preis von eintausend Mark, manche wollten sogar von zwölfhundert wissen. Und so war es denn nur selbstverständlich, daß dieses freudige Ereignis Anlaß zur Veranstaltung eines Festabends geben mußte, zu dem L. alle in Betracht kommenden Vertreter des kunstschaffenden und schreibenden Schwabing einlud. Mehr noch als sonst drängten sich Maler und Bildhauer, Kunstgewerblerinnen und Schriftsteller an den Tischen. Als die Zahl der Versammelten etwa auf dreißig gestiegen war, erhob sich L. zu einer kurzen Ansprache.

Mit tiefer Ergriffenheit, führte er aus, habe er das große, seinem künstlerischen Erfolge zugewendete Interesse wahrgenommen. Denn dieses sei wohl auch





Foto Dr. Springorum

der Grund, daß er heute so manchen hier sähe, der sich sonst abseits hielt. Wenn nun auch die über den Erlös seines Bildes umlaufenden Gerüchte gewisse Übertreibungen enthielten, da der erzielte Kaufpreis nicht zwölfhundert, aber auch nicht tausend, sondern nur zweiundachtzig Mark betrage, so sei es ihm doch eine wahre Herzensfreude, diese Summe restlos einem mit Speise und Trank wohlbestellten Festabend zuwenden zu dürfen. Es übersteige zwar seine Mittel, ein lukullisches Mahl zu veranstalten, doch denke er etwa an Suppe und Vorspeise, ein Fisch- und Bratengericht, und einen bescheidenen Nachtisch. Da er ein Freund geordneter Verhältnisse sei, müsse er allerdings vor der endgültigen Zusammenstellung des Festmahles noch einen Überblick über seine wirtschaftlichen Verhältnisse gewinnen, und bitte deshalb den Herrn Wirt errechnen zu wollen, welche Summe nach Abgleichung etwaiger Rückstände für die Bestreitung des Festessens noch zur Verfügung stünde.

Hierauf zog sich der Wirt in eine stille Ecke des Lokales zurück, addierte angestrengt in seinem Aufschreibebuch und trat sodann mit folgender Erklärung vor den Festgeber: „Herr L., i sag', wia's is: Wann S' no a Zehnerl d'raufleg'n, tat's g'rad zwoa Portionen Lung' mit Knödel geb'n!" —

Der Abend entwickelte sich trotzdem noch zu einem der rauschendsten Schwabinger Feste aller Zeiten, und der Besitzer der Gaststätte addierte neuerdings einen Bleistift bis zum Stumpfe ab.

Ein Familienbad im Kleinhesseloher See

Es ist eine den Ärzten schon lange bekannte Tatsache, daß Freibäder in der Winterszeit besonders gesundheitfördernd wirken. Mehr als in der lauen Wärme sommerlicher Bäder wird der Körper durchblutet, wenn die Wassertemperatur unter den Nullpunkt gesunken ist. Die Gefäße weiten sich nach anfänglicher Zusammenziehung, und der Strom des Blutes kann nun ungehemmt in Finger und Zehen, Nasen und Ohren einfluten. Steigt der Badende wieder aus dem Loch, das er sich in das Eis eines Sees oder Flusses geschlagen hat, so durchrieselt ihn wohlige Wärme, und er wird sich nur mehr ungern von seinem Badeplätzchen trennen wollen. Es ist deshalb begreiflich, daß sich auch beim Münchner Publikum eine von Jahr zu Jahr wachsende Vorliebe für Winterfreibäder entwickelt hat. Wenn wir aber nun auch jedem Münchner sein Eisloch gönnen, so mußte der überhandnehmende Sport des winterlichen Freibadens doch allmählich zu einem Anstoß erregenden Treiben führen. Denn es kann schließlich nicht jedem Spaziergänger, der sich im Englischen Garten ergehen möchte, gefallen, daß sich halbnackte Gestalten mit Beil und Pickel Löcher durch das Eis der Isar-Rinnsale brechen, und daß der Monopteros als Auskleidekabine benutzt wird.

Um diesem wilden Badebetrieb nun zu steuern, hat sich der Münchner Stadtmagistrat dazu entschlossen, den nördlichen Teil des Kleinhesseloher Sees als Familienfreibad während des Winters freizugeben. Mit unsäglicher Mühe wurde ein 150 Meter langes Schwimmbecken aus dem dicken Eis gebrochen, daneben locken 60 numerierte Eislöcher den Nichtschwimmern zum erfrischenden Bade.

Schon am Eröffnungstag entwickelte sich ein reger Badebetrieb, der bewies, welch starkes Bedürfnis nach einem Winterfreibad beim Münchner Publikum bestanden hatte. Die Lufttemperatur, die an diesem Tage —18 Grad betrug, trieb Männlein und Weiblein immer wieder in das wohlig wärmende Wasser. Ein ungewohntes Bild boten die neuartigen, den Verhältnissen angepaßten Badekostüme. So sah man eine bekannte Münchner Schauspielerin in einem entzückenden, aus Nerz gefertigten und mit Hermelinschwänzen reich garnierten Badedreß, während Universitätsprofessor L. mit einer höchst kleidsamen Badehose aus Persianer Aufsehen erregte. Frau Generaldirektor S. trug zu einem Oberteil aus Zobel ein allerliebstes Seal-Röckchen und dazu eine kokette Blaufuchs-Bademütze, ihr Gemahl erschien in einem dezenten, elegant geschnittenen Seehundsfell. Jugendliche Damen bevorzugten als Badedreß das eng anliegende Fohlen-Fell, während man bei älteren Münchnern häufig Badehosen sah, die wohl aus dem Pelzwerk von Schnauzern gefertigt waren. Eine kostbare Dreiecksbadehose aus Weißfuchs konnte nur kurze Zeit beobachtet werden, da sie von der Direktion beanstandet wurde.

Neben dem Bad bietet auch das Strandleben allerlei Kurzweil, denn Schnee zum Aufwerfen von Strandburgen ist genügend vorhanden, und die hiefür benötigten Schäufelchen werden von der Direktion gratis verteilt. Nachdem der Kleinhesseloher See erfahrungsgemäß bereits im Mai wieder aufzutauen pflegt, sollte es keiner versäumen, die kurze Winterbadesaison recht auszunützen.

Münchner, schützt keine Badeunlust vor, sondern hinein in den Kleinhesseloher See!



Bayerns Sportlust

Die Sportpresse berichtet:

„Das ‚Eisschießen' wollten schon Ende des vorigen Jahrhunderts ein paar Schotten in Berlin populär machen, unter dem Namen ‚Curling'; aber sie waren zu wenige, und so drangen sie nicht damit durch.

Jetzt sind aber viele Bayern nach Berlin gekommen und führen ihr altes, bodenständiges ‚Eisschießen' dort vor. Und die Sache geht vorwärts. Die Berliner schauen und hören mit Lust zu, und nach jedem wohlgelungenen Spiel findet sich einer, der eine Runde Bier spendiert . . ."

Auf diese Nachricht hin dürfte ganz Bayern demnächst in Berlin anzutreffen sein. *Teha*

Maçon



„Ah, was für eine fabelhafte Gestalt! So muß ich auch nach sechs Wochen sein."



„Also Seppl, du wirst mein Privat-Trainer."



„Da braucht's grad a gual's Training, sonst nix!"



„Leb wohl, Seppl, ich hätte es nicht für möglich gehalten, daß in sechs Wochen meine Figur der deinen so ähnlich würde."

Sportanekdoten

Man muß wissen: ein Haupt- und Staats-Ski-Lehrer ist der Carl J. Luther, weit und breit im bayrischen Allgäu als der „Ski-Luther" bekannt . . .

Als nun am Luthertag in diesem Jahr ein Festredner mit Pathos rief: „Erst Luther hat die Deutschen auf die Beine gebracht!" — da konnte ich meinen Nebenmann beifällig murmeln hören:

„Sell is scho wohr! Ma darf nur dö Regimenter von Skiläufer segn, die wo Sonntägs zum Starnberger Bahnhof ziagn!"

•

Sonja Henie, die leichtfüßigste aller Kunstläuferinnen, der „Schmetterling des Spiegeleises", wird von den Reportern in jeder Saison mindestens ein dutzendmal verlobt.

Nur daß sie vorderhand mit ihren zwanzig Jährchen noch immer frei ist' . . .

„Ja ja, schau sie doch nur an!" sagt ein Jüngling im Publikum zu seinem Freunde, „welcher Esel sollte wohl auch mit ihr aufs Eis gehen und tanzen?" *Teha*



Skihaserls Sorgen

„Aber Lilli! du und Skifahren! Du bist ja voriges Jahr dauernd nur hingefallen!"

„Eben! Darum möcht ich ja so gern wissen, was heuer modern wird — seidene Schlupfhosen oder handgestrickte!"

Nächstenliebe

„Man soll die Frauen nur aus der Entfernung konsumieren. Jedesmal, jedesmal, wenn ich einer Frau nähertrete, bin ich bereits im Nähertreten enttäuscht, wenn ich sie sprechen höre, wenn ich sie lächeln sehe, wenn —, ach, enttäuscht, noch bevor ich weiß ob sie sich ablehnend verhält — oder anlehnend . . ."

„Und ich??"

„Du Kitty, bist eine von den ganz, ganz wenigen, ganz auserlesenen Frauen, die bei näherer Betrachtung gewinnen."

„Oha! Oha!"

„Ja — beim ersten Anblick fand ich dich nämlich scheußlich."

H. Rewald

Der Tiefblick

„Es gibt Frauen, die auf den ersten Blick bestricken, — hinterher kommt man aber langsam von ihnen ab, ratenweise, — eine unaufhaltsame Entzauberung. Anderseits gibt es Frauen, die man anfangs kaum beachtet, die einem der Zufall erst offenbart, die man dann langsam zu würdigen beginnt, deren feine, subtile Reize einem erst ins Unterbewußtsein eingehen, dann aber, dynamisch anschwellend, alle Bewußtseinsstufen beschäftigen . . . Dann entsteht die sonderbare Liebe zu einer ‚unscheinbaren Frau'. Vielleicht ist dies das Süßeste. Man muß die Frau langsam entblättern, sich in sie hineinleben — —"

„Wenn sie sich das gefallen läßt . . ."

H. Rewald

Korsika

Sechs korsische Räuber, die im Stadtgefängnis von Ajaccio in einer gemeinsamen Zelle schmachteten, faßten den Plan, mit ihren Suppenlöffeln den Fußboden zu durchschürfen und durch ein Kanalisationsrohr im darunter befindlichen Keller in die Freiheit zu kommen. Alles gelang über Erwarten; nur — in dem Kanalrohr irrten sie sich in der Richtung und gerieten in die Waschküche zu den Waschfrauen.

— Ein Richtungsirrtum auf psychoanalytischer Grundlage ist hier ausgeschlossen. *Th.*

20 verschiedene Kunstpostkarten
für 90 Pfg. postfrei
G. HIRTH VERLAG AG.
München, Herrnstr. 10

30 Fl. feinste Weine
9 Sorten 36 Mk. franko Nachnahme.
Kappesser Ww., Hahnheim 53
b. Nierstein

Das schönste und wertvollste
GESCHENK!
Die gesunde und praktische
LEBENSWEISHEIT
nach gesammelten Erkenntnissen der Philosophie vom Altertum bis zur Gegenwart
Zusammengefaßt in dem Buch
„Für stille Stunden"
durch v. Krempelhuber
450 Seiten in Ganzleinen geb. **nur** M. 2.85
zuzüglich 40 Pfg. für Porto
Zu beziehen durch
G. Hirth Verlag AG., München
Herrnstraße 10
Ein Buch fürs Leben!
Zur Erbauung für jung und alt!

DIE KUNSTZEITSCHRIFT
„Der Sportfischer"



soll von **jedem waidgerechten** Sportfischer gehalten werden. „*Der Sportfischer*" bringt Text- und Bildermaterial aus aller Welt, darunter auch große mehrfarbige Kunstdrucke
½jährl. RM. 3.—, jährl. RM. 6.—. Man abonniert bei seinem Briefträger, beim Postamt oder direkt beim
FISCHEREISPORT-VERLAG DR. HANNS SCHINDLER,
Fischerei-Buch- u. Kunsthandlung
München NW 2, Karlstraße Nr. 44
Tel. 596160

Begründer: Dr. GEORG HIRTH. — Verantwortlich für Text und Anzeigenteil: GEORG POSSELT, München. — Verlag: G. HIRTH VERLAG AG., München. — Für die Herausgabe in Österreich verantwortlich: J. RAFAEL, Wien I, Graben 29a (Eingang Trattnerhof). — Für die Redaktion in Österreich verantwortlich: MARIANNE RAFAEL, Wien XIX, Hochschulstraße 25. — Alle Rechte vorbehalten. — Nachdruck strengstens verboten. — Copyright by G. HIRTH VERLAG AG., München. — Druck: G. HIRTH VERLAG AG., Buch- und Kunst-Druckerei, München, Herrnstraße 10. — D.-A. 9000. — Entered as second class matter, Postoffice New York, N. Y. — Manuskripte sind nur an die Redaktion der „Jugend", München, Herrnstraße 10, zu senden; Rücksendung kann nur erfolgen, wenn Rückporto beiliegt.

Überfälle auf den Transsibirien-Expreß

Erich Wilke



Wir können uns gratulieren, es ist nicht G.P.U. — es sind nur Räuber

JUGEND
PREIS 60 PFENNIG
MÜNCHEN 1934 / NR. 4



Reichsminister Darré

Karl Bauer

J U G E N D

39. JAHRGANG 1934 / NR. 4

Vergänglichkeit

Wache Stunden der Nacht sind uns geschenkt,
aber die Träume wandern tagwärts,
alte Schatten tragen sie mit und fliehen dahin.

Oh ihr Träume, oh ihr alten Schatten,
wenn ihr wandert, laßt ihr uns allein,
flieht, — uns berührt dürftige Einsamkeit.

Aber ihr kommenden auch seid schwer zu binden,
Schatten, ihr fließt dahin,
zieht mit den alten Träumen schon bald
und für immer verströmt ihr.

Hans E. Graven

„Kaufen Sie Maroni, Sie!"

Von Wilhelm Auffermann

Seit Mittags habe ich an das Erlebnis mit dem Maronibrater gedacht. Ich sollte Ihnen eigentlich nichts davon erzählen, denn ich habe mich schlecht aufgeführt. Aber vielleicht kann ich die Sache so ein klein wenig wieder gut machen.

Das ging folgendermaßen zu:

In einer Mauernische, in einem winkeligen weltverlorenen Wiener Gäßchen dicht neben dem Eingang einer Kirche, hatte der Kastanienbrater seinen Platz. Ich glaube, er hieß Küper, aber besonders nannten ihn die Kinder so. Dort saß er auf einer Holzkiste bei Regen und Schnee hinter seinem warmen Ofen und rief mit tiefer Baßstimme seine Maroni aus. Er rief nur immer: „Maroni, Sie! ... Kaufen Sie Maroni; Sie!"

An besonders kalten Tagen hatte er Gesellschaft. Dann saß neben dem Ofen auf ausgebreiteten Kastaniensäcken ein alter Bettler, der sonst auf der Kirchentreppe seinen Sitz hatte und wärmte sich mitten im Duft der knusperigen braunen Maroni. Eine abgeschabte Mütze lag bei seinem Holzfuß, und wer ein Geldstück hineinfallen lassen wollte, mußte sich schon ein wenig bücken.



Es konnte auch vorkommen, daß an Küpers Platz hinter dem Ofen nur die Holzkiste stand. Sicher holte sich der Alte in einem naheliegenden Laden Holz und Kohle, doch wenn er zurückkam, fehlte bestimmt keine von den Kastanien auf dem feuerdurchbrochenen Rost, wohl aber hüpften einige Kinder wartend auf einem Fuße. Und der Bettler mit dem Holzfuß spielte ihnen etwas auf seiner Mundharmonika vor und klopfte mit der Prothese den Takt dazu.

An dieser Mauernische führte mich täglich zweimal mein Weg vorbei. Und Sie können sich leicht vorstellen, daß ich nicht umhin konnte, hin und wieder ein paar gebratene Maroni zu k···fen. Dem Bettler aber gab ich nie etwas. Aus Angst er könnte etwas mehr verdienen, als er notwendig für Brot und Tee braucht. Ich biß stets die Zähne zusammen und beachtete ihn nicht weiter. Und weil es die meisten Leute so machen, bin ich entschuldigt.

So war es bis vor ungefähr zwei Wochen.

Da gab es einen Tag, daß ein kleiner Streit beim Bratofen ausgebrochen war. Ein kleiner, dicklicher Herr beschwerte sich, daß seine Maroni etwas angebrannt wären. Und ich tat so, als hätte ich nichts gehört und würde erst jetzt kommen. Ich sagte zu Küper: „Ich will Maroni kaufen. Ihre schmecken mir besonders gut!" Das half. Sogar der Bettler rief: „Hört doch den!" Und der kleine, dicke Mann ging mit einer großen Tüte Maroni zufrieden seines Weges weiter.

Gegen Abend mußte ich wieder vorbei. Schon von weitem hörte ich die bekannte Baßstimme: „Kaufen Sie Maroni, Sie!" Und ich sagte zu mir selbst: Heute morgen hast du ihm zu Recht verholfen, nun ist er sicher dankbar und wird dich besonders gut bedienen. Auch ein Maronibrater besitzt etwas wie Dankbarkeit.

Ich hatte mich gründlich verrechnet. Als mich Küper kommen sah, rief er noch kräftiger: „Kaufen Sie Maroni, Sie!" Ein kleiner Bengel, ein Zeitungsjunge, kam mir zuvor, und ich mußte warten. Das ärgerte mich und ich fühlte im stillen, daß ich Küper nach Verdienst behandeln würde, wenn ich in Zukunft von ihm nichts mehr kaufte. Ich wartete stumm und zählte vor Ärger die Anzahl der Kastanien, die der dumme Junge für sein Geld erhielt. Es waren elf Stück. Nun fehlte nur noch, daß ich für mein Geld weniger erhalten würde. Das fehlte wirklich noch. Und kann man sich vorstellen, daß ich erwachsener Mensch deshalb ungeduldig wurde.

Ich war so gespannt auf das Resultat dieser Probe. Und wirklich — ich erhielt um eine Kastanie weniger als der Junge.

Das war der Dank eines Maronibraters. Ich machte ihm in kurzen Worten meine Meinung klar. Er antwortete nicht. Er gab mir mein Geld zurück und behielt sich die Maroni, rief, als wenn zwischen uns beiden nichts vorgefallen wäre, einem Passanten zu: „Maroni, Sie! .. Kaufen Sie Maroni, Sie!"

Da kam mir ein guter Einfall: Zwischen uns saß der Bettler und fror oder tat nur so. Ich warf mein Geld in seine Mütze und ließ mir dafür zeigen, daß er nicht nur einen Holzfuß habe, sondern auch am Arm verletzt sei. Der Arm sah mißgebildet aus.

Ich sah mich heimlich dabei um. Der Maronibrater war still und beobachtete uns. Da drehte ich mich auf meinem Absatz, war zufrieden und ging nach Hause.

Das war vor ungefähr zwei Wochen.

Aber nun habe ich schon, wie gesagt, heute seit Mittag wieder an den alten Küper denken müssen.

Vorgestern fand ich seinen Platz leer. Der runde schwarze Eisenofen war mit Ketten verschnürt, und die feinen Löcher, durch die sonst die rote Glut leuchtete, waren erblindet. Ein Bub stand da, ein paar Groschen in der Faust, und schaute wie ich verblüfft auf den Ofen. Sogar der Bettler mit dem Holzfuß fehlte. Aber ein zweiter Junge kam plötzlich gelaufen, und ich hörte dann, daß Küper, der alte gute Küper, gestorben sei.

Heute mittag war ich in der Kirche. Es war eine bescheidene kleine Leichenfeier, wie sie mir aber nicht besser bereitet worden wäre. Ein gutmütiger Pfarrer las die Totenandacht, und eine Menge Menschen, meist Frauen aus der Nachbarschaft, waren anwesend und beteten mit.

Dann wurde der Sarg aus der Kirche getragen und auf den schwarzen Wagen gehoben. Ich mußte an den kettenverschnürten Ofen denken, was wohl mit dem nun geschehen würde. Gleich darauf hörte ich eine Stimme. Eine Baßstimme, die mich erst ordentlich erschreckte: „Maroni, Sie! ... Kaufen Sie Maroni, Sie ... Für Kinder heute umsonst!"

Bitte sehr — dachte ich froh —, nun ist er wieder lebend geworden und gibt aus Freude den Kindern Maroni umsonst. Wie konntest du auch dem Knaben so blindlings glauben, ohne den Trauerzettel gesehen zu haben!

Ich ging zur Nische, nein, ich lief hin, roch schon von weitem den knusperigen Duft der gebratenen Kastanien und fand hinter dem warmen Ofen — meinen Bettler mit der Prothese. Er sah mich an: „Kaufen Sie Maroni, Sie!" rief er mir zu und ahmte die tiefe Stimme und den Wortlaut des alten Küper nach. „Haben Sie Kinder? . . . Kinder bekommen heute Maroni gratis!"

Da ich stehen blieb und vor Staunen nichts sagte, trat er ganz dicht an mich heran: „Ja, er ist gestorben, Herr. Er hat mir den Platz und den Ofen überlassen. Aber einen Sack Maroni muß ich heute den Kindern umsonst austeilen. Sehen Sie da kommt er ja. Ich habe es ihm versprochen."

Und der schwarze Wagen mit dem toten Küper rollte langsam vorbei.

„Wollen Sie Maroni, Sie? ... Kinder ... bekommen heute ... Maroni ... gratis ...!" rief der Bettler, als sollte sich sein toter Freund überzeugen. „Kinder ... bekommen ... sie gratis!" Seine Stimme überschlug sich und eine dicke Träne rollte ihm über die Backen in den Bart hinein.

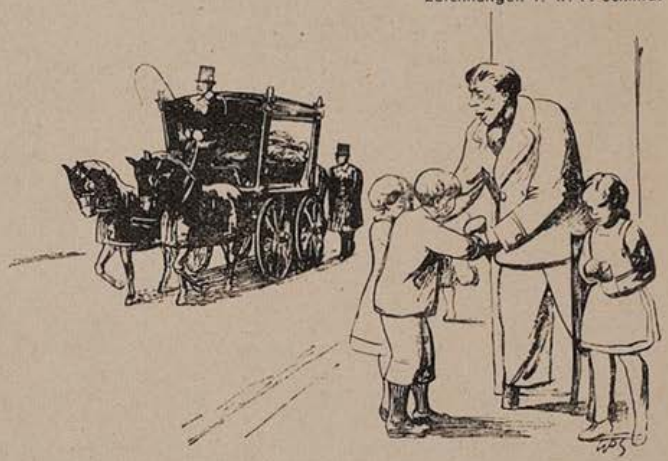
Das war heute mittag.

Und seitdem habe ich immer an den Maronimann denken müssen. Er hat mich damals ganz bestimmt nicht übervorteilen wollen. Ich weiß es jetzt mit Sicherheit. Er gab mir um keine Kastanie weniger als dem armen Zeitungsjungen. Nein, sondern er hatte dem Jungen um eine Kastanie mehr gegeben als mir. Die gab er umsonst. Jedem Kind!

So, jetzt wissen Sie mein Erlebnis mit Küper. Glauben Sie, daß ich die Sache hiermit ein klein wenig wieder gut gemacht habe? Ich glaube nicht.

Ich kann den Küper nicht vergessen.

Zeichnungen v. W. P. Schmidt



Zwei Zahnärzte und ein Bauer

In einer kleinen Stadt gibt es zwei Zahnärzte, nennen wir sie Doktor A und Doktor B.

In die Ordination des Doktor A kommt ein kleines, blatternarbiges Bäuerlein.

„Setzen Sie sich, lieber Mann, wir werden gleich sehen, was dem Zahn fehlt."

Das Bäuerlein setzt sich und öffnet den Mund. Doktor A besieht sich den kranken Zahn. Das ist gewiß ein mächtiger Backenzahn, der auch einem Pferd zur Ehre gereicht wäre. Nur leider ist der einst so Gewaltige dem Verderben geweiht.

„Der Zahn muß gezogen werden."

„Was kostet das?"

„Mit Injektion sechs Mark, ohne Injektion vier Mark."

„Was ist das, Injektion?"

„Injektion ist so: Ich spritze Ihnen in den Kiefer eine Medizin; dann gehen Sie zurück ins Wartezimmer und setzen sich ruhig nieder; nach einer Viertelstunde beginnt die Medizin zu wirken, dann kommen Sie wieder hier herein und ich ziehe Ihnen den Zahn, ohne daß Sie den geringsten Schmerz spüren."

Das Bäuerlein denkt nach. Man sieht, wie es in seinen Zügen arbeitet.

„Also gut, geben Sie mir so eine Injektion."

Doktor A gibt die Injektion. Der Bauer geht zurück ins Wartezimmer. Unterdessen beschäftigt sich der Arzt mit dem nächsten Patienten. Als er mit diesem fertig ist, will er den Bauer rufen, aber der ist nicht mehr da.

Der Arzt fragt verwundert die übrigen Patienten, ob sie ihn nicht gesehen hätten? Ja, ja, sie haben ihn gesehen; als er aus dem Ordinationszimmer herauskam, ist er gleich fortgegangen.

Der Zahnarzt schüttelt den Kopf. Scheinbar hat der Bauer doch vor dem Zahnziehen Angst bekommen. Schade um die verlorene Injektion. „Also bitte, der Nächste."

Abends treffen sich die beiden Zahnärzte beim Glas Wein. Da sagt Doktor B:

„Es ist wirklich herrlich, wie mancher Mensch Schmerz erträgt. Heute nachmittag ließ sich bei mir ein Bauer einen Zahn ziehen. Es war ein riesiger Backenzahn, ich habe schon lange keinen so gewaltigen Zahn gesehen. Und diesen Zahn hat sich der Mann ohne Injektion ziehen lassen. Ein anderer Mensch hätte dabei gebrüllt wie ein Löwe. Der Mann hat nicht einmal mit der Wimper gezuckt."

„Sag' Freund, war das nicht so ein kleines Männchen mit Blatternarben?" fragte Doktor A interessiert.

„Ja, das war er wohl. Aber woher weißt du das?"

„Lieber Freund, bei mir hat dieser Mann die Injektion umsonst bekommen, dann hat er sich aus dem Wartezimmer geschlichen, ist zu dir gegangen und du hast ihm den Zahn billig, aber schmerzlos gezogen."

Zsolt v. Harsanyi



Alte Bürgerwehr **Carl Spitzweg**

DAS LOTTERIELOS

VON JO HANNS RÖSLER

Bubsens und Babsens haben ein Lotterielos. Eigentlich haben sie zwei Lotterielose. Bubsens haben eins und Babsens haben eins. Nun sind aber Babsens an Bubsens Lotterielos beteiligt und Bubsens an Babsens Lotterielos. Wenn Bubsens gewinnen, kriegen Babsens von Bubsens die Hälfte davon. Wenn aber Babsens gewinnen, kriegen Bubsens die Hälfte von Babsens davon. Und da sie beide das erste Mal in der Lotterie spielen, sind sie überzeugt, daß sie natürlich gewinnen müssen.

Der Tag der Ziehung kommt.

Berta Babs und Bruno Babs sitzen auf dem Sofa.

„Heute ist Ziehung, Männel", sagt Berta Babs.

„Stimmt. Heute ist Ziehung."

„Wenn unser Los gewinnt, sind wir die Dummen."

„Das kann man nicht sagen", meint Babs, „ebensogut kann Bubsens Los gewinnen und dann sind sie die Dummen."

„Aber wenn unser Los gewinnt, sind wir die Dummen. Da feixen die uns bloß aus."

„Wir werden sehen, wer gewinnt."

„Wer wird schon gewinnen? Wir werden gewinnen und sie werden das halbe Geld kriegen. Wenn wir Glück hätten, würden sie gewinnen und wir bekämen von ihnen das halbe Geld."

„Das ist doch rum wie num. Das bleibt sich doch Wurst wie Schale."

„Wieso denn? Wenn wir gewinnen, hat der liebe Gott mit uns ein Einsehen und schickt uns das Geld", läßt die Frau nicht locker, „das Geld gehört uns."

„Und wenn Bubsens gewinnen?

„Die gewinnen nicht."

„Aber wenn sie doch gewinnen?"

„Dann ist das was anderes. Dann haben sie nur gewonnen, weil wir zur Hälfte daran beteiligt sind. Dann müssen wir natürlich das Geld kriegen."

Plötzlich klingelt es.

Berta Babs steht auf, um zu öffnen. Zuvor guckt sie durch das Guckloch.

„Die Bubsens kommen", saust sie zurück. Dann öffnet sie.

Familie Bubs tritt ein. Ganz aufgeregt. Ganz aus dem Häuschen.

„Wasisnlos? Washabtihrdenn? Wobrennts denn?" wieselt Berta um sie.

„Ach, liebe Freunde —"

„Was denn? Nu redet schon —"

„Wir haben gewonnen — heute — das große Los!"

Babsens bleibt die Spucke weg.

„Ihr habt gewonnen?"

„Wir — wir — Sie und ich haben gewonnen."

„Auf euer Los?" fragt Babs.

„Nein. Eure Nummer ist gezogen worden."

Das schlägt der Berta Babs den Boden aus.

„Siehste! Siehste! Habchsnichgleichgesagt? — Also schön, wir haben gewonnen. Ihr habt nichts. Ihr guckt in den Mond."

„Liebe Frau", mengt sich jetzt Bubs in das Gespräch, „das bleibt sich doch Wurst wie Schale, das bleibt sich doch rum wie num. Wir haben die beiden Lose zusammen genommen. Wenn wir gewonnen hätten, wart ihr daran beteiligt, genau, wie wir jetzt bei euch."

„Ihr habt aber nicht gewonnen. Da liegt der Hase im Pfeffer. Wenn ihr gewonnen hättet, hättet ihr eben gewonnen. Wenn wir gewonnen haben, haben wir gewonnen. Da gibts nichts daran zu fummeln."

„So? So?" baut sich jetzt die Bubsen auf, „wir haben doch die Lose in Kompagnie genommen."

„Kompagnie ist Lumperei. Wenn ich heute eine Ziege habe und ein anderer hat eine Kuh, gehe ich mit ihm in Kompagnie. Wenn er aber auch bloß eine Ziege hat, werde ich doch nicht mit ihm in Kompagnie gehen. So dumm!"

„Meinen Sie mit der Ziege etwa meine Frau?" schnappt Bubs ein.

„Das können Sie halten, wie Sie wollen. Das können Sie auffassen, wie Gottlieb Schulze. Wir haben gewonnen und damit basta."

„Ach, liebe Freundin", flötet jetzt die Bubsen, „Sie hätten wohl nichts genommen, wenn wir gewonnen hätten?"

„Wir? Nicht einen Pfennig. Nicht einen Pfennig, sage ich Ihnen. Eben noch habe ich mit meinem Männel besprochen, wenn Bubsens gewinnen, das sind gute Freunde von uns, da nehmen wir nicht einen Groschen. Die Leute

brauchen das Geld nötiger. Habe ich das gesagt, Bruno, ja, oder nein?"

„Ja. Das hast du gesagt. Aber wie die Sache jetzt einmal liegt —"

„Was liegt? Wer liegt? Wer hat gewonnen?"

„Sie, Frau Babs", sagt Bubs, „und Sie haben ganz recht, wer gewinnt, soll sein Geld behalten. Wir werden uns doch deswegen nicht zerstreiten."

„Sehen Sie, das ist ein vernünftiges Wort", schlägt ihm die Babsen mit einem vergnügten Quietsch auf den Rücken, „unsere Freundschaft ist mehr wert, als Geld. Sie haben Ihr Los, wir haben unser Los. Punktum. Reden wir nicht mehr darüber und bleiben wir Freunde."

„Einverstanden."

„Die Kompagnie ist also aufgehoben?" vergewissert sich die Babsen noch einmal.

„Ist hiermit aufgehoben. Hand darauf."

„Hand darauf. Ihr habts gehört. Und nun wollen wir mal einen kleinen Kaffee kochen. Sie trinken doch ein Täßchen Kaffee bei uns, liebe Frau Bubs?"

Frau Bubs nickt nur. Reden kann sie nicht. Sie lacht.

„Sehnse, nu lachen Se wenigstens wieder. Washamsedenn? Waslachendiedennso?"

Die Bubsen kann vor Lachen nicht weiter. Ihr Mann lacht mit. Immer mehr.

„Warum lacht ihr denn? Was habt ihr denn?"

Da zieht Bubs die Ziehungsliste aus der Tasche und sagt:

„Reingefallen! — ihr habt gar nicht gewonnen — unser Los hat gewonnen — zweihunderttausend — jetzt seid ihr die Gelackmeierten!"

Berta Babs und Bruno Babs stehen da, wie von der Kuh gebissen.

Die Frau findet zuerst die Sprache wieder: „Was habe ich gesagt?" faucht sie ihren Mann an. „Du fliegst auch auf jeden Quark rein. Also ihr Los hat gewonnen? Dann gratuliere ich auch. Wieviel fällt denn auf unsern Anteil?"

„Nischt. Garnischt", sitzt jetzt die Bubsen auf hohem Pferd, „Sie haben doch die Kompagnie aufgelöst."

„Aber das war doch nur Spaß. Das gilt doch nicht. Man wird doch unter alten Freunden noch einen Spaß verstehen. Wir hätten euch doch nie um das berechtigte Geld gebracht. Zu so etwas sind wir gar nicht imstande."

„Da sind Sie auf dem Holzwege, meine verehrte Frau", steht Bubs auf, „abgesprochen ist abgesprochen. Wir haben geprüft, wie Sie sich im Gewinnfalle verhalten und Sie sind auch prompt darauf hereingeflogen."

„Was? Mich verkohlt? — Sie Kavalier in Socken, Herr! — Sie sind wohl vom weißen Elefanten gestreichelt — Minna, es gibt keinen Kaffee, lassen Sie ihn draußen, — wir werden ja sehen — andere Leute betrügen — immer gehen Sie, immer gehen Sie — es gibt noch Richter — wir sprechen uns wieder — ich werde euch schon zeigen, wo Boom wohnt — Sie Lotteriefalschspieler!"

Aber Bubsens sind schon längst gegangen. Berta Babsens Wutblasen zerplatzen in nichts.

Endlich entdeckt sie ihren Mann.

„Und du bist an allem Schuld", geht sie auf ihn los, „feine Leute hast du als Freunde, das kann man wohl sagen, feine Freunde hast du. Oder wäre es mir eingefallen, wenn wir gewonnen hätten, andere Menschen um ihr Geld zu betrügen?"

EHE

„Sie wissen nicht den Vornamen Ihrer Frau?"

Der Ehemann schüttelte den Kopf:

„Dreißig Jahre sind wir verheiratet. Die ersten zehn Jahre nannte ich sie Schätzchen und Liebste, die nächsten zehn Jahre rief ich sie Frau oder Mutter und die letzten zehn Jahre nenne ich sie nur Alte. Ihren richtigen Rufnamen habe ich völlig vergessen." *i. h. r.*

R. Mathi



Weingeist

DIE LEITER

Das „Reichskuratorium für Wirtschaftlichkeit" weist auf die Gefahren beim Besteigen der Leiter hin. Man zählt in diesem Jahr nicht weniger als 25 000 Leiterunfälle im deutschen Gebiet.

— Nicht mitgerechnet die „Leiter-Unfälle", die in den alten Parteien gezählt wurden. *T.*

Die Kunst, keinen Hut zu kaufen

Nur zwei Gründe gibt es für den Ankauf eines neuen Hutes. Man kauft ihn a) weil er so wie der alte Hut aussieht oder b) weil er nicht so wie der alte Hut aussieht. Der erste Grund entspringt männlicher, der zweite weiblicher Denkungsart.

Es ist kein Wunder, daß ein Mann zögert, wenn er nach seiner Meinung über einen Hut gefragt wird. Der Unabhängigkeit der modernen Frau zum Trotze werden Ehegatten noch immer auf Einkaufsexpeditionen mitgenommen, um bei der Wahl des Hutes hilfreich beizustehen. Aber nur selten dürfen sie zu dieser Transaktion etwas anderes beitragen als ihr Geld.

Zuerst versuchte der Gatte noch so etwas wie Urteilsfähigkeit an den Tag zu legen. „Ja ... er ist ganz hübsch", sagt er langsam, indem er das neue Modell, das die Verkäuferin seiner Frau aufgesetzt hat, betrachtet. „Aber ich glaube doch nicht, daß er dir so gut paßt wie der Hut, den du zuletzt getragen hast. Er hat nicht die Individualität wie der alte ... Nun du verstehst mich schon ..."

Aber, nachdem er das zweiunddreißigste Modell gesehen hat, erlahmen seine kritischen Fähigkeiten. Alle Hüte fangen nun an einander gleichzusehen. Er wird schweigsam — oder noch schlimmer — sarkastisch. Die Verkäuferin behandelt ihn achtungsvoll, aber mit einem Anflug von Herablassung. „Vielleicht sieht sich der Herr nun diesen an" sagt sie in einem Ton wie zu einem Baby, von dem man keine vernünftige Antwort erwarten kann.

Der Gatte schöpft Verdacht, daß zwischen der Verkäuferin und seiner Frau ein geheimes Einverständnis obwalte. Sie winken einander zwar nicht zu, aber es ist offenbar, daß sie ihn nicht ernst nehmen. Er wird in die Verteidigungsrolle gedrängt. „Was? Achtundvierzig Dollar für eine Nichtigkeit wie diese? Genau so einen Hut habe ich im Schaufenster einer Modistin am Broadway für fünf Dollar angeschrieben gesehen!"

Die Damen antworten mit einem Duett silberhellen Lachens. „Du Armer!" sagte seine Frau. „Es tut mir leid, aber du hast nicht die leiseste Ahnung von Hüten!"

Schließlich ergreift ihn Verzweiflung. Sein einziger Wunsch ist, endlich wegzukommen. Aber um die Abwicklung der Angelegenheit zu beschleunigen, billigt er alles begeistert, noch bevor es aus dem Kasten genommen wird. Endlich gelingt es ihm, seine Frau, deren Haupt der teuerste aller Hüte ziert, aus dem Laden zu zerren.

So ist der Hutkauf unserer Tage zu einem bloßen Hokuspokus geworden, dazu angetan, die Männer zu verwirren und zu demoralisieren. Eine Frau weiß ganz genau, was sie will. Sie hat ihren Entschluß gefaßt, noch bevor sie den Laden betritt. Aber sie weiß auch, da seine sofortige Ausführung den Gatten scheu machen würde. So veranstaltet sie unter Mithilfe von ein oder zwei Verkäuferinnen eine kleine Hutmodenschau, bis der Gatte mürbe geworden ist.

Es ist daher unerläßlich geworden, daß Ehegatten sich mit den Feinheiten der Damenhutmode vertraut machen. Der Ehemann muß imstande sein, auf der Stelle zwischen einem Originalmodell und einer Kopie zu unterscheiden und die jeweiligen Preisnotierungen ohne Zögern anzugeben. Nur solche Sachkenntnisse setzen ihn imstande, sich mit Erfolg gegen die vereinten Angriffe von Gattin und Modistin zu wehren.

W. Helbrook.

WIENER ANEKDOTEN

GESAMMELT VON F. H.

Saphir war einst zu einer Gesellschaft geladen, bei der es sehr wenig zu essen gab. Als der Wirt aufstand und den Gästen zurief: „Ich wünsche wohl gespeist zu haben!" erwiderte Saphir mit sehr deutlicher Betonung: „Ich w ü n s c h t e wohl —, gespeist zu haben!"

✲

Im Literaten-Café des Biedermeier-Wien, rühmte sich in einer Gesellschaft, in der sich auch Saphir befand, ein kleiner Schriftsteller, am gleichen Tage geboren worden zu sein, an dem Goethe gestorben war. Saphir horchte auf und meinte sodann sarkastisch: „Beide Ereignisse gereichen der deutschen Literatur zum größten Nachteil!"

✲

Die Wiener Bäckermeister machten plötzlich, ohne begründete Ursache — außer ihrem größeren Verdienst — die Semmeln kleiner. Am nächsten Abend erschien Nestroy auf der Bühne mit Miniatursemmeln als Knöpfchen im Frack. Die Bäckergenossenschaft verklagte Nestroy wegen dieser Persiflage und Nestroy wurde zu 48 Stunden Arrest verdonnert. Beim ersten Auftreten nach Verbüßung dieser Strafe ließ sich Nestroy von einem Bühnenpartner fragen, wie es ihm im Gefängnis ergangen sei, ob er nicht Hunger leiden mußte. — „Durchaus nicht", erwiderte Nestroy, „die in mich verliebte Tochter des Gefängnisdirektors schob mir immer Semmeln — durchs Schlüsselloch zu!" — Die Bäcker waren empört, das Publikum aber war auf Nestroys Seite und so unterblieb eine weitere Verfolgung.

✲

Zur Zeit als Nestroy noch Direktor am Wiener Carl-Theater war, stürzte eines Tages ins Arbeitszimmer Nestroys eine Schauspielerin dieser Bühne und rief:

„Direktor schützen Sie mich vor den niederträchtigen Verleumdungen, die über mich verbreitet werden. Die Leute sagen, ich hätte sechs uneheliche Kinder!"

„Aber, liebe Kollegin", entgegnete Nestroy ruhig, „regen Sie sich doch nicht so auf! Von dem, was die Leut' reden, ist immer nur die Hälfte wahr!"

Kurzgeschichte

Ein Bankier wurde das Opfer eines Betrügers; dieser floh in das Ausland und wurde dort das Opfer eines Bankiers.

Weiß-Ráthel

Ein bekannter Wiener Theaterkritiker war gestorben. Man erwartete, daß viele Schauspieler an seinem Begräbnis teilnehmen würden. Doch die wenigsten kamen. Betroffen fragte ein Kollege des Verstorbenen den damaligen Wiener Burgtheaterdirektor Dingelstedt, der neben ihm ging, woran das wohl liegen möge. Dingelstedt antwortete: „Er hat sie sein Lebtag „mitgenommen" (soviel wie „scharf kritisiert"), wahrscheinlich fürchten sie, daß er sie auch jetzt — — — mitnimmt!"

✲

Anton Hasenhut war ein beliebter Schauspieler Wiens in der ersten Hälfte des XIX. Jahrhunderts. Als er noch Anfänger und unberühmt war, befand er sich bei einer kleinen Wanderschmiere in der Provinz. Eines Tages kam er mit seinem Kollegen in einen Ort zurück, wo die wandernden Mimen schon früher gespielt hatten. Der Wirt eines Gasthauses bemerkte Hasenhut und rief ihm eilig zu:

„Herr Hasenhut, bei mir auf der T a f e l stehen noch vier Glas Bier von Ihnen!"

„Ich schenke sie Ihnen!" rief Hasenhut pathetisch zurück, „trinken Sie das Zeug aus, ehe es sauer wird!"

Und war schnell an dem Wirtshaus vorüber . . .

KUNST!

Der berühmte englische Schauspieler und Theaterdirektor Sir Henry Irving sollte bei einer Strafverhandlung wegen Körperverletzung als Zeuge aussagen. „Um wieviel Uhr ereignete sich die Rauferei?" fragte der Anwalt des Beschuldigten.

„Nun, ich denke, so um . . .", begann Irving, nur um auf der Stelle von dem forschen Verteidiger mit den Worten unterbrochen zu werden: „Was Sie sich denken, interessiert uns hier nicht!"

„Sie wollen also nicht wissen, was ich denke?" fragte nachsichtig lächelnd der große Menschendarsteller.

„Nein!" erwiderte der Advokat.

„Nun", antwortete Sir Henry, „dann wird es leider mit meiner Zeugenaussage nichts werden. Ich kann nämlich nicht reden ohne zu denken. Ich bin kein Rechtsanwalt."

EHE

Der Ehemann kam nach Hause.

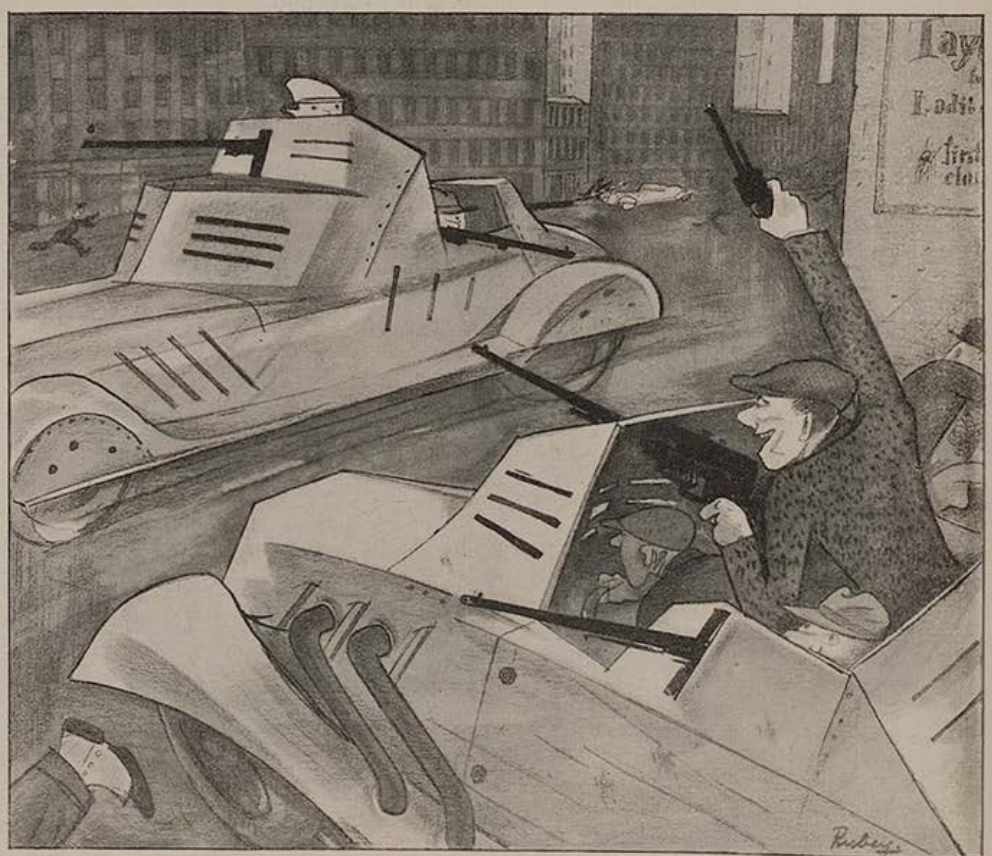
„Zieh dich an, Frau. Ich habe Theaterkarten."

„Für heute?"

„Nein, für morgen."

j. h r.

Rubey



Chikago

„Hallo, old boy, wie gehts? Ich hab dich schon lange nicht getroffen!"
„Stimmt! Seit den drei Kugeln ins Schulterblatt hast du immer danebengeschossen!"

Sauer



„Solang der die Ringerl bloß blast, solang i's nix mit der Ehestandshilfe ...

TRAINING

Willibald ist von Natur ein wenig steif, ungewandt, nicht sehr zugkräftig.

Aber er hat sich doch entschlossen, Skilaufen zu lernen.

Er macht eine nette Bekanntschaft, und um nur ja nicht hinter der blonden Kleinen zurückzubleiben, nimmt Willibald Unterricht in dem modernsten Skikursus der Welt: bei Professor Swantjewitt, der alle Bewegungen ganz genau an Gliederpuppen vorführt. Jawohl, an Gliederpuppen, wie sie sonst nur die Maler benutzen.

Willibald wird ganz heiß vor Eifer. Jede Stellung der Gliederpuppe macht er himmlisch nach. Schließlich, am Ende der dritten Stunde, naht er sich verlegen seinem Lehrmeister:

„Herr Professor, ach bitt' schön, könnten S' mir net vorführen, wie daß man seinen Arm um eine Dame legt?" *Teha*

Namen

Im Romanischen Café saß ein auffallender, junger Mann.

Man erkundigte sich nach ihm.

„Ein neuer Schauspieler", hieß es.

„Wie heißt er?" „Lingen."

Schönbeck schüttelte den Kopf:

„Lingen? Kein Name für einen Schauspieler. Sehen Sie — Wegener — Bassermann — Albers — das sind Namen." *j. h. r.*

Klavierspieler im Vorstadt-Café

An den verrauchten Wänden hängt das kleine
Geflüster von den Pärchen, die hier landen,
die sich zu überzahltem saurem Weine
und öfter zu solidem Kaffee fanden.

Wenn sie sich nichts mehr sagten, hörten sie
auf den Pianospieler. Der da drüben
sich müht um eine Schlagermelodie,
nach deren Text sich Menschen ewig lieben.

Er paukt allabendlich die Tastatur
und denkt sich nichts dabei. Er spielt nach Stunden.
Sein Zwicker wackelt an der schwarzen Schnur.
Sein alter Smoking ist schon abgeschunden.

Mitunter wünscht ein Gast besondre Stücke,
mal einen Marsch, mal eine Ouvertüre,
und träumt beim Hören von vergangnem Glücke
und lädt den Musikus sodann zum Biere.

Und dieser streicht sich groß die krause Mähne
und setzt sich an den Tisch und ist voll Würde
und suggeriert sich alte Opernpläne,
die längst versackten in der Tagesbürde.

Walther C. F. Lierke

Dienst am Kunden

In der Nachtbar sitzen drei Personen.

Drei Personen in dem riesigen Raum.

Drei Herren. Und jeder hat ein Glas Limonade vor sich ...

Die Kellner fangen Fliegen, der Besitzer rauft sich die Haare und die Kapelle bläst Trübsal.

Da öffnet sich die Tür. Der vierte Gast ist da.

Die Kapelle spielt einen Tusch. Der Besitzer verbeugt sich. Die Kellner springen herbei.

„Eine Flasche Sekt, Herr Ober!" sagt der Neue.

Der Ober erstirbt in Devotion. Sein Blick streift die Limonadegläser vor den andern Besuchern. Dann kehrt er zu dem neuen Gast zurück. Und der Ober beugt sich zu ihm herab und sagt leise und diskret: „Verzeihung — man kann ja nie wissen — ich wollte bloß aufmerksam machen: der Herr am Nebentisch ist von der Polizei. *S. T.*

Crêpe Sohlen

Alexew hat sich in Moskau Schuhe gekauft. Mit Crêpe-Sohlen. Crêpe-Sohlen sind nicht mehr modern. Auch in Moskau nicht. Dafür aber billig.

Alexew hat etwas im Bezirkskommissariat zu tun. Alexew geht durch ein Zimmer. Und durch noch ein Zimmer. Auf Crêpe-Sohlen. Unhörbar.

In einem dritten Zimmer sieht er, wie ein Mann sich über einen offenen Schreibtisch beugt.

Alexew räuspert sich. Der Mann fährt hoch, erschrickt, starrt Alexew an. „Bitte, verraten Sie mich nicht", flüstert er.

Alexew macht erstaunte Augen.

Der Mann schiebt einen Hundertrubelschein vor.

Alexew weiß nicht, was er sagen soll.

Der Mann schiebt noch einen Hundertrubelschein vor.

Alexew macht ein bedenkliches Gesicht.

„Fünfhundert Rubel", sagt da der Mann, „aber nicht verraten!" Alexew nimmt die fünfhundert Rubel.

Seitdem trägt er nur noch Crêpe-Sohlen.

Sorgen

In Paris hat sich eine „Akademie der Optimisten" gegründet, zu deren Grundsätzen gehört, die langen Bankettreden an vollen Tischen ganz abzuschaffen und statt dessen Plakate auf Stangen bei den Schmausenden herumtragen zu lassen. Die Forderung „Weniger Tischreden! Mehr Plakate!" erobert sich auch die französische Provinz.

— Wir in Deutschland wären schon zufrieden, wenn wir weniger Plakate und mehr Tischreden hätten. *Teha*

Der Magen

Die medizinische Forschung hat sich letzthin auch der Frage gewidmet, woher in der Welt der Lebewesen die zum Teil sehr lebhaften Farben kommen, die Tönungen des Vogelgefieders, der Felle, der Haut. Das Ergebnis ist: sie kommen unmittelbar aus dem Magen. Ein Mediziner formuliert geradezu: „Der Magen ist der intensivste Farbkasten der Welt".

— Sowas haben wir schon immer geahnt, wenn wir seekrank waren.

Aufforderung zum Tanz!

Anton Leidl



„Mit dem Genfer Karneval geht es nicht mehr.
Jetzt wollen wir es einmal mit dem wirklichen probieren!“

Johannes Gerngroß und der Füllfederhalter

Von Fritz A. Mende

Ach, er war immer voll Rücksicht gewesen, aber die Welt hatte es ihm schlecht gelohnt. Da saß er also auf der Bank in den städtischen Anlagen, hatte es zu nichts gebracht und führte nach wie vor den ordinären Namen Hans Hartleib. „Weißt du noch . . .", „Hättest du damals . . .", so fuhrs ihm durch den Sinn. Er hatte stets nur im Konjunktiv gelebt, der Arme, und zu solideren Zeitformen weder die Kraft noch die Ausdauer besessen. Und dieweil er den Blick auf schöne und unerreichbare Ziele gerichtet hielt, war ihm das Leben zwischen den Fingern zerflossen . .!

So weit hatte der junge Dichter Johannes Gerngroß geschrieben. Nun ließ er den Füllfederhalter sinken und blickte nachdenklich über die blumenverzierten Wiesen des Parks. In der Ferne wandelte ein Mädchen. Das war der richtige Anstoß. Mit kühnem Schwung fegte der Füllfederhalter erneut über das Papier:

Hier überlief es Hans Hartleib jäh, denn ein Mädchen hatte den Gehsteig betreten, das ihm die Offenbarung und blühende Zusammenfassung alles dessen schien, was er endgültig und für alle Ewigkeiten versäumt hatte. Hoch und stolz schritt sie an ihm vorbei und hörte nicht seinen winzigen Seufzer.

Hansens schlanke Hände bebten. Nicht so, nein, wahrhaftig, so nicht hatte er sich das Leben vorgestellt, damals, als er noch im streng umhegten Park des elterlichen Besitztums von seiner schönen Erzieherin — ach, sie war schön gewesen — spazieren geführen worden war. Es gab ihm einen Ruck, Hans Hartleib erhob sich von der Bank, jenem Mädchen nach, das ihm nun plötzlich wie sein letztes Glück, sein Leben, seine Hoffnung erschien.

An einem jener entzückenden Rundtempelchen, die gleich Oasen des Himmels in die welligen Gärten und lauschigen Pfade eingebettet lagen, traf er sie, die ihm stolz, doch nicht hochmütig entgegenlächelte.

„Jolanthe", sagte Hans Hartleib. „Du mußt Jolanthe heißen . . ."

Hier ließ der junge Dichter Johannes Gerngroß wiederum den Füllfederhalter sinken. Nicht daß es ihm an Inspiration gemangelt hätte, o nein, er troff von Gedanken, doch leider hatte die Feder keine Tinte mehr.

Während er mit kummervoller Miene den letzten, unvollendeten Satz betrachtete, hörte er Schritte auf dem Kies des Weges. Aufblickend gewahrte er das Mädchen, das er schon vorher kurz gesehen hatte. Es war mehr als Dankbarkeit, die ihn zwang, dem Mädchen zu folgen, denn er hatte mit seinem Romanhelden nicht nur den Sitzplatz im Park, nicht nur den Vornamen Hans, nicht nur das ewige Kleben am Konjunktiv gemeinsam, sondern auch das Getriebensein in die noch ungeborene Lust des Abenteuers, wie es sich für einen Bohemien geziemt.

Nicht an einem der erwähnten Rundtempelchen hatte er Gelegenheit, sich dem holden Wesen zu nähern, sondern an der Milchtrinkhalle. Dort stand es und biß mit Behagen in ein Topfenbrot.

„Quark", sagte Johannes Gerngroß, und es paßte ihm nicht. Die mildere Bezeichnung Topfen war ihm nicht geläufig.

Wie konnte er das Mädchen am besten ansprechen . . . Nicht so gewöhnlich, sondern derart, daß man das Besondere seines Wesens gleich bei den ersten Worten spürte. Johannes Gerngroß überlegte. Dann trat er auf sie zu, verbeugte sich leicht: „Dieses scheint mir eine kräftige Nahrung", sagte er.

„Na ja, wenn man halt nix Besseres hat", erwiderte das Mädchen und biß mit weißen Zähnen in das weiße Brot mit dem noch weißeren Topfen.

Johannes fuhr fort: „Es dürfte angebracht sein, ein solches Brot stehend einzunehmen, stehend mit beiden Füßen auf unserer Erde . . ."

„Mir wärs lieber, ich könnt sitzen", antwortete die Maid, „und überhaupt, was machen Sie denn für Sprüch . . ."

Johannes Gerngroß errötete. Rasch ging er fort, denn es gelang ihm nicht, seine seelische Illusion der rauhen Wirklichkeit anzupassen.

Das Mädchen hatte sein Topfenbrot fertig gegessen. Als sie zahlte, sagte sie zu der Verkäuferin: „Ein ganz netter Mensch. Schade, daß er spinnt."

Die Verkäuferin nickte.

Johannes Gerngroß gab zu Hause seinem Füllfederhalter zu trinken. Dann änderte er die im Park begonnene Geschichte an der Stelle: „Hoch und stolz schritt sie an ihm vorbei und hörte nicht den winzigen Seufzer . . ." Das tröstende Zusammentreffen mit Jolanthe wurde gestrichen. Es hieß nun: . . . und hörte nicht den winzigen Knacks der sich jählings entladenden Pistole, die den armen Hartleib allzu früh ins Schauhaus brachte. Da lag er nun, der fleischgewordene Konjunktiv und konnte nicht einmal mehr sagen: „Hättest du damals . . ."

So schrieb sich der junge Dichter Johannes Gerngroß das peinliche Erlebnis an der Milchtrinkhalle schmerzlos von der Seele. Er versank in einem literarischen und darum zu nichts verpflichtenden Selbstmord. Der Füllfederhalter besiegte die Topfenbrot essende Wirklichkeit.

3 Neuerscheinungen zur PANIDEALISTISCHEN WELTANSCHAUUNG

Wladimir Astrow: NEUE LEBENSGESTALTUNG.

Grundzüge zur panidealistischen Weltanschauung.

48 Seiten. Preis M. —.90

Knapp orientierende und zugleich umfassende, packend und leicht verständlich geschriebene, jedoch nicht „populäre", für weite Kreise berechnete Darstellung der Grundgedanken der Seelenforschung und Weltanschauung Rudolf Maria Holzapfels, um dessen Lebenswerk sich eine stets wachsende Gemeinde wesenhafte Geisteserneuerung Erstrebender schart.
Aus dem Inhalt: Kulturkrise / Seelenforschung und Lebenserneuerung / Das panidealistische Gewissen / Der neue Glaube / Neue Schaffensziele / Die neue Lebensordnung / Synthese / Die kommende Menschheit.

Hans Zbinden: EIN GESTALTER DER ZUKUNFT.

Aus Leben und Werk Rudolf Maria Holzapfels.

85 Seiten. Preis M. 1.20

Erster Versuch, die wichtigsten Ergebnisse der panidealistischen Gedankenwelt auf ethischem, sozialem, religiösem Gebiete in wohl ausgewählten Auszügen aus den Hauptwerken des bahnbrechenden Seelenforschers und Kulturneugestalters anschaulich zur Darstellung zu bringen, von einer eindringlichen Studie des Herausgebers über Leben und Werk des Schöpfers des „Panideal", „Welterlebnis" und der „Heiligen Ewigkeit" begleitet.

Hans Zbinden: ZUR GEISTIGEN LAGE AMERIKAS.

46 Seiten. Preis M. —.80

Psychologisch tiefschürfende, auf genauer Kenntnis beruhende Schilderung der geistigen Situation in den Vereinigten Staaten. Von den Perspektiven der panidealistischen Kulturforschung aus beleuchtet sie das in Europa noch allzu wenig bekannte Ringen der geistigproduktiven Kräfte Amerikas um eine innere Wandlung und höhere Sinngebung des seelischen und sozialen Lebens.

G. HIRTH VERLAG AG. MÜNCHEN

Neurasthenie

Nervenschwäche, Nervenzerrüttung verb. mit Schwinden d. best. Kräfte. Wie ist dieselbe v. ärztl. Standpunkte aus ohne wertlose Gewaltmittel zu behandeln u. zu heilen? Wertvoller, n. neuest. Erfahrungen bearbeitet. Ratgeber für jedermann, ob jung oder alt, ob noch gesund oder schon erkrankt. Geg. Einsendg. v. M. 1,50 in Briefmarken zu beziehen vom
Verlag Silvana 66, Herisau (Schweiz).

20 verschiedene Kunstpostkarten

für 90 Pfg. postfrei
G. HIRTH VERLAG AG.
München, Herrnstr. 10



Selbst völlige Störung der Telegraphenleitung ist schnell behoben. Aber Störungen im Wohlbefinden der Menschen zu beseitigen, war bis zur Entdeckung der Hormontherapie oft unmöglich. Heute weiß man, daß **Depressionen, Neurasthenie u. vorzeitiges Versagen der besten Kräfte** auf gestört. Drüsenfunktion beruht. Das Hirnanhang- und Keimdrüsen-Hormonpräparat

OKASA

hat seine Wirksamkeit als Regenerationsmittel für Männer und Frauen bewiesen. Okasa **wirkt regulierend auf die Drüsentätigkeit, gibt Lebenstrieb, körperl. u. geistige Frische u. erhöht die Leistungskraft.**

Okasa-Silber f. d. Mann, Gold f. d. Frau, 100 Tabl. 9.50, **in allen Apotheken erhältlich.** Zusendung der illustr. Broschüre und **GRATIS-PROBE OKASA** veranlaßt gegen 24 Pfennig für Porto **HORMO-PHARMA, BERLIN SW 64** Alte Jakobstraße 85/86

30 Fl. feinste Weine
9 Sorten 36 Mk. franko Nachnahme.
Kappesser Ww., Hahnheim 53
b. Nierstein

AMERIKANA

Ein Naturforscher behauptet, daß Fische an Influenza erkranken können. Kaum glaublich, da sie doch so reichlich Gelegenheit zum Gurgeln haben.

Ein deutscher Leichtathletiker hat den Hammer zweihundert Fuß weit geworfen. Er muß sich fürchterlich auf den Daumen geschlagen haben.

Nach verkehrspolizeilichen Statistiken passieren viel mehr Auto- wie Eisenbahnunfälle. Leicht erklärlich, weil sich der Heizer kaum an den Lokomotivführer anschmiegt und dessen Hand drückt, wenn es um die Kurve geht.

Ein Klub in London ließ dieses Jahr aus Sparsamkeitsrücksichten die übliche Frühjahrsreinigung nicht vornehmen. Man begnügte sich damit, die Mitglieder leicht abzustauben und wieder sachte in die Ledersessel zurückzulegen.

Der Geist eines berüchtigten Seeräubers soll in einem Seebad in Florida herumspuken Wir vermuten stark, daß er sich in einem der dort ansässigen Hotelbesitzer inkarniert hat.

In einer neuerrichteten Brauerei in Chikago fiel ein Arbeiter in einen Biertrog. Trotz seiner verzweifelten Gegenwehr gelang es, ihn zu retten.

Dem kürzlich aufgetauchten Türken, der ein Alter von hundertsechsundfünfzig Jahren erreicht haben soll, sind die ersten hundert Jahre am schwierigsten zu glauben.

Die Mitglieder einer Nacktkultur-Vereinigung in Detroit wollen ein Theaterstück zur Aufführung bringen. Seltsamerweise wurden bereits Kostümproben angesetzt.

Nach der Erklärung eines berühmten Arztes soll man seinen verlorenen Appetit wieder erlangen, wenn man morgens nach dem Aufstehen, auf dem Bauche am Boden liegend, den Kopf hin- und herdreht. Wir bezweifeln es; höchstens findet man auf diese Weise Kragenknöpfchen wieder, die unter die Kommode gefallen sind.

In Japan soll es dreißigtausend Dichter geben; so hat halt jedes Land seine Sorgen.

G. S.

Josef Geis



„Eh bien, dies nehme ich, hiezu brauche ich kein Visier —; in dem Kostüm kennt mich bestimmt niemand."

Er schämt sich ...

Der Fischhändler schneidet den Salm an.

„Wie finden Sie die Farbe?" lockt er den Käufer.

„Durchaus angemessen!!!"

? ? ?

„Gewiß — — — Der Fisch ist rot geworden vor Scham, als er den unverschämten Preis hörte, den Sie für ihn fordern."

E. L. Sa.

Unverfroren

Endlich gelingt es einem Reisenden, beim Chef vorzukommen, indem er den etwas ungewöhnlichen Weg durch das Fenster gewählt hat. Der Chef ist zuerst paff, dann nimmt er die Sache von der humoristischen Seite. — „Also, das muß ich sagen, Glück haben Sie! Wissen Sie, daß ich schon fünf vor Ihnen herausgeworfen habe?"

„Gewiß, denn das war — immer ich!"

F. Hocke

Wasser

Im Zentralpark-Hotel zu Neuyork wurde eine symbolische Darstellung der „Trockenen", eine Strohpuppe „Old Man Prohibition", in das große Schwimmbassin gesteckt und mußte so lange Wasser saufen, bis sie sich fast ganz aufgelöst hatte.

Ein melancholischer Gent blickte von dem Schwimmbassin auf sein Glas Schorlemorle und sagte: „Beinahe genau wie wir!"

Schwergeladen

Als schon zahlreiche Amerikaner, denen das Gerede vom Fall der Prohibition das Wasser im Munde zusammenlaufen ließ, unterwegs nach Europa waren, begegnete ihnen mitten auf dem Ozean die „Bremen". Schwergeladen schwankte sie durch die Wogen dahin.

Frau Patterson aus Ohio sah ihr mit dem Fernrohr nach und sagte zu ihrem Mann: „Schau nur, wie die ‚Bremen' schwankt!"

„Kunststück! Mit 300 000 Litern Whisky — da könntest du m i c h auch schwanken sehen!"

Teha

Indirekte Wirkung

„Ist der Entfettungstee, den Sie da trinken, eigentlich was wert?"

„Nicht das geringste!"

„Aber Sie sind doch viel magerer geworden?"

„Gewiß! Aber nur, weil ich mich jeden Tag über die fünf Mark ärgere, die ich für das miserable Zeug ausgegeben habe."

Spt.

Die Führer des neuen Deutschland

Die nebenstehenden zweifarbigen Titelblätter der „Jugend" von Professor Karl Bauer sind soeben als Einzelblätter auf Kunstdruckpapier erschienen.

Preis pro Blatt 65 Pfg., mit Porto 95 Pfg., in Passepartout RM. 1.50, mit Porto RM. 1.90



Reichsminister Dr. Goebbels K. Bauer



Reichskanzler Adolf Hitler K. Bauer



Ministerpräsident Göring K. Bauer



Reichspräsident v. Hindenburg K. Bauer



Reichsstatthalter General Ritter v. Epp K. Bauer



Stabschef Röhm K. Bauer

In gleicher Ausführung liegen ferner vor die Bildnisse von

Reichsarbeitsminister Seldte
Albert Leo Schlageter
Baldur von Schirach
und Horst Wessel

Erschienen bei

G. Hirth Verlag AG.

München, Herrnstraße 10



Reichsminister Darré K. Bauer



1. Jahrgang Nr. 9

Von den Unarten des Skifahrers

Dem „Reitenden Postillon" kann gewiß nicht nachgesagt werden, daß er ein Gegner vernünftig getriebenen Sportes sei, und wer einmal gesehen hat, mit welch bewunderungswürdiger Ausdauer unser eigener Verlagsdirektor sogar in der eisigsten Winternacht dem Kegelscheiben obliegt, der kann unsere bejahende Einstellung zu sportlichen Übungen nicht in Zweifel ziehen. Wenn unser Postillon heute trotzdem warnend sein Horn erhebt, so geschieht es nur, um auf gewisse Unarten hinzuweisen, die sich der Skifahrer mitunter zuschulden kommen läßt, und die geeignet sind, seine eigene Gesundheit und die seiner Mitmenschen zu gefährden. Wir glauben an Hand instruktiver Bilder am besten verdeutlichen zu können, welche Unarten wir meinen, und dürfen uns deshalb wohl auf wenige erläuternde Worte beschränken.

Der Skifahrer bleibe stets des Grundsatzes eingedenk, daß auch dem Fußgänger — er mag sonst über ihn denken, wie er will — eine gewisse Berechtigung des Daseins nicht ganz abgesprochen werden kann. In diesem Zusammenhang darf darauf hingewiesen werden, daß besonders das Kreuzbein gegen die Berührung mit Skispitzen empfindlich ist. Sollten dem Fußgänger an Wirbelsäule oder umliegenden Weichteilen größere Schäden entstanden sein, so mag der Skifahrer seinem „Ski Heil!" ein kurzes Wort der Entschuldigung folgen lassen.



Daß einsame Menschen Anschluß aneinander suchen, ist nur selbstverständlich, und entspricht der Natur aller Geschöpfe. Beim Skifahren kann dieses Anschlußbedürfnis allerdings auch etwas zu weit gehen, wie sich aus dem Bild ergibt. In den meisten Fällen führt eine solch rasch geschlossene Bekanntschaft zu keinem dauernden Freundschaftsverhältnis, sondern



eher zu einer gewissen Mißstimmung. Gelingt es auch, sich im Guten zu trennen, so fährt doch jedes wieder seiner eigenen Wege, und von einem inneren Wert einer solchen Bekanntschaft kann wohl kaum die Rede sein. Man soll deshalb solche, nur äußerliche Beziehungen eher vermeiden, als sie zu suchen.

Unübersichtliches Gelände erfordert für den Skifahrer besondere Aufmerksamkeit. Die Abfahrt über ein Almdach mit nachfolgendem Quersprung sei jedem Sportler gerne vergönnt, doch führt sie mitunter zu unliebsamen Überraschungen. Denn gerade an solchen, vor dem Wind geschützten Stellen, nehmen mitunter Menschen einen Imbiß ein. Sosehr sich nun

dieſe unter anderen Umſtänden über einen Beſuch freuen würden, ſo wird man häufig d a n n als unliebſamer Gaſt gelten, wenn man unerwartet aus fünf Meter Höhe zwiſchen den Tafelnden Platz nimmt. Eine vorausgehende Ankündigung erſcheint deshalb ſchicklich.





Laut phyſikaliſchen Geſetzes beſteht für jeden Körper, alſo auch für Muskeln und Sehne, eine beſtimmte Grenze der Ausdehnungsfähigkeit. Wird dieſe Grenze überſchritten, wie dies häufig bei der Grätſch-Stellung der Fall iſt, ſo reißt mitunter ein Bein ab. Beſonders an übungshängen ſieht man ſolche vereinzelte Beine im Schnee ſtehen. Anfänger vergeßt deshalb nicht auf euere zurückgelaſſenen Beine, ſondern nehmt ſie nach der übung mit! Denn ſie bilden ein Hindernis im Gelände und zeugen gegen eueren kameradſchaftlichen Sportgeiſt!

Das ſchönſte und wertvollſte

GESCHENK!

Die geſunde und praktiſche

LEBENSWEISHEIT

nach geſammelten Erkenntniſſen der Philoſophie vom Altertum bis zur Gegenwart

Zuſammengefaßt in dem Buch

„Für ſtille Stunden"

durch v. Krempelhuber

450 Seiten in Ganzleinen geb. **nur** M. 2.85 zuzüglich 40 Pfg. für Porto

Zu beziehen durch

G. Hirth Verlag AG., München

Herrnſtraße 10

Ein Buch fürs Leben!

Zur Erbauung für jung und alt!

Eine Bibliothek für Politik und Wiſſenſchaft von ſeltener Vollſtändigkeit iſt Umſtände halber zu verkaufen

u. a. Die große Politik der Europäiſchen Kabinette, 40 Bände; Die Vorgeſchichte des Weltkrieges (Werk des Unterſuchungsausſchusſes) 4 Bände; Der Weltkrieg (herausgegeben vom Reichsarchiv) 8 Bände; Die Urſachen des deutſchen Zuſammenbruchs (Werk des Unterſuchungsausſchusſes) 16 Bände; vollſtändiger Deutſcher Geſchichtskalender von Purlitz (Felix-Meiner-Verlag); vollſtändiger Schulthes Europäiſcher Geſchichtskalender (Beckh'ſche Verlagsbuchhandlung); Handbuch der Staatswiſſenſchaften, Handbuch der Rechtswiſſenſchaft; Memoiren, Biographien, Geſammelte Werke, Lexikon, Bibliophiles, geſammelte Jahrgänge wichtiger Zeitungen, die wichtigſte europäiſche ſchöne Literatur

Anfragen unter **T. B. 1721** an die Expedition der Münchner „Jugend"

DIE KUNSTZEITSCHRIFT

„Der Sportfiſcher"



ſoll von **jedem waidgerechten** Sportfiſcher gehalten werden. „*Der Sportfiſcher*" bringt Text- und Bildermaterial aus aller Welt, darunter auch große mehrfarbige Kunſtdrucke

½ jährl. RM. 3.—, jährl. RM. 6.—. Man abonniert bei ſeinem Briefträger, beim Poſtamt oder direkt beim

FISCHEREISPORT-VERLAG DR. HANNS SCHINDLER,

Fiſcherei-Buch- u. Kunſthandlung

München NW 2, Karlſtraße Nr. 44

Tel. 596160

THALIA

Emanuel Schikaneder war zugleich Schauspieler, Sänger, Theaterdirektor und Dichter in Wien, alles höchst mäßig, aber er dachte außerordentlich hoch von seinen Gaben. Sein Name hat sich erhalten, da er den Text zu der Oper „Die Zauberflöte“ geschrieben hat. Als die Oper auf seiner Bühne im Freihaus zu Wien im Herbst 1791 mit großem Erfolg aufgeführt worden war, kam einer seiner beiden Freunde zu ihm und sagte:

„Lieber Schikaneder, die Oper ist ein Meisterstück, ich gratuliere zu dem Erfolg!“

„Ja“, erwiderte Schikaneder herablassend, „das Stück ist gut, und der Erfolg ist groß —, aber ich hätte einen ganz anderen Erfolg errungen, wenn mir der Mozart mit seiner Musik an dem Werk nicht soviel herumgepfuscht hätte!“

*

Johann Strauß pflegte seine abgetragenen Kleider an Händler loszuschlagen. Natürlich im Wege der Vermittlung, so daß der Käufer der Kleider den Namen des ursprünglichen Besitzers nie erfuhr. Einmal wanderte wieder eine Ladung außer Gebrauch gesetzter Röcke und Fracks zu dem gewöhnlichen Abnehmer, der zu dem Überbringer bemerkte:

„Wenn der Herr nur nicht immer links tragen würde!“

„Wie meinen Sie das?“

„Nun, er soll halt zur Abwechslung auch einmal rechts tragen, damit die Sachen nicht gerade immer an der linken Schulter abgewetzt sind!“

„Was fällt denn Ihnen ein? Der Herr, dem das alles gehörte, hat in seinem ganzen Leben nichts getragen!“

„Ah, das kenn' ich schon“, sagte der Händler augenzwinkernd. — „Wenn Sie 's mir auch nicht sagen wollen, so weiß ich doch, daß er einer von der Leichenbestattung ist!“

(Das Anlegen der Geige an die linke Achsel verursachte die Beschädigung des Stoffes und führte zu dem Mißverständnis.)

*

Direktor Megerle vom Wiener Thaliatheater war ein herzensguter Mensch, nur hatte er die Gewohnheit, sehr gerne seine Mitglieder zu wechseln. Der Komiker Beckmann erhielt von Megerle nach einer gelungenen Leistung ein schönes, mit Silber und Perlmutter eingelegtes Taschenmesser zum Geschenk. Bald darauf erfolgte unvermittelt die Entlassung des Schauspielers. Beckmann schickte dem Direktor nebst seinen Rollen das Taschenmesser zurück, dessen Annahme aber Megerle verweigerte. Darauf schrieb Beckmann: „Ich bitte, Ihr Messer zurückzunehmen, denn Sie werden doch begreifen, daß der, dem man sein Brot nimmt, auch das Messer entbehren kann!“ Darauf zog Megerle die Entlassung zurück.

Verschwendung

Lajos Fekete aus Budapest hat geheiratet.
Und fährt nach Italien.

Zunächst nach Rom. Seine wißbegierige und bildungshungrige Frau schleppt ihn durch das ganze Altertum. Durch den ganzen Baedeker. Durch die ganze Ewige Stadt. Es kommt ihm auch alles ewig vor.

Zuletzt nimmt sie an einer Führung teil. Lajos Fekete, zärtlicher Gatte, begleitet sie.

Der Führer führt. Durch alle Ruinen. Lajos Fekete erscheint ein Steinhaufen wie der andere.

Endlich stehen sie vor einem prachtvollen, noch ziemlich gut erhaltenen Gebäude.

„Das hier ...“ zeigt der Führer „war einmal ein Tempel des Jupiter ... also ein Tempel der Heiden ... und wurde erbaut ein Jahr vor Christi Geburt ...“

Alle stehen bewundernd da.

Nur Lajos Fekete sagt ärgerlich: „Hat sich ausgezahlt — wegen das eine Jahr!“ *S. T.*

R. Mathi



Der Zauberspiegel

Mitleid

Schwimmer, der Heldenvater, hat seine Rolle nicht gelernt.

Der Regisseur ist verzweifelt.

„Schwimmer“, jappst er, „Schwimmer, Sie Unglücksmensch, morgen ist Generalprobe — was soll da werden? .... Warum lernen Sie Ihre Rolle nicht?“

Wirft Schwimmer einen tränenfeuchten Blick auf den Souffleur und sagt voll des mildesten Mitleides:

„Oberregisseur — Mensch — Herzloser — was verlangen Sie von mir? ... Ich soll den Mann im Kasten, diesen braven Familienvater, brotlos machen?“

H. K. B.

Das Herz

Frau Else muß zu einem Begräbnis. Sie hat aber kein schwarzes Kleid. Sie zieht daher ein anderes an. Ihre beste Freundin kann sich nicht enthalten, sie zu fragen, ob ihr denn die Verstorbene so gleichgültig gewesen sei, daß sie nicht einmal ihrer Trauer durch ein schwarzes Kleid Ausdruck gäbe. Frau Else aber sagt: „Es kommt nicht auf das Kleid an, wenn nur das Herz schwarz ist.“ *A. Köhler*

Mißtrauen

Kurt gondelte in seinem Auto durch die Straßen. Er wollte sich eine Zigarette anzünden, bemerkte aber, daß er sein Feuerzeug vergessen. Kurz entschlossen bremste er und wandte sich an einen Passanten: „Dürfte ich wohl mal eben Ihr Feuerzeug haben?“

Meinte der Mann mißtrauisch: „Sie woll' mir woll den Benzin klauen, wat?“ *Beye*

Jazz

Bernard Shaw saß mit dem bekannten dicken Jazz-Dirigenten Paul Whiteman, dem sogenannten Jazz-König, in einem englischen Badeort zusammen. Shaw bat Whiteman um Entschuldigung, daß er so schweigsam sei, — er habe Kopfschmerzen.

„Womit kann ich Ihnen helfen, Meister?“ fragte Whiteman bedauernd, „— darf ich Ihnen vielleicht zur Beruhigung etwas auf meinem Saxophon vorspielen?“

„Nein“, erwiderte Shaw, schnell abwehrend, „— dann lieber Kopfschmerzen.“

Allerdings

Chef zum neu aufgenommenen Schreibmaschinenfräulein: „Also, Gehalt bekommen Sie hundert Mark im Monat!“

„Damit werde ich gewiß keine großen Sprünge machen können!“

„Das sollen Sie ja auch nicht. Wir betreiben ein Handelsgeschäft und nicht — Leichtathletik!“ *F. Hocke*

Theater

Neulich begegnete ich auf der Ringstraße meinem alten Schulkollegen K., den ich jahrelang nicht gesehen hatte.

„Servus, alter Freund!“ begrüßte ich ihn, „was treibst du immerfort? Wovon lebst du?“

„Ja, weißt du denn nicht?“ staunte K., einigermaßen pikiert, „ich bin doch Theaterdirektor, übermorgen eröffne ich mein neues Theater!“

„Na, schön“, sagte ich, „und wovon wirst du in einem Monat leben?“ *R.*

Ahnungsvoll

Ein Operettenkomponist geht mit seinem Freunde spazieren. Da tönt aus einem offenen Fenster ein neuer Walzer. Frägt der Freund: „Ist die Melodie vielleicht von dir?“ — Entgegnet der andere: „Noch nicht!“



Walter Erich Schäfer: Das Regimentsfest. Erzählung, 64 Seiten, gebunden 1.— RM. Engelhorns Nachf. Stuttgart.

Den Mittelpunkt von W. E. Schäfers tüchtigem Schauspiel „Der 18. Oktober 1813" bildet die wahrhaft deutsche und soldatische Gestalt des Obersten Bauer, der das Vaterland über die Pflicht stellt und um des Eidbruches willen freiwillig aus dem Leben geht. Einer ähnlichen Gestalt begegnet man in dieser Erzählung, einem Hauptmann des Weltkrieges, der nichts als Soldat gewesen ist, der durch den unglückseligen Ausgang um seine Lebensaufgabe gebracht wird und schließlich, als ihm beim Regimentsfest aus dem Wiedersehen mit den in kleinliches Bürgertum eingeordneten Kameraden eine letzte Enttäuschung erwächst, ebenfalls freiwillig aus dem Leben geht. Was bei dem in einen unlöslichen Konflikt gestellten Obersten Bauer aber heroisch geschildert war, ist hier sentimental gesehen, der Hauptmann, eingesponnen in melancholische Isolierung, ist weniger eine tragische als eine hilflose Gestalt, und nur die herbe und mannhafte Prosa des Dichters bewahrt das lesenswerte Bändchen davor, zu der bemitleidenswerten und nicht erhebenden Passionsgeschichte eines Schwachen zu werden, der seinem Schicksal nicht gewachsen ist.

Karl Ude

Pädagogik

Ein Oberlehrer ist zumeist
Ein Mann, der im August verreist,
Und einer, der Dumelius hieß,
Fuhr studienhalber nach Paris
Und hat dort mal in später Nacht
Noch einen Brief zur Post gebracht.
Auf seinem Heimweg sprach ihn da
Ein Mädchen an, von dem man sah,
Daß ihre Liebe gegen bar
Nicht eben schwer zu haben war.
Als sie sich an Dumelius wagt,
Hat sie zu ihm „Je t'aime!" gesagt,
Doch er, trotz hitzendem August,
Bezeigte keine Fleischeslust,
Nur ihr „Je t'aime — ich bin dir gut!"
Ging ihm ins Oberlehrerblut,
War doch sein Eindruck der von ihr:
Aussprache mangelhaft! Fast vier!
Worauf er nicht die Mühe scheut
Und zähnefletschend wiederkäut:
„Je t'aime, madame!" und sie vielleicht
So zehnmal korrigiert, wenn's reicht.
Die Buhlin, die erst kokettiert,
Ist schließlich geifernd explodiert,
Als sein „Je t'aime" ganz offenbar
Statt Liebe Pädagogik war!
Und ihr unflätiges Geschrei
Zog noch Kolleginnen herbei.
Vor diesen Mädchen trat der Mann
Dumelius den Rückzug an,
Focht schirmchenschwingend sich nach Haus
Und geht nun abends nie mehr aus,
Weil er seitdem erst recht die Nacht
Sich nie durch Liebe schöner macht.
Man sieht: auch wer französisch spricht,
Versteht den andern häufig nicht!

Ernst Klotz

Ein künstliches Gebiß ist zwar ein **guter,** aber kein vollkommener Ersatz für die fehlenden Zähne. Es sollte sich also niemand mit dem Gedanken trösten, daß ein Verlust seiner Zähne durch die Möglichkeit des Ersatzes nicht so schwer zu nehmen wäre. Eine stete Fürsorge für die stark in Anspruch genommenen Zähne ist jedenfalls besser. Jeder, der seine Zähne mit der vorzüglichen Chlorodont-Zahnpaste pflegt, erfreut sich bis ins hohe Alter seiner schönen weißen und gesunden Zähne. Der Sicherheit halber läßt er ein- bis zweimal jährlich nachschauen, was an den Zähnen nicht in Ordnung ist. Die eigenen Zähne sind das schon wert.

Lest die Jugend!

Beim Ausbleiben oder bei verspäteter Zustellung unserer Zeitschrift bitten wir die Bezieher, sich sofort an den Zusteller oder an die zuständige Zustellpostanstalt zu wenden, und erst dann, wenn dies keinen Erfolg haben sollte, uns davon Mitteilung zu machen.
VERLAG DER „JUGEND" MÜNCHEN, HERRNSTR. 10

Jeden Abend! Jeden Morgen!
Chlorodont
die beliebte Qualitäts-Zahnpaste

Das schönste Bilderbuch
für nur Mk. 3.— ist der illustrierte
Katalog der „Jugend"-Kunstdrucke
mit über 1000 verkleinerten Reproduktionen der Werke erster Meister. Der Katalog erleichtert auch die Wahl der „Jugend"-Kunstdrucke, die sich als zeitgemäßer billiger Wandschmuck großer Beliebtheit erfreuen.
Zu beziehen durch den Buch- und Kunsthandel oder durch den unterzeichneten Verlag:
G. Hirth Verlag A.G.
München 2 NO Herrnstraße 10

Inserieren bringt Gewinn!

Vorzitlon-Bonbon Salmi
Husten
Heiserkeit
In allen Apotheken erhältlich

ZEITUNGS-AUSSCHNITTE liefert
ADRESSEN schreibt
WURFSENDUNGEN erledigt
FÜR SIE
ADOLF SCHUSTERMANN
FERNRUF: F7, JANNOWITZ 5716, 5117 UND 5811
GEGRÜNDET 1904 BERLIN S.O. 16 RUNGESTR. 20
DRUCKSCHRIFTEN BITTEN WIR ANZUFORDERN!

SCHRIFTSTELLERN
bietet große Buchdruckerei mit angegliedertem bekanntem Verlag für wissenschaftliche oder belletristische Werke sehr vorteilhafte
VERLAGSVERBINDUNG
Anfragen unter Literaria 846 an die Expedition der „Jugend", München, Herrnstraße 10.

Gebrauchte
ADRESSIERMASCHINE
wird preiswert abgegeben
G. Hirth Verlag AG., München Herrnstraße 10/1

Begründer: Dr. GEORG HIRTH. — Verantwortlich für Text und Anzeigenteil: GEORG POSSELT, München. — Verlag: G. HIRTH VERLAG AG., München. — Für die Herausgabe in Österreich verantwortlich: J. RAFAEL, Wien I, Graben 29a (Eingang Trattnerhof). — Für die Redaktion in Österreich verantwortlich: MARIANNE RAFAEL, Wien XIX, Hochschulstraße 25. — Alle Rechte vorbehalten. — Nachdruck strengstens verboten. — Copyright by G. HIRTH VERLAG AG., München. — Druck: G. HIRTH VERLAG AG., Buch- und Kunst-Druckerei, München, Herrnstraße 10. — D.-A. 9000. — Entered as second class matter, Postoffice New York, N. Y. — Manuskripte sind nur an die Redaktion der „Jugend", München, Herrnstraße 10, zu senden: Rücksendung kann nur erfolgen, wenn Rückporto beiliegt.

Zirkus „Inventurausverkauf“

Erich Wilke



„Die Vorbereitungen sind getroffen. – Sie können anfangen lassen.“

JUGEND

PREIS 60 PFENNIG

MÜNCHEN 1934 / NR. 5



iegender
rauenkopf
aul Bürck

J U G E N D
39. JAHRGANG 1934 / NR. 5

Berghotel

Leute, die in Lederhosen
Kommen, werden ausgestoßen,
Leute, die zu Fuße kamen,
Degoutieren diese Damen.
Leute, welche Jodler plärren,
Molestieren diese Herren.
Leute, die mit offnen Hemden
Sich in die Gesellschaft wagen,
Die erregen nur Befremden
Und entschiednes Mißbehagen.

Hier trägt man nur Frack und Roben
Nach dem neuesten Modell.
Wer hat dich, du Grandhotel,
Aufgebaut so hoch da droben?

Wolfgang v. Weber

Apotheker Pilpel in der Sackgasse

Von Wilhelm Eder

Drei Dinge werden den Apothekern nachgesagt: sie seien schrullig und verschroben; sie seien peinlich und pedantisch gewissenhaft; sie hätten ein besonders gut ausgebildetes Riechvermögen.

An diesen drei Dingen gemessen war Franz Pilpel in der Apotheke zum goldenen Löwen ein vorbildlicher Vertreter seines Standes. Er war so verschroben, versponnen und versonnen, daß selbst sein großer Kollege Ibsen Freude an ihm gehabt hätte; er war so tüftelig und genau, daß ihm jedes Rezept wahre Freude bereitete, bei dem es besonders vorsichtige Wägungen vorzunehmen galt; was endlich das Riechvermögen anlangt, so verglich er sich selbst gern mit einem Jagdhund.

Franz Pilpel waltete seit Jahr und Tag in der Löwenapotheke, bekannt und beliebt in der ganzen Kleinstadt. Obgleich er nicht der schönste aller Apotheker war, sahen ihn auch die Damen gerne. Daran war nicht nur seine auskömmliche und fest begründete Stellung als Apothekenbesitzer schuld, sondern noch anderes. Pilpel war ein ausgesprochener Damenfreund, hatte eine galante Art und war einem kleinen Ratsch mit seinen Kundinnen niemals abgeneigt. Endlich hatte Pilpel mit seinen fünfunddreißig ein Alter erreicht, in dem es nachgerade Anstandspflicht wurde, zu heiraten. Das alles zusammen genommen, verlieh seiner Persönlichkeit einen gewissen Reiz bei den Damen, so zwar, daß man über seine lockeren Liebesabenteuer großzügig hinwegsah.

Pilpel verstand es ausgezeichnet, seine Beliebtheit bei den Damen dem Geschäft nutzbar zu machen. Aber in zwei Fällen hatte er sich zu weit vorgewagt, wie er zu spät eingesehen hatte. Da war der Apotheker dem Apotheker im Wege gestanden. Eine seiner Apothekereigenschaften, die kühle und tüftelige Pedanterie, hatte ihn zwar von Anfang an gewarnt, doch die beiden anderen, sein genießerischer Geruchsinn und seine romantische Verschrobenheit, hatten die Oberhand gewonnen. Auf diese Weise war er in eine richtige Sackgasse geraten, aus der er keinen Ausweg sah. Das verhielt sich nämlich so. Er hatte sich in Hilde Dietrich, die Tochter des großen Kolonialwarenhändlers, und in Anna Huber, die Tochter des Eisenbahnoberinspektors, gleichzeitig vergafft. Beide junge Damen hatten trotz ihrer Verschiedenheit manch Gemeinsames: sie waren hübsch bis zu den Beinen herab und von einer duftigen, gepflegten Frische. Hilde war schwarz und lebhaft, Anna rothaarig und vornehm gelassen. Pilpel blähte jedesmal die Nüstern, wenn eine der Damen die Apotheke betrat, und machte beiden unbotmäßig den Hof.

Da konnte das Verhängnis nicht ausbleiben. Beide Damen glaubten an eine ernste Absicht des verliebten Apothekers und so trat ein, was zu erwarten war. Nun hatte er fast zu gleicher Zeit von jedem der beiden Väter eine Einladung erhalten. Der Herr Kolonialwarenhändler hatte ihn für Mittwoch, der Herr Oberinspektor für Freitag eingeladen. Das hieß: erkläre dich, Franz Pilpel! Aber Pilpel hielt das Heiraten an sich für eine Sache, die man möglichst langsam betreiben muß, außerdem hatte er sich in den Kopf gesetzt, niemals und unter keinen Umständen ein Mädchen vom hiesigen Ort zu heiraten.

Heute war Dienstag. Morgen war die erste dieser Einladungen fällig. Was tun? Der milde Frühlingstag und sein sorgloses Leben freuten ihn nimmer recht. Was tun? Verschroben, versponnen und versonnen wie nur je stand er in seiner Apotheke. So zerstreut war er, daß er zur Pfarrersköchin gnädiges Fäulein sagte, was ihm ihre ewigen Sympathien eintrug. Was tun?

Da schob sich, eine Schulter voraus, der Girgl zur Türe herein. Der Girgl war ein beschränkter Mensch und mußte im Hotel zur Post allerlei kleine Dienste verrichten und Botengänge tun. Er war ein richtiger versoffener Depp und dafür bekannt, daß er alles verkehrt machte. Beim Anblick des Deppen kam dem Apotheker Pilpel die große Erleuchtung. Er übergab ihm einen blanken Taler und trug ihm auf, einen Blumenstrauß zu kaufen, zu Fräulein Dietrich zu gehen und folgendes auszurichten: Der Herr Apotheker sei durchaus nicht betrübt über eine solch schöne Einladung und lasse sehr danken. Girgl mußte den Auftrag dreimal wiederholen, damit er ihn nachher um so sicherer verkehrt hersage, und wurde dann entlassen.

Girgl versoff den Taler umgehend, ging dann vor die Stadt auf eine Wiese und pflückte, was er gerade fand. In seiner Blöd-



Alfred Kubin

Dörflicher Schwatz



Die Kramerin — Albert Burkart

heit hielt er alle Blumen für gleich schön. Es waren sehr viele Löwenzahn, ein paar Hahnenfußarten und einige Gänseblümchen. Dieses zu einem Strauß gebundene Viehfutter brachte er dem hübschen Fräulein Hilde und sagte: einen schönen Gruß vom Herrn Apotheker und er bedankt sich für eine solchene Einladung. Dann wußte er vor Rausch und Dummheit nicht mehr weiter. Er bewegte stumm den Mund wie ein Kind, das sein Maifestgedicht nicht mehr kann, schließlich gab es ihm einen Ruck und er fuhr feierlichst fort: und er ist durchaus betrübt.

Am Mittwoch morgen hatte Pilpel einen empörten Brief des Fräuleins in Händen. Er setzte sich flugs hin und schrieb eine Richtigstellung. Daß er den Girgl geschickt habe, sei daher gekommen, daß beim Anblick dieses Menschen, der doch auch sonst Botengänge tue, der plötzliche Gedanke in ihm ausgelöst worden sei, ihr eine Aufmerksamkeit zu erweisen. Dann fügte er hinzu, er habe wirklich ernste Absichten gehabt, aber da sie ihm eine solche Geschmacklosigkeit habe zutrauen können, so sehe er doch ein, daß sie beide nicht füreinander bestimmt seien. Er wäre ihr gewiß nicht böse, nein, das brächte er niemals über sich, aber es sei doch besser, wenn sie ihre Bekanntschaft unauffällig einschlafen ließen.

Am Freitag abend ging Apotheker Pilpel zu Hubers. Er hatte für die Damen sehr schöne Blumen gekauft und war äußerst vergnügt. Nach dem Essen, dem er unter überschwenglichen Lobeserhebungen reichlich zugesprochen hatte, sagte er, da er sich so wohl in diesem Kreise fühle, so möchte er gern sein Herz erleichtern, er bitte aber um strengstes Vertrauen. Nämlich, er habe die ernste Absicht gehabt, um die Hand von Fräulein Dietrich anzuhalten. Aber diese habe eine zarte Aufmerksamkeit von ihm gänzlich mißdeutet und ihm einen geradezu kränkenden Brief geschrieben. So habe sich seine schönste Hoff-

(Forts. Seite 79)



Am Viktualienmarkt in München — Anton Höchl

ARNOLD WEISS-RUTHEL:

DER AMERIKANISCHE ONKEL

Meine Mutter hatte das immer behauptet, — aber kein Mensch in der Familie wollte es glauben: daß wir nämlich einen Onkel in Amerika hätten! Früher, ... vor dem Krieg ... als alles noch „in Butter war", Papa gut verdiente und auf Grund seines öffentlichen Wirkens mit Fug und Recht darauf stolz sein konnte, keinen „Ausgewanderten" in der Verwandtschaft zu haben, damals also legte man wenig Wert auf einen amerikanischen Onkel. Als ob man nicht gewußt hätte, weshalb so ein Onkel nach Amerika ging!

„Lächerlich! ... Onkel!" ... sagte mein Vater verächtlich, wenn meine gute Mutter auf dieses sagenhafte Exemplar von einem Onkel zu sprechen kam; „irgend ein durch Zufall angeheirateter Fremdling, der es vorgezogen hat, in Amerika zu verkommen — unter Goldgräbern — anstatt in seinem Vaterlande ein vernünftiges Dasein zu führen." Damals gab es nämlich noch Goldgräber in Amerika ...; jedenfalls war für uns der Begriff Amerika immer identisch mit dem Begriff Goldgräber.

Meine Mutter, die sich ihrerseits nicht nachsagen lassen wollte, daß dieser Onkel ein dermaßen verludertes Subjekt sei, daß er es vorzog, unter Goldgräbern zu verkommen, anstatt in seinem Vaterlande usw. ..., erklärte, sie wisse nichts Genaues; aber das wisse sie ganz bestimmt, daß dieser Onkel Jakob heiße und von Beruf Uhrmacher sei.

Uns Kindern raubte eine solche Erklärung viel von dem Nimbus, den der amerikanische Onkel allmählich angenommen hatte ... in unserer Vorstellung. Wir lasen gerade Karl May und hätten etwas darum gegeben, einen Old Shatterhand in der Familie zu haben. Nun, da wir erfuhren, daß dieser verwegene Onkel Uhrmacher sei und obendrein Jakob heiße, leugneten wir die Existenz des Mannes glatt weg. Nicht, daß wir damit die Uhrmacher beleidigen wollten; gar nicht. Auch gegen den Namen Jakob war im Prinzip schließlich nichts einzuwenden. Aber in Amerika leben ... unter Indianern und Grislybären ... und dabei Uhrmacher sein und gar Jakob heißen, ... anstatt Old Firehand oder „Der blutige Fuchs" ... das erschien uns denn doch als recht stilwidrig. Wir vergaßen den Onkel.

Aber die Zeit, die eine hartnäckige Lehrmeisterin ist, sorgte dafür, daß wir uns eines Tages wieder an ihn erinnerten. Das war damals, als die deutsche Papiermark den Größenwahn bekam und sich aufblusterte, als sei sie bei einem Luftballon in die Lehre gegangen. Damals konzentrierte sich des deutschen Menschen Sinnen und Trachten auf das Verlangen nach Dollars, denn dieser verkörperte in seiner Eigenschaft als einzig vorhandener Stabilitätsgradmesser den Inbegriff aller Schönheit. Wer keine Dollars besaß, war ein ausgemachter Idiot; er konnte sich eingraben lassen, falls er das nötige Kapital dazu hatte; wie denn überhaupt jene Zeit ... sapienti sat!

Kurzum, der Alptraum vom Dollar machte die Notwendigkeit, sich des amerikanischen Onkels zu erinnern, mobil — und eines Tages sagte mein Vater so nebenbei — als wäre ihm das gerade erst eingefallen —: „Wie ist denn das eigentlich, ... haben wir nicht einen Verwandten in Amerika ...?"

Der Umstand, daß er „Verwandten" sagte, ließ darauf schließen, daß er nunmehr geneigt sei, den gesellschaftswidrigen Goldgräber namens Jakob als legitimes Mitglied unserer Familie anzuerkennen; meine Mutter erklärte zwar zunächst, es sei ihr von der Existenz eines derartigen Mitglieds nichts bekannt — dann aber gestand sie lächelnd, daß sie ihm bereits vor zwei Monaten geschrieben habe und daß der gute Onkel demnächst persönlich in Deutschland ... und damit in unserem trauten Familienkreise ... erscheinen werde.

Das war nun freilich wieder weniger nach dem Geschmack meines Vaters. Er murmelte etwas von „voreiligem Handeln" ... „hinterhältigem Benehmen" ..., aber da in diesem Augenblick die deutsche Papiermark gerade wieder um eine halbe Milliarde höher kletterte, änderte er seine Miene spontan und sagte freundlich: „Na, schön ... der Biedermann ist uns willkommen!"

Selbstverständlich waren wir Kinder zu jener Epoche dem Karl-May-Alter schon gründlich entwachsen. Statt für Old Shatterhand und seinen Henry-Stutzen interessierten auch wir uns bereits für Dollars, und die längst erwiesene Tatsache, daß der Onkel kein Romanheld, sondern „bloß" Uhrmacher sei, bedauerten wir jetzt lediglich insofern, als es uns lieber gewesen wäre, wenn der gute Onkel eine Bank à la Morgan oder ein Industriewerk à la Ford sein Eigen genannt hätte. Indes, wir trösteten uns mit der Vermutung, daß in Amerika selbst die Uhrmacher Millionäre sein könnten, und standen deshalb mit aufs höchste gespannter Erwartung auf dem Bahnhof, als der Tag, da Onkel Jakob eintreffen sollte, gekommen war.

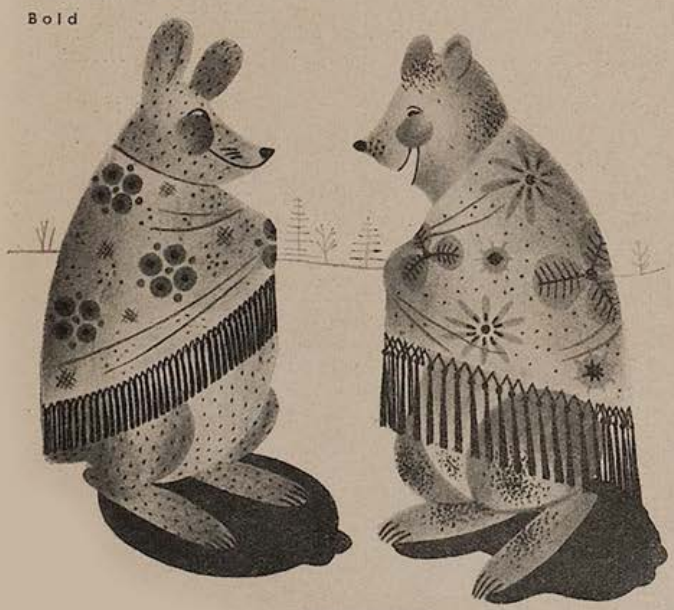
Als Erkennungszeichen war ein weißes Taschentuch ausgemacht, das der Onkel sich um den Arm binden sollte; der Zug rollte in die Halle. Papa machte einen meterlangen Hals, Mama veranstaltete ein Wettrennen zwischen den Blicken ihres rechten und den ihres linken Auges, ... meine Schwester Elise reckte sich fortgesetzt auf den Zehen, ... mein Bruder Adolf putzte in einem Stück seine Brille, und ich — ich entdeckte den Onkel! Es waren da Tausende, die aus dem Zug stiegen und den Bahnsteig überfluteten, aber einer unter diesen Tausenden sah so grotesk aus, daß er wahrlich keines Taschentuches bedurft hätte, um sich als etwas ganz Besonderes zu legitimieren. Dieser seltsame Mann trug nämlich einen Rock — wie ein Schotte ... eine Art Toga, über dem Rücken; einen Pappkarton in der Rechten, ... keinerlei Hut auf dem Kopf, ... dafür rieselte ihm das Haar in rotblonden Locken über die Schultern ...; an den Füßen hatte dieses zeitwidrige Subjekt ein antikes Gebinde aus allerlei Lappen, wie es die alten Skythen getragen haben mochten — und Sandalen! Sandalen!! Daß es Irrsinnige auf dieser Welt gibt, war mir natürlich bekannt — aber daß dieser katastrophale Herr in dieser tausendköpfigen Menge der einzige war, der sich ein weißes Taschentuch um den Arm gebunden hatte — das versetzte mich in maßlosen Schrecken.

Also, das war der Onkel! Der Jakob aus Amerika ...

Eigentlich wäre es dieser Erkenntnis zum Trotz meine Pflicht gewesen, meine Familienangehörigen auf diese furchtbare aber leider unabänderliche Entdeckung aufmerksam zu machen. Daß ich es nicht tat, war lediglich eine Folge meiner Erstarrung, in die ich geriet, als ich das Phänomen wahrnahm, und aus der ich mich erst wieder erholte, als es verschwunden war ... untergetaucht im Triftstrom der Massen.

Papas langer Hals durchbohrte bereits das Glasdach der Halle, Mamas Blicke gerieten mit sich selber in Kollision; Schwester Elise stand nicht mehr auf den Zehen, sondern ... ich weiß nicht mehr wo ..., und Bruder Adolfs Brillengläser waren bloß noch Dünnschliff ...

Immer noch starrten sie allesamt auf den Zug, aus dem schon längst kein Mensch mehr herauskam, und ich dachte mir: „Ihr könnt von



Bold

Schaltiere

Glück reden!" Schließlich zog Papa seinen Hals ein und sagte in einer Tonart, als ob er das schon immer gesagt hätte: „Nicht gekommen ..."

Langsam verließen wir den Perron.

Wir gingen zu Fuß nach Hause, schweigsam wie die Ameisen; nur Mama sagte einmal: „Vielleicht ist das Schiff untergegangen ..."

„Leider nicht ..." wollte ich antworten, aber ich ließ es sein; nickte nur blöde wie ein Blechesel und dachte mir meinen Teil.

Denn es war ja selbstverständlich, daß der Onkel uns trotzdem besuchen würde ... schließlich wußte er ja unsere Adresse.

Wie beschreibe ich aber mein Entsetzen, als uns nach Ankunft in der Wohnung das Dienstmädchen Elfriede mit sichtbaren Zeichen des Schreckens mitteilte, der Herr sei schon da und säße im Wohnzimmer ...

Das Herz blieb mir stehen.

Papa und Mama eilten in das Gemach, ... ich für meine Person ließ den Geschwistern den Vortritt, ... ja, und da saß der Onkel.

Magisch wie ein Prophet aus dem ältesten Testament thronte er auf dem Stuhl vor dem Fenster und stand erst auf, als mein Vater sich setzte ... offenbar aus Schwäche, denn ich sah genau, wie ihm die Beine zitterten. Mama bekam einen Schluckkrampf, meine Schwester, das unzarte Wesen, schrie „O Gott" ... und mein Bruder Adolf griff nach seinem Taschenmesser. Der einzige, der einiges Verständnis für die Situation aufbrachte, war ich selbst. Ich begrüßte den Onkel, ... sagte, daß es uns leid täte, daß das Schiff ... oder vielmehr das Taschentuch seine Wirkung verfehlt hätte, wo wir uns doch schon so sehr darauf gefreut hatten, wenn der Dampfer .. das heißt der Onkel seine lieben Verwandten getroffen hätte ... Beinahe hätte ich auch noch gesagt: „Aber leg doch ab, lieber Onkel ...", da ich mich aber hinsichtlich seiner Garderobe nicht so genau auskannte und im Augenblick nichts an ihm gewahrte, was er — das Taschentuch ausgenommen — hätte ablegen können, unterdrückte ich diese Aufforderung und sagte statt dessen: „Wie gehts ...?"

Inzwischen hatte auch Papa sich wieder erholt und den Onkel durch etliche verworrene Redensarten in den Schoß der Familie aufgenommen; wohingegen meine Mama mit der undelikaten Bemerkung herausplatzte: „Wir dachten, du wärest Uhrmacher ...?"

Jetzt erzählte uns der Onkel in einem gutturalen Kontrabaß, er habe die Uhrmacherei vor sechs Jahren an den Nagel gehängt, da die Welt und insbesondere deren Bewohner immer tiefer in den Morast der Sünde versänken ... und sich statt dessen dem Predigtamt zugewendet; so wie wir ihn hier vor uns sähen, sei er der Gründer der „Brüder von Palmyhain", einer fommen Gemeinde, die in Weiberröcken spazieren ginge und nur Himbeersaft trinke. Diese edle Gesellschaft lebe in Gütergemeinschaft und verabscheue nichts so sehr als das Geld ... als den einzigen und wahren Feind der Menschheit. Hier versagten meinem Vater die Beine den Dienst zum zweitenmal. Was den edlen Gründer von Palmyhain nicht daran hinderte, uns einen geschmalzenen Vortrag über die Sinnlosigkeit des Strebens nach irdischen Gütern zu halten, der mit der Erklärung schloß, Europa sei längst reif zur Verdammnis, weshalb er — Onkel Jakob — sich in letzter Stunde entschlossen habe, diesem peinlichen Ereignis zuvorzukommen. Er hoffe, daß seine Rettungsmission in unserer Familie in vollem Umfang gewürdigt werde ... und sei bereit, uns dafür in sein Gebet einzuschließen.

Es wäre eine Niedertracht sondergleichen, wollte ich behaupten, wir seien damals nicht erschüttert gewesen ... Freilich änderte das nichts an der Tatsache, daß wir uns nun acht Tage lang die Köpfe darüber zerbrachen, wie wir den guten Jakob wieder nach Palmyhain verfrachten könnten. Glücklicherweise kam uns der Brave zuvor und erklärte am neunten Tag, die Sündhaftigkeit Europas sei schon so schlimm, daß er selber nicht umhin könne, der Versuchung zu verfallen, falls er noch einen Tag länger in diesem Höllenpfuhl verweile. Er wäre deshalb schon längst wieder abgereist, wenn er bloß das nötige Geld ...

Damals griff Papa impulsiv nach seiner Brieftasche; ich habe ihn weder vorher noch nachher jemals so greifen sehen. Schon am Tage nach diesem historischen Griff brachten wir den Onkel auf die Bahn. Mit Glückwünschen reich beladen, fuhr er ab.

Drei Worte waren von diesem Zeitpunkt an in unserer Familie verfemt und verpönt: Amerika — Jakob — Uhrmacher.

Glücklicherweise erlebte die deutsche Papiermark bald darauf ihren Todessturz und enthob uns damit jeder ferneren Notwendigkeit, an die Existenz eines amerikanischen Onkels zu denken.

Fledermäuse

In Cincinnati, wo der Weizen der amerikanischen Okkultisten blüht, gibt es neuerdings einen Reformfriedhof. Jedes einzelne Grab ist mit einem Wächterraum durch Läutwerk verbunden. Klingelt es aus einem Sarg, so fällt an einer Schalttafel eine Nummer herunter. Gleich am ersten Abend fiel eine Nummer und — der Wächter tot um. Am zweiten Abend wurden zwei Wächter in dem Raum untergebracht; da fielen gleich mehrere Nummern herunter. Die ganze Stadt war in Aufregung. Alle Amerikaner schworen, sich nur noch in Cincinnati begraben zu lassen. Da stellte eine Kommission von Detektiven fest, daß die Signale von Fledermäusen ausgelöst würden, die sich in den Drähten verfangen hatten.

— Nur keine voreilige Beruhigung! Ohne Zweifel sind die Fledermäuse nichts anderes, als die seelengewanderten Geister der Beerdigten.

Teha

Der Brief

„Ich weiß nicht, was ich von dir halten soll, Hans, eben finde ich in deiner Tasche einen Brief von Damenhand. Das hätte ich nie von dir erwartet!"

„Du schweigst? Du kompromittierst mich, Du setzt mich herab und sagst keinen Ton?"

„Lissi", sagt Hans, „es ist ihr erster Brief, ich mache Schluß mit ihr."

„Du lügst!"

„Ich schwöre dir, Lissi, daß sie mir zum erstenmal geschrieben hat!"

„Wie heißt sie denn?"

„Das steht ja auf dem Brief."

„Auf diesem Brief steht ihr Name nicht. Das ist doch mein Brief, den ich dir gestern gab, in den Kasten zu werfen."

Capriccioso

Ich brauche immer gleichzeitig zwei Männer! Einen, den ich liebe, einen genial-frechen Filou, einen hübschen Lumpen, einen überlegen-unzuverlässigen Strizzo, einen, der mir Herzbeben verursacht, um den ich leide, einen, der Fatum spielen kann — — —

Und dann, und dann als Aquivalent, — für's seelische Gleichgewicht — einen Subalternen, einen Hörigen, einen Bauchgeschmückten, einen, von denen dreizehn aufs Dutzend gehen — —, zum Quälen, zum Aussaugen, zum Ex—pe—ri—men—tieren, — für's Nachtgelüst — — —

Für mich gibt's nur diese zwei Möglichkeiten. Entweder ich nehme einen Mann ernst — — — oder hoch!!"

H. Rewald



Dicke Freundschaft

Der Zauberberg

Anton Leidl



„Sie müssen bedenken, Herr Doktor, wenn ich nicht hier wäre, säße ich jetzt in einem Konzentrationslager."
. . . „Na, da wären Sie wenigstens schon längst gesund . . ."

Randbemerkungen:

Sei nicht so eingebildet sagte die Kartoffel zur Perle . . . auch ich werde vor die Säue geworfen. *AWR.*

Ein berühmter Journalist sprach vom Kampf um das Dasein; er meinte natürlich den Kampf ums Dabeisein. *AWR*



Löwin

Meine Bekanntschaft mit Tristram

Von Weare Holbrook (Neuyork)

Wenn ich nicht vernehmlich geseufzt hätte, als Fräulein Murgatroyd mir einen alten englischen Kupferstich zeigte, wäre ich wohl niemals in den St. Christoph-Reitklub aufgenommen worden. Der Kupferstich stellte eine Jagdszene dar und mein Seufzer war ein Seufzer der Erleichterung, denn Fräulein Murgatroyd hatte mir damit den letzten ihrer Kunstschätze gezeigt. Aber Fräulein Murgatroyd rief ungesäumt, mit freudiger Stimme aus: „Sie sind sicherlich ein Pferdefreund!" „Ich glaube, daß ich Ihre Aufnahme in den St. Christoph-Reitklub werde durchsetzen können", „die Mitgliederzahl ist zwar beschränkt; aber Sie muß man aufnehmen!"

Als sie im Klub erzählte, daß ich ein alter Pferdeliebhaber sei, öffnete man mir weit die Türen. Man erklärte, daß man mich in Anbetracht der warmen Empfehlung Fräulein Murgatroyds und unter Umgehung der Satzungen sofort aufnehmen wolle. Später kam ich allerdings darauf, daß die Satzungen nur bestanden, um umgangen zu werden. Die Neueintretenden sollten ihre zweihundert Dollars Mitgliedsbeitrag wenigstens mit stolzerfüllter Brust bezahlen.

Ich wurde in die Mittelklasse eingereiht und erhielt ein großes braunes Pferd, namens Tristram, das aussah, als wäre es mit Staubzucker bestreut. Der Groom führte es herbei und wir wurden einander in formeller Weise vorgestellt. Als Tristram mich erblickte, benahm er sich, als wären seine grausamsten Befürchtungen Wirklichkeit geworden. Er schaute und bäumte sich verzweifelt auf.

„Es ist nur Ihre geblumte Krawatte", sagte der Groom, nachdem er wieder festen Fuß gefaßt hatte, „er mag so lebhafte Muster nicht. Seit jeher."

Ich zog meine Krawatte aus und steckte sie in die Tasche. „Er meinte es ja nicht persönlich, mein Herr", beruhigte mich der Groom und klärte mich auf, daß Tristram noch mannigfache andere Aversionen habe. So konnte er Zeitungen, kleine Hunde, Zigaretten, Spazierstöcke, Pfefferminzbonbons und ältere Damen nicht ansehen, ohne rabiat zu werden. Und der Anblick von steifen Hüten aller Art jagte ihm panischen Schrecken ein. Vom ersten Anfang meiner Bekanntschaft mit Tristram stand somit für mich fest, daß Tristram unbedingt einer psychoanalytischen Behandlung bedürfe.

*

Man hört oft die erstaunliche Intelligenz des Pferdes rühmen: wie es unruhig und mißtrauisch wird, bevor sein Reiter die drohende Gefahr nur ahnt, wie es sich weigert, eine Brücke zu betreten, die nicht tragfähig ist, wie es seinem Instinkt gehorchend selbst in tiefster Nacht tückische Gruben und jähe Abgründe zu vermeiden weiß. Solche Dinge lassen sich zweifellos beobachten.

Was nun Tristram betrifft, so versetzte ihn einfach alles in Unruhe. Er blickte sich nach allen Seiten um, ob er nicht eine geblumte Krawatte oder andere Zeichen des Unheils erblicken könne. Eine Primel am Wegrand war in seinen Augen nicht etwa eine Blume, sondern eine geheimnisvolle bunte Gefahr, der man im weiten Bogen ausweichen muß. Ein jedes spazierengehendes Hündchen hatte er im Verdacht, daß es Mordpläne gegen ihn schmiede. Wahrlich, wenn Tristram menschliche Gestalt besessen hätte, wäre ich der festen Meinung gewesen, daß er in seiner Jugend allzu viele Abenteurerfilme im Kino gesehen hatte!

Es bedurfte langer Überredung, bis er mir gestattete, auf dem Steigbügel festen Fuß zu fassen. Tristram war sicherlich kein Araberblut, aber er hatte bestimmt etwas von einem Derwisch in sich. Denn kaum befand ich mich im Sattel, als er sich wie eine Grammophonplatte zu drehen begann, wohl in der Absicht, die Gesetze der Zentrifugalkraft für seine Zwecke nutzbar zu machen. Als ich aber im Sattel blieb, sah Tristram mich vorwurfsvoll an und versetzte mir mit seinen Nüstern einen liebevollen Hieb auf die Nase, so daß meine Brille klirrend zur Erde fiel. Dann begann er wütend im Kreise zu galoppieren. Sein Manöver war ein so plötzliches, daß ich alle Regeln der Reitkunst vergaß und den Hals Tristrams umfaßte.

So umkreisten wir wohl ein dutzendmal den Ring, bevor der Reitlehrer uns bemerkte. „He!", rief er, „was ist das für ein Sitz? Halten Sie das Pferd!" Aber da ich Tristrams Hals ohnedies mit beiden Armen hielt, waren seine Ratschläge wohl überflüssig. Doch jedesmal, wenn wir an ihm vorbeikamen, gab mir der Reitlehrer neue Unterweisungen. „Setzen Sie sich mehr rückwärts!" rief er aus, „wenn Sie soweit vorne sitzen, wird er glauben, daß er springen soll!"

Ich umfaßte Tristrams Nacken mit festem Griff und versuchte, ihn durch Suggestion zu besänftigen. „Geblumte Krawatten!" flüsterte ich ihm ins Ohr, „Zeitungen, Zigaretten, Pfefferminzbonbons, alte Damen . . ." Aber diese Worte schienen Tristram in seinem Entschlusse, tüchtig zu springen, nur zu bestärken. Er galoppierte schnurstracks auf das Gatter zu. Er holte tief Atem und ich begann mich der siebenundzwanzig Regeln für den Sprung, die ich in der „Theorie der Reitkunst" gelesen hatte, zu entsinnen.

Doch als wir am Gatter angelangt waren, hielt Tristram plötzlich inne, schien schnaubend aufzulachen und setzte sich dann unvermittelt auf seine Hanke. Ich hatte keine Zeit mehr, mich von ihm zu verabschieden. Ich flog über das Gatter und landete gerade zu den Füßen einer älteren Dame, die mich erstarrt betrachtete.

„Darf ich Sie meiner Tante Martha vorstellen", sagte Miß Murgatroyd, „das ist Mr. Holbrook, ein leidenschaftlicher Pferdefreund. Auch Tante Martha liebt sehr die Reitkunst . . ."

„Was . . . ist geschehen?" fragte ich.

Der Groom musterte mißtrauisch die purpurroten Gänseblümchen auf Tante Marthas Hut. „Ich würde sagen, daß diese Blumen da schuld daran sind, aber sie sind ja nicht gelb. Tristram kann doch nur gelbe Blumen nicht ausstehen!"

„Ich habe sie färben lassen", gestand Tante Martha ein.

Der Groom seufzte erleichtert auf. Tristrams Intelligenz war wieder einmal bewiesen.

*

Seit meinen Erlebnissen mit Tristram habe ich kein anderes Pferd mehr bestiegen. Es war ein zu tiefer Eindruck gewesen. Aber ich vermag — wenn nicht Damen zugegen sind — in erstaunlicher Weise über Pferde zu plaudern und das genügt, um mich auch weiter in den Mitgliederlisten des St. Christoph-Reitklubs zu behaupten.

(Einzig berechtigte Übersetzung aus dem Amerikanischen von Leo Korten.)

Geschäft mit Gericke

Von Jo Hanns Rösler

„Mein Name ist Gericke", sagte der Besucher, als er in das Zimmer trat, „Sie haben mir geschrieben?"

Herr Kant nickte:

„Ja. Auf Ihr Inserat?"

„Fanden Sie es nicht ein wenig komisch?"

„Gewiß."

Der Besucher legte seinen Hut auf den Tisch, zog umständlich einen Handschuh aus und reichte ergriffen dem Hausherrn die nackte Hand.

„Ich danke Ihnen", sagte er lächelnd. „Sie waren der einzige, der zu dem Inserat Vertrauen fand. Ich gebe zu, es wirkt ein wenig sonderbar, wenn ein Mann durch die Zeitung Flöhe und Wanzen sucht. Aber mir blieb keine andere Wahl."

Herr Kant bot dem Besucher einen Stuhl an.

„Darf man fragen, wozu Sie die Tiere benötigen?"

„Ich bedaure, Ihnen darauf keine Antwort geben zu können", erklärte Herr Gericke, „nehmen Sie an, es handele sich um einen Scherz."

Herr Kant nahm es an und fragte nicht weiter nach dem Zweck.

„Meine Wohnung ist leider vollkommen verwanzt", fuhr Herr Kant fort, „ich habe alles versucht, dem Ungeziefer beizukommen. Es blieb vergeblich. Ich habe mich daher entschlossen, kommenden Ultimo hier auszuziehen und eine neue Wohnung zu nehmen."

„Haben Sie schon eine Wohnung gefunden?"

„Vor drei Tagen. Es war nicht leicht in der heutigen Zeit. Aber schließlich habe ich einem Hauswirt etwas mehr geboten, als sein bisheriger Mieter. Ich habe ihm die Miete auf ein volles Jahr vorausgezahlt. Unter diesen Umständen — Sie verstehen?"

„Ich verstehe", sagte Herr Gericke ernst.

Herr Kant machte eine einladende Bewegung.

„Meine Wohnung steht zu Ihrer Verfügung. Im Schlafzimmer unter den Bildern finden Sie, was und wieviel Sie wollen."

„Danke. Mir genügen vier bis fünf ausgewachsene Pärchen."

„Ich lasse Sie jetzt allein, Weidmannsheil!"

„Weidmannsdank."

Nach fünf Minuten verließ Herr Gericke die Wohnung. Sorgsam verstaute er ein kleines Gefäß in die Tasche und schüttelte Herrn Kant nochmals herzlich die Hand.

„Ich bin Ihnen sehr zu Dank verpflichtet", sagte er.

Herr Kant lächelte:

„Keine Ursache."

Noch dreimal kam im Laufe der nächsten Wochen Herr Gericke in die Wohnung zurück und kehrte mit reicher Beute heim. Eines Tages aber fand er die Wohnung verschlossen. Herr Kant war ausgezogen. Erlöst hatte er sein altes Heim verlassen. Mit Freude betrat er die neue Wohnung, sauber glänzten die Wände und Böden, ein Aufatmen ging durch Kant. Froh durchschritt er die Räume, betrat das Schlafzimmer. Am Spiegel steckte ein großer Brief.

„Dem neuen Mieter", darauf.

Herr Kant öffnete den Brief.

„Sehr verehrter Herr", las er, „ich kenne Ihren Namen nicht. Er interessiert mich auch nicht. Es genügt mir zu wissen, daß Sie es waren, dem ich es verdanke, aus meiner Wohnung hinausgeworfen zu werden, aus meiner Wohnung, die ich hegte und pflegte, die mir lieb und tief vertraut war. Seien Sie überzeugt, die Rache wird Sie ereilen! Ich habe dazu getan, was ich konnte. Wenn Sie es nicht sofort merken, heute oder spätestens morgen nacht werden Sie meinen Dank zu spüren bekommen. Mein Name ist Gericke."

Neapel

Das Flugzeug kreiste über Neapel.

Der Pilot bog sich zurück:

„Kennen die Herrschaften das Sprichwort: Neapel sehen und sterben?"

Die Reisenden lachten:

„Natürlich. Kennen wir."

Der Pilot nickte:

„Dann ist es gut. Es ist nämlich gerade eine Tragfläche gebrochen." *j. h. r.*

Maçon



Steigerung

„Es ist trostlos, daß die Zeitschriften, in denen man mich lobt, fast von keinem Menschen gelesen werden."

„Es ist noch viel trostloser, daß die Zeitschriften, in denen man mich in den Schmutz zieht, von aller Welt gelesen werden."

Das Verbot

Es gibt anscheinend mehrere Grade eines Verbots. Am Eingang einer Straße bei S. prangt ein Schild, worauf steht: Das Befahren dieser Straße mit Automobilen ist verboten. — Kein Mensch richtete sich aber danach. Nun fand aber eines Tages auf dem umliegenden Gelände eine militärische Übung statt und nun, las man auf der Tafel: Das Befahren der Straße mit Automobilen ist heute tatsächlich verboten!

Eine Bibliothek für Politik und Wissenschaft von seltener Vollständigkeit ist Umstände halber zu verkaufen

u. a. Die große Politik der Europäischen Kabinette. 40 Bände; Die Vorgeschichte des Weltkrieges (Werk des Untersuchungsausschusses) 4 Bände; Der Weltkrieg (herausgegeben vom Reichsarchiv) 8 Bände; Die Ursachen des deutschen Zusammenbruchs (Werk des Untersuchungsausschusses) 16 Bände; vollständiger Deutscher Geschichtskalender von Purlitz (Felix-Meiner-Verlag); vollständiger Schulthes Europäischer Geschichtskalender (Beckh'sche Verlagsbuchhandlung); Handbuch der Staatswissenschaften. Handbuch der Rechtswissenschaft; Memoiren, Biographien, Gesammelte Werke, Lexikon. Bibliophiles, gesammelte Jahrgänge wichtiger Zeitungen, die wichtigste europäische schöne Literatur

Anfragen unter **T. B. 1721** an die Expedition der Münchner „Jugend"

Neurasthenie

Nervenschwäche, Nervenzerrüttung verb. mit Schwinden d. best. Kräfte. Wie ist dieselbe v. ärztl. Standpunkte aus ohne wertlose Gewaltmittel zu behandeln u. zu heilen? Wertvoller, n. neuest. Erfahrungen bearbeitet. Ratgeber für jedermann, ob jung oder alt, ob noch gesund oder schon erkrankt. Geg. Einsendg. v. M. 1.50 in Briefmarken zu beziehen vom **Verlag Silvana 66, Herisau** (Schweiz).

Gegen üblen Mundgeruch

Chlorodont

die Qualitäts - Erzeugnisse

SCHRIFTSTELLERN

bietet große Buchdruckerei mit angegliedertem bekanntem Verlag für wissenschaftliche oder belletristische Werke sehr vorteilhafte

VERLAGSVERBINDUNG

Anfragen unter Literaria 846 an die Expedition der „Jugend", München, Herrnstraße 10.

nserieren bringt Gewinn!

Gebrauchte

ADRESSIERMASCHINE

wird preiswert abgegeben

G. Hirth Verlag AG., München Herrnstraße 10/I

Fast ein Wunderkind

Von J. Jefferson Farjeon

Das erste Anzeichen dafür, daß mein Jüngster im Begriffe war, sich zu einem Wunderkind zu entwickeln, war ein sonderbares Geräusch, das aus dem Speiseschrank drang. Ich führte es zunächst auf die Zentralheizung zurück, die bisweilen die Gewohnheit hat, seltsame Geräusche hervorzubringen. Aber die Röhren der Zentralheizung benehmen sich dann recht gewalttätig, und diese Laute klangen schwach und verstohlen. So öffnete ich die Kredenz und fand den Musiker drinnen.

„Um Himmels willen, was machst du denn da, Bobby?" fragte ich. Er hörte zu quieken auf und setzte eine kleine Spielzeugvioline von der Stelle seines Halses ab, wo er offenbar dachte, daß sie hingehöre. Die Stelle war stark gerötet. Er war anscheinend überzeugt gewesen, daß man aus einer Violine Musik herausholt, wenn man sie nur genügend fest an sich preßt.

Ich erfaßte die Situation. Sein älterer Bruder war bestimmt nicht musikalisch. Noch war ich es und bestimmt nicht in diesem Augenblick. So ergab er sich heimlich dem Zauber der Musik. Jedenfalls hatte er an diesem Tage schon genug geübt und ich beriet mich am Abend mit seiner Mutter, was zu tun sei. Ihr Vorschlag ging dahin, ihm die Violine zu konfiszieren, aber ich widersprach. Ich war der Ansicht, daß es, wenn sich der Junge zu einem zweiten Kreisler entwickelte, unsere verdammte Pflicht war, zu leiden. Wahrscheinlich hatten auch Kreislers Eltern gelitten.

Am nächsten Tag sah ich, wie Bobby eine gerissene Saite reparierte, indem er ihre beiden Teile aneinanderknotete. „Bobby", sagte ich gerührt, „du bekommst eine andere Violine. Wenn du dich mit der Sache ernsthaft beschäftigen willst, brauchst du ja auch eine größere, nicht wahr?"

Bobbys Augen wurden ein wenig größer. „Meinst du vielleicht Lektionen?" fragte er verängstigt. „Vielleicht später einmal", beruhigte ich ihn. „Aber ich weiß doch schon alles", versicherte er mir, „ich brauche keine Lektionen." „Nun gut", murmelte ich, „sag mir noch, was du für deine Violine da bezahlt hast."

„Zwei Schachteln Zinnsoldaten", sagte er zögernd, „und ... und ein paar Marken."

Da ich keine Zinnsoldaten besaß, mußte ich für Bobbys neue Violine Schillinge bezahlen. Ich wurde meines Irrtums am nächsten Tag gewahr, als ich folgenden Brief meines Nachbarn erhielt. „Wenn Sie irgendein schwerleidendes Tier unter Ihrem Dache haben", lautete der Brief, „dann weisen Sie ihm doch gefälligst dort ein Lager an, von wo man nicht so deutlich sein Stöhnen hören kann. Es handelt sich doch um ein Känguruh mit heftigen Zahnschmerzen, nicht wahr?"

Die Sache mit meinem Nachbarn stand nun eins zu eins. Ich hatte mich einmal über seine Hühner beklagt. „Ich kann mir nicht vorstellen, was dich veranlaßt hat, ihm eine neue Violine zu kaufen", sagte meine Frau. „Ich auch nicht", stimmte ich zu.

Während weit und breit noch keine Lösung zu erblicken war, kehrte meine Frau in das Schlafzimmer zurück und stieß einen Augenblick später einen schrillen Schrei aus. Sie hatte den Kleiderkasten geöffnet und den heranreifenden zweiten Kreisler darin entdeckt. „Ich wollte euch nicht stören", sagte er verletzt.

Den ganzen Tag hindurch erklang hintereinander Musik aus der Speisekammer, unter dem Eßtisch und hinter den Vorhängen im Salon, aus der Kredenz und aus dem Badezimmer hervor. Dort hatte der Musikant beide Hähne aufgedreht, um seine Musik durch das Geräusch des fließenden Wassers zu übertäuben. Wir fanden ihn dort auf dem Rücken liegend, noch immer in einem tranceartigen Zustand fiedelnd, während die Flut immer höher stieg.

Aber wenn jemand wirklich Musik im Blute hat, ist es schwer, ihn zu entmutigen. Mitten in der Nacht klopfte uns ein Schutzmann aus dem Schlafe. „Was ist denn los?" fragte ich ihn durch das Fenster. „Kommen Sie lieber herunter", sagte der Polizist, „aus Ihrem Kohlenkeller kommen sonderbare Geräusche."

Wir sind jetzt eifrig bestrebt, Bobby für den kaufmännischen Beruf heranzubilden.

Kollegen

Kammersänger Alfred Piccaver war einen Monat lang in einem Wiener Varieté engagiert. Im selben Programm gab es auch ein ganz neuartiges Naturwunder zu sehen: einen singenden Seelöwen.

Eines Tages sagte ein Freund zu Piccaver: „Dieser Seelöwe ist wunderbar, einfach phänomenal!"

„Na, na, na, gar so phänomenal ist er wieder nicht", replizierte der Kammersänger gekränkt, „speziell seine Atemtechnik ist ganz miserabel!"

R.

Werte

Bis jetzt war es üblich, daß in England bei der Einweihung einer neuen Brücke der Prinz von Wales ein Band, das den Zugang versperrte, mit einer goldenen Schere zerschnitt. Kürzlich hatte er diese offizielle Handlung bei drei neuen Themsebrücken zu vollziehen. Diesmal benutzte er aber keine goldene, sondern eine simple Nickelschere. So ist die Abkehr vom Golde selbst bei den symbolischen Werten der Welt bemerkbar.

— Uns könnt' es recht sein: wenn es nur bei den andern Werten bliebe.

T.

Julie Hahn



Verführung

„Ach Kleine, laß uns doch unvernünftig sein!"

„Und wenn ich so dumm wäre, würdest du dich nachher für gescheit halten."

Theorie

Zwei „erste Semester" der hohen Skiwissenschaft sitzen in der Hütte und lesen eifrig die neue „Skifibel", die eben bei Rowohlt herausgekommen ist.

Da heißt es von den Beinen:

„Und erst ein mühevolles Streben
Erzieht sie zum Gemeinschaftsleben" ...

„Jawoll!" sagt der eine, „wahrhaftig ist's nicht leicht, bis man sie soweit hat!"

„Und dann schlagen sie gleich ins Gegenteil um", meint der andre, „und verwickeln sich zum vielfachen Knoten!"

Th.

Das Gerücht

Der Wirt begrüßte den neuangekommenen Gast und meinte fragend: „Und zum Abendessen wünschen der Herr ein Eisbein, nicht wahr?" Staunend fuhr der Gast zurück: „Woher wissen Sie denn, daß ich gern Eisbein esse?"

„Ach", meinte der Wirt zögernd, „das hat mein Kollege aus X. mir geschrieben, als er mir Ihre Ankunft ankündigte!"

„Aber, ich komme ja gar nicht aus X., sondern aus M.!"

„So?" sagte der Wirt. „Na, da können Sie mal wieder sehen, wie sich sowas rumspricht!"

Beye

Die Führer des neuen Deutschland

Die nebenstehenden zweifarbigen Titelblätter der „Jugend" von Professor Karl Bauer sind soeben als Einzelblätter auf Kunstdruckpapier erschienen.

Preis pro Blatt 65 Pfg., mit Porto 95 Pfg., in Passepartout RM. 1.50, mit Porto RM. 1.90



Reichsminister Dr. Goebbels K. Bauer



Reichskanzler Adolf Hitler K. Bauer



Ministerpräsident Göring K. Bauer



Reichspräsident v. Hindenburg K. Bauer



Reichsstatthalter General Ritter v. Epp K. Bauer



Stabschef Röhm K. Bauer

In gleicher Ausführung liegen ferner vor die Bildnisse von

Reichsarbeitsminister Seldte
Albert Leo Schlageter
Baldur von Schirach
und Horst Wessel

Erschienen bei

G. Hirth Verlag AG.

München, Herrnstraße 10



Reichsminister Darré K. Bauer

DER MÜNCHNER REITENDE POSTILLON

Wochenschrift für Alt und Jung. Verlegt bey G. Hirth.

1834

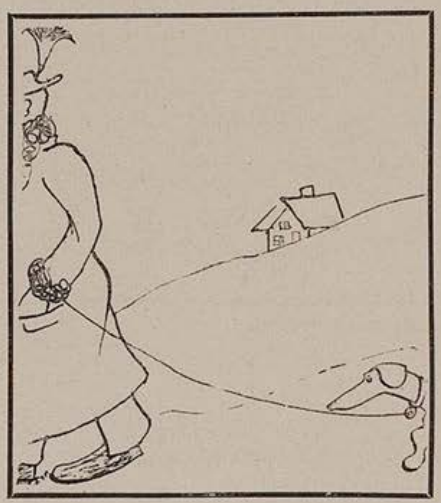
1. Jahrgang Nr. 10

Winke für den Amateur-Photographen

Eines der willkommensten Geschenke, die auf dem weihnachtlichen Gabentische lagen, ist auch diesmal wieder ein Photo-Apparat gewesen. Allerdings muß sich der Neuling an der photographischen Kamera darüber klar sein, daß er selber, und nicht das Objektiv, den beherrschenden Teil des Apparates bildet, und, daß dieser meist zu Unrecht für anfängliche Mißerfolge verantwortlich gemacht wird.

Einer Aufforderung des „Reitenden Postillon" entsprechend, haben nun eine große Zahl von Amateuren ihre ersten, mit dem Weihnachts-Apparat aufgenommenen Bilder unserer Redaktion zur Begutachtung eingeschickt. Sie knüpfen daran die Bitte, durch unseren Spezial-Sachverständigen darüber belehrt zu werden, welche Mängel ihrer Kamera's die photographischen Mißerfolge verschuldet haben könnten. Wir greifen aus der Masse der eingesandten Bilder nur einige wenige heraus, und lassen unsere Erwiderungen im Wortlaut folgen.





Zu Bild I

„Sehr geehrter Herr! Sie haben beabsichtigt, mit der neuen Kamera Ihren Onkel Julius und seinen Dackelrüden „Waldmann" auf die photographische Platte mittels einer Momentaufnahme zu bannen. Ihre löbliche Absicht hatte keinen sehr großen Erfolg, da sowohl von Ihrem Herrn Onkel wie von seinem Dackel nur Bruchstücke auf die Platte gelangt sind. Die Hundeleine aber erweckt, wie Sie ganz richtig bemerken, nur geringes Interesse. Ganz zutreffend schreiben Sie, auch, daß bei einem seitlichen Verschieben des Apparates entweder nur der Onkel, oder nur der Dackel vollständig auf das Bild käme. Hier liegt in der Tat einer der schwierigsten Fälle der Photographie vor. Doch brauchen Sie trotzdem nicht zu verzweifeln. Veranlassen Sie Ihren Herrn Onkel dazu, eine kürzere Hundeleine zu nehmen, dann werden Sie zu Ihrer großen Freude beide Objekte auf das Bild bekommen!"

Zu Bild II

„Sie schreiben uns, daß Sie mit dem neuen Apparat einen wundervollen Ski-Sprung aufgenommen hätten, hernach bei Ihrer Großmutter Kaffee tranken, und bei dieser Gelegenheit die alte Dame abknipsten. Zu Ihrer peinlichen Überraschung wären auf dem gleichen Bilde sowohl Ihre Großmutter wie der Skispringer erschienen. Nun, besinnen Sie sich einmal: haben Sie auch nach jeder Aufnahme einen Knoten in Ihr Taschentuch gemacht? Wenn Ihr Taschentuch mehr Knoten zeigt, als Sie Platten in Ihre Kamera eingelegt haben, dürfte einer jener nicht allzu seltenen Fälle vorliegen, in denen eine Platte doppelt belichtet wurde. Im übrigen finden wir das Bildchen recht hübsch, und sparsam dürfte das von Ihnen gewählte Verfahren auch sein."



Zu Bild III

„Liebes Fräulein! Sie haben bei einer Skitour Ihre Freundin und deren Bräutigam aufgenommen und wundern sich nun, daß Ihre Freunde so gar keine rechte Freude an dem Bildchen haben wollen. In der Tat scheinen uns selber die Stiefelgrößen des Paares etwas übertrieben. Auch hier liegt wieder ein schwieriger Fall der Photographie vor, doch ist auch dieser zu meistern. Wir empfehlen Ihnen das Folgende: Nehmen Sie das nächstemal das Paar von der Kopfseite her auf, dann werden Ihre Freunde sicherlich nicht mehr über die Unförmlichkeit ihrer Füße zu klagen haben. Ein echter Photograph weiß sich eben immer zu helfen!"

Der Andere

Saufaus schämt sich.

Saufaus schwört seiner Frau:

„Ab heute werde ich ein anderer Mensch."

Die Frau glaubt es, hätte es aber nicht glauben sollen, denn noch in derselben Nacht kommt Saufaus wieder voll nach Hause.

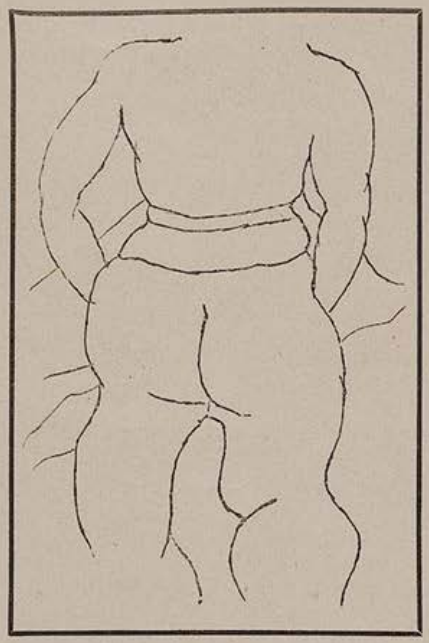
Die Frau weint:

„Ich denke, du bist ein anderer Mensch geworden?"

Saufaus seufzt:

„Was sagst du zu meinem Pech? Der andere Mensch säuft auch."

j. h. r.



Die Konkurrenz

An der Straßenbahnhaltestelle. Zu mitternächtlicher Stunde wandte sich Kabel an einen scheinbar ebenfalls dort wartenden Mann: „Glauben Sie, daß noch eine Straßenbahn kommt?"

„Hoffentlich nicht", meinte der Mann, „ich bin nämlich Taxifahrer!"

Beye

Zu Bild IV

„Sie wollten eine Aufnahme machen ‚Blick vom Nebelhorn, im bayerischen Allgäu, auf die Trettachspitze'. Zu Ihrer Überraschung weist jedoch das Bild nur die Hinterfront einer Ihnen völlig unbekannten Ski-Fahrerin auf. Nun, hätten Sie vor der Aufnahme Notizbuch und Bleistift zur Hand genommen und errechnet, wie breit die Dame sein darf, und, wie weit sie vom Objektiv entfernt sein muß, um den Blick auf die Trettachspitze freizugeben, so wäre Ihnen wohl dieser Mißerfolg erspart geblieben. Im übrigen steht es Ihnen ja frei, für das Bildchen den Titel ‚Blick in die Ferne' zu wählen, wodurch die Verantwortung, die Trettachspitze zu sehen, in unverbindlicher Weise auf die Dame übertragen wird."

Der König

Von König Ludwig dem Ersten von Bayern, der oft die Personennamen verwechselte, werden verschiedene Anekdoten erzählt. U. a. auch folgende über die beiden Naturforscher Spix und Martius, die unter der Regierung von Ludwigs Vater Brasilien bereist hatten. Nach dem Tode des Spix begegnete Ludwig eines Tages dem Martius und redete ihn mit den Worten an: „Ah, Spix, wie freut es mich, daß der Martius tot ist und ich Sie nun doch nicht mehr mit ihm verwechseln kann!"

Posselt

Das schönste und wertvollste

GESCHENK!

Die gesunde und praktische

LEBENSWEISHEIT

nach gesammelten Erkenntnissen der Philosophie vom Altertum bis zur Gegenwart

Zusammengefaßt in dem Buch

„Für stille Stunden"

durch v. Krempelhuber

450 Seiten in Ganzleinen geb. nur M. 2.85 zuzüglich 40 Pfg. für Porto

Zu beziehen durch

G. Hirth Verlag AG., München

Herrnstraße 10

Ein Buch fürs Leben!

Zur Erbauung für jung und alt!

30 Fl. feinste Weine

9 Sorten 36 Mk. franko Nachnahme.

Kappesser Ww., Hahnheim 53

b. Nierstein

In 3 Tagen Nichtraucher

Erfolg garant. Auskunft kostenl. 1000de Dankschreiben Geheilter. Laborator. Hansa, Friedrichshagen F. 91 b. Berlin, Ahorn-Allee 49

DIE KUNSTZEITSCHRIFT

„Der Sportfischer"



soll von **jedem waidgerechten** Sportfischer gehalten werden. „*Der Sportfischer*" bringt Text- und Bildermaterial aus aller Welt, darunter auch große mehrfarbige Kunstdrucke

½ jährl. RM. 3.—, jährl. RM. 6.—. Man abonniert bei seinem Briefträger, beim Postamt oder direkt beim

FISCHEREISPORT-VERLAG DR. HANNS SCHINDLER,

Fischerei-Buch- u. Kunsthandlung

München NW 2, Karlstraße Nr. 44

Tel. 596160

Wunder der Kriegstechnik!

Josef Gelb



1934



1936

Frankreich bringt ein neues Geschütz auf den Markt . .



1938



1940

Die Wirkung ist nicht mehr zu überbieten!

(Fortsetzung von Seite 67)

nung zerschlagen. Die Familie Huber, Vater, Mutter und Tochter, sahen einander an. Sie erstarrten. Pilpel merkte, daß er niemals während seiner Apothekerlaufbahn ein besser wirkendes Mittel verabreicht hatte. Er sah Mitgefühl suchend im Kreise umher. Die schöne, rothaarige Anna wußte, was einer guterzogenen Beamtenstochter zukommt. Sie verlor die Haltung nicht und sagte entrüstet (mit ehrlicher Entrüstung): „Diese Person!" Pilpel tat dankbar gerührt, hob immer wieder hervor, wie wohl es tue, vor verstehenden Menschen sein Herz ausschütten zu können und empfahl sich bald, ohne zu längerem Dableiben aufgefordert zu werden.

Nach einigen Tagen kam Girgl wie ein schuldbewußter Hund in die Apotheke. Er hatte ein schlechtes Gewissen wegen des versoffenen Talers. Sein dummes Gesicht wurde so dumm, daß es beinahe geistreich aussah, als ihm der Herr Apotheker Franz Pilpel ein großes Glas Schnaps einschenkte.

Eilig!

Hollywood, das sich längst abgewöhnt hat, von den Launen der Stars zu sprechen, hat doch noch einmal eine Sensation erlebt. Die Diva Jeannette Harlow traf sich nach mehrmonatiger Trennung mit ihrem Verlobten, dem Hollywooder Kollegen Cosson, nachts um 2 Uhr auf dem Bahnhof zu Hollywood. Sie fuhren sofort im Auto zum Friedensrichter, holten ihn aus dem Bett und ließen sich trauen.

— Sie werden doch hoffentlich nicht den alten Mann zum Weiterschlafen ins Hotel geschickt haben! *T.*

An alle Raucher!

Eine wundervolle Erfindung hat der bekannte Arzt Dr. med. Lustig gemacht. Er hat ein Mundwasser erfunden, nach dessen Gebrauch es niemand mehr möglich ist, mit Genuß zu rauchen. Die Fabrikation des Mundwassers liegt in den Händen des bekannten Chem. Laboratoriums **„Hansa" Friedrichshagen F 916 b. Berlin, Ahorn-Allee 49.** Verlangen Sie dort kostenlos Auskunft!

Lest die Jugend!



„Jetzt fahr ich seit 30 Jahren mit der Ringlinie, das is mir zu dumm geworden — ich hab mich versetzen lassen!"

„Mit was für einer Linie fahrens denn jetzt?"

„Ja schon mit der Ringlinie, aber in der andern Richtung."

Wenn Ihr den Künstlern helfen wollt,

und Ihr habt das Geld nicht, Bilder zu kaufen, dann kauft die „Jugend". Was die „Jugend" einnimmt, kommt in Form von Honoraren den Künstlern zugute. Lest die „Jugend" nicht nur in den Kaffeehäusern, Wartezimmern und Friseurstuben, abonniert sie selbst, kauft sie im Straßenhandel und Ihr helft der deutschen Kunst und dem deutschen Humor.

3 Neuerscheinungen zur PANIDEALISTISCHEN WELTANSCHAUUNG

Wladimir Astrow: NEUE LEBENSGESTALTUNG.

Grundzüge zur panidealistischen Weltanschauung.

48 Seiten. Preis M. —.90

Knapp orientierende und zugleich umfassende, packend und leicht verständlich geschriebene, jedoch nicht „populäre", für weite Kreise berechnete Darstellung der Grundgedanken der Seelenforschung und Weltanschauung Rudolf Maria Holzapfels, um dessen Lebenswerk sich eine stets wachsende Gemeinde wesenhafte Geisteserneuerung Erstrebender schart.
Aus dem Inhalt: Kulturkrise / Seelenforschung und Lebenserneuerung / Das panidealistische Gewissen / Der neue Glaube / Neue Schaffensziele / Die neue Lebensordnung / Synthese / Die kommende Menschheit.

Hans Zbinden: EIN GESTALTER DER ZUKUNFT.

Aus Leben und Werk Rudolf Maria Holzapfels.

85 Seiten. Preis M. 1.20

Erster Versuch, die wichtigsten Ergebnisse der panidealistischen Gedankenwelt auf ethischem, sozialem, religiösem Gebiete in wohl ausgewählten Auszügen aus den Hauptwerken des bahnbrechenden Seelenforschers und Kulturneugestalters anschaulich zur Darstellung zu bringen, von einer eindringlichen Studie des Herausgebers über Leben und Werk des Schöpfers des „Panideal", „Welterlebnis" und der „Heiligen Ewigkeit" begleitet.

Hans Zbinden: ZUR GEISTIGEN LAGE AMERIKAS.

46 Seiten. Preis M. —.80

Psychologisch tiefschürfende, auf genauer Kenntnis beruhende Schilderung der geistigen Situation in den Vereinigten Staaten. Von den Perspektiven der panidealistischen Kulturforschung aus beleuchtet sie das in Europa noch allzu wenig bekannte Ringen der geistig-produktiven Kräfte Amerikas um eine innere Wandlung und höhere Sinngebung des seelischen und sozialen Lebens.

G. HIRTH VERLAG AG. MÜNCHEN

Begründer: Dr. GEORG HIRTH. — Verantwortlich für Text und Anzeigenteil: GEORG POSSELT, München. — Verlag: G. HIRTH VERLAG AG., München. — Für die Herausgabe in Österreich verantwortlich: J. RAFAEL, Wien I. Graben 29a (Eingang Tratt erhof). — Für die Redaktion in Österreich verantwortlich: MARIANNE RAFAEL, Wien XIX, Hochschulstraße 25. — Alle Rechte vorbehalten. — Nachdruck strengstens verboten. — Copyright by G. HIRTH VERLAG AG., München. — Druck: G. HIRTH VERLAG AG., Buch- und Kunst-Druckerei, München, Herrnstraße 10. — D.-A. 9000. — Entered as second class matter, Postoffice New York, N. Y. — Manuskripte sind nur an die Redaktion der „Jugend", München, Herrnstraße 10, zu senden: Rücksendung kann nur erfolgen, wenn Rückporto beiliegt.

Vorschlag!

Erich Wilke



„Wenn Sie die SA. und die SS. — die Feuerwehr und die Sanitätskolonne auflösen — gestatten wir Ihnen eine Kompagnie Reichswehr und einen Trommelrevolver."

FASCHING

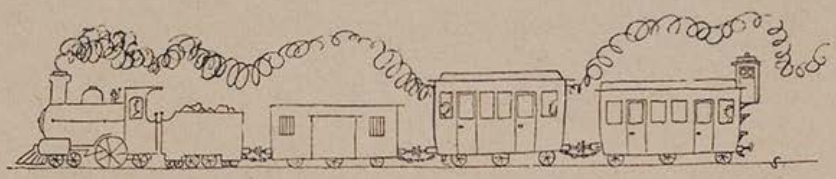
PREIS 60 PFENNIG

MÜNCHEN 1934 / NR. 6



J U G E N D

39. JAHRGANG 1934 / NR. 6



In einer kleinen oberbayerischen Station hielt einmal der Orient-Expreß

Von Rudolf Moosleitner

Man schrieb das Jahr 1907. Das Leben floß ruhig und behaglich dahin. Der Frieden wurde noch selten durch ein Telephon gestört und auch die Autobusse erreichten noch nicht die entlegensten Bauerndörfer. Damals hatte noch jedes Dorf seinen Boten, oder wenn das Dorf recht klein war, seine Bötin. Tagtäglich mußten die Boten und Bötinnen aus den verschiedenen Dörfern in die nächste Stadt, oder besser gesagt in das nächste Städtchen fahren, entweder mit eigenem Fuhrwerk, mit einem Handwägelchen, oder wenn es gut ging, mit der Eisenbahn, um dort die notwendigen Einkäufe, Bestellungen und sonstigen Besorgungen zu erledigen.

Als Bötinnen fungierten in den kleinen Ortschaften meistens alte Weiblein, die schwere Arbeiten nicht mehr leisten konnten und demnach von der Gemeinde hätten erhalten werden müssen. So verdienten sich die Bötinnen wenigstens recht und schlecht ihren Unterhalt. Freilich mehr schlecht als recht, denn einen festen Tarif für die getätigten Besorgungen hatte wohl keine. Was man den Bötinnen gerne gab, gab man ihnen eben. Und das wird schon nicht zuviel gewesen sein.

Auch das oberbayerische Dorf Laching hatte so ein altes Weiblein als Bötin. Jahrelang schon. Vielleicht schon jahrzehntelang. Ihr Leiterwägelchen hatte die alte Bötin meistens mit einem Strick an ihren Körper gehängt, um auch noch Pakete und Schachteln in den Händen tragen zu können. Aber immerhin hatte sie die Annehmlichkeit, in das nächste Städtchen, nach Krauting, mit der Eisenbahn fahren zu können.

Und dort in Krauting kannte natürlich jeder Mensch, ja jedes Kind die alte Bötin aus Laching. Die Kinder trieben oft allerhand Schabernack mit der etwas sonderbaren Alten, während die Erwachsenen auch gerade keinen großen Respekt vor ihr zeigten, aber immerhin mehr Gutmütigkeit und Nachsicht im Verkehr mit ihr unterhielten. Bekannt wie ein falsches Fünferl war nun die Bötin auch im Bahnhof von Krauting. Pflegte sie doch tagtäglich, mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage, mit dem Zug um halb neun Uhr früh anzukommen und um vier Uhr nachmittags wieder in das zwei Stationen entfernte Laching zu fahren.

Wie sehr die alte Bötin mit der Station von Krauting und somit mit der Königlich Bayerischen Staatseisenbahn verwachsen war, zeigte schon das eine, daß jeder diensthabende Stationsbeamte, bevor er den Zug abfahren ließ, gewissenhaft den Bahnsteigschaffner fragte, ob die Nanni, und damit meinte er die alte Bötin, schon eingestiegen sei. Sie war also gewissermaßen bereits in die Dienstvorschrift mit einbezogen. Passierte es dann wirklich einmal, daß sich die Nanni um einige Minuten verspätete, so hatte eben der Verladegehilfe um diese Zeit länger mit dem Verladen zu gebrauchen.

Die Nanni kam aber immer noch zurecht. Mit vereinten Kräften halfen dann der Fahrdienstbeamte und der Verladegehilfe das Wägelchen der Bötin auf die Plattform des Zuges zu verstauen. Und lustig und hurtig setzte sich das Lokalzügle in Bewegung. Auf einige Minuten ging es ja damals wirklich nicht zusammen.

*

Und nun zum 27. Mai 1907, dem ereignisreichen Tag der Station Krauting. Um halb vier Uhr nachmittag war, wie jeden zweiten Tag üblich, das Geleise für den durchfahrenden Orientexpreß freigegeben. Diese Prozedur hatte immer in der kleinen Station eine fieberhafte Erregung ausgelöst. So auch an diesem Tage. Man konnte ja nie wissen, welch hohe Herren sich im Orientexpreß befinden mochten, die eine Behinderung des Zuges sofort an höchster Stelle gemeldet haben würden.

Schon eine Viertelstunde vor Fälligkeit des Zuges ging der Bahnhofvorstand selbst den Bahnhof ab, besichtigte nochmals die Weichenblockierungen und wartete dann in höchst eigener Person die Durchfahrt des Zuges ab.

Endlich brauste der Orientexpreß heran. Der Bahnhofvorstand legte schon, es war der Zug noch einige hundert Meter weit entfernt, die Hand an den Mützenschild, um bei dem rasenden Tempo des Zuges ja mit seiner Ehrenbezeigung nicht zu spät zu kommen.

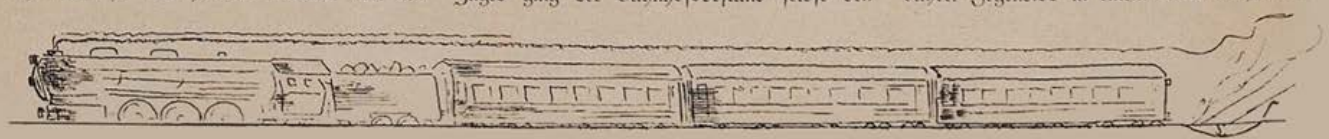
Doch, was war das? — Die Maschine des Zuges hatte die Nähe des Bahnhofvorstandes noch gar nicht erreicht, da ging plötzlich ein Knirschen und Knarren durch den ganzen Zug. Und die Bremsen saugten sich an die Räder, daß diese auf den Schienen schleiften und Funken sprühten. Dann stand der Orientexpreß pustend und stampfend in der kleinen Station. Zischend lösten sich wieder die Luftdruckbremsen.

Der Bahnhofvorstand vergaß seine Hand vom Mützenschild zu nehmen. Er sah den Zug und sah ihn doch nicht. Blasierte Menschen sahen bereits auf ihn, da er so mutterseelenallein vor diesem Ungetüm stand, mit dem er nichts anzufangen wußte, weil im Dienstreglement darüber nichts verzeichnet war. Nur das eine ging ihm blitzschnell durch den Kopf: Die verflixte Schreibarbeit, die dieser Aufenthalt nach sich zieht. — Erst als sich eine Wagentüre öffnete und der noble Zugführer ihm heranwinkte, lief er dienstbeflissen über die Geleise.

Mittlerweile war auch das gesamte Bahnhofpersonal zusammengelaufen. Die paar Beamten in den Büros und auch die Arbeiter von der Güterhalle. — Ein Orientexpreß hielt schließlich nicht alle Tage in Krauting. —

Aber was mochte es wichtiges geben? — Da — da, hob gerade das Zugspersonal eine anscheinend ohnmächtige Frau aus dem Zug. Ein Herr stieg mit aus. Handkoffer folgten auch nach. —

Der Bahnhofvorstand lief um eine Tragbahre. Irgendwo in einem Büro mußte doch



eine solche sein. Im Inventarverzeichnis kommt sie vor. — Endlich kam er mit einer Tragbahre wieder angelaufen. Vorsichtig wurde die ohnmächtige Dame an einem etwas kühlen Platz in der Nähe der Bahnsteigsperre auf die Bahre gebettet.

Und der die Dame begleitende Herr fing an zu reden und zu gestikulieren. Aber der Bahnhofvorstand sah seine Beamten an und schüttelte den Kopf. Er verstand nämlich von all dem, was der Herr sagte, kein Wort. Erst war ihm dies ziemlich alles egal. Um den Arzt hatte er bereits geschickt, weil er ja gesehen hatte, daß die Dame aus ihrer Ohnmacht nicht erwachen konnte. Als ihm aber der fremde Herr seinen Paß zeigte, in dem er nur das Wort „Lord" lesen konnte und verstand, da wurde ihm doch zweierlei.

Allmächtiger, — ein Lord, und niemand weit und breit, der die englische Sprache versteht. — Am Ende ist er gar ein Verwandter unseres Kaisers. — Gnade Gott! —

Schwitzend beriet der Bahnhofvorstand mit seinen Beamten, was da zu machen sei. Und ununterbrochen redete und gestikulierte der Lord. Aber er redete unentwegt zu Holzstöcken, denn niemand verstand ihn. —

Als um diese Zeit die Nanni, das alte Botenweiblein zu ihrem Zug humpelte, mußte sie auch an der sonderbaren Gruppe vorüber. Das, was zu sehen war, rang ihr nicht besonders viel Interesse ab. Aber plötzlich blieb sie doch wie angewurzelt stehen. — Und dann, dann lachte sie, wie schon lange nicht mehr in ihrem Leben. — War sie am Ende übergeschnappt? —

Fuchsteufelswild wandte sich der Herr Bahnhofvorstand an die Bötin: „Nanni, was fallt da ei, schaust net glei, daß d' weita kimmst."

Aber die Nanni lachte immer noch weiter. Da wurde der Herr Vorstand grob und packte die Nanni beim Arm, um sie aus dem Bereich des nun gefürchteten Lords zu ziehen. — Wenn er am Ende doch ein Verwandter des Kaisers war. Gar nicht auszudenken. Und dazu noch das Gelächter der närrischen Person. — „Nanni, iatz schaust aba, daß d' weita kimmst", sagte der Vorstand allen Ernstes und zog die alte Bötin fort.

„Herr Vorstand, i ko nix dafür, i muß halt lacha, wenn da Herr a so lustigs Zeig daherredt."

„Ja — Nanni, vastehst denn du, was da Herr sagt?"

„Freili vasteh i's. — Horchens Herr Vorstand. Da Herr sagt, daß da Wind, den wo doch da Orienterpreß macht, seiner Frau de Perucken runtagrissn hot und do is in Ohnmacht gfalln. Ohne Perucken konns nämli net lebn."

Die Augen der alten Bötin leuchteten. Ein Stück Jugenderinnerung mochte ihn ihr aufgestanden sein.

Freilich sah der Herr Vorstand dies nicht. Er packte die Bötin neuerdings beim Arm und zog sie zu dem Lord hin. Und dieser, froh, überhaupt einen Menschen gefunden zu haben, mit dem er sich verständigen konnte, unterhielt sich in überschwenglicher Weise mit der alten Nanni. Diese verdolmetschte wiederum alles dem Bahnhofvorstand. Und als sich gar herausstellte, daß der englische Lord der Eisenbahnminister des mächtigen Inselreiches war, wurde rasch eine Draisine auf die Suche nach der verlorenen Perücke gesandt. — Mittlerweile mußte Nanni dem Lord Gesellschaft leisten.

Die Perücke war bald gefunden und die Lady auch gleich darauf aus ihrer Ohnmacht erwacht. Die Nanni aber bekam zum Abschied eine Zwanzigpfundnote in die Hand gedrückt.

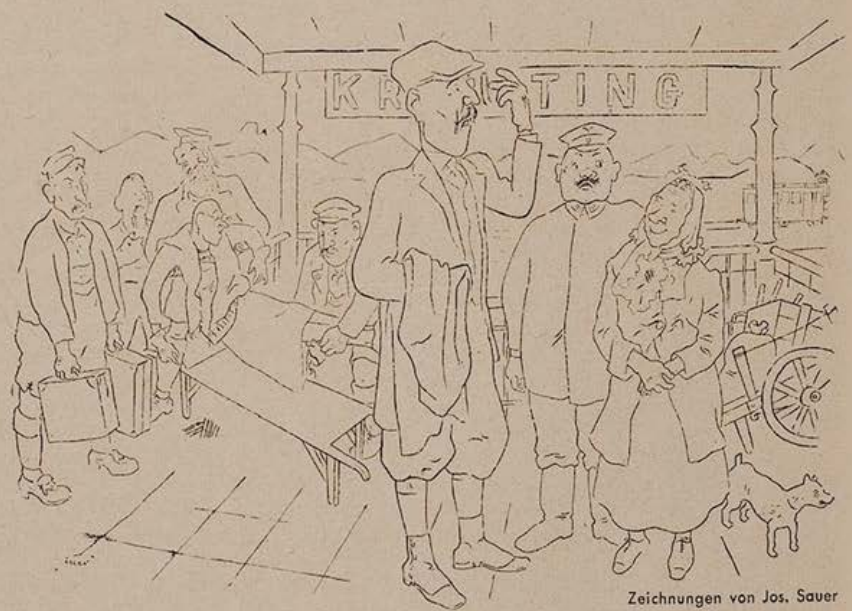
Freilich hatte sie darüber ihren Vier-Uhr-Zug versäumt. Und um acht Uhr ging erst der nächste. Aber bereitwilligst spielte der Diensttelegraph nach Laching, warum die Nanni an diesem Tage ihren Zug versäumt hatte.

Dann saß die alte Bötin in einem Dienstraum des Bahnhofes, umgeben vom gesamten Personal und erzählte das erstemal über das „woher" ihrer englischen Kenntnisse. Jugendlich glänzten ihre Augen, als sie sich im Geiste wieder zurückgeführt sah in die schönen wohllebigen Tage und Jahre, da sie in London Gesellschafterin und selbst eine gefeierte Schönheit war. Doch wie es aber schon geht im menschlichen Leben. Die Schönheit verflog durch eine Krankheit. Und mit der Schönheit auch das Wohlleben. — Und nach zwanzig Jahren weiterer Irrfahrten war sie dann Bötin in Laching geworden. Nie hatte bisher irgend jemand aus ihrem früheren Leben erfahren. —

Doch von dem Tage an, da wieder ein Stück Jugenderinnerung aufgestanden war, lebte die alte Nanni noch mehrere Jahre als Bötin. Zu Weihnachten bekam sie jährlich vom englischen Eisenbahnminister ein großes Paket mit guten Sachen.

Aber noch etwas hatte ihr dieser denkwürdige Tag gebracht: Gehörte sie auch weiterhin noch zum Inventar des Bahnhofes Krauting, so war sie doch von nun an nicht mehr das alte Weiblein, mit dem man sich zuweilen einen kleinen Schabernack erlaubte, sondern eine Frau, die einmal der Königlich Bayerischen Staatseisenbahn einen wertvollen Dienst geleistet hatte.

Und von dem denkwürdigen Tage an wurde sie auch vom gesamten Bahnpersonal Frau Nanni genannt. —



Zeichnungen von Jos. Sauer

Zwei Paar Füße

Sie haben ein kleines Zimmer betreten
Mit roten blumigen Tapeten.
Die Straßenlaternen leuchten ihnen
Durch die zerschlissenen Gardinen.
Schuhe und Strümpfe werden ausgezogen,
Sausen durchs Zimmer in weitem Bogen
Und bleiben liegen in irgendeiner Ecke.

Die Füße schlüpfen unter eine Decke.
Leider sind sie bis zum nächsten Morgen
Vor unseren Blicken verborgen.
Wir wollen auch gar nicht ausfindig machen,
Ob sie schlafen, ob sie wachen.
Eingeschlafene Füße sind fatal.
Hoffen wir, sie wachen dieses Mal!
Es gibt viel Dinge zwischen Himmel und Erden . . .
Es muß was Wunderbares sein, geliebt zu werden . . .

Wolfgang v. Weber



Am Hochstand — Ferd. Spiegel

Der Dichter im Milchladen

Ein seltsames Interview von Ernst Hoferichter

„... Ich geh' jetzt zur Milchfrau hinüber — —"

„Wa—as ...? Sie zur Milchfrau ...? Da werd'n Sie aa koa Glück hab'n. Wenn dö amal sagt, daß koan Schlagrahm mehr hat, dann ..." rief mir die Loni nach.

„Ja ... ich muß aber doch ...", nahm den Hut, schlug die Türe zu und rannte über die Straße.

„Milchhandlung ... Ausgeübt von Maria Kornbichler ... Knödelbrot ... Jeden Tage frisch gestockte Milch ... Garantiert echter Schleuderhonig ..." Noch nie hatte ich die Auslage mit solcher Hingabe betrachtet. Auf einem Plakat führte eine Sennerin eine Milchkuh an der Leine. Ein Gipszwerg grüßte aus dem Blumentopf. Würfel aus Pflanzenbutter überboten sich gegenseitig an Fettgehalt ...

Jetzt o—der nie ... sagte ich mir und trat ein.

Die Klingel bimmelte überlaut, wie das letzte Zeichen zum Beginn einer Vorstellung. Und das sollte es auch werden.

„Ah ... das is schön, daß Sie sich aa amal sehen lassen. Schon oft hab' i mit mei'm Mann von Ihna g'redt" — und Frau Kornbichler schob mit dem Bauch die Kassenschublade zu. Ich suchte in meiner Aufregung den Übergang, der ihren Kopf mit dem Rumpf verband. Aber alles an ihr zerfloß in fleischlicher Überschwemmung. Das forderte mich heraus — und ich platzte hervor: „Frau Kornbichler ... ich habe ein ernstes Wort mit Ihnen zu reden ... Sie haben nämlich ..."

„Das freut mich aber, Herr — — Bittschön gehn ma doch da herein ..." Eine Glastüre trennte den Laden vom Hinterzimmer, in dem es zuvorkommend nach einem Bügeleisen roch, das zu lange auf einer Unterhose stehengeblieben war.

„Also, mit was kann ich dienen ...?"

„Frau Kornbichler ... Sie haben in Ihrem Laden gesagt, vor ein paar Tagen die Äußerung gebraucht, — daß der Schriftsteller, der da drüben auf Nummer neunzehn wohnt, lauter Schmarrn zusammen schreibt, daß Sie so einen Blödsinn noch nie gelesen hätten und daß es schad' fürs Papier wäre, wenn so ein Krampf gedruckt würde ... Und dabei nannten Sie meinen Namen — — —" „Jiiii ...? Jiiii ...? Da Teifi soll mi hol'n, tot umfall'n soll i ...! Wo Sie doch noch dazu eine Kundschaft von mir san ...!"

„Frau Kornbichler, ich bin nicht beleidigt ... Jeder hat das Recht, in Dingen der Kunst seine Meinung zu sagen. Aber ich lege den größten Wert auf Urteile der breiten Masse ..." wobei ich den Ausdruck von ihrem Doppelkinn ableitete. „Schon Voltaire, wie Sie wissen werden, hat ..."

„Na, dieser Herr werd sei' Milli bei der Kalterin hol'n ... Der is mir net bekannt ..."

„Also, schon Voltaire las zuerst seine Komödien seiner Köchin vor und war begierig auf ihr naives Urteil. Und so möchte auch ich gerne ..."

„Zwei Liter Abg'rahmte ...!" rief ungeduldig draußen im Laden eine Frauenstimme — — — Drei Minuten Pause.

„... ich gerne wissen, wo Sie gerade als Milchfrau, die doch den Rahm vom Wasser zu unterscheiden vermag, über meine dichterische Arbeit und über Literatur überhaupt denken ...?"

„Also, Blödsinn, Schmarrn und Krampf hab' i net g'sagt. Da is g'wiß die Kalterin im Spiel, die mir wieder a Kundschaft wegschnappen möcht' ...!"

„Warum, Sie können alles sagen ... aber nur begründen. Gründe will ich von Ihnen, Gründe ...! Wieso und warum ...?"

„Ja, mei ... Gründe hab' i in mei'm G'schäft eigentli no nia g'habt. Aber i und mei Mo, mir hab'n scho so viel von Eahna g'lesen — und sogar in die allerfeinsten Blätter, dö wo sogar farbige Buidl habn ... Und da müaß man allaweil so vui lacha ..."

„Ja, das mit dem Lachen ist eine zweischneidige Sache, Frau Kornbichler. Sie lachen ja auch über einen Dummen August oder über einen Affen im Frack ..."

„Ja mei — mir lacha halt über alles, was uns freut. So feine Unterschiede kann ma da net macha, wenn ma a G'schäft hat. Und lacha werd' ma denn do no derfa ...! Sehg'n Sie, zum Beispiel Eahnane Vergleich' ...! I kenn so a G'schicht von Eahna aus tausend andern außi — wie Darweckel von dö Semmel ... Aba versteh' tua

i's net ... I lach halt, weil's oft so narrisch is ... Und mei Mo sagt oft, dös muaß a narrischer Teifi sei, der dös g'schrieb'n hat ... Ja, sag i dann, dös is wieder von dem Herrn, der allaweil a Quartl Rahm und a Eckstückl von an Hausbrot hol'n laßt ... Da derf man dann wieder froh sein, wenn unseroans seine g'sunden fünf Sinn' noch beinander hat ..."

„Frau Kornbichler, Sie dürfen alles sagen, Sie glauben also, daß ich . . .?"

„Man redt halt, net wahr — und da hab'n mir an Vetter, der in so a Anstalt is, Sie wissen schon, was i moan — — da kommen aber nur die schwereren Fäll' eini — und dö machen auch so kloane Kunstwerke — —"

Ich sah an der Wand hinauf, um mir am grünen Tapetenmuster Hoffnung abzugrasen. In einem Goldrahmen badete die Waldfrau ihre Füße in einem Wasserfall.

„Zum Beispui hab'n S' amal g'schrieb'n, daß der Mond wie ein frisch bestrichenes Butterbrot ausschaut . . . Ja, wissen S' unseroans hat schon an Mond g'sehg'n, aber a Butterbrot — und noch dazu a frisch g'strichens — is er no nia g'wesen. So 'was wenn i lies, dann geh' i wia a g'stöckelte Milli z'samm ..."

„Holla, Sie machen ja auch verrückte Vergleiche ...!"

„Ja, wenn ma so red't — aber schreiben tat i dös nia ... Oder daß d'Haarnadeln in a schulpflichtiges Gras eini fliag'n ... Jawohl, diesen Blödsinn hab'n Sie aa amal no g'schrieb'n ...! Wissen S', modern is scho recht ...! Mir hab'n aa unser Küch lila mit Paradiesvögerlmuster ausmalen lassen ... Aber — —!"

„Sie fanden also meine Arbeiten zu modern ...?"

„... Jetzt soll's Millifuhrwerk vom Ostbahnhof eigentli schon da sei. Der Bazi von an Kutscher fahrt allaweil an Umweg, weil er in der Pariserstraße vane hat, dö macht gegen Dreiquartl Vollmilch eahm an Schleiertanz vor. — Koa G'scheite is dö natürli aa net, aber halt aa a Künstlerin, dö schaug'n muaß — wia s' den Kampf ums Dasein bewerkstelligt ..."

„Nichts ist phantastischer als die Wirklichkeit ...!"

„Da hab'n Sie recht, dös werd wohl a Sauerei sei ... Aber, wia g'sagt, ma muaß allaweil a Aug zuadrucka — und wenn amal etwas ins Gebiet des Künstlerischen hinüberragt, dann wird unseroans überhaupt nimmer g'fragt — obwohl ma auch seine Steuern und Abgaben zahl'n muß. Da hoaßt's dann glei: Was versteht denn dö Millihandlerin von da Kunst ... aber daß i an Kaas net mit'm Stanniolpapierl friß, dös werd'n Sie jetzt schon g'merkt hab'n ... Und jetzt kimmt 's Fuhrwerk ..."

Ich ging wie ein Traum im Volkslied nach Hause. Von der Küche her rief die Loni: „Was hab' i g'sagt ...? Gelln S', sie hat Eahna koan Schlagrahm geb'n ...?'

Und ich versank in einem Aufruhr von Milch und Frauen, in dem ich als aufgeschnittenes Knödelbrot obenauf schwamm ...

FEST

Des Mummenscherzes Pracht
Verrauschte laut und froh,
Doch manche Maske lacht
Im Park noch irgendwo.

Wenn sich der Mond versteckt,
Da flüstert es und huscht,
Zu leichter Lust geweckt,
Im Dunkel dicht umbuscht.

Und eine Stimme lockt
Wie der Fontäne Fall,
Bis zärtlich matt sie stockt
Und stirbt als Seufzers Hall.

Der Philomele Sang
Zerschmilzt, ein süßer Ton!
Der Wasserspiele Klang
Ermattet murmelnd schon.

Wenn alles still ist, hebt
Cupido sich vom Stein,
Über die Schläfer schwebt
Er hold im Fackelschein.

Georg Schwarz



Festzug

Bold

SYNTHETISCHER FASCHING



Hans Seiffert

I.

Am dritten Februar, gegen drei Uhr morgens, verließen zehn mächtige Tankwagen der Städtischen Straßenreinigung das Depot am Yorkplatz. Zunächst fuhren sie in geschlossener Kolonne die Lothringer Straße entlang, donnerten durch die Bahnunterführung; dann blinkten bald links, bald rechts ihre gelbroten Richtungswinker auf, und einer nach dem anderen verschwand in nächtlich menschenleere Querstraßen. Unermüdlich durchpflügten die zehn Ungetüme alle Bezirke der Stadt: die City mit ihren Bankpalästen und Geschäftshäusern, die Wohnviertel der Bürger, die endlosen Straßenzeilen der Arbeitergegenden, das trostlose Gebiet der Fabriken. Als wenige Minuten vor sieben Uhr die zehn Fahrzeuge wieder ins Depot einrückten, konnten ihre Führer dem Chefingenieur melden, daß sie auftragsgemäß die ganze Stadt durchfahren, insgesamt elfhundert Kilometer zurückgelegt — und sechzig Kubikmeter F-Gas abgeblasen hatten.

II.

Im übrigen begann der dritte Februar wie jeder andere Wintertag. Auf vereisten Landstraßen trotteten Lebensmittelfuhrwerke mühselig zur Stadt, wurden von Autos überholt, von Radfahrern. Über den Fabriken standen Rauchwolken, an der Unterseite in rotem Widerschein glühend. Straßenbahnen klingelten, schwarze Menschenströme fluteten, wurden von finsteren Toren eingeschluckt und füllten freudlose Säle.

Und doch war nicht alles wie sonst. Die Luft, an den vorhergegangenen Tagen schneidend scharf, schien milder geworden, obwohl das Thermometer eher das Gegenteil anzeigte; sie atmete sich ungewöhnlich leicht und ließ das Blut bald rascher kreisen. Niemand konnte sagen, wie es zuging; aber jeder fühlte die seltsame Erregung, die über der Stadt lag und alle Menschen ergriff.

III.

Bereits gegen neun Uhr vormittags machten sich Folgen der atmosphärischen Veränderung bemerkbar. Im Saal II der Kammgarnspinnerei begannen die Arbeiterinnen plötzlich ohne erkennbare Ursache zu singen. Da die Arbeit darunter keinen Schaden litt, zog die Werkleitung das ergangene Verbot wieder zurück. Die Arbeiter der Eisenbahn-Reparaturwerkstätte Nordost führten improvisierte Tänze auf; aus den Büroräumen der Immobilien-Gesellschaft klang fröhliches Gelächter; die Schalterbeamten des Postamts C 5 erfreuten das Publikum durch Witze. Harmlose Heiterkeit, überströmende Lebensfreude herrschten überall; das Leben war leicht und freundlich geworden. Bemerkenswert war die Verträglichkeit, mit der alle einander begegneten. Als zehn Uhr neunzehn die Kraftdroschke 437 mit einem Bierwagen der Waldschlößchen-Brauerei zusammenstieß, kletterten Chauffeur und Bierkutscher vergnügt aus dem Scherbenhaufen und tranken auf den ausgestandenen Schreck zwei Doppelkümmel. Auch die Polizei erlag dem atmosphärischen Zauber. Ihre Beamten hüteten den Verkehr mit unendlicher Sanftmut, und das Merkwürdige ist: niemals zuvor vollzog er sich so reibungslos wie an diesem Tage.

Kleine Züge, aus denen die völlige Umwandlung der gewohnten Lebensformen erhellt, ließen sich noch in Menge anführen. Wir verzichten darauf.

IV.

Der weitere Verlauf des Tages brachte noch eine bedeutende Steigerung der seelischen Temperatur. Fieberhaft leuchteten alle Augen, und als am Abend die Tausende aus ihren Arbeitsstätten auf die Straßen strömten, brachen alle Dämme der festgefügten Ordnung. Das waren keine müdegehetzten Arbeitstiere, die wie sonst stumpfsinnig zu ihren Trögen schlichen — das waren lebendige Sturzbäche, die zu brausenden Wirbeln zusammenschossen und bald alle Straßen der Stadt mit Lärm und Gelächter erfüllten. Ein Taumel hatte sie ergriffen, eine selige Trunkenheit, kindliche Lust an Scherz und Spiel, als ob die Stadt aus dem nüchtern strengen Norden in südlich heitere Gefilde verzaubert wäre. Nicht lange dauerte es, so rauschten Konfettigestöber auf die Straßen, Papierschlangen zuckten wie farbige Blitze durch die Lichter des Abends, und eine bunte Maskenwelt ging auf Abenteuer aus. In einem Rausch von Licht, Musik und Tanz schwanden alle Unterschiede und Gegensätze dahin, Schranken wurden niedergerissen, Vorurteile weggeschwemmt.

Über der entfesselten Stadt glühte ein silbern kalter Mond im ersten Viertel.

V.

Ruhig hörte der Chefingenieur der Städtischen Werke den Bericht seiner Beamten, die von Inspektionsfahrten durch die Stadt zurückkehrten.

„Sind die Luftproben schon analysiert?"

„Jawohl, Herr Doktor. Der Anteil des F-Gases ist mit 0.002 pro Mille konstant geblieben."

„Gut. Ich danke Ihnen. Eine neue Vergasung ist also vorläufig nicht nötig. Und wie ist die Wirkung des Gases auf die Bevölkerung?"

„Genau wie Sie vorausgesehen hatten, Herr Doktor. Der synthetische Fasching ist vom echten nicht zu unterscheiden. Ich habe früher in Köln und München . . ."

„Ja, ja, es ist gut. Für heute brauche ich Sie nicht mehr, meine Herren. Guten Abend."

Die Beamten entfernten sich eilig.

Vor dem Verwaltungsgebäude nahmen sie wie auf Verabredung die Isolierpfropfen aus der Nase, die sie bis jetzt vor der Wirkung des F-Gases geschützt hatten, riefen einen Taxi an und fuhren in die faschingstrunkene Stadt. Diesmal in nichtdienstlicher Mission.

Kleine Verkäuferin

Sie steht im Warenhaus, Abteilung Seide,
und legt das bunte Zeug den Kunden hin.
Sie rät Frau Knack zu einem Faschingskleide
in Rosa mit Volant ums Doppelkinn.

Sie selber schneidert sich aus alten Resten,
die wenig kosten, eine Kolombine.
Sie hält ihr spärliches Gehalt zum besten
und geht zum großen Ball von „Film und Bühne".

Hier trifft sie nun die Größen vom Theater
tatsächlich Aug in Aug und richtig greifbar.
Sie tanzt sogar mal mit dem Heldenvater,
der jüngst als General so stolz und steif war.

Sie flattert durch die Säle, durch die Gänge.
Da fällt ihr einer auf: Ist das nicht — oh!!
Doch leider taucht er unter in der Menge.
Dann stößt sie auf Frau Knack. Die lächelt so.

Sie aber denkt, heut muß sie wer entdecken,
sie hat ein glattes Lärvchen, grade Beine.
Sie meint, das reicht zu künstlerischen Zwecken.
Sie träumt sich Diva, hell im Rampenscheine . . .

Sie träumt zu viel. Sie träumt schon Photokarten
mit ihrem Bild. — Sie wird noch lange träumen
und wird noch lange auf Karriere warten
und Seidenballen in Regale räumen.

Walther C. F. Lierke

Anton Leidl



Fasching

Wildfrohe Masken tanzen
Und freien sich im Scherz,
Der Spott hat Götterlanzen
Und zielt auf jedes Herz.

Wenn goldne Becher läuten,
Klingst du auch mit hinein,
Die Seele will sich häuten,
Hilf ihr, sich zu befrein.

Waghalsig spielt der Freier
Des Lebens um sein Gut,
Und Ahnen gehn zur Feier
In ihrer Enkel Blut.

Georg Schwarz



HORI:

Altmünchners Fasching

„Wo is denn mei' lange Nasen . . .?"

„Den roten Unterrock mit die Halbmond such' i' . . . !"

„Wer hat mei' Schweinsblasen g'sehn . . .?"

„Dö Kuhglocken . . .? Wo is die Kuhglocken . . .?"

Die Freude auf den Maskenball hatte die Familie Huber blind gemacht. Das Schlafzimmer glich einer Faschingsgarderobe und in den Tiefen ihres Gemüts musizierten schon seit morgens zwei Militärkapellen gegeneinander.

Vater Huber trommelte seit Stunden mit dem Ehering die „Lustigen Holzhackersbuam" an die Fensterscheibe, die Frau Gemahlin übte auf dem Kokosläufer zum zwanzigsten Male die Figuren der Française und die Tochter Franzel fühlte die Arme von tausend Tänzern um ihre Hüfte gelegt und erlebte im voraus den Duft männlicher Haarpomaden in allen Preislagen.

Zwei geschlagene Stunden saßen Mutter und Tochter beim Friseur, lachten und kicherten und ließen sich kreuzweise parfümieren. Lehrmädchen rieben ihnen die Fingernägel zu solchem Glanze her, daß sie als Taschenspiegel benutzt werden konnten.

Huber lief noch am hellichten Nachmittag nach Zigarren mit der umgeknöpften Schmurrbartbinde über die Straße, damit der eingefangene Schwung über seinen Lippen keinen Rückschlag in die lappige Seehundlage erleiden mußte.

Drei Stunden vor Beginn des Balles standen die drei fix und fertig vor dem Spiegelschrank und feierten im Anblick ihrer Veränderungen orgiastische Bauchkrümmungen.

„Einmal im Jahr muß der Mensch narrisch werd'n . . ." meinte Vater Huber und stellte sich als „Geißbua" in Positur.

„Wenn sie mir nur net vor lauter Gaudi das G'wand vom Leib reißen, dös fürcht' i . . . !" erhob die Gemahlin Bedenken.

„Mit jedem Deppen tanz' i überhaupt net. Da such' i mir schon die bessern Bröckerl aussi . . .!" schlug Franzi auf ihren Busen, um den herum eine Carmen drapiert war. Frau Huber ging als Sennerin mit solcher Schollentiefe maskiert, daß jeder einzelne Heftfaden zu jodeln schien . . .

„Wirf dich nur net weg, Madel — und wenn einer frech werd'n sollt, haust eahm z'erst vane runter und wenn dös aa nix hilft, dann stell' ihn uns vor — vielleicht hat er dann ehrliche Absichten . . .", schloß Frau Huber ihr Rezept für Maskenbälle, und der Vater schlug die Haustüre ins Schloß.

Am Weg zum Ballsaal vibrierten sie vor Erwartung wie die Bohrmaschine eines Dentisten. Über dem Eingang hing, von Tannengrün umrahmt, ein Plakat mit der Inschrift: „Zünfti ist's!"

„Jetzt geht's Lustigsein erst on . . . Kinder, lacht's und schreit's, daß sich der Tisch biagt . . !" faßte Herr Huber den ersten Punkt des Programms ins Auge.

„Dös Bier is aber sauwarm . . . wia a verreckter Hund liegt's drinn . . ." konstatierte die Sennerin und sah in den Maßkrug wie in die Tiefen eines Alpensees.

„Und der Tisch paßt mir aa net . . . Am Eck mag' i' net sitzen", knaunzte die Carmen-Huber.

„Nachher setz di' auf die andere Seiten umi . . .!"

„Da ziahgt's wia durch an Bahnhof . . .!"

„Hollarieh hooo . . . Hollariariarih . . .!"

„Vater, schrei' doch net so . . . Alle Leit' schaug'n her . . ."

„Jetzt san ma ja auf der Alm . . . Juchuhuheee!"

„Koa' Mensch is' jetzt scho' lusti' . . . Da muaß ma' sich ja schama, wenn — —"

„I bin ja auch noch gar net lusti' . . . i' tua nur g'rad so — — aber die Gaudi kommt auf oamal . . .!"

„Extra fein geht's auf dem Ball auch net her . . . Da schaug' hin, Franzel, da lauft so a Flitscherl fast nackat daher . . .!"

„Direkt ordinär . . . Außig'schmissen g'hört der Schlampen!"

„Aber der Humor, der kommt auf oanmal daher . . .!"

„Und dö Mannsbilder . . . net g'schenkt möcht' i' da oan . . ."

„Bis di umschaugst, is' scho' lusti' aa' . . . Hahaha . . .!"

„Was lachst denn, Vater . . .? Is schon humorvoll word'n . . .?"

„Na, i' hab' nur die Probe g'macht, daß wir net überrumpelt werd'n, wenn die Lustbarkeit hereinbricht . . ."

Inzwischen brodelte der Saal wie der Suppenkessel eines Auskochgeschäftes. Rassen aller Länder schoben sich an den Gängen hin, der Siourindianer trank mit dem Eskimo aus einem Maßkrug, in einer Ecke wurde eine Wadelkonkurrenz ausgefochten, wozu ein spanischer Edelmann mit dem Meterband unter den Tisch kroch und den Dirndeln das Maß nahm. Vom Podium plätscherten Walzer herab und vom Zelt des Photographen her fauchten blaue Blitze auf.

„Mutter, da hat a Herr zu mir hergschaut . . . Und g'lacht hat er aa . . . der will g'wiß mit mir tanzen . . .?"

„Der hat an Humor . . . lauf' eahm nach . . .!"

„Siehgst, Alte, jetzt ziahgt's scho an, die Gaudi . . .!"

Der lächelnde Herr nahm die Franzel unterm Arm:

„So, du wilde Carmen, jetzt machen wir was Fein's, das dir eine ewige Erinnerung sein soll . . ."

„Das wär' lieb von dir, Schatzi . . .! Es gibt doch noch Kavaliere!"

„Ja, jetzt paß' auf . . . I bin der Photograph . . . jetzt machen wir a wuchtige Aufnahm': das halbe Dutzend sechs Mark . . ."

„Alloa mag' i auf koa' Buidl. Vielleicht, wenn S' den ganzen Tisch mit meine Herrn Eltern grad in ara schönen Stimmung derwischen?"

„Schon gut, ich werd' mich mit'm Apparat ganz unbemerkt aufstellen . . . und das Dutzend also zehn Mark . . ."

Carmen schleifte auf Umwegen wieder zu ihrem Platz zurück. Herr Huber hatte inzwischen den Billetabzwicker und den Postkartenmann durch Überredung zu einem Tarock gewonnen.

Die Frau Gemahlin war über dieses Idyll eingeknickt und schnarchte zum Takt der Donauwellen. Franzel zog aus des Vaters Rückseite das feststehende Messer und putzte sich die Fingernägel aus. Als sie beim Daumen angelangt war, der Vater soeben vier Mark achtzig verloren hatte und der Mutter verschütteter Senf in den Busenausschnitt floß, — zischte unbemerkt das Blitzlicht des Photographen auf . . .

Nach einer kleinen Weile brachte der Mann zwölf Hochglanzbilder, die in Rähmchen steckten. Darüber stand geschrieben „Grad zünfti' und lusti' war's . . .!"

„Bluatsfasching, verreckta, ganz damischer . . .!"

„Und wer hat Schuld dran . . .?"

„Du . . .!"

„Aber dö Buidl san eigentli' ganz lusti' wor'n . . .!"

„I' hab's ja allaweil g'sagt: Der Humor kimmt scho noch . . .!"

Demaskierung

Josef Geis



„Geh, Dicker ... tua doch die damische Larven runter!"

Das schönste und wertvollste

GESCHENK!

Die gesunde und praktische

LEBENSWEISHEIT

nach gesammelten Erkenntnissen der Philosophie vom Altertum bis zur Gegenwart

Zusammengefaßt in dem Buch

„Für stille Stunden"

durch v. Krempelhuber

450 Seiten in Ganzleinen geb. **nur** M. 2.85 zuzüglich 40 Pfg. für Porto

Zu beziehen durch

G. Hirth Verlag AG., München

Herrnstraße 10

Ein Buch fürs Leben! **Zur Erbauung für jung und alt!**

Ein Lexikon?

Ja, aber ein

BROCKHAUS

muss es sein!

SEIT 125 JAHREN FÜHREND!

Möchten Sie Näheres über den jetzt erscheinenden „Großen Brockhaus" erfahren, über seine 200000 Stichwörter, 42000 Abbildungen, 225 Landkarten und Stadtpläne? Dann senden Sie den untenstehenden Abschnitt an eine Buchhandlung oder den Verlag selbst.

Jetzt besondere Bezugserleichterungen:
1. Ratenzahlungen, 2. Bandgruppenbezug, 3. Umtauschmöglichkeit alter Lexika!

F. A. BROCKHAUS · LEIPZIG

Der Unterzeichnete bittet um kostenlose und unverbindliche Übersendung des reich bebilderten Prospekts über den „Großen Brockhaus"

Name und Stand: .....

Ort und Straße: .....

Inserieren bringt Gewinn!

30 Fl. feinste Weine

9 Sorten 36 Mk.
franko Nachnahme

Kappesser Ww., Hahnheim 53
b. Nierstein

Gebrauchte

ADRESSIERMASCHINE

wird preiswert abgegeben

G. Hirth Verlag AG., München Herrnstraße 10/I

Neurasthenie

Nervenschwäche, Nervenzerrüttung verb. mit Schwinden d. best. Kräfte. Wie ist dieselbe v. ärztl. Standpunkte aus ohne wertlose Gewaltmittel zu behandeln u. zu heilen? Wertvoller, n. neuest. Erfahrungen bearbeitet. Ratgeber für jedermann, ob jung oder alt, ob noch gesund oder schon erkrankt. Geg. Einsendg. v. M. 1,50 in Briefmarken zu beziehen vom **Verlag Silvana 66, Herisau** (Schweiz).

Tonzillo-Bonbons heilen Husten Heiserkeit

In allen Apotheken erhältlich

Kleine Gespräche

I.

„— — Auf sämtlichen Händen hab' ich dich getragen, — du! Aus dem Sumpf hab' ich dich gezerrt, du! In Samt, in Seide, in Pelz hab' ich dich geklüftet, du, „teuerste" Lya!! Meine Familie hab' ich aufgegeben deinetwegen, der Kuratel bin ich nur durch einen Zufall enthüpft, alles, alles hab' ich dir geopfert, — du!! Und was hab ich davon?? Nichts hab ich davon!! Weniger als nichts! Nicht e i n e liebevolle Vokabel hast du für mich! Zum Blitzableiter für deine Launen b'n ich dir gerade gut genug! Unverschämte Töne, die du mir gegenüber anschlägst! Un—ver—schääämt!! (fortissimo:) Ich lasse mir von dir überhaupt nichts bieten!!"

Lya: „Aber ich biete dir ja gar nichts —!" *H. Rewald*

II

„Sie haben sich, Ursula, seit ich Sie das letzte Mal sah, erheblich — — erheblich zu Ihrem Vorteil verändert. Dieses Hütchen! Wieviel Kultur liegt darin! Es ist hoffentlich lachhaft teuer! Dieser Schnitt des Kostüms, auffällig unauffällig! Und diese Linie, diese betörend mondäne Linie! Und diese Haltung! Mit welcher Sicherheit diese verflüchtigend feine Nüance festgehalten ist, nicht zu ausladend, nicht zu mager, aber möglicherweise eventuell vielleicht doch ein wenig zu mager — —"

„O, ich habe in der letzten Zeit sehr viel abgenommen."

„So?? Wem denn?" *H. Rewald*

Nachtbild

Torkelt ein Betrunkener durch die Straßen und singt:

„Mir san ma —
Mir san ma —
Mir san ma
Mir san ma unser vier —
Und ham ma —
Und ham ma —
Ka anzigs Krügerl Bier!"

Ein Wachmann läßt ihn die längste Zeit gewähren; endlich, der Betrunkene grölt immer lauter, schreitet er ein.

„Wenn Sie nicht sofort ruhig sind, muß ich Sie arretieren!"

Der Besoffene singt weiter, der Wachmann verhaftet ihn, und selbander steuern sie der Wachstube zu.

Der Besoffene fängt sein Lied von vorne an:

„Mir san ma — Mir san ma —"

Da reißt dem Wachmann die Geduld.

„Ruhig sind S'", schreit er den Besoffenen an, „wenn Sie den Mund nicht halten —"

Bleibt der Besoffene stehen, schaut den Wachmann verblüfft an und meint indigniert:

„Ja — ja — wie reden S' denn mit Ihnern Arbeitgeber?"

H. K. B.

LIEBE JUGEND!

I.

Die Lehrerin fordert die Schülerinnen am Aschermittwoch auf, sich über ihre Faschingserlebnisse schriftlich zu äußern. Ein Kind schreibt: „Gestern war Faschingsdienstag. Wir durften am Nachmittag maskiert in die Schule kommen. Meine Freundin machte eine Bäuerin und ich eine Dirne. Unser Bauer war schon gestorben. Nun waren wir b e i d e Witwen."

II.

In der Schulklasse wird vom Geburtstag gesprochen. Eine Kleine berichtet: „Fräulein, meine Mutter hat gesagt, ich bin ein unschuldiges Kindl, weil ich am 28. Dezember geboren bin." Ein zweites Kind: „Fräulein, meine Mutter sagte, ich wäre beinahe ein Christkindl geworden, weil ich am 23. Dezember geboren bin." Ein drittes Kind: „Und, Fräulein, meine Mutter hat gesagt, ich bin ein Kind der Liebe und meine Schwester auch."

Zeitlos

„Sixt, Mauserl, i sag halt alleweil so: Solang ma noch j u n g und d u m m is, is der Fasching schön, aber wenn ma amoi a l t und b l e e d is, is er no g' r a d so schön!"

Au!

„Der Unterschied zwischen einem Teekessel und Othello?"

„Der Teekessel siedet Tee — und Othello tetet sie." *j. h. r.*

Die Figur

Fritz fährt Schlittschuh. Sieht seinen Lehrer.

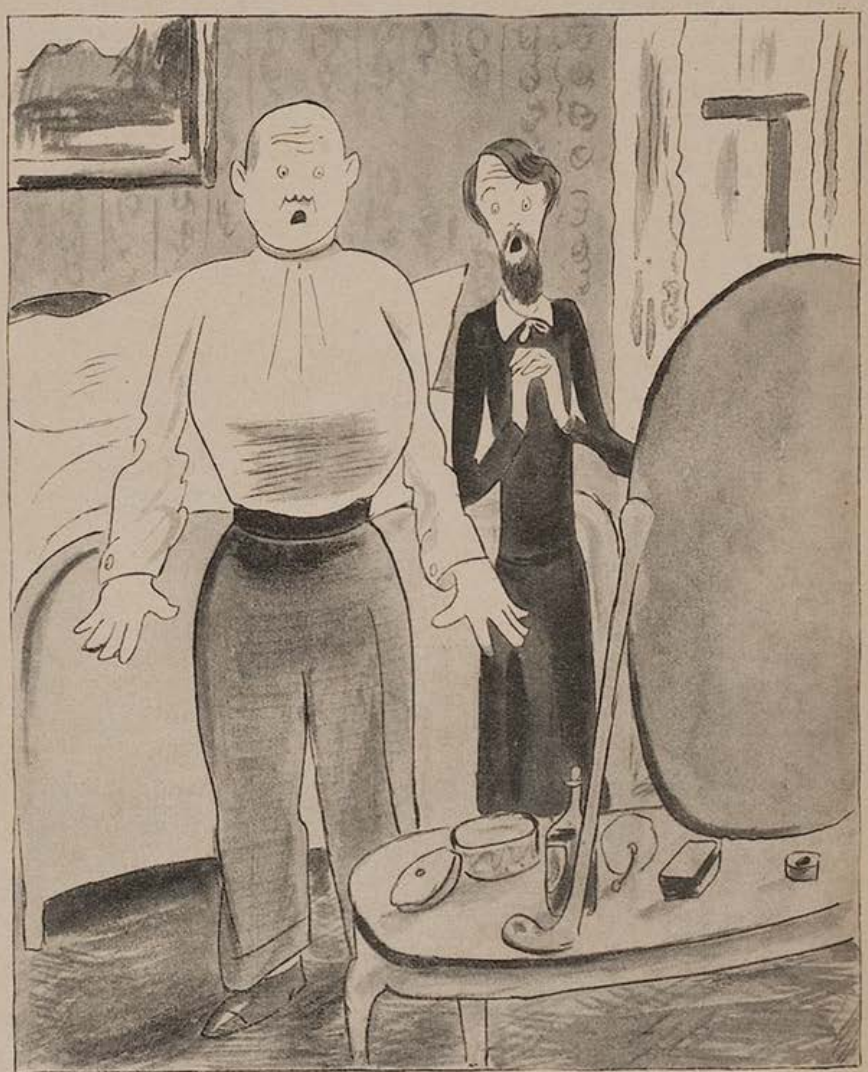
„Bitte, Herr Lehrer, zeigen Sie mir einmal die Figur, die Sie können."

„Welche Figur?"

Sagt Fritz:

„Ich weiß nicht. Aber mein Vater hat daheim erzählt, er hätte Sie gestern auf dem Eis gesehen. Und Sie hätten eine so komische Figur gemacht." *j. h. r.*

K. Werth



Herr und Frau Meyer haben die Schönheitsmittel verwechselt!

Die Führer des neuen Deutschland

Die nebenstehenden zweifarbigen Titelblätter der „Jugend" von Professor Karl Bauer sind soeben als Einzelblätter auf Kunstdruckpapier erschienen.

Preis pro Blatt 65 Pfg., mit Porto 95 Pfg., in Passepartout RM. 1.50, mit Porto RM. 1.90



Reichsminister Dr. Goebbels K. Bauer



Reichskanzler Adolf Hitler K. Bauer



Ministerpräsident Göring K. Bauer



Reichspräsident v. Hindenburg K. Bauer



Reichsstatthalter General Ritter v. Epp K. Bauer



Stabschef Röhm K. Bauer

In gleicher Ausführung liegen ferner vor die Bildnisse von

Reichsarbeitsminister Seldte
Albert Leo Schlageter
Baldur von Schirach
und Horst Wessel

Erschienen bei

G. Hirth Verlag AG.

München, Herrnstraße 10



Reichsminister Darré K. Bauer

DER MÜNCHNER REITENDE POSTILLON

Wochenschrift für Alt und Jung. Verlegt bey G. Hirth.

1834

1. Jahrgang Nr. 11

Von Hunden und Katzen

Die Frage, ob dem Hund oder der Katze der größere innere Wert zukomme, wird in der Fachpresse neuerdings mit Leidenschaft erörtert. Weiß die kynologische Zeitschrift davon zu berichten, daß ein Münchner Schnauzer seinen nach Düsseldorf reisenden Herrn bereits am dortigen Bahnhof erwartet habe, so erwähnt die Wochenschrift für Katzenfreunde einen anderen Fall, in dem ein nach Chikago verfrachteter Angorakater kurz entschlossen zu seiner Besitzerin nach Regensburg zurückgeschwommen ist. Der „Münchner reitende Postillon" möchte in diesem Widerstreit der Meinungen nicht gerne Partei ergreifen, denn uns soll schließlich jeder Hunde- und Katzenfreund willkommen sein, der sein Vierteljahresabonnement pünktlich entrichtet. Aus diesem Grunde versuchen wir, zwischen den beiden Parteien eine vermittelnde Stellung einzunehmen, die in nachfolgendem Zwiegespräch zum Ausdruck kommen soll. Als Schau-, beziehungsweise als Hör-Platz, diene der Treppenflur eines Münchener Miethauses.

„Aha, Frau Hagelmaier, da is' ja scho wieder, Ehana Katz', dös Mistviech, dös traurige! I sag', wia's is: A Katz' g'hört in koa fein's Haus net 'nei. Warum? Wei's halt net 'nei g'hört! A Katz' g'hört in a Dachrinna, vo der ko's nacha 'runter macha, so vui, als wui. Aber net vor mei' Tür hi, vaschtenga S'! Dös is koa Anstand net und koa Benehmen!"

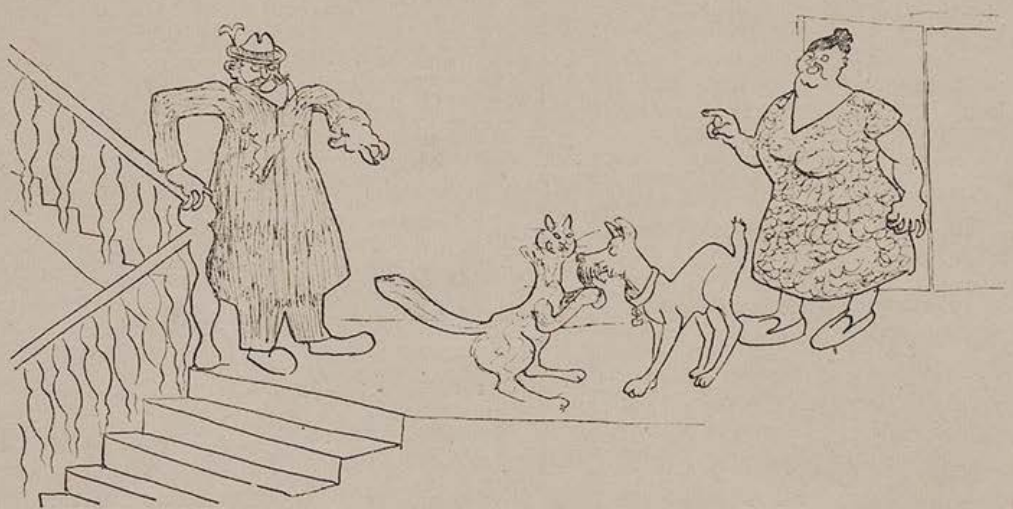
„No, Herr Edinger, und wia is nacha mit Ehanerm Schnauzl, dem Dreeckfinken, dem greislichen? Dreimoi im Tag muaß i mein' Türpfosten abwaschen. So a Hundsviech ko ja koa Ecken net sehg'n, ohne daß er sein' Fuaß aufhebt. In Ehanara Wohnung muaß ja guat ausschaug'n bal S' vui Ecken drinna hab'n!"

„Besser scho, als wia bei Ehana, wo die Katz' in der Kuchl über'n Strudeltoag lafft und die Weinberln außi zupft. Da tat' ja i mein' Russl glei daschlag'n!"

„Jawoi, so reden Sö vo meiner Mimi! Aber davo sagn S' nix, daß Ehana Russl neuli a Kalbshaxen in Ehanerm Bett vergrab'n hat! Dös woaß 's ganze Haus. No ja, braucha S' Ehana halt koa Kochkisten anz'schaffa, bal der Russl so guat dafür sorgt, daß 's Essen warm bleibt!"

„Frau Hagelmaier, jetz' werdn S' anzügli, und da halt i mi nacha aa nimmer z'ruck. Man is einer Dame gegenüber ein Kafalier, aber nur bis zu einer gewissen Grenze. Und dö is erreicht! Jetz' gib' i Ehana an' guaten Rat: Häuten S' Ehana Mimi ab und macha S' Ehana a Leibbinden aus ihrem Fell. Nacha habn S' Ehanern Liebling allawei nah bei Ehana, und vor meiner Tür bleibt's sauber!"

„Und aus Ehanerm Russl lassen S' Ehana am besten a Bettvorlag' macha.



Dem sei' Vata muaß ja eh' a Katz g'wen sei, vo der Bachauskehr."

„Frau Hagelmaier, das geht zu weit! A Hund, wo Anno fimfazwanzge den dritten Trostpreis kriagt hat, braucht si so was net g'fall'n z'lassen! Und damit S' koan Zweifi hab'n: Bal amoi in der Fruah a Schwoaf von ara Katz' in Ehanerm Briefkastl liegt, nacha war er vo der Mimi!"

„Eh' daß dös g'schicht, kunnt' leicht sei', daß mei' Mimi Ehanerm Russl die Aug'n auskrallt. Dö is koa guate auf d' Hund'!"

„No ja, dös werd'n ma glei sehg'n, wer den kürzer'n ziahgt! — Russl — Russl — kimm abi, a Katzerl wär' da! — — Aha, da is er scho! Ks — ks — pack's o, dös Katzerl! Ks — ks!"

„Laß' da nur nix g'fall'n, Mimi! Spring' eham auf 's G'nack und ziahg eham sei' verfilzte Flohschwarten abi vom Grind!"



„Ks — ks — Russl — — no, was war' denn jetza dös? Abschlecka tuat as — — ja gibt's denn so was aa?"

„Jawoi, und d' Mimi tuat eham sein' Bart streicheln — Sö, Herr Edinger, dös müaßten ma in a illustrierte Zeitung ei'rucka lassen, wia dö zwoa schön tuan mitananda."

Ärztliche Ecke

Der Kampf gegen den Bandwurm

Der zur Gattung der Plattenwürmer (Cestodes) gehörige Bandwurm erfreut sich als rücksichtsloser und gefräßiger Schmarotzer nur geringer Beliebtheit. Da der Träger eines solchen Schädlings sein Leiden meist diskret verschweigt und besonders in Gesellschaft ungern davon spricht, herrscht über die weite Verbreitung des Cestoden eine irrige Meinung. Der gewissenhafte Cestoden-Forscher weiß jedoch, daß fast jeder zweite Mensch einen Bandwurm in sich nährt, und daß nur seine Länge zwischen 200 Metern und 1 Kilometer individuell schwankt. Mit innerlich eingenommenen Arzneien ist dem überaus anhänglichen Tier meist nur schwer beizukommen, denn häufig sind es gerade diese Mittel, die der Cestode gerne zu sich nimmt, und die ihn für ein langes Leben kräftigen. Weit zweckmäßiger erscheint es deshalb, ein mechanisches Verfahren anzuwenden. Zu diesem Behufe befestige man das freie Ende des Cestoden mit einem Reißnagel an einer Fadenspule, setze diese auf die Spulvorrichtung einer Nähmaschine und spule den Schädling gleichmäßig langsam auf. Will man in diese Arbeit eine Rast einlegen, so empfiehlt es sich, einen Knoten in den Cestoden zu schlingen.

Probatum est!

„Und jetz' legt eham d' Mimi 's Pfoterl auf'n Kopf! A schön's Buid, wia ma so sagt. No ja, es ko ja net jede Katz a Hund sei'! Inser Herrgott hat's halt mit die Katzen aa guat g'moant. Und die Mimi — die Mimi — Frau Hagelmaier, i sag', wia's is, die g'fallt ma gar nimmer so übi. Is schön g'wachsen, dös Luada!"

„Und daß der Russl net den erschten Preis kriagt hat, muaß a Schiabung g'wen sei'. No ja, ma woaß ja, wia so was g'macht werd!"

„Das war ein gutes Wort, Frau Hagelmaier! Und jetz' darf ich mir vielleicht erlauben, Ehana für heut' abend zu a Kalbshaxen einzuladen. Aber die Mimi muaß aa mitkemma!"

„Guat, und nacha lad' i Ehana für morg'n mittag zua an' Apfistrudel ei'. Aber daß S' ma fei Ehanern Russl mitbringa, sonst is mei' Mimi beleidigt!"

A. W.



DIE KUNSTZEITSCHRIFT



„Der Sportfischer"

soll von **jedem waidgerechten** Sportfischer gehalten werden. „*Der Sportfischer*" bringt Text- und Bildermaterial aus aller Welt, darunter auch große mehrfarbige Kunstdrucke

½jährl. RM. 3.—, jährl. RM. 6.—. Man abonniert bei seinem Briefträger, beim Postamt oder direkt beim

FISCHEREISPORT-VERLAG DR. HANNS SCHINDLER,
Fischerei-Buch- u. Kunsthandlung
München NW 2, Karlstraße Nr. 44
Tel. 596160

3 Neuerscheinungen zur PANIDEALISTISCHEN WELTANSCHAUUNG

Wladimir Astrow: NEUE LEBENSGESTALTUNG.
Grundzüge zur panidealistischen Weltanschauung.
48 Seiten. Preis M. —.90
Knapp orientierende und zugleich umfassende, packend und leicht verständlich geschriebene, jedoch nicht „populäre", für weite Kreise berechnete Darstellung der Grundgedanken der Seelenforschung und Weltanschauung Rudolf Maria Holzapfels, um dessen Lebenswerk sich eine stets wachsende Gemeinde wesenhafte Geisteserneuerung Erstrebender schart.
Aus dem Inhalt: Kulturkrise / Seelenforschung und Lebenserneuerung / Das panidealistische Gewissen / Der neue Glaube / Neue Schaffensziele / Die neue Lebensordnung / Synthese / Die kommende Menschheit.

Hans Zbinden: EIN GESTALTER DER ZUKUNFT.
Aus Leben und Werk Rudolf Maria Holzapfels.
85 Seiten. Preis M. 1.20
Erster Versuch, die wichtigsten Ergebnisse der panidealistischen Gedankenwelt auf ethischem, sozialem, religiösem Gebiete in wohl ausgewählten Auszügen aus den Hauptwerken des bahnbrechenden Seelenforschers und Kulturneugestalters anschaulich zur Darstellung zu bringen, von einer eindringlichen Studie des Herausgebers über Leben und Werk des Schöpfers des „Panideal", „Welterlebnis" und der „Heiligen Ewigkeit" begleitet.

Hans Zbinden: ZUR GEISTIGEN LAGE AMERIKAS.
46 Seiten. Preis M. —.80
Psychologisch tiefschürfende, auf genauer Kenntnis beruhende Schilderung der geistigen Situation in den Vereinigten Staaten. Von den Perspektiven der panidealistischen Kulturforschung aus beleuchtet sie das in Europa noch allzu wenig bekannte Ringen der geistigproduktiven Kräfte Amerikas um eine innere Wandlung und höhere Sinngebung des seelischen und sozialen Lebens.

G. HIRTH VERLAG AG. MÜNCHEN

Das Ungeheuer!

Steyr





Kellnerinnen sprechen dich an:

In Mainz:

Ich habe im Restaurant einen Schoppen Rüdesheimer bestellt. Die Kellnerin bringt das Glas und stellt es etwas ungeschickt vor mich hin. Der Wein schwappt über und näßt das frische, weiße Tischtuch; auch mein Anzug bekommt ein gut Teil ab.

Die Kellnerin gibt einen Laut des Erstaunens von sich. Dann beugt sie sich vor und schielt vergleichend nach der Eichung am Glasrand.

„Ei, das macht gar nix", sagt sie schließlich beruhigend, „'s is nämlich aach jetz' noch zu viel drin!"

In München:

Gemeinsam mit einem norddeutschen Freunde besuche ich das Hofbräuhaus. Der Freund ist Abstinenzler, möchte aber trotzdem aus Interesse das Treiben in der Nähe kennenlernen.

Er bestellt bei der Kellnerin: „Ein Glas Milch."

Worauf die Kellnerin, wahrscheinlich in dem Glauben, von uns geneckt worden zu sein, antwortet: „Derf i Eahna aa noch a kloane Eisenbahn zum Spiel'n mitbringa?" *kakuwo.*

Gut für den Durst

Jasper Mayne, ein englischer Dichter, der im 18. Jahrhundert lebte, machte gerne gute und schlechte Späße. Als er schon seinen Tod nahen fühlte, dachte er darüber nach, was er noch für einen Ulk aussinnen könnte, der erst, wenn er schon im Grabe liege, zur Geltung käme. Er hatte einen alten Bedienten, der großen Hang für alles Trinkbare mit Ausnahme von Wasser hatte. Er verschrieb ihm in seinem Testamente unter anderem einen Kasten, mit der Bemerkung, daß sein Diener in demselben etwas finden würde, das zum Trinken reize. Der Alte dachte nichts anderes, als daß im Kasten entweder eine ganze Reihe wohlgefüllter Flaschen stehen werde oder aber vielleicht auch eine tüchtig gefüllte Brieftasche, mit deren Inhalt er sich die geliebten Flüssigkeiten verschaffen könne. Begierig öffnete er nach Verlesung des Testamentes vor den anwesenden Erben den Schrank, und da sah er nichts als einen großen Hering — allerdings etwas, nach dessen Genuß man Lust zum Trinken bekam.

A. Köhler

Bilanz

„Lennemann hat seine Bilanzen schön frisiert."

„Frisiert? Kein Ausdruck! Dauerwellen hat er ihnen gemacht." *j. h. r.*

Kritik

„Wie gefällt dir mein Roman?"

„Der Schluß ist schwach."

„Kurt behauptet, der Anfang wär es."

„Wahrscheinlich las er den Anfang."



Albumblatt

Bisweilen hat man das Malheur,
Der Menschheit zu mißfallen;
dann lasse nie des Zornes Meer
aufbrausen oder wallen!

Der wahre Weise . . . der bleibt stumm! . . .
und voller Majestät
dreht er den Pursch zum Ablikum —
und geht!

Arnold Weiß-Rüthel

POS-ROB

Einige Bemerkungen zum 15. Band des „Großen Brockhaus".

(792 Seiten; in Ganzleinen RM. 23.40, bei Rückgabe eines alten Lexikons nach den festgesetzten Bedingungen RM. 21.15.)

Wieder ein neuer Band, der fünfzehnte, den man gern in die Reihe stellt, denn nun, da drei Viertel des Werkes vollendet sind, greift man immer seltener ins Leere, wenn man den Brockhaus zu Rate zieht. Auch der neue Band kommt wieder wie gerufen für viele Fragen, die der rasche Gang der Tagesereignisse jedem stellt. Der Neubau des Reiches, wie ihn die nationale Regierung unternommen hat, gibt den Abschnitten über die Reichsämter und Behörden — darunter einer Übersichtstabelle, die mit einem Blick über ihren Aufbau unterrichtet — eine ganz besondere Bedeutung vor allem für die jüngste Zeit. So erfährt man, wie die nationale Revolution die Stellung des Reichskanzlers ganz besonders gefestigt hat. Welches sind die Befugnisse der Reichskommissare? Der Brockhaus sagt es und nennt auch die wichtigsten mit ihren Sonderaufgaben. Die Reichswehr ist durch die Genfer Abrüstungskonferenz wiederum ein Gegenstand der Sorge geworden. Über ihre Ausbildung zu Lande und zu Wasser gibt der neue Band ein reiches Bildermaterial. Die Regelung der Zinszahlungen für unsre Auslandsschulden im Transfer lenkt den Blick auf die Reichsbank und ihre Aufgaben. Die Fachausdrücke des Börsenverkehrs sind oft wenig geläufig. Der Brockhaus macht die geheimnisvollen Bezeichnungen der Rediskontierung und der Rembourskredite, wie sie uns jeden Tag in der Zeitung begegnen, an einer schematischen Zeichnung leicht verständlich. Die Reichsbahn will durch Aufträge 250 000 deutschen Arbeitern Beschäftigung geben. Aus dem Brockhaus erfährt man, daß sie dazu leichter imstande ist, seitdem die Reparationssteuer von 660 Millionen jährlich durch das Lausanner Abkommen in Fortfall gekommen ist. Mit vollem Recht macht aber auch der Brockhaus in dem lesenswerten Abschnitt über die Reparationen — ein gutes Schaubild läßt ihre drückende Last erkennen — Front gegen die Bezeichnung „Wiedergutmachung", da sie einen sachlich nicht gerechtfertigten Nebensinn habe, und empfiehlt dafür stets das Wort: Tribute.

Im Hinblick auf die neue religiöse Bewegung, die durch unser Volk geht, und bei der Neuordnung der protestantischen Kirche bieten die großen Abschnitte über die Religionen der Welt und über die Entwicklung des Protestantismus bis in die neueste Zeit sehr willkommene Belehrung über allerhand Tatsachen, die unbekannt zu sein pflegen. Wie die Reedereiflaggen von Hapag und Lloyd aussehen, weiß man, aber auf einer Seereise und in einem Hafen begegnet man so vielen Schornsteinmarken und Hausflaggen der einzelnen Schiffahrtsgesellschaften, daß die farbigen Tabellen darüber im neuen Brockhaus als ein sehr brauchbares Orientierungsmittel dienen werden. Neuerdings schien der in Leipzig konzentrierte Rauchwarenhandel und die Pelzzurichtereien, die einen großen Teil der Welt mit Erzeugnissen deutscher Arbeit versorgen, gefährdet zu sein. Über ihre Bedeutung geben fachkundige Artikel Aufschluß, und farbige Tafeln zeigen die wichtigsten Pelzarten. Man erfährt daraus, was sich alles hinter den Ausdrücken Seal verbirgt und weshalb der echte Seal so seltsam kreisrunde Löcher hat. Die Reform in Preußen macht den 30 Seiten umfassenden mit bunten Karten und Tabellen ausgestatteten Abschnitt, der auch eine Übersicht über die preußischen Ministerien seit 1914 gibt und schon das Kabinett Göring enthält, nicht nur beachtenswert, sondern lesenswert, da er wirklich bis auf den Grund der Dinge führt. Was für prächtige Gaben der Brockhaus auf dem Gebiet der Kunst und Literatur bringt, zeigen die Beiträge über Rembrandt und das offenbar von Freundeshand gezeichnete Dichterprofil von Rainer Maria Rilke. Eine beachtliche Ergänzung zu der in den früheren Bänden behandelten Weltkupferwirtschaft bringt der gehaltvolle kleine Abschnitt über den größten europäischen Kupfererzbau in Riotinto mit einem charakteristischen Bilde des Abbaus. Erfreulicherweise findet man im Brockhaus auch alle die vielen Abkürzungen und Fachausdrücke, die uns täglich begegnen, wie z. B. Rheinmetall, Refa und Preisschere erläutert. Der Aufbau des Reichsverbandes der deutschen Industrie wird viel schneller, als es durch Worte möglich wäre, durch ein Schaubild dargestellt. An farbigen Stadtplänen sind die von Prag, Riga und Rio de Janeiro zu nennen. So bietet auch der neue 15. Band des Brockhaus wieder eine reiche Fundgrube von Wissen auf allen Gebieten. Aber der durch solche bequeme und sichere Orientierungsmöglichkeit verwöhnte Besitzer blickt schon wieder nach dem nächsten Band aus und fragt: Wann kommt der sechzehnte?

Dr. F. G.

Redaktionelle Notiz

Das in Nr. 3 der „Jugend" veröffentlichte Foto „Winter" ist nicht — wie irrtümlich bezeichnet — von Dr. Tröller, sondern von Dr. Springorum-München.

Lichtbildner werden gebeten, von der Einsendung von Fotos Abstand zu nehmen, da die neue Redaktion der „Jugend" keine Photographien mehr veröffentlicht.

JUNGE KÜNSTLER AN DIE FRONT!

Ihrer Tradition getreu ist die „Jugend" bestrebt, dem Kunstschaffen der Gegenwart wieder höchste Aufmerksamkeit zuzuschenken. Wir ersuchen deshalb um Einsendung von Graphik.

Jungen emporstrebenden Talenten bieten wir durch Reproduktion und weiteste Verbreitung ihrer Arbeiten die Gelegenheit, sich bemerkbar- und damit bekanntzumachen.

Redaktion der „Jugend"
München
Herrnstraße 10



EIN GUTER VORSCHLAG FÜR HEUTE ABEND:

Rufen Sie ein paar nette sympathische Leute an, mit denen Sie sich gut unterhalten und bitten Sie sie, zu einem Glase „deutschen Weins in schäumender Form" zu Ihnen zu kommen! Das ist keineswegs ein kostspieliges Unternehmen, denn alle Weinhandlungen und Feinkostgeschäfte berechnen für „Kupferberg Gold", der ja jetzt steuerfrei ist, nur RM. 4.50 die Flasche, alles einbegriffen.

KUPFERBERG GOLD

Ladenpreise: „Kupfer" RM. 3.— • „Gold" RM. 4.50 • „Riesling" RM. 5.50

Begründer: Dr. GEORG HIRTH. — Verantwortlich für Text und Anzeigenteil: GEORG POSSELT, München. — Verlag: G. HIRTH VERLAG AG., München. — Für die Herausgabe in Österreich verantwortlich: J. RAFAEL, Wien I, Graben 29a (Eingang Tratt erhof). — Für die Redaktion in Österreich verantwortlich: MARIANNE RAFAEL, Wien XIX, Hochschulstraße 25. — Alle Rechte vorbehalten. — Nachdruck strengstens verboten. — Copyright by G. HIRTH VERLAG AG., München. — Druck: G. HIRTH VERLAG AG., Buch- und Kunst-Druckerei, München, Herrnstraße 10. — D.-A. 9000. — Entered as second class matter, Postoffice New York, N. Y. — Manuskripte sind nur an die Redaktion der „Jugend", München, Herrnstraße 10, zu senden: Rücksendung kann nur erfolgen, wenn Rückporto beiliegt.

Das Mauerblümchen

Erich Wilke

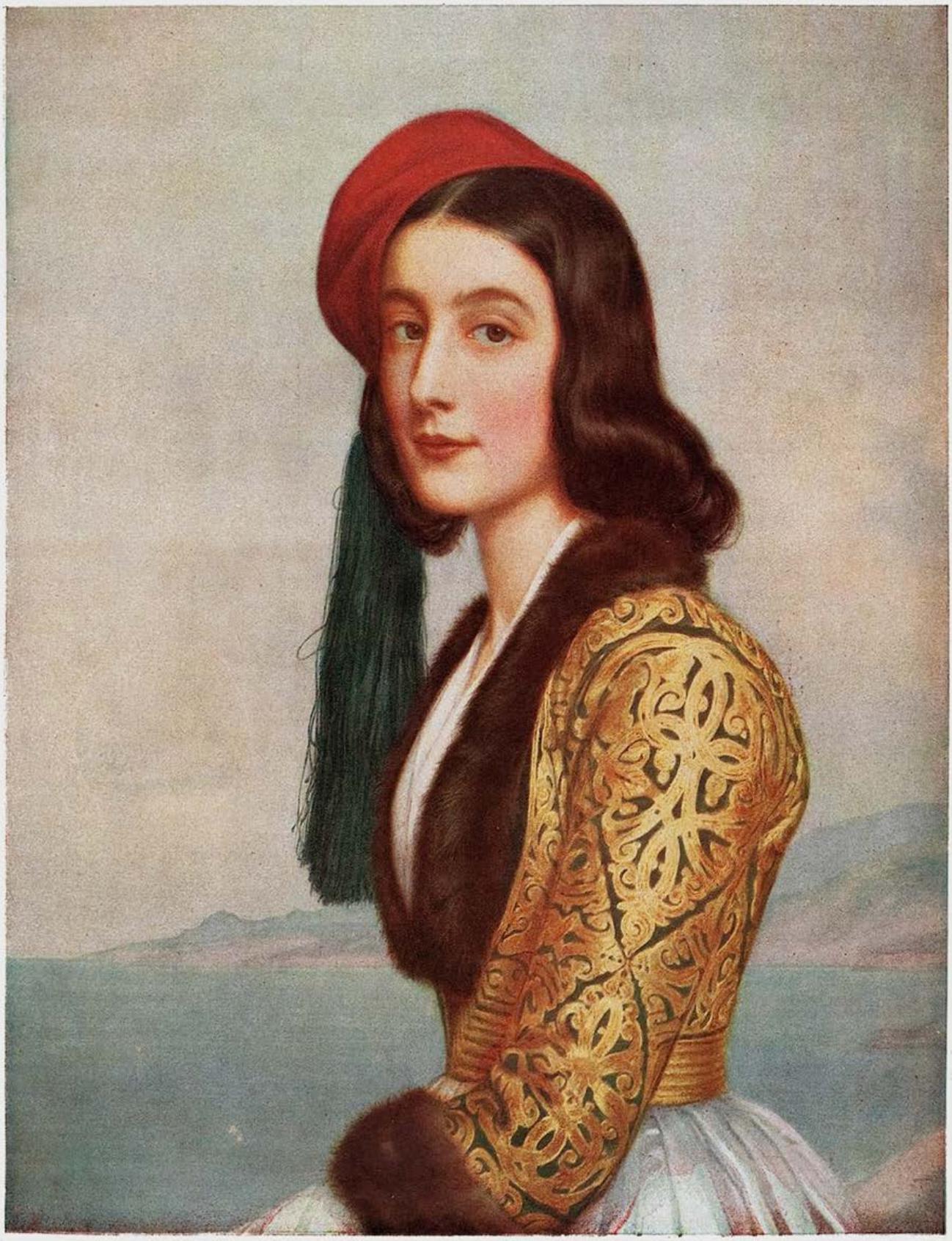


„Mit mir tanzt keiner . . .“

JUGEND

PREIS 60 PFENNIG

MÜNCHEN 1934 / NR. 7



Griechin

Josef Karl Stieler †

J U G E N D
39. JAHRGANG 1934 / NR. 7



Der Elfenbeinschnitzer

Von Robert Walter

Die langhaarigen Weltverbesserer des Taipingaufstandes hatten das Reich der Mitte fünfzehn Jahre lang in Feuer und Blut getaucht, denn Taiping bedeutet großer Friede. Darnach mündeten auch diese Zeichen und Wunder menschlicher Unmenschlichkeit wieder ins Meer alltäglicher Grausamkeiten. So bekundet uns die Wissenschaft der Geschichtsschreiber, die das Unerkennbare enträtseln möchte und an der Gestalt des mächtigen Taipingkaisers herumdeutet, der auch nur — nach seinem Vorgeben — ein jüngerer Bruder Gottes war. Aber von der Geschichte des Elfenbeinschnitzers Kang Yi zu Wutsang hat man bislang nichts vernommen, weil sie sich außerhalb der Grenzen aller Wissenschaft zugetragen hat.

Kang Yis himmlisches Geschäft auf dem Zwischenreich Erde war es, König und Heilige königlich und heilig aus dem Zahn des Elefanten zu schnitzen — ein irdisches hatte er nicht. Dies sagt genug. Er saß als unwirklicher Gast an der Tafel des Daseins — die köstlichen Weltgeschenke lagen ihm dauernd ungreifbar vor den Füßen. Monate währte es, bis er einen König oder einen Heiligen erschaffen, und Jahre gingen hin, bis er das kleine erhabene Werk weit unter Wert an einen königlichen oder heiligen Menschen verhandelt hatte. Denn die Fabriken arbeiteten klugerweise billiger und schlechter. Und der Künstler Kang Yi verstand die Welt nicht, wie sie ihn nicht verstand.

So fristete er denn die gesegneten Jahre, indem er einen Tag um den andern armselig hinter sich brachte, in einem Stalloch der stündlichen Not und jeglichem Wetter verbrüdert, hungernden Leibes mit Mühsal und Krankheit kämpfend — so gaukelten ihm denn Hirn und Herz ein anderes Leben vor, umhegt von Haus und Garten, Fischteich und Geflügelhof, in Gesundheit prangend an der Hand eines freundlichen Weibes, von fröhlichen Kindern durchspielt. Das war beileibe kein Mirakel — ihm gehörte nur ein Teilchen des Geschicks von Millionen.

Als aber der Taipingkaiser, der um aller Bestialität willen zur Unzahl berühmter Menschen rechnet, auf seinem Blut- und Feuerzuge nach Nanking die Stadt Wutsang schändete, stieg auch Kang Yi über die Ungezählten empor. Eiligst ließ der jüngere Bruder Gottes die Köpfe der Reichen in den Sand säbeln — er brauchte Geld. Darnach wählte man unter den Überflüssigen und Gefährlichen auch den Künstler Kang Yi für die kurzbündige Hinrichtung. Wer Götter und Heilige erschafft, ist der Kreatur zuwider.

Der wunderbare Kang Yi kniete ohne Scheu in den Schmutz des Richtplatzes, während man die Genossen des Todes in Reihen niederprügelte. Geheul, und Schreie stürzten über ihn zusammen. Man hatte die Pfeifer und Trommler gespart. Er sah noch den Henker verzerrt, ächzend und metzelnd gegen sich anschreiten — sein Herz starb — sah die Köpfe vor sich unter den schweren Schlägen hinrollen, die Leiber torkeln und wälzen. Er spürte noch ferne den roten Todesmeister an seiner Seite, wie er jetzt das blutrinnende, krumme Eisen hochriß — und lächelte in diesem auslöschenden Augenblick —.

Ja — er lächelte, den Nacken tief gebeugt, der Gestalt des mächtigen Mandarinen Jung Lu entgegen, der gestern oder ehegestern schon wie irgendein Sterblicher geschlachtet worden war und nun doch leibhaftig und überirdisch zugleich, mit strahlendem Knopf auf der Mütze, durch das Türloch trat — in den Werkstall des elenden Elfenbeinschnitzers Kang Yi. Draußen schwankten die verhangenen Sänften. Die Diener huschten, vom demütigen Wind geblasen. Der vermögende Jung Lu nahm die zauberlichen kleinen Bildwerke — hob mit vorsichtigen Fingern diese unvergänglichen Könige und Heiligen ins Licht — gab sie den Dienern und winkte dem Hausmeister, der nun die dicken Goldtaschen vor dem berühmten Meister Kang Yi niederlegte.

Ja — Kang Yi tanzte — glückskugelnd auf Füßen und Händen — durch Tage und Monde! Er hatte endlich sein ihm gehöriges Leben



Traumland Bold

zwischen den Fingern. Er ließ den erträumten Garten zwischen Fluß und Bergen wachsen, baute das sonnenvolle Haus und verachtete die Menschen, die ihn um des Reichtums willen ehrten. Er erblickte das zärtliche Mädchen, das seinem Blut zugelost war, beschlich es mit zündender Liebe. Er durchlitt alle seligen Marterungen, und die Sonne wandelte sich, bis er mit der Geliebten unter der Rosenlaube saß und das trunkene Beilager bestieg.

Ja — er durchkostete die Genüsse des wechselvollen irdischen Gastmahls in Freude und Trübnis. Die kleinen Leiber seiner Kinder traten wie Wunder an den Tag, Früchte und Blüten in eins. Die Zeit der Könige und Heiligen war gewesen — jetzt wuchsen ihm Menschen aus dem Zahn des Elefanten. Und so — in Gesundheit prangend an der Hand eines schenkenden Weibes, von fröhlichen Kindern umtollt, gehalten und gelenkt zwischen Lust und Last des bildnerischen Werks — wandelte er ungestört in die Unendlichkeit, die kein Tod zerbrechen kann.

Was tat es nun, daß sich auf dem schmutzigen Richtplatz zu Wutsang das Mirakel vollendete — daß das bluttriefende Eisen des Henkers niedersauste und den Kopf des albernen Elfenbeinschnitzers in den Dreck riß?! Kang Yi war schon über die Millionen hinweggeschritten, die am Leben wie an einer unreifen Frucht herumkauen und nie auf ihren Geschmack kommen können.

Tag,

Abend,

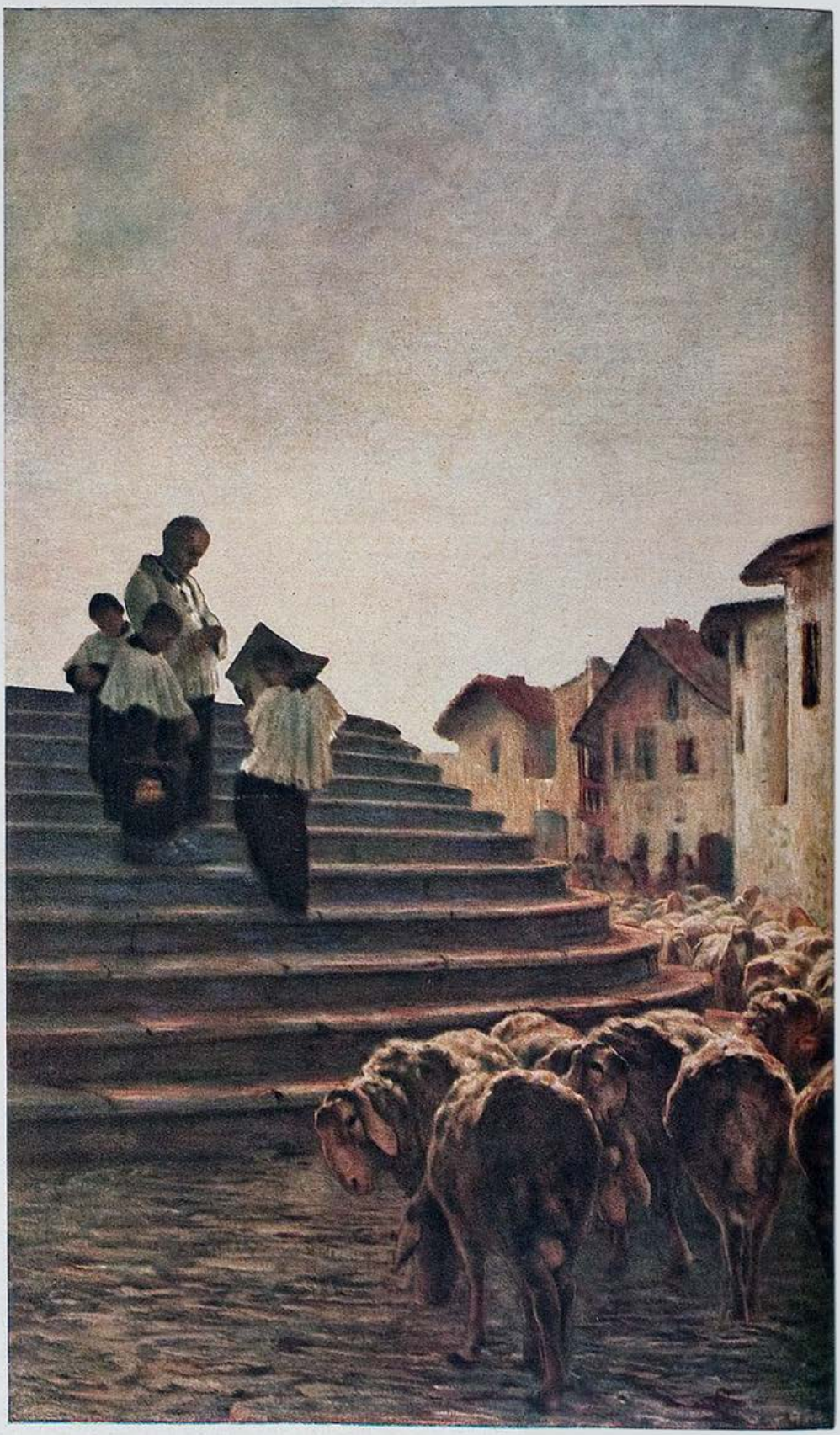
Nacht.

Der Tag hat ausgelärmt
Und ausgeläutet,
Malt einen Wolkenschnörkel
In die Luft,
Sagt Ende —
Und fährt selig in die Gruft,
Der Abend
Hat sein Erbe leicht erbeutet.

Er wühlt im Gold,
Kramt in purpurnen Schätzen,
Bezaubert sich
Mit dämmerrotem Wein;
Die Wolken wanken schwer
Von ihren Plätzen,
Blaß folgt er nach,
Verdüstert und allein.

Dann kommt die Nacht,
Wunschlos, verträumt aus Fernen,
Ihr dunkler Schattenleib
Wächst auf und schwillt.
Tau tropft aus ihrem Haar,
Mondsilber quillt,
Sie rauscht mit Lüften
Und spielt mit den Sternen.

Georg Schwarz



Abendsegen — **Giovanni Segantini**



Heinz Kistler-München — Sonnwendjoch in Tirol

Ewige Quelle

Die Ewigkeit kann ihre Melodie
Nicht mehr des Gipfels Wallfahrtskirchlein wahren,
Seit donnernd Zeppelin und sausend Ski
Der Mutter Gottes Traumweg kühn befahren
Vorbei an Gemsengrat und Adlerhorst.
Doch sein Geheimnis hütet treu der Forst:
Entrückt Lawinenwut und Eis der Gletscher,
Lebt eine Quelle noch, und ihr Geplätscher
Verlor Marias Mädchenstimme nie.

Gerd Michler

Jakob Haringer / Kleine Gedanken

Feige Hunde haben nur an der Kette Mut.

•

Viele glauben: Das Schicksal sei ein Floh, der sich von ihnen dressieren läßt.

•

Nur die Kunst und der Glaube verwandeln die schmutzige Welt in Gold.

•

Es ist spaßig: hintennach wissen wir stets, was wir hätten reden und tun sollen.

Viele verstehen es, reich zu werden, aber wenige, reich zu sein.

•

Der Jugend fehlt es an Respekt, sobald es dem Alter an Würde fehlt.

•

Oft gelten Leute für verschwiegen, die nur nichts wissen.

•

Es ist immer eine Dummheit, die anderen für noch dümmer zu halten.

Gustav Raeinen



Pylax und der Garten

Von Wilhelm Auffermann

Bald nachdem ein Trupp Zigeuner durch die Kleinstadt gezogen war, hörte eine alte verarmte Dame den jungen Hund hinter einer Hecke wimmern. Sie nahm ihn mit, taufte ihn Pylax und zog ihn auf. Die Armenpfründe reichte für beide.

Als Jungfer Therese starb, befand sich Pylax plötzlich wieder da, wo er hergekommen war. Da nahm sich der Milchhändler Lorch seiner an. Weil es die kraftlose Wassersuppe nicht konnte, halfen Flüche nach, wenn Pylax bei Morgengrauen den schweren Karren durch die holperigen verkniffenen Gassen zog und sich seine krummen Beine zitternd bogen. In dieser Zeit gingen viele Menschen durch Pylax Herz. Nichts blieb von ihnen.

Als der Milchhändler seinen rollenden Laden verkaufte, floh Pylax die Menschen und ihre Tritte, Unrast trieb ihn umher. Er lernte die dunkelsten Gassen kennen, jeden Eckstein, Brückenbogen, jede Tornische, die ihn halbwegs vor dem Unbill frostklirrender Nächte schützte. Die Müllgrube war sein Tischleindeckdich und Samstags, wenn viele Leute im Fleischerladen drängten, stahl er sich manchmal heimlich eine Wurst. So verbrachte Pylax seine Jugend in der Kleinstadt, und noch war er heimatlos in ihr wie am ersten Tage. Doch sein Leben fand einen Halt — die Stadt hatte einen Park, den verschlossenen Stadtgarten. Der Garten wurde zur Oase seines unbegründeten Lebens.

Wie eine Insel lag er mitten im Städtchen. Flache Wiesen, die von schmalen Wegen durchschnitten wurden. Breitwipflige Laubbäume und schwindsüchtige Tannen, die ernstwichtig in Gruppen beisammenstanden, als wären sie verantwortlich für die Unordnung der Wiesen, nicht geharkten Wege und des leichtversumpften Teiches mit den vier Enten. Heiser verklang hier der Lärm des Tages, obwohl die Häuser dem Park schon ordentlich zugesetzt hatten. Der Garten war wie Pylax' Seele geartet. Für alle geschaffen, von niemand gebraucht. Verschlossen. Unverlangter Baugrund. Deshalb verstand nur Pylax einzudringen. Und niemals hatte der Garten Pylax seine Tröstungen versagt, er war ihm Heimat im Heimatlosen. Wie reine Gedanken durchglitten die vier wilden Enten den Teich im Kreise.

Eines Tages fand auch die Liebe das Loch im schadhaften Zaun. Schon Tage vorher spürte Pylax ein unklares Gefühl in der Brust, die Magie des kommenden Ereignisses. Voll stand die Sonne über den Baumkronen, Schmetterlinge gaukelten erregt und waren doch langsamer als der leise Wind. Eine Amsel lockte. Da kam sie.

Springend und hüpfend näherte sie sich der Baumgruppe, zu der Pylax besonders Zutrauen hatte. Goldfadenhaft glänzte ihr helles Haar und ein Schleifchen aus Seide flatterte. Erst als sie ihren kleinen Kopf in die schäumenden Blütenäste wühlte, öffneten sich weit Pylax Augen, unendlich weit, feuchtschimmernd. Erschreckt stieß sie einen kleinen Schrei aus. Im selben Augenblick rief auch schon von weither eine schrille Menschenstimme, zerriß die Stille des traumhaften Augenblicks und Pylax war wieder allein. Wie tote Schmetterlinge fielen einige Blüten zu Boden.

Sie kam wieder.

Sie haben sich bis in den Herbst hinein still und zärtlich geliebt.

Wenn die Sonne über der Baumgruppe schwebte, wenn die Amsel sang, dann kam sie. Stets zur selben Stunde. Stets bald darauf der schrille mahnende Ruf, der Befehl des mißgünstigen Kleinstädtchens. Eines Tages aber kam sie nicht mehr, genau so unerwartet und grundlos, wie sie in Pylax Leben getreten war. Der Stadtgarten behütete Pylax' Sehnen.

Plötzlich kam die Verordnung heraus, daß der Stadtgarten nicht verbaut, sondern wieder der Öffentlichkeit übergeben werden sollte. Diese Verordnung hatte für Pylax harte Folgen. Gärtner kamen und wollten in der Verwilderung Ordnung schaffen. Drohend schlug er die Eindringlinge in die Flucht. Er konnte den Garten nicht mehr verlassen, weil er ihn nun bewachen mußte. Bald riß Hunger am leeren Magen, verwirrte seine Gedanken. Winmernd bettelte er die spätherbstlichen Bäume an, fraß eine verlaufene Feldmaus und kündigte dem Garten seine vertrauende Freundschaft. Beschuldigte ihn des gemeinen Verrats. Suchend durchscharrte er den Boden, doch überall starrte Kälte und Tod. Drei Enten waren bereits der Sonne nachgezogen, die vierte schrie flügellahm im Schilf. Er sprang zu. Sie schlug toll mit ihren breiten Flügeln, warf weit den weichen Hals vor. Es war, als würge er die eigene Seele.

Gesättigt taumelte er zu dem Baum zurück, dessen bergendes Wurzelwerk er am meisten liebte. Da rollte jäh ein Schuß. Er heulte auf, so entsetzlich heftig und doch erlöst, daß es dem lauernden Gärtner über den Rücken lief. Traurig und verwundert glitt der Wind durch den Stadtgarten, fegte die letzten gelben Blätter über Pylax. Das Herz auf vier Pfoten schlug aus.

Als Monate später der Südwind den Winter vor sich hertrieb und der Frühling wieder seinen Einzug in die Kleinstadt hielt, wurde der Stadtgarten eröffnet. Eine Dame mit einem kleinen und noch zwei kleineren Hündchen benützte oft und gerne den Garten. Das größere Hündchen betrug sich wohlgesittet, hatte helles glänzendes Haar und ein Schleifchen aus Seide. Die beiden anderen aber hatten krumme Beine und benahmen sich sehr unanständig. Dann bellte das größere Hündchen wütend in die blühende Baumgruppe. Und die Dame schimpfte mit schriller Stimme.

KÜNSTLER!

Als Saphir München verließ, war er zur Audienz bei König Ludwig befohlen. Der König sagte viel Schmeichelhaftes und daß er bedauere, Saphir scheiden zu sehen. Schließlich meinte er scherzend: „Aber einen recht losen Mund haben Sie schon — mein Lieber!"

„Majestät", entgegnete der Satiriker, „diesem Übel wäre bald abzuhelfen!"

„Wie meinen Sie das?" fragte der König interessiert.

„Majestät brauchen mir nur eines Ihrer Schlösser anzuhängen!"

*

Roda Roda wurde von einem seiner Freunde vorgeworfen, daß er zu viel produziere, zu wahllos und seinem Ruf dadurch schade. Entgegnete Roda: „Ach was, Freundchen, denke doch an Gott! Was hat der alles geschaffen, wieviel Mist ist darunter, und was hat Gott für einen Namen!"

*

Der Schauspieler Lohfeld verkörperte fast ausschließlich Könige und übertrug sein Königtum nicht selten in sein Privatleben, das er gehörig majestizierte. Nach einer Aufführung „Richard III." nahm er sein Mahl im häuslichen Kreise ein; seine Frau setzte ihm eine Speise vor, die ihm nicht mundete. Da sprang er auf, schleuderte den Teller in weitem Bogen von sich und rief uneingedenk seiner majestätischen Würde: „Ist das ein Fressen für einen König?"

*

Ein äußerst beliebter Berliner Komiker mußte infolge einiger Extempores, obwohl ein erklärter Liebling des Publikums, seine Gastspielstätte N. verlassen, kam nach Berlin zurück und unterhandelte hier wegen eines neuen Engagements, das auch zustande kam. Der Direktor in N. konnte aber den Verlust des Komikers nicht verschmerzen, hatte bei der Behörde die Erlaubnis zu seiner Rückkehr durchgesetzt und bombardierte nun den Liebling des N'er Publikums unentwegt mit Anträgen. Da verlor der Komiker endlich die Geduld und er schrieb dem hartnäckigen Direktor: „Herr, Sie sind Ritter eines Ordens dritter Klasse, Besitzer eines Theaters zweiter Klasse und ein Rindvieh — erster Klasse, lassen Sie mich nun endlich ungeschoren!"

Boileau, der berühmte französische Schriftsteller und Ästhetiker, erwiderte nie die häufigen Besuche eines Hofmannes. Dieser fragte endlich nach dem Grunde. Boileau antwortete: „Es ist ein Unterschied zwischen uns. Sie vertreiben sich die Zeit, wenn Sie einen Besuch machen, ich aber verliere sie dabei!"

BIENENDANK

Waldemar Bonsels gewidmet

Die Bienen erklärten aus Dankbarkeit
sich samt und sonders dazu bereit,
um Waldemar Bonsels zu beglücken,
Dem Dichter einen Klotz Honig zu schicken.

Herr Waldemar aber mißtraute der Sache,
er witterte eine satirische Mache...
und schickte die animalische Süße
in ein Laboratorium, zwecks Analyse.

Und gestern stand in der B.Z. zu lesen:
es sei, wahrhaftiger Gott, Kunsthonig gewesen.

Weiß-Rüthel.

Einmal ruderte Gottfried Keller mit einem Freunde über den See nach Küßnacht, denn der Wirt von Küßnacht hatte einen guten Wein. Es war schon spät nachts, als sie wieder in ihr Boot stiegen, um heimzufahren. Abwechselnd ruderten sie, eine Stunde Gottfried Keller, eine Stunde der Freund. Dann kam wieder Gottfried Keller an die Reihe, dann wieder der Freund. Der Morgen begann zu grauen, aber noch immer hatten sie das heimische Gestade nicht erreicht. Als es heller zu werden begann, stieg der Wirt von Küßnacht zum Landungssteg hinunter und sah dort zwei fleißige Ruderer. Es war Gottfried Keller und sein Freund. Erstaunt rief er ihnen zu:

„Warum tut ihr denn 's Kähnli nit abhänge, ihr Herre?"

J. H.

VOLTAIRE

Eines Tages beklagte sich der Herzog von Roquelaure bei Voltaire, daß es kein Mittel gebe, üblen Nachreden in allen Gesellschaften zu entgehen, in denen man verkehre.

„Doch. Es gibt ein Mittel", meinte Voltaire.

„Kommen Sie in jede Gesellschaft als Erster und gehen Sie als Letzter."

*

Eines Tages empfing Voltaire auf seinem Landsitz Ferney den Besuch eines Bürgers, den er nach den Sitten seiner Zeit köstlichst bewirtete.

„Es ist einfach wunderschön bei Ihnen", rief der Bürger schon am ersten Abend begeistert aus, „am liebsten bliebe ich vier Wochen hier."

Da lächelte Voltaire und sagte:

„Don Quichotte nahm die Wirtshäuser für Schlösser. Sie, mein Herr, scheinen die Schlösser für Wirtshäuser zu nehmen."



Kameraden — Franz Doll

Ein junger Autor las Voltaire ein Stück vor.

Endlich war es zu Ende.

„Wie finden Sie es?"

„Junger Mann", sagte Voltaire, „so etwas dürfen Sie erst schreiben, wenn Sie einmal berühmt sind. Bis dahin müssen Ihre Stücke gut sein."

*

Einem andern Autor, der schon einige Erfolge hinter sich hatte, antwortete Voltaire auf die Frage:

„Was halten Sie von meinem Buch?"

„Die Schwierigkeit ist hier nicht, ein Buch wie dieses zu schreiben, sondern dem zu antworten, der es geschrieben hat."

*

Am Berliner Hof widerfuhr es dem damals schon sechzigjährigen Dichter, daß er den entfallenen Fächer einer jungen und schönen Dame aufhob, die ihn lässig und ohne Dank zurücknahm.

„Madame", meinte da Voltaire höflich, „Sie verschwenden Ihre Kälte an einen Unwürdigen."



„Dem Sergeanten Racloub ist eine Kokosnuß auf den Kopf gefallen — er war sofort tot!"
„Nom d'un chien — wieder ein Opfer des verdammten Nationalsozialismus!"

DER POSTEN

Endlich hatte Thomas Nebendir einen Posten gefunden. Als Verkäufer in einem Krawattengeschäft. Am Ersten stand Thomas Nebendir eine halbe Stunde früher vor dem Laden. Noch waren die Rollbalken herunter und Nebendir pfiff sich einen frohen Marsch im Vorgefühl seiner erlangten Stellung.

Es war ein Hutgeschäft.

„Verzeihen Sie —"

Der Hutmacher lachte.

„Ich habe vor zehn Tagen diesen Laden gemietet. Der Krawattenhändler ist zugrunde gegangen. Aber Sie gefallen mir ausgezeichnet. Ich engagiere Sie. Kommen Sie am nächsten Montag."

Am kommenden Montag traf Thomas Nebendir beinahe der Schlag. Statt des Hutladens befand sich ein Delikatessengeschäft im Hause. Der Hutmacher hatte sein Geschäft aufgegeben. Nebendir war wie vor den Kopf geschlagen. Fast hätte er losgeheult wie ein kleiner Junge.

„Aber ich war doch —"

Der freundliche Delikatessenhändler tröstete ihn:

„Kränken Sie sich nicht, junger Mann. Am Fünfzehnten können Sie bei mir eintreten."

Als Thomas Nebendir am vereinbarten Tage zum Hause kam, war der freundliche Delikatessenhändler unbekannten Aufenthaltes verzogen. Im Laden befand sich jetzt ein neues Radiogeschäft.

„Sie haben Glück im Unglück", erklärte der Eigentümer, „ich suche gerade einen jungen Mann. Wenn Sie einen weißen Mantel haben, können Sie nächste Woche unbesorgt kommen."

Thomas Nebendir fiel ihm beinahe um den Hals.

Thomas Nebendir erschien mit seinem weißen Mantel in der nächsten Woche vor einem Buchladen. Der Buchhändler lachte, daß ihm die Tränen rannen. Thomas dachte bekümmert, daß er bald nichts mehr zu lachen haben werde. Und richtig, als er, von dem Buchhändler engagiert, seine Stellung antreten wollte, befand sich an Stelle des Buchhändlers bereits ein Schirmgeschäft. Das war zu viel für Thomas Nebendir. Er lachte, daß die Scheiben klirrten. Er lachte so lange, bis ihn die Rettungswache holte. Am nächsten Tage wurde er entlassen und wollte sich bei dem Schirmhändler entschuldigen. Aber er kam nicht mehr dazu. Im Laden war bereits ein Fleischer. Da stellte sich Thomas Nebendir freiwillig dem Irrenhaus.

„Jetzt ist ein Fleischer dort!" sagte er müde, „jetzt ist ein Fleischer dort!"

Der Arzt erkundigte sich bei der Polizei.

„Lieber, armer Freund", sagte er dann, „Sie scheinen an Halluzinationen zu leiden. Ich habe nachgefragt, ob sich in dem bezeichneten Haus ein Fleischer befände. Dort ist kein Fleischer. Dort ist ein Damenfriseur."

H. R.

DAS AUSLAND LACHT

Übertrumpft

„Meine Frau kann stundenlang über einen Gegenstand sprechen."

„Meine Frau braucht nicht einmal einen Gegenstand dazu." *(Life)*

Pessimismus

Söhnchen: „Wie heißt es, Pappi: der oder die Bilanz?"

Vater: „Merke dir, mein Junge: Bilanz ist immer weiblich, weil sie gewöhnlich falsch ist." *(Nebelspalter)*

Sein Wunsch

Sie (empört): Was sehe ich! Du küßt das Stubenmädchen? Ich bin sprachlos!"

Er: „Bitte, bleib's!" *(Gil Blas)*

Zarter Wink

Dame (dem Taxichauffeur ein Trinkgeld gebend): „Trinken Sie ein Glas auf meine Gesundheit."

Chauffeur: „Danke. Aber ob da ein Glas genügt? Sie sehen so elend aus." *(Ideas)*



EIN GUTER VORSCHLAG FÜR HEUTE ABEND:

Rufen Sie ein paar nette sympathische Leute an, mit denen Sie sich gut unterhalten und bitten Sie sie, zu einem Glase „deutschen Weins in schäumender Form" zu Ihnen zu kommen! Das ist keineswegs ein kostspieliges Unternehmen, denn alle Weinhandlungen und Feinkostgeschäfte berechnen für „Kupferberg Gold", der ja jetzt steuerfrei ist, nur RM. 4.50 die Flasche, alles einbegriffen.

KUPFERBERG GOLD

Ladenpreise: „Kupfer" RM. 3.— • „Gold" RM. 4.50 • „Riesling" RM. 5.50

Eine Bibliothek für Politik und Wissenschaft von seltener Vollständigkeit ist Umstände halber zu verkaufen

u. a. Die große Politik der Europäischen Kabinette. 40 Bände; Die Vorgeschichte des Weltkrieges (Werk des Untersuchungsausschusses) 4 Bände; Der Weltkrieg (herausgegeben vom Reichsarchiv) 8 Bände; Die Ursachen des deutschen Zusammenbruchs (Werk des Untersuchungsausschusses) 16 Bände; vollständiger Deutscher Geschichtskalender von Purlitz (Felix-Meiner-Verlag); vollständiger Schulthes Europäischer Geschichtskalender (Beckh'sche Verlagsbuchhandlung); Handbuch der Staatswissenschaften. Handbuch der Rechtswissenschaft; Memoiren, Biographien, Gesammelte Werke, Lexikon, Bibliophiles, gesammelte Jahrgänge wichtiger Zeitungen, die wichtigste europäische schöne Literatur.

Anfragen unter **T. B. 1721** an die Expedition der Münchner „Jugend"



1. Jahrgang Nr. 12

Herr Maierhofer geht zum Maskenball

Vorwort

Die Wahl eines geeigneten Maskenkostümes für den Fasching ist nicht immer leicht. Verzweiflungsvoll tönt aus so mancher Münchner Familie die Frage: „Als was gehe ich?“ Und in der Tat gilt es hier, tiefe Probleme zu lösen. Denn es liegt nun einmal in der Art des Menschen, daß er die kurz befristete Gelegenheit zur Vermummung dazu benützen möchte, die Eigenart seines äußeren und inneren Wesens augenfällig bis zu den letzten Möglichkeiten zu steigern, und geheimen Wunschträumen Erfüllung zu schaffen. So gibt die Maske eines indischen Maharadscha dem Realitätenbesitzer Zangerl endlich die im Unterbewußtsein ersehnte Gelegenheit, seine Neigung zu äußerem Prunk und zu schönen Frauen ungehemmt zu entfalten, so darf die verzehrende Leidenschaft des Wassermädchens Miezerl in der Maske einer glutvollen Spanierin endlich ihren wahrhaftigen Ausdruck finden. Es gilt deshalb, vor der Wahl eines Maskenkostümes tief in sich hinein zu horchen. Wo diese Schürfung versäumt wird, da entstehen mitunter bittere Enttäuschungen; niemals darf die Laune des Augenblickes über die Wahl der Maskerade entscheiden.



Herr Maierhofer wählt eine Maske

„O mei, Reserl, dösmoi woaß i scho gar net, als was i zua insern Vereinsball geh'n soll. Kosten soll's net vui, 's Maschkera, kommod soll's aa sei', damit i net wieder a so schwitz', wia unter dem Eisbär'nfell, und a weng auffall'n möcht' ma halt do aa! Dös is a Kreiz!“

„So a alter Depp wia du, tat' überhaupts am besten als Hanswurscht geh'n, aber nacha kunnt' ma vielleicht gar net merka, daß d' a Maschkera bist. Wia nur so a oider Krauderer no a Freud' hab'n ko an dera Gaudi! Kunnt' ja aa leicht wieder in meiner lila Kombinäschen als „Elfe“ geh'n, wia dazumoi, aber net zwanz'g Rooß brächten mi mehr hi, zu so an' Krampf.“

„Ja no, mir macht's halt a Freud', bal koaner net woaß, wer i bin, daß i der Herr Maierhofer Alois bi, von der Plinganserstraß'! Da kannst nacha d' Leut' recht dablecka. — Woaßt was, i geh' als Mohr. Da kennt mi koaner net. Und teuer is dö Maschkera aa net. A Kilo Stiefelwichs' kost' net d' Welt, und a alt's Hemad werd aa no da sei'. Da bi i nachat nimmer der sell Alisi Maierhofer, sondern der Kini Tschingagori vo die Hottatotten drunt! Haut scho! Dös werd a G'spaß!“

Auf dem Maskenball

„Grüß dich Gott, schöne Maske, ich kenne dich!“

„Grüaß Gott, i kenn' Ehana aa, Sie san der Herr Maierhofer von der Plinganserstraß'.“

„Halt's Mäu, schiacher Hafen — bewahre die Diskretion, schöne Maske, wollte ich sagen, i bi der Kini Tschingagori vo die Hottatotten d'runt. Werst scho g'merkt hab'n, daß i net guat deutsch reden ko!“





„O mei, Herr Maierhofer, und gestern hab'ns no a so g'schimpft im Laden, wei' i Ehana zua an' halben Pfund Aufschnitt z'vui Schwartenmag'n geb'n hab' und z'weni Cervelatwurst! So schaugn's aus die Kini, so schlampat!"

„Tanze mit mir, schöne Maske, du wirst es nicht bereuen, indem weil ich dich nacha zua a Flaschen Schampus ei'laden tua. So san mir Kini!"

„Aber Herr Maierhofer, Sö san ja ein Lebemann, ein ganz ein gewandter! Guat, drah'n ma amoi mitananda!" —

„Mei' ganz' Leb'n lang möcht' i mit Ehana so drah'n, und im Himmi aa no!"

„— — Ja wo kimmt denn jetza der Dreeck auf mei'm G'wand her? Nix wia schwarze Patzen san auf dem Kreps de Schin! A soichane Sauerei war ja do no nia da. Dös is ja a Stiefiwichs! A Negerkini, vo dem die Farb' abgeht — gibt's denn so was aa? A Fackl san S', a ganz a greislich's und koa Kini! I pfeif Ehana auf Ehanern Schampus, lassen S' ma liaber mei' G'wand chemisch reinigen, Sie ungebildeter Mensch!"

Julie Hahn



Scherenschnitt

Gute Augen

Die französische Bonne steht am Fenster und ruft dem Diener des Hauses zu: „Franz, sehn Sie doch bitte die große Aroplan am Himmel?"

„Aroplan ist männlich, Mademoiselle", erscholl es bescheiden zurück.

„Ja so, aber wie können Sie das auf so weite Entfernung feststellen?"

Ferdinand Silbereisen

Am Morgen nach der Heimkehr

„Dös oane sag' i dir, Alisi, balst ma no amoi als Mohr Maschkera gehst, schlag' i di scho glei so umananda, daß d' deine Knocha auf'm Fuaßboden z'sammaklaub'n muaßt. Vorgestern hat ma erscht 's Bett frisch überzog'n, und heut' schaugt's scho aus, als wia wann zwoa Saubär'n d'rin Fangamandl g'schpuit hätten. So, und jetz' gehst 'naus und tuast di abschrubben! A Wurzelbürschten und an' Putzsand hab' i scho hig'legt. Und balst ma a nur mit dem kloansten Fleckerl Stiefiwichs wieder 'reikimmst, reib' i di mit Glaspapier ab, nacha woll'n ma scho sehg'n, obsd' im nächsten Jahr wieder als Mohr Maschkera gehst!

Der Abwesende

„Was vermissen Sie am meisten, seit Sie verheiratet sind, Betty?"

„Meinen Mann."

(London Opinion)

Viel verlangt

„Der Oberförster erzählte vorhin, seine Frau habe ihm Drillinge geschenkt."

„Oh, dem dürfen Sie immer nur die Hälfte glauben." *(Ideas)*

Der kleine Schlauberger

Vater (dem seine Frau Zwillinge geschenkt hat, zu seinem Söhnchen): „Erwin, du kannst heute daheim bleiben und morgen sagst du dem Herrn Lehrer, du habest zwei Brüderchen bekommen."

„Kann ich nicht sagen, ich hätte einen Bruder gekriegt? Dann könnte ich die nächste Woche noch einen Tag aus der Schule bleiben und nachher dem Lehrer sagen, ich hätte noch einen Bruder gekriegt!"

Ferdinand Silbereisen

Maçon

Schlag ins Kontor



„Der Kassier ist mit einer halben Million durchgegangen! — —

Zu spät

Der Besuch blieb zwei Stunden bei der Witwe.

Der Besuch saß zwei Stunden auf dem Sofa.

Und sprach vom Wetter.

Als er ging, weinte die Witwe in der Tür:

„Ich komme über den Tod meines Mannes nicht hinweg. Wenn ich wenigstens ein Kind hätte!"

Brummte der Besuch böse:

„Jetzt sagen Sie mir das erst?" *j. h. r.*

DIE SCHERE

Frau Alwine zeigte ihrem Schwager Leo ein reizendes Reise-Necessaire, mit allerlei blinkenden Feilen und Scheren darin.

„Das hab' ich meiner Freundin Marlene zum Namenstag gekauft!" sagte sie.

„Hm, hm", meinte der Schwager, „Scheren soll man eigentlich nicht schenken. Schon ein altes Sprichwort sagt: Scheren zerschneiden die Bande der Freundschaft!"

„Das ist doch nur ein dummer Aberglaube!" lächelte Frau Alwine. Doch der Schwager protestierte:

„Sag' das nicht! Ich spreche aus eigener Erfahrung. Da war ich vor Jahren mit einem Redakteur befreundet, mit einem gewissen Semmelmann. Na, einmal vor Weihnachten denk' ich mir: was soll ich dem Semmelmann schenken? Und da fällt mir ein: eine Schere kann ein Redakteur immer brauchen! Und so hab' ich ihm eine schöne Papierschere geschenkt! Zwei Wochen später — ob du's glaubst oder nicht — ist unsre jahrelange, schöne Freundschaft in Brüche gegangen! Und warum? Weil die geschenkte Schere das Band unserer Freundschaft zerschnitten hat!"

„So, so, also alles wegen der Schere?" meinte Frau Alwine sanft, „und mir hat man damals erzählt, du seiest diesem Semmelmann fünfhundert Mark schuldig gewesen und überdies hätte er dich einmal mit seiner Frau erwischt — —!"

„Hm — ja", nickte der Schwager, peinlich berührt, „das ist dann auch noch dazugekommen ..." *R.*

„DER FLIEGENDE TEUFEL"

Im Anekdoten-Flugzeug rund um die Welt

In Kopenhagen unterhielt ich mich mit der Schauspielerin Gloria über ihren Kollegen Karl Schenstroem, den berühmten „Pat" des Films. Er läßt neuerdings alle paar Wochen eine Erklärung durch die Presse gehen: die Meldungen, daß er geisteskrank geworden sei, entsprächen nicht den Tatsachen, er fühle sich vollkommen gesund.

„Gut, jeder will Reklame für sich machen", sagte Gloria, „aber wenn einer zu so verzweifelten Mitteln greift, dann kann er sich eben auf sein Gefühl nicht mehr verlassen."

*

Vor der Ladentür zu Salamanca in Kastilien unterhielten sich zwei Geschäftsleute.

„Na, wie geht dein Laden?" fragte der eine.

„O, danke, Gran Chaco!"

„???"

„Bald scheint ein völliger Stillstand eingetreten zu sein, und dann sieht es doch wieder so aus, als ginge es weiter."

*

In Angora haben jungtürkische Studenten sich auf dem Marktplatz versammelt und zum Protest gegen das Tabakrauchen alle ihre Zigaretten und Zündhölzer zu einem Berg zusammengeworfen und verbrannt.

Als der Redakteur der „Michigan Tribune" das Kabel von seinem Angoraer Vertreter erhielt, paffte er eine dicke Tabakwolke in die Luft und murmelte: „Da hat den Kerl wieder sein miserables Türkisch im Stich gelassen. Natürlich wollen die Burschen nur die Preise für türkischen Tabak in die Höhe treiben!"

*

Nachdem das „Seeungeheuer" im schottischen Loch Neß dem dortigen Fremdenverkehr zu ungeahntem Aufschwung verholfen hatte, dauerte es nicht lange und man hatte im Loch Neß ein zweites Seeungeheuer gesichtet.

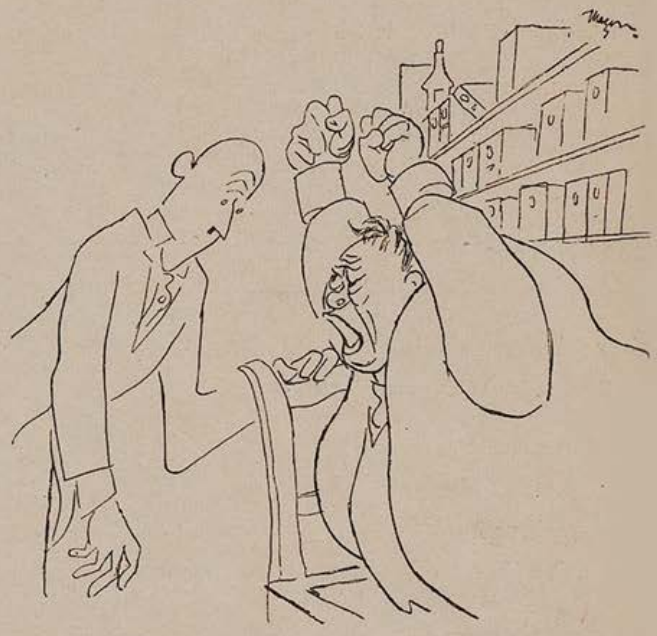
„Es ist das erstemal", sagte Mister Humphry in London beim Lesen dieser Nachricht, „daß die Schotten freiwillig noch was zugegeben haben."

*

Die Kaffeehausbesitzer von Tunis hatten eben einige hundert reizender Bauchtänzerinnen für die Fremdensaison engagiert, als der Bey von Tunis den Bauchtanz vor Fremden verbot.

Die alten Kaffeehausbesitzer kraulten sich hinter den Ohren: „Allah ist groß! Aber wird er uns die Steuergelder schenken, wenn w i r uns den Bauchtanz ansehen?"

Teha



— — und Ihren Regenschirm hat er auch mitgenommen ...!"

Der Stammtischpolitiker

Herr Trutz war immer in Opposition.
Herr Trutz hätte selber regieren müssen.
Herr Trutz hatte Anno 14 schon
ein überall besserwissendes Wissen.

Herr Trutz war damals in der Etappe,
von wo er das Ganze übersah.
Und gab es vorn an der Front eine Schlappe,
dann dröhnte Herr Trutz: „Ich wußte es ja!"

Herr Trutz war späterhin „demokratisch"
mit jedem Käseblatt um die Wette.
Ihm lauschten die Ohren der Männer am Skattisch,
als ob er das Pulver erfunden hätte.

Herr Trutz ist in der neuen Zeit
zwar national, wie er's versteht,
jedoch bei jeder Gelegenheit
erklärt er, daß ihn ein Bedenken bläht.

Herr Trutz hat nämlich politischen Blick
und lauter prima sichere Quellen.
Er möchte mal vorwärts und mal zurück
und sich und den andern den Weg verstellen.

Sebastian Premm

Unterschied

Der Gauner stand vor dem Richter.

Der Richter schaute aus den Akten auf.

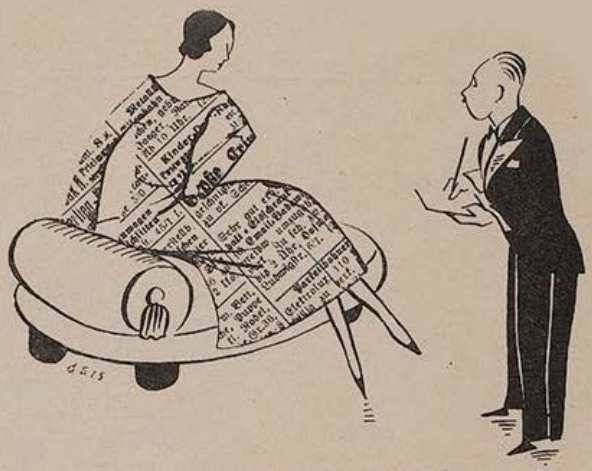
„Seit Ihrer letzten Strafe sind zwei Jahre vergangen. Wenn Sie sich zwei Jahre brav gehalten haben, warum sind Sie dann wieder rückfällig geworden?"

„Ich bin nicht rückfällig geworden!"

„Wieso?"

Der Gauner grinste:

„Mich habens bloß zwei Jahre nicht erwischt." *j. h. r.*



Das Interview:

„Die Ursache meines Erfolges? Man liest mich überall, zu Hause, im Lokal, beim Friseur, oder auf Reisen. Ich habe ein besonders gutes Publikum, das gerne auf mich hört. Trotzdem habe ich keine „Starengage" nein,— ich bin billig." Ich die „Kleine Anzeige der Jugend." Bitte wenden Sie sich an die Anzeigenabteilung der Jugend, München, Herrnstraße 10.

Probieren Sie die DIE KLEINE ANZEIGE der „Jugend"

DIE GUTE GESICHTSPFLEGE
nach Dr. Scheidig
BERTA LECHNER, MÜNCHEN
Elisabethstr. 4 Fernruf 371635

Zur Anfertigung jeder Art Drucksachen empfiehlt sich
G. Hirth Verlag AG.
München, Herrnstr. 10

Gebrauchte
ADRESSIERMASCHINE
wird preiswert abgegeben
G. Hirth Verlag AG., München Herrnstraße 10/I

Jeden Abend! Jeden Morgen!
Chlorodont
die beliebte Qualitäts-Zahnpaste

Neurasthenie
Nervenschwäche, Nervenzerrüttung verb. mit Schwinden d. best. Kräfte. Wie ist dieselbe v. ärztl. Standpunkte aus ohne wertlose Gewaltmittel zu behandeln u. zu heilen? Wertvoller, n. neuest. Erfahrungen bearbeitet. Ratgeber für jedermann, ob jung oder alt, ob noch gesund oder schon erkrankt. Geg. Einsendg. v. M. 1.50 in Briefmarken zu beziehen vom
Verlag Silvana 66, Herisau (Schweiz).

Vorzitta-Bonbons Sulm
Husten
Heiserkeit
In allen Apotheken erhältlich



Fidus-Bilder
in Postkartenformat, Wiedergaben der besten Werke dieses Berliner Meisters, sind zum Preise von 50 Pfg. für die Serie von 12 Stück herausgegeben.
Der großen Verehrergemeinde von Fidus wird diese Veröffentlichung willkommen sein.
G. HIRTH VERLAG AG.
München, Herrnstraße 10



Wer nach München kommt, wer in München lebt, geht ins
Café am Dom
Das bekannt gute, vornehme Familien-Café / München / Kaufingerstraße 25

30 Flaschen feinste Weine
9 Sorten 36 Mk. franko Nachnahme
Kappesser Ww., Hahnheim 53 b. Nierstein

Inserate in der „JUGEND" finden weiteste Verbreitung!

KUNSTPOSTKARTEN
in vortrefflichem Vierfarbendruck nach Bilderwiedergaben aus der »Jugend« liefern wir 12 St. für 90 Pfg., die ganze Serie von 130 St für RM. 6.— franko
G. HIRTH VERLAG AG.
München 2 NO — Herrnstraße 10

Schöne Bilder
an den Wänden machen die Wohnräume behaglich. Wo das Geld für Erwerbung von Originalen fehlt, hat der Bilderliebhaber Ersatz an den Vierfarben-Kunstblättern der „Jugend", die zu den erstaunlich billigen Preisen von 50 Pfg., 75 Pfg. und 1.— Mk. je nach Größe durch den Kunsthandel und den unterzeichneten Verlag zu beziehen sind. Der reich bebilderte Katalog (Preis RM. 2.70) erleichtert die Bestellung.
G. Hirth Verlag AG., München, Herrnstr. 10

Lest den
Sportfischer
die vortrefflich ausgestattete Fachzeitschrift.
Halbjahrespreis 3 M.
Fischereisport-Verlag
Dr. Hanns Schindler
München NW 2
Karlstraße 44

Ein Buch fürs Leben ist: KREMPELHUBER
Für Stille Stunden
Die gesunde und praktische Lebensweisheit nach gesammelten Erkenntnissen der Philosophie vom Altertum bis zur Gegenwart.
450 Seiten in Ganzl. geb. nur RM. 2.85 zuzügl. 40 Pfg. für Porto.
Zu haben in den Buchhandlungen od. beim unterzeichneten Verlag
G. HIRTH VERLAG AG. MÜNCHEN, HERRNSTRASSE 10

Bei etwaigen Bestellungen bittet man auf die Münchner „Jugend" Bezug zu nehmen

Die Mißvergnügten!

Josef Geis



„Stinkfad heute — und wie hat man sich früher amüsiert — — !"



„Geradezu stimmungslos! Wirkliche Geselligkeit gab es nur im Mittelalter."



„Das goldene Zeitalter ist dahin — die Germanen waren heiterer als wir!"



„Quatsch — die ewigen Sonnwendfeste —, man hätte im alten Athen leben müssen!"



„Tödliche Langeweile — gemessen an der orgiastischen Fröhlichkeit unserer Ahnen..."



„Geh zua Eva — — dös is do koa Amüsema; ich glaub, daß ma vor unserer Erschaffung viel zünftiger war!"

GRUND

Saul will sich von Selma scheiden lassen.

„Warum, Saul?"

„Sie redet ununterbrochen den ganzen Tag. Sie redet früh — sie redet am Abend —, ob es Nacht ist, ob es Tag ist —, sie redet und redet."

„Von was spricht sie denn?"

„Das sagt sie nicht." *j. h. r.*

LOGIK

Großmutter war gestorben.

Das Enkelkind stand traurig.

„Großmutter ist jetzt im Himmel", tröstete die Mutter, „sie sieht auf dich herab."

Das Kind weinte verzweifelt:

„Sie kann mich eben nicht sehen! Sie kann mich eben nicht sehen!"

„Warum denn nicht?"

Das Kind weinte immer stärker:

„Sie hat doch ihre Brille liegen gelassen."

j. h. r.

GROSSVATER

Großvaters Bild hängt über dem Sofa. Es ist ein Brustbild und die kleine Evi kannte den Großvater nur von diesem Bild, da er in Amerika lebte. Heute kam er zum ersten Male zu Besuch. Evi lief ihm entgegen, dann aber rief sie in höchstem Erstaunen:

„Mama, Großvater hat ja Beine!"

j. h. r.

DER PATIENT

Der Arzt schickte die Rechnung. Der Patient schickte einen Scheck. Drei Tage später rief der Arzt an:

„Ihr Scheck ist zurückgekommen."

Der Patient nickte:

„Die Krankheit auch."

LIEBE

„Dreißig Jahre bin ich verheiratet und habe jeden Abend zu Hause bei meiner Frau zugebracht!"

„Ja, das ist Liebe!"

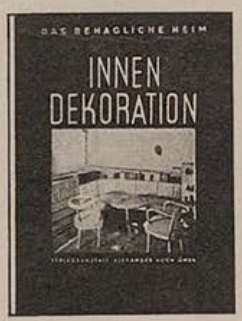
„Nein, das ist die Gicht!"

Ferdinand Silbereisen

Beneiden könnte man einen Menschen, der so recht herzhaft in eine dicke Stulle beißt und auf beiden Backen kaut. Und doch würde ein jeder dazu imstande sein, der regelmäßig abends und morgens seine Zähne mit der hochwertigen Qualitätszahnpaste Chlorodont pflegt. Nicht nur die Mühe ist gering, sondern auch die Ausgabe, denn Chlorodont ist eben eine Zahnpaste von höchster Qualität, und darum ist sie sparsam und billig im Gebrauch.

Das behagliche Heim

Dr. Alexander Koch's



INNEN-DEKORATION

nach wie vor anerkannt beste internationale Zeitschrift unter Mitarbeit namhafter Architekten über

Neuzeitliche Wohnungskunst

Reichillustriertes Probeheft RM. 2.80 postfrei

Verlagsanstalt Alexander Koch, G.m.b.H., Stuttgart O 42

DIE KUNSTZEITSCHRIFT



„Der Sportfischer"

soll von **jedem waidgerechten** Sportfischer gehalten werden... *„Der Sportfischer"* bringt Text- und Bildermaterial aus aller Welt, darunter auch große mehrfarbige Kunstdrucke

½jährl. RM. 3.—, jährl. RM. 6.—. Man abonniert bei seinem Briefträger, beim Postamt oder direkt beim

FISCHEREISPORT-VERLAG DR. HANNS SCHINDLER,

Fischerei-Buch- u. Kunsthandlung

München NW 2, Karlstraße Nr. 44

Tel. 596160

DEUTSCHEUROPA

VIERTELJAHRESSCHRIFT FÜR DIE ERNEUERUNG EUROPAS AUS DEM REICHSGEDANKEN, HERAUSGEGEBEN VON DR. DR. DR. **HANS K. E. L. KELLER** FÜR DIE DEUTSCHEUROPÄISCHE ARBEITSGEMEINSCHAFT

Inhalt des letzterschienenen Heftes:

Karl Anton Prinz Rohan: Erziehung zum Reich
Wladimir von Gzowski: Erwachendes Staatsbewußtsein
Stimmen der Zeit
Kampf um Deutscheuropa

Preis des Heftes RM. —.60 • Jahresbezugspreis RM. 2.—

Heft 1 (Alois Dempf, Vergangenheit und Gegenwart des Reichs) kann für RM. 1.—, Heft 2 Leopold Ziegler, Zehn Leitsätze zur Wirtschaft) und Heft 3 (Hans K. E. L. Keller, Die deutsche Idee, Völkerrecht) können für je RM. —.60 nachgeliefert werden.

Im Kampfe gegen alle internationalistisch-paneuropäischen Programme bekennt sich die (im Sommer 1931) begründete Deutscheuropäische Arbeitsgemeinschaft zur deutschgeschichtlichen völkisch-übervölkischen Idee des Reiches als Leitgedanke einer Völkerrechtspropaganda auf weiteste Sicht. Ihr Ziel heißt: **Geistig gerüstet sein für den Tag, an dem die deutsche Revolution zur europäischen wird.**

Im Buchhandel oder unmittelbar vom Kommissionsverlag

G. HIRTH VERLAG AG., MÜNCHEN

Begründer: Dr. GEORG HIRTH. — Verantwortlich für die Schriftleitung: ARNOLD WEISS-RÜTHEL; für die Anzeigen: GEORG POSSELT, beide in München. — Verlag: G. HIRTH VERLAG AG., München. — Für die Herausgabe in Österreich verantwortlich: J. RAFAEL, Wien I, Graben 29a (Eingang Trattnerhof). — Für die Redaktion in Österreich verantwortlich: MARIANNE RAFAEL, Wien XIX, Hochschulstraße 25. — Alle Rechte vorbehalten. — Nachdruck strengstens verboten. — Copyright by G. HIRTH VERLAG AG., München. — Druck: G. HIRTH VERLAG AG., Buch- und Kunst-Druckerei, München, Herrnstraße 10. — D.-A. 9000. — Entered as second class matter, Postoffice New York, N. Y. — Manuskripte sind nur an die Redaktion der „Jugend", München, Herrnstraße 10, zu senden: Rücksendung kann nur erfolgen, wenn Rückporto beiliegt.

Der Konkurrent!



Petrus: „Aber den Bart müssens fei' runter tun, lieber Bahr, sonst geht meine ganze Autorität flöten . . ."

JUGEND

PREIS 60 PFENNIG

MÜNCHEN 1934 / NR. 8



J U G E N D
39. JAHRGANG 1934 / NR. 8

JAHRESKALENDER

Von Arnold Weiß-Rüthel

Die Sonne steigt,
der Regen fällt —
auf Tag folgt Nacht,
auf Nacht folgt Tag, ...
der Mensch hat seiner Uhren Schlag
auf diesen Wandel eingestellt.

Der Frühling kommt,
der Winter geht,
die Frucht wird Brot,
der Halm wird Spreu, ...
der Bauer folgt dem Wandel treu:
der Sämann sät —
der Schnitter mäht.

Die Blume blüht —
und sie verdirbt;
der Frost zerstört,
die Erde nährt, ...
was kommt — das geht,
was geht — das kehrt
zurück und wird,
indem es stirbt.

DAS GLÄSERNE ATTENTAT

VON WOLFGANG KÖHLER

Als Gouverneur des Bezirkes Terw und ein vom Zaren Begünstigter befand sich Michael Araktschejew im Besitz ausgedehnter Ländereien, deren jede er mit einem Schloßbau versah. Denn da er es sich in den Kopf gesetzt hatte, seiner Stellung im Reiche zum Trotz alt zu werden, älter als alle seine Vorgänger — es war dies sein Steckenpferd — so verbot er sich das längere Verweilen an einem Ort wie überhaupt jede Gewohnheit, um nicht den Anschlägen auf sein Leben Vorschub zu leisten. Dazu studierte er sorgfältig die Methode vorkommender und vorgekommener Attentate und machte sich mit den verschiedenen Systemen der Höllenmaschinen wohl vertraut; und auch um die Organisation jener Geheimbünde, die dann beim Tode des Zaren die unglücklichen Dezembermänner stellten, wußte er einigen Bescheid.

So war es diesem auch körperlich gewaltigen Manne fünf Jahre hindurch gelungen, allen Versuchen, ihn so oder so zu beseitigen, mit einer Gewandtheit zu entwischen, die zu seinem Äußeren in keinem Verhältnis stand. Auf den ersten Anblick erschien er, der von herkulischer Stärke war, eher plump und feist, und seinen behenden Verstand verbarg der massige Körper aufs beste. So kam es, daß ihn die Höflinge ebenso achteten wie seine Bauern, jene, weil er ihnen hinter ihre Schliche kam, und diese, weil er ihnen durch seine Kraft, mit der er etwa ein Fuhrwerk aus dem Graben stemmte, Furcht einflößte.

Nun glitt er im Dreigespann flink durch die Winternacht zu seinem Samonowschen Gute. Der Schnee ächzte unter den Kufen, und die Luft war so klar und kalt, daß die Pferde den Atem in sichtbaren Wölkchen aus den Nüstern stießen. Der Himmel aber wölbte sich als eine Schale von funkelnder Pracht über die weiße Fläche, die sich nach allen Richtungen hin zum Horizont erstreckte, bis sie sich allmählich zu senken und von Sträuchern, Markierungen, dann Holzschuppen durchsetzt zu werden begann. Er näherte sich seinem Dorfe.

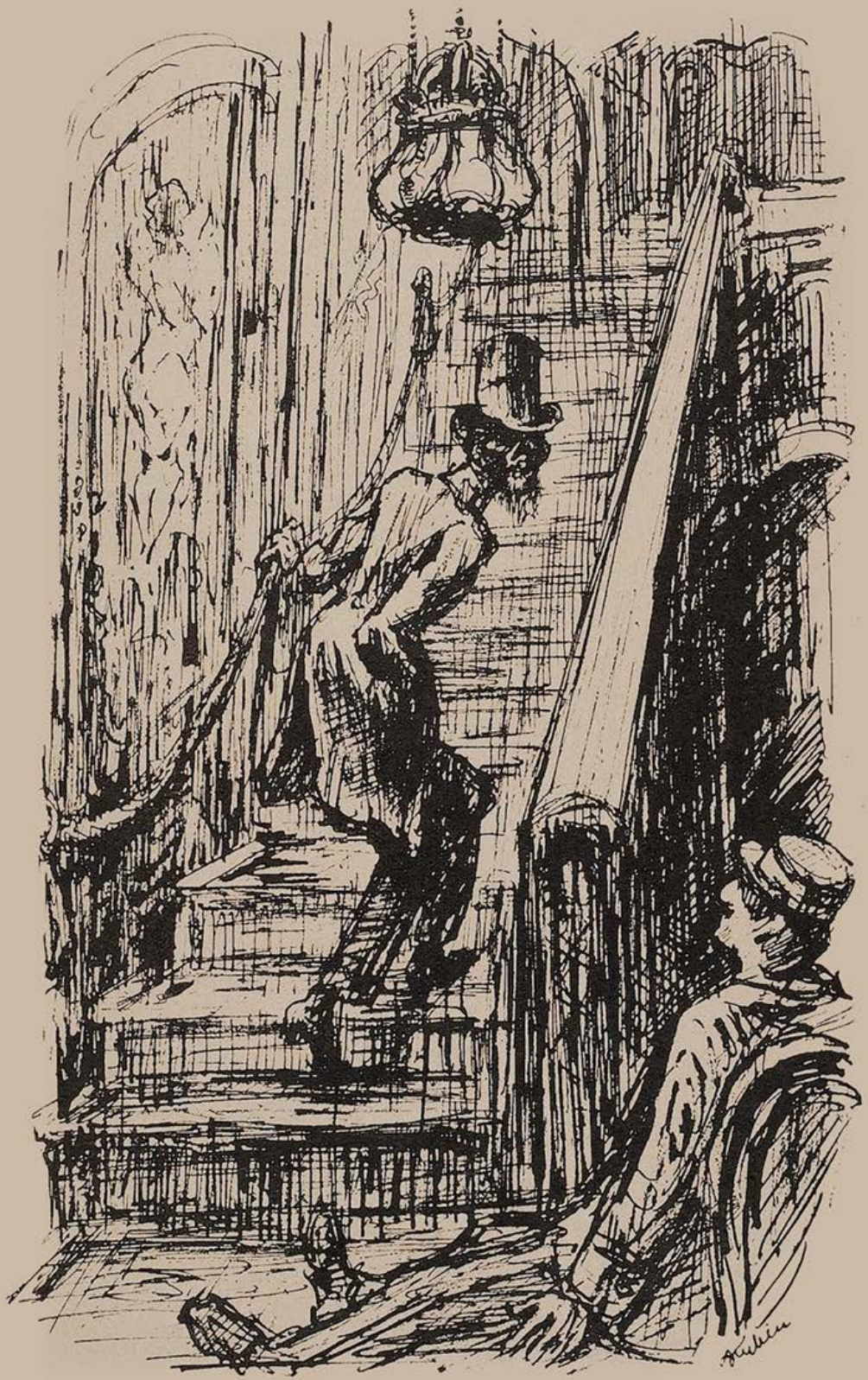
Von einer leisen Unruhe abgesehen — fuhr er doch immerhin in die Höhle des Bären, um ihn zu erlegen — war Araktschejews Laune heute so gut wie seine Verdauung. Wenn gewisse Leute wüßten, dachte er, daß ich, zur Nachtzeit und allein, ganz allein, diese einsame Strecke gefahren bin. Aber sie vermuten mich noch im Kreml, die gewissen Leute, oder im Palais Eswolski. — Und pfeifend bog er durch das stattliche Tor, das den Gutshof gegen die Straße abschloß.

Der erste Knecht, der ihm, eine Fackel in der Hand, entgegenkam, es war Nikitin der Säufer, nahm ihm die Zügel ab und half ihm vom Sitz. Man war an seine überraschenden Besuche gewöhnt? Wo ist Dmitri? fragte Araktschejew. Im Turm, brummte der Alte und runzelte die Brauen, daß man seine winzigen Äuglein nicht mehr sah.

Dmitri, der Verwalter, befand sich in dem an die hintere Hofecke angebauten Turm, der, mit einem Lichtschein aus dem Dachfenster, mächtig in die Finsternis ragte. Dmitri war der Sohn eines jüdischen Arztes und hatte, wie sein Herr, ein Steckenpferd von allerdings ganz anderer Art. Er beschäftigte sich mit der Optik. Am Tage schliff er Linsen und baute sich Instrumente, mit denen er nachts gespenstische Bilder an die Wand warf. Dabei hatte er die Angewohnheit, mit sich in seiner Muttersprache laut zu reden — kein Wunder, daß ihn das Gesinde als einen Zauberer fürchtete, was wieder die Wirkung hatte, daß die Leute selbst dann arbeiteten, wenn er nicht dabei stand. Er pflegte von seinem Turmzimmer aus durch ein Teleskop die Felder zu überblicken, und man glaubte sein schrecklich bewaffnetes Auge immer auf sich gerichtet. Mittels Spiegelvorrichtungen blickte er selbst in die Winkel des Hofes ohne daß man ihn sah.

Eben in den Bau eines Mikroskopes vertieft, hörte er nicht wie der Gouverneur eintrat. Der schlug ihm nun nach seiner Gewohnheit derb auf die Schulter, daß die allenthalben herumstehenden Gläser klirrten und die Lichter tanzten. Eigentlich hatte ihm Araktschejew noch nie getraut, aber er hatte ihn als den besten Landwirt unter seinen Verwaltern geschätzt.

Der Getroffene fuhr herum, Araktschejew glaubte ein kleines Aufleuchten hinter seiner scharfen Brille zu bemerken. Ihr seid es, Herr, rief er, welche Freude. Und dann begann er sogleich von einem Viehhandel zu erzählen, den er aufs beste abgeschlossen hatte. Araktschejew hörte ihn an, streckte sich und gähnte. Wenn du wüßtest, Dmitri, wie wohl mir ist,



Der Gast

Kubin



Reitberg bei Dietramszell — **Georg van Dillis †**

sagte er. Eine Nacht nicht der Tyrann zu sein, in Ruhe schlafen zu können, unter treuen Menschen. Er ärgerte sich sofort, daß er „treue Menschen" gesagt hatte. Das macht ihn mißtrauisch, wenn er klug ist, dachte er. Und klug ist er, es wird kein leichtes sein ihn zu treffen. Und mit Behagen erinnerte er sich des anonymen Briefes, der Dmitri als Angehörigen des Bundes der vereinigten Slaven bezeichnet und ihm, Araktschejew, geraten hatte, beim Besuch seines Samonowschen Gutes sich möglichst im Freien aufzuhalten, und zwar tagsüber, während der Nacht habe er nichts zu befürchten.

Es traf sich glücklich, daß der folgende Tag so hell anbrach, wie die Nacht klar gewesen war. Araktschejew verließ schon am Morgen das Haus und sah sich bei den Bauern um; mittags ließ er sich auf einer der längs der Allee stehenden Bänke nieder, die hinter dem Haus durch einen offenen Park gegen Osten führte. Es war hier um diese Stunde so warm, daß es sich selbst im Winter unter offenem Himmel sitzen ließ. Und ein Sonnennarr war Araktschejew schon immer gewesen, im Gegensatz zu den meisten seiner Landsleute; ein heller Tag machte ihn bis zum Leichtsinn fröhlich, und mit drei Steppenpferden vor dem Schlitten über den glitzernden Schnee zu jagen war ihm ein Genuß für den er alle Soireen des Petersburger Winters herschenkte. Ja wir müssen die Behauptung, er sei ohne Gewohnheit gewesen, berichtigen: die im russischen Winter so kostbare Sonne verführte ihn, sich gern auf diesen Bänken niederzulassen.

Übrigens war der einzige Grund, warum man ihm nachstellte, eben seine Begünstigung durch den Zaren. Er war weder ungerecht noch grausam, und sein Steckenpferd bildete, wie gesagt, nur das Bestreben, den Anschlägen auf sein Leben geschickt zu entgehen.

So gab er denn heute dem verdutzten Diener den Befehl, das Essen heraus zu bringen und auf den Tisch vor der dem Hause am nächsten stehenden Bank zu setzen. Jener Diener war wieder Nikitin der schnauzbärtige Säufer, der ihm am Abend vorher, die Fackel in der Hand, als erster begegnet war.

Dieser Alte hatte gewiß noch nie ein trauliches Wesen gezeigt. Was seine Trunksucht betrifft, so frönte er ihr nicht etwa chronisch, sondern in unregelmäßigen Abständen, um, wie er sich bekreuzigend sagte, den Bösen zu betäuben. Denn er war ein Kauz und durchaus nicht ohne Witz, ja er verstand sich sogar auf die Heilkunst; doch man sah ihn nicht sehr gerne, weil er ohne Stäte in seinem Leben war; jetzt fleißig und dann faul, heute bissig wie ein Wolf und morgen fröhlich wie das Osterfest, bald frei umherspringend, bald seufzend hinter dem Ofen kauernd. Und die Unruhe ist eine gespenstische Eigenschaft, weiß Gott.

Araktschejew hatte ihn trotzdem gerne. Der Alte war ihm schon in der Kinderzeit vertraut gewesen, und das Verhältnis der beiden glich dem eines armen Vaters zu seinem reichgewordenen Sohn. Als daher Nikitin die dampfende Schlüssel voll Haferbrei auf den Tisch stellte, hielt er ihn am Kittel fest. Der Alte grunzte, er schien besonders übler Laune zu sein.

Wieder getrunken, he? fragte Araktschejew blinzelnd, was gibts denn zu murren. Was fehlt denn? — Kümmert Euch um Eueres, Herr, ich rat Euch gut. — Was meinst du, Alter? Komm, setz dich her und erzähl.

Die Aussicht vor ihnen ging wie durch ein Fenster zwischen zwei Bäumen, deren kahle Äste ineinandergriffen auf das Feld hinaus, auf dem die blendenden Flächen und die blauen Schatten der Wintersonne lagen, und an deren Horizont jetzt, scharf wie ein Schattenriß gegen den

Himmel, eine Gestalt sichtbar wurde. Teufel, da ist er, knurrte Nikitin. Wie die Figur herübersah, fuhr ihr ein Blitz über das Gesicht, doch Araktschejew erkannte, daß es die reflektierenden Brillengläser des Verwalters waren.

Der Bauer ballte die Faust gegen ihn hinüber, nehmt Euch in acht — vor dem, wollte er sagen, aber er kam nicht mehr dazu. Unter der in einiger Entfernung von ihnen stehenden Bank und kurz nacheinander unter allen Bänken, die längs der Allee standen, entlud sich ein furchtbarer Knall und die beiden wurden durch einen mächtigen Stoß zu Boden geschleudert.

Araktschejew hatte während des Vorfalls merkwürdigerweise keinen Gedanken an die etwaigen Folgen, sondern er beschäftigte sich in der Sekunde, in der er sich zwischen Bank und Boden befand, nur mit der möglichen Ursache. Er war geistesgegenwärtig und erfahren genug um zu bemerken, daß ihn nur der Luftdruck einer Sprengwirkung getroffen hatte, und so brach er die Untersuchung seines Körpers bald ab und sprang auf die Bank zu, von der er so ungestüm entfernt worden war. Sich beugend, bemerkte er unter dem Sitzbrett einen winzigen Scherben angebracht, der lustig in der Sonne funkelte. Nikitin kam nun auch, zitternd und sich fortwährend bekreuzigend. Sobald er aber den Scherben in Araktschejews Hand erblickte, brach er in heulendes Fluchen aus und schüttelte wieder die Faust in der Richtung, nach der Dmitri davongegangen war. Araktschejew hatte den Splitter eine Weile betrachtet, da fiel ihm auf, daß es nicht eine ebene, sondern eine gewölbte Glasfläche war von der Form, welche die Gelehrten „Sammellinse" nennen. Ein Gedanke durchfuhr ihn, er hielt das Stück wieder an die Stelle, wo es gewesen war: die hindurchgehenden Sonnenstrahlen wurden in einem winzigen Punkt auf der Erde vereinigt. Halte die Hand unter diesen Fleck, befahl er. Aber der Alte zog sie sogleich wieder zurück und rieb sie verdrießlich. Versteht Ihr Euch auf die Künste? fragte er. Ein wenig, meinte Araktschejew. Es wird gut sein, wenn du nun die Erde dort, wo der Sonnenfleck war, wegscharrest. Nikitin tat es, die Stelle war schneefrei und gar nicht hartgefroren, ja die Erde ließ sich zu einem schwarzen Pulver zerreiben, zu Zündstoff. Araktschejew verstand sich auf die Materie. — Und nun tritt wieder in die gleichen Fußspuren wie vorhin als du mir den Brei brachtest. Der Alte folgte dem Befehl. Sein Schatten bedeckte den Boden genau neben der Stelle, wo das Pulver lag; wenn er die Faust schüttelte wie er es getan hatte, huschte ihr Schatten darüber hin.

Ihr versteht mich, sagte Araktschejew seinen Freunden, denen er die Geschichte später erzählte. Der Kerl hatte ein Brennglas unter jeder Bank so angebracht, daß die gesammelten Strahlen der Mittagssonne das darunter geschüttete Pulver zur Explosion bringen mußten. Er rechnete, daß ich mich dann im Freien befinden würde, und da es Mittag sein mußte, würde ich mich auf eine der präparierten Bänke setzen. Er rechnete nicht, daß ich mich dann just mit meinem struppigsten Bauern unterhalten, und daß dieser just die Faust gegen ihn ballen würde.

Was war mit jenem Brief? fragte man.

Ich vermute, daß jenen Brief, durch den ich vor Dmitri gewarnt wurde und der mir riet, mich tagsüber außerhalb meines Samonowschen Gutes aufzuhalten, er selbst geschrieben hat. Er wußte, daß ich niemand an den Kragen gehe, ohne ihn überführt zu haben. In der Tat bin ich auf den Brief in gewissem Sinn hereingefallen, und das ist der einzige störende Umstand in der Aufdeckung des gläsernen Attentates, auf die ich mir übrigens viel zugute tue. — Und was ist aus ihm geworden? — Wir fanden ihn unweit im Schnee, der von seinem Blute gerötet war; als er merkte, daß ich noch lebe, schnitt er sich mit einem seiner verfluchten Glassplitter die Pulsadern auf.



Heroische Landschaft

Kurt Weinhold-Calw

JAKOB HARINGER:

DER NASENHÄNDLER

In einem Gasthofe saßen bei der Mahlzeit mehrere Reisende und unter ihnen auch ein alter Krämer aus einer wenige Meilen entfernten Stadt, der als ein Geizhals bekannt war. Der Krämer hatte eine große Nase, die feuerrot war und die drei kleine Auswüchse zierten, so daß ihr Besitzer, der wegen seines bekannten Geizes ohnedies nicht beliebt war, oft ihretwegen verspottet wurde. Dem Krämer gegenüber hatte sich ein Fremder niedergelassen, den man für einen Handelsreisenden halten konnte; der betrachtete mit Aufmerksamkeit den Krämer und besonders dessen Nase.

Der Krämer fühlte sich veranlaßt, mit dem Fremden mehrere Worte zu sprechen, und gab zu verstehen, daß ihn die ungebührlich lange Betrachtung seines reichlich ausgestatteten Riechorganes sattsam verdrieße.

Aber wie erstaunte der karge Mann, als ihm der Fremde mit größter Höflichkeit zur Antwort gab: „Sie werden über meine Ihnen etwas beleidigend vorkommende Betrachtung Ihrer stattlichen Nase nicht mehr zürnen, wenn Sie meine Rechtfertigung gehört haben. Ich bin der Agent einer großen Nasenhandlung und reise im Auftrage eines Handlungshauses, um die stattlichsten Nasen zu kaufen. Ihre Nase ist nun — ohne Schmeichelei — die schönste und erhabenste, welche mir bisher vorgekommen ist. Auch habe ich bereits einen schönen Vorrat von Nasen aus allen Ständen, aber Ihre Nase wäre mein Triumph und die Zierde des ganzen Warenlagers!"

Voll Zweifel, was er sich von dieser Rede denken solle, schwieg der Krämer ein Weilchen, und der Nasenkäufer fuhr deshalb fort: „Sie scheinen an meinen Worten zu zweifeln? O, sprechen Sie nur die Summe aus, welche Ihnen genügend wäre für diesen Schmuck — für diese Königin aller Nasen, fordern Sie dafür, was Sie wollen!"

„Aber mein Herr", rief der Krämer unwillig, „wie kann man eine Nase verkaufen, wenn man noch lebt?"

„O, vom Leben ist keine Rede", sprach der Nasenhändler. „Solange Sie leben, behalten Sie Ihre Nase in Frieden, erst nach Ihrem Tode tritt die Handlung in deren Alleinbesitz. Ich biete Ihnen hundert Taler in klingender Münze für die Nase und bin nur der Besitzer, wenn Sie gestorben sind; so behalten Sie ja die Nase durchs ganze Leben!"

Dem geizigen Krämer schien es jetzt einzuleuchten, daß er ja auf diese Weise einen unerhört vorteilhaften Handel schließen könnte; er fragte vorsichtig den Nasenhändler. „Wenn ich nun Ihren Wunsch erfülle und den Handel abschließe, erhalte ich sodann von Ihnen die genannte Summe?"

„Sobald Sie vor der Gesellschaft hier, die als Zeuge für mich und Sie gültig ist, den Handel redlich abmachen, erhalten Sie die hundert Taler!"

Fröhlich rief der Krämer: „Ja, ich bin mit Ihrem Angebot vollkommen zufrieden. Sie sollen nach meinem Tode die gekaufte Nase haben!"

„Schön, der Handel ist abgeschlossen, aber ich habe noch eine Bedingung zu machen, nämlich wegen des Reugeldes, denn es könnte Sie oder mich der Handel gereuen; daher wird festgesetzt, daß derjenige, welcher von uns beiden sein Wort zurücknimmt, vom ganzen Handel nur ablassen kann, wenn er dem anderen zehn Taler Reugeld bezahlt."

Vergnügt rief der Krämer: „Damit bin ich gern einverstanden!"

Kehraus



Scherenschnitt J. Hahn

„Nun gut, die ganze Gesellschaft ist Zeuge, und ich fordere diese Herren auf, über Erfüllung der festgesetzten Bedingung immer zu wachen."

Mit schwer unterdrücktem Lachen gelobten das die Anwesenden, die dem seltsamen Handel gelauscht hatten. Der Nasenhändler war froher Laune und flüsterte dem Kellner zu, er solle das Bestellte bringen. Der Kellner entfernte sich und kehrte bald mit einem glühenden Brenneisen in der Hand zurück, das ihm der Reisende abnahm. Damit fuhr er schnell nach der Nase des Krämers, der erschrocken zurückwich. Als er sich wütend nach der Ursache der Mißhandlung, die seiner Nase zugedacht war, fragen wollte, stand der Nasenkäufer mit dem glühenden Eisen schon wieder neben ihm und bat ihn freundlich, er solle seine Nase ein Weilchen herhalten, weil er sie, die er doch gekauft habe, mit dem Stempel seiner Firma bezeichnen müsse, um sie wiederzuerkennen. Der Krämer geriet in Zorn und verbat sich ein solches Ansinnen, allein der Nasenhändler bestand auf seinem erkauften Rechte und rief die zu Zeugen gebetene Gesellschaft um Beistand an. Alle traten auf seine Seite und behaupteten, daß er im Rechte sei.

Was sollte der geizige Krämer tun? Nach langem, vergeblichen Sträuben mußte er sich doch entschließen — da er seine Nase unbezeichnet behalten wollte — von dem geschlossenen Handel zurückzutreten und dem Nasenkäufer zehn Taler Reugeld zu bezahlen. Mit lauten Verwünschungen über seinen Verlust verließ der geizige Krämer den Gasthof, in dem man seine Habsucht so derb gestraft hatte.

Der Nasenagent aber war ein lustiger Vogel, der sich mit der Gesellschaft verschworen hatte, den geizigen Krämer zu prellen. Kaum war der Geizhals fort, begann die ganze Gesellschaft erst recht lustig zu werden. Es wurde so lange getrunken, bis des Krämers zehn Taler im Besitze des Gastwirtes waren. Aber der Krämer mied von nun an ängstlich das ihm so gefährlich gewordene Gasthaus, was sich der Wirt nicht sehr zu Herzen nahm, da der geizige Kunde beinahe nichts zu verdienen gegeben hatte, während die lustige Gesellschaft sehr oft bei ihm einkehrte.

RANDBEMERKUNGEN

Die Schule der öffentlichen Meinung muß man durchmachen und suchen, ganz gleichgültig gegen dieselbe zu werden.

*

Manchmal schämt sich einer für die ganze Menschheit.

*

Mancher glaubt, es sei dem lieben Gott furchtbar unangenehm, wenn er nicht an ihn glaubt.

Sei Leu! Wenn Narrenhände
Dir in die Mähne kratzen,
Dann mach dem Spiel ein Ende
Und zeige deine Tatzen.

Nicht die Gunst, sondern vielmehr die Ungunst der Verhältnisse ist der Hammer, welcher den rechten Mann schmiedet.

*

Wenn dich auch alle verlassen: Dich, dich hast du ja noch!

*

Menschen, die niemals über Dinge reden, von denen sie nichts verstehen, pflegen für unbedeutend gehalten zu werden.



Tolle Antworten

Erzählt von Hans Bethge

Friedrich der Große hatte eine große Hochachtung vor den Franzosen, nicht nur vor ihrer Kunst und Wissenschaft, sondern auch vor den französischen Soldaten. Doch hatte er verfügt, daß kein Franzose als Rekrut für seine Armeen angeworben werden dürfte.

Eines Tages meldete sich bei Hauptmann Lindberg ein junger Franzose und äußerte den Wunsch, in der preußischen Armee dienen zu dürfen. Der Hauptmann wies ihn erst ab, dann schwankte er. Da es sich hier um einen besonders stattlichen, sympathisch aussehenden Menschen handelte, mochte er nicht auf ihn verzichten und stellte ihn nach kurzer Überlegung in sein Bataillon ein.

Der Hauptmann wußte, daß der König, wenn ihm bei der Musterung irgendein Soldat besonders gefiel, auf diesen zuzugehen pflegte, um drei Fragen an ihn zu richten, und zwar immer in derselben Reihenfolge. Erstens: Wie alt bist du? Zweitens: Wie lange dienst du? Drittens: Bekommst du deine Löhnung und deine Montierungsstücke richtig?

Da der Hauptmann annahm, daß der König auf diesen prächtigen, gut aussehenden Soldaten sehr bald aufmerksam werden würde, übte er ihm zunächst die drei notwendigen Antworten ein, denn der Mann verstand noch kein Wort Deutsch.

Auf die erste Frage: Wie alt bist du? hatte er zu antworten: Vierundzwanzig Jahre. Auf die zweite Frage: Wie lange dienst du? Ein Vierteljahr. Auf die dritte, die nach dem richtigen Empfang von Löhnung und Montierungsstücken: Beides richtig, Majestät.

Der junge Franzose lernte die ihm vorgesprochenen Worte ausgezeichnet, freilich wie ein Papagei, ohne ihren Sinn zu begreifen.

Bei der nächsten Musterung schritt der König die Front ab, sah sich die einzelnen Leute an, blieb, wie Hauptmann Lindberg vermutet hatte, vor dem jungen Franzosen stehen, sah ihn wohlgefällig an und richtete die drei bekannten Fragen an ihn. Unglücklicherweise änderte er aber diesmal die Reihenfolge und fragte zunächst:

„Wie lange dienst du?"

„Vierundzwanzig Jahre", erwiderte der Franzose im klarsten Deutsch.

Der König glaubte, er höre nicht richtig und fragte weiter:

„Wie alt bist du?"

„Ein Vierteljahr", entgegnete der Rekrut und meinte, seine Sache gut zu machen.

Friedrichs Augen funkelten vor Zorn.

„Kerl, entweder bin ich verrückt — oder du bist es!"

„Beides richtig, Majestät", war die strahlende Antwort.

Der König stand wie angedonnert und griff sich fassungslos an den Kopf.

Jetzt trat Hauptmann Lindberg, dem der Angstschweiß auf der Stirn stand, einen Schritt vor und gab die nötigen Erläuterungen.

Der König war erst unwillig, daß man gegen seinen Befehl einen Franzosen eingestellt hatte, dann aber lachte er herzhaft und ließ den Franzosen bei der Armee.

Olympischer Fasching

Der Göttervater steckt sich eine Nase
Von weinrotfroher Farbe ins Gesicht,
Frau Juno nippt an einem Stengelglase
Und lacht; sie will nicht hören, was er spricht.

Mars hat die Koppel abgeschnallt und tänzelt
Mit Venus, die ihm über ist an List,
Und wie sie girrt und äugt und um ihn schwänzelt,
Vergißt er schnell, was er sich schuldig ist.

Hephäst und Argus sitzen stets beisammen,
Der eine haßt und unterschätzt die Frau'n,
Der andre überwacht die Liebesflammen
Und hat auch Grund, den Frauen zu mißtrau'n.

Der kleine Amor flügelt um die Tische
Und zupft die Göttinnen am Kleid, der Schelm;
Der Nektar schäumt in einer roten Nische,
Eis kühlt den Schlaftrunk in Athenens Helm.

Georg Schwarz

Kleine Verwechslung

„Doktor", schluchzte die schöne Frau, „ach, wenn Sie wüßten —"

Der berühmte Scheidungsanwalt putzte ungeduldig seine Brille.

„Liebe, gnädige Frau, beruhigen Sie sich!"

„Ich bin ja so unglücklich ... Ach, wenn Sie eine Ahnung hätten!" stöhnte sie verzweifelt.

„Bei meiner Praxis bleiben die Ahnungen nicht aus!" seufzte der Anwalt.

„Ogottogottogott ..." zitterte es von den Lippen der schönen Frau, während sie mit tränenmassen Augen ins Leere starrte. „Eine unschuldige Frau so zu mißhandeln!"

„Tja — diese Männer!" nickte der Anwalt.

„Er gönnt mir die Luft nicht, die ich atme; er ist grausamer als grausam ... Seine ewigen Eifersüchteleien —"

„Wenn ich Sie recht verstehe, gnädige Frau, will der Herr Gemahl sich scheiden lassen!"

„Er?" richtete sich die schöne Frau empört auf, „ich will ein Ende machen!"

„Sie, gnädige Frau?"

„Jawohl, es muß sein! Sie machen sich ja keinen Begriff davon, wie er mich peinigt, wie er meine zartesten Gefühle mit Füßen tritt, wie rasch er es vergessen hat, daß ich ihm die zärtlichste Liebe entgegenbrachte und ihm nie, nie auch nur den geringsten Anlaß gab, an meiner Treue zu zweifeln! Nicht die kleinste Kleinigkeit kann er mir nachweisen; und trotzdem spioniert er mir nach und bereitet mir die Hölle auf Erden ... Nein, nein, Doktor, versuchen Sie es nicht, meinen Mann zu entschuldigen; ich will nicht mehr bei ihm bleiben ... Mein Entschluß ist unerschütterlich!"

„Sie können überzeugt sein, gnädige Frau, daß ich nur Ihr Bestes will!"

„Ich danke Ihnen, Doktor ... Sie verstehen mich!"

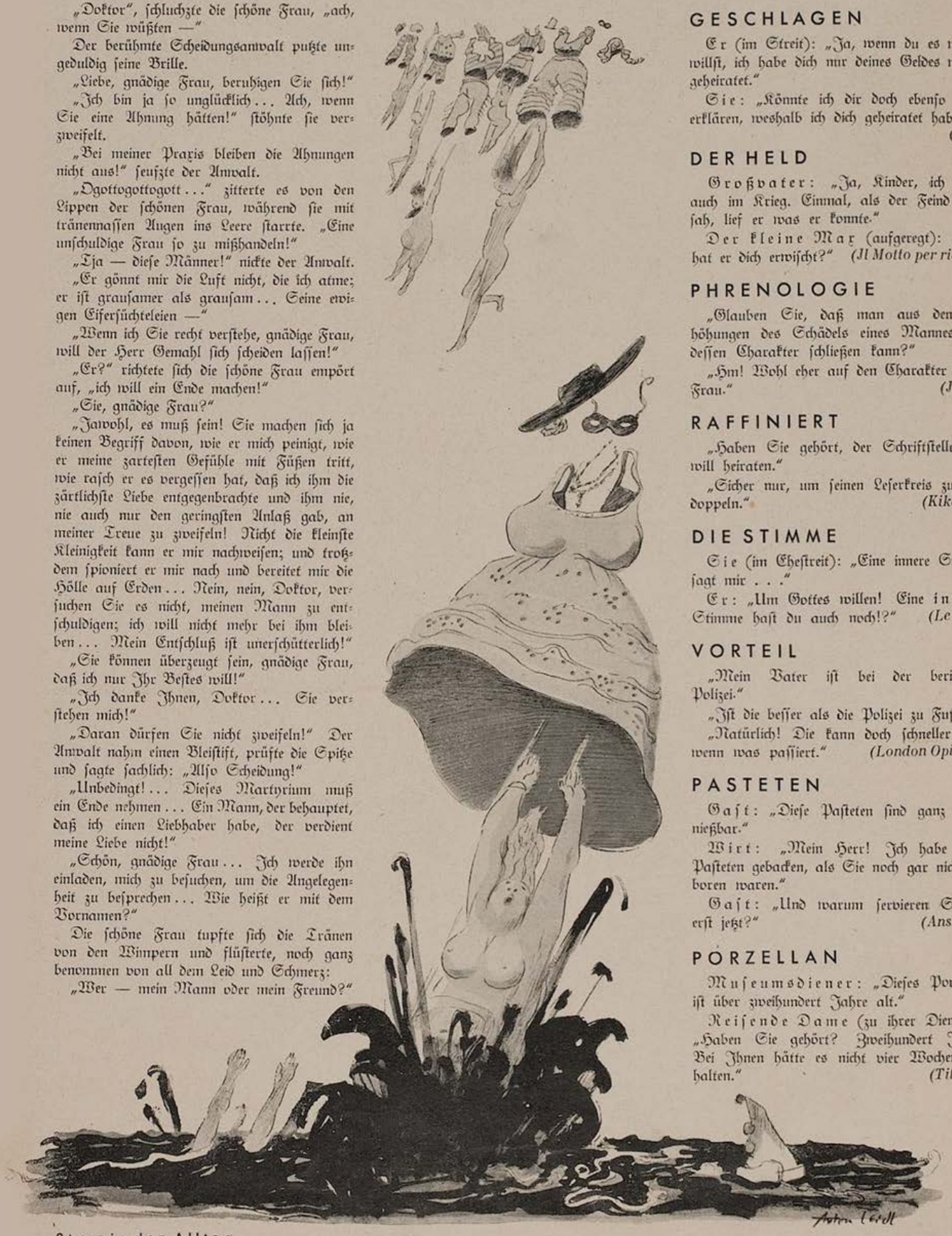
„Daran dürfen Sie nicht zweifeln!" Der Anwalt nahm einen Bleistift, prüfte die Spitze und sagte sachlich: „Also Scheidung!"

„Unbedingt! ... Dieses Martyrium muß ein Ende nehmen ... Ein Mann, der behauptet, daß ich einen Liebhaber habe, der verdient meine Liebe nicht!"

„Schön, gnädige Frau ... Ich werde ihn einladen, mich zu besuchen, um die Angelegenheit zu besprechen ... Wie heißt er mit dem Vornamen?"

Die schöne Frau tupfte sich die Tränen von den Wimpern und flüsterte, noch ganz benommen von all dem Leid und Schmerz:

„Wer — mein Mann oder mein Freund?"



Sturz in den Alltag

A. Leidl

DAS AUSLAND LACHT:

GESCHLAGEN

Er (im Streit): „Ja, wenn du es wissen willst, ich habe dich nur deines Geldes wegen geheiratet."

Sie: „Könnte ich dir doch ebenso leicht erklären, weshalb ich dich geheiratet habe."

(Life)

DER HELD

Großvater: „Ja, Kinder, ich war auch im Krieg. Einmal, als der Feind mich sah, lief er was er konnte."

Der kleine Max (aufgeregt): „Und hat er dich erwischt?" *(Il Motto per ridere)*

PHRENOLOGIE

„Glauben Sie, daß man aus den Erhöhungen des Schädels eines Mannes auf dessen Charakter schließen kann?"

„Hm! Wohl eher auf den Charakter seiner Frau." *(Ideas)*

RAFFINIERT

„Haben Sie gehört, der Schriftsteller H. will heiraten."

„Sicher nur, um seinen Leserkreis zu verdoppeln." *(Kikeriki)*

DIE STIMME

Sie (im Ehestreit): „Eine innere Stimme sagt mir ..."

Er: „Um Gottes willen! Eine innere Stimme hast du auch noch!?" *(Le Rire)*

VORTEIL

„Mein Vater ist bei der berittenen Polizei."

„Ist die besser als die Polizei zu Fuß?"

„Natürlich! Die kann doch schneller fort, wenn was passiert." *(London Opinion)*

PASTETEN

Gast: „Diese Pasteten sind ganz ungenießbar."

Wirt: „Mein Herr! Ich habe schon Pasteten gebacken, als Sie noch gar nicht geboren waren."

Gast: „Und warum servieren Sie sie erst jetzt?" *(Answers)*

PORZELLAN

Museumsdiener: „Dieses Porzellan ist über zweihundert Jahre alt."

Reisende Dame (zu ihrer Dienerin): „Haben Sie gehört? Zweihundert Jahre! Bei Ihnen hätte es nicht vier Wochen gehalten." *(Tit Bits)*

CARNE VALE!

Josef Geis



„So, Fräulein — und jetzt beginnt wieder der Ernst des Lebens!"

Tellersammlung

Tell besitzt eine historische Tellersammlung. Tell hat einen Teller von Napoleon, einen Teller Friedrichs des Großen, einen Teller von Mozart, ja sogar einen Teller Esaus, auf dem er sein Linsengericht verkauft hat.

Meint Minna:

„Mein Mann hat eine historische Löffelsammlung."

„Was für Stücke besitzt er denn?"

„Einen Löffel vom König von Ungarn, einen Löffel vom Bismarckhof, einen Löffel aus dem Goethegarten und einen Löffel vom Hotel Schiller."

Deutlich

An der russischen Grenze sollte einmal eine größere Warenpartie durchgeschmuggelt werden. Über den neuen Zollbeamten ist man sich nicht recht im klaren. Deshalb wendet sich der Schmuggler an ihn: „Väterchen Dimitroff, wenn ich dir auf jedes Auge einen Hundertrubelschein lege, kannst du dann noch sehen?"

„Nein", entgegnete der, „aber wenn du mir noch einen weiteren Schein auf den Mund legst, dann könnte ich nicht einmal mehr sprechen!"

GEWALT

Kleinstadt. Marktplatz. Menschenauflauf.

Der hiesige Schutzmann faßt einen hiesigen Übeltäter.

„Kommen Sie mit!"

„Ich denke nicht daran!"

„Herr! Ich bin Polizist! Marsch auf die Polizei!"

„Nicht im Traum!"

Der Polizist faßt den Übeltäter am Kragen. Der Übeltäter reißt sich los. Der Polizist dreht ihm den Arm auf den Rücken. Der Übeltäter tritt ihm ins Schienbein. Der Polizist wuchtet den Gummiknüppel. Der Übeltäter nimmt ihn weg. Der Polizist zieht den Revolver.

„Herr! Wenn Sie nicht mitkommen, schieße ich!"

„Sie werden nicht schießen. Auf mich schießt man nicht. Ich gehe nicht mit."

Der Polizist schreit verzweifelt:

„Wenn Sie nicht mitkommen, sage ich Ihrer Frau, wo Sie vorigen Sonntag waren."

Der Übeltäter ergibt sich:

„Ja, wenn Sie mir mit Gewalt kommen — —"

DER SPUCKNAPF

Als der Schah von Persien in Wien weilte, hatte er die Gewohnheit, auf den Fußboden und auf die Teppiche zu spucken. Als er einst bei eifrigem Rauchen wieder auf den Teppich spuckte, befahl die Dame, bei der er zu Besuch weilte, ihrem Diener, einen Spucknapf zu bringen und vor die Füße des persischen Herrschers zu stellen, damit die persischen Teppiche nicht beschmutzt würden. Der Diener tat, wie ihm geheißen, doch der Schah schob das ihm unbekannte Gerät mit dem Fuße weg und sagte: „Nehmen Sie das Ding weg, ich spucke sonst noch hinein!"

A. Köhler

Das schönste und wertvollste

GESCHENK!

Die gesunde und praktische

LEBENSWEISHEIT

nach gesammelten Erkenntnissen der Philosophie vom Altertum bis zur Gegenwart

Zusammengefaßt in dem Buch

„Für stille Stunden"

durch v. Krempelhuber

450 Seiten in Ganzleinen geb. **nur M. 2.85**
zuzüglich 40 Pfg. für Porto

Zu beziehen durch

G. Hirth Verlag AG., München
Herrnstraße 10

Ein Buch fürs Leben!

Zur Erbauung für jung und alt!

Der Münchner reitende Postillon

Wochenschrift für Alt und Jung. Verlegt bey G. Hirth.

1834

1. Jahrgang Nr. 13

Münchner Märchen

Nur wenigen dürfte es bekannt sein, daß auf Münchens Boden eine Fülle der schönsten Märchen entstanden sind, von Märchen, die sich an glutvoller Phantasie mit denen des Orients wohl messen können, diese aber an erzieherischem Wert vielleicht noch übertreffen. Der „Münchner reitende Postillon" hat diese Märchen, wie sie in Giesing, Haidhausen und in der Au von Großmütterchen in der Ofenecke erzählt werden, mit Liebe gesammelt und bringt eine Auswahl dieses Schatzes seinen Lesern.

Die unpünktliche Miezi

Miezi war ein seelengutes Mädchen und so holden Angesichtes, daß die reichsten Söhne der Stadt um sie warben. Doch hatte sie zu diesen Vorzügen leider auch einen Fehler: sie war unpünktlich, und wenn sie einen Jüngling zu einem Rendezvous bestellt hatte, so konnte es gar oft geschehen, daß sie eine volle Stunde zu spät zu dem vereinbarten Treffpunkte kam. Denn da gab es zu Hause in letzter Minute noch immer etwas zu tun, da mußten Handschuhknöpfchen angenäht, ein Löchelchen im Strumpf gestopft werden, oder es konnten Hausschlüssel und Lippenstift nicht gefunden werden.

Eines Tages nun hatte Miezi mit einem schönen Jüngling, der Rudi hieß, vereinbart, daß sie sich abends um 8 Uhr im Englischen Garten bei der dritten Bank am „Chinesischen Turm" treffen wollten. An diesem Abend schneite es heftig, und ein eisiger Wind blies von Ismaning her über den Englischen Garten. Als Miezi um neun Uhr siebzehn Minuten zu der vereinbarten Stelle kam, wie erschrak sie da, denn vor der dritten Bank stand ein steif gefrorener Schneemann. Schwer nur konnte das Mädchen unter dem schneebedeckten Hut die Züge ihres geliebten Rudi erkennen, dem zwei lange, bis zu den Knien reichende Eiszapfen aus den Nasenlöchern hingen. „Rudi!" schrie sie erschreckt auf. „Hu — hu — das war ich einmal", kam es dumpf aus dem Inneren der Gestalt, „nun aber bin ich ein Schneemann geworden und muß es so lange bleiben, bis du einmal pünktlich bist und mich dadurch erlöset."

Am nächsten Tage aber hatte Miezi ihre Strappes nicht finden können, und so wurde es denn wiederum neun Uhr sechs Minuten, bis sie zu Rudi kam. Woche um Woche vergingen auf diese Weise, und eines Abends — es ging schon gegen den Frühling zu — war die Stelle, wo der Schneemann gestanden hatte, leer. Ein Mädchen namens Hildegard, das pünktlicher als Miezi war und nur um eine halbe Stunde zu spät zum Rendezvous kam, hatte Rudi erlöst. Da mußte Miezi bitterlich weinen, und wenn sie nicht gestorben ist, so kommt sie noch immer um eine Stunde zu spät.



Der bestrafte Grandlhauer

Wenn ihr dieses Märchen verstehen wollt, liebe Kinder, so müßt ihr vorher wissen, daß „Grandlhauer" Menschen sind, denen der liebe Gott nichts recht machen kann, die immer zu nörgeln haben, und sei es auch nur über eine Kleinigkeit. Ein solcher Münchner Grandlhauer war auch Alois Hintermoser. Nie konnte ihm die Temperatur des Bieres entsprechen, und äußerte er einmal „so kalt is wieder, dös Bier, daß ma bald in mei'm Darm Eisschiaßen ko", so nörgelte er ein andermal „so warm is wieder, dö Lacha, als wann a Kinderwäsch d'rin auskocht word'n war'!"

Eines Abends nun hatte sich Alois in seinem Stammlokal eine Kalbshaxe bestellt. Kaum legte er das Messer an das Fleisch, als er die Kellnerin Kathi schon anfuhr: „Dös zache G'lump soll a Kalbshaxen sei'? A Hinterfuaß von an' zwoahundertjährigen Elefanten is, den wo im Tierpark Hellabrunn drauß' der Schlag troffa hat! Freili, a Mark sechzge zahl'n, und nacha vier Wocha lang im Schwabinger Krankenhaus mit Rizinusöl aufzog'n werd'n, mir war's gnua!" Kaum hatte Alois diese Worte ausgesprochen, als er erstarrte, denn an Stelle Kathi's stand eine schlanke Fee neben ihm. Sie hob ihren Zauberstab über die Haxe und sprach mit gütigem Lächeln zu Alois: „So, wie diese Haxe nun weicher ist, denn Butter, soll dir hinfort auch jeder andere Wunsch erfüllt sein!" „Gel, macha S' koan Krampf!" knurrte Alois, aber wie erstaunte er, als sein Messer nun wirklich wie durch Butter in das Fleisch fuhr! Und so erfüllte sich ihm auch weiterhin jeder Wunsch. Stets hatte das Bier die richtige Temperatur, stets waren die Karten beim Tarockspiel richtig gemischt, und nie mehr konnte er darüber klagen,

daß der Schnupftabak von Jahr zu Jahr schlechter würde. Allmählich überfiel ihn tiefe Schwermut, und ein über das andere Mal äußerte er „i sag', wia's is: bal ma nix mehr z' schimpfa hat, is 's ganze Leb'n nix mehr wert!" In diesem Zustand warf sich Alois eines Abends in den Schwabinger Bach. Zufällig fand jedoch gerade die Bachauskehr statt, und so versank denn Alois nur bis zu den Knien im Schlamm. „Freili", murrte er da, „a oanzig's Mal, bal ma si im Leb'n dasauffa wui, muaß der Magistrat 'n Bach auskehr'n lassen! Und überhaupts — — —" Da hatte Alois zum Schimpfen zurückgefunden und wurde wieder glücklich.



ASCHERMITTWOCH

Daß es am Aschermittwoch war,
Macht folgendes vielleicht erst klar:
Ein Mann, der seine Pfeife stopft,
Hat eine Nase, die ihm tropft,
Und diese nassen Nasentropfen,
Die hindern ihn beim Pfeifestopfen,
Und darin liegt es auch begründet,
Daß sich sein Tabak nicht entzündet.
Worauf er, daß es nicht mehr tropft,
Sich Tabak in die Nase stopft.
Sein Nachbar fragt, sowie er sieht,
Daß nun die Pfeife wieder zieht,
Warum er nicht, solang' es tropft,
Die Pfeife weiter seitlich stopft?
Der Raucher stutzt, er kratzt sich und
Sucht ärgerlich nach einem Grund,
Bekommt ihn aber nicht heraus . . .
Und langsam geht die Pfeife aus.

Ernst Klotz

Glück

Quamquams Gattin wünscht sich ein Aquarium.

Quamquam bemüht sich um einen Gelegenheitskauf.

„Gestern ist es mir gelungen."

„Was?"

„Gestern habe ich für meine Frau ein Aquarium bekommen."

Der Freund horcht auf:

„Sie Glücklicher! Ich möchte meine Frau schon lange für ein Aquarium eintauschen."

Erinnerung

Die Schulklasse ließ sich photographieren.

Der Herr Lehrer in der Mitte, umgeben von seinen Schülern.

„Das ist eine schöne Erinnerung für euch", erklärte er, „wenn ihr einmal groß sein werdet und das Bild betrachtet, werdet ihr euch sagen: schau her, da ist ja Fritz, der ist jetzt Rechtsanwalt in Riesa — und hier steht Arnold, der jetzt Reichstagsabgeordneter wurde — und da —"

Rief Rudi: „— und da ist der Herr Lehrer, der jetzt endlich tot ist."

Bliemchen

Der Wahrsager Wennwüßte kam nach Leipzig.

Er griff nach der Kaffeetasse.

„Darf ich Ihnen aus dem Kaffeesatz wahrsagen?"

Der Leipziger lächelte:

„Da gennen Sie bei uns lange suchen!"

Schönheit

Man sprach über eine unschöne Schauspielerin.

„Eigentlich ist sie gar nicht häßlich", verteidigte sie einer.

Meinte Marcus:

„Nein. Sie sieht nur so aus."



Gründlich

„Hat denn Ihr Sohn überhaupt ein Gymnasium besucht?"

„Eins? Auf fünfen ist er gewesen!"

(Ferdinand Silbereisen)

Höchster Triumph

„Wir haben es wirklich weit gebracht! Wir fahren ohne Pferd, drahten ohne Draht — fehlt nur noch eines!"

„Und das wäre???"

„Mitgift — ohne Frau!"

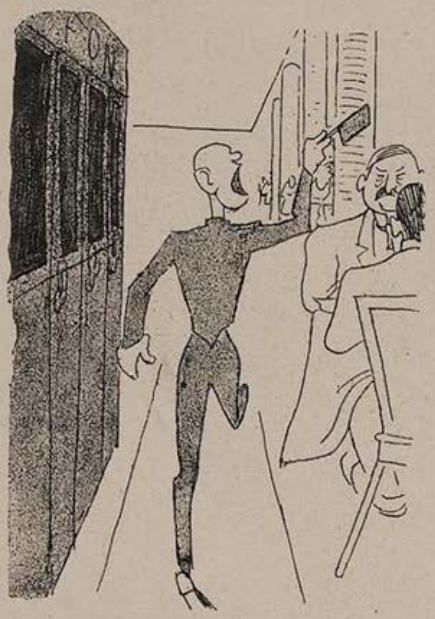
Im Antiquitätengeschäft

Verkäufer: „Hier der Tisch, Louis XIV. — sehen Sie sich nur die Füße an!"

Kunde: „Leider —, ich habe die Füße von Louis XIV. nie gesehen!"

DIE TRANSAKTION!

Maçon



„Herr Generaldirektor Knorr — ans Telefon...!"



. . . . . .



„Ein halbes Pfund Leberkäse? Gern, mein Schatz — wird besorgt."



„Die Aktien werden doch nicht fallen...!"



„Zwanzig nach sieben — — da bekomm ich ja gar keinen mehr."



„Katastrophaler Kurssturz — wir können uns totschießen!"

GESCHÄFTE

Pietsch hat das große Los gewonnen.

Den Haupttreffer gemacht: zwei Millionen Mark. Bar auf die Hand.

Nach einem Jahr fragt die Steuer höflich an. Pietsch antwortet: Bedauere habe nicht einen roten Knopf.

Die Steuer versteht keinen Spaß. Pietsch wird vorgeladen.

Ein würdiger Herr empfängt ihn.

„Was soll das heißen?" fragt der Herr, „Sie wollen uns einreden, daß Sie die ganzen zwei Millionen verbraucht haben? Das ist doch nicht möglich! Zwei Millionen sind doch noch immerhin zwei Millionen! Gut, nehmen wir an, Sie hatten Schulden, die Sie bezahlen mußten, sagen wir: 500 000 Mark... Sie haben sich eine neue Wohnung eingerichtet, Kostenpunkt sagen wir: 200 000 Mark... und für Ihre Lebenshaltung haben Sie in diesem einen Jahre, wenn Sie wie ein Krösus gelebt haben, sagen wir: 300 000 Mark verbraucht — macht zusammen eine Million... dann muß Ihnen doch immerhin noch eine runde Million geblieben sein! Wo ist die hin?"

Sagt Pietsch: „Na — und Geschäfte hab' ich gar nicht gemacht...?!?"

S. T.

DER CHEF

Man nimmt heute Geld, wo man es findet.

Der Reisende in Konfektion betrat den Laden und winkte einem jüngeren Mann.

„Kann ich den Chef sprechen?"

„Für Reisende ist der Chef nicht zu sprechen."

„Es soll Ihr Schaden nicht sein, wenn Sie es mir ermöglichen."

„Wieviel?" fragte der jüngere Mann.

„Zehn Mark."

„Auch wenn er nichts kauft?"

„Auch wenn er nichts kauft. Hier sind die zehn Mark."

Der jüngere Mann steckte die zehn Mark in die Tasche.

„Kann ich jetzt den Chef sprechen?" fragte der Reisende.

„Gewiß."

„Wo ist er?"

„Hier! Der Chef bin ich."

REDAKTIONELLE NOTIZ:

KÜNSTLER DER „JUGEND"

Der Schwabe Kurt Weinhold, dessen Zeichnung „Heroische Landschaft" in ihrer rhythmischen Struktur an die polyphone Beweglheit in den Alpenbildern eines Herkules Shegers oder Pieter Brueghel erinnert, gehört mit zum Kreis jener deutschen Künstler der Gegenwart, die in bewußter Abkehr von den Verismen einer rein zivilisatorischen Kunstauffassung eine starke Verinnerlichung in ihren Darstellungen anstreben. Hier ist unter Verzicht auf alles Archaische deutsche Kunst im besten Sinne des Begriffs. A. W. R.

Das Titelblatt dieser Nummer „Frühlingsstürme" stammt von Anton Sailer-München.



klein
im Format-aber
gross
in der Wirkung

Brauchen Sie DIE kleine ANZEIGE der „Jugend"

SCHRIFTSTELLERN

bietet große Buchdruckerei mit angegliedertem bekanntem Verlag für wissenschaftliche oder belletristische Werke sehr vorteilhafte

VERLAGSVERBINDUNG

Anfragen unter Literaria 846 an die Expedition der „Jugend", München, Herrnstraße 10.

Zur Anfertigung jeder Art
Drucksachen
empfiehlt sich
G. Hirth Verlag AG.
München, Herrnstr. 10

Gebrauchte
ADRESSIERMASCHINE
wird preiswert abgegeben
G. Hirth Verlag AG., München
Herrnstraße 10/I

Ein ergötzliches Bilderbuch

Fordern Sie den Kunstblatter-Katalog der „Jugend" mit über 1000 verkleinerten Abbildungen der in Millionen von Exemplaren als Wandschmuck verbreiteten Vierfarbendrucke. Preis ohne Porto RM. 2.70 Bestellungen durch den Buchhandel oder den unterzeichneten Verlag

G. Hirth Verlag AG., München, Herrnstr. 10

Fidus-Bilder

in Postkartenformat, Wiedergaben der besten Werke des Berliner Meisters, sind zum Preise von 50 Pfg. für die Serie von 12 Stück herausgegeben.
Der großen Verehrergemeinde von Fidus wird diese Veröffentlichung willkommen sein.

G. HIRTH VERLAG AG.
München, Herrnstraße 10

LAFONTAINES
Ergötzliche Geschichten

mit 12 Kupfern nach Charles Eisen sind im unterzeichneten Verlag in einer vortrefflich ausgestatteten Ausgabe zum Preise von RM. 2.70 erschienen.
Zu beziehen durch den Buchhandel oder durch den Verlag

G. HIRTH VERLAG AG.
MÜNCHEN, HERRNSTR. 10

30 Flaschen feinste Weine
9 Sorten 36 Mk. franko Nachnahme
Kappesser Ww., Hahnheim 53 b. Nierstein

Inserate in der „JUGEND" finden weiteste Verbreitung!

KUNSTPOSTKARTEN
in vortrefflichem Vierfarbendruck nach Bilderwiedergaben aus der »Jugend« liefern wir 12 St. für 90 Pfg., die ganze Serie von 130 St. für RM. 6.— franko
G. HIRTH VERLAG AG.
München 2 NO — Herrnstraße 10

Terzitta-Bonbons gegen Husten
Heiserkeit
allen Apotheken erhältlich

Neurasthenie

Nervenschwäche, Nervenzerrüttung verb. mit Schwinden d. best. Kräfte. Wie ist dieselbe v. ärztl. Standpunkte aus ohne wertlose Gewaltmittel zu behandeln u. zu heilen? Wertvoller, n. neuest. Erfahrungen bearbeitet. Ratgeber für jedermann, ob jung oder alt, ob noch gesund oder schon erkrankt. Geg. Einsendg. v. M. 1.50 in Briefmarken zu beziehen vom
Verlag Silvana 66, Herisau (Schweiz).



Schöne Bilder

an den Wänden machen die Wohnräume behaglich. Wo das Geld für Erwerbung von Originalen fehlt, hat der Bilderliebhaber Ersatz an den Vierfarben-Kunstblättern der „Jugend", die zu den erstaunlich billigen Preisen von 50 Pfg., 75 Pfg. und 1.— Mk. je nach Größe durch den Kunsthandel und den unterzeichneten Verlag zu beziehen sind. Der reich bebilderte Katalog (Preis RM. 2.70) erleichtert die Bestellung.
G. Hirth Verlag AG., München, Herrnstr. 10

Lest den
Sportfischer
die vortrefflich ausgestattete Fachzeitschrift.
Halbjahrespreis 3 M.

Fischereisport-Verlag
Dr. Hanns Schindler
München NW 2
Karlstraße 44

Ein Buch fürs Leben ist: KREMPELHUBER
Für Stille Stunden
Die gesunde und praktische Lebensweisheit nach gesammelten Erkenntnissen der Philosophie vom Altertum bis zur Gegenwart.
450 Seiten in Ganzl. geb. nur RM. 2.85 zuzügl. 40 Pfg. für Porto.
Zu haben in den Buchhandlungen od. beim unterzeichneten Verlag
G. HIRTH VERLAG AG. MÜNCHEN, HERRNSTRASSE 10

Elternstolz

Die stolzen Eltern sprachen über ihren Knaben.

„Was soll er einmal werden?"

„Klaviervirtuos."

„Lernt er schon?"

Die stolzen Eltern schüttelten den Kopf:

„Nein. Vorläufig lassen wir ihm erst das Haar wachsen."

Logik

Iltis fährt von München nach Mailand.

Hinter Innsbruck spannt man eine zweite Lokomotive für die Bergfahrt vor.

„Bin ich zu schwer?" fragt Iltis ängstlich den Schaffner.

„Das wird seit Jahren bei jedem Zug so gemacht. Bis zum Brenner. Oben wird dann die Maschine abgehängt."

Iltis fragt:

„Seit Jahren bei jedem Zug? Da müssen sich ja oben auf dem Brenner eine ganze Menge Lokomotiven angesammelt haben.

Der Zauberer

Der Sohn ging mit dem Vater auf den Rummelplatz.

Vor einer Wunderbude blieben sie stehen.

„Hast du gesehen, Vater?" schrie der Junge, „der Zauberer hat zehn Pfennige im Handumdrehen in ein Taschentuch verwandelt."

Der Vater brummte:

„Das ist noch gar nichts gegen deine Mutter. Die verwandelt zehn Mark im Handumdrehen in einen Hut."

Die beste Frau

„Ich finde, die besten Frauen sind die, von denen man am wenigsten spricht."

„Und ich finde, die besten Frauen sind die, die am wenigsten sprechen."

(London Opinion)

Absicht

Der Ehemann ging auf den Rummelplatz. Eilte zu Barnums Wunderschau.

„Kann ich den Mann sprechen, der eine Dame zersägt?"

„Warum?"

Der Ehemann seufzte:

„Ich habe einen Auftrag für ihn."



R. Mathl

Versehen

Armleuchter kam aufgeregt zur Apotheke.

„Sie haben mir Strychnin statt Sirup gegeben! Was für ein furchtbares Versehen!"

Der Apotheker antwortete ruhig:

„Wieso Versehen? Der Preis ist doch derselbe?"

Frauen

Lilli sagte:

„Ich werde niemals heiraten, bevor ich nicht dreißig Jahre bin."

Odu erwiderte:

„Und ich werde niemals dreißig Jahre werden, bevor ich nicht verheiratet bin."

Bildungslücke

Den Kare hat man ins Loch gesteckt ...

Warum?

Wegen mangelhafter Grammatik ...

Wieso?

Er hat wieder einmal die besitzanzeigenden Fürwörter verwechselt.

Einsamkeit

Eirich mietete ein Einfamilienhaus.

Mitten in der Einsamkeit. Mitten im Walde.

„Ist es auch ruhig?" fragte Eirich.

Der Vermieter beruhigte:

„Keine Sorge. Die letzten beiden Mieter hat man hier am hellen Tage ermordet und kein Mensch hat etwas gehört."

Fatal!

„Sie reisen viel. Haben Sie nie ein Eisenbahnunglück erlebt?"

„O ja. Einmal. Es war in einem Tunnel. Da küßte ich statt der Tochter den Vater."

(Il Motto per ridere)

Nobel

„Wissen Sie, wer dieses Jahr den Nobelpreis gewonnen hat?"

„Nein. Ich interessiere mich nicht für Pferderennen."

Crescendo

„Sehen Sie, Herr Knatter", flüsterte Liane, dolce con sentimento, „das schätze ich an Ihnen, daß Sie Freund sein können! Wie wenige Männer können das. Die Mehrzahl der Männer kennt nur die bewußte Alternative, — gräßlich ist das! Ein uneigennütziger, kühler Freund tut mir so not —! Wollen Sie mir versprechen, daß das immer so zwischen uns bleiben wird!?! Sie wissen ja, wie leicht kann aus Freundschaft Liebe werden. Es sollte mir leid tun, Herr Knatter, es sollte mir leid tun, Herr Willy Knatter. Versprechen Sie mir — —, wissen Sie, Willy, daß Sie wunderbare Augen haben! Warum sind Sie nicht Filmschauspieler? Und die hohe Stirn und — deine Hände —"

H. Rewald

Die sechste Flasche

In ein Gasthaus kommt ein Mann und trinkt. Eine Flasche, zwei Flaschen und so fort, bis es sechs sind. Dann sinkt er auf die Tischplatte nieder und schläft ein. Als er nach einigen Stunden vom Wirte geweckt wird, verlangt er die Rechnung. Der Wirt präsentiert sie ihm und dem nun schon etwas ernüchterten Trinker ist sie zu hoch, denn er behauptet, daß er nur fünf Flaschen getrunken habe. Der Wirt bestreitet dies und der Gast beharrt bei seiner Ansicht, indem er das wichtige Argument, daß sein Magen nur fünf Flaschen fasse, ins Treffen führt.

„Ganz richtig", sagt der Wirt, „aber die sechste Flasche, die Ihnen in den Kopf gestiegen ist, die haben Sie vergessen."

A. Köhler

Gute Antwort

Ein Bäckermeister in einer kleinen Stadt hatte sein Geschäft neben einem Gasthaus, das den Schild „Zum Ochsen" führte. Wegen einer Auskunft wurde er eines Tages zum neuernannten Bürgermeister beordert, der ihn nicht persönlich kannte.

Im Bewußtsein seiner Würde, schrie der Bürgermeister den Bäckermeister an, ob er der Ochsenbäcker sei, denn so nannte man im intimen Kreis den Bäcker.

Der Bäcker stellte sich etwas schwerhörig und tat, als ob er nicht verstehe und der Bürgermeister wiederholte seine Frage, nur noch ein wenig lauter.

Da stellte sich der Angerufene dicht neben den Bürgermeister und sagte, „Verzeihen, Herr Bürgermeister, ich höre ein wenig schwer."

Da rief der Bürgermeister zum drittenmal: „Seid Ihr der Ochsenbäcker?"

Diesmal antwortete der Mann ganz gelassen: „Nein, ich bin kein Ochsenbäcker, ich bin nur der Bäcker neben dem Ochsen."

ASCHERMITTWOCH!

Rubey



„Und als der Morgen mählich graute —
Da war es auch um ihn geschehn;
Und klagend sah man seine Traute
Davon — mit einem andern gehn."

L. L. Langbein 1757—1835

Versorge Dein Kind



und Deine Familie durch Abschluß einer Familien-Versicherung bei der größten kontinentalen Gegenseitigkeitsanstalt.

Gesamtaktiven
620 Millionen
Schweizer Franken

Die Anstalt ist seit 1866 in Deutschland eingeführt

Schweizerische Lebensversicherungs- und Rentenanstalt in Zürich

Niederlassung für das Deutsche Reich, München, Leopoldstraße 8
Telefon 34251

DIE KUNSTZEITSCHRIFT

„Der Sportfischer"



soll von **jedem waidgerechten** Sportfischer gehalten werden. „*Der Sportfischer*" bringt Text- und Bildermaterial aus aller Welt, darunter auch große mehrfarbige Kunstdrucke

½jährl. RM. 3.—, jährl. RM. 6.—. Man abonniert bei seinem Briefträger, beim Postamt oder direkt beim

FISCHEREISPORT-VERLAG DR. HANNS SCHINDLER,
Fischerei-Buch- u. Kunsthandlung
München NW 2, Karlstraße Nr. 44
Tel. 596160

DEUTSCHEUROPA

VIERTELJAHRESSCHRIFT FÜR DIE ERNEUERUNG EUROPAS AUS DEM REICHSGEDANKEN, HERAUSGEGEBEN VON DR. DR. DR. **HANS K. E. L. KELLER** FÜR DIE DEUTSCHEUROPÄISCHE ARBEITSGEMEINSCHAFT

Inhalt des letzterschienenen Heftes:

Karl Anton Prinz Rohan: Erziehung zum Reich
Wladimir von Gzowski: Erwachendes Staatsbewußtsein
Stimmen der Zeit
Kampf um Deutscheuropa

Preis des Heftes RM. —.60 • Jahresbezugspreis RM. 2.—

Heft 1 (Alois Dempf, Vergangenheit und Gegenwart des Reichs) kann für RM. 1.—, Heft 2 (Leopold Ziegler, Zehn Leitsätze zur Wirtschaft) und Heft 3 (Hans K. E. L. Keller, Die deutsche Idee, Völkerrecht) können für je RM. —.60 nachgeliefert werden.

Im Kampfe gegen alle internationalistisch-paneuropäischen Programme bekennt sich die (im Sommer 1931) begründete Deutscheuropäische Arbeitsgemeinschaft zur deutschgeschichtlichen völkisch-übervölkischen Idee des Reiches als Leitgedanke einer Völkerrechtspropaganda auf weiteste Sicht. Ihr Ziel heißt: **Geistig gerüstet sein für den Tag, an dem die deutsche Revolution zur europäischen wird.**

Im Buchhandel oder unmittelbar vom Kommissionsverlag
G. HIRTH VERLAG AG., MÜNCHEN

Begründer: Dr. GEORG HIRTH. — Verantwortlich für die Schriftleitung: ARNOLD WEISS-RÜTHEL; für die Anzeigen: GEORG POSSELT, beide in München. — Verlag: G. HIRTH VERLAG AG., München. — Für die Herausgabe in Österreich verantwortlich: J. RAFAEL, Wien I, Graben 29a (Eingang Trattnerhof). — Für die Redaktion in Österreich verantwortlich: MARIANNE RAFAEL, Wien XIX, Hochschulstraße 25. — Alle Rechte vorbehalten. — Nachdruck strengstens verboten. — Copyright by G. HIRTH VERLAG AG., München. — Druck: G. HIRTH VERLAG AG., Buch- und Kunst-Druckerei, München, Herrnstraße 10. — D.-A. 9000. — Entered as second class matter, Postoffice New York, N. Y. — Manuskripte sind nur an die Redaktion der „Jugend", München, Herrnstraße 10, zu senden: Rücksendung kann nur erfolgen, wenn Rückporto beiliegt.

Stavisky & Co.

oder

Der Feind im Innern!

Erich Wilke



„Noch einen einzigen derartigen Fall — und wir haben umsonst gerüstet!"

JUGEND

PREIS 60 PFENNIG

MÜNCHEN 1934 / NR. 9



Gefilde der Seligen

Hans Thoma †

JUGEND
39. JAHRGANG 1934 / NR. 9

Hotte Hotte Putzpulver!

Von Hermann Hesse

Der krumme alte Mann, ohne den ich mir die Falkengasse und die Stadt und meine Knabenzeit nicht denken kann, war ein rätselhafter Mensch, über dessen Alter und Vergangenheit nur dunkle Vermutungen im Umlauf waren. Auch sein bürgerlicher Name war ihm seit Jahrzehnten abhanden gekommen, und schon unsere Väter hatten ihn nie anders als Hotte Hotte Putzpulver genannt.

Obwohl das Haus meines Vaters groß, schön und durchaus patrizisch war, lag es doch nur zehn Schritt von einem finstern Winkel entfernt, in welchem einige der elendesten Armutgassen zusammenliefen. Wenn der Typhus ausbrach, so war es dort; wenn mitten in der Nacht sich betrunkenes Schreien und Fluchen erhob und die Stadtpolizei, zwei Mann hoch, langsam und ängstlich sich einfand, so war es dort; und wenn einmal ein schweres Verbrechen geschah, so war es wieder dort. Namentlich die Falkengasse, die engste und dunkelste von allen, übte stets einen besonderen Zauber auf mich aus und zog mich mit gewaltigem Reiz an, obwohl sie von oben bis unten von lauter Feinden bewohnt war. Es waren sogar die gefürchtetsten von ihnen, die dort wohnten. Man muß wissen, daß in Gerbersau seit Menschengedenken zwischen Lateinern und Volksschülern Zwiespalt und blutiger Hader bestand, und ich war Lateiner. Ich habe in jener finstern Gasse manchen Steinwurf und manchen bösen Hieb auf Kopf und Rücken bekommen und auch manchen ausgeteilt, der mir Ehre eintrug. Namentlich dem Schuhmächerle und den beiden langen Metzgerbuben zeigte ich öfters die Zähne, und das waren Gegner von Ruf und Bedeutung.

Also in dieser Gasse verkehrte der Hotte Hotte, so oft er mit seinem kleinen Blechkarren nach Gerbersau kam, was sehr häufig geschah. Wie soll ich ihn nur gleich beschreiben? Er war ein leidlich robuster Zwerg mit zu langen und etwas verbogenen Gliedern und dummschlauen Augen, schäbig und mit einem Anstrich von ironischer Biederkeit gekleidet, vom ewigen Karrenschieben war sein Rücken krumm und sein Gang trottend und schwer geworden. Man wußte nie, ob er einen Bart habe oder keinen; er sah immer aus, als wenn er sich vor drei Wochen rasiert hätte. In jener schlimmen Gasse bewegte er sich so sicher, als wäre er dort geboren. Er trat in alle diese hohen Häuser mit den niedrigen Türen, er tauchte da und dort an hochgelegenen Fenstern auf, er verschwand in die feuchten, schwarzen, winkligen Flure, er rief und plauderte und fluchte zu allen Erdgeschossen und Kellerfenstern hinein. Er gab allen diesen alten, schmutzigen Männern die Hand, er schäkerte mit den derben, ungekämmten, verwahrlosten Weibern und kannte die vielen strohblonden, frechen, lärmigen Kinder mit Namen. Er stieg auf und ab, ging aus und ein und hatte in seinen Kleidern, Bewegungen und Redensarten ganz den starken Lokalduft der lichtlosen Winkelwelt, die mich mit wohligem Grausen anzog und die mir trotz der nahen Nachbarschaft doch seltsam fremd und unerforschlich blieb.



Nückel

Wir Kameraden aber standen am Ende der Gasse, warteten, bis der Zwerg zum Vorschein kam und schrien ihm dann jedesmal das alte „Hotte Hotte Putzpulver!“ in allen Tonarten nach. Meistens ging er ruhig weiter, grinste auch wohl verachtungsvoll herüber; zuweilen aber blieb er wie lauernd stehen, drehte den schweren Kopf mit bösartigem Blick herüber und senkte langsam mit verhaltener Wut die Hand in seine tiefe Rocktasche, was eine seltsam tückische und drohende Geste war.

Dieser Blick und dieser Griff der breiten braunen Hand war schuld daran, daß ich mehrere Male von Hotte Hotte träumte. Und die Träume waren wieder schuld daran, daß ich viel an den Alten denken mußte und zu ihm in ein sonderbares, verschwiegenes Verhältnis geriet, von welchem er freilich nichts wußte. Jene Träume hatten nämlich immer irgend etwas aufregend Grausiges und beklemmten mich wie Alpdrücken. Bald sah ich den alten Hotte Hotte in seine tiefe Tasche greifen und lange, scharfe Messer daraus hervorziehen, während mich ein Bann am Platz festhielt und mein Haar sich vor Todesangst sträubte. Bald sah ich ihn mit scheußlichem Grinsen alle meine Kameraden in seinen Blechkarren schieben und wartete entsetzt, bis er auch mich ergreifen würde.

Wenn der Alte nun wieder kam, fiel mir das alles beängstigend und aufregend wieder ein. Trotzdem stand ich aber mit den andern an der Gassenecke und schrie ihm seinen Übernamen nach und lachte, wenn er in die Tasche griff und sein unrasiertes, farbloses Gesicht verzerrte. Dabei hatte ich freilich ein schlechtes Gewissen und wäre, solange er um den Weg war, um keinen Preis allein durch die Falkengasse gegangen.

*

Von einem befreundeten, gastlichen Landpfarrhaus zurückkehrend, wanderte ich einmal durch den tiefen, schönen Tannenforst und machte lange Schritte, denn es war schon Abend und ich hatte noch gute anderthalb Stunden Weges vor mir. Die Straße begann schon stark zu dämmern, und der ohnehin dunkle Wald rückte immer dichter und feindseliger zusammen, während oben an den hohen Tannenstämmen noch schräge Strahlen roten Abendlichtes glühten. Ich schaute oft hinauf, einmal aus Freude an dem weichen schönfarbigen Licht, und dann auch aus Trostbedürfnis, denn die rasche Dämmerung im stillen, tiefen Walde legte sich bedrückend auf mein elfjähriges Gemüt. Ich war gewiß nicht feig; wann wäre je ein Lateiner feig gewesen! Aber hier war kein Feind, keine sichtbare Gefahr — nur das Dunkelwerden und das seltsam bläuliche, verworrene Schattengewimmel des Waldinnern. Und gar nicht weit von hier gegen Ernstmühl abwärts, war einmal einer totgeschlagen worden.

Die Vögel gingen zu Nest; es wurde still, still, und kein Mensch war auf der Straße unterwegs, außer mir. Ich ging möglichst leise, Gott weiß warum, und erschrak, so oft mein Fuß wider eine Wurzel stieß und Geräusch machte. Darüber wurde mein Gang immer langsamer statt flotter, und meine Gedanken gingen allmählich ganz ins Fabelhafte hinüber. Ich dachte an den Rübezahl, an die „Drei Männlein im Walde“ und an den, der drüben am Ernstmühler Fußweg umgekommen war.



Rrrr — erhob sich ein schwaches Geräusch. Ich blieb stehen und horchte — rrrr — das mußte hinter mir auf der Straße sein. Zu sehen aber war nichts, denn es war fast völlig dunkel geworden. Es ist ein Wagen, dachte ich, und beschloß, ihn abzuwarten. Er würde mich schon mitnehmen. Ich besann mich, wessen Gäule wohl um diese Zeit hier fahren möchten. Aber nein, es mußte ein Handkarren sein, er kam so langsam näher, und auch dem Geräusch nach. Freilich, ein Handkarren! Und ich wartete. Ob es wohl ein Milchkarren war? Vielleicht vom Lützinger Hof? Aber jedenfalls mußte er nach Gerbersau fahren, vorher lag keine Ortschaft mehr am Weg. Und ich wartete.

Und nun sah ich den Karren, einen kleinen hochgebauten Kasten auf zwei Rädern und einen Mann gebückt dahinter gehen. Warum bückte er sich wohl so schrecklich tief? Der Karren mußte schwer sein.

Da war er endlich. „Guten Abend", rief ich ihn an. Eine klebrige Stimme hüstelte den Gruß zurück. Der Mann schob sein Wägelchen zwei, drei Schritte weiter und stand neben mir.

Gott helfe mir — der Hotte Hotte Putzpulver! Er sah mich einen Augenblick an: „Nach Gerbersau?" und ging weiter, ich nebenher. Und so eine halbe Stunde lang wir zwei nebeneinander durch die stille Finsternis. Er sprach kein Wörtlein. Aber er lachte alle paar Minuten in sich hinein, leise, innig und schadenfroh. Und jedesmal ging das böse, irre Lachen mir durch Mark und Bein. Ich wollte sprechen, wollte schneller gehen. Es gelang mir nicht. Endlich brachte ich mühsam ein paar Worte heraus.

„Was ist in dem Karren da drin?" fragte ich stockend. Ich fragte es sehr höflich und schüchtern — zu demselben Hotte Hotte, dem ich hundertmal auf der Straße nachgehöhnt hatte.

Der Alte blieb stehen, lachte wieder, rieb sich die Hände, grinste mich an und fuhr langsam mit der breiten Rechten in die Rocktasche. Es war die hämisch, häßliche Geste, die ich so oft gesehen und geträumt hatte — der Griff nach jenen langen Messern.

Wie ein Verzweifelter rannte ich davon, daß der finstere Wald widerhallte, und hörte nicht auf zu rennen, bis ich verängstigt und atemlos an meines Vaters Haus die Glocke zog.

*

Das war der Hotte Hotte Putzpulver. Seither bin ich aus einem schmalen Knaben ein alter Mann geworden, unser Städtlein ist gleichfalls gewachsen, ohne schöner geworden zu sein, und sogar in der Falkengasse hat sich allerlei geändert. Der Schuhmächerle ist gestorben. Die zwei Metzgerburschen sind vollends verliedert und verkommen. Aber der alte Mann kommt noch immer, schaut in die Kellerfenster, tritt in die feuchten Flure, schäkert mit den verwahrlosten Frauen und kennt alle die vielen ungewaschenen strohblonden Kinder mit Namen. Er sieht kaum älter aus wie damals.

Aus alten Kalendern

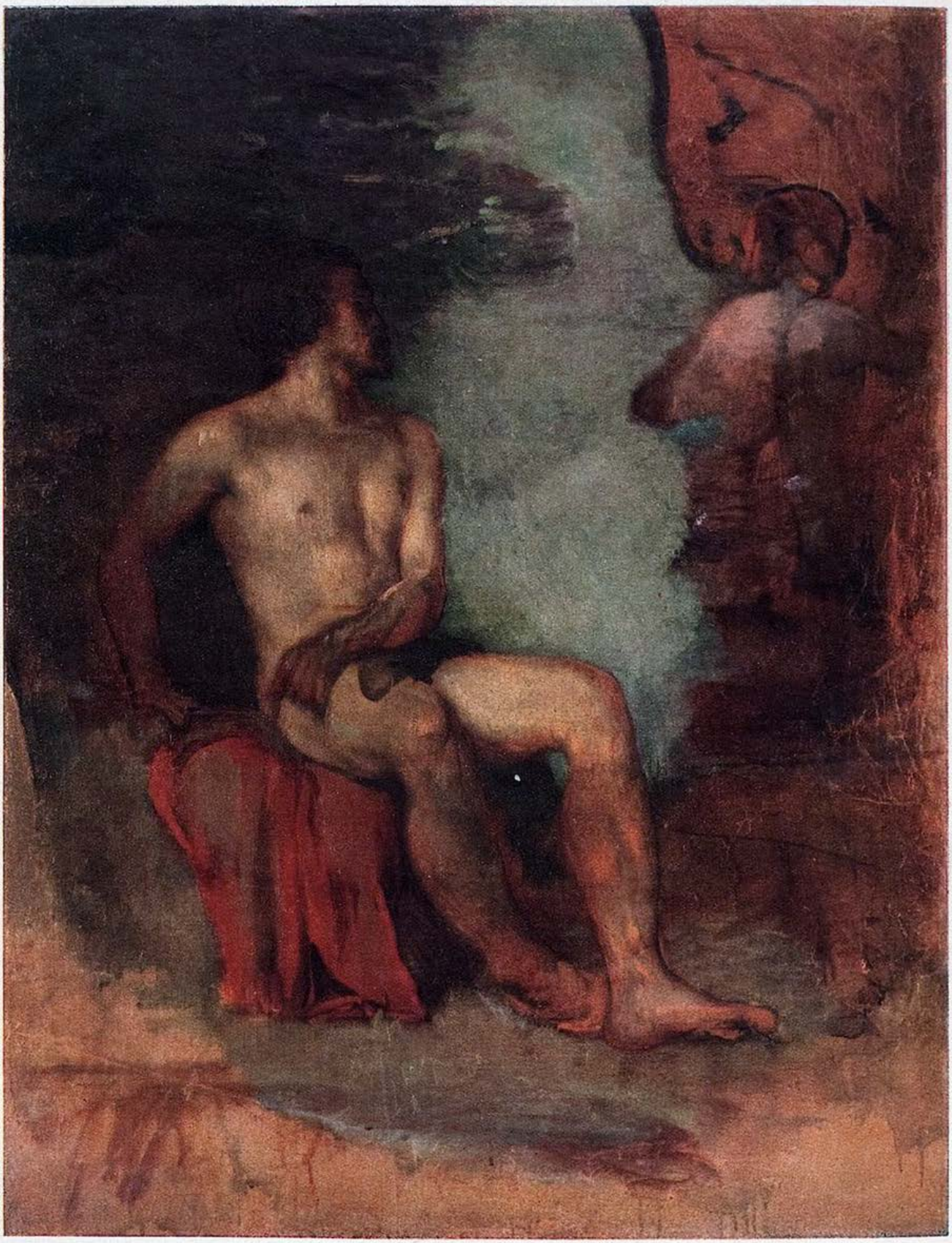
Wenn sich die Dummheit dir entgegenstellt,
Was kannst du tun als lächeln und vergeben?
Willst du dem Hündlein zürnen, weil es bellt?
Zuviel der Toren gibt es in der Welt:
Wenn du dich ärgern willst, hör auf zu leben!

*

Zum Erwerben eines Glücks gehört Fleiß und Geduld, und zur Erhaltung desselben gehört Mäßigung und Vorsicht. Langsam und Schritt für Schritt steigt man eine Treppe hinauf; aber in einem Augenblicke fällt man hinab und bringt Wunden und Schmerzen genug mit auf die Erde.

*

Nur nicht verzagt im Unglück! Wenn Gott einen Baum umhauen läßt, so sorgt er schon dafür, daß seine Vögel auf einem andern nisten können.



Männlicher Akt

Hans von Marées †

WELDIN:

DIE PROBE

„Ein Herr wünscht Sie zu sprechen!"

Der Hotelpage in seiner pittoresken goldverbrämten Uniform stand in der Tür und keine Miene seines Gesichtes regte sich.

Erik Hollander sah unwillig auf die Uhr und runzelte die Stirn. „Ich lasse bitten — aber sagen Sie dem Herrn, daß meine Zeit begrenzt ist."

Es war acht. Vom Fenster seines Zimmers konnte Hollander sehen, wie die Perlenketten der elektrischen Lichter in den Straßen ruckartig aufzuglimmen begannen. Menschen, Automobile, Trambahnwagen ballten sich zu einem unentwirrbaren Knäuel. Durch den Zauberstab der Nacht berührt, war Kapstadt zu neuem Leben erwacht.

„Habe ich das Vergnügen mit Herrn Hollander — — —?"

Der späte Besucher war eingetreten. Er war in Abendkleidung, der Smoking saß ihm wie angegossen, seine ganze Erscheinung strahlte Distinktion aus.

Erik Hollander nickte. „Womit kann ich Ihnen dienen?"

Der Besucher nahm unaufgefordert Platz, wischte bedächtig ein unsichtbares Staubkorn von seiner makellosen Smokinghose und sah dann Erik Hollander aus stahlgrauen Augen gerade ins Gesicht.

„Ich bin gekommen", begann er mit einem gedehnten, leicht affektierten Tonfall, „um eine Frage an Sie zu richten, Herr Hollander. Eine sehr einfache Frage: Wollen Sie leben oder sterben?"

„Hm ... ich verstehe nicht recht ... diese Frage ist wohl sehr sonderbar! Aber wenn Sie es durchaus wissen wollen, so kann ich Ihnen verraten, daß ich das Leben zweifellos liebe."

„Ich dachte es", sagte der Besucher bedächtig und seine grauen Augen fixierten nachdenklich Hollanders Krawattennadel. „Da wir uns über diesen Punkt geeinigt haben, werden Sie wohl gestatten, daß ich einen Augenblick das Telephon benütze?"

„O bitte, wenn es sonst nichts ist ..."

„Hotelzentrale!" sagte der Fremde, den Hörer aufnehmend. „Hallo, hier Zimmer 98. Jawohl, Hollander. Herr Hollander wünscht bis zwölf Uhr nicht gestört zu werden! Ja ... ich danke."

„Herr — wollen Sie mir sagen, was das zu bedeuten hat?" fuhr Hollander auf.

Der Fremde lächelte entschuldigend. „Sie werden es gleich erfahren. Inzwischen werden Sie die Güte haben, mir Ihr Federmesser zu leihen."

Ein Wahnsinniger! dachte Hollander plötzlich. Wahnsinnigen muß man ihren Willen lassen ... das hatte er einmal irgendwo gelesen. Mechanisch zog er sein Federmesser aus der Tasche und reichte es dem Fremden. Der ließ es aufschnappen, prüfte die Klinge und durchschnitt mit der Sorgfalt eines Chirurgen, der eine schwierige Operation vornimmt, den Telephondraht. Dann zündete er sich bedächtig eine teure Luxuszigarre an und sagte, während er scheinbar abwesend in den blauen Rauch blickte, mit seidiger Stimme: „Ich bin nämlich Nebelhay!"

Das Bewußtsein, einem Mann gegenüberzusitzen, von dem man in der Morgenzeitung gelesen hat, daß er vor keinem Morde zurückschreckt, ist ein Erlebnis, das sich wenige wünschen und viele zu vermeiden trachten werden. Erik Hollander gehörte zu den vielen.

„Ich weiß, mit wem ich es zu tun habe", sagte er und seine eigene Stimme erschien ihm seltsam hohl und fremd. „Wollen Sie mich jetzt gütigst darüber aufklären, was Sie mit Ihrem eigenartigen Benehmen bezwecken?"

„Mit Vergnügen — der Wunsch des berühmten Chiffernexperten Hollander ist mir Befehl! Ich bin gekommen, um Sie zu bitten, den Text einer Kabeldepesche zu dechiffrieren, aus deren Inhalt Sie ersehen werden, daß es sich um einen ganz großen Coup für mich handelt."

„Und wenn ich mich weigere?"

„Ich dachte, Sie wollen leben . . ."

„Lassen Sie sehen!"

J. Hahn



Scherenschnitt

Nur einen Blick warf Hollander auf das ihm gereichte Blatt und war entsetzt. Er kannte dieses System nur zu gut — das System C. Er selbst hatte es vor vierzehn Tagen für Erskine & Liverright, die führende Maklerfirma des Kap ausgearbeitet. Das Geheimnis dieses Codes war, daß keiner, der den täglich sich ändernden Schlüssel nicht kannte, ihn lösen konnte: und wäre es sein eigener Schöpfer.

„Diese Chiffre ist unlösbar, Herr Nebelhay."

„Lächerlich — ich weiß, daß sie von Ihnen stammt!"

„Aber ich beschwöre Sie — —!"

Nebelhay sah lächelnd auf seine Armbanduhr. „Herr Hollander", sagte er verbindlich, „ich achte Ihre Standhaftigkeit. Aber es ist unsinnig, einem vernünftigen Menschen einreden zu wollen, daß ein so meisterhafter Experte wie Sie eine Chiffre nicht lösen kann, die er selbst erfunden hat. Ich gebe Ihnen Zeit bis zehn Uhr. Wenn ich bis dahin das Resultat nicht habe, sind Sie ein toter Mann. Ich glaube, das ist doch der geläufige Ausdruck für eine so undelikate Angelegenheit, nicht?"

Zeit gewinnen! schoß es Hollander durch den Kopf. Bis zehn sind es noch eineinhalb Stunden und in eineinhalb Stunden kann sich manches ereignen.

ADRGE GREFZT GHTJK IUZED HTREH OTREP ...

Die Buchstaben tanzten vor seinen Augen, formten sich zu sinnlosen Einheiten, hinter denen sich ein unlösbares Rätsel barg, dessen Lösung Befreiung bedeutete — Leben . . .

ADRGE GREFZT GHTJK ...

Hollander kritzelte ganze Bogen mit sinnlosem Geschreibsel voll, als arbeitete er wirklich an der Lösung. Nur Zeit gewinnen! Zeit gewinnen! Fern schlug eine Turmuhr, ruhig und bedächtig . . . Himmel, doch nicht schon zehn? ... Nein, dreiviertel. Nebelhay riß den Bogen an sich, erfaßte mit einem Blick die Sinnlosigkeit des Geschreibsels.

„Also Sie wollen nicht?"

„Ich kann nicht."

Ein Revolver blitzte plötzlich in Nebelhays Hand, richtete sich gerade gegen Hollanders dritten Westenknopf. „Dieser Revolver", sagte Nebelhay, „ist eine Gaspistole, die Giftgase genug enthält, um zehn Männer zu töten. Er ist so wunderbar konstruiert, daß seine Wirkung völlig lautlos ist. Ich beabsichtige, diese Wirkung an Ihnen zu erproben, wenn Sie mir nicht augenblicklich die Lösung des Systems C verraten."

„Ich habe Ihnen doch schon gesagt — —" schrie Hollander.

In diesem Augenblick zischte ein Strahl durch die Luft, Hollander schlug die Hände vors Gesicht, aber es war zu spät. Etwas kaltes, süßlich riechendes traf sein Gesicht, es war ihm, als stürzte er in einen bodenlosen Abgrund, endlos, tausend Jahre lang, bis plötzlich ein Stoß kam und es Nacht um ihn wurde.

•

Erik Hollander erwachte Punkt halb elf Uhr aus einer leichten Luftgasbetäubung. Auf dem Schreibtisch vor sich fand er ein Kuvert, dem ein Scheck auf fünfhundert englische Pfunde und ein Brief folgenden Inhalts entfiel:

„Sehr geehrter Herr! Wir haben unseren Privatdetektiv beauftragt, sich davon zu überzeugen, ob das von Ihnen gelieferte ‚System C', von dessen Verläßlichkeit, wie Sie wissen, die Existenz unserer Firma abhängen kann, wirklich den geforderten Anforderungen entspricht. Da wir uns diese Überzeugung verschaffen konnten, stehen wir nicht an, Ihrem Honorare noch Lst. 500.— hinzuzufügen.

Hochachtungsvoll

Erskine & Liverright."

Die Diebesglocke von Heiligland

Von Heinrich Rumpff

Das ist nun für Käpten Freders von der seit undenklichen Zeiten zwischen Sankt Pauli und dem Helgoländer Südhafen hin und her pendelnden „Ingelskark" eine verteufelt unangenehme Sache!

Bisher verlief alles in schönster Harmonie. Auch das Wetterchen ist prima! Hinter Cuxhafen wird es wohl einige Wellen geben und demzufolge mehr grünliche als rosa oder graue Gesichter an Bord —, das aber gehört nun einmal zu einer richtigen Seereise, und wenn es anders ist, sind die Landratten obendrein noch enttäuscht.

Wie gesagt — alles in Butter! Aber kurz vor Neuwerk kommt ein aufgeregtes Ehepaar zum Kapitän und will ihn in einer „unerhört wichtigen Angelegenheit" sofort unter vier, nein, sechs Augen sprechen! Die Madam ist zum Glück eine von der rosa Abteilung. Das heißt: jetzt ist sie blaß mitsamt dem Gemahl und — das erkennt Freders gleich — bestimmt nicht von den paar Wellchen, die gerade zum ersten Male schüchtern und zärtlich unter der „Ingelskark" durchlaufen.

Die Geschichte ist die: Die Madam hat sich im Waschraum überaus gründlich die Hände gewaschen und zu dem Zweck ihre beiden Ringe in die Schale auf dem Toilettentisch gelegt! Und vergessen . . .

Erst nach einer Viertelstunde fiel es ihr oben auf Deck glühend ein!

Die rosa Dame hat nun ein feuchtes Glitzern über den schönen Augen. „Zwei sehr kostbare Ringe, Herr Kapitän! Unersetzliche alte Familienerbstücke! Jeder außerdem gut und gern seine tausend Mark wert! Natürlich waren sie weg!"

„So natürlich ist das nun doch nicht", berichtigt der Herr Gemahl milde. „Falls es sich nicht um jemand vom Personal handelt — es sind doch nur ordentliche Leute an Bord!"

„Kannst du ihnen hinter die Stirn sehen?" fragt die Frau spitz.

Käpten Freders ist im Geist bereits sein Personal durchgegangen. Alles langjährig erprobte Angestellte — nein, davon kommt keiner in Frage. Nun entwickelt sich in ihm das Bevorstehende zu einem unsympathischen Gruppenbildchen: Helgoländer Hafenpolizei! Leibesvisitation! Allgemeine Empörung! — Und sooo ein Gesicht auf der Reederei . . .! Wirklich anerkennenswert von dem Ehepaar, nicht sofort Alarm zu schlagen!

Dennoch — man ist nun einmal immer für den geraden Weg, und so sagt Kapitän Freders, und verschluckt einen tiefen Seufzer, es wäre dann wohl am besten, zunächst offiziell nachzufragen. Die verschiedenartigsten Gesellschaftsschichten sind an Bord vertreten, und üble Elemente gibt es überall . . .

Das Ehepaar wehrt entschieden ab. Seiner Meinung nach hat das gar keinen Zweck. Erstens gerät es dadurch unliebsam in den Mittelpunkt! Zweitens wird die allgemeine Stimmung jäh verdorben! Und schließlich — sobald der Täter befürchten müßte, ertappt zu werden, braucht er ja bloß die beiden Ringe über Bord zu werfen! Nein, nach Möglichkeit nur keinen Skandal! „Aber wenn ich meine Ringe nicht wieder bekomme", — die Stimme der Gnädigen schlingert gefährlicher als die „Ingelskark" bei Windstärke 8 — „dann habe ich kein Glück mehr auf der Welt! Das ist ein Aberglaube in unserer Familie."

Käpten Freders blickt nachdenklich von einem zum andern. Halten sich hochanständig, muß man sagen. Wie? Aberglauben?? — Aberglauben!? Das geht ihm nun eine Weile im Kopf herum. Endlich verabschiedet er sich. Und die beiden sind seltsamerweise ein wenig getröstet, obwohl der Käpten gar nichts versprochen hat.

Der „blanke Hans" ist heute sehr friedlich. Nur mit Fingerspitzen streicht der Wind über die schimmernde Wasserfläche, die Zufriedenheit an Bord steigt weiter, und alles lauscht angeregt, als der Käpten zum Abschluß des gemeinsamen vorzüglichen Mittagsmahles über einem lieblich duftenden Mokka anfängt, so ein bißchen zu klönen und Seemannsgarn zu spinnen. Und wie er so dies und jenes zum Besten gibt, erwähnt er auch einen merkwürdigen Helgoländer Brauch, den man seit einiger Zeit dort wieder eingeführt hat. „'ne uralte Sitte, Damen und Herren! Bloß durch den Krieg vorübergehend außer Betrieb.



Des Muckers Augen glüh'n —
er wittert **Moralin**...



Doch drohend zückt den Stahl
die keusche Frau **Moral**

Vielleicht wissen Sie's aus der Schulzeit her: Kein Dieb durfte Heiligland betreten! So ist das immer gehalten worden! Und darum haben sie jetzt am Ausgang der Landungsbrücke wieder die jahrhundertalte Heiligländer Diebesglocke angebracht. Jeder, der seinen Fuß auf den roten Felsen setzen will, muß zuvor an der Glocke ziehen! Und wenn Hände kommen, die sich vor kurzem oder längerem an fremdem Eigentum vergriffen haben, dann . . ." hier macht der Kapitän eine wohlberechnete Wirkungspause — „dann, meine Herrschaften, gibt die Glocke keinen Klang!"

Nach einem Augenblick überraschten Schweigens geht ein fürchterliches Gelächter und Protestieren los, bis sich durch all die aufgeklärte Ungläubigkeit des Kapitäns Stimme wieder Bahn bricht. „Glauben Sie mir", sagt er im Brustton der Überzeugung, „ich selber hab's in meiner Jugend noch erlebt, als Schiffsjunge, so vor vierzig Jahren. Einer Engländerin war da auf der Überfahrt ein wertvolles Schmuckstück abhanden gekommen, und in Helgoland mußte alles, was an Bord war, an der Diebesglocke läuten. Das ganze Inselvolk stand grimmig drum herum; sie spaßen nicht in solchen Dingen, und ihre Fäuste sind hart. Kommt da 'ne andere Miß mit der größten Dreistigkeit daher und zieht und zieht — aber die Diebesglocke schweigt! Damen und Herren: diese Miß hatte den Schmuck in ihrer Handtasche, und es war die beste Freundin der Bestohlenen."

Wieder folgte ein tönendes Durcheinander amüsierter oder bewegter Ausrufe, allein der Käpten lächelt nun nicht ein bißchen mehr. „Was mit ihr geschah? — Nun, das auf Helgoland können Sie sich wohl vorstellen, — aber etwas Schlimmeres!" Seine Stimme wird nahezu feierlich und drohend; nicht umsonst sagt man, in jedem guten Kapitän stecke sowas wie ein halber Pastor! „Denn wer die Glock' umsonst versucht, der bleibt sein Leben lang verflucht! So heißt der alte Spruch, und man kann davon glauben, was man will. Die Bestätigung, die ich erlebt habe, muß ich leider verschweigen. Will Ihnen nicht die Stimmung verderben."

Irgendwo im Speisesaal gibt es einen leichten Aufschrei, den niemand weiter beachtet, auch der Kapitän nicht! Mit todernstem Gesicht geht er hinaus.

Indes — so ein bißchen Ernst dient nur dazu, die Fröhlichkeit zu vertiefen. Bald schwirrt es überall an Bord wieder vergnügt, und am Horizont erschien schon längst das seltsame Heiligland mit der unheimlichen Glocke und den hellgesichtigen Bewohnern. Und es dauert auch gar nicht lange, da kommt unsere junge Frau — ihre rosa Farbe hat sie zurückgewonnen und nicht sie allein . . . glückstrahlend kommt sie zum Kapitän gestürmt, um ihm — — ihre Ringe zu zeigen! Wie durch Zauberei haben sie sich auf jenem Waschtisch wieder eingefunden; die Aufwärterin hat sie soeben gebracht! „Nein!" ruft die rosa Strahlende begeistert, „wundervoll haben Sie das gemacht, Käpten! Selbst mein Mann meinte, dafür müßte ich Ihnen zunächst einmal einen Kuß geben . . ."

Käpten Freders schmunzelt; denn er hat nichts dagegen.

Er schmunzelt auch — bloß innerlich! — als man nach vierstündigem Aufenthalt auf dem herrlichen Fleckchen Erde inmitten von soviel Wasser wieder gen Sankt Pauli dampft, und eine Dame mit unsteten Augen — eine von den grauen mit der übertriebenen Takelage — so wie von ungefähr an ihm vorüberstreicht. „Ach, Herr Kapitän", flötet sie leichthin und beinahe, ohne stehen zu bleiben, „Sie erzählten da vorhin so eine spaßige Geschichte, thehehe, von einer . . O . . einer Glocke auf Helgoland! — Wir haben sie aber gar nicht gefunden, Ihre merkwürdige Glocke!"

„Tjoa, Madam", antwortet da der Käpten Freders und kneift die Augen fest zusammen, als sei ihm hier mitten auf der Nordsee ein Staubkörnchen hineingeweht, „das soll wohl sein, Madam! Die Diebesglocke ist auch nicht so leicht zu finden."

„Nein??? — Sie sagten doch, sie hinge gleich am Ausgang der Landungsbrücke!?"

„Hat sie, Madam, hat sie! Aber leider ist sie vorige Woche erst gestohlen worden . . ."

HANS RIEBAU:

DIE BRÜDER KEITH

Die Brüder Keith haben sich nie recht verstehen können. Aber alle zwei, drei Jahre ergibt es sich, daß sie sich irgendwo treffen.

Neulich haben sie sich auch wieder einmal getroffen. „Wie geht's?" fragt Peter, der Bankier.

„Danke, ganz ausgezeichnet", nickt Haribald, der Schriftsteller. „Erinnerst du dich übrigens, daß mir vor zwei Jahren, gerade in dem Augenblick, als wir uns trafen, Sanitätsrat Kubbe voraussagte, wenn ich das Rauchen nicht aufgäbe, würde ich in kurzer Zeit schwachsinnig sein?"

„Natürlich", sagt Peter und bietet dem Bruder eine Zigarre an, „und als ich vor vier Wochen dein neues Drama sah, wußte ich sofort: Nun hat der verfluchte Kerl das Rauchen d o c h n i c h t aufgegeben!"

*

Die Brüder Keith (siehe oben) haben sich, nach zweijähriger Trennung, wieder einmal auf einem Ball getroffen. „Mit mir ist etwas Seltsames geschehen", erzählt Haribald. „Ich hätte darauf geschworen, daß ich als Junggeselle sterben würde. Aber seit nunmehr drei Monaten bin ich — ich kann es nicht anders nennen — geradezu v e r r ü c k t nach einer Frau. Natürlich kannst du dir so etwas nicht vorstellen."

„O bitte", sagt Peter. „Ich ahnte es schon lange. Nur habe ich nicht gewußt, daß eine F r a u die Ursache ist."

*

Haribald Keith hat tatsächlich die Frau seiner Sehnsucht geheiratet. Kurz nach der Hochzeit ist er, in einer Familienangelegenheit, bei seinem Bruder. Die Unterredung dauert länger, als man erwarten konnte, und plötzlich steht Haribald mit einem Ruck auf. „Donnerwetter", flüstert er, „um fünf habe ich mich mit meiner Frau verabredet, und jetzt ist es halb sieben."

„In diesem Fall", sagt Peter und drückt auf den Klingelknopf, „nimmst du am besten meinen Wagen. Sonst könnte es leicht geschehen, daß deine Frau v o r d i r da ist."

Der neue Hut

Bisweilen zwingt die Konvention
zum Kaufe eines neuen Hutes...!
Fürs erste freilich spricht man nur davon, —
dann aber geht man hin und tut es.

Vor einem Tisch, auf dem sich bald
Millionen Hüte wahl- und sinnlos häufen,
fängt man jetzt an, nach einem sichren Halt
sich selbst bewußten Seins zu greifen.

Das kleine Fräulein aber, das bedient,
läßt jeden Einwand freundlich unbeachtet, ...
man ist empört, wie es so leichtgemeint
den Käufer nur als Zierobjekt betrachtet.

Die fremden Hüte spotten deiner Not!
Es biegt der hohe Spiegel sich vor Lachen, ...
und dennoch trotzt die Hoffart dem Gebot,
sich schleunigst aus dem Staub zu machen.

Die Urgewalt der Tradition
trägt... wie man auch dagegen wütet...
im Handumdrehn den Sieg davon,
man geht gekränkt — doch neu behütet!

Man wählt die stillsten Gassen aus, ...
man wagt es nicht den Blick zu heben,
schleicht ängstlich wie ein Dieb ins eigne Haus
und tut den Schwur: Nie mehr in diesem Leben!

Die nächsten Wochen sieht man dich dann nur
mit deinem alten Hute wandern;
erst mit der Zeit gewöhnt sich die Natur
und auch dein Spiegel langsam an den andern.

Arnold W e i ß - R ü t h e l.

Ruboy



„Mensch, was machst du mit den vielen Kakteen vor dem Bett?"
„Hat mir der Arzt verschrieben — gegen Nachtwandeln..." F. S.

Kindermund

„Mutti, warum hat Papa so wenig Haare?"

„Er denkt zuviel!"

„So! Und du??"

Gemütliches Heim

Gast zum Hausherr: „Warum schaut mich denn Ihr Hund fortwährend an —, ist er denn so hungrig?"

Hausherr: „Das nicht, er ist nur ein wenig böse, weil Sie aus seiner Schüssel essen!"

Mißverstanden

Der Gatte macht eine Mittelmeerreise. Sendet eine Karte: „Habe Zypern im Rücken!" Darauf erhält er einen Brief: „Hoffentlich bist Du schon wieder gesund!"

Das gibts nicht!

„Ich möchte gern eine Weckuhr haben, die das Mädchen weckt, ohne daß das ganze Haus aufwacht."

„Bedaure. Es gibt nur solche, die das ganze Haus wecken, ohne daß das Mädchen aufwacht." *(Kikeriki)*

Ja dann!

„Glauben Sie, daß es auch Männer gibt, die ihr Alter verleugnen, wie so viele Frauen es tun?"

„O ja. Einer meiner Freunde tut es, zum Beispiel, seiner Zwillingsschwester zuliebe." *(Answers)*

LICHTENSTEIN:

GEFAHREN DES URWALDES

So lautete das Thema eines Aufsatzes, den ich meinen kleinen Schülerinnen und Schülern als Aufgabe gestellt hatte. Nachstehend eine kleine Kostprobe von den farbenprächtigen Bildern, die ich in den Heften gefunden habe.

Ranzenberger Josef: Und ehe man sich's versieht, hat sich einem eine kilometerlange „Malaria" um den Leib gewickelt. Das Gift dieser Schlange ist sehr ungesund.

Menschik Peter: Grauslich sind die Moskowiter. Sie warten nicht, wie unsere Wanzen, bis es finster ist, sondern verkehren auch am Tage. Man schützt sich durch Netze, worauf sie gekränkt abziehen.

Hartunger Marie: Dort ist es so heiß, daß die Bajaderinnen, wenn sie tanzen, mit nichts bekleidet sind. Ihr Dienstgeber ist ein Maharadscha. Ihm gehört der ganze Urwald und er ist so reich, daß er seinen Kindern hundert Farbstifte kaufen könnte, wenn er wollte.

Ameseder Karl (preisgekrönt mit vier Stunden Hausarrest): Einmal nur möchte ich ein Gorilla sein, damit ich den Hochleitner von der IV B-Klasse um die Erde haun könnt! Einmal nur ein Aff, daß ich mich kratzen könnt', wo und wann ich will, ohne daß mir die Mutter eine Ohrfeige herunterhaut, und einmal nur eine Giraffe, daß ich beim Fußballmatch ohne Entree zuschaun könnt!

Pirk Elsa: Die Krokodile sonnen sich Tag und Nacht am Flußufer, bis sie zweihundert Jahre alt sind. Dann liefern sie zu hohen Preisen das Leder für die elegantesten Handtäschchen. Jedoch Imitationskrokodile liefern billiger, wie Tante Hermines Geburtstagsgeschenk zum Beispiel eines ist.

Clarisse von Fürstenberg: Wie wir den Urwald aufgehabt haben, hatte ich gerade Masern. Aber Mama wollte, daß ich auch eine Schulaufgabe mache und schickte mich mit der Gouvernante in die Tierschau zu den Löwen und Tigern. Wir ertappten sie gerade beim Brüllen. Die Gouvernante sagt, im Urwald zahlt man kein Entree. Aber ich glaube es nicht. Aber das kann wahr sein, daß man sich dort nicht auf eine frisch gestrichene Bank setzen darf, weil sonst die Tiger kommen, wenn sie merken, daß ein Mensch zu kleben anfängt. Mit Krokodilen soll man nicht im selben Flusse baden, weil sie sind sehr unreinlich, sagt sie — —

Wondrak Erich: Ich habe nun den Urwald geschildert, weil ich ihn vom Kino genau kenne. Aber ich glaube, der ganze Urwald ist ein Filmschwindel — denn ich habe genau gesehen: Erst ist der Löwe wild aus dem Busch gesprungen, dann ist er zurück und nochmals herausgesprungen und da war er noch wilder. Da hat ganz bestimmt der Reschissär die Szene wiederholen müssen!

Zum Schluß ein Bild, welches zwar mit Zwonarz Wenzel signiert, jedoch ein echter Ameseder Karl ist (siehe oben). Der Wenzel hat sich eine Abschreibarbeit geleistet und dabei nicht einmal bemerkt, daß es sich um die Aufgabe der Vorwoche über die Wüste handelt:

Zwonarz Wenzel: Es gibt da nichts als Sand, mit dem man aber nicht spielen kann, weil er sich sehr heiß antastet. Wasser gibt es genug in den Omasen, nur Omasen gibt es nicht genug. Jetzt fahren in der Wüste schon Autos und sie sind dort nicht gefährlich, weil genug Platz ist zum Ausweichen und sie ohnehin stecken bleiben. Vielen geht das Benzin aus, was beim Kamel nicht vorkommen kann, weil es sich durch seine Beine in Betrieb setzt. Sehr achtgeben muß man in der Wüste auf die Fata Morgana. Man will sich auf einen Stuhl setzen und siehe da, es ist eine Fata Morgana und man liegt da!

Bold



Schlingpflanze



In der Technik sind meist schnell behoben. Aber Störungen im Wohlbefinden der Menschen zu beseitigen, war bis zur Entdeckung der Hormontherapie oft unmöglich. Heute weiß man, daß **vorzeitiges Nachlassen der besten Kräfte** auf gestörter Drüsenfunktion beruht. Das erprobte Drüsenhormonpräparat

OKASA

gibt d. Organismus neuen Antrieb, stärkt die Nerven, steigert die körperl. u. geistige Leistungskraft. Okasa-Silber f. d. Mann, Gold f. d. Frau 100 Tabl. 9,50, **in allen Apotheken** erhältl. Zusendung der illustr. Broschüre und **GRATIS-PROBE OKASA** veranlaßt geg. 24 Pf. f. Porto **Hormo-Pharma, Berlin SW 189,** Alte Jakobstraße 85.

Eine Bibliothek für Politik und Wissenschaft von seltener Vollständigkeit ist Umstände halber zu verkaufen

u. a. Die große Politik der Europäischen Kabinette. 40 Bände; Die Vorgeschichte des Weltkrieges (Werk des Untersuchungsausschusses) 4 Bände; Der Weltkrieg (herausgegeben vom Reichsarchiv) 8 Bände; Die Ursachen des deutschen Zusammenbruchs (Werk des Untersuchungsausschusses) 16 Bände; vollständiger Deutscher Geschichtskalender von Purlitz (Felix-Meiner-Verlag); vollständiger Schulthes Europäischer Geschichtskalender (Beckh'sche Verlagsbuchhandlung); Handbuch der Staatswissenschaften. Handbuch der Rechtswissenschaft; Memoiren, Biographien, Gesammelte Werke, Lexikon, Bibliophiles, gesammelte Jahrgänge wichtiger Zeitungen, die wichtigste europäische schöne Literatur

Anfragen unter **T. B. 1721** an die Expedition der Münchner „Jugend"

Beim Ausbleiben oder bei verspäteter Zustellung unserer Zeitschrift bitten wir die Bezieher, sich sofort an den Zusteller oder an die zuständige Zustellpost anstalt zu wenden, und erst dann, wenn dies keinen Erfolg haben sollte, uns davon Mitteilung zu machen.

VERLAG DER „JUGEND" MÜNCHEN, HERRNSTR. 10

UNSERE

SONDERNUMMER

„Die Gaar"

erscheint am 3. April.

Wir machen die Leser der „Jugend" schon heute auf die in künstlerischer und volkskundlicher Hinsicht wichtige Publikation aufmerksam. Aemter, Behörden, Schulen etc. erhalten Rabatt!

Anfragen sind zu richten an die

Redaktion der „Jugend"
München
Herrnstraße 10



1. Jahrgang Nr. 14

Von Aschermittwoch bis Ascherdonnerstag

Kriminalkurzgeschichte (aus dem Englischen übersetzt von A. W.)

I.

Es war am Donnerstag, 15. Februar, dem Tage, der dem Aschermittwoch folgt, als es vom Turm der alten Peterskirche zu München gerade elf Uhr schlug. In diesem Augenblicke trat eine Frau mit allen Zeichen sichtlicher Erregung in das Arbeitszimmer des Meisterdetektivs Schmerloch Holms und sank erschöpft in den Besuchersessel.

„Sie sind Frau Bankdirektor Lola Eckebrecht" sprach der Detektiv rasch, ohne sein scharfes Auge vom Mikroskop zu heben, unter dem das Kniegelenk eines Fliegenbeines lag, „der Ihnen entwendete Brillanthalsschmuck befindet sich augenblicklich in London, Greenwich-Street 108, dritter Stock, viertes Zimmer rechts, im Nachtkästchen. Für Auskunft berechne zehn Prozent des Wertobjektes, ist gleich zehntausend Mark plus fünf Prozent Spesen, macht fünfzehntausend Mark, bitte, an der Kasse einbezahlen, auf Wiedersehen!"

„Da tuan S' Ehana fei' täuschen", entgegnete die Frau aufgeregt, „indem, weil i die sell gar net bi, dö wo Sie moana, sondern mein Name is Katharina Haberl, und i kimm zu Ehana, wei' mei Mann seit den Aschermittwoch abgängig is. „Heut' geng i Maschkera zua inser'n Vereinfest" sagt er am Faschingsdienstag Ab'nds, setzt sei' Narr'nkappen auf, und kimmt nimmer hoam. Ja, wo er nur is, der Hallodri?" „Kein uninteressanter Fall!" bemerkte der Meisterdetektiv kurz, und sah zum ersten Male Frau Haberl aus seinen funkelnden Brillengläsern an. „Im übrigen möchte ich Ihnen mitteilen, daß sich Ihr Herr Gemahl auf dem Transozeandampfer „Maryland", Kabine Nummer 56 auf der Überfahrt nach Buenos Aires befindet. In seiner Gesellschaft reist eine Dame mit platinfarbenem Haar, die himbeerfarbene Strappes trägt und mit der Zunge anstößt. Macht siebenundachtzig Mark fünfzig, bitte an der Kasse einzahlen, auf Wiedersehen!"



„Gel, macha's koan Krampf!" entgegnete die Frau etwas unwirsch, „denn erstens kann mei' Mann 's Schifferlfahr'n gar net vertrag'n, wei's eham dabei schlecht werd, und zweatens, dös mit der sellen Dame tuan S' Ehana fei' überleg'n! Da hätt' mei' Mann vui z'vui Angst, daß i'n umananda schlag', bal er mit an' Gschpusi auf's Amerika hintri roast. Und außerdem: Sei' Mantel und sei' Stock hängt ja z'haus auf'm Gang, und in der Taschen hat er net mehra als wia zwölf Mark fuchzge g'habt, da werd er mit koam Frauenzimmer auf Amerika kemma!"

„Hm — hm" machte Schmerloch Holms nachdenklich, „sollte ich mich zum ersten Male in meinen Kombinationen getäuscht haben, oder werde ich älter? Very well, der Fall interessiert mich außerordentlich, ich werde ihn aufklären. Sie sollen noch heute den Aufenthaltsort Ihres Herrn Gemahles wissen, doch bitte ich Sie, starke Nerven zu bewahren, arme Frau, denn mein untrüglicher Scharfblick sagt mir, daß sich Ihr Mann nicht mehr unter den Lebenden befindet. Doch mag es Ihnen zum Troste gereichen, daß ich in diesem Falle meine Spesen nur mit fünfzig Prozent berechne. Und nun führen Sie mich in Ihre Wohnung!"

„wenn in München, - dann Deutsches Theater.

II.

„Also sehgn S', Herr Meisterdetektiv, da hängt sei' Mantel und sei' Spazierstock, indem weil er ohne dö net ausgeht. Aber er selber is net da."

„An dem Mantel fehlt ein Knopf — merkwürdig — merkwürdig — das Rätsel beginnt sich zu lichten."

„Glaub' i net, indem, weil der Knopf scho seit zwoa Wochen fehlt. ‚Katherl, Katherl', hat er oft g'sagt, ‚wann Du so schlampat bist, und mir koan Knopf annahst, werd i bald nacket umananda laffa müassn.' No ja, ma hat halt was anders aa z'tuan, als wia Knöpf' annäh'n, aber ein Alibi, oder wia ma da sagt, is dös net, Herr Detektiv."

„Und hier auf dem Boden" rief Schmerloch Holms mit schlecht unterdrückter überraschung, „liegt ein Frauenhaar, ein rotes Frauenhaar! Dachte ich es mir doch schon immer, daß auch in diesem Falle wieder ein Weib sein unseliges Spiel treibt! Cherchez la femme! Wie sehr bewahrheitet sich wiederum dieser alte Satz! Die erste Fährte ist aufgespürt! Nun gilt es nur noch in meiner Kartothek unter den 4782 rothaarigen Frauen Münchens Umschau zu halten, und der Rahmen verengt sich bereits."

„Aber genga S' zua, Herr Schmerloch, dös is aa koa richtig's Alibi net, indem weil dös Haar vo inserm rothaaraten Dackel is, der laßt a weng d'Haar, müassen S' wissen. Und überhaupts hat mei' Mann auf Rothaarate koan Gusto net, weil eham die z'falsch san. Da verfolg'n Sö, wia ma so sagt, eine falsche Fährte."



„Der Fall ist in der Tat kein leichter" murmelte der Meisterdetektiv, putzte sorgsam seine Brillengläser, kniete nieder und wies auf einen rötlichen Flecken.

„Gestocktes Blut!" entrang es sich dumpf seinen Lippen, „Mord, Mord in der eigenen Wohnung! Nun heißt es, die Zähne zusammenzubeißen, gute Frau! Wir sind der furchtbaren Lösung des Rätsels nicht mehr ferne. Mut! Mut!"

„Den hab' i, aber was dös Fleckerl anbetrifft, so san dös Preißelbeer'n, dö wo man aus'm Hafa außagrunna san. Is halt aa wieder koa Alibi net. Aber jetz' will i Ehana amoi was zoag'n: Was is denn dös für a brauner Strich, der wo auf den Kleiderschrank zuageht?"

„Ganz richtig, ein grobkörniges Pulver, wie mir scheint. Gift? — — —"

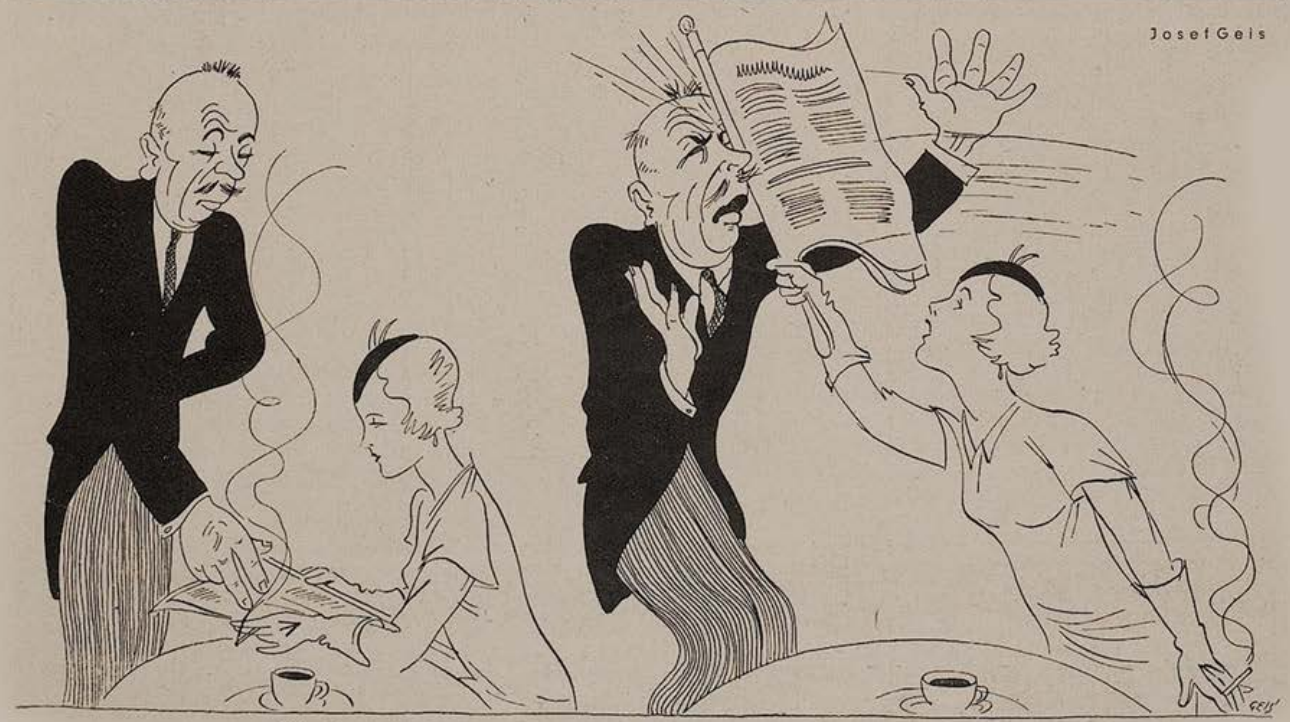
„Naa, dös i koa Gift, sondern a Schnupftabak is, a Brasil is, und jetzt woaß i, wo er hi g'roast is, Ehana Amerikafahrer, der Hallodri! Im Schrank flaggt er drinna! Passen S' amoi auf!"

Mit diesen Worten öffnete Frau Haberl den Schrank, und in der Tat befand sich in ihm Herr Haberl in schlafendem Zustand. Es bedurfte energischen Zuspruchs, bis er erwachte und die Kraft zu folgenden Worten fand:

„Oh mei, oh mei, is denn dös mei' Kopf, was man so weh tuat? Den wia vuiten hab'n ma denn scho heut'? Es muaß ja scho bald übermorg'n sei'. Wann i mi recht erinnere bi i am dreizehnten ausganga, und dös war a Dienstag. Und was nacha war, woaß i nimmer, und was nachdem g'wen is, woaß i scho glei' gar net. Aber bal i mi net täusch', muaß i d'Schranktür' mit der Wohnungstür verwechselt hab'n. Was is denn heut' für a Tag?"

„Heut' is Donnerstag" antwortete Frau Haberl scharf, und jetz' kannst weiter schlaffa bis zum Aschersreitag!" Damit verschloß sie die Schranktüre.

„Sehen Sie", sprach Schmerloch Holms bescheiden „einem Meisterdetektiv bleibt kein Rätsel ungelöst!"



Die deutsche Frau raucht — — — — — — keinen Guten — — —

D. LIPPA:

AUTOFALLE

Der Chauffeur bremste, als er des etwas dicklichen Mannes in der hellblauen Joppe gewahr wurde. Der Mann stand mitten auf der Landstraße und winkte heftig dem heransausenden Auto entgegen.

Der Wagen des Fabrikanten Ferber hielt.

„Sie wünschen?"

Der Industrielle neigte sich aus dem Wagen. Er betrachtete verwundert den kleinen Mann, der verschwitzt und von ehrlicher Besorgnis erfüllt sich das glühende Gesicht abwischte.

„Sie wünschen?" fragte er nochmals.

Der Mann in der blauen Joppe streckte die Hand aus.

„Dort am Fluß", sagte er, „— im Gebüsch verborgen — liegt der Ortsgendarm auf der Lauer. Fahren Sie ganz langsam — er zeigt Sie sonst an. Seit heute früh beschäftigt er sich damit."

„Eine Autofalle?" sagte Ferber.

„Ja. Eine Autofalle. Ich sah, daß Sie ziemlich rasch fuhren. Da dachte ich mir, wirst die Herrschaften darauf aufmerksam machen — wozu sollen Sie einen Schaden haben und Strafe zahlen. — Wer hätte etwas davon? Es wäre doch schade um das liebe Geld."

Er schwieg. Auf seinem durchfurchten Gesicht lag einfache Würde und Ergebenheit. Ein Ausdruck, den die Reichen kennen.

Der Fabrikant Ferber zog seine Brieftasche. Er reichte dem kleinen Mann eine größere Münze.

„Schönen Dank!" sagte er.

Der Mann in der blauen Joppe verneigte sich tief.

*

Der Autoverkehr nimmt in den letzten Jahren in erfreulichem Maße zu. Siebenundsechzig Automobile, Wagen in allen Größen und Farben, hielten an dieser stillen Stelle unserer schönen Heimat. Der Mann in der blauen Joppe winkte und sie hielten. Der Mann in der blauen Joppe dankte und sie fuhren weiter. Langsam, vorsichtig, dem spähenden Auge des Gesetzes nicht zu mißfallen. Wie edel ist doch der Beruf, in den Mitmenschen die Achtung vor dem Gesetz zu erhöhen! Mann in der blauen Joppe, deshalb sei dir verziehen, wenn du lügst, der Ortsgendarm liege lauernd im schattigen Gebüsch.

Ein echter Gastronom

Brillat Savarin saß bei einer Tafel in Paris neben dem Bankier E. Dieser tat sich eben an einer mächtigen Portion Fasan mit Sauerkraut gütlich. Brillat Savarin knüpfte ein Gespräch mit dem Bankier an und fragte: „Kennen Sie Herrn von Morfontaine?"

Der Bankier ließ sich in der Befriedigung seines Gaumens nicht viel stören, er nickte nur und sagte: „Tot".

Brillat Savarin erschrak, denn er hatte noch vor ein paar Tagen Herrn von Morfontaine in bester Gesundheit gesehen. „Das ist ja schrecklich", meinte er, „und wie geht es denn der Gemahlin des Verstorbenen, wie erträgt sie diesen schweren Schlag?"

„Tot", entgegnete der Gefragte und aß weiter.

Brillat Savarin ließ vor Schrecken die Gabel aus der Hand fallen und fast wäre ihm der Bissen im Munde stecken geblieben. „Wie, diese junge blühende Frau ist gestorben, das ist ja entsetzlich, was machen denn die beiden Schwestern der Dame?"

„Tot", sagte der Nachbar und aß seelenruhig weiter.

Brillat Savarin hatte längst vom Essen aufgehört, er war ganz bleich geworden. „Und wie geht es dem kleinen Töchterchen des Ehepaares?"

Und wieder ertönte die schaurige Antwort: „Tot".

Nun hielt es Brillat Savarin nicht länger aus, er mußte die Tafel verlassen, um sich zu erholen. Nach einer Weile kam auch der Bankier in den Garten, wo Brillat Savarin auf einer Bank saß und mit Tränen kämpfte. Er fragte nun, wieso denn diese ganze liebenswürdige Familie so plötzlich gestorben wäre.

Der Tischnachbar aber gab zur Antwort: „Solange als ich esse, ist alles für mich tot!"

Tiere sehen dich an!

Willi Seidel, der exotische Novellist, macht einen Besuch im Tierpark Hellabrunn. Durch das Astloch eines Lattenzauns blickt er hindurch. Da nähert sich dem Guckloch von der anderen Seite das Raubtierauge eines Königstigers. Dichterauge und Tigerauge starren sich an. Nach kurzer Zeit weicht der Tiger langsam zurück. *G. Schwarz*

Rubey



„Können Sie für die Wirkung des Mittels garantieren?"



„Ohne weiteres! Ich habe es selbst mit Erfolg angewendet — — —"



„Bitte — — — — — —"

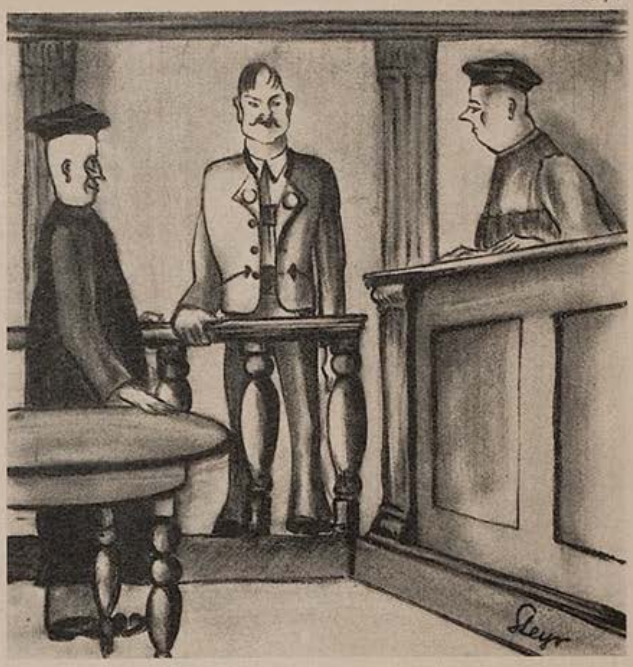
Ein schlichter Mensch

Romanze

Jakob Sebald Siebenstern,
Gottesfürchtig vor dem Herrn,
Sprang früh sechs Uhr aus dem Bett,
Machte säuberlich Toilett
Und rasierte sein Gesicht,
Ist doch solches Anstandspflicht!
Dann nahm er sein Frühstück ein
In dem kleinen Kämmerlein,
Ging zur Kirche, brav und treu,
Kaufte dann so mancherlei;
Und er brachte seiner Mutter
Ein Pfund Butter, Markenbutter! —
Hausbrot, Aufschnitt, Rinderschmalz,
Hosenknöpfe, Zwirn und Salz.
Auch das Mehl vergaß er nicht,
Ist doch solches Kindespflicht!
Mittagessen, Mittagsschlaf,
Und dann half er treu und brav
Seiner Schwester Garn zu halten
Und gewaschne Wäsche falten,
Und er schalt und murrte nicht,
Ist doch solches Bruderpflicht!
Abends blieb er brav zu Haus,
Rechnete die Steuern aus,
Bis vom Speicher in den Keller
Übrigblieb kein roter Heller,
Doch er schalt und murrte nicht,
Ist doch solches Bürgerpflicht.
Und er löscht das Licht und schlief,
Einsam und gerecht und tief,
Und im Traum erschien ihm ein
Liebes kleines Engelein,
Flüsterte: Vergiß sie nicht,
Jakob Sebald, deine Pflicht!
Mehr kann ich von diesem schlichten
Menschen leider nicht berichten.

W. v. Weber

Steyr



Eben hat der Verteidiger des Bauern Griegelhuber festgestellt, daß der Angeklagte schon aus diesem Grunde unschuldig sei, weil er arglos und auf nichts vorbereitet noch am Abend vor dem Brand drei Fässer Bier in sein Haus schaffen ließ . . .

„Drei Fässer Bier . . ." fragt der Richter. „Sind Sie denn ein so großer Trinker . . .?"

„I net . . .", sagt der Angeklagte. „Aber i hob ma denkt, die Feuerwehrleut wer'n an rechten Durscht ham . . ."

Drucksachen Ihre Werbung DIE Kleine ANZEIGE „Jugend"

SCHRIFTSTELLERN
bietet große Buchdruckerei mit angegliedertem bekanntem Verlag für wissenschaftliche oder belletristische Werke sehr vorteilhafte
VERLAGSVERBINDUNG
Anfragen unter Literaria 846 an die Expedition der „Jugend", München, Herrnstraße 10.

Zur Anfertigung jeder Art
Drucksachen
empfiehlt sich
G. Hirth Verlag AG. München, Herrnstr. 10

Gebrauchte
ADRESSIERMASCHINE
wird preiswert abgegeben
G. Hirth Verlag AG., München Herrnstraße 10/I

Immer schöne weiße Zähne
Chlorodont
die Qualitäts - Erzeugnisse

Neurasthenie
Nervenschwäche, Nervenzerrüttung verb. mit Schwinden d. best. Kräfte. Wie ist dieselbe v. ärztl. Standpunkte aus ohne wertlose Gewaltmittel zu behandeln u. zu heilen? Wertvoller, n. neuest. Erfahrungen bearbeitet. Ratgeber für jedermann, ob jung oder alt, ob noch gesund oder schon erkrankt. Geg. Einsendg. v. M. 1,50 in Briefmarken zu beziehen vom Verlag Silvana 66, Herisau (Schweiz).



Fidus-Bilder
In Postkartenformat, Wiedergaben der besten Werke dieses Berliner Meisters, sind zum Preise von 50 Pfg. für die Serie von 12 Stück herausgegeben.
Der großen Verehrergemeinde von Fidus wird diese Veröffentlichung willkommen sein.
G. HIRTH VERLAG AG. München, Herrnstraße 10

***Inserieren** bringt Gewinn!*

ZEITUNGS-AUSSCHNITTE liefert
ADRESSEN schreibt
WURFSENDUNGEN erledigt
FÜR SIE
ADOLF SCHUSTERMANN
BERLIN SO 16 RUNGESTR. 20

30 Flaschen feinste Weine
9 Sorten 36 Mk. franko Nachnahme
Kappesser Ww., Hahnheim 53 b. Nierstein

Inserate in der „JUGEND" finden weiteste Verbreitung!

KUNSTPOSTKARTEN
in vortrefflichem Vierfarbendruck nach Bilderwiedergaben aus der »Jugend« liefern wir 12 St. für 90 Pfg., die ganze Serie von 130 St. für RM. 6.— franko
G. HIRTH VERLAG AG. München 2 NO — Herrnstraße 10

Schöne Bilder
an den Wänden machen die Wohnräume behaglich. Wo das Geld für Erwerbung von Originalen fehlt, hat der Bilderliebhaber Ersatz an den Vierfarben-Kunstblättern der „Jugend", die zu den erstaunlich billigen Preisen von 50 Pfg., 75 Pfg. und 1.— Mk. je nach Größe durch den Kunsthandel und den unterzeichneten Verlag zu beziehen sind. Der reich bebilderte Katalog (Preis RM. 2.70) erleichtert die Bestellung.
G. Hirth Verlag AG., München, Herrnstr. 10

Lest den
Sportfischer
die vortrefflich ausgestattete Fachzeitschrift.
Halbjahrespreis 3 M.
Fischereisport-Verlag
Dr. Hanns Schindler
München NW 2
Karlstraße 44

Ein Buch fürs Leben ist: KREMPELHUBER
Für Stille Stunden
Die gesunde und praktische Lebensweisheit nach gesammelten Erkenntnissen der Philosophie vom Altertum bis zur Gegenwart.
450 Seiten in Ganzl. geb. nur RM. 2.85 zuzügl. 40 Pfg. für Porto.
Zu haben in den Buchhandlungen od. beim unterzeichneten Verlag
G. HIRTH VERLAG AG. MÜNCHEN, HERRNSTRASSE 10

„DER FLIEGENDE TEUFEL"

IM ANEKDOTEN-FLUGZEUG UM DIE WELT

Die Weisheit Hussein Beis

Mustafa Kemal, der Gasi, hat der Türkei eine neue Reform geschenkt. Er hat das europäische Metermaß eingeführt, statt des alten Fußes.

Eine feierliche Zeremonie bekundete die Neuordnung. Auf dem Marktplatz von Pandirma wurde der kleinste Türke, Hussein Bei, ein eleganter Herr von eineinhalb Fuß, mit dem Metermaß gemessen. Ich stand dabei, als der Schneider das Maß von seiner kleinen Figur abhob und der Volksmenge zurief:

„Zweiundvierzig Zentimeter!" ...

Ein Ah und Oh ging durch die Menge.

Und ich hörte Hussein Bei entzückt sagen: „Das ist mal eine Reform! Von anderthalb zu zweiundvierzig — ich bin mächtig durch sie gewachsen!"

Der Salomo von Kanton

Bei einer Gerichtsverhandlung in Kanton wurde ein merkwürdiger Gegenstand beraten: Eine schöne Chinesin, Li-Ko-Shan, war viermal kurz hintereinander Witwe geworden und hatte auf Rat eines Weisen sich mit einem Baume verheiratet. Das sollte eine längere ungestörte Ehe gewährleisten. Sie hatte ein Mandelbäumchen gewählt, dessen Besitzer lächelnd mit der Zeremonie einverstanden war, und — nach einer Woche war das Bäumchen vom Blitz erschlagen worden. Nun verlangte der Mann Schadenersatz.

Aber die schöne Li-Ko-Shan gab an, ohne alles Bargeld zu sein.

Der Gärtner bestand auf seinem Recht.

Der Richter dachte nach.

Dann fragte er die schöne Angeklagte: „Würden Sie, Frau Li-Ko-Shan, gegebenenfalls bereit sein, dem Kläger als Zahlung sich selber anzubieten, als seine Frau?"

„Gegebenenfalls ja", sprach Li-Ko-Shan.

Da zog der Gärtner im Nu seine Klage zurück und ward nicht mehr gesehen.

Sureté!

In Paris am Café du Dome saßen zwei Franzosen, und jeder hielt dieselbe Nummer des „Matin" in den nervös zitternden Händen.

Es war die Nummer, wo der bekannte ungenannte Pionieroberst berichtet: die Betonmauern der östlichen Befestigungen, die einen Meter dick sein sollten, seien in Wirklichkeit meistenteils nur sechzig Zentimeter dick ...

„Wo bleibt die Sicherheit?" biß sich der eine in den Bart.

Und der andere knitterte das Blatt zusammen: „Man muß den Deutschen die Waffen beschränken, man muß ihnen das Schmirgelpapier verbieten!"

Teha

Poly ...

Frau Niander aus Hamburg sucht jemanden, der den Töchtern, 16 und 18 Jahre alt sind sie, Unterricht im Englischen und Französischen erteilt. Viele Leute melden sich. Mit Wohlgefallen aber ruhen die Blicke Frau Nianders auf dem jungen Dr. Hertropp.

„Sie sind, wie ich sehe, verheiratet", sagt sie und guckt auf Hertropps rechte Hand.

„Jawohl", lächelt der Lehrer.

„Und die beiden Sprachen beherrschen Sie vollkommen?"

„Vollkommen", nickt Dr. Hertropp, „und noch ein paar andere dazu. Im übrigen bin ich Polyglott."

Frau Niander zieht die Augenbrauen hoch. „Pfui", sagt sie dann, und ihre Stimme klingt wie Eis, „unter diesen Umständen muß ich allerdings auf Ihre Dienste verzichten." *H. R*

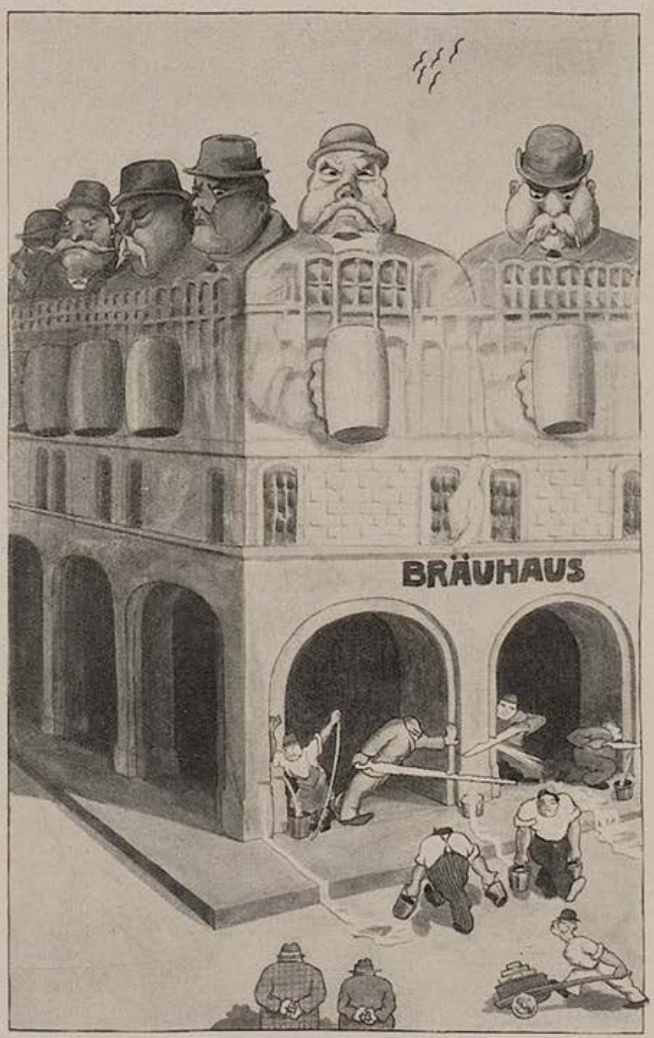
Glaubwürdig

Ich gehe mit einem meiner Schi-Stiefel rasch noch mal zum Schuster, um eine Kleinigkeit richten zu lassen. Ich klingle ohne Erfolg, niemand meldet sich in der Werkstatt. Inzwischen haben sich meine Augen an den dunklen Flur gewöhnt und ich erkenne einen Zettel, der in die Türspalte gesteckt ist. Ahnungsvoll ziehe ich ihn heraus und entziffere die glaubhafte Erklärung: „Bin wegen Abwesenheit nicht da."

Dr. Ernst Klotz

Beginn der Starkbiersaison!

L. v. Horvath



Trockenlegung feuchter Gebäude

Werner

Im Vorraum des Theaters, während der großen Pause, trafen Willig und Billig einander.

Nachdem Stück und Darsteller besprochen worden waren, kam man schließlich auf Werner zu sprechen.

„Tja ...", erzählt Willig, „der Werner ... ich weiß nicht, wie der Mensch jetzt eigentlich das Leben aushält ... wir genehmigen uns ab und zu einen ... rauchen ... riskieren manchmal ein Spielchen ... aber Werner? Seit einem halben Jahr spielt er nicht mehr, raucht er nicht mehr, trinkt er nicht mehr!"

„Soso ...!" sagt Billig interessiert", wieviel Jahre hat er denn bekommen?" *S. T.*

Reue

Vor Brunos schwankte ein Betrunkener heimwärts.

Und schimpft und schimpft. Anscheinend macht er sich Vorwürfe bitterer Art. Er schüttelt über sich den Kopf, er droht sich mit der eigenen Faust.

Frau Brunos nickt verständnisvoll:

„Siehste, Bruno, nun macht er sich Vorwürfe, daß er zu viel getrunken hat!"

In dieser Minute überholen Brunos den Betrunkenen.

Und sie hören deutlich, wie er mit sich schimpft:

„Rechts und links gehören dir ein paar, Otto — siehst doch, daß du noch gerade gehen kannst, Otto — so dumm wie du bist, Otto — hättest ruhig noch einen Liter trinken können — —"



Knut Hamsun: Nach Jahr und Tag. (Verlag Albert Langen / Georg Müller, München.)

Der letzte Hamsun — mit 74 Jahren geschrieben! — krönt das bisherige Schaffen und beschließt stofflich zugleich die Werke „August Weltumsegler" und „Die Stadt Segelfoß". Wieder ist es das einfache Dasein der nordischen Kleinstadt mit ihren bescheidenen und hilfreichen Bewohnern, das Hamsun lebensnah erstehen läßt, wieder offenbart sich die Liebe eines großen Herzens und ein unerschöpflicher Humor, den jetzt die Abgeklärtheit des Alters überstrahlt. Hamsun ist Epiker im klassischen Sinn; es geschieht wenig Dramatisches in diesem breit angelegten Werk (500 Seiten). Welch eine Kunst, den Leser trotzdem bis zum Ende in Spannung zu halten! Die ausgezeichnete Übersetzung (Sandmeier und Angermann) verdient besonderes Lob. Ein wertvolles Buch; von wie vielen — oder besser: wie wenigen — kann man das heute sagen?

Karl Kurt Wolter

Friedrich Alfred Schmid Noerr: Frau Perchtas Auszug. Paul List Verlag, Leipzig.

Einen „mythischen Roman" nennt der Dichter sein Werk. Es ist einer der merkwürdigsten Romane der ganzen deutschen Literatur! Merkwürdig nicht nur durch die Stoffwahl (die dem Buche besonders in Süddeutschland, zumal in Bayern Leser werben sollte), auch nicht nur durch die Tonart der Erzählung, die im Zwielicht zwischen Märchen und Sage die Überwindung strotzender heidnischer Fruchtfreudigkeit durch das Christentum des großen Karl darstellt, sondern weit mehr noch durch die mystische Verwandlung des Dichters in Vorvätergestalt. Er ist gleichsam im Schacht der Zeiten um 15 Jahrhunderte hinuntergerutscht und atmet, schaut, ahnt und lebt mit seinen Perchaern wie mit seinesgleichen. — Zur rechten Zeit hat der Verlag einen schönen Neudruck des Buches herausgebracht.

Dr. Th.

Josef Maria Frank: Der Mann, der Greta Garbo liebte. (Universitas Deutsche Verlags-A.-G., Berlin.)

Der brave Bürovorsteher Tobias Müller verfällt dem Film-Idol „Greta Garbo"; monomanisch jagt er ihm nach. Bis Hollywood — von wo er dann enttäuscht und reumütig zur heimatlichen Ehefrau zurückkehrt. Der Autor bittet im voraus wegen dieses unglaublichen (manchmal allzu spärlich motivierten) Geschehens um Verzeihung — aber das Leben sei so, meint er — und man verzeiht ihm gern, weil er flüssig und erfrischend satirisch zu erzählen weiß. Dem literarischen Stil angepaßt, gut gelungene Zeichnungen von Fritz Bierbaum erhöhen die Heiterkeit dieses Büchleins.

Karl Kurt Wolter

Frank Thieß: Der Leibhaftige. Paul Zolnay Verlag, Berlin-Wien-Leipzig.

Dieser Roman, zum ersten Male 1924 erschienen, kommt jetzt in einer neuen Sonderausgabe heraus. Frank Thieß schildert die Zeit der deutschen Inflation in einem absichtlich begrenzten Bereich. Nicht das Volk in seiner Gesamtheit und sein Passionsweg durch jene Jahre ist Gegenstand des Romans. Eine Menagerie der Profithyänen aller Spielarten lädt uns zur Besichtigung ein. — Ja, so ging es damals im großen und ganzen zu. In mancher Hinsicht dürfte trotz allem mehr menschliche, allzu menschliche Schwäche beteiligt gewesen sein, als Thieß zu meinen scheint. In vielem waren die bewußte Skrupellosigkeit und die korrumpierte Dummheit um etliches niederträchtiger. — Literarisch gleichwertig sind die verschiedenen Teile des Romans nicht. Als Ganzes aber bleibt das Werk eindrucksvoll und aufrüttelnd.

Walther C. F. Lierke

SCHALLPLATTEN

Beethoven

VII. Symphonie, Op. 92 (A-Dur). Großes Symphonie-Orchester (Mitglieder der Staatskapelle, Berlin) unter Generalmusikdirektor Prof. Hans Knappertsbusch (Odeon).

1. Satz (0—6775/76a): Herbes Vivace; ländlich, ursprünglich.
2. Satz (0—6776b/77): Getragen im Thema, geschlossen im Aufbau, elegisch; Streichinstrumente besonders gut.
3. Satz (0—6778): Singend, mit plötzlichem Abschluß. Etwas gehemmte Auffassung (vielleicht durch zu starke Beherrschung des Rhythmischen). Die einzelnen Instrumente kommen plastisch (Pauken bravo!).
4. Satz (0—6779): Melodie läuft in kaskadenartigem Rhythmus. Treffend gestufte Tonwerte.

Das gesamte Werk atmet Erhabenheit; „klassisch" im wahren Sinn.

Karl Kurt Wolter

Wer die „Jugend" abonniert, erfüllt eine soziale Pflicht gegenüber den Künstlern. Denkt daran!!

DIE KUNSTZEITSCHRIFT

„Der Sportfischer"



soll von **jedem waidgerechten** Sportfischer gehalten werden. „*Der Sportfischer*" bringt Text- und Bildermaterial aus aller Welt, darunter auch große mehrfarbige Kunstdrucke

½jährl. RM. 3.—, jährl. RM. 6.—. Man abonniert bei seinem Briefträger, beim Postamt oder direkt beim

FISCHEREISPORT-VERLAG DR. HANNS SCHINDLER,
Fischerei-Buch- u. Kunsthandlung
München NW 2, Karlstraße Nr. 44
Tel. 596160

DEUTSCHEUROPA

VIERTELJAHRESSCHRIFT FÜR DIE ERNEUERUNG EUROPAS AUS DEM REICHSGEDANKEN, HERAUSGEGEBEN VON DR. DR. DR. HANS K. E. L. KELLER FÜR DIE DEUTSCHEUROPÄISCHE ARBEITSGEMEINSCHAFT

Inhalt des letzterschienenen Heftes:

Karl Anton Prinz Rohan: Erziehung zum Reich
Wladimir von Gzowski: Erwachendes Staatsbewußtsein
Stimmen der Zeit
Kampf um Deutscheuropa'

Preis des Heftes RM. —.60 • Jahresbezugspreis RM. 2.—

Heft 1 (Alois Dempf, Vergangenheit und Gegenwart des Reichs) kann für RM. 1.—, Heft 2 (Leopold Ziegler, Zehn Leitsätze zur Wirtschaft) und Heft 3 (Hans K. E. L. Keller, Die deutsche Idee Völkerrecht) können für je RM. —.60 nachgeliefert werden.

Im Kampfe gegen alle internationalistisch-paneuropäischen Programme bekennt sich die (im Sommer 1931) begründete Deutscheuropäische Arbeitsgemeinschaft zur deutschgeschichtlichen völkisch-übervölkischen Idee des Reiches als Leitgedanke einer Völkerrechtspropaganda auf weiteste Sicht. Ihr Ziel heißt: **Geistig gerüstet sein für den Tag, an dem die deutsche Revolution zur europäischen wird.**

Im Buchhandel oder unmittelbar vom Kommissionsverlag
G. HIRTH VERLAG AG., MÜNCHEN

Begründer: Dr. GEORG HIRTH. — Verantwortlich für die Schriftleitung: ARNOLD WEISS-RÜTHEL; für die Anzeigen: GEORG POSSELT, beide in München. — Verlag: G. HIRTH VERLAG AG., München. — Für die Herausgabe in Österreich verantwortlich: J. RAFAEL, Wien I, Graben 29a (Eingang Trattnerhof). — Für die Redaktion in Österreich verantwortlich: MARIANNE RAFAEL, Wien XIX, Hochschulstraße 25. — Alle Rechte vorbehalten. — Nachdruck strengstens verboten. — Copyright by G. HIRTH VERLAG AG., München. — Druck: G. HIRTH VERLAG AG., Buch- und Kunst-Druckerei, München, Herrnstraße 10. — D.-A. 9000. — Entered as second class matter, Postoffice New York, N. Y. — Manuskripte sind nur an die Redaktion der „Jugend", München, Herrnstraße 10, zu senden; Rücksendung kann nur erfolgen, wenn Rückporto beiliegt.

Der freie Platz

oder

Endlich der Richtige

Erich Wilke



„Prenez place, monsieur . . . . . auf Sie haben wir schon lange gewartet."

JUGEND

PREIS 60 PFENNIG

MÜNCHEN 1934 / NR. 10



Petersdorfer Hochzeit

Ferdinand Waldmüller †

J U G E N D
39. JAHRGANG 1934 / NR. 10



GÖTTER IN DER SCHENKE

VON GEORG SCHWARZ

Zapf? War es möglich! Zapf? — Der Weinhändler? — Tänzelnd wie eine Bajadere kam er daher, schwang sein Stöckchen und ließ es wie einen Windmühlenflügel um den Finger kreisen.

„Es lebe Bacchus!" lautete sein Gruß, was mich an ihm nicht wunderte, denn er war humanistisch gebildet. Da lag er mir auch schon in den Armen und behauchte mein Gesicht mit warmem Weindunst.

„Luder", flüsterte ich sanft und noch ganz benommen, „wo kommst du her und wo willst du hin?" Da schwang er sein Stöckchen und deutete auf die „Alte Post" gegenüber, hielt eine lange Rede, schwatzte von einem Tag der Götter, von Bacchus und seinem Gefolge, bestand darauf, daß man sich heute das Haupt mit Weinlaub bekränze, hängte bei mir ein und überließ sich meiner Führung.

Der Postwirt stand schon an der Tür und nahm uns höflich in Empfang; ich bat ihn, mir bei der Beförderung meines schweren Begleiters behilflich zu sein. Doch war es nicht leicht, unseren schwatzhaften, befrackten Silen, der immerzu lateinische Floskeln zum besten gab, von der Stelle zu bringen. „Ein stilles Plätzchen im Nebenzimmer!" keuchte der Postwirt neben mir, verschwand plötzlich und ließ uns im dunkeln Flur mit den Köpfen an eine harte Türe anrumpeln. Mit Mühe fanden wir durch und betraten das Gelaß. Alsbald erschien ein weißgeschürztes Mädchen und setzte uns die funkelnde Göttergabe auf den Tisch. Der Anblick ihrer Holdseligkeit entnebelte die trunkenen Sinne meines Nachbars für einen Augenblick. Sein in antiken Gefilden sich tummelnder Geist kehrte für eine rasche Sekunde in das verfluchte Jahrhundert zurück. Ich sah, wie er sich schwankend erhob, um schnell nach einem schmalen, weißen Zipfel Wirklichkeit in Gestalt einer Schürze zu haschen, als ihn eine kleine Hand auch schon liebevoll zurückstieß, daß er augenblicklich mit leisem Aufschrei auf den Boden rumpelte. Die leichtfüßige Hebe entschwand und hinterließ ein silberhelles Gelächter. Fürs erste wagte mein schöner Freund sich nicht zu erheben. Als aber die Hebe ganz unerwartet wieder erschien, feierlich die Türe öffnete und sich auf die Seite stellte, schwang er sich an einem Stuhlbein hoch und stand in gekrümmter Haltung — erstarrt! Denn was sich nun zwischen Tür und Tür abspielte, die kleine Stube betrat und wieder verließ, um in den benachbarten Saal einzumarschieren, war ein Fries, wie mir Freund Zapf in höchster Erregung zuflüsterte, eine Reihe augenscheinlich leibgewordener Vorstellungen höherer Lebewesen, wie er solche von Jugend an in seinem Geiste genährt hatte. Götter! Mir wollten sie zwar nur wie einfache natürliche Bauern vorkommen. „Haben Sie ihn gesehen" — blitzte mich Zapf aus begeistert schauenden Augen an — „haben Sie den Alten gesehen mit dem schneelockigen Haupt und der Stirne wie ein Turm? Donner sein Schritt und Blitz das Licht seiner Augen! Zeus! mein Freund, kein anderer! Sagen Sie, was Sie wollen!" Zapfs dröhnende Worte schmetterten mich nieder. Ich fand manches Wahre an seiner Feststellung. Der Alte war eine prächtige, ausdrucksvolle Gestalt. Wie er mit wuchtigen Schritten den hallenden Saal durchmaß und sich in einem behäbigen Sessel niederließ, der die Mitte eines langen Tisches einnahm, das war majestätisch, eines Mannes würdig, der die Macht hat, zu gebieten. Sein rotes, bärtiges Gesicht, die wuchtige Stirn, von einer Fahne weißen Haares umweht, die Augen, blaue Blitze sendend, gemahnten, beim Zeus! — (Ich hatte erst den zweiten Schoppen hinter mir —) an den höchsten Herrn der Götter! „Sehen Sie den rußigen Bengel dort, mit seinem Brustkorb so wölbig breit wie ein Regenfaß?!" rief Zapf laut und deutete mit schwankender Hand auf einen unförmigen Kerl, der auf kleinen, schwachen Beinen seinen mächtigen Oberleib um den Tisch herum bewegte. „Hephäst, das athletische Ungeschick! Wir haben es gut getroffen, heute, mein Freund! Göttergesellschaft! Wollen Sie mehr?" Er schüttelte mich heftig an den Schultern, zerrte mich an den Tisch, hob sein Glas und trank mir zu. Auf seinen Wunsch setzte ich mich zu ihm an die offene Tür, wo wir überblicken konnten, was im Saal geschah. Als die mir absonderlich vorkommende Gesellschaft Platz gefunden hatte, „Zeus" in der Mitte, klingelte eine schrille Schelle und der Götterfürst erhob sich. Augenblicklich trat Ruhe ein. „Bring ihn her!" rief die Stimme des Donnerers. Ein eilfertiger Diener in blauer Amtstracht lief an die Tür. „Merkur!" zischte Zapf und stieß mich in die Seite. Ein gesunder Bengel, der etwas verwahrlost aussah, erschien im Saal. „Merkur" faßte ihn am Rockkragen und stieß ihn nach vorne an den Tisch, mit dem Knie nachhelfend. Da stand ein scheuer unbeholfener Bursche, die Hand in der Hosentasche und nahm eine wenig vorteilhafte Haltung ein. „Stock her!" dröhnte „Zeus" und „Merkur" buckelte dienstfertig und machte Anstalten. Da erhob sich der Hinkfuß. Er machte eine ablehnende Handbewegung und sagte: „Seine Hiebe hat er von mir!" und wies seine unförmigen, schwarzen Pratzen vor, denen man ansah, daß sie ihr Geschäft gut verrichteten. Ein Blick aus seinen rotgeränderten Augen streifte den Burschen und zärtlicher Ingrimm, der längst vergeben hatte, drückte sich darin aus. „Du willst das Silber nicht gestohlen haben, du Tagdieb?" fragte Zeus den Burschen. Der Bursche biß sich auf die Lippen.

„Ich hab' es nicht gestohlen!"

„Wer sonst?“ forschte der Alte.

„Nur in die Hand hab' ich's genommen!“ wurde ihm zur Antwort.

„Was wolltest du mit dem Geld in der Hand?“

„Weiß nicht!“ stotterte der Bursche, „hab noch nie eines gehabt!“ Er blickte weinerlich und hilfesuchend auf seinen Züchtiger. Der erhob sich und brachte auf plumpe Weise hervor, daß er seinen Antrag auf Bestrafung, den er voreilig eingebracht, zurückziehen wolle, weil der Junge so dumm sei. „Was soll dann sein mit dem Dieb?“ fragte der Alte, „wir sitzen da zu Gericht, so gut wie irgendwo anders — und noch auf deinen Wunsch! Seiner Bande ist der Bursche entlaufen — und bei dir hat es ihm gefallen. Hast du nicht schon gesagt, er stelle sich ganz geschickt an in der Schmiede?“ „Es kommt mir so vor“ — sagte der Hufschmied bedächtig. „Hat es dir bei ihm gefallen?“ wurde der Bengel befragt. Der Bursche nickte verlegen und ein scheuer Blick seiner Augen glitt rasch über das Angesicht der Hufschmiedsgattin, die gleichgültig auf ihren wölbigen Busen niederschaute, als ginge sie der ganze Handel nichts an. „Was sagt sie dazu?“ fragte „Zeus“ vorsichtig. Die Hufschmiedsgattin wiegte den Kopf, schaute den Burschen von der Seite an und sagte: „Ich hab' nichts gegen ihn.“ Da lachte der Schmied und brachte auf spaßhafte Weise vor, daß er den Burschen überrascht habe, wie er das Bild der Hufschmiedin in der Stube mit offenem Munde angegafft habe, beide Hände voll mit gestohlenem Silber und ohne ein Anzeichen schlechten Gewissens oder diebischer Scheu. Die Hufschmiedin wurde rot, als sie das hörte und der Alte am Tisch konnte sich ein Schmunzeln nicht verbeißen.

„Er fühlt sich also zur Familie gehörig“, meinte er — und die Häupter um den Tisch herum begannen freundlich lachend zu nicken. Bis dahin hatte Freund Zapf mir gegenüber mit seiner Meinung über den Vorfall zurückgehalten, jetzt aber, da eine augenscheinliche Pause in der Verhandlung des weintrinkenden Gerichtssaales eingetreten war, schaute er mich groß an und sagte: „Eine rührend menschliche Geschichte, mein lieber Freund! Ich möchte wetten, es steckt so eine kleine, göttliche Liederlichkeit dahinter. Passen Sie auf!“ Da klingelte wieder die Silberschelle. Bevor aber der Silberhaarige den Mund öffnen konnte, erhob sich ein krummbeiniger Tischgenosse, schaute mit mißtrauischen Luchsaugen um den Tisch herum und richtete die Bitte an Zeus, den Missetäter zu fragen, warum er das Bild der Hufschmiedin so lasterhaft dumm angegafft habe, wenn diese Bestätigung kein Manöver gewesen sein sollte, das Silber besser verschwinden zu lassen.

Ein Schweigen entstand am olympischen Tisch. Zapf machte ein wahnwitzig kluges Gesicht hin und sagte, auf den Krummbeinigen deutend, ein Wort, ein einziges Wort, das wie Wetterleuchten die fast schon entwölkte Nacht beunruhigte: „Argus!“

Mit einem Schlag trat eine Wendung ein in der Verhandlung. Argus' listvolle Augen durchbohrten wie Degenspitzen die arme Hufschmiedin, die aufgeregt dasaß und an den Falten ihres Rockes herumglättete. Noch ehe Zeus die Frage an den Burschen richten konnte, gab dieser zur Antwort, die Hufschmiedin habe ihm vom ersten Augenblick an mehr als jedes andere Weib gefallen. „Jetzt soll dich der Stock dreschen!“ polterte Zeus los, „du ganz verworfener, unzüchtiger Lümmel!“ Die Hufschmiedin saß wie übergossen mit rotem Wein, ihr Gatte lachte aus vollem Hals. „Ich möchte wissen, warum dir frechem Bengel die ehrsame Frau Hufschmiedin so gut gefallen hat? Das sagst du mir!“ unterbrach Zeus den Sturm des Gelächters, der sich am Tisch erhoben hatte. Der Bengel bekannte frech, die Hufschmiedin sei ein hübsches und wohlwollendes Weib, mit der er gerne unter einem Dache leben möchte. „Vielleicht kennt der Bursche die Hufschmiedin?“ warf Argus listig ein, „vielleicht kennt das Ei die Henne, wenn die Henne das Ei nicht kennen will!“ „Schweig! —“ herrschte Zeus den Arglistigen an, „was willst du wissen?“ — den Hufschmied fragte er fort: „Ist dir nicht ein Junge entlaufen, vor etwa zehn Jahren, Hufschmied?“ — Der Schmied bäumte sich wie ein Wurm unter der Frage. Um so schneller war die Hufschmiedin mit der Antwort bereit: Das Kind sei sicher längst tot oder verdorben, auch gleiche der Bursche nicht sehr dem ehrsamen Hufschmied. „Um so mehr der Hufschmiedin!“ pfiff der boshafte Argus dazwischen. Da flogen die Fäuste des Schmiedes wie Keulen durch die Luft und trafen auf Argus. Ein Tumult entstand, in dessen Verlauf Tische und Stühle übereinander stürzten, Krüge zerbrachen und Bänke zerkrachten. Ein schöner, junger Gott, der bisher schweigend dagesessen war, entschwand durch eine offene Tür in den Garten hinter der Schenke. Während des Getümmels, in dessen Mittelpunkt besänftigend und abwehrend die schöne Hufschmiedin stand, ergriff mich Freund Zapf rasch am Rockärmel und riß mich dem Schönen nach ins Freie. Wir taumelten durch eine lichte, herbstbraune Laube zwischen leeren Fässern und Tischen hindurch, in deren Mitte ein bärtiger, dickleibiger Weintrinker an einem ungedeckten Tisch saß und uns einen wohlklingenden, fremdartigen Gruß zurief, den mir Zapf in der Eile nur ungenügend übersetzte. Wo Zapf hinstreben wollte, wurde mir nicht klar. Ich befreite mich für alle Fälle aus der Klammer seiner Hand und folgte seiner Spur durch das hohe Gras zwischen Zwetschgenbäumen und Johannisbeerbüschen hindurch. Da sahen wir den schönen Gott, der aus der Gesellschaft der andern geflohen war, hinter Büschen auf einem Kiesweg auf- und abwandeln und Zapf gab mir zu verstehen, daß wir uns niederlegen müßten, um verborgen zu bleiben. Wir betteten uns ins hohe Gras und es dauerte nicht lange: Da erschien die schöne Hufschmiedin. Sie schnaufte laut vor Zorn, was ihr nicht übel anstand und Zapfs Entzücken an seiner wohlbeleibten Göttin nur erhöhte. Im Dickicht der Johannisbeerbüsche stand eine Bank, auf der sich der schöne Gott mit ihr niederließ. Was sie nun redeten, klang laut genug, daß wir es verstanden. Die Hufschmiedin grollte. Der schöne Gott beklagte sein Geschick, mehr noch die läppische Gutmütigkeit des Hufschmiedes, dem nichts Besseres einfiel, als den hergelaufenen Burschen in sein Haus aufzunehmen. „Der Bengel darf nicht ins Haus!“ schimpfte der Schöne. Die Hufschmiedin antwortete mit verächtlichem Schweigen. Ihre Beharrlichkeit brachte ihn in die Wolle. Er schwur ihr, keinen Tag länger mehr im Dorf zu bleiben, die Schande von sich abzuwälzen. Da bekam es die Hufschmiedin mit der Angst und sie verlegte sich aufs Bitten. Aber der Schöne war nicht zu erweichen und seufzte laut zu wiederholten Malen. Während sich nun das hübsche Paar unschlüssig herumstritt, rauschte es neben uns im Gebüsch. Der blondhaarige Gegenstand des Streites selbst erschien und steuerte auf die Bank zu. Bei seinem Anblick erschrak die Hufschmiedin so sehr in ihrer mütterlichen Seele, daß sie jede Fassung verlor, den Bengel stürmisch umarmte, seine hübschen Züge mit denen des Gottes verglich, seufzte und weinte. Dabei entfuhr ihr der holde Name: Fritz. Der Bursche stand dem Gefühlsausbruch verständnislos, beinahe kalt gegenüber und zögerte zwischen Verlegenheit und Angst hin und her. Da er aus der Miene des schönen Gottes überdies nur Abweisung für sich lesen konnte, die keines Wortes mehr bedurfte, trollte er sich gleichgültig fort, die arme Hufschmiedin in heftigen Anwandlungen zärtlicher Mutterverzweiflung hinterlassend. „Es ist mein Fritz!“ rief das Weib dem Schönen zornig ins Gesicht, „wissen will ich, ob du den Mut hast, dem Schmied alles zu sagen — oder





Morgenstunde **Wilhelm Busch †**

ob ich warten muß, bis er mich aus dem Hause prügelt!" Der Schöne war verzweifelt, ließ sich aber nicht erweichen. Die Hufschmiedin erhob sich, sie deutete ins Gebüsch, gerade auf die Stelle, wo wir uns verborgen hielten, und sagte mit tränenerstickter Stimme: „Dort hast du mir versprochen, für das Kind und mich einzustehen, wenn die Sünde aufkommt. Und jetzt!" Sie weinte laut und lief weg. Zapf beschrieb mit der Hand einen Halbkreis um den Liegeplatz und kicherte etwas Freches. Da konnte ich das Lachen nicht mehr zurückhalten, auch Zapf fiel schmetternd ein, worüber der schöne Gott heftig erschrak, aufschoß wie ein stutziger Hirsch und durch das Gebüsch entsprang.

Wir folgten im dicht auf der Ferse. Ein gewaltiger Lärm aber lenkte uns ab. Die Göttergesellschaft hatte sich in der Kegelbahn eingerichtet. Da standen sie und warfen die Kugeln als ob es Federbälle wären. Zeus, der Mächtige, schnippte sie wie Brotkügelchen von der Hand. „Wen sehe ich?" stieß mich Zapf an und deutete auf den Buben, der die Kegel aufstellte und die verschossenen Kugeln in die Laufrinne warf. Der kleine Silberdieb war es. Er hüpfte wie ein Teufelchen auf dem Sägemehlplatz herum und verstand es, seine Richter zu versöhnen. Daß die kegelschiebenden Götter schon lange Zeit ein heimtückisches Gelächter schlecht unterdrückten, war mir aufgefallen. Jetzt erst erfuhr ich, wem es galt. In der nahen Laube wurde es laut. Hilf Himmel? Da raufte sich der Hufschmied mit seiner Gattin. „Luder", hörte ich ihn schreien, er zerrte sie an den Armen und verzauste ihr das Haar. Er ging mit ihr um wie mit dem gröbsten Stück Eisen. Sie schwur und schrie, daß sie ihn nie geliebt und ohne Liebe habe nehmen müssen. Der Hufschmied griff sich verzweifelt an den Kopf und in die Luft, als wollte er sich festhalten an unsichtbaren Hörnern. Da erhob sich der weißbärtige Alte in der Laube, der uns ehedem begrüßt hatte, und trat mit dem Glas in der Hand zwischen die Streiter. Die Hufschmiedin maß ihn mit einem verächtlichen Blick, aber er wußte sich Geltung zu verschaffen. „Was hat sie dir getan?" frug er den Schmied, „einen andern hat sie geliebt und lassen müssen wegen dir. Und was hast du getan? Sie genommen und nicht gefragt, ob sie dich will. Ihr seid also quitt. Habt euch nichts vorzuwerfen!" Die Lösung schien dem Hufschmied etwas zu einfach. Unterdessen hatten die Götter nebenan, sei es aus Neugierde oder weil sie ihres Spieles müde waren, aufgehört zu kegeln. Der Kegelbube schlenderte unschlüssig durch die Laube. Aus einem plötzlichen Antrieb stürzte sich die Hufschmiedin auf den ahnungslosen Knaben, umarmte ihn, seufzte, weinte und schrie „Fritz" und „Mein Sohn", so daß der Hufschmied zuerst vor Gram, dann vor Rührung erbebte. Nun trat der Alte wieder an ihn heran und legte seine Hand auf seine Schulter. Ich hörte ihn flüstern und verstand so viel, daß er ihm riet, den Burschen und das Weib nicht zu verstoßen, da ihm doch der leibeigene Nachwuchs bisher ausgeblieben sei. Er nahm ihn am Arm und führte ihn zu den Seinen.

„Bacchus versöhnt!" rief Zapf laut aus, noch an seine Götter glaubend, erhaschte ein Glas, hob es und schrie „Evoe! Evoe Bacche!" In diesem Augenblick zog paukend und trompetend eine Blechmusik in den Garten ein und die Bauern begannen auf der Stelle zu hüpfen und zu schleifen, Zapf, der wildeste, brachte die verdutzte Hufschmiedin in Schwung, der Schmied tänzelte mit seinem Sohn und Bacchus, der Alte, setzte sich rittlings auf ein Faß, hielt mit der Rechten ein Glas, mit der Linken eine Traube hoch, wiegte sich und sang. Da wollte es auch mir so scheinen, als seien es wirkliche Götter in der Schenke!

Illustr. von A. Leidl

RUTH KRISTEKAT:

JUNGFER LINA

Man wußte nicht, wie alt sie war. Aber es schien auch gleichgültig. Daß sie alt war, sah jeder. Ja, man sah noch mehr: sie war erloschen. Erloschen, ohne — wie es jeder glaubte — jemals geleuchtet zu haben. Ich lernte sie auf einer Dampferfahrt kennen. Da es kühl war, borgte ich ihr meinen Schal und nachher begleitete ich sie bis zu ihrem Haus. Dann ging ich manchmal zu ihr. Aber es tat nicht gut, mit ihr zusammen zu sein, denn dieses vollkommene Erloschensein eines Menschen hatte etwas Abstoßendes für mich. Lina sagte einmal, daß sie mich gerne möge. Ich habe darauf eine ganze Nacht gesonnen, ob es möglich sei, daß in diesem Herzen noch Gefühle wohnten. Es war schwer zu entscheiden. Schließlich verneinte ich diese Frage. — Ich litt sehr, wenn ich bei Lina war. Es gibt vielleicht nichts Furchtbareres als das Wissen, daß ein Mensch seine Seele verloren hat. Und ich glaubte, daß Lina sie verloren hat. Ich glaubte es auch deshalb, weil ich der Ansicht war, daß dieser Mensch überhaupt gar nicht wach geworden sei, weil er niemals etwas erlebt hätte. So fühlte ich nur immer das Totsein in ihrem Innern. Es war kein Funken Leben in ihr. — War wirklich kein Funken mehr da? — Ich mußte ihn finden, wenn er noch vorhanden war. So suchte ich Lina immer wieder auf. Ich sprach mit ihr über diese und jene Dinge. Aber für die Außenwelt zeigte sie gar kein Interesse, und eine Innenwelt existierte anscheinend nicht für sie. — Sie lebte ganz allein, bezog eine Rente und besorgte ihren kleinen Haushalt. Zwar traf ich sie niemals bei der Arbeit. Wenn ich zu ihr kam — es war meist gegen Abend — saß sie zusammengesunken in einem Korbsessel, der an dem hohen, schmalen Fenster stand. Oft lag das Zimmer in solchem Dunkel, daß ich kaum die Umrisse ihrer Gestalt erkennen konnte.

Allmählich begann ich Lina zu hassen. Vielleicht ist es stets so, daß wir die Menschen hassen, die uns ihr Innerstes verbergen. Vielleicht hassen wir sie darum, weil sie uns den letzten Glauben nehmen, den Glauben an den Menschen. — Aus dem Anlaß, der mich zu Lina gelockt, erwuchs dieser Haß. Ich hatte diesen Menschen ergründen wollen und war kläglich gescheitert, weil . . ., nun weil nichts zu ergründen war, wie ich es mir sagte. So haßte ich diesen Menschen. Ich haßte die eingefallenen Wangen, ich haßte diese suchenden Augen, die nicht ruhig blicken konnten, ich haßte die knochige große Gestalt. Ich haßte das Altsein ihres Gesichtes, dieses leblose Altsein. So zog ich mich von Lina zurück. Ich wußte, daß es sie schmerzen würde. Aber ich sagte mir zur Beruhigung, daß wir gar keine innere Beziehung zueinander gehabt hätten. Ich war jung und dachte nur an mich. Ich besuchte sie seltener und erklärte es damit, daß ich zu viel zu arbeiten habe. Und schließlich ging ich überhaupt nicht mehr zu ihr.

Eines Tages aber, als ich zufällig an ihrem Haus vorbeikam, war es mir, als riefe mich etwas. Und ich ging die schmalen Treppen hinauf — drei Stockwerke — das ist viel zu steigen für einen alten, müden Menschen, mußte ich unwillkürlich denken. Auf mein Klingeln öffnete eine Krankenschwester. — Lina war krank. Schon Wochen lag sie apathisch, still, nahm kaum Nahrung zu sich. Ich setzte mich an ihr Bett und betrachtete die eingefallenen Wangen und die geschlossenen Augen. Ich begriff plötzlich nicht, daß ich Lina hatte hassen können. Dieses Gesicht sah sehr klug aus, und es stand ein wissender Leidenszug in ihm, den ich früher gar nicht bemerkt hatte. — Die Stunden der Nacht schlichen. Ich saß an Linas Bett und wartete. Die Uhren schlugen. Mein Herz klopfte. Linas leiser Atem war kaum vernehmbar. — Ich wartete. Da, da öffnete Lina ihre Augen. Ich beugte mich über sie. Aber ihr Blick traf mich nicht. Er war fern. Da ging ich hinaus, denn ich wußte, daß ich zu spät gekommen war.

Zu ihrem Begräbnis kamen sehr wenig Leute. Ich betrachtete die Anwesenden. Sie waren mir alle fremd. Und niemand schien darunter zu sein, der mir über Lina hätte Aufschluß geben können. Da kam noch, als es schon sehr spät war, ein junger Mann. Er war groß, hager gebaut, hatte etwas eingefallene Wangen und Augen, die nicht ruhig blicken konnten. Ich wurde stutzig, als ich dieses Gesicht sah. Aber ich dachte dann, es könne nur ein entfernter Verwandter sein, denn Lina hatte niemals von näherer Verwandschaft gesprochen. — Nach der Totenfeier ging ich zu dem Mann heran, denn ich wollte gern etwas über Linas Leben erfahren. — Ich brauchte nicht viel zu fragen. — Als ich vom Friedhofe heimkehrte, begann ich an der Welt zu verzweifeln, denn ich wußte nun, daß Linas Leben einmal geleuchtet hatte wie eine wilde Flamme. Lina war Mutter, dieser junge Mann war ihr Sohn.



An der Landstraße — Albert Burkart

JENÖ WALLESZ:

DER RING

Im Schaufenster eines Juwelenladens erblickte der Knabe einen Goldring aus schlangenartig geflochtenen Fäden. Der Ring kostete fünfundzwanzig Schilling, er aber hatte nicht einmal fünf Schilling in der Tasche. So legte er denn jeden Groschen, den er erübrigen konnte, beiseite, und nach Ablauf von zwei Monaten hatte er den nötigen Betrag beisammen. Sein erster Weg führte ihn zum Juwelenhändler: er erstand den Ring und eilte damit zu dem geliebten Mädchen.

„Teure Rita, ich habe dir etwas mitgebracht", begann er mit einer vielsagenden Gebärde.

Die junge Dame riß vor Überraschung die Augen weit auf. Sie hatte noch niemals ein Geschenk bekommen, und als der Knabe nun den Goldring aus dem Seidenpapier herausschälte, jauchzte Rita vor Freude laut auf. Ihre Wangen glühten und ihre Augen strahlten vor Seligkeit, als sie den Ring voll Wonne am Finger hin- und herdrehte. Sie betrachtete ununterbrochen nur den neuen Ring, dieser bedeutete für sie jetzt die ganze Welt.

Der Knabe beobachtete stumm diesen närrischen Taumel, und je länger er dem Treiben des Mädchens zusah, desto ernster und finsterer wurde sein Gesichtsausdruck. Rita bemerkte diese Verstimmung und sie fragte darum furchtsam ihren Freund:

„Was hast du denn, Hans?"

Der Knabe starrte düster vor sich hin und schwieg.

„So sprich doch, Liebling ... Habe ich dich beleidigt?"

„Nein."

„Warum bist du dann so traurig?"

„Du hast mir meine ganze Tragödie gezeigt."

„Deine Tragödie?"

„Ich habe dich durch die Freude an dem Geschenk durchschaut. Schon im ersten Taumel der Glückseligkeit hast du meiner vergessen ... Nun kennst du schon die Freude, die ein Geschenk zu bereiten vermag ... Und morgen wird ein anderer Mann kommen, wird dich mit Gold und Schmuck überhäufen und du wirst nicht widerstehen können. Aus meiner Hand hast du die Freude an den Geschenken kennengelernt und nun kann ein jeder, der dir ein Geschenk bringt, triumphieren. Siehst du, das ist meine Tragödie. Wenn du mich lieb hast, wirfst du den Ring zum Fenster hinaus."

Rita stand traurig und unbeweglich da, der Knabe aber wiederholte leise:

„Bitte, wirf den Ring hinaus ..."

Das Mädchen streifte den Ring vom Finger, trat ans Fenster und erhob schon den Arm zum Wurf, als der Knabe mit einem einzigen Sprung neben ihr stand und ihre Hand erfaßte.

„Wirf ihn nicht hinaus. Du hast mich mit deiner Opferwilligkeit glücklich gemacht und mir ist das gleichbedeutend, als hättest du ihn tatsächlich zum Fenster hinausgeworfen."

Er öffnete zärtlich Ritas Finger, um ihrer Hand den Ring zu entwinden und ihn wieder auf ihren Finger zu stecken. Aber der Ring befand sich nicht in Ritas Hand. Der Knabe betrachtete verständnislos seine Freundin, die niedergeschmettert vor ihm stand.

„Wo ist der Ring?" fragte er entsetzt.

„Als ich ans Fenster trat, ließ ich ihn durch den Halsausschnitt meines Kleides hinabgleiten", gestand Rita aufrichtig.

Das Gesicht des Knaben verdüsterte sich. Er griff nach seinem Hut und trat zur Türe ...

„Siehst du, das ist meine Tragödie ... Du hast den Ring eben erst bekommen, und schon hast du mich betrogen."

Und dann ging er — für immer.

(Aus dem Ungarischen von Maurus Mezei.)



Die Wolke — Paul Bürck



Vormärz — Hans de Vos

Licht der Liebe

Oft ist das Leben lauter Licht
Und funkelt freudefarben
Und lacht und fragt nach denen nicht,
Die litten, die verdarben.
Doch immer ist mein Herz bei denen,
Die Leid verhehlen
Und sich am Abend voller Sehnen
Zu weinen in die Kammer stehlen.
So viele Menschen weiß ich,
Die irren leidbeklommen,
All ihre Seelen heiß ich
Mir Brüder und willkommen.
Gebückt auf nasse Hände
Weiß ich sie abends weinen,
Sie sehen dunkle Wände
Und keine Lichter scheinen.
Doch tragen sie verborgen,
Verirrt, und wissen's nicht,
Durch Finsternis und Sorgen
Der Liebe süßes Licht.

Hermann Hesse

FAHNEN

Fahnen, getragen vom Volk, gehoben von Händen,
die sich rührig am Tische der Werkstatt mühn,
Fahnen, Symbole der Hoffnung, die Nöte zu wenden,
wenn die Kolonnen durch Straßen im Marschtritt ziehn.

Fahnen, jene Fahnen, die mitmarschieren
vorn in den Gruppen der Arbeiter aus den Fabriken,
Fahnen, die den Atem der Zukunft spüren,
die zum Gange der Zeit den Rhythmus nicken.

Fahnen, hingepflanzt als leuchtender Wald
aus der Menge des Volkes auf Großstadt-Plätzen,
wenn von der Rednertribüne das Führerwort hallt,
brandend im Echo rings an den Häuserklötzen.

Fahnen, fremd den Gemütern, die ewig nüchtern
über der Rechnung verkäuflicher Tage sitzen,
Fahnen vor lebenden Augen, die wie von Lichtern
steigender Frühe der Horizonte blitzen.

Fahnen, betender Wunsch und ringender Wille,
neu zu leben, hinaus über Abschnitt und Ende. — —
Wenn sie dann ruhen zur Nacht, gerollt in die Hülle,
knistert ihr Tuch im Banne der Sternenbrände.

Walther C. F. Lierke

WERNER KLEINE:

Das Leben erzählt Geschichten

1.

Strahlende Morgensonne beleuchtet das erquickende Bild der im Garten arbeitenden Frau Zwifihuber. Hochwürden, der gerade vorbeigeht, fragt über den Zaun, was sie denn schon so früh mache und wo ihr sonst so fleißiger Mann stecke. Frau Zwifihuber richtet sich bedächtig auf: Der schläft no — der hat a schware Nacht ghabt, — i hab nämli a Kind kriegt."

2.

Spätnachmittag an der Via Appia in Rom. Die deutsche Malerin sitzt vor ihrer Staffelei und ist in Gedanken versunken. Ganze Generationen glücklicher und unglücklicher Kaiser ziehen an ihrem Künstlerauge vorbei. Plötzlich wird sie unsanft aus ihrer Träumerei herausgerissen. — „Sagen Sie, wat sin denn det eijentlich vor kaputte Dinger hier?" Die Malerin erklärt, daß es sich um die Ruinen der alten Kaiserpaläste handelt, worauf Brandenburg prompt erwidert: „Jlauben Sie doch selber nich, dat die ollen Schlemmer in solche Höhlen jewohnt haben."

3.

Wir Deutschen verlangen mit Recht Reinigung unserer Muttersprache. Abeles will sich nicht ausschließen. Der Jüngste, dem noch viel, allzu viel der sprachlichen Eigenart seiner Kaftan tragenden Ahnen anhaftet, soll zu einem guten deutschen Sprachlehrer. Nach einem Monat wollen die Eltern den Jungen wieder abholen und fragen an der Tür des Hauses nach dem Kind, worauf der Lehrer ausruft: „Eine Moiment! S' Kindlach spelt sech in dr Garten!"

4.

Eine gemütliche Wirtsstube in einem westfälischen Dorf. Der Förster Schulte sitzt mit seinem großen Schäferhund am Tisch und erzählt oder lügt, wie man will. Sein Tischnachbar schnuppert plötzlich mit der Nase in Richtung des Hundes und sagt zum Förster: „Schulte, daut den Rüe (Rüde) rut!" Der Förster antwortet ihm gelassen: „De Rüe blevt hier!" Nach kurzer Zeit gesellt sich der Apotheker dem Tische zu und verlangt ebenfalls nach eingehender Witterung die Entfernung des Hundes. Der Förster: „De Rüe blevt hier!" Als nun der Gendarm plötzlich wütend wird und schreit: „Schulte, daut den Rüe rut" bricht der Förster los wie ein Orkan: „De Rüe blevt hier, — dat Stinken dau ick!!"

5.

Wurzelkamp aus dem Sauerland in Westfalen ist ein kleiner Bauer. Er liegt auf dem Krankenbett und wartet auf das Ende. Die ganze Familie ist versammelt und keiner spricht ein Wort. Lautlose Stille in der Stube und man hört nur das schwere Atmen des Kranken. Er hat ein schweres Leben hinter sich und seine Frau war ihm eine gute Gattin gewesen. Plötzlich schickt die Frau alle Anwesenden hinaus, um nochmal mit ihrem Mann zu sprechen. Sie weint und teilt ihm unter schweren Kämpfen und sichtbaren Schmerzen mit, daß sie damals, als er nicht so — aber sie mußten doch einen Erben auf den Hof haben — und ja — sie wäre ihm immer eine treue Frau gewesen, aber eben damals, — da wär sie eben zum Nachbarn, dem Franz Köttelkamp gegangen und hätt ihm, — wenn er das wohl so gut sein möchte und eben machen wollte, dafür einen Sack Hafer versprochen. Und der Junge, der wär eben von dem Franz Köttelkamp. Der Bauer ringt schwer mit dem Atem und richtet sich dann plötzlich auf und fragt seine Frau, die am Bett sitzt und schluchzt: „Hat he den Haber dann nit kriaget?" „Jawoll" wimmert seine Frau da und der Bauer läßt sich langsam in seine Kissen zurückgleiten und sagt: „Wat wull de Kerl dann noch".

EILE

Ramos, der bekannte Großindustrielle und Millionär in Patras, saß neulich am Fenster seiner Villa und warf unentwegt Hundertdrachmenscheine auf die Straße.

„Geld ist Schmutz!" rief er dabei, „weg mit dieser papiernen Kruste!"

Die Leute fingen an, sich zu sammeln und die Scheine aufzuheben. Aber nach drei Minuten kamen sämtliche Wagen der städtischen Müllabfuhr von Patras angefahren mit allen verfügbaren Tonnen, und die Kommunalbeamten salutierten:

„Herr Ramos, wir kommen von der Stadt, wir möchten den ganzen Dreck abholen!"

BEA . . . !

Das Stadtgespräch von Neuyork ist Beatrice Joyce.

Beatrice hat binnen sieben Jahren sieben Männer geheiratet, sieben Millionäre, und sich von ihnen scheiden lassen, sobald sie ruiniert waren.

Weber



Heiße Maroni

Heute ist Beatrice fünfundzwanzig, und es heißt, sie habe schon wieder einen Millionär auf dem Visier . . .

„Es scheint", sagte Villcourt im Nachtklub, „die Dummen werden nicht alle."

„Abwarten!" meinte Windsworth, „vielleicht wird Bea mit ihnen fertig!"

SCHWEIN

Fritze Taatjens aus Oldenburg besuchte seinen Bruder Hinnerk in Kleindeetjendorf. Es war gerade der Gerichtsvollzieher bei Hinnerk; aber er mußte leer wieder fortziehen. Denn die Schweine, die er gegebenenfalls hätte mitnehmen können, sind durch Gesetz für „unpfändbar" erklärt worden.

Wie der Mann mit den Blauen Vögeln eben hinaus war, strich Hinnerk seinen Säuen über die glänzenden Borsten: „So! dat hewwt wi mol wedder geschafft!"

Und Fritze sagte verträumt: „Siehste, Minsch, jetzt hat dat doch en Sinn im Deutschen, tau seggen ‚ja, du hast Schwein!'"

Teha

Die Führer des neuen Deutschland

Die nebenstehenden zweifarbigen Titelblätter der „Jugend" von Professor Karl Bauer sind soeben in der Größe von 25 x 33 cm als Einzelblätter auf Kunstdruckpapier erschienen.

Preis pro Blatt 65 Pfg., mit Porto 95 Pfg., in Passepartout RM. 1.50, mit Porto RM. 1.90



Reichsminister Dr. Goebbels K. Bauer



Reichskanzler Adolf Hitler K. Bauer



Ministerpräsident Göring K. Bauer



Reichspräsident v. Hindenburg K. Bauer



Reichsstatthalter General Ritter v. Epp K. Bauer



Stabschef Röhm K. Bauer

In gleicher Ausführung liegen ferner vor die Bildnisse von

Reichsarbeitsminister Seldte
Albert Leo Schlageter
Baldur von Schirach
und Horst Wessel

Erschienen bei

G. Hirth Verlag AG.

München, Herrnstraße 10



Reichsminister Darré K. Bauer

HARO:

DIE GRÖSSTE SICHERHEIT

Es war auf dem Kongreß in Basel. Die Delegierten aller an der Luftfahrt interessierten Staaten waren wie alljährlich zur gemeinsamen Arbeit an der Lösung wichtiger Probleme des internationalen Luftverkehrs versammelt. In öffentlicher Sitzung wurden Erfahrungen ausgetauscht und an der Hand der von den einzelnen Teilnehmerstaaten gesammelten Daten dem Kongreß allfällige Reformvorschläge unterbreitet.

Die Vertreter der verschiedenen Luftverkehrsgesellschaften hatten ihre Dossiers vor sich auf den Pulten, und jeder suchte darzulegen, daß seine Linie die größte Verkehrssicherheit aufweise. England und Belgien waren führend; wenn ich mich recht entsinne, kamen auf je eine Million Flugkilometer zweiundeinhalb Brüche und 0,37 tödliche Unfälle. Auch Deutschland und die Tschechoslowakei konnten, knapp hinter Frankreich, das zirka 2 Unfälle auf 64 000 beförderte Passagiere verzeichnete, gut abschneiden; ebenso Österreich.

Da meldete sich Dr. Hussan ben Assab von der abessinischen Kontinentalfluggesellschaft zu Wort. Er müsse bei aller Bescheidenheit an Hand seines unanfechtbaren statistischen Materials feststellen, daß Abessinien — was Sicherheit im Flugdienst betrifft — führend sei und allen andern Staaten weit voran. Auf der Linie Massana—Bubassa—Bonga habe sich bisher kein einziger Unfall ereignet, kein einziger Fluggast habe auch nur eine Hautabschürfung erlitten, nicht einmal eine Notlandung sei vorgekommen. Wobei er besonders hervorheben müsse, daß der Verkehr ausschließlich von eingeborenen Piloten bestritten werde. Allerdings, wenn er ganz ehrlich sein solle, einmal hätte sich ein Kaffernbüffel die Vorderbeine gebrochen.

Allgemeines Erstaunen. Gerade in Abessinien — das hätte man, offen gestanden, nicht erwartet.

Dr. Hussan ben Assab wird beglückwünscht.

„Erlauben Sie noch eine Frage", wendet sich Commendatore Giudini von der Società Mediterranea an Dr. Hussan, um nämlich noch einmal auf den verunglückten Kaffernbüffel zurückzukommen — befördern Sie denn auch Großvieh auf dem Luftweg?"

„Großvieh? Nein, das nicht — aber der größern Sicherheit halber lassen wir die besetzten Flugzeuge durch unsere landesüblichen Büffelgespanne von einem Flughafen zum andern schleppen — auch wegen der Benzinersparnis ... Leider gerieten wir einmal in einen Sumpf und dabei brach sich unser bester und zugkräftigster Kaffernbüffel, wie gesagt, die Vorderbeine — ganz ohne Opfer geht es im Flugverkehr eben doch nicht ..."

Maçon



„Nun, sind schon viele Besucher da ...?"
„Bis jetzt können S' jedem noch ganz gut an Gegenbesuch machen."

TROST

„Wenn Sie abspringen — zählen Sie einfach bis drei ... ziehen an der Schnur ... und der Fallschirm öffnet sich."

„Wenn er es aber nicht tut ..."

„Dann verklagen wir die Firma, die ihn hergestellt hat."

FRAGE

„Zu dumm, jeder Mensch, dem ich heute begegne, ist ein Gläubiger ..."

„Wieso, ... treffen Sie manchmal auch andre Leute?"

ANTWORT

Der Lehrer sucht den Kindern den Begriff „Fahrlässige Tötung" zu erklären: „Paßt einmal auf — wenn ich auf einer Brücke stehe, die durch und durch morsch ist und ich falle ins Wasser und ertrinke dabei ... was wäre das dann ... Müller?"

„Ein schulfreier Tag, Herr Lehrer!"

BEHANDLUNG

„Es kommt ganz darauf an, wie man mit den Sachen umgeht, sagt Hubart, diesen Hut zum Beispiel habe ich jetzt schon vier Jahre und er ist immer noch wie neu."

„Hm ..." sagt Kippling ... „und woher kommt das ...?"

„Ganz einfach ... ich habe ihn vor drei Wochen im Café Sulzer gegen einen neuen eingetauscht.

..wenn in München,- dann Deutsches Theater.

Unverfroren

Chef: „Schon wieder Urlaub? Nun bin ich aber wirklich neugierig, was Sie diesmal für einen Grund haben, nachdem Sie viermal in einem Jahre zum Begräbnis Ihres Großvaters gefahren sind." — „Die Großmutter heiratet wieder." (Ideas)

Allerdings

Anwalt: „Heute habe ich fünf Menschen glücklich gemacht, indem ich zwei Paaren zur Scheidung verhalf!"

„Aber das sind doch nur vier?"

„Nun, glauben Sie, ich habe es umsonst gemacht?"

Problem

„Woran ist denn Ihre Frau gestorben?"

„An Schnellebigkeit!"

„? — ? — ?"

„Ja, als wir heirateten war sie noch fünf Jahre jünger als ich und nach ihrem Tode stellte sich heraus, daß sie bereits 10 Jahre älter war!"

Kindermund

Die Mutter ist sehr fromm. Hält Klein-Hilde stets zum Beten vor dem Essen an. Einmal speisen sie im Gasthaus. Sagt Mutter, nachdem sie bestellt hat: „Nun, Hilde, bete schön!" — Meint Klein-Hilde: „Aber Mutti, heute zahlen wir doch!"

Treffend

Lehrer: „Ein gebranntes Kind scheut das Feuer. Weiß jemand ein ähnliches Sprichwort?"

Die kleine Else: „Ein gewaschenes Kind scheut das Wasser."

Begeisterung

„Seht euch den Abendhimmel an, Freunde, seht ihn euch an. Dieses edelpathetische Sterben der Sonne, dieser ergreifende, gigantische Sturz Phaëthons, des Helios Sohn, — Phaëthons, der seinem Ehrgeiz nicht gewachsen war... Seht euch den Himmel an, Freunde, diese niemals begreifbare Unendlichkeit, diese Ewigkeit, die weh tut, — seht sie euch an, diese monumentalen Wolken-Viadukte, diese Zauberwelt, dieses Traumgefild, diese phänomenalen Kulissen — —. Welche Tragik liegt in dieser Schönheit, — welche Verlassenheit, welche Geborgenheit — —, wie schön, wie schön ist dieser Himmel — —"

Gretchen: „Himmlisch!" *H. Rewald*

Letzte Worte

„Margot, — wenn ich sterbe, wirst du keinen andern Mann nehmen —?"

„Nie, Otto!"

„Schwöre es mir, Margot!"

„Ich schwöre es dir, Otto!! — Wenn du nun aber nicht stirbst —?!"

Dies gab Otto den Rest. Und mit versagenden Stimmbändern röchelte er: „So nimm denn einen Mann, — in Satans Namen!!! Dann ist wenigstens einer da, der meinen Tod bedauert." *H. Rewald*

Gedächtnisschwäche

„Wer war der famos angezogene Mann, Grete, mit dem du gestern im Theater warst?"

„Kennst du ihn nicht, Lissy? Er kennt dich aber. Er behauptet, er hätte dich mal sehr gut gekannt. Du hättest sogar ein Kind von ihm —!"

„Der Mann leidet ja an Gehirn-Verkalkung, der Mann ist ja —! Wann ungefähr soll denn das gewesen sein?" *H. Rewald*

Sailer



„Aber eine gute Akustik is da herinnen, gell?"
„So? — O mei, i riach ja nix, mit mein'm ewigen Katarrh — — —".

Das schönste und wertvollste

GESCHENK!

Die gesunde und praktische

LEBENSWEISHEIT

nach gesammelten Erkenntnissen der Philosophie vom Altertum bis zur Gegenwart

Zusammengefaßt in dem Buch

„Für stille Stunden"

durch v. Krempelhuber

450 Seiten in Ganzleinen geb. nur M. 2.85 zuzüglich 40 Pfg. für Porto

Zu beziehen durch

G. Hirth Verlag AG., München

Herrnstraße 10

Ein Buch fürs Leben!

Zur Erbauung für jung und alt!

DIE SACHE MIT DEN KANNIBALEN

Wieder einmal tagte die Abrüstungskonferenz. Wieder einmal waren die Delegierten aller Länder nach Genf gekommen, um an den Beratungen teilzunehmen.

Auch Diplomaten aus den Vereinigten Staaten beteiligten sich an den langwierigen Konferenzen. Als diese nun nach Beendigung der Tagung wieder nach Neuyork zurückkehrten, da wurde ihr Führer von Reportern gefragt, was man denn eigentlich in den wochenlangen Sitzungen und Konferenzen tatsächlich erreicht habe. Ob nunmehr keine Kriege mehr geführt werden würden.

Da blickte der berühmte, alte amerikanische Senator einen Augenblick still vor sich hin. Dann meinte er:

„Darüber könnte man stundenlang plaudern. Ich könnte Ihnen dies und das erzählen. Kurz: viel sprechen und nichts sagen. Weit besser als alle umständlichen Berichte kann den Verlauf dieser Konferenz ein kleines Gleichnis charakterisieren, das ich Ihnen nun erzählen will. Er lächelte fein und nahezu unmerklich. Dann begann er:

„Ein Mann", erzählte der Senator schmunzelnd, „zog eines Tages aus, um die Kannibalen zu überzeugen, daß Menschenfressen eine unsittliche und unschöne Beschäftigung sei. Lange blieb er bei den Wilden. Als er endlich nach vielen Monaten heimkam, da fragten ihn seine Freunde neugierig nach dem Erfolg seiner Reise.

Da zuckte der Mann traurig die Achseln, sah bekümmert vor sich hin und sagte:

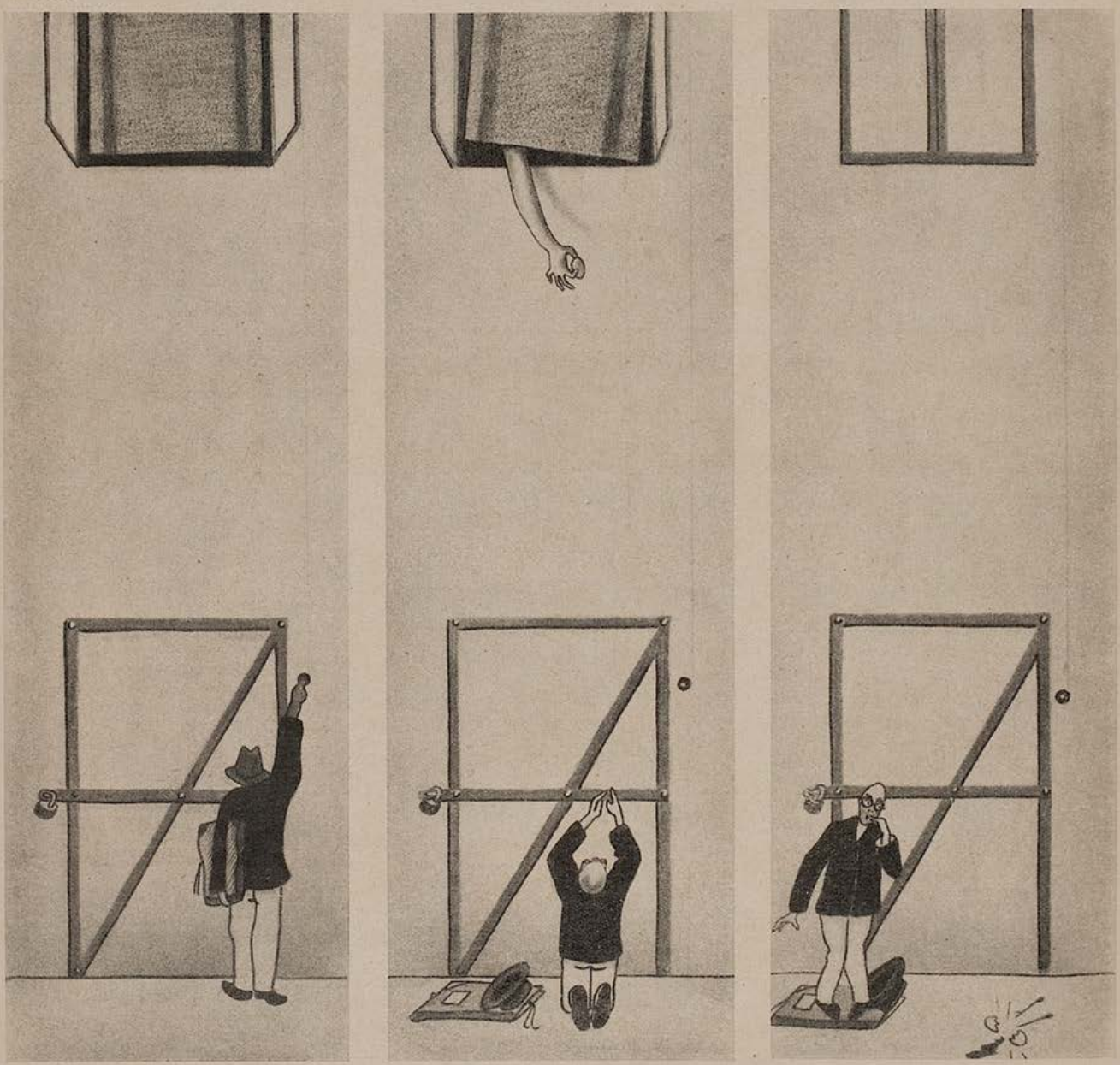
„Leider — leider — fressen diese Kannibalen noch immer Menschen . . ." Er hielt einen Augenblick inne. Mit brennender Neugier lauschten die Freunde seinen Worten.

„Immerhin", fuhr er fort, „etwas habe ich doch erreicht: sie fressen sie jetzt mit Messer und Gabel!"

Walter Jelen

WOHLTAT

Machejek



REDAKTIONELLE NOTIZ:

KÜNSTLER DER „JUGEND"

Paul Bürck, dessen Kohlezeichnung „die Wolke" wir in dieser Nummer wiedergeben, ist den Freunden deutscher Gegenwartskunst kein Unbekannter. Als Landschafter interessiert er durch die intensive Vergeistigung in der Darstellung des Geschauten. Ihm ist die Natur nicht Objekt zur Demonstration artistischer Fähigkeiten, sondern nie ganz zu ergründendes Wunder, dessen Geheimnisse in eine höhere Realität zu verzaubern er sich mutigen Herzens bemüht. Z. Zt. arbeitet Bürck an einem symbolischen Fresko, das als Apotheose auf das neue Deutschland für einen der Höfe in der Borstei bestimmt ist.

Der Graphiker Hans de Vos, von dem z. Zt. eine Reihe interessanter Arbeiten im Kunstantiquariat Ed. Walz, München, Amalienstraße 38, zu sehen ist, war Schüler von Hermann Gröber. Niederdeutscher von Geblüt, verbindet er höchste Ehrfurcht vor der Tradition mit der Fähigkeit, in feinziselierter Griffelkunst das Gesicht der Landschaft in das künstlerische Gleichnis zu übersetzen. Daß er dabei nicht im Formalismus stecken bleibt, sondern die Seele der Landschaft bis in ihre subtilen Regungen zu erleben weiß, gibt ihm ein Anrecht darauf, unter den jungen Künstlern der Gegenwart mit an vorderster Stelle genannt zu werden. A. W. R.



Sie verkehrt
in jeder Gesellschaft

Sie treffen sie überall, im In- und Ausland, zu Hause, im Lokal, bei Ihrem Friseur, beim Arzt oder auf der Reise. Sie sorgt dafür, daß man von Ihnen oder Ihren Erzeugnissen spricht, — sie, — die —
„K l e i n e — Anzeige"
in der „Jugend" die bei k l e i n e m Preis — g r o ß e Wirkung hat.
Anzeigenabteilung der „Jugend" München, Herrnstraße 10

Inseriert in der **DIE KLEINE ANZEIGE** *der „Jugend"*

SCHRIFTSTELLERN
bietet große Buchdruckerei mit angegliedertem bekanntem Verlag für wissenschaftliche oder belletristische Werke sehr vorteilhafte
VERLAGSVERBINDUNG
Anfragen unter Literaria 846 an die Expedition der „Jugend", München, Herrnstraße 10.

Zur Anfertigung jeder Art
Drucksachen
empfiehlt sich
G. Hirth Verlag AG. München, Herrnstr. 10

Gebrauchte
ADRESSIERMASCHINE
wird preiswert abgegeben
G. Hirth Verlag AG., München Herrnstraße 10/I

Ein ergötzliches Bilderbuch
ist der Kunstblätter-Katalog der „Jugend" mit über 1000 verkleinerten Abbildungen der in Millionen von Exemplaren als Wandschmuck verbreiteten Vierfarbendrucke. Preis ohne Porto RM. 2.70. Bestellungen durch den Buchhandel oder den unterzeichneten Verlag
G. Hirth Verlag AG., München, Herrnstr. 10

Neurasthenie
Nervenschwäche Nervenzerrüttung verb. mit Schwinden d. best. Kräfte. Wie ist dieselbe v ärztl. Standpunkte aus ohne wertlose Gewaltmittel zu behandeln u. zu heilen? Wertvoller, n. neuest. Erfahrungen bearbeitet. Ratgeber für jedermann, ob jung oder alt, ob noch gesund oder schon erkrankt. Geg. Einsendg. v. M. 1,50 in Briefmarken zu beziehen vom
Verlag Silvana 66, Herisau (Schweiz).

Inserieren bringt Gewinn!

Fidus-Bilder
in Postkartenformat, Wiedergaben der besten Werke dieses Berliner Meisters, sind zum Preise von 50 Pfg. für die Serie von 12 Stück herausgegeben.
Der großen Verehrergemeinde von Fidus wird diese Veröffentlichung willkommen sein.
G. HIRTH VERLAG AG.
München, Herrostraße 10

LAFONTAINES
Ergötzliche Geschichten
mit 12 Kupfern nach Charles Eisen sind im unterzeichneten Verlag in einer vortrefflich ausgestatteten Ausgabe zum Preise von RM. 2.70 erschienen.
Zu beziehen durch den Buchhandel oder durch den Verlag
G. HIRTH VERLAG AG.
MÜNCHEN, HERRNSTR. 10

30 Flaschen feinste Weine
9 Sorten 36 Mk. franko Nachnahme
Kappesser Ww., Hahnheim 53 b. Nierstein

Inserate in der „JUGEND" finden weiteste Verbreitung!

KUNSTPOSTKARTEN
in vortrefflichem Vierfarbendruck nach Bilderwiedergaben aus der „Jugend" liefern wir 12 St. für 90 Pf., die ganze Serie von 130 St. für RM. 6.— franko
G. HIRTH VERLAG AG.
München 2 NO — Herrnstraße 10

Lest die Jugend!

SCHÖNE BILDER
an den Wänden machen die Wohnräume behaglich. Wo das Geld für Erwerbung von Originalen fehlt, hat der Bilderliebhaber Ersatz an den Vierfarben-Kunstblättern der „Jugend", die zu den erstaunlich billigen Preisen von 50 Pfg., 75 Pfg. und 1.— Mk. je nach Größe durch den Kunsthandel und den unterzeichneten Verlag zu beziehen sind. Der reich bebilderte Katalog (Preis RM. 2.70) erleichtert die Bestellung.
G. Hirth Verlag AG., München, Herrnstr. 10

Lest den
Sportfischer
die vortrefflich ausgestattete Fachzeitschrift.
Halbjahrespreis 3 M.
Fischereisport-Verlag
Dr. Hanns Schindler
München NW 2
Karlstraße 44

Ein Buch fürs Leben ist: KREMPELHUBER
Für Stille Stunden
Die gesunde und praktische Lebensweisheit nach gesammelten Erkenntnissen der Philosophie vom Altertum bis zur Gegenwart. 450 Seiten in Ganzleinen gebunden nur RM. 2.85 zuzüglich 40 Pfg. für Porto. Zu haben in den Buchhandlungen oder beim unterzeichneten Verlag
G. HIRTH VERLAG AG. MÜNCHEN, HERRNSTRASSE 10

Dichtung und Wahrheit

Josef Geis



Der „Berliner" Der „Münchner"



Der Preuße Der Bayer

KUNSTANTIQUARIAT
ED. WALZ
INHABER REINHARD SCHMITZ
ALTE UND NEUE
GRAPHIK
STÄNDIGE AUSSTELLUNG VON
WERKEN JUNGER KÜNSTLER
MÜNCHEN 2 NW
AMALIENSTRASSE 38 • TELEPHON 297585

Versorge Dein Kind



und Deine Familie durch Abschluß einer Familien-Versicherung bei der größten kontinentalen Gegenseitigkeitsanstalt.

Gesamtaktiven
620 Millionen
Schweizer Franken

Die Anstalt ist seit 1866 in Deutschland eingeführt

Schweizerische Lebensversicherungs- und Rentenanstalt in Zürich

Niederlassung für das Deutsche Reich, München, Leopoldstraße 8
Telefon 34251

DIE KUNSTZEITSCHRIFT

„Der Sportfischer"



soll von **jedem waidgerechten** Sportfischer gehalten werden. „*Der Sportfischer*" bringt Text- und Bildermaterial aus aller Welt, darunter auch große mehrfarbige Kunstdrucke

1/2jährlich RM. 3.—, jährlich RM. 6.—. Man abonniert bei seinem Briefträger, beim Postamt oder direkt beim

FISCHEREISPORT-VERLAG DR. HANNS SCHINDLER,
Fischerei-Buch- u. Kunsthandlung
München NW 2, Karlstraße Nr. 44
Tel. 596160

Ein Schlauer

Theophrastus Paracelsus rühmte sich, ein Elixier entdeckt zu haben, das das Leben des Menschen außerordentlich verlängere und ließ verbreiten, daß er selbst hierdurch schon über 300 Jahre alt geworden sei. Der Zulauf war enorm. Da nahm einmal ein Elixierheischender den Diener Paracelsus beiseite und fragte ihn: „Sagen Sie, ist es denn wirklich wahr, daß Ihr Meister schon ein so hohes Alter erreicht hat?" — „Ja", entgegnete das Faktotum, „das kann ich leider nicht bezeugen, denn ich bin selber erst knapp über 100 Jahre alt!"

Er weiß sich zu helfen

In einer kleinen Stadt war eine große Überschwemmung gewesen. Das Wasser war an einem Hause bis zur Höhe von einem Meter emporgestiegen, und man hatte, als wieder normaler Wasserstand eingetreten war, dieses Ereignis durch einen breiten weißen Streifen festgehalten.

Nach längerer Zeit kommt ein Fremder durch die Stadt und sieht, daß der Streifen jetzt in der Höhe des ersten Stockwerkes angebracht ist. Er fragt, warum man dies getan habe, da dies doch den Tatsachen gar nicht entspräche.

Gemütlich entgegnete der Hausbesitzer:

„Ja, wissen S', die schlimmen Buben haben den Streifen immer ausgelöscht und da ist mir nichts anderes übrig geblieben, als ihn so hoch zu machen, daß sie nicht hinauflangen können."

Die Schuld

Als Müllners „Schuld" erstaufgeführt werden sollte, wohnte der Verfasser des Dramas unausgesetzt den Proben bei und plagte die Darsteller durch unaufhörliches Korrigieren. Selbst als die Premiere schon vorüber und das Stück mit großem Erfolg in Szene gegangen war, konnte er noch nicht umhin, die Darstellung einzelner Schauspieler laut zu kritisieren.

Kein Wunder, daß man auf Rache sann.

Man gab am Tag nach der Premiere der „Schuld" Schillers „Braut von Messina" und Müllner wohnte der Vorstellung in einer Loge bei. Als die Worte: „Der Übel größtes aber ist die Schuld" vom Chor am Schluß des Stückes ausgesprochen wurden, machten sämtliche Mitwirkende eine Verbeugung gegen die Loge des Verfassers der „Schuld" . . .

DEUTSCHEUROPA

VIERTELJAHRESSCHRIFT FÜR DIE ERNEUERUNG EUROPAS AUS DEM REICHSGEDANKEN, HERAUSGEGEBEN VON DR. DR. DR. HANS K. E. L. KELLER FÜR DIE DEUTSCHEUROPÄISCHE ARBEITSGEMEINSCHAFT

Inhalt des letzterschienenen Heftes:

Karl Anton Prinz Rohan: Erziehung zum Reich
Wladimir von Gzowski: Erwachendes Staatsbewußtsein
Stimmen der Zeit
Kampf um Deutscheuropa

Preis des Heftes RM. —.60 • Jahresbezugspreis RM. 2.—

Heft 1 (Alois Dempf, Vergangenheit und Gegenwart des Reichs) kann für RM. 1.—, Heft 2 (Leopold Ziegler, Zehn Leitsätze zur Wirtschaft) und Heft 3 (Hans K. E. L. Keller, Die deutsche Idee Völkerrecht) können für je RM. —.60 nachgeliefert werden.

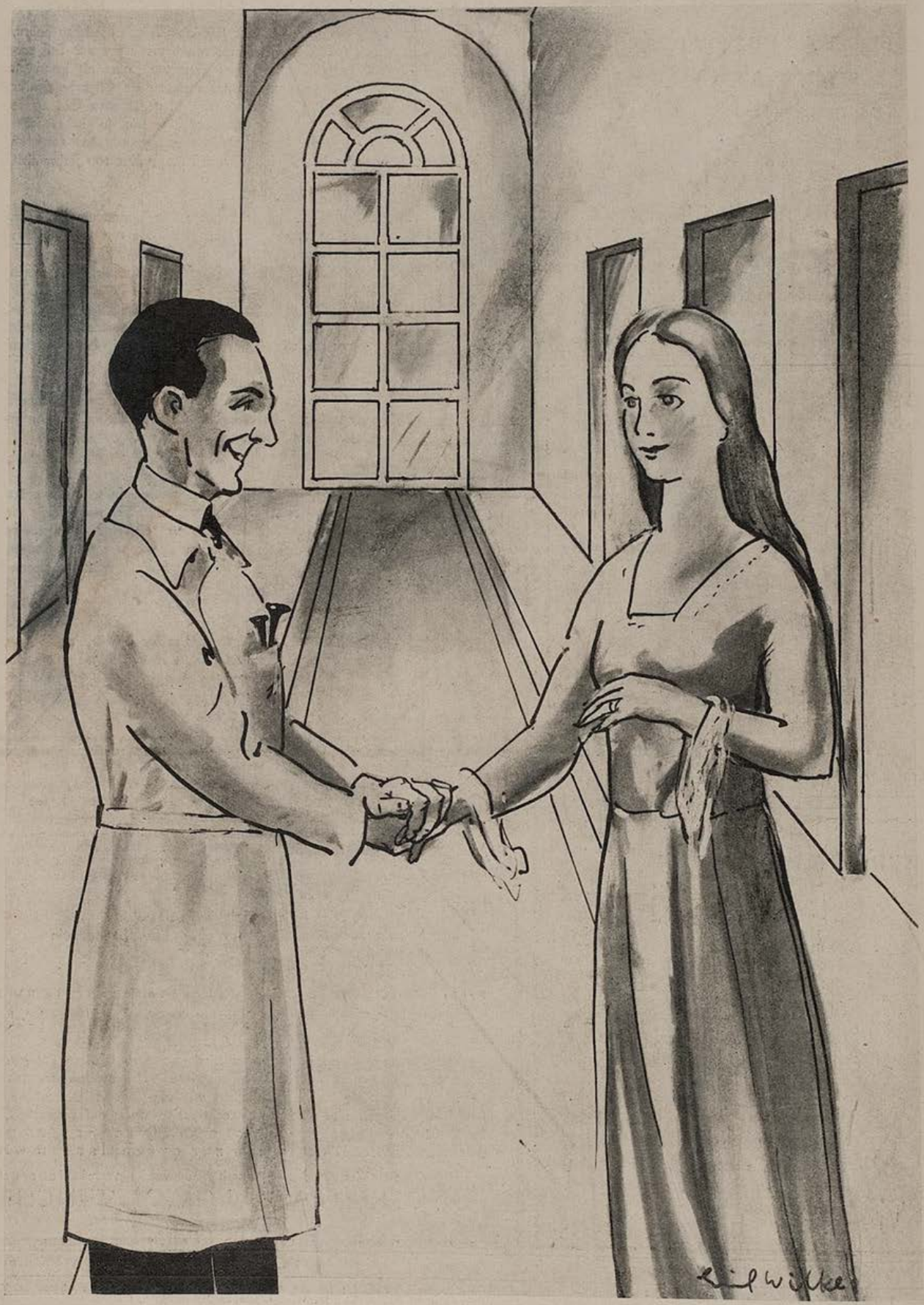
Im Kampfe gegen alle internationalistisch-paneuropäischen Programme bekennt sich die (im Sommer 1931) begründete Deutscheuropäische Arbeitsgemeinschaft zur deutschgeschichtlichen völkisch-übervölkischen Idee des Reiches als Leitgedanke einer Völkerrechtspropaganda auf weiteste Sicht. Ihr Ziel heißt: **Geistig gerüstet sein für den Tag, an dem die deutsche Revolution zur europäischen wird.**

Im Buchhandel oder unmittelbar vom Kommissionsverlag
G. HIRTH VERLAG AG., MÜNCHEN

Begründer: Dr. GEORG HIRTH. — Verantwortlich für die Schriftleitung: ARNOLD WEISS-RÜTHEL; für die Anzeigen: GEORG POSSELT, beide in München. — Verlag: G. HIRTH VERLAG AG., München. — Für die Herausgabe in Österreich verantwortlich: J. RAFAEL, Wien I, Graben 29a (Eingang Trattnerhof). — Für die Redaktion in Österreich verantwortlich: MARIANNE RAFAEL, Wien XIX, Hochschulstraße 25. — Alle Rechte vorbehalten. — Nachdruck strengstens verboten. — Copyright by G. HIRTH VERLAG AG., München. — Druck: G. HIRTH VERLAG AG., Buch- und Kunst-Druckerei, München, Herrnstraße 10. — D.-A. 9000. — Entered as second class matter, Postoffice New York, N. Y. — Manuskripte sind nur an die Redaktion der „Jugend", München, Herrnstraße 10, zu senden: Rücksendung kann nur erfolgen, wenn Rückporto beiliegt.

Dr. Goebbels und die deutsche Kunst

Erich Wilke



„So Kind . . . jetzt haben wir dich wieder auf die Beine gestellt; nun halt dich aber auch brav und bleib gesund!"

JUGEND
PREIS 60 PFENNIG
MÜNCHEN 1934 / NR. 11



Selbstbildnis

Hans Thoma †

J U G E N D
39. JAHRGANG 1934 / NR. 11

Altpolnische Schelmen- und Scherzlieder

Nachdichtungen von Robert Walter

Jagdlied

He laßt uns zum Jagen reiten,
du mein Kamerad.
Auf die Frischjagd wolln wir reiten,
in den Wald voll grüner Eichen,
du mein Kamerad.

Sieh da! He! Und auf den Hasen,
du mein Kamerad.
Von der Koppel bind das Windspiel,
he es soll den Hasen jagen,
du mein Kamerad.

He laßt uns zum Jagen reiten,
du mein Kamerad.
Auf die Frischjagd wolln wir reiten,
in den Wald voll grüner Eichen,
du mein Kamerad.

He das Reh flieht durch die Stangen,
du mein Kamerad.
Von der Koppel bind das Windspiel,
he es soll das Rehlein fangen,
du mein Kamerad.

He laßt uns zum Jagen reiten,
du mein Kamerad.
Auf die Frischjagd wolln wir reiten,
in den Wald voll grüner Eichen,
du mein Kamerad.



He der Zobel geht zu Acker,
du mein Kamerad.
Von der Koppel bind das Windspiel,
he es packt den Zobel wacker,
du mein Kamerad.

He laßt uns zum Jagen reiten,
du mein Kamerad.
Auf die Frischjagd wolln wir reiten,
in den Wald voll grüner Eichen,
du mein Kamerad.

He die Jungfer lief zur Schlinge,
du mein Kamerad.
Von der Koppel bind das Windspiel,
daß es uns das Fräulein bringe,
du mein Kamerad.

He jetzt laß uns gütlich teilen,
du mein Kamerad.
Mir der Zobel, dir das Häschen,
dir das Rehchen, mir das Mädchen,
du mein Kamerad.

He und sollt dirs nicht behagen,
du mein Kamerad.
dir das Stöcklein, mir den Säbel,
und so wolln wir uns drum schlagen,
du mein Kamerad.

Bettlerlied



Früher ach, da liebte die Königin den Bettler sehr.
Solch liebliche Geschichte flog durch die Straßen und Meer.
Aber die Schusterfrau, ja, die wurde ihr gram und grau.
Hadrians Frau.

Früher ach setzte sich der König nicht eher zu Tisch,
bis der Bettler einhieb schnalzend nach Suppe und Fisch.
Jetzt hetzen sie grimmig uns Straßenläufer und löcherige Röcke,
die Sündenböcke!

Kirmesse, Ablässe, Grabfeiern, Hochzeiten machen gesunden,
Gott der Herr hat sie für uns arme Bettler erfunden.
Dort möchten wir sitzen, allbeisammen sattvoll und warm,
aber der Gendarm!

Früher da saß der König nicht den Gendarmen zur Seite,
den Bettler hütete er wie seine Augäpfelchen beide.
Aber jetzt rasseln die Gendarme mit Ketten und Säbeln,
Schellen und Knebeln.

Früher ho! da war der Bettler ein Kinderschrecken,
der Bauernhund schlich sich vom Hof vor seinem Stecken.
So dem Köter den Knüttel! den Kindern die bärige Fratze:
Schert euch vom Platze!

Früher erzählte der Bettler am Ofen die göttlichen Wunder,
gleich hockte die Wirtfrau bei ihm und glimmte ihn an wie Zunder.
Und er vergaß sich ergötzlich mit Scherzen und Essen und Trinken
und klopft ihr die Schinken.



Der grüne Krug

Ein Mädchen lief zum Wasserquell,
der war wie lauter Maien hell.
Da ritt ein Herr vorbei,
schlug ihr den Krug entzwei.



Du liebes Kind, was weinst du mir,
dein Krüglein ei bezahl ich dir.
Ein Dukaten ist wohl genug
für deinen grünen Krug.

Auch den Dukaten wollt sie nicht
und wusch in Tränen ihr Gesicht.
Ach du mein grüner Krug,
den mir der Herr zerschlug!

Du liebes Kind, was weinst du mir,
dein Krüglein ei bezahl ich dir.
Ein Pferdchen ist wohl genug
für deinen grünen Krug.

Das Pferdchen, nein, das wollt sie nicht,
und weinte überbitterlich.
Ach du mein grüner Krug,
den mir der Herr zerschlug!

Du liebes Kind, was weinst du mir,
dein Krüglein ei bezahl ich dir.
Ein Pferdeknecht ist wohl genug
für deinen grünen Krug.

Den Pferdeknecht, den wollt sie nicht,
sie weinte laut und jämmerlich.
Ach du mein grüner Krug,
den mir der Herr zerschlug!

Du liebes Kind, was weinst du mir,
dein Krüglein ei bezahl ich dir.
Bin ich dir wert genug
für deinen grünen Krug.

Ei tanze Sonne, Mond und Stern!
für meinen Krug hab ich den Herrn,
für meinen grünen Krug,
den mir der Herr zerschlug.



Zwiegespräch

O mein Mütterlein,
gebt mich schnell an die Leute heraus,
es wird mir sterbensweilig zu Haus,
Mütterlein mein.

O mein Töchterlein,
du bist wie ein Beerlein unterm Tann
und noch zu schade für einen Mann,
Töchterlein mein.

O mein Mütterlein,
wie ist euch doch beim Vater so gut,
ich habe auch solch liebheißes Blut,
Mütterlein mein.

O mein Töchterlein,
der Mann wird dir schon harte Plag,
schlägt er dich zehnmal an einem Tag,
Töchterlein mein.

O mein Mütterlein,
schlägt er mich erst einmal und zehn,
werd ich ihm was draußen spazieren gehn,
Mütterlein mein.

O mein Töchterlein,
er wird dich mit dem Stocke tritzen,
du mußt ihm schon am Brotkorb sitzen,
Töchterlein mein.

O mein Mütterlein,
ich werd ihm flink am Halse henken
und ihm ein rotes Mäulchen schenken,
Mütterlein mein.

O mein Töchterlein,
er wird sich schon selbst die Küßlein holen
und dir darnach das Leder sohlen,
Töchterlein mein.

O mein Mütterlein,
was kümmert euch viel mein liebheiß Blut,
rückt her mit meinem Heiratsgut,
ich zieh in die Welt!





Ziegelhütte **J. A. Koch**

Der ängstliche Knecht

Ach vier lange Jahre dient ich einem Bauern treu,
Mütterchen, einem Bauern treu,
stand beim Hahnschrei rackend, plackend zwischen Heu und Streu,
Mütterchen, zwischen Heu und Streu.

Ach nur um ein Mädchen hielts mich unter Mist und Vieh,
Mütterchen, unter Mist und Vieh.
Denn wie warmes Pech so klebte sich mein Herz an sie,
Mütterchen, sich mein Herz an sie.

Essen konnt ich nicht und trinken, und der Schlaf verschwand,
Mütterchen, und der Schlaf verschwand,
guckte immer, wo mein Mädchen bei den Ochsen stand,
Mütterchen, bei den Ochsen stand.

Täglich trieb ich meine Pferde übern grünen Hang,
Mütterchen, übern grünen Hang,
Spielt dem Mädchen auf der Flöte, spielte und sang,
Mütterchen, spielte und sang.

Doch zu fragen wagt ich nimmer und fand keinen Mut,
Mütterchen, und fand keinen Mut,
denn zwei Ochsen und vier Kühe waren ihr Heiratsgut,
Mütterchen, waren ihr Heiratsgut.

Rote Perlchen auch am Halse, einen goldnen Ring,
Mütterchen, einen goldnen Ring,
und ein Leibchen, schön durchwirket, das ihr Herz umfing,
Mütterchen, das ihr Herz umfing.

Illustr. von Rubey

Josef Bierbichler heiratet

Von Rudolf Moosleitner

Josef Bierbichler, ein Mann in den allerbesten Jahren, ein junger Mann noch, so der richtige Don Juan der Provinzstadt, gut situiert und kräftig, aber doch gescheit und geschäftstüchtig, geht spazieren. Geht weit hinaus vor die Stadt; an die zwei Stunden ungefähr, wo ihn fast niemand mehr kennt. Nicht zwar wegen der schönen Natur und dergleichen. Das ist ihm alles so ziemlich wurst. Derartige Sachen sieht und hört er nicht. Braucht er nicht.

Was er braucht, der Josef Bierbichler, der Besitzer wertvoller Realitäten, ist eine tüchtige Frau und ein gutes Geschäft. Beide Angelegenheiten brauchen natürlich einen ganzen Mann, denn beide sind schwierig. Zum Beispiel die mit einer tüchtigen Frau. Die ganze in Betracht kommende Weiblichkeit der Stadt hat er schon durchstudiert. Aber na, heiklig und anspruchsvoll, wie der Josef ist, will ihm keine passen.

Die zweite schwierige Angelegenheit ist nun ein gutes Geschäft. Und deswegen ist er eigentlich auf dem Spaziergang. Er hat nämlich da eine ganz große Sache in der „Reißen". Eine glänzende Sache. Aber diese braucht reifliche Überlegung.

Und wo könnte er diese Überlegung am leichtesten zurechtbringen, als draußen in der freien Natur, die in ihm keine Empfindung aufkommen läßt und ihn dadurch in keiner Weise stört. — Die Ruhe allein machts.

Sinnend geht also der Josef durch Felder und Wälder, durch Wiesen und Auen. Für nichts hat er Auge und Ohr. — Da kommt er an einer Wiese vorbei, auf der drei Mägde, schöne, junge und feste Bauerndirnen, mit dem Heuen beschäftigt sind. Natürlich halten sie alle drei mit der Arbeit inne und schauen. Nicht jede Stunde geht ein so stattlicher Mann vorbei, noch dazu einer, der am hellen Werktag in so guter Kleidung daherkommt.

Aber auch der Josef wird durch die saubernen Dirnen einen Moment aus seinen Gedanken gerissen. Feste, nackte Mädchenarme haben eben doch ihre Wirkung. Besonders die eine, die nächst am Wiesenrain steht, gefällt ihm sehr gut. Nur weiß er im Vorbeigehen nicht, was er geschwind sagen soll. Auch will er sich nicht ganz aus seinen Gedanken bringen lassen. — Erst die Arbeit, dann das Spiel. — Und so sagt der Josef, während er die saubere Dirn verschmitzt anlacht: „Grüaß di Good, Marie." — Ein paarmal lacht er sie noch an, wohlgefällig und freudig, wie eine alte Bekannte, dann setzt er aber auch schon seinen Weg wieder sinnierend fort.

*

Die mit Marie angesprochene Dirn ist einen Moment sprachlos. Dann sagt sie ganz verwirrt: „Grüaß Good a!" und wird rot bis hinter die Ohren. Auch das Lächeln des andern erwidert sie. Etwas ungeschickt und gezwungen zwar. Aber sie muß es tun, wenn das Mannsbild sie schon beim Namen nennt; sie also kennt. — Nur sie kennt ihn nicht. Wer mag er sein, der sie kennt und den sie nicht kennt? — Fast den Kopf will es dem Dirndl zersprengen.

Eine Zeitlang sieht die Marie dem Fremden noch nach. — Nicht einmal umschaun tut er sich. Der Loder! — Aber ein fescher Kerl ist er doch, denkt sie noch bei sich.

Dann läuft sie zu den anderen Dirnen hin. „Liesl, Nandl, herts, der kennt mi. ‚Grüaß di Good, Marie', hot a gsagt. — Aba wer a is, woaß i net. — Teifi, Teifi, wenn i nua des wissn tat wer a is. — Des loßt ma jatzt koa Ruah net. — Fesch is er a." — Und nochmals schaut die Dirn in die Richtung, in der der Fremde nun entschwunden ist.

„Er werd scho amoi bei dia am Kammasensta gwesn sei", wirft nun die Liesl ein, die nicht ganz so schön wie die Marie ist.

„No, des müaßt i do a wissn", verteidigt sich die Marie, und kann es aber doch nicht verhindern, daß sie wieder rot wird. „Moanst, weil zu dia koana net kimmt. Ha!"

Nun hat die Marie wieder Oberwasser. Sie weiß es nur zu gut, daß ihr die Liesl in dieser Beziehung nicht das Wasser reichen kann. — In leisem Triumph reckt sie ihre wohlgeformte Gestalt. — Aber deswegen weiß sie noch lange nicht, wer der Fremde ist, der sie gleich beim Vornamen angesprochen hat. — Am Kammerfenster war er noch nicht bei ihr. Ganz gewiß nicht. — Schad! — Fesch ist der Fremde nämlich über alle Maßen. — Da würde sie, die Marie, sicher nicht lange „nein" sagen. Vorausgesetzt, daß er es ehrlich mit ihr meint.

„Habts 'n es net kennt", lenkt sie jetzt wieder ein. Es plagt sie doch die Ungewißheit zu arg.

„Na", sagen die beiden anderen, wie aus einem Mund. Die Liesl würde zwar gerne noch die Marie weiterhin etwas aufziehen, aber da kommt der Bauer, um nach der Arbeit zu sehen.

Mit einer gelinden Verzweiflung nimmt die Marie wieder den Rechen und wendet das Heu um. Aber den Fremden kann sie in ihren Gedanken nicht los werden.

R. Mathi



Und erst abends, als sie allein in ihrem Bette liegt, treiben die Gedanken allerhand Hallodria. — Die Marie sieht sich mit dem Fremden wieder beisammen. Er sagt zu ihr sogar: „Meine liebe Marie", er legt seinen Arm um ihre Hüften und drückt sie fest an sich. — Kraft hat er ja genug. — Und küssen kann er. Mehr als es in Wirklichkeit möglich ist. — Ein andermal fragt er sie sogar, ob sie seine Frau werden will? — Da gesteht sie ihm ihre Liebe und sagt „ja". — Darauf führt er sie in ein großes Schloßgut und sagt, daß nun dies ihr gehöre. — Sie, die Marie ist überglücklich. Und das Sehnen will fast kein Ende nehmen.

Nur gut, daß die Marie denmoch ein gesunder Schlaf in seine wohltätigen Arme nahm, sonst wäre das Sehnen noch zur Qual geworden.

Am andern Morgen ist aber das Sinnen und Grübeln wieder da. Immer und immer wieder muß die Marie an den Fremden denken, der sie kennt und den sie nicht kennt. — Wie mag er bloß heißen? — Walter, Herbert, Kurt oder Waldemar? — Für diese Namen schwärmt sie nämlich.

Die ganze Woche vergeht. — Die Marie wird aber den Gedanken an den Walter, Herbert, Kurt oder Waldemar nicht los. Bis über die Ohren ist sie in ihn verliebt. Und wenn sie sich auch sagen muß, daß es keinen Wert hat, weil sie ihn ja nicht einmal kennt, so ist eben doch das Träumen und Schlösserbauen zu schön.

*

Am Sonntagmorgen macht sich die Marie auf den Weg in die Stadt. Die Träume und die Gedanken der letzten Tage sind schuld. Sie muß große Häuser sehen, in denen sie mit ihrem Herzallerliebsten schalten und walten könnte. Sie muß auch fein gekleidete Frauen sehen und in den Auslagen die tausend schönen Sachen und muß vergleichen, wie ihr selbst all diese Dinge stehen würden. Sie muß es tun. — Wenn er doch nochmals zu ihr aufs Land kommen sollte und ihr sagen würde, wer er ist und woher er sie kennt und sie fragen würde, ob sie nicht seine Frau, oder wenigstens zuerst sein „Gspusi" werden wolle. — Oder wenn er gar in der Stadt sein würde? — Gar nicht auszudenken.

Und dieses leise Hoffen ist es wohl am meisten, das die Marie in die Stadt treibt.

Rüstig schreitet sie aus.

Dann ist sie in der Stadt. Sieht die Menschen und die Auslagen der großen Geschäfte an. Geht in die Kirche und sieht dann wieder die Menschen und die Auslagen an. — Der Kopf tut ihr schon schier weh davon.

Da rinnt ihr plötzlich ein Schauer über den Körper. Und rot wird sie; tief rot. — Da drüben geht er — der Fremde — der sie kennt, der wahrscheinlich Walter, Herbert, Kurt oder

Waldemar heißt und den sie nicht kennt. — Sie muß ihn aber kennen.

Flugs setzt sie ihm nach. Das Herz pocht freilich bis zum Halse hoch. Aber frisch gewagt, ist halb gewonnen. — Als sie dicht hinter ihm ist, nimmt sie all ihren Mut zusammen. Alle Bedenken schlägt sie in den Wind. Wenn er sie kennt, darf sie ihn doch ansprechen.

„Se, Herr", ruft sie und zupft den Josef Bierbichler beim Ärmel. — Der dreht sich um und schaut gerade nicht recht geistreich. — Freilich, das Dirndl gefällt ihm gleich, aber er kennt es von seinem Spaziergang her nicht mehr.

„Se, Herr", sagt die Marie nun tapfer und resolut, „Se kennan mi doch, weil S' neuli ‚Grüaß di Good, Marie' zu mia gsagt ham. — Hm! Aba i woaß net, wo i Eahna hitoan soi?" Treuherzig und lieb und ohne Furcht sieht sie nun den Mann ihrer Träume an. Und er gefällt ihr noch besser als neulich.

Doch, da fängt der Josef Bierbichler zu lachen an. Dann sagt er: „Woaßt, Dirndl, schöns, i kenn di a net. Aba i hob ma denkt, wo drei Weibsleit beinanda san, do is gwiß a Marie dabei. Und drum hob i ‚Grüaß di Good, Marie' gsagt." Und wieder lacht der Josef Bierbichler. Mitten auf dem Stadtplatz.

Eine fürchterliche Wut und Scham steigt in dem Dirndl auf. Aber bevor es noch vor Scham in den Erdboden versinken kann, erhebt es den Arm und gibt dem Josef eine schallende Watschen. „Do, loß di hoamgeinga, Kletzenseppi", sagt es laut, dreht sich um und geht. Stolz und frei, wie es sich für ein Dirndl gehört, das nicht mit sich spaßen läßt; wenigstens nicht in solchen Dingen.

Der Josef Bierbichler steht einen Moment etwas benommen da. Dann fährt ihm aber ein Gedanke durch den Kopf: Herrgott, das wär eine Frau für dich. — Und er geht dem Dirndl nach. „Marie", sagt er, als er sie eingeholt hat, „Marie, du kennst mi ja a. I hoaß Sepp. Und was i no sagn wollt, i hob mit dia ebbas z'redn." —

Und damit hatte der Don Juan Josef Bierbichler endlich die gefunden, nach der er schon lange gesucht.



Gartenhaus — Anton Leidl

JAKOB HARINGER:

AM GLÜCK VORBEI

Auf die Mauer, die zwei nebeneinanderliegende Höfe voneinander trennt, springt ein Kater. Sein Fell ist glanzlos und struppig. Sein Schädel, auf dem die Haare spärlich keimen, glänzt wie eine glatte Kugel. Die Ohren streben weit vom Kopf fort. Er ist elend, ungepflegt und ohne Zweifel sehr häßlich.

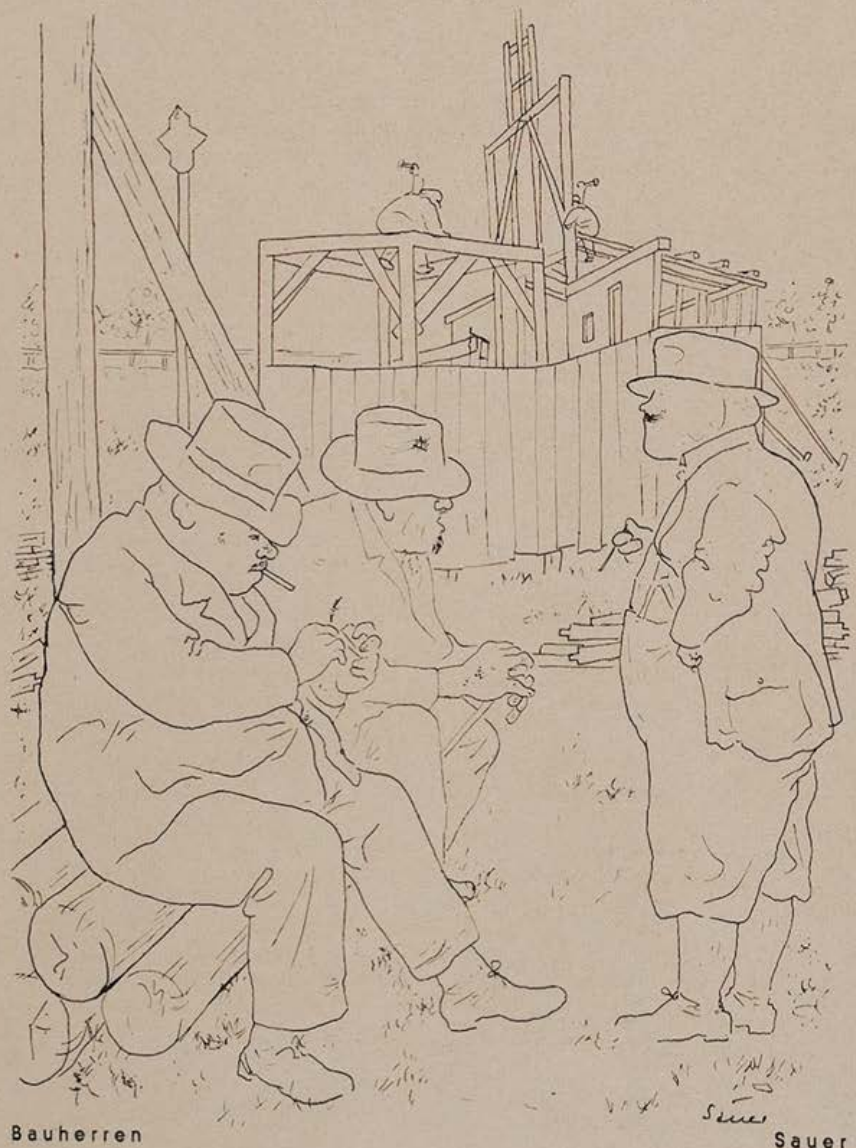
Jenseits der Mauer auf einem Blumenbeet in der Mitte des Hofes liegt eine Katze. Sie ist grau und schwarz getigert, trägt ein weißes Westchen, und die Vorderpfötchen stecken vornehm in weißen Handschuhen. Mitten unter den Blumen liegt sie da, kneift die Augen zu und läßt sich von der Sonne bescheinen. Sehr begreiflich, daß sie dem Kater über alle Begriffe schön und begehrenswert erscheint.

Die Schöne zuckt zusammen, als sie den Kugelköpfigen so unerwartet auf der Mauer erscheinen sieht, bleibt aber doch weiter unter den Blumen liegen, als sie sieht, daß er von ihrem Anblick wie gebannt stehen bleibt und keine Miene macht, von der Mauer zu springen. Nur den Kopf mit den bald zugekniffenen, bald voll lebendigen Aufmerkens sich weitenden Augen kehrt sie ihrem Anbeter zu. Unter der Maske scheinbarer Gleichgültigkeit beobachtet sie ihn scharf und läßt ihn keinen Moment aus den Augen; jede Bewegung seinerseits, die einem Ansatz zum Sprung gleichen könnte, quittiert sie mit einer jähen Wendung zur Flucht.

So sitzen sich die beiden eine lange Weile gegenüber. Die Sonne webt einen goldenen Schein um den Schädel des Kugelköpfigen, die Vögel in den Blumen zwitschern, die Luft ist blau und weich; überall Stille und goldenes Sonnenlicht ... die Liebe ist erwacht ...

Der Kater, dem dies untätige Anstarren schließlich über wird, bricht als erster die romantische Stimmung und schreitet zur Tat, das heißt, er verläßt seinen Platz auf der Mauer und springt in den Hof hinunter. Doch das Beet, auf dem noch vor kurzem sich unter Blumen eine zierliche Schöne sonnte, ist leer. Als der Kater zum Sprung ansetzte, war sie mit Windeseile davongestoben und unter einer Treppe verschwunden; gewandt und lautlos huscht sie auf der entgegengesetzten Seite der Treppe durch die offene Haustür in den Flur hinein und die Stufen zum ersten Stockwerk hinauf; dort schwingt sie sich aufs Fensterbrett und hat somit einen höheren Standpunkt gewonnen, von dem sie unbehelligt und in völliger Sicherheit ihrer Person den Gang der Handlung weiter verfolgen kann.

Im Flurfenster des ersten Stockwerkes steht sie nun und beobachtet gespannt den Düpierten ... der sucht überall: Unter der Treppe, hinter den Müllkästen, hinter den großen Bäumen. Er sucht und schnuppert mit genauester Sachkenntnis überall herum, ohne das Ziel seiner heißen Wünsche zu entdecken. Mit lang vorgestrecktem Hals sieht die Katze von oben seinen Nachforschungen zu ...



Bauherren

Sauer

Enttäuscht und niedergedrückt begibt sich der Kater am Schluß seiner fruchtlosen Bemühungen auf das Blumenbeet, wo sie, die Unerreichbare, noch vor kurzem gelegen ...

Als er die Fruchtlosigkeit seiner Nachforschungen eingesehen hat, tut er etwas, was sich nicht beschreiben läßt. Dann kratzt er noch ein wenig mit dem Hinterpfötchen nach und prescht müde und beleidigt davon. Seine vorhin noch so jugendliche Elastizität hat ihn verlassen, langsam schleicht er an die Mauer heran und zu müde, sie in einem federnden Sprung zu erreichen, schwingt er sich auf das Fensterblech eines in der Nähe befindlichen offenen Fensters und von dort erst auf die Mauer. Das empörte Zuklappen des Fensters und der Protest einer in ihrer Ruhe gestörten Frauenstimme hört er nicht ... Nichts kann ihn weiter berühren, nichts seine grenzenlose Enttäuschung verscheuchen.

Auf mageren, struppigen Beinen schleicht er weiter; unter dem glanzlosen Fell zeichnen sich scharf die Rippen ab, den armen, kugelköpfigen lächerlichen Kopf hält er tief gesenkt. Es fehlte nur noch, daß es ihm verächtlich um den Schnurrbart gezuckt hätte ...

Und hinter ihm auf dem äußersten Rand des Fensterbleches steht mit unnatürlich langgestrecktem Hals die Katze und sieht scharf und unverwandt zu, wie ein dummer, verliebter Kater vor seinem Liebesglück davonschleicht.

GLUBSCH

DENKMAL FÜR EINEN PHILOSOPHEN

Zum alltäglichen Gebrauch — in gleichsam amtlicher Eigenschaft, das heißt als Bestandteil der Bevölkerungsstatistik — hieß er natürlich anders. Wir Schulkameraden aber nannten ihn „Glubsch". Das hatten seine seelenvollen Kulleraugen verschuldet. Außerdem stammte er aus Leipzig — unrettbar sogar — und welche Bedeutung „glubschen" im Idiom der „freindlij'n Lind'nstadt" hat, dürfte bekannt sein.

Als einige Zeit vor dem Maturum der Ordinarius, wie üblich, die große Frage stellte, wie wir uns im nunmehr beginnenden bürgerlichen Leben einzurichten gedächten, mit anderen Worten, welche Berufsaus- und -absichten wir hätten, ließ Glubsch sich folgendermaßen vernehmen:

„Cha — also — zuerscht da wollde ich nämlich imm'r Pfarrer wärd'n — av'r heide — da mechde ich doch liev'r Landwird wärd'n — cha. Nämlich — im Somm'r wird gearbeed't von frieh um Fimfe bis amds späde — un im Wind'r is nischt ze dun — — da gennde ich mich dann imm'r noch relichijees-siddlich bedäd'chen."

* * *

Der Hang zur „Siddlichkät" blieb ihm, wenn er auch kein Landwirt wurde.

Ein paar Jahre später begegnete ich ihm in der Münchener Glyptothek, als er sinnend eine nackte, marmorne Frauengestalt „beglubschte". Anstatt meinen Gruß zu erwidern, brummte er mich unwillig an:

„Nu sache bloß — noch nack'cher hädd'n se die ooch nicht mach'n genn'n — die Schweine!"

* * *

Wollte man aber aus dieser Äußerung den Schluß ziehen, der gute Glubsch sei ein Mucker — man würde ihn meilenweit verkennen. Daß er Menschliches durchaus menschlich empfand und beurteilte, sollte ich noch am gleichen Tage erfahren.

Auf dem Rückweg vom Museum betraten wir eine Konditorei. Am Nebentisch saß ein Pärchen: Hochzeitsreisende. Ob offiziell oder bloß so ins Unreine, wurde nicht ganz klar. Jedenfalls und mit einem Wort: Flitterwöchner. Ihre Hände verschlangen sich unter dem Tisch zum gordischen Knoten, innig schmiegte sich Knie an Knie und aus den Augen flammten schmelzende Lyrismen.

Glubsch „glubschte" — lange, schweigend, voll Interesse und Wohlwollen. Endlich neigte er sich zu mir herüber und flüsterte mit dem Vibrato der Überzeugung:

„Sachema — die scheensde Zeit im Lä'm — is doch de Puberdät!"

Wieder vergingen Jahre. Da traf ich ihn unversehens an einem sonnigen, südlichen Ferientage in der Nähe — Athens. Er saß auf einem Steinbrocken am Straßenrand und zeichnete die Akropolis.

„Nami — —!"

„Cha — so drifft m'r sich! Wie gähd's'n? Wie stähd's'n? Was dusd'n hier? Ferj'n? Ich ooch — — un da mache ich nu Studj'n. Ich bin d'r nämlich Zeich'nlähr'r geword'n, cha — wie's so gäht. Un gläne sechs Woch'n — derf'ch sachen — bin'ch schon hier."

„Ach — sechs Wochen? Ich bin auch schon vierzehn Tage lang da. Daß wir uns noch nicht getroffen haben! Gehst du nicht manchmal auf die Akropolis? Ich war fast täglich oben."

Da schüttelte er mit listigem Augenzwinkern den Kopf.

„Nä — da dro'm bin ich d'r noch nich gewäf'n. Da warde ich noch ä Weilchen — da gäh ich d'r nämlich erscht im Mondschein nuff. Wäßde, mußde wiff'n — ich bin d'r nämlich so ä kläner Kenieß'r!"

* * *

Im nächsten Frühjahr, in der „freindlij'n Lind'nstadt". Der mittlerweile wohlbestallte Herr Zeichenlehrer unternahm mit seiner Klasse einen Ausflug zu „Studj'nzwäck'n". In einer öden Vorstadtstraße schloß ich mich der Kavalkade an. Die Gegend bot das übliche trostlos unaufgeräumte Bild der Peripherie einer großen Stadt: Industriegeräusch, ungepflegte Mietskasernen, Schlaglöcher im Pflaster, Lattenzäune mit Nigrinreklamen, kränkelnde Bäumchen in dürftigen Schrebergärten, Staub und Ruß bis hinauf zum grauen, sonnenlosen Himmel, ganz fern ein spärlicher Streifen Wald. Schmutziggelbes Abwasser strömte neben der Straße. Rostige Konservenbüchsen, Papier und allerlei Abfall zierten das Ufer — wie's halt aussieht in der Vorstadt.

An einer kleinen Brücke blieb Glubsch stehen.

„Halt — sammeln!"

Weitgreifende, malende Handbewegung zum Horizont.

„Im Vord'rgrund: das silb'rne Band des Flusses, welches sich durch die blumicht'n Auen schlängelt. Im Hind'rgrunde, gulissenferm'ch angeordn't d'r dunkle Wald. Jeb'r das Ganze welbt f'ch d'r blaue Himm'l — — weid'rgähn!"

Glosserich

A u !

„Wenn ich so spät nach Hause komme, bin ich am andern Tag immer ganz zerschlagen . . ."

„Ach . . . ich dachte Sie seien noch ledig."

Unter Geschäftsteilhabern

„. . . und was haben Sie schon für das Geschäft geleistet — — außer dem Offenbarungseid?"

Unterhaltung

Pauline war mit ihrer Freundin in der Oper. Der Ehemann fragte interessiert:

„Wie habt ihr euch in der Oper unterhalten?"

„Am Anfang ausgezeichnet."

„Und später?"

„Später protestierten die Nachbarn."

Apothekenblüte

Provisor zum eben eingetretenen Gehilfen: „. . . und dann . . . nicht immer so dreinschauen, als ob Sie 'n neu erfundener Bazillus wären!"

F. S.

Reine Wolle

Styx kauft Stoff.

„Reine Wolle?"

„Garantiert."

„Aber hier steht doch eingewebt: Baumwolle?"

Der Verkäufer lächelte:

„Nur für die Motten. Um sie zu täuschen."

Maçon



Andacht

Säbelschlucker

Die neuen Rekruten wurden in Kompagnien eingeteilt.

Der Feldwebel nahm die Personalien auf.

„Was sind Sie im Zivil?"

„Säbelschlucker."

Der Feldwebel nickte streng:

„Gut. Wenn jetzt Waffen fehlen, wissen wir wenigstens, wo wir sie zu suchen haben."

Kabarett

Um einem dringenden Bedürfnis abzuhelfen, ist in Wien ein neues Kabarett gegründet worden. Die Innenräume wurden von einem Architekten in moderner Sachlichkeit entworfen. Der Direktor empfing die Presse und führte sie in den Saal.

„Ein wenig leer wirkt der Raum", meinte Marcus.

Der Direktor seufzte traurig:

„Das ist noch gar nichts — da sollten Sie das Lokal erst einmal während der Vorstellung sehen."

Stolz

„Ja, Herr Maier, warum ist denn Ihr Bub auf einmal so stolz?"

„Wissen Sie, der hat mit seinen Masern die ganze Schule angesteckt und jetzt ist sie wegen ihm gesperrt." *F. H.*

Der Bettvorleger

Pieske kommt von einer Indienreise zurück. Zeigt seinem Freund Knorke das Fell eines erlegten Tigers, das er sich zu einem Bettvorleger ausarbeiten ließ. Meint Knorke: „Schade um das schöne Tier!" — Entgegnet Pieske: „Was konnte ich schon machen — er oder ich mußten daran glauben!" — „Allerdings", erwidert Knorke trocken, „du hättest dich als Bettvorleger auch nicht sonderlich gut ausgenommen!" *F. H.*

Philosophie

Dieb, der einen Wintermantel gestohlen hat: „Erwischen sie mich nicht, habe ich einen Mantel —, erwischen sie mich aber, dann habe ich für den Winter ausgesorgt!" *F. H.*

Filmschule

„Sagen Sie, was ist das eigentlich, ein Filmlehrer?"

„Hm, sehr einfach ... Ein Filmlehrer ist ein Mensch, der, nachdem er selbst beim Film keine Existenzmöglichkeit gefunden hat, davon lebt, daß er andern eine Existenz beim Film verspricht!" *H. K. B.*

Sailer



„O mei! Mein Horoskop is so schlecht!"
„Dös gibt sich wieder! I g'spür aa von Zeit zu Zeit meine inneren Organe!"

KINDER!

Onkel Georg ist bei uns zu Besuch und erzählt, in der Zeitung stünde, ein Achtzigjähriger habe eine Fünfzigerin geheiratet und hätte noch ein Kind bekommen. Man macht Bemerkungen, aber diskret, denn Peterchen ist dabei.

Auf einmal frägt derselbe: „So! Und wie alt ist dann das Baby?"

•

Papa ist beim Zeitungslesen eingeschlafen.

„Du, Tante", sagt Luischen, „guck doch, wie der Papa schläft!"

„Pst! Mach keinen Lärm, was ist denn?"

„Gelt, er hat die Brille nur aufbehalten, damit er besser sehen kann, was er träumt."

•

„Was willst du denn einmal werden, wenn du groß bist?"

„Soldat!"

„So? Hast du denn keine Angst, totgeschossen zu werden?"

„Von wem?"

„Vom Feind. Was meinst du, wie der schießt!"

„O, da werd' ich halt Feind."

•

Mutter: „Mädi, wo ist denn deine neue Puppe?"

Mädi, wichtig: „Die habe ich in ihre Schachtel schlafen gelegt. Weißt, Mutti, die heb' ich auf für meine Kinder."

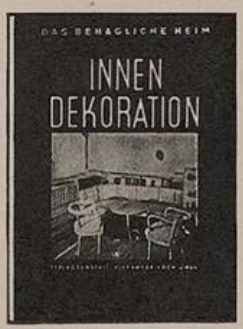
Mutter: „So? Für deine Kinder? Da willst du also heiraten? Vielleicht den Hugo?"

Mädi: „Ach nein! Heiraten mag ich nie nicht."

Mutter: „Ja, aber wenn du nicht heiratest, bekommst du auch keine Kinderchen."

Mädi: „Dann heb' ich sie eben für meine Enkel auf."

Das behagliche Heim



Dr. Alexander Koch's

INNEN-DEKORATION

nach wie vor anerkannt beste internationale Zeitschrift unter Mitarbeit namhafter Architekten über

Neuzeitliche Wohnungskunst

Reichillustriertes Probeheft RM. 2.80 postfrei

Verlagsanstalt Alexander Koch, G.m.b.H., Stuttgart O 42

Eine Bibliothek für Politik und Wissenschaft von seltener Vollständigkeit ist Umstände halber zu verkaufen

u. a. Die große Politik der Europäischen Kabinette. 40 Bände; Die Vorgeschichte des Weltkrieges (Werk des Untersuchungsausschusses) 4 Bände; Der Weltkrieg (herausgegeben vom Reichsarchiv) 8 Bände; Die Ursachen des deutschen Zusammenbruchs (Werk des Untersuchungsausschusses) 16 Bände; vollständiger Deutscher Geschichtskalender von Purlitz (Felix-Meiner-Verlag); vollständiger Schulthes Europäischer Geschichtskalender (Beckh'sche Verlagsbuchhandlung); Handbuch der Staatswissenschaften. Handbuch der Rechtswissenschaft; Memoiren, Biographien, Gesammelte Werke, Lexikon, Bibliophiles, gesammelte Jahrgänge wichtiger Zeitungen, die wichtigste europäische schöne Literatur

Anfragen unter T. B. 1721 an die Expedition der Münchner „Jugend"

DER MÜNCHNER REITENDE POSTILLON

Wochenschrift für Alt und Jung. Verlegt bey G. Hirth.

1834

1. Jahrgang Nr. 15

Frühling im Englischen Garten

„Grüaß' Ehana Good, Herr Sollereder, wo genga S' denn heut scho' hi?"

„In Englischen Garten geh' i a weng spazier'n, auf'n Kleinheff'loher See hintri. Nach des Winters Vergnügungen und der sell Faschingsgaudi tuat's oan halt wieder so recht an das Herz der Natur hiziahg'n. Obs d' wuist oder net — es ziahgt di halt hi, zu die Bam und zua die Frühlingsbleami'n. Auf oamoi hat's di dawischt, und 'naus muaßt in die Natur, wo's net nach Ziehgarrnrauch und Schnupftabak stinka tuat. Warum? Frag' mi, i woaß aa net!



„Der Frühling is kemma, der Lenz is da,
Dulióh, dulióh, dulióh,
Da strecka die Veigerln die Köpf' in d' Höh."

„Sie, dö Verseln hab' i fei selber g'macht, indem weil ich, wia ma so sagt, eine gewisse lierische Empfindung habe. Müassat nur mehra Zeit hab'n zum Dichten, nacha hätt' i scho lang' den Dichterpreis dapackt. Aber mei, a Hausbesitzer hat was anders z'tuan, als wia Gedichteln macha. So a Dichter hat's guat, braucht si net überleg'n, ob er's Stiag'nhaus weißen lassen muaß, und ob d' Wasserspülung im dritten Stockwerk funktioniert. Dös lenkt oan fei' ab vo der Lierik. Aber no, manchmal dawischt's oan halt doo, dö Lierik, und nacha geht's dahi. Besonders im Frühling laßt's ma koa Ruah, bis i drob'n sitz' auf dem sellenen Pegasi, wia ma dös Rooß hoaßt, wo die Dichter d'rauf sitzen."

„Ja, wia Sie dös nur a so könna, Herr Sollereder!"

„Bal i in der Stimmung bi', wia heut', mach' i Ehana zwanz'g Verseln in oaner Stund'.

„Der Himmi is blau, die Tulpe blüht,
In meinem Herzlein die Liebe glüht,
Zu einem Mädchen, das wo ich nicht kenne,
Doch das ich im Traume ‚Fannerl' nenne."

„Alle Hochachtung, Herr Sollereder! Da is fei' a pfundig's G'fui drinna in dene Verseln! Da kunnt' ja i mi bis auf Ostern hisetzen, und es tat' si doo nix reima. No ja, is halt aa eine Veranlagung, 's Dichten, der oane kann's, und der ander' net. Kann ja aa net a jeder Schafkopfa oder Kegelschiab'n! Dös muaß ma in sich hab'n, im G'fui. — Sie, Herr Sollereder, i geh' aa mit in Englischen Garten, mi treibt's aa 'naus in die Natur. Sehgn S', da war früher 's ‚Tivoli'! Bin so manchen Ab'nd da g'sessen mit mein' Madl bei a Maß Bier für vierazwanz'g Pfenning und an' Trumm Emmenthaler für a

„wenn in München, - dann Deutsches Theater.

Z'wanzgerl. Und von dieser Stelle aus knüpfen sich bis abi zum ‚Aumeister' an jede Bank eine Reihe süßer Erinnerungen. Heut' gehst den Weg in ara guaten Stund', aber damals, wannst mit an' Madl um elfe nachts vom ‚Tivoli' wegganga bist, bist erscht um fimfe in der Früah bein ‚Aumeister' ankemma."

„Jetzt i bin überhaupts nia weiter kemma als wia bis zur ersten Bank, die unbesetzt war. Hast freili aa oft sechz'g Bänk' weit geh' müassen, bis d' a Platzerl g'funden hast, wos' d' mit dein' Madl alloa warst. Und an an warmen Frühlingsab'nd hast glei ansteh'n müassen. Dös hat den ganzen Weg lang' nur a so knallt vo Busseln, und der Magistrat hat gar net so vui Bänk' herschaffa könna, wia für die Nachfrage benötigt g'wen war'n. Heut is ja alles nur a windiger ‚Flirt', aber damals hat's noch die wahre Liebe geb'n, wo a Madl vom Küssen glei zwoa Wocha lang g'schwoll'ne Lippen g'habt hat. Ja, ja, so ein Frühlingsabend auf so ara Bank!

Bal der Mond am Himmi steht,
Und der Lenzwind linde weht,
Laß' uns süße Küsse tauschen
In der Laube von Jasmin!"

„Nix für unguat, Herr Sollereder, aber dös sell Versel kimmt ma hint' a weng bekannt vor, dös muaß i scho amoi wo g'hört hab'n. Auf's G'fui muaß geh'n, a Gedicht, daß nur a so haut, woana muaßt kinna wia a kloan's Kind. Und i bin bald a so weit, bal i dort auf'n ‚Monopterus' 'naufschaug'. Das ist ein Randevu-Platz, wia's auf der ganzen Welt koan zwoaten gibt. Und guat hat er si g'halten, der Monopterus, is net so dabröselt, wia dö oiden Tempeln auf Griechenland d'runt! Ja, ja, der Monopterus! Bist so manche Nacht mit dein' Madl drob'n g'sessen, hast a Herz mit an' Pfeil auf a Säule hig'malt und dein' Nama und 's Datum d'runter g'schrieb'n. Im Winter hast nacha nachrechna könna, wia oft als d' drob'n g'wen bist, und wia dö Madln alle g'hoaßen hab'n. Sö, so ein monumentales Tagebuch der Liebe wia den sellenen Monopterus gibt's aa auf der ganzen Welt nimmer! Hätt' no guat fuchz'g Säulen mehra hab'n kinna, der Monopterus. Ja, ja, da bist nacha drob'n g'sessen, Hand in Hand, und hast ihr gsagt, daß du in aller Ewigkeit nicht mehr von ihr lassn kannst. Aber am andern Tag hat dei' ‚Miezerl' scho wieder ganz anders ausg'schaut, und no, nacha hast halt 's ‚Fannerl' unter's ‚Miezerl' auf die Säule hig'schrieb'n. Denn alles ist vergänglich, wia der sell Dichter so richtig sagt." — —

‚Wenn das Märzenveilchen blüht,
Die Liebe in die Herzen zieht.
Ob sie Thea heißt oder Miezerl —
Die Hauptsach' is, daß's guat
g'wachsen is!'

Sehgn S', auf ‚Miezerl' is ma scho koa Reim mehr ei'g'fall'n. Aber no, die Frühlingsluft macht halt müad. Wissen S' was? Setzen ma uns an' Kleinhess'loher See hi und tuan ma die Schwän' füttern!"

„Geh' her, Schwanderl — pi—pi—pi— pi— a guats Schwartenmagerl is da, pi—pi—pi—pi! Schaugn S' nur g'rad, wia er bampft! Kriagt halt nia was anders z'fressen, als wia leere Zigarettenschachteln."

„Und i hab' jetz' einen tiefen Gedanken: Das ‚Tivoli' gibt's nimmer, im ‚Chinesischen Turm' werst aa koa Glück mehr mit an' Madl hab'n, am Schluß bleibt dir nix mehr, als daß d' d' Schwän' mit Schwartenmag'n fütterst. So ist das Leben!"

„Sie, Herr Sollereder, dös hab'n S' fei guat g'sagt!" A. Wisbeck.



DER HUT

Die Modistin nahm den Hut vom Kopf.

„Der Hut steht Ihnen nicht, gnädige Frau. Ich werde ihn ändern."

„Warum?"

„Er paßt nicht zur Farbe Ihres Haares, nicht zur Form Ihres Mundes, nicht zu Ihrer römischen Nase und nicht zu dem Schwung Ihrer Brauen —"

Die Kundin lächelte:

„Das sind doch Kleinigkeiten, die ich leicht ändern kann — der Hut aber muß bleiben, wie er ist!"

DAS BESTE

„Na, Lotte, was hat dir gestern im Zirkus am besten gefallen?"

„Der Mann, der in den Pausen Schokoladenstangen verkauft hat." F. S.

LÄNDLICH

Herr (im Dorfwirtshaus beim Mittagessen zum Wirt): „Was haben Sie hier so viele Fliegen?"

„Ach, das ist nur zur Essenszeit; sonst sitzen sie alleweil auf dem Misthaufen." F. S.

GERECHTE ENTRÜSTUNG

Der kleine Max (der zum erstenmal von dem neuen Kindermädchen gewaschen werden soll): „Was, und Sie wollen Liebe zu Kindern haben?" F. S.

EHRENDE BEHANDLUNG

„Pflegen Sie auch die fleischfressende Pflanze gut, die ich Ihnen neulich zum Geschenk machte?"

„Aber selbstverständlich! Die speist sogar mit uns am gleichen Tisch!" F. S.

BIER

„Meine Frau kann kein Bier vertragen."

„Wirklich?"

„Ja. So oft ich eins trinke, schimpft sie."

DIE FALSCHE HÄLFTE

„O, wie bin ich getäuscht worden!"

„Hab' ich dir nicht immer gesagt, du sollst ihm nur die Hälfte glauben?"

„Das hab' ich ja auch getan; aber es muß wohl die falsche Hälfte gewesen sein." F. S.

DIE BELASTUNGSPROBE

Onkel: Hier, mein Junge, schenke ich dir zum Geburtstage eine Geldbörse; ich denke, sie wird etwas aushalten."

Neffe: „Möchtest du nicht gleich eine Belastungsprobe vornehmen, lieber Onkel?"

F. S.

HANS RIEBAU:

DER WETTERPROPHET

Die Meteorologie wandelt auf neuen Wegen. Professor Zell wenigstens hat sich entschlossen und ist bereits intensiv bemüht, die, wenn auch nicht wissenschaftliche, so doch praktische Grundlage der Wetterkunde dadurch zu verbreitern, daß er den alten Bauernregeln nachgeht, die auf diese Weise zustandegekommenen Prognosen auf ihre Zuverlässigkeit prüft, und die guten Ergebnisse allen Ernstes bei seinen im übrigen streng wissenschaftlichen Berechnungen verwertet. „Die Meteorologie", sagt er, „darf an gewissen Tatsachen nicht deshalb einfach vorübergehen, weil sich diese Tatsachen nicht in ein bestimmtes wissenschaftliches System eingliedern lassen. Wir wissen zum Beispiel genau, daß die Tendenz zum radikalen Witterungsumschlag am Tage des Mondwechsels außerordentlich stark zunimmt. Warum sollen wir diese einfache und doch feststehende Tatsache einer Doktrin zu Liebe außer acht lassen?"

Natürlich hat er recht, der Professor Zell. Und so zieht er denn aufs Land zu den Bauern und kümmert sich nicht um die ironischen Gesichter, die seine Kollegen dazu machen. In Süßhübel hat er, kaum ist er angekommen, ein wahres Prachtexemplar von Wetterpropheten gefunden. Alois heißt er, 81 Jahre ist er alt, und seit 66 Jahren hütet er die Schafe. Professor Zell schreibt sich auf, was der Alois vom Wetter des nächsten Tages sagt, und siehe da: Es stimmt g e n a u. Am nächsten Mittag schreibt er es wieder auf und es stimmt abermals. Das geht so eine ganze Weile hindurch, und der Alois hat nicht ein einziges Mal vorbeigeschossen. Nunmehr, nach diesem hundertprozentigen Erfolg, beginnt der zweite Teil der Forscherarbeit. „Alois", sagt Professor Zell und schenkt dem Alten einen doppelten Enzian ein, „nun müssen Sie mir ganz genau angeben, w o h e r Sie es immer so genau wissen, was am nächsten Tag für Wetter ist."

Alois trinkt den Enzian aus, wackelt mit dem Kopf und schnalzt mit der Zunge.



„Immer wenn ich hereinkomme, sehe ich Sie müßig dasitzen. Ihre Kräfte nehmen wohl schon ab?"

„O nein! Nur das Gehör will nicht mehr recht. Ich höre Sie nicht mehr kommen."

„Also bitte", drängt der Professor und schenkt noch einmal ein, „aus welchen A n z e i c h e n stellen Sie das Wetter des folgenden Tages fest?"

„Joi, joi", nickt Alois, „die A n z e i c h ' n koan i schon leicht sag'n. Mittags um zwölfe geh' i in die Kuch'n vom Brezelwirt, wart', bis die Musi aus d'r Gaststub'n aufhört und dann kommt, so g'wiß wia's Amen in d'r Kirch'n, d'r W e t t e r b e r i c h t."

Seine Sprache

Meyerleben geht über den Marienplatz. Sieht den Verkehrsschutzmann winken — mal mit der rechten Hand, mal mit der linken Hand.

Meyerleben schaut eine Zeitlang zu, nickt, freut sich ... dann geht er auf den Beamten los, zieht den Hut und sagt:

„Verzeihen'se Herr General ... aber den letzten Satz hab ich nicht recht verstanden ..."

Nie sollst du mich befragen ...

Als Burghardt am frühen Morgen im Begriffe war, das Haus zu verlassen, traf er seinen Nachbarn, Herrn Windbichler.

„Herr Burghardt ..." meinte dieser interessiert, „gestern nachts war da so ein entsetzlicher Lärm in Ihrer Wohnung ... wir konnten gar nicht einschlafen ... es hat sich angehört, als würde alles kurz und klein geschlagen ... was war denn los?"

„Ach ...!" sagt Burghardt leichthin, „nichts besonderes ... meine Frau hat mich bloß gefragt, wer die blonde Dame war, mit der ich neulich im Kino gesehen worden bin!" *S T.*

DER FLIEGENDE TEUFEL

Verkappte Eskimos

Dieser Tage wurde in die Psychiatrische Klinik von Kopenhagen ein Eskimo eingeliefert, ein schwieriger Fall. Er hatte in Thorshavn auf den Faröers zum erstemal im Leben ein Kino besucht und Greta Garbo gesehen. Von dem Augenblick an bemerkte man an ihm Anzeichen von Geistesverwirrung.

Der vortragende Assistent der Klinik stellte seinem Professor den Eskimo vor: „Fall Nr. XIII behauptet, der Fürst aller Eskimos zu sein und Greta Garbo warte darauf, ihn zu heiraten." Da wandte sich der Professor lächelnd zu den begleitenden jungen Herren: „Ein sehr häufiger Fall. Aber er bleibt meist eine schleichende Krankheit."

Versprechen auf Capri

Wir kletterten in einem Felsengärtchen von Capri hoch, als unten auf der weißen Straße gellend ein Auto vorbeizischte.

„Das ist Simon, der Außenminister, er kommt gerade vom Bahnhof", zeigte mein Freund hinunter auf das Staubwölkchen, „im Hotel erwartet ihn schon ein gutes Halbdutzend von Außenministern."

„Warum haben sie das frühere Locarno mit Capri vertauscht?" fragte ich.

„Ich denke mir, für die Art ihrer Versprechungen kann das Blaue vom Himmel nicht kräftig genug sein."

Der Pascha

Der bisherige Ministerpräsident von Ägypten, Sidki Pascha, hat sich ganz aus dem politischen Leben zurückgezogen und will fürderhin nur seinen Neigungen leben.

Als der König von England dies hörte, seufzte er: „Ja, wer doch s o ein Pascha wär'!"

Die Locke von Paris

Auf einer Versteigerung in Paris wurde eine Locke der Sarah Bernhardt so heiß umkämpft, daß schließlich die Garde mobile antelephoniert werden mußte. Die Locke wurde konfisziert und verschwand aus dem Blickfeld. Die Ruhe war wieder hergestellt.

„Schade!" sagte einer, der dabeistand, „daß die Politik keine Haarlocke ist!"

REDAKTIONELLE NOTIZ:

KÜNSTLER DER „JUGEND"

Der Maler und Graphiker Anton Leidl, der zum festen Mitarbeiterkreis der „Jugend" gehört, ist eines jener Talente, die Georg Hirth einmal als „Impulsivisten" bezeichnete. Seine temperamentvolle, von keinerlei Problematik belastete Natur bekundet sich mit erstaunlicher Treffsicherheit in der spontanen Niederschrift rein bildhafter Eindrücke; im farbigen Werk tritt zu der, ob ihrer Unmittelbarkeit stets erfrischend anmutenden Zeichnung der ganze Reichtum einer nicht minder temperamentvollen und dennoch beherrschten Palette. Anton Leidl ist gebürtiger Frankfurter und hat in München seine Wahlheimat gefunden.

Karl Wolf-München ist vorwiegend Tierzeichner. Ist im formalen Aufbau seiner Darstellungen ein altmeisterliches Gepräge auch nicht zu verkennen — was beileibe kein Vorwurf sein soll — so bietet uns gleichwohl der inhaltliche Teil seiner Bilder den Ausdruck einer keineswegs antiquierten Gesinnung. Kompositionell hat das in dieser Nummer der „Jugend" gezeigte Blatt hohe Reize — ganz abgesehen von der gelösten Lebendigkeit in der Bewegung der Tiere. Es wäre eine dankenswerte Aufgabe, von Karl Wolf einmal eine Kollektivausstellung zu veranstalten. A. W. R.



Ich vertrete Ihre Firma
ohne Provision und
ohne Reisespesen

Brauchen Sie eine Anzeige in der „Jugend"

DIE KLEINE ANZEIGE

DIE GUTE GESICHTSPFLEGE
nach Dr. Scheidig
BERTA LECHNER, MÜNCHEN
Elisabethstr. 4 Fernruf 371635

Zur Anfertigung jeder Art
Drucksachen
empfiehlt sich
G. Hirth Verlag AG.
München, Herrnstr. 10

Gebrauchte
ADRESSIERMASCHINE
wird preiswert abgegeben
G. Hirth Verlag AG., München
Herrnstraße 10/I

Jeden Abend! Jeden Morgen!
Chlorodont
die beliebte Qualitäts-Zahnpaste

Neurasthenie
Nervenschwäche Nervenzerrüttung verb. mit Schwinden d. best. Kräfte. Wie ist dieselbe v ärztl. Standpunkte aus ohne wertlose Gewaltmittel zu behandeln u. zu heilen? Wertvoller, n. neuest. Erfahrungen bearbeitet. Ratgeber für jedermann, ob jung oder alt, ob noch gesund oder schon erkrankt. Geg. Einsendg. v M. 1,50 in Briefmarken zu beziehen vom Verlag Silvana 66, Herisau (Schweiz).

Fidus-Bilder
in Postkartenformat. Wiedergaben der besten Werke dieses Berliner Meisters, sind zum Preise von 50 Pfg. für die Serie von 12 Stück herausgegeben.
Der großen Verehrergemeinde von Fidus wird diese Veröffentlichung willkommen sein.
G. HIRTH VERLAG AG.
München, Herrnstraße 10



Wer kauft schafft Arbeit!

Inserieren bringt Gewinn!

Inserate in der „JUGEND" finden weiteste Verbreitung!

KUNSTPOSTKARTEN
in vortrefflichem Vierfarbendruck nach Bilderwiedergaben aus der „Jugend" liefern wir 12 St. für 90 Pf., die ganze Serie von 130 St. für RM. 6.— franko
G. HIRTH VERLAG AG.
München 2 NO — Herrnstraße 10

GRATIS
Preisliste Nr. B 4 senden Gummi-Industrie „Medicus", Berlin SW 68, Alte Jacobstr. Nr. 8.

SCHÖNE BILDER
an den Wänden machen die Wohnräume behaglich. Wo das Geld für Erwerbung von Originalen fehlt, hat der Bilderliebhaber Ersatz an den Vierfarben-Kunstblättern der „Jugend", die zu den erstaunlich billigen Preisen von 50 Pfg., 75 Pfg. und 1.— Mk. je nach Größe durch den Kunsthandel und den unterzeichneten Verlag zu beziehen sind. Der reich bebilderte Katalog (Preis RM. 2.70) erleichtert die Bestellung.
G. Hirth Verlag AG., München, Herrnstr. 10

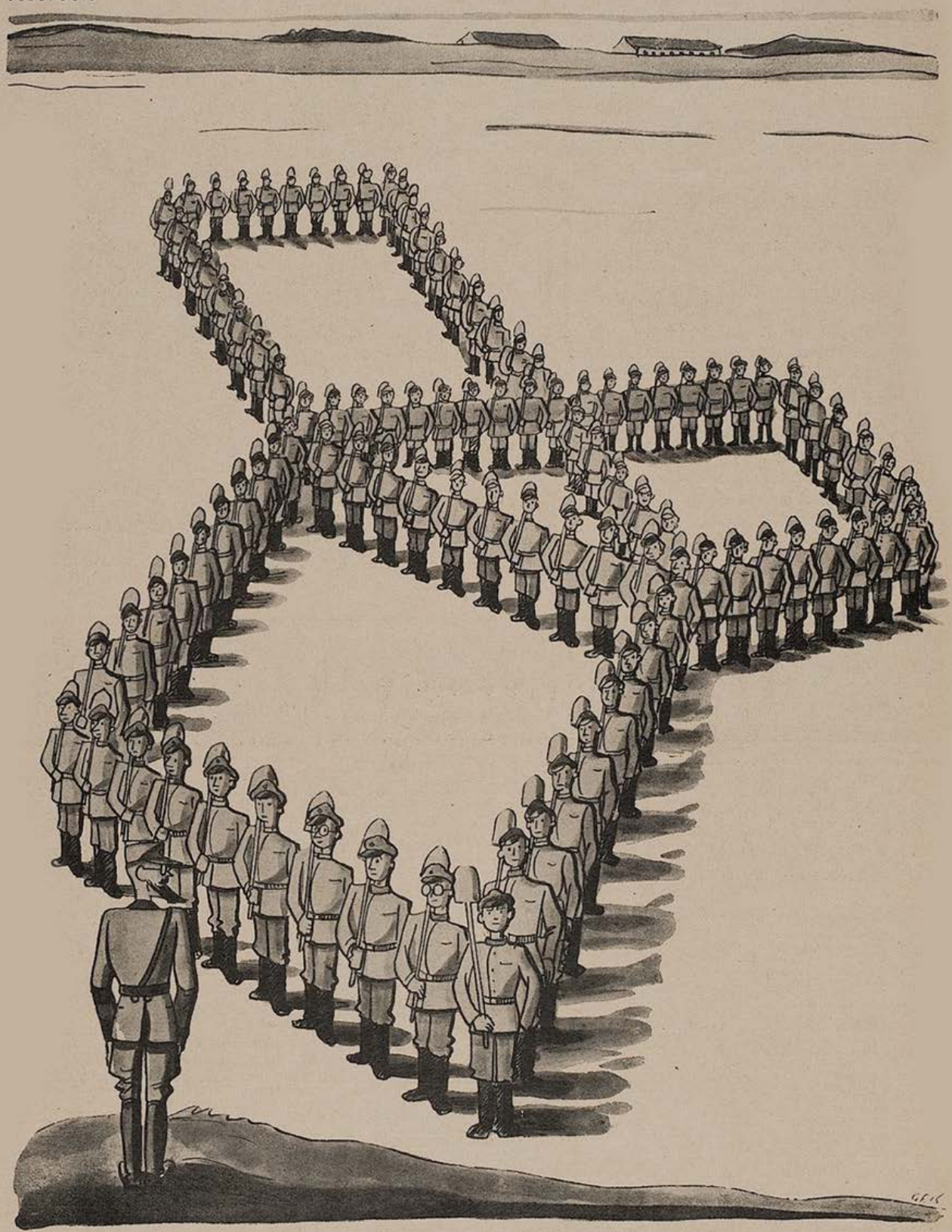
Lest den
Sportfischer
die vortrefflich ausgestattete Fachzeitschrift.
Halbjahrespreis 3 M.
Fischereisport-Verlag
Dr. Hanns Schindler
München NW 2
Karlstraße 44

Ein Buch fürs Leben
ist: KREMPELHUBER
Für Stille Stunden
Die gesunde und praktische Lebensweisheit nach gesammelten Erkenntnissen der Philosophie vom Altertum bis zur Gegenwart. 450 Seiten in Ganzleinen gebunden nur RM. 2.85 zuzüglich 40 Pfg. für Porto. Zu haben in den Buchhandlungen oder beim unterzeichneten Verlag
G. HIRTH VERLAG AG. MÜNCHEN, HERRNSTRASSE 10

Bei etwaigen Bestellungen bittet man auf die Münchner „Jugend" Bezug zu nehmen.

Appell im Studenten-Arbeitslager

Josef Geis



„Antreten im Pythagoreischen Lehrsatz!"

FERSUCHT

Rolf und Lilichen sind augenblicklich sehr verliebt, denn sie haben sich zankt. Lilichen ist pathologisch eifersüchtig.

Rolf glaubt, daß hier nicht Roheit am Platze ist, sondern ausnahmsweise mal Zärtlichkeit. Er seufzt:

„Ach Lilichen, ich hab dich ja soooo lieb. Ich habe ja gar keinen deren Gedanken mehr als dich. Ach Lilichen, an allen Türen meiner rzensKammer steht mit flammenden Lettern — — —"

„Ich weiß schon", zetert Lilichen, — „Für Damen —".

H. Rewald



AUSSCHANK IN BAYERN AB 3. MÄRZ 1934

SPATEN-LEISTBRÄU MÜNCHEN 2 BS

MARSSTRASSE 17

estellungen erbeten unter Rufnummer 57102 und 52530



ADOLF HITLER-GEDENKMÜNZE

ZUR JAHRESWENDE DER NATIONALEN ERHEBUNG

Schon zu einer Zeit, als die parteipolitischen Kämpfe des alten Systems noch voll im Gange waren und die Frage nach der künftigen Gestaltung unseres Vaterlandes in der jetzt glücklichen Lösung nicht beantwortet werden konnte, war der bekannte Berliner Bildhauer Oskar Glöckler — Obersturmbannführer der SA.-Gruppe Berlin-Brandenburg — bereits mit dem Entwurfe einer Gedenkmünze beschäftigt, die unserem genialen Führer im Zeichen der deutschen Schicksalswende gewidmet werden sollte.

Unmittelbar nach der Berufung Adolf Hitlers zum Kanzler des Reiches haben die Bayerische und die Preußische Staatsmünze diese kunstvoll gestaltete Gedenkmünze ausgeprägt, die zu Ehren des Führers unter der Bezeichnung

GEDENKMÜNZE ZUR DEUTSCHEN SCHICKSALSWENDE

der Öffentlichkeit übergeben worden ist. Mit freudiger Zustimmung ist sie in allen Kreisen aufgenommen worden.

Deutschland steht jetzt an der Jahreswende seiner nationalen Erhebung, die in diesem Gedenkstück in treffender Weise symbolischen Ausdruck gefunden hat. Möge die „Adolf-Hitler-Gedenkmünze" im deutschen Volke eine noch weitergehende Verbreitung zur Erinnerung an unsere große Zeit finden.

Der Vertrieb dieser Gedenkmünze, die in Fünfmarkstückgröße in Silber zu RM. 6.—, in Bronze zu RM. 3.— einschließlich eines Etuis abgegeben wird, erfolgt durch alle Banken, Sparkassen, sowie staatlichen Lotterie-Einnahmestellen des Reiches; sie kann auch unmittelbar von der Hauptvertriebsstelle der „Gedenkmünze zur deutschen Schicksalswende", München 2 M, bezogen werden, welche für alle Stellen auch Werbematerial kostenlos zur Verfügung stellt.

Das schönste und wertvollste

GESCHENK!

Die gesunde und praktische

LEBENSWEISHEIT

nach gesammelten Erkenntnissen der Philosophie vom Altertum bis zur Gegenwart

Zusammengefaßt in dem Buch

„Für stille Stunden"

durch v. Krempelhuber

450 Seiten in Ganzleinen geb. nur M. 2.85 zuzüglich 40 Pfg. für Porto

Zu beziehen durch

G. Hirth Verlag AG., München

Herrnstraße 10

Ein Buch fürs Leben! **Zur Erbauung für jung und alt!**

DEUTSCHEUROPA

VIERTELJAHRESSCHRIFT FÜR DIE ERNEUERUNG EUROPAS AUS DEM REICHSGEDANKEN, HERAUSGEGEBEN VON DR. DR. DR. HANS K. E. L. KELLER FÜR DIE DEUTSCHEUROPÄISCHE ARBEITSGEMEINSCHAFT

Inhalt des letzterschienenen Heftes:

Karl Anton Prinz Rohan: Erziehung zum Reich
Wladimir von Gzowski: Erwachendes Staatsbewußtsein
Stimmen der Zeit
Kampf um Deutscheuropa

Preis des Heftes RM. —.60 • Jahresbezugspreis RM. 2.—

Heft 1 (Alois Dempf, Vergangenheit und Gegenwart des Reichs) kann für RM. 1.—, Heft 2 (Leopold Ziegler, Zehn Leitsätze zur Wirtschaft) und Heft 3 (Hans K. E. L. Keller, Die deutsche Idee Völkerrecht) können für je RM. —.60 nachgeliefert werden.

Im Kampfe gegen alle internationalistisch-paneuropäischen Programme bekennt sich die (im Sommer 1931) begründete Deutscheuropäische Arbeitsgemeinschaft zur deutschgeschichtlichen völkisch-übervölkischen Idee des Reiches als Leitgedanke einer Völkerrechtspropaganda auf weiteste Sicht. Ihr Ziel heißt: **Geistig gerüstet sein für den Tag, an dem die deutsche Revolution zur europäischen wird.**

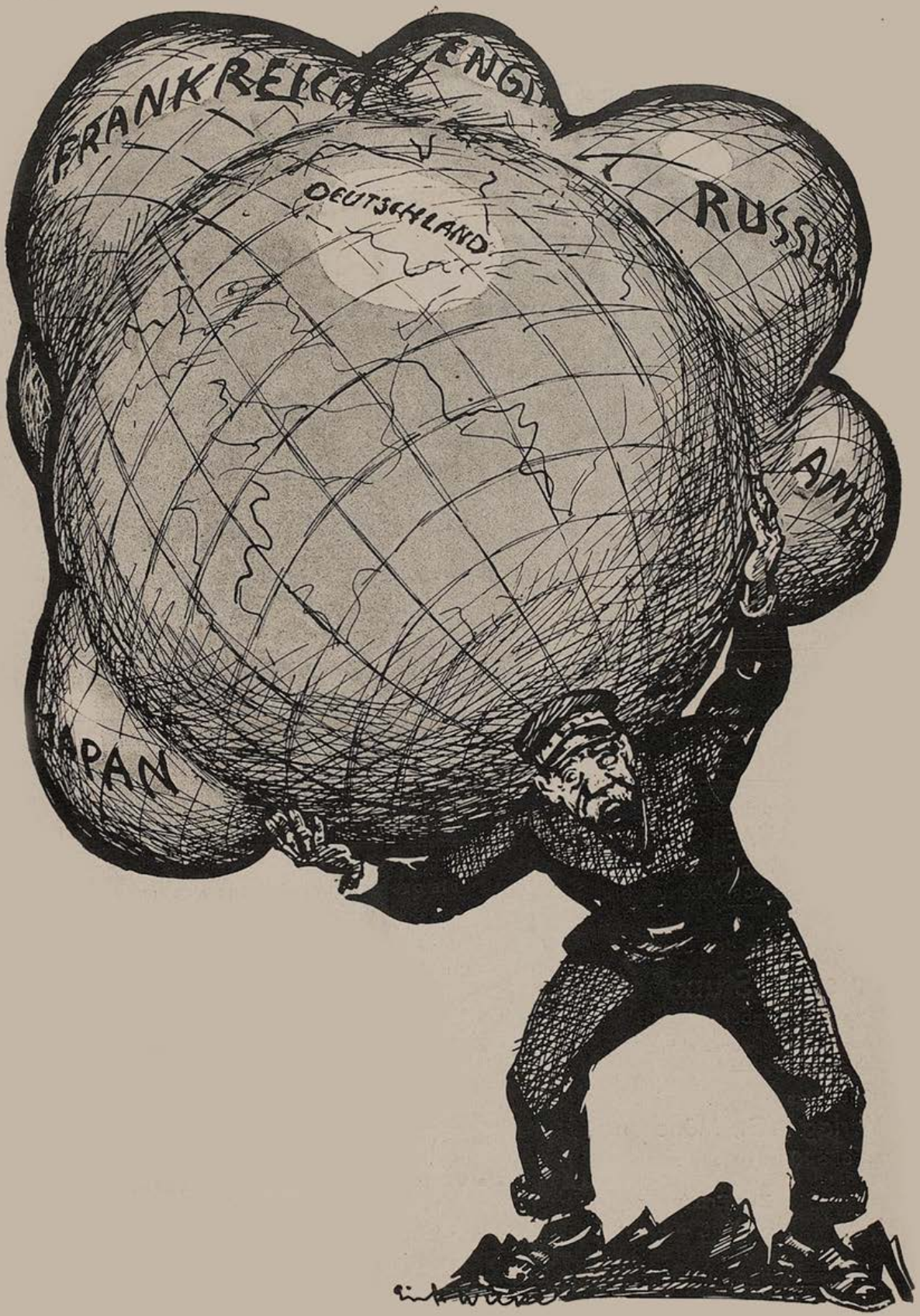
Im Buchhandel oder unmittelbar vom Kommissionsverlag

G. HIRTH VERLAG AG., MÜNCHEN

: Dr. GEORG HIRTH. — Verantwortlich für die Schriftleitung: ARNOLD WEISS-RÜTHEL; für die Anzeigen: GEORG POSSELT, beide in München. — G. HIRTH VERLAG AG., München. — Für die Herausgabe in Österreich verantwortlich: J. RAFAEL, Wien I, Graben 29a (Eingang Trattnerhof). — Für die Redaktion eich verantwortlich: MARIANNE RAFAEL, Wien XIX, Hochschulstraße 25. — Alle Rechte vorbehalten. — Nachdruck strengstens verboten. — Copyright by G. HIRTH AG., München. — Druck: G. HIRTH VERLAG AG., Buch- und Kunst-Druckerei, München, Herrnstraße 10. — D.-A. 9000. — Entered as second class matter, Postoffice New York, N. Y. — Manuskripte sind nur an die Redaktion der „Jugend", München, Herrnstraße 10, zu senden: Rücksendung kann nur erfolgen, wenn Rückporto beiliegt.

Der gequälte Atlas

Erich Wilke

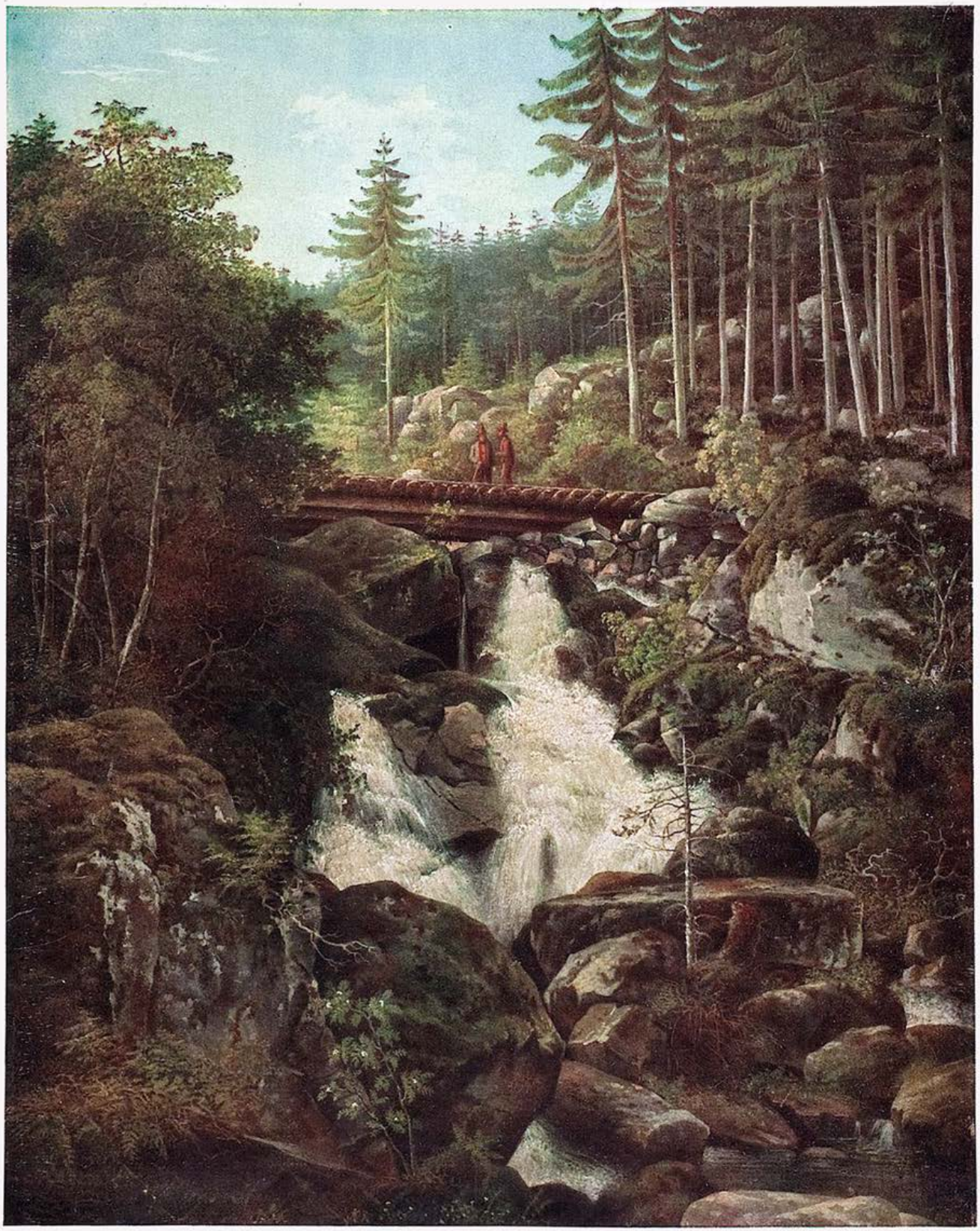


„Herrschaftseiten! Wann jetzt net bald a Ruah werd da oben, nacha könnts euern Globus selber tragen!

JUGEND

PREIS 60 PFENNIG

MÜNCHEN 1934 / NR. 12



Wasserfall im Hochlande

Johann Jakob Dorner d. J. †

J U G E N D
39. JAHRGANG 1934 / NR. 12

Begegnung im Nebel

Von Georg Schwarz

Wolkenhaft beginnt die Luft zu wogen,
Nebel rauscht und überschwemmt das Land,
Schatten kommen übers Feld gezogen,
Scheinen von der Finsternis gesandt.

Haupt und Schultern, die sich erdwärts neigen,
Suchen Wege, die jetzt nicht mehr sind,
Abgeschiednen gleich, die sich uns zeigen,
Gehn sie lautlos durch den Nebelwind.

Schatten bleibend werden sie nur blässer,
Scheinen in der Ferne fast — zu stehn,
Tiefer in das neblige Gewässer
Steigen sie, zerrinnen und vergehn.

DER SCHATTEN

Von Arnold Weiß-Rüthel

Während der Zeit seines Aufenthalts in Florenz hatte Raffael von Urbino einen Freund, der gleichzeitig sein erbittertster Gegner war. Benvolio Dandolo hieß er, ein Nobili aus Venedig. Er hatte Raffael bereits in Perugia kennengelernt und seine Begeisterung für den Künstler soll so groß gewesen sein, daß er nicht nur wie dieser sich kleidete, wie dieser sich gab, ... sondern eines Tages sogar anfing, selber zu malen. Sein Talent, das sich durch eine vollkommene Unoriginalität auszeichnete, befähigte ihn zu einer oft täuschenden Nachahmung der raffaelitischen Malweise; da es ihm jedoch an einem eigenen Gestaltungsvermögen völlig gebrach, beschränkte er sich auch bezüglich der Komposition auf die Einfälle seines Meisters, so daß er Zeit seines Lebens nichts anderes zustande brachte als geschickte Kopien.

Raffael liebte Benvolio seiner Heiterkeit und possierlichen Treue wegen; er duldete ihn mit jener vornehmen Freundlichkeit, von der Vasari berichtet, sie sei eine unwiderstehliche und bestrickende gewesen ...; wohingegen der junge Aristokrat seine Abhängigkeit von dem Künstler — seiner Neigung zum Trotz — als eine oft unerträgliche und würdelose empfand.

Intelligent von Natur, wohlgebildet und durchaus geeignet, ein vergnügliches Dasein auf eigene Rechnung zu führen, beleidigte es seinen Stolz, sich selbst auf Schritt und Tritt dabei ertappen zu müssen, wie er durch irgendeine Gebärde oder Redewendung, die nicht seine eigene war, die Erinnerung an sein stadtbekanntes Vorbild fortgesetzt wachrief und dadurch seinen Ruf als „der Schatten des Raffael" bis zu einer etwas skurrilen Berühmtheit erhöhte. Da eine jede Manier — oder Unmanier, wie man will — in dem Augenblick, da sie erst einmal zu einem Bestandteil der eigenen Natur und Überzeugung geworden ist, sich in dem Maße verstärkt, als man bemüht ist, sie zu unterdrücken, war es weiter kein Wunder, daß der junge Mensch auf den mysteriösen Gedanken kam, das andere, zwecklose Ich jenes Künstlers zu sein; ein sinnloses Duplikat, das aus irgendeinem unerfindlichen Grund von der boshaften Dame Natur geschaffen worden war und offenbar keine andere Bedeutung hatte, als die Interessen der Öffentlichkeit auf eine geniale Persönlichkeit zu lenken, auch wenn diese Persönlichkeit gerade nicht anwesend war. Öfter als einmal hatte deshalb Benvolio den Entschluß gefaßt, Florenz zu verlassen, da er sich einbildete, daß nur eine räumliche Entfernung von dem Freund ihn von der leidigen Marotte, denselben in jeder Beziehung nachzuahmen, befreien könnte. Da jedoch seine Abhängigkeit und das Bedürfnis, den Künstler in seiner Nähe zu wissen, bereits mächtiger waren, als seine persönlichen Absichten, und da er obendrein sich erhoffte, eines Tages gleichfalls als Künstler gewürdigt und anerkannt zu werden, verschob er diese dringende Abreise beharrlich und blieb auf diese Weise nahezu vier Jahre lang das, was zu sein ihn ein böswilliges Schicksal zwang: der Schatten des Raffael.

Einmal jedoch geschah es, daß ein Ereignis von geradezu ergreifender Tücke Benvolios Absicht bis zur Tat reifen ließ und er sich grimmigen Herzens auf ein Landgut außerhalb Firenzes zurückzog.

Der äußere Anlaß zu diesem Entschluß wurde gebildet durch eine Kritik des Kardinallegaten Zsygmondi an Benvolios Bildern! Der hohe Herr hatte Raffael Santi darum ersucht, ihm eine größere Kollektion von Gemälden zu schicken, da er gesonnen sei, mehrere davon zu erwerben.

Raffael, der ein Spaßvogel war, lud Benvolio ein, sich an der Erledigung dieses Auftrags zu beteiligen; und zwar in der Weise, daß nur ein Teil der Sendung aus Bildern von Raffael bestehen sollte, der andere, größere Teil hingegen aus solchen, die Benvolio gemalt hatte.

Der junge Mann erklärte sich einverstanden!

Da seine Art zu malen nichts anderes war, als eine sklavische Nachahmung des begnadeten Meisters, verpfändete er seinen Kopf dafür, daß der Kardinal keinen Unterschied wahrnehmen würde.

Um so größer war indes seine Verwunderung, als der Legat wenige Tage später einen Teil der Gemälde zurücksandte und dem Empfänger in einem Begleitschreiben zu verstehen gab, daß er an diesen Bildern den „heiligen Geist des Genies" sehr vermisse ...!

Benvolio geriet in Wut!

Da es ausnahmslos seine Tafeln waren, die das kunstgeübte Auge des Kardinals als Plagiate entlarvt hatte, schwur er heilige Eide, nie mehr in seinem ganzen Leben einen Pinsel zu berühren ... und verließ wütend Florenz.

Das Landgut, auf das er sich begab, um hier völlig unbeeinflußt von der Persönlichkeit Raffaels ein neues und womöglich eigenes Leben zu beginnen, lag am Gehänge eines Weinbergs, dessen Besitzer Umberto Kanale hieß und ein kleines, idyllisch gelegenes Häuschen besaß — gegenüber der Villa, die Benvolio Dandolo bewohnte.

Bereits in den ersten Tagen seines Aufenthalts in dem schönen Exil bemerkte der seltsame Flüchtling, daß in jenem Haus gegenüber nicht nur der alte Kanale logierte, sondern auch ein entzückendes Wesen ... ein Mädchen von so vollendeter Anmut und Schönheit, daß Benvolio keine Gelegenheit, es zu sehen, versäumte und oft stundenlang auf der Lauer lag nach dem lieblichen Wildpret. Jeden Morgen, wenn die



Mädchenbildnis — Christian Schad

ersten Strahlen der Sonne durch das Staket der Terrasse brachen, sah der einsame Lauscher die niedliche Kleine in den Hof treten, wo sie mit bezaubernder Naivität ihren reizenden Kopf unter das Strahlrohr des Brunnens hielt und sich das quellklare Wasser über das Gesicht rieseln ließ. Dabei trieb sie ein fröhliches Spiel mit den flimmernden Tropfen, trällerte ein Liedchen und tauchte ihre braunen, kernigen Arme in den Steintrog des Brunnens ...

Benvolio Dandolo, beglückt und entzückt von diesem alltäglichen Anblick der Kleinen, spürte, wie der Zauber der Liebe seine Seele ergriff. Noch wagte er es nicht, sich dem Mädchen zu zeigen —, doch war er ernsthaft entschlossen, dies eines Tages zu tun.

Da ein Rest jener idealen Neigung zu dem begnadeten Mann in Firenze ihn auch jetzt noch in seinen Entschlüssen behinderte, begnügte er sich für einige Wochen mit der Rolle des genießenden Zuschauers, der — hinter den Gardinen seines Schlafraums versteckt — das Bild jener Kleinen sich einprägte, daß er es hätte malen können; wie er sich selber gestand.

Beinahe wäre er in diesem absonderlichen Fall seinem Schwure untreu geworden. Jedoch beherrschte er sich mannhaft und schrieb dafür ein Sonett an seine unbekannte Geliebte, von der er inzwischen erfahren hatte, daß sie die Nichte des alten Kanale sei.

Das Sonett gelang ihm vortrefflich.

Als er es fertig hatte, übergab er es seinem Diener Benito mit dem Auftrag, es der Nichte des Weinhändlers auf irgendeine geschickte Manier zu überbringen.

Benito gehorchte — und teilte seinem Gebieter schon am Tag darauf mit, daß es ihm gelungen sei, das Schreiben dem Fräulein persönlich auszuhändigen. Benvolio war selig.

Er wartete einige Tage — einerseits, in der Hoffnung, eine Antwort zu erhalten; anderseits — auf die Gelegenheit, sich der Hübschen zu zeigen.



Venus Urania **Benjamin Godron-München**

STILLES TAL

Grüner Tannenwiesengrund
grüne fort, so still, gesund.
Tal, zu dir und deinem Glück
sehnt mein Herz sich stets zurück.
Wenns ein Waldesvogel wär
schwebt es hier nur hin und her.

Karl Mayer 1853

Vorbild

Nicht tote Geister wollen wir beschwören,
Doch, was unsterblich, soll auch uns gehören.
Wir wollen zu der Vorzeit Brücken spannen,
Auf daß Geschlecht hinfort Geschlecht errege,
Zu edlem Wettstreit Kraft die Kraft bewege,
Wir wollen das der Dauer Werte bannen.

So sprießt Gewinn uns aus ehrfürcht'ger Pflege,
Und wir versammeln uns mit hohen Meistern
Einträchtig voll zu abgestuften Chören.

Das Werk, das wir mit Zuversicht begannen,
Es wird die Kommenden zur Tat begeistern: —
Nur wer ein Vorbild schätzt, kann selbst sich meistern.

Martin Greif

Indes — die Antwort blieb aus und betrüblicherweise auch das Mädchen. Von dem Tage an, da Benvolio sein Sonett hatte abliefern lassen, lauschte er umsonst auf das lustige Trällern der Kleinen. Sie kam nicht mehr an den Brunnen — und Benvolio war ratlos.

Zu derselben Zeit, da er sich heftig bemühte, einen Grund für das Fernbleiben des reizenden Wesens zu erfinden — traf ein Brief aus Florenz ein.

Raffael schrieb — er habe Lust, einen vergnügten Abend zu begehen, da er vom Papste Julius nach Rom berufen worden sei und jedenfalls schon in den allernächsten Tagen abreisen müsse. Er bat seinen Freund herzlich darum, ihn noch einmal zu besuchen!

Benvolio begab sich nach der Stadt.

Frei von allen fremden Allüren, ganz er selbst und deshalb stolz auf seinen Sieg über die geheimnisvollen Mächte der Beeinflussung, — das Bild der Geliebten im Herzen und von den schönsten Hoffnungen erfüllt — trat er vor Raffael hin, der ihn herzlich begrüßte.

Im Werkraum des Künstlers war eine kleine Tafel gedeckt und beladen mit Weinen und Speisen aller Art; Blumen schmückten die Wände und durch das hohe Gartentor leuchtete das Blau eines Himmels von jungfräulicher Reinheit ...

Raffael war sehr aufgeräumt. Er hatte ein großes Werk glücklich beendet und einen neuen ehrenden Auftrag vom Papste erhalten.

Benvolio beglückwünschte ihn — und bald saßen die beiden Freunde trinkend und tafelnd beisammen. Es war ein köstlicher Abend.

Erhitzt von den Geistern des Weines schwelgte Benvolio bald in einer phantastischen Lobrede auf die Freuden und Vorzüge des Landlebens. Als Raffael ihm zutrank und ein begeistertes „Evoe!" ausbrachte auf die Kunst und das Leben ..., leerte Benvolio seinen Becher auf einen Zug und rief lachend: die Liebe ...!

Raffael lächelte.

Leise, den Blick in das glühende Nachtblau des Himmels gerichtet, wiederholte er singend: „amore ..." Dann deutete er mit beiden Händen auf die Blumen ringsum und sagte lächelnd: „Von ihr ...!"

Benvolio trällerte eine heitere Weise.

„Erzähle doch", rief er stürmisch, „dann will auch ich dir erzählen!"

Und Raffael erzählte; ... von einem Mädchen, das lieblicher sei, als der Tag und glühender als die Sonne; ... von einem Wesen, das schöner sei als die Blumen und anmutiger als die Rehe im Wald ...

Da die Worte zum Lob der Geliebten ihm zu schwach erschienen für das Gemälde ihrer Schönheit und Reize, stand er auf, nahm einen Karton, eine Kohle ... und zeichnete mit königlich sicheren Zügen das Profil eines Gesichtes von ergreifender Anmut ...

Benvolio schrie auf!

Noch glitt die Kohle über den Karton und legte einen samtweichen Schatten in den Winkel eines schelmischen Mundes, als Benvolios klagender Schrei den Maler erschreckte ...

Karton und Kohle fielen zu Boden; Raffael stürzte sich auf den Freund, der in die Knie gebrochen war und sich mit zuckenden Händen festhielt an der Platte des Tisches.

Blut färbte Raffaels Hand, als er das dünne Stilett aus der Brust des Verzweifelten zog.

— — — —

Benvolio Dandolo blieb am Leben.

Er verließ Florenz nach seiner Genesung und ging in ein Kloster. Hier starb er im fünfzigsten Jahr und hinterließ nichts als das meisterhafte Gemälde einer Madonna von erhabener Schönheit und das Sonett an eine unbekannte Geliebte.



Dorf im Süden — Paul Brachetti-München



Karl Rössing — Das alte Schloß

Das Perlenhalsband

VON FLORIAN SEIDL

Madame und Monsieur gehen über den Boulevard. Madame ist zierlich und trippelt mit kleinen Schritten, Monsieur neigt zur Behäbigkeit. Madame bleibt vor dem Schaufenster eines Juwelenhändlers stehen, sieht ein Perlenhalsband, ein Perlenhalsband! Wunderbar. Sie stößt entzückte, kurze Ausrufe aus und hat nur einen Wunsch: das Halsband. Monsieur will nicht verstehen. Madame wird deutlicher. „Unmöglich!" beteuert Monsieur, muß aber doch in das Geschäft treten und nach dem Preis fragen. „100 000 Franken", sagt der Geschäftsführer. Erleichtert wendet sich Monsieur dem Ausgange zu. 100 000 Franken, dafür sind die Zeiten zu schlecht, das muß selbst Madame einsehen. Sie ist tief enttäuscht, kann sich von dem Anblick nicht losreißen und muß endlich doch traurig gehen, einen brennenden Wunsch im Herzen.

Zum Glück besitzt Madame einen Freund. Auch ihm erzählt sie von dem Perlenhalsband und beklagt sich über die Ungefälligkeit ihres Mannes. Der Freund ist entgegenkommender. Madame soll das Perlenhalsband erhalten. Aber wenn sie es trägt, dann . . .? Nein, sie kann es nie tragen, ihr Wunsch wird nie in Erfüllung gehen. Nun entwickelt der Freund seinen Plan und daraufhin klatscht Madame jubelnd in die Hände und überschüttet ihn dankbar mit kurzen, ungestümen Küssen. Der Freund geht zum Juwelier und hat mit dem Geschäftsführer eine streng vertrauliche Unterredung, nach deren Schluß er 80 000 Franken auf den Tisch zählt. Er ist Kavalier. Darauf erhält Monsieur einen Brief, darin steht: Es sei ein Irrtum unterlaufen, das Perlenhalsband, nach dem Monsieur sich zu erkundigen die Güte hatte, koste nur — 20 000 Franken! Monsieur kann rechnen, Monsieur glaubt einiges von Perlen zu verstehen, Monsieur ist tief befriedigt, denn das Schmuckstück sieht gut aus wie 100 000 Franken, deshalb eilt Monsieur sogleich nach Empfang des Briefes in das Geschäft und kauft das Halsband. Madame ist voll gespannter Erwartung, sie kann sich nicht bezwingen, sie muß den Freund anrufen und sagen: „Nun ist er dort! O, du Lieber!"

Monsieur kommt zurück, Madame fiebert. Monsieur schweigt, Madame muß sich mit aller Gewalt zurückhalten, um sich nicht zu verraten, denn sie darf ja nichts wissen, darf nicht ahnen, welche große, freudige Überraschung ihrer harrt. Man geht zum Abendbrot, Madame zittert. Jetzt, jetzt wird Monsieur das Schächtelchen aus der Tasche ziehen und ihr das Geschmeide um den Hals legen. Aber nichts dergleichen geschieht. Madame ist dem Weinen nahe und muß sich beherrschen, Madame kann es sich nicht erklären und denkt: Er wartet auf eine besondere Gelegenheit um ihr das Geschenk zu geben. Madame bebt, von einem Tag auf den andern verzweifelt. Nichts geschieht.

Madame sitzt mit ihrem Freund im Teeraum eines Hotels. Man ist zärtlich und blickt sich verliebt in die Augen. Da treten ein Herr und eine Dame ein und nehmen im unverdeckten Teil des Saales Platz. Es ist Monsieur und — eine Freundin. Madame sieht die beiden, sie lächelt, sie ist nicht so, sie nimmt die Hand ihres Freundes und drückt sie gegen ihre Brust. „Ah", flüstert sie, „du Lieber". Dann aber betrachtet sie sich die „andere" und dann wird ihr Blick starr, sie umkrampft mit der Hand den Arm des Freundes, die Augen werden groß wie Scheibenräder, sie beugt sich vor, als wolle sie sich auf die Nebenbuhlerin stürzen und hält sich doch zurück. „Der Elende!" zischt sie.

Der Freund folgt dem Blick der Frau und sieht . . .

„Mein Perlenhalsband!" stöhnt Madame und sinkt zusammen, „für die . . . andere . . ."

Und der Freund, vernichtet: „Meine 80 000 Franken. Ich Esel."

GERHART AHAMMER:

DER NEBENTISCH

Konrad führt ein zurückgezogenes Leben und seit er verheiratet ist, geht er überhaupt nicht mehr in Gesellschaft.

Also hat er für die Aufforderung, doch ausnahmsweise einmal mit alten Kameraden in das Lokal zu den drei Schwalben zu kommen, nur ein Kopfschütteln.

„Die Inderin O'Harty mit ihren drei bezaubernden Schwestern, es sind liebenswürdige Mädchen. Eine von ihnen wird sich schon an unseren Tisch setzen."

Konrad sagt traurig: „Sie wird nicht, sie wird sich an den Nebentisch setzen."

„Warum glaubst du das?"

„Weil es das Gesetz meines Lebens ist, daß immer das Gute am Nebentisch sitzt. Jawohl! Die guten Posten, die ersprießlichen Ideen, das Geld, die freundlichen Zufälle, das Glück überhaupt — es setzt sich immer an den Nebentisch, nie zu mir. In allen Dingen greife ich immer um das entscheidende Etwas fehl, komme um eine Minute zu spät oder zu früh, bin immer ein Stückchen zu weit rechts oder zu weit links. Meine Entschlüsse treffen nie das Richtige; das Richtige wäre immer einen Schritt daneben gelegen."

„Aber in der Liebe, in der Liebe trifft das bei dir doch nicht zu? Jedermann beneidet dich um deine Frau."

„Ach ja! Amalie!"

„Die ist wohl eine Ausnahme von der Regel?"

Konrad schüttelt den Kopf. „Komisch, wie ich sie kennengelernt habe."

„Ein Roman?"

„Nein. Eine schrecklich simple Geschichte. Ich lernte Amalie während meines letzten Urlaubs kennen, das heißt, erst verliebte ich mich in sie aus der Ferne, fand keine Möglichkeit, mich ihr zu nähern. Viel später dann lernte ich sie kennen. Im Strandcafé. Ich war einen Augenblick von meinem Tisch aufgestanden, um mir eine Zeitung zu kaufen, hatte noch nichts bestellt, der Tisch schien unbesetzt; kurz, als ich mit der Zeitung zurückkam, wer saß an ihm?"

„Amalie."

„Jawohl. Sie sagte: ‚Verzeihung' und stand auf. Ich: ‚Ach, bitte, bleiben Sie doch, wenn der Zufall es schon so gefügt hat.' Sie blieb. Basta. Aufregende Geschichte, was?"

„Das kann man nicht sagen. Aber keinesfalls bekräftigt sie deine Theorie vom Nebentisch. Du siehst eine Frau, sie gefällt dir, du verliebst dich in sie, du findest keine Gelegenheit, sie kennenzulernen ... da setzt sie sich an deinen Tisch."

„Ja."

„Du bekamst, was du wolltest."

„Ja."

„Also hatte sich doch einmal das Glück an deinen Tisch gesetzt."

„Nein, das saß am Nebentisch."

„Am Nebentisch? Wer saß denn dort?"

„Niemand."

Das Feuer im Kamin war während dieses Gesprächs erloschen. Nur mehr ein graues Häufchen lag jetzt dort, wo es vor ganz kurzem warm und rot geflammt hatte ...



Die Brücke — Otto Baumann-Regensburg

DER MÜNCHNER REITENDE POSTILLON

Wochenschrift für Alt und Jung. Verlegt bey G. Hirth.

1834

1. Jahrgang Nr. 16

Zwiegespräch um Starkbier

„Prosit, Herr Nachbar, warum trinka S' denn nöt? A Starkbier vor sich steh'n hab'n und net trinka, Sö, dös is fei ung'sund, dös geht auf d' Nerven! Nix für unguat, aber so, wia Sö ausschaug'n, kunnten Ehana a paar Maß Starkbier net schaden. In Fleisch g'hörn s' ei'g'wickelt dö sellen Nerven, und jede Maß Starkbier is so guat wia zwoa Pfund Muskelfleisch! So vui sag' i Ehana! Prosit!"

„Danke, ich nehme grundsätzlich keine alkoholhaltigen Getränke zu mir, weder Starkbier noch andere."



„Warum sitzen S' denn nacha da, vor Ehanana Maß, wia a ang'malter Türk und lassen Ehanern Bart in'n Keferloher einiwachsen? A frische Maß Starkbier net o'ztrinka, dös is fei a Sünd', i sag', wia's is. Da werdn S' Ehana amoi net 'rausreden könna im Himmi drob'n. Dös verzeiht Ehana inser Herrgott gar nia net, wia Sö mit Ehanare Nerven hausen. Z'wegen so an' windigen Temperamenzler hätt' er koa Gerschten net z'wachsen lassen braucha, da hätt's a Schnittlauch aa 'tan. Schama S' Ehana, mehra sag' i net. Prosit!"

„Danke! Im übrigen befinde ich mich hier lediglich zum Zwecke wissenschaftlicher Studien. Die Wirkung des Starkbieres auf die menschliche Psyche zu erforschen, ist einziger Sinn meines Aufenthaltes in diesem Bräu. Eine Monographie über das Starkbier soll den literarischen Niederschlag meiner Forschungen bilden."

„So, nacha san ja Sö a Spion! Und z'wegen so an' Schlawiner hat ma sich d' Arbet g'macht, und 's Bier doppelt ei'g'sotten! An an' Bam g'hörn S' hi'bunden und mit Himbeerwasser klystiert, Sö Verräter, Sö ganz windiger! An Ehanerm Bart g'hörn S' solang' in an' Banzen einig'hängt, bis'n ausg'suffa hab'n. Und dös wär' no a z' milde Straf' für so oan, wia Sö oaner san! Prosit!"

„Danke! Ihre fast aggressiv zu nennenden Äußerungen können mich trotzdem nicht davon überzeugen, daß diesem Bier gesundheitsförderlichere Eigenschaften wie etwa einem Blumenkohl eignen. Ich glaube vielmehr vermuten zu dürfen, daß ein Blumenkohl vitaminreicher ist als ein Liter Starkbier."

„Jawoi, aber net wia zwoa Liter, und damit geht's Trinka erscht an. Da is nacha bald a Pfund Vitamin beiananda, wann's a warmer Tag' is. — Aber jetz' trinka S' amoi, braucha ja net glei dö ganz' Maß auf oamoi ausz'sauffa, bal S' net trainiert san. Prosit, Herr Nachbar! Auf Ihr Spezielles!"

„Na, gut, ich werde mal probieren. —



„wenn in München, - dann Deutsches Theater.



In der Tat nicht ganz übel, dieses Getränke, man könnte fast sagen ‚delikat'!"

„Ah was, ‚delikat' — guat is und g'sund is, und die trübselaten Gedanken treibt's Ehana 'naus aus'm Hirn. Trinka S' amoi drei Liter Limonadi, nacha müassen S' nur alle zwoa Minuten außi laffa, dös is der oanzige G'winn vo dem G'schlamp. Warum? Wei's Wasser treibt und koane Vitaminer im Mag'n z'rucklaßt. Schließli is halt der Mensch a Mensch und koa Wasserleitung. Prosit!"

„Prosit! Ihre empfehlenden Äußerungen hinsichtlich der Wirkung des Starkbieres scheinen sich in der Tat zu bestätigen. Bei aller gebotenen Reserve fühle ich doch ein gewisses Kraftgefühl mich durchströmen. Auch Einflüsse auf meinen psychischen Zustand dünken mir unleugbar. Meine vordem pessimistische Einstellung den Problemen des Lebens gegenüber beginnt mählich einer mehr optimistischen zu weichen. Ja, ich darf kühnlich behaupten, daß mich so etwas wie Freude überkommt. Prosit!"

„Prosit! Und dös is erscht die erste Maß! Bei der zwoat'n gibt's scho überhaupts gar koan Pessimismus mehr, und bei der dritten san S' im Himmi drob'n und hör'n die Engerln singa.

„Prosit! Prosit! Es lebe das Leben!"

— — — — — — — —

„Prosit, Herr Nachbar, wia hoaßen S' denn mit Ehanerm Vornamen?"

„Ich heiße Georg."

„Also, Schorschel, sag' ‚du' zu mir, i hoaß' ‚Alisi'. Dein Alisi prostet dich an, er mag dich gern, er läßt dir auf seine eigene Kosten dei' schiache Roßhaarmatratzen vom G'sicht abi rasier'n und stiftet a no zwoa Laug'nbrezen dazua. Warum? Wei's eham g'freut, so an' schlampaten Temperamenzler bekehrt zu haben. Prosit!"

„Jawohl, Alisi, du hattest recht, ich fühle mich schon wie im Himmel. Ich sitze in weichen Wolken, und Engelein umspielen mich. Nur manchmal habe ich das Gefühl, als zöge man die Wolke unter mir weg, und ich fiele auf die Erde zurück."

„Dös G'sui werst am Hoamweg no mehra hab'n. Macht nix, ma lebt nur oamoi auf der Welt, und d' Starkbiersaison is kurz. Prosit Schorschel!"

„Prosit Alisi!"



Das weltberühmte Frühjahrsstarkbier aus Bayerns größter Brauerei

wieder kurze Zeit erhältlich

LIEBE JUGEND!

Toni bekommt einen immer stärker werdenden Nachahmungstrieb, oft nur in allerhand Vorsätzen. Sieht er jemanden Rad fahren, so sagt er „ich werde später auch Rad fahren", redet man vom Schwimmen, so nimmt er sich auch dieses vor usf. Dieser Tage erzählten wir ihm vom Osterhasen und berichteten ihm von dessen Künsten im Eierlegen. Prompt sagte Toni: „Ich werde auch bald Eier legen".

*

Meine 11jährige Tochter macht Schularbeiten. „Wie bewegen sich große Tiere fort?" „Der Tiger schleicht!" „Die Schlange schlängelt sich" usw. Ich werfe dazwischen „nun ein ganz großes Tier!" Da grinst sie und sagt: „Der Geheimrat kriecht!"

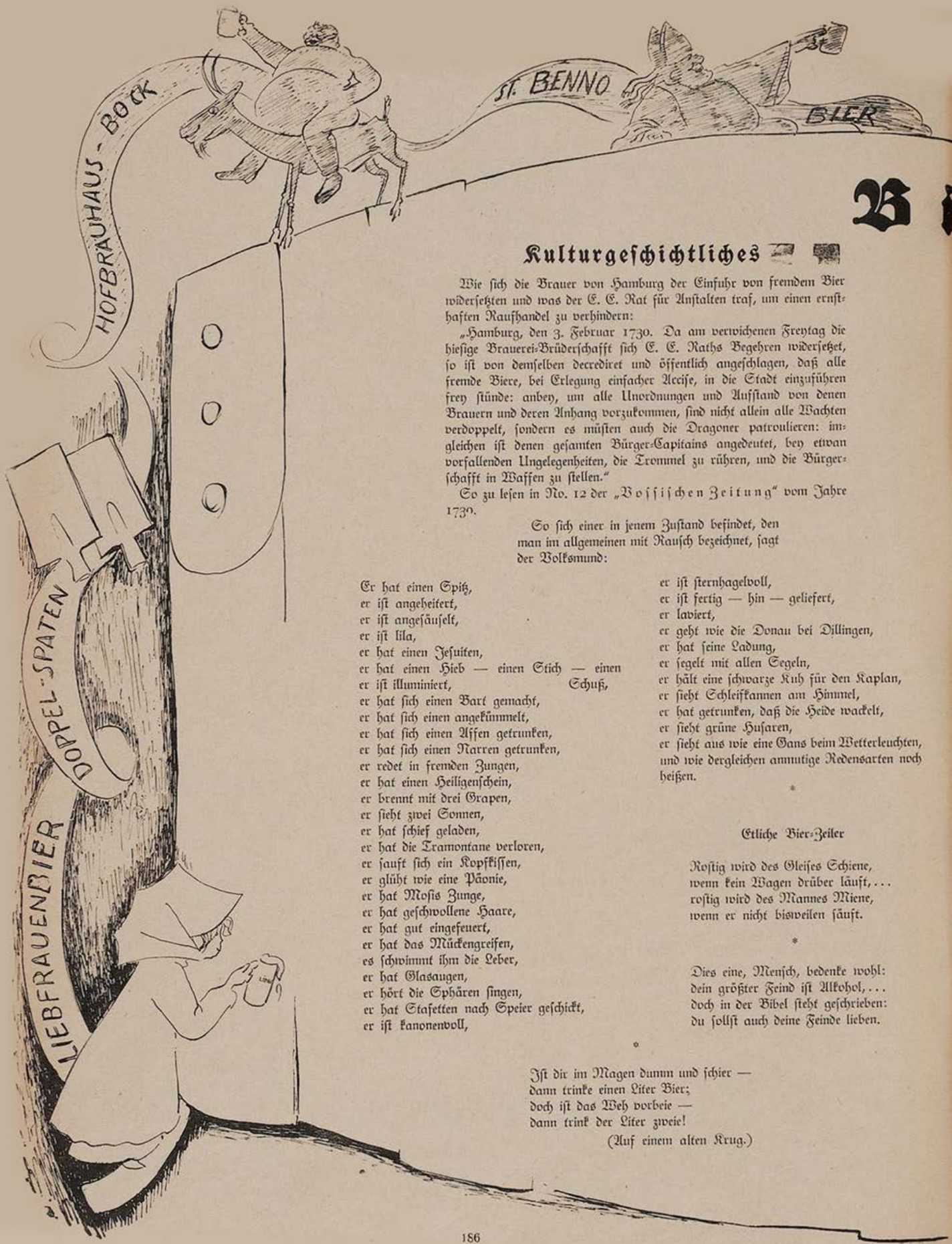
*

Als Fachlehrer für Naturwissenschaften hatte ich meinen Sextanern auseinandergesetzt, wie wichtig es sei, die selteneren Pflanzen zu schützen und wie streng die behördlichen Vorschriften hierüber seien. In der nächsten Stunde, als ich mich vergewissern wollte, was davon hängen geblieben sei, fragte ich, von welchen Pflanzen wir in der letzten Stunde gesprochen hätten. Prompt kam die Antwort: „Von den Pflanzen in Schutzhaft".

Der Bierbreuwer.



Auß Gersten sied ich gutes Bier/
Feißt vnd Süß/ auch bitter monier/
In ein Breuwkessel weit vnd groß/
Darein ich denn den Hopffen stoß/



Kulturgeschichtliches

Wie sich die Brauer von Hamburg der Einfuhr von fremdem Bier widersetzten und was der E. E. Rat für Anstalten traf, um einen ernsthaften Raufhandel zu verhindern:

„Hamburg, den 3. Februar 1730. Da am verwichenen Freytag die hiesige Brauerei-Brüderschafft sich E. E. Raths Begehren widersetzet, so ist von demselben decrediret und öffentlich angeschlagen, daß alle fremde Biere, bei Erlegung einfacher Accise, in die Stadt einzuführen frey stünde: anbey, um alle Unordnungen und Aufstand von denen Brauern und deren Anhang vorzukommen, sind nicht allein alle Wachten verdoppelt, sondern es müsten auch die Dragoner patroulieren: imgleichen ist denen gesamten Bürger-Capitains angedeutet, bey etwan vorfallenden Ungelegenheiten, die Trommel zu rühren, und die Bürgerschafft in Waffen zu stellen."

So zu lesen in No. 12 der „Vossischen Zeitung" vom Jahre 1730.

So sich einer in jenem Zustand befindet, den man im allgemeinen mit Rausch bezeichnet, sagt der Volksmund:

Er hat einen Spitz,
er ist angeheitert,
er ist angesäuselt,
er ist lila,
er hat einen Jesuiten,
er hat einen Hieb — einen Stich — einen Schuß,
er ist illuminiert,
er hat sich einen Bart gemacht,
er hat sich einen angekümmelt,
er hat sich einen Affen getrunken,
er hat sich einen Narren getrunken,
er redet in fremden Zungen,
er hat einen Heiligenschein,
er brennt mit drei Grapen,
er sieht zwei Sonnen,
er hat schief geladen,
er hat die Tramontane verloren,
er saust sich ein Kopfkissen,
er glüht wie eine Päonie,
er hat Mosis Zunge,
er hat geschwollene Haare,
er hat gut eingefeuert,
er hat das Mückengreifen,
es schwimmt ihm die Leber,
er hat Glasaugen,
er hört die Sphären singen,
er hat Stafetten nach Speier geschickt,
er ist kanonenvoll,
er ist sternhagelvoll,
er ist fertig — hin — geliefert,
er laviert,
er geht wie die Donau bei Dillingen,
er hat seine Ladung,
er segelt mit allen Segeln,
er hält eine schwarze Kuh für den Kaplan,
er sieht Schleifkannen am Himmel,
er hat getrunken, daß die Heide wackelt,
er sieht grüne Husaren,
er sieht aus wie eine Gans beim Wetterleuchten,
und wie dergleichen anmutige Redensarten noch heißen.

*

Etliche Bier-Zeiler

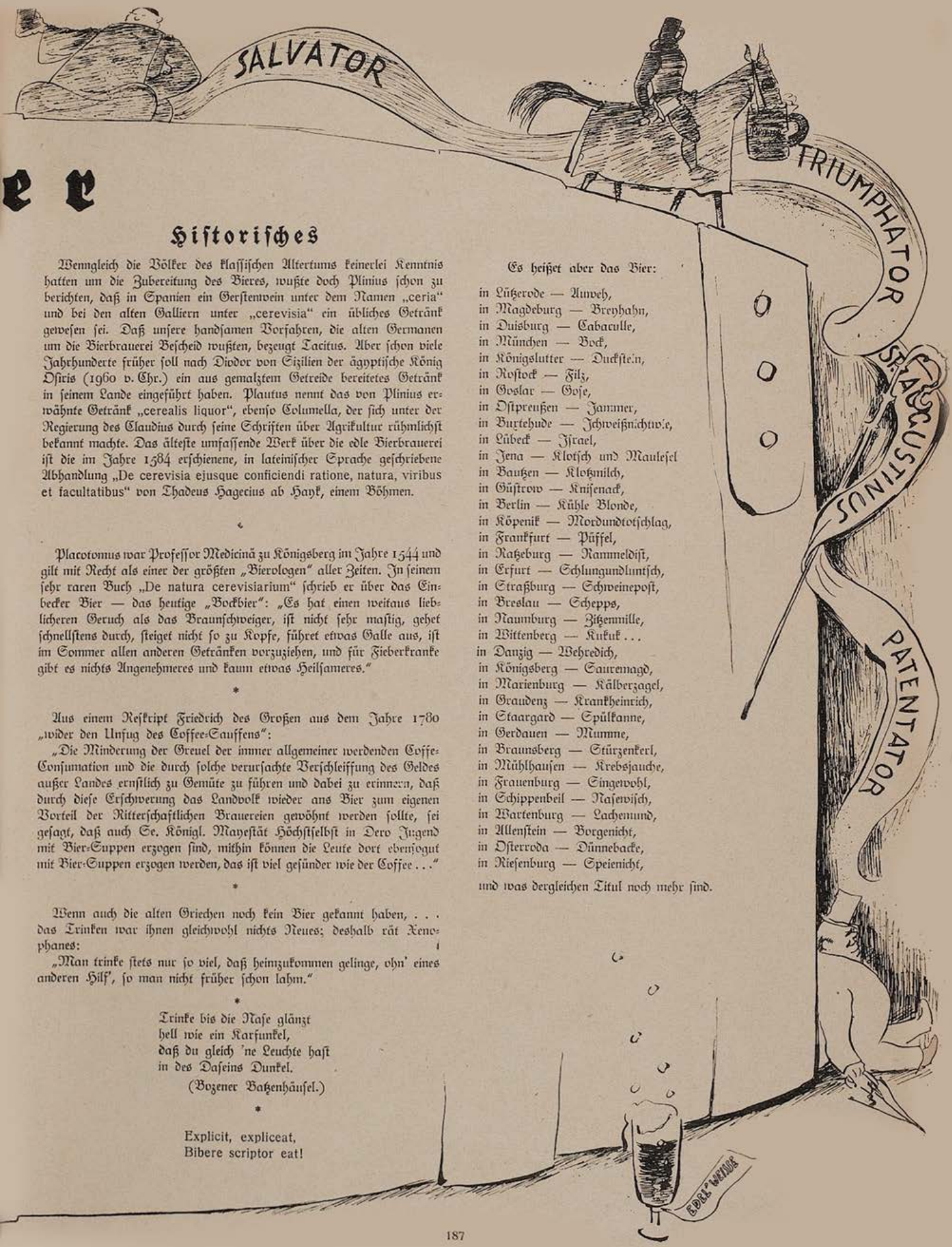
Rostig wird des Gleises Schiene,
wenn kein Wagen drüber läuft, ...
rostig wird des Mannes Miene,
wenn er nicht bisweilen säuft.

*

Dies eine, Mensch, bedenke wohl:
dein größter Feind ist Alkohol, ...
doch in der Bibel steht geschrieben:
du sollst auch deine Feinde lieben.

*

Ist dir im Magen dumm und schier —
dann trinke einen Liter Bier;
doch ist das Weh vorbei —
dann trink der Liter zweie!
(Auf einem alten Krug.)



e r

Historisches

Wenngleich die Völker des klassischen Altertums keinerlei Kenntnis hatten um die Zubereitung des Bieres, wußte doch Plinius schon zu berichten, daß in Spanien ein Gerstenwein unter dem Namen „ceria“ und bei den alten Galliern unter „cerevisia“ ein übliches Getränk gewesen sei. Daß unsere handsamen Vorfahren, die alten Germanen um die Bierbrauerei Bescheid wußten, bezeugt Tacitus. Aber schon viele Jahrhunderte früher soll nach Diodor von Sizilien der ägyptische König Osiris (1960 v. Chr.) ein aus gemalztem Getreide bereitetes Getränk in seinem Lande eingeführt haben. Plautus nennt das von Plinius erwähnte Getränk „cerealis liquor“, ebenso Columella, der sich unter der Regierung des Claudius durch seine Schriften über Agrikultur rühmlichst bekannt machte. Das älteste umfassende Werk über die edle Bierbrauerei ist die im Jahre 1584 erschienene, in lateinischer Sprache geschriebene Abhandlung „De cerevisia ejusque conficiendi ratione, natura, viribus et facultatibus“ von Thadeus Hagecius ab Hayk, einem Böhmen.

*

Placotomus war Professor Medicinä zu Königsberg im Jahre 1544 und gilt mit Recht als einer der größten „Bierologen“ aller Zeiten. In seinem sehr raren Buch „De natura cerevisiarium“ schrieb er über das Einbecker Bier — das heutige „Bockbier“: „Es hat einen weitaus lieblicheren Geruch als das Braunschweiger, ist nicht sehr mastig, gehet schnellstens durch, steiget nicht so zu Kopfe, führet etwas Galle aus, ist im Sommer allen anderen Getränken vorzuziehen, und für Fieberkranke gibt es nichts Angenehmeres und kaum etwas Heilsameres.“

*

Aus einem Reskript Friedrich des Großen aus dem Jahre 1780 „wider den Unfug des Coffee-Sauffens“:

„Die Minderung der Greuel der immer allgemeiner werdenden Coffe-Consumation und die durch solche verursachte Verschleiffung des Geldes außer Landes ernstlich zu Gemüte zu führen und dabei zu erinnern, daß durch diese Erschwerung das Landvolk wieder ans Bier zum eigenen Vorteil der Ritterschaftlichen Brauereien gewöhnt werden sollte, sei gesagt, daß auch Se. Königl. Mayestät Höchstselbst in Dero Jugend mit Bier-Suppen erzogen sind, mithin können die Leute dort ebensogut mit Bier-Suppen erzogen werden, das ist viel gesünder wie der Coffee ...“

*

Wenn auch die alten Griechen noch kein Bier gekannt haben, ... das Trinken war ihnen gleichwohl nichts Neues; deshalb rät Xenophanes:

„Man trinke stets nur so viel, daß heimzukommen gelinge, ohn' eines anderen Hilf', so man nicht früher schon lahm.“

*

Trinke bis die Nase glänzt
hell wie ein Karfunkel,
daß du gleich 'ne Leuchte hast
in des Daseins Dunkel.
(Bozener Batzenhäusel.)

*

Explicit, expliceat,
Bibere scriptor eat!

Es heißet aber das Bier:

in Lützerode — Anweh,
in Magdeburg — Breyhahn,
in Duisburg — Cabaculle,
in München — Bock,
in Königslutter — Duckstein,
in Rostock — Filz,
in Goslar — Gose,
in Ostpreußen — Jammer,
in Burtehude — Ichweißnichtwie,
in Lübeck — Israel,
in Jena — Klotsch und Maulesel
in Bautzen — Klotzmilch,
in Güstrow — Knisenack,
in Berlin — Kühle Blonde,
in Köpenik — Mordundtotschlag,
in Frankfurt — Püffel,
in Ratzeburg — Rammeldist,
in Erfurt — Schlungundlumsch,
in Straßburg — Schweinepost,
in Breslau — Schepps,
in Naumburg — Zitzemmille,
in Wittenberg — Kukuk ...
in Danzig — Wehredich,
in Königsberg — Sauremagd,
in Marienburg — Kälberzagel,
in Graudenz — Krankheinrich,
in Staargard — Spülkanne,
in Gerdauen — Mumme,
in Braunsberg — Stürzenkerl,
in Mühlhausen — Krebsjauche,
in Frauenburg — Singewohl,
in Schippenbeil — Nasewisch,
in Wartenburg — Lachemund,
in Allenstein — Borgenicht,
in Osterroda — Dünnebacke,
in Riesenburg — Speienicht,

und was dergleichen Titul noch mehr sind.

Anton Leid

„Eierkuchen"

Ein Briefwechsel

I.

An die Schriftleitung der „Jugend".

Sehr geehrter Herr Doktor!

Ich gestatte mir, Sie darauf aufmerksam zu machen, daß die in Nummer so und soviel abgedruckte Anekdote „Eierkuchen", für die ein Herr Richard Oberwasser als Urheber zeichnet, nicht von diesem Herrn, sondern von mir ist. Ich bitte Sie, dieser Tatsache im Hinblick auf die Honorierung des Beitrages Rechnung tragen zu wollen und verbleibe

mit deutschem Gruß

Ihr ergebener

Oskar Pinsel.

II.

An Herrn Richard Oberwasser.

Sehr geehrter Herr Oberwasser!

Ein Herr Oskar Pinsel reklamiert die angeblich von Ihnen stammende und in Nummer so und soviel erschienene Anekdote „Eierkuchen" als sein geistiges Eigentum und bittet uns um Honorierung der Arbeit. Ehe wir dem Ersuchen des Herrn Pinsel entsprechen, bitten wir Sie, sich in der Angelegenheit äußern zu wollen.

Mit deutschem Gruß

die Redaktion der „Jugend".

III.

An die Redaktion der „Jugend".

Sehr geehrte Redaktion!

Einen Herrn Pinsel kenne ich nicht. Ob die Anekdote „Eierkuchen" von ihm stammt, weiß ich nicht. Da aber der Stein des Anstoßes einmal ins Rollen gebracht ist, teile ich Ihnen reumütig mit, daß ich den Beitrag „Eierkuchen" aus einem im Verlag Igelbart erschienenen Büchlein „30 Anekdoten" von Jonathan Müller abgeschrieben habe. Ich verzichte selbstverständlich auf das Honorar und verbleibe in Demut

Ihr

Richard Oberwasser.

IV.

An den Verlag Igelbart & Sohn.

Sehr geehrte Herren!

In einem von Ihnen herausgegebenen Büchlein „30 Anekdoten" von Jonathan Müller befindet sich auch die Anekdote „Eierkuchen", als deren wirklicher Urheber sich ein Herr Oskar Pinsel gemeldet hat. Wir bitten Sie, sich zu dieser Reklamation von seiten des genannten Herrn äußern zu wollen und verbleiben

mit deutschem Gruß

die Redaktion der „Jugend".

V.

An die Redaktion der „Jugend".

Sehr geehrter Herr Doktor!

Im Besitze Ihres Schreibens vom 15. d. M. teilen wir Ihnen mit, daß der Autor des in unserem Verlag erschienenen Buches „30 Anekdoten", Herr Jonathan Müller, am 23. August 1827 zu Kötzschenbroda gestorben ist. Sollte der von Ihnen genannte Herr Oskar Pinsel trotzdem der Urheber jener Anekdote „Eierkuchen" sein, so gratulieren wir diesem Herrn zu seinem außerordentlich hohen Alter, das wir, bescheiden gerechnet, auf mindestens 150 Jahre schätzen. Leider können wir den wahren Sachverhalt in Hinsicht auf die Urheberschaft jener Anekdote aus obengenannten Gründen nicht mehr ermitteln.

Verbleiben aber, zu weiteren Diensten gerne bereit,

mit deutschem Gruß

Igelbart & Sohn, Verlagsbuchhandlung.

VI.

Sehr geehrter Herr Schriftleiter!

Als Literarhistoriker und Kenner der deutschen Literatur des 18. Jahrhunderts gestatte ich mir, Sie darauf aufmerksam zu machen, daß die in Nummer so und soviel erschienene Anekdote „Eierkuchen" nicht, wie angegeben, von Herrn Richard Oberhauser stammt, sondern von dem rheinischen Satiriker Johann Gottlieb Burdach, der im Jahre 1745 zu Neustadt a. d. Hardt als Rentamtmann gestorben ist.

Ich verbleibe mit besten Grüßen

Ihr Ihnen stets ergebener

Dr. Franz Rollkäfer.

Nachbemerkung der Redaktion: Von einer Fortsetzung des Ermittlungsverfahrens wurde daraufhin im Interesse der Nerven des Schriftleiters Abstand genommen.

Revanche

Der Berliner Jurist Eduard Gans hatte des öfteren wegen seiner Vorlesungen über neuere Geschichte Schwierigkeiten mit den vorgesetzten Behörden. Zeitweise wurden diese Vorlesungen sogar verboten.

„Über was wird denn im nächsten Semester gelesen?" fragte ein Student den alten Diener des Professors in dessen Wohnung.

„Wir werden im nächsten Semester", antwortete dieser grimmig, „über die Befreiungskriege lesen, daß es nur so kracht!"

Pardon!

Tristan B. trifft einen alten Freund, der jugendlich auf ihn zustürmt und voll verständlicher Vaterfreude ausruft: „Tristan, gratulieren Sie mir, ich hab einen Sohn!", worauf Tristan freundlich fragt, wer denn der Vater sei. Der Freund springt einen Schritt zurück und schreit: „Aber erlauben Sie, Herr, ...". Tristan klopft ihm ruhig auf die Schulter und sagt, sich tausendmal entschuldigend: „Verzeih, lieber Freund, ich dachte, du hättest es gewußt."

Der Gemütsmensch

Ein nicht nur seiner Gelehrsamkeit, sondern auch seiner zeitweise seltsamen Lebensauffassung wegen berühmter englischer Arzt machte einst eine Ruderfahrt auf einem Fluß. Plötzlich kenterte ganz in der Nähe ein anderes Boot und der gewesene Insasse klammerte sich beim Auftauchen an das Fahrzeug des Professors und drohte dieses ebenfalls zum Umschlagen zu bringen.

„Vorsichtigerweise aber", erzählte der Gelehrte später, „hatte ich meinen Regenschirm mitgenommen und Geistesgegenwart genug, jenem damit auf die Finger zu schlagen. Er versank — sonst wäre am Ende noch ein Unglück passiert."

Maçon



„Diese Mumie ist über 3000 Jahre alt, vielleicht hat sie Rhamses schon gesehen!"

„Wieso? Hat Rhamses auch schon Museen besucht?"

Rubey



„Gewisse Umstände zwingen mich, mein Motorrad billig zu verkaufen!"
„Aha, Geldmangel, was?"
„Nö. Aber ich habs auseinander genommen und kriegs nun nicht wieder zusammen!"

Vatersorgen

Als die einzige Tochter der bekannten Theaterfamilie D. Abschied vom Elternhaus genommen hatte und auf dem Wege war zum ersten Provinzengagement, da saßen die verlassenen Eltern sehr traurig beieinander. Hie und da seufzten sie auf — hie und da sagte einer von ihnen was. „Jetzt is' schon in Lundenburg", äußerte die Mutter. Dann, nach einer Weile „und jetzt gleich in Brünn..." Gedankenvoll schaute Hofschauspieler D., der Vater, vor sich hin, dann murmelte er: „Ob's no a Jungfrau is?"... *Py.*

Geschäft ist Geschäft

Als Margarethe Nichelson auf das Leben König Georgs III. von England mit einem Messer ein Attentat versuchte, brachte der Inhaber einer Bierschenke an seiner Tür folgende Aufschrift an: „Hier ist die Gabel zu sehen, die zu dem Messer gehört, mit welchem Margarethe Nichelson den König ermorden wollte." *A. Köhler*

Vierter Klasse

Der Köbes geht im Hemd, mit einer brennenden Kerze in der Hand über die Hohestraße in Köln. Der Tünnes trifft ihn und fragt, was er denn in diesem Aufzuge auf der Straße mache, worauf der Köbes mit Grabesstimme erwidert: „Ich wäd vierter Klaß beärdischt, da muß ich ze Fuß jon."

Philosophischer Hasenlauf

Froh hüpft der Hase durch die Flur,
Vorbei an Busch und Feld und Tanne,
Und doch bringt all sein Hoppeln nur
Ihn näher an die Bratenpfanne.
So wäre er wohl ein Symbol,
Des Menschen eigenes Los zu messen,
Und doch wird er von dem mit Kohl
Und gutem Appetit gegessen!

Ernst Klotz

Inserieren bringt Gewinn! Ihre Anzeige in der „Jugend"

SCHRIFTSTELLERN
bietet große Buchdruckerei mit angegliedertem bekanntem Verlag für wissenschaftliche oder belletristische Werke sehr vorteilhafte
VERLAGSVERBINDUNG
Anfragen unter Literaria 846 an die Expedition der „Jugend", München, Herrnstraße 10.

Zur Anfertigung jeder Art
Drucksachen
empfiehlt sich
G. Hirth Verlag AG. München, Herrnstr. 10

Gebrauchte
ADRESSIERMASCHINE
wird preiswert abgegeben
G. Hirth Verlag AG., München Herrnstraße 10/I

Ein ergötzliches Bilderbuch
ist der Kunstblätter-Katalog der „Jugend" mit über 1000 verkleinerten Abbildungen der in Millionen von Exemplaren als Wandschmuck verbreiteten Vierfarbendrucke. Preis ohne Porto RM. 2.70. Bestellungen durch den Buchhandel oder den unterzeichneten Verlag
G. Hirth Verlag AG., München, Herrnstr. 10

Neurasthenie
Nervenschwäche Nervenzerrüttung verb. mit Schwinden d. best. Kräfte. Wie ist dieselbe v ärztl. Standpunkte aus ohne wertlose Gewaltmittel zu behandeln u. zu heilen? Wertvoller, n. neuest. Erfahrungen bearbeitet. Ratgeber für jedermann, ob jung oder alt, ob noch gesund oder schon erkrankt. Geg. Einsendg. v M. 1.50 in Briefmarken zu beziehen vom **Verlag Silvana 66, Herisau (Schweiz).**

Fidus-Bilder
in Postkartenformat, Wiedergaben der besten Werke dieses Berliner Meisters, sind zum Preise von 50 Pfg. für die Serie von 12 Stück herausgegeben. Der großen Verehrergemeinde von Fidus wird diese Veröffentlichung willkommen sein.
G. HIRTH VERLAG AG. München, Herrnstraße 10

LAFONTAINES
Ergötzliche Geschichten
mit 12 Kupfern nach Charles Eisen sind im unterzeichneten Verlag in einer vortrefflich ausgestatteten Ausgabe zum Preise von RM. 2.70 erschienen.
Zu beziehen durch den Buchhandel oder durch den Verlag
G. HIRTH VERLAG AG.
MÜNCHEN, HERRNSTR. 10

LEST DIE „JUGEND"

Inserate in der „JUGEND" finden weiteste Verbreitung!

KUNSTPOSTKARTEN
in vortrefflichem Vierfarbendruck nach Bilderwiedergaben aus der „Jugend" liefern wir 12 St. für 90 Pf., die ganze Serie von 130 St. für RM. 6.— franko
G. HIRTH VERLAG AG.
München 2 NO — Herrnstraße 10

GRATIS
Preisliste Nr. B4 sende den **Gummi-Industrie „Medicus", Berlin SW 68,** Alte Jacobstr. Nr. 8.

In 3 Tagen
Nichtraucher
Erfolge verbüffend Auskunft kostenlos. **1000de Dankschreiben Geheilter. Laboratorium Hansa, Friedrichshagen K 916 b. Berlin, Ahorn-Allee 49**

SCHÖNE BILDER
an den Wänden machen die Wohnräume behaglich. Wo das Geld für Erwerbung von Originalen fehlt, hat der Bilderliebhaber Ersatz an den Vierfarben-Kunstblättern der „Jugend", die zu den erstaunlich billigen Preisen von 50 Pfg., 75 Pfg. und 1.— Mk. je nach Größe durch den Kunsthandel und den unterzeichneten Verlag zu beziehen sind. Der reich bebilderte Katalog (Preis RM. 2.70) erleichtert die Bestellung.
G. Hirth Verlag AG., München, Herrnstr. 10

Lest den
Sportfischer
die vortrefflich ausgestattete Fachzeitschrift.
Halbjahrespreis 3 M.
Fischereisport-Verlag Dr. Hanns Schindler München NW 2
Karlstraße 44

Ein Buch fürs Leben ist: KREMPELHUBER
Für Stille Stunden
Die gesunde und praktische Lebensweisheit nach gesammelten Erkenntnissen der Philosophie vom Altertum bis zur Gegenwart. 450 Seiten in Ganzleinen gebunden nur RM. 2.85 zuzüglich 40 Pfg. für Porto. Zu haben in den Buchhandlungen oder beim unterzeichneten Verlag
G. HIRTH VERLAG AG. MÜNCHEN, HERRNSTRASSE 10

Grüß mir die Lore noch und nocheinmal!

Josef Geis



SCHWERER FALL

„Ist die Malaria eigentlich eine schlimme Krankheit, Herr Doktor?"

„Sehr schlimm! Entweder man stirbt daran oder man wird verrückt; ich habe sie auch gehabt."

GESPRÄCH IN BERLIN

„Wenn der Völkerbund eingeht, bin ich glatt ruiniert!"

„Warum? Sind Sie Politiker?"

„Nee, — — Witzblattredakteur."

GESPRÄCH IN PARIS

„Waren Sie auch schon mal Ministerpräsident — —?"

„Aber selbstverständlich, — — erst gestern wieder."



AUSSCHANK IN BAYERN AB 3. MÄRZ 1934

SPATEN-LEISTBRÄU MÜNCHEN 2 BS

MARSSTRASSE 17

Bestellungen erbeten unter Rufnummer 57102 und 52530

DIE KUNSTZEITSCHRIFT



„Der Sportfischer"

soll von **jedem waidgerechten** Sportfischer gehalten werden. *„Der Sportfischer"* bringt Text- und Bildermaterial aus aller Welt, darunter auch große mehrfarbige Kunstdrucke

½jährlich RM. 3.—, jährlich RM. 6.—. Man abonniert bei seinem Briefträger, beim Postamt oder direkt beim

FISCHEREISPORT-VERLAG DR. HANNS SCHINDLER,

Fischerei-Buch- u. Kunsthandlung

München NW 2, Karlstraße Nr. 44

Tel. 596160

REDAKTIONELLE NOTIZ:

KÜNSTLER DER „JUGEND"

Benjamin Godron-München, von dem wir nach längerer Pause wieder eine Arbeit — Venus Urania — bringen, darf wohl als einer der letzten Malerpoeten angesprochen werden. Der rein lyrische Gehalt seines Werkes steht in vollkommener Harmonie zur formalen Gestaltung. Mögen Anklänge an Lukas Cranach und die Meister der deutschen Romantik unverkennbar sein — die innere Spannkraft des Werkes bewahrt es vor einem Verklingen im reminiszierenden Archaismus. Daß Godrons Absichten nicht unwidersprochen bleiben, versteht sich in einer Zeit, da die letzten Resultate des Impressionismus noch nicht endgültig verarbeitet sind, von selbst; aber niemand wird der geistigen Haltung des Künstlers die Hochachtung versagen dürfen, die sie verdient.

Christian Schad-Leipzig, zeigt in dem Mädchenbildnis seine hohe zeichnerische Könnerschaft, ohne die Substanz zu vernachlässigen.

Karl Rössing ist als Meister des modernen Holzschnitts kein Unbekannter. Neben Masereel gehört er zu den originellsten Beherrschern einer leider arg ins Konventionelle geratenen Technik. Unter den deutschen Künstlern ist Rössing einer der wenigen, die beweisen konnten, daß auch die Holzplatte noch durchaus persönliche Aussagen zuläßt.

Paul Brachetti-München, neigt mehr zum Pinsel als zum Stift. Ein Aquarell von ihm bringen wir in der Italien-Nummer der Jugend.

Der Regensburger Otto Baumann gibt in der Radierung „Die Brücke" nicht nur eine Probe seiner sicheren Beherrschung der Radiernadel, sondern auch einen schönen Beweis für die Fähigkeit, eine kühn überschnittene Komposition mit Atmosphäre und Leben zu erfüllen.

Berichtigung: Durch irrtümlichen Satzaustausch gelangte eine Besprechung über den Tiermaler Karl Wolf-München, in Nr. 11 der Jugend. Wir werden den Hinweis am richtigen Ort wiederholen.

A. W. R.

DEUTSCHEUROPA

VIERTELJAHRESSCHRIFT FÜR DIE ERNEUERUNG EUROPAS AUS DEM REICHSGEDANKEN, HERAUSGEGEBEN VON DR. DR. DR. **HANS K. E. L. KELLER** FÜR DIE DEUTSCHEUROPÄISCHE ARBEITSGEMEINSCHAFT

Inhalt des letzterschienenen Heftes:

Karl Anton Prinz Rohan: Erziehung zum Reich
Wladimir von Gzowski: Erwachendes Staatsbewußtsein
Stimmen der Zeit
Kampf um Deutscheuropa

Preis des Heftes RM. —.60 • Jahresbezugspreis RM. 2.—

Heft 1 (Alois Dempf, Vergangenheit und Gegenwart des Reichs) kann für RM. 1.—, Heft 2 (Leopold Ziegler, Zehn Leitsätze zur Wirtschaft) und Heft 3 (Hans K. E. L. Keller, Die deutsche Idee Völkerrecht) können für je RM. —.60 nachgeliefert werden.

Im Kampfe gegen alle internationalistisch-paneuropäischen Programme bekennt sich die (im Sommer 1931) begründete Deutscheuropäische Arbeitsgemeinschaft zur deutschgeschichtlichen völkisch-übervölkischen Idee des Reiches als Leitgedanke einer Völkerrechtspropaganda auf weiteste Sicht. Ihr Ziel heißt: **Geistig gerüstet sein für den Tag, an dem die deutsche Revolution zur europäischen wird.**

Im Buchhandel oder unmittelbar vom Kommissionsverlag

G. HIRTH VERLAG AG., MÜNCHEN

Begründer: Dr. GEORG HIRTH. — Verantwortlich für die Schriftleitung: ARNOLD WEISS-RÜTHEL; für die Anzeigen: GEORG POSSELT, beide in München. — Verlag: G. HIRTH VERLAG AG., München. — Für die Herausgabe in Österreich verantwortlich: J. RAFAEL, Wien I, Graben 29a (Eingang Trattnerhof). — Für die Redaktion in Österreich verantwortlich: MARIANNE RAFAEL, Wien XIX, Hochschulstraße 25. — Alle Rechte vorbehalten. — Nachdruck strengstens verboten. — Copyright by G. HIRTH VERLAG AG., München. — Druck: G. HIRTH VERLAG AG., Buch- und Kunst-Druckerei, München, Herrnstraße 10. — D.-A. 9000. — Entered as second class matter, Postoffice New York, N. Y. — Manuskripte sind nur an die Redaktion der „Jugend", München, Herrnstraße 10, zu senden; Rücksendung kann nur erfolgen, wenn Rückporto beiliegt.

Revolte im Stammbaum

Erich Wilke



JUGEND

PREIS 60 PFENNIG

MÜNCHEN 1934 / NR. 13



„Hermann und Dorothea"

Julius Oldach †

JUGEND
39. JAHRGANG 1934 / NR. 13



Der Ball von Bergamo

Von Gert Lynch

„Ohh!" rief Frau von Heimgart entzückt, als ihr Rastelli einen großen bunten Ball in die Loge warf.

Der Meisterjongleur, der im ersten Varieté der Stadt auftrat, verschenkte noch mehrere solcher Bälle, aber der, den Frau von Heimgart bekam, war entschieden der schönste. Er stammte aus Bergamo und trug ein phantastisches Muster von grünen, gelben und roten Streifen. Rastelli hatte mit ihm atemberaubende Experimente gemacht. Der Ball war rund um seinen ganzen Körper gelaufen: von den Zehen zum Knie, über den Schenkel zum Leib, dann auf das Kinn, dann auf die Nase zur Stirn, dann über den Kopf zum Nacken, und über Rücken und Wade zurück bis zum Fuß.

Als Frau von Heimgart auf dem Nachhausewege war, drückte sie ihren Ball mit einem zärtlichen Impuls an sich und gedachte der Zeit, wo sie selbst noch mit Bällen gespielt. Nachdem sie sich überzeugt hatte, daß niemand zuschaute, ließ sie den Ball aufs Pflaster fallen, um ihn beim Aufschnellen zwei, drei, vier, fünf, sechs Mal zurückzuschlagen.

Zu Hause setzte sie den Ball auf ihren Feurich-Flügel und hütete ihn hinfort wie einen Augapfel. Ihr Bruder, der um diese Zeit auf Besuch kam und ein Sammler von Sonderlichkeiten war, bot ihr hundert Mark für den Ball, aber sie gab ihn nicht her. Sie freute sich an diesem Andenken, wenn immer sie es betrachtete. Und wenn sie musizierte, so begann der Ball auf der polierten schwarzen Fläche des Flügels zu zittern und zu tänzeln, und Frau von Heimgart dünkte es dann, als ob dieser Ball nicht mit Luft, sondern mit einer Seele gefüllt wäre und Heimweh hätte nach seinem großen Meister.

Wenige Monate später ging die Nachricht durch die Blätter, daß Enrico Rastelli, der Welt bester Jongleur, eines frühen Todes gestorben und in Bergamo beigesetzt sei.

Frau von Heimgart war tief erschüttert. Sie versah den Ball mit einer schwarzen Florschleife und wagte fortan nicht mehr, mit ihm zu spielen.

Aber Bälle sind unberechenbar, sie rollen zu gern und zu leicht.

Eines Tages ließ Frau von Heimgart einen blinden Klavierstimmer kommen. Es war schwül im Zimmer und die Fenster wurden geöffnet. Während der Mann am Instrument saß, legte Frau von Heimgart Rastellis Ball sorglos aufs Fensterbrett. Und da geschah es denn: Der Blinde kam mit dem Ellbogen dem Ball zu nahe, und der Ball schnellte geschmeidig zum offenen Fenster hinaus.

Als Frau von Heimgart den Verlust entdeckte, war sie untröstlich. Sie machte dem Unschuldigen heftige Vorwürfe und ließ im weiten Umkreise ihres Fensters die Straße absuchen. Es nützte nichts. Der Ball war verschwunden. Sie gab eigens ein Inserat in die Zeitung, aber auch dieses verfehlte seinen Zweck. Die Baronin mußte sich damit abfinden, daß das unersetzliche Andenken endgültig verloren gegangen war.

Rastellis Ball indessen hatte eine neue Liebhaberin gefunden. Kaum, daß er dem Fenster entsprungen war und einige große Bogen in Freiheit genossen hatte, wurde er von der zwölfjährigen Gerit Bauer, die gerade des Weges kam, begeistert empfangen und inbrünstig festgehalten. Damit begann für den Ball eine betriebsame, lustige Zeit. Gerit nahm ihn mit in die Schule, und in den Wochen, die nun folgten, lief er durch vielerlei flinke Jung-

mädchenhände und lernte jeden Quadratmeter der Schulmauern gründlich kennen. Dabei büßte er merklich an Farbe ein, nicht aber an Gerits Liebe. Gerit und der Ball waren unzertrennlich geworden. So oft sie ihn auch zu hoch oder zu weit warf, er kam immer wieder zu diesem halbwüchsigen Mädchen zurück, das ihn weder schonte noch mit ihm geizte und nichts von seiner adeligen Herkunft wußte. Und so blieb er bei Gerit drei volle Monate lang. Vielleicht wäre er gern auch noch länger geblieben, aber als er einmal hoch über der Hofmauer schwebte, da kam eine Bö dazu und drängte ihn ab in eine andere Welt. Er flog mitten auf die Straße, und nachdem er sich wieder beruhigt hatte, stand er vor den tranigen Stiefeln eines Verkehrsschutzmannes still.

Der hob ihn schmunzelnd auf und legte ihn sorgsam auf seine Insel. Eine Stunde darauf, während Gerit verstört beim Unterricht saß, wurde der Polizist abgelöst, und da der Ball nicht abgeholt worden war, nahm er ihn mit in die Wachtstube, als Spielzeug für Peter.

Peter, so hieß ein junger pechschwarzer Kater, der dem Wachtlokal zugelaufen war und von den Beamten verwöhnt wurde. Als nun der Ball, der erste in seinem Katerleben, auf ihn zurollte, wurden die gelben Kleckse seiner Augen kugelrund, und sein Schwanz glich einer zuckenden Flammenlinie. Peter war einen Katzensprung lang starr über das lautlose Ding, das da bäuchlings über die Diele kroch, dann aber stürzte er sich kopfüber auf diese riesenhaft-dicke Maus ... Und jetzt begann eine Balgerei, wie sie die Wachtstube noch niemals erlebt hatte. Der Ball und der Peter kugelten, schossen, hüpften und drehten sich um die Wette und überboten sich in Bravourstückchen, und die Polizisten standen herum, knallten sich auf die Schenkel und unterhielten sich königlich.

Jedoch, auch die wildeste Jagd nimmt ein Ende, und diesmal war es ein Ende mit Schrecken. Im selben Moment, da die Tür aufging, flitzte der Ball dem hereintretenden Wachtmeister durch die Füße, und ehe sichs jemand versah, waren Ball und Peter draußen im verkehrsreichen Gewühl der Straße. Und der Trambahnführer der Eillinie 29, die gerade vorbeiraste, ahnte gar nicht, daß er einen Kater in zwei Teile zerfahren hatte und daß im Fangnetz vor den Vorderrädern ein Ball lag, friedlich und harmlos, wie eben nur ein Ball ...

Siebenmal fuhr Rastellis Ball an diesem Tage durch die ganze Stadt im Fangnetz der Eillinie 29, ehe er spät nachts von dem Manne, der die Wagen säuberte, gefunden wurde. Sei es nun, daß dieser Mann keine Kinder hatte oder verdrießlich war, oder daß aufgeblasener Gummi ihn kalt ließ, — jedenfalls schaufelte er den Ball mitsamt dem Kehricht verächtlich in eine Unratstonne.

Als Kunzens Willi, fünf Jahre alt, am nächsten Mittag nach Hause kam, hielt er in seinen schmutzigen Händen einen schmutzigen Ball. Das erste war, daß Willis Mutter mit spitzen Fingern und einem überzeugten „Pfui!" den Ball von der Küchenveranda hinunter in den Hinterhof warf, unempfindlich für die Tränen und das Wehegeschrei ihres Jüngsten.

Der Kunstmaler Olaf Lauben, der gegenüber am Atelierfenster stand und Zeuge dieser Szene wurde, hatte gerade seinen guten Tag. Der graue, mißhandelte Ball erbarmte ihn. Er lief hinab in den Hof, bemächtigte sich des Verwaisten und nahm ihn mit in sein Atelier. Hier setzte er ihn auf ein Weinglas, griff nach Palette und Pinsel und malte ihm ein so festliches Kleid auf den Leib, wie er es niemals besessen hatte. In zwei Tagen, wenn die Farben getrocknet wären, würde er den Ball der kleinen Leni, dem Kind seiner Schwester, schenken.

Aber dazu kam es nicht mehr. Lauben stellte das Weinglas mit dem Balle auf das sonnige Blumenbrett vor seinem Küchenfenster, wo er Vogelfutter zu streuen pflegte. Die Amseln, die sich hier gütlich taten, scheuten den Ball nur beim Anfliegen, dann aber waren sie ebenso dreist wie zuvor. Sie pickten und flatterten so lange um ihn herum, bis er einen Wischer bekam und mitsamt dem Weinglase in die Tiefe stürzte. Unten, auf der Eisenbahnstrecke, rollte langsam ein Güterzug nach Italien. Rastellis Ball sprang in den nächsten offenen Wagen, schmiegte sich in die Ecke und tänzelte, balancierte und frohlockte bei jeder Stauchung. Denn jeder neue Schienenstrang brachte ihn Bergamo näher, seiner Heimat und dem Grab seines Meisters.



Pferde im Garten — Karl Wolf-München



Die heilige Familie — **Peter von Cornelius †**

Auf ein altes Bild

In grüner Landschaft Sommerflor,
Bei kühlem Wasser, Schilf und Rohr,
Schau, wie das Knäblein Sündelos
Frei spielet auf der Jungfrau Schoß!
Und dort im Walde wonnesam,
Ach, grünet schon des Kreuzes Stamm!

Eduard Mörike

JUGEND

Noch lockt die Welt mich mit den bunten Dingen,
Die strahlen, wenn sie am Ermatten sind;
Ich bin der Welt ein überstarkes Kind
Und keine Lüge will mir ganz gelingen.

Noch treffen sich des Werdens fremde Quellen,
Da draußen, wo Begrenzung Meister ist,
Wo Formeln gelten, die ihr nicht mehr wißt,
Wo Kreise Rätsel sind, endlos, wie Wellen.

Mala Laaser

DER MORD AM HEIMCHEN

VON WILLY SEIDEL

Das war nicht zu Athen, wo Platon auslauschte, als das süße Staccato des Zirpens irgendwoher ihm zu Häupten aus dem Laube erscholl. Auch jenes Heimchen war es nicht, das die Dickensſche Kaminecke mit ſeinem kleinen, ſchrillen Getön erfüllte, das an das Singen eines altgedienten Teekeſſels gemahnte.

„Wiſſen Sie, das war ſo“, ſagte die kleine, blaſſe Toni, als ſie entlaſſen worden war, „viel habe ich ja da drinnen nicht erlebt und meiſtens Unangenehmes. Mit gräulichem Bauchgrimmen eingeliefert, hatte ich Grund genug, über meine ſämtlichen Sünden nachzudenken; es war der Blinddarm ... und gegen den iſt ja in der heutigen Wiſſenſchaft längſt ein Kraut gewachſen. Nach zweitägiger Beobachtung nahm man ihn mir heraus und dann hieß es noch vier Wochen auf dem Rücken liegen, mit Haferbrei und Rotwein und Milch als Diät. Das wäre, hätte ich ein Einzelzimmer gehabt, ja nicht ſo ſchlimm geweſen, in meinem geſchwächten Zuſtande aber wirkte ſich das bißchen Rotwein oder Wermut (ich habe kein ſehr feſtes Herz) in einer gelinden Trunkenheit aus, die mir ſchöne Gedanken beſcherte. Aber wohin ſoll man mit ſchönen Gedanken, wenn man in einem Saal mit dreißig anderen Frauen faſt jeden Jahrgangs zuſammengeſperrt iſt und wenn die Not, Qual und zuweilen auch Schickſalsläcerlichkeit jeder einzelnen wie ein Qualm in der Luft ſteht, der von Bett zu Bett getrieben wird und einem immer wieder zu Bewußtſein bringt, daß man mit einer bloßen, unwichtigen Blinddarmſorge eigentlich den Mund zu halten hat?

Ich bemühte mich daher, Betrübniſſe aufzuheitern, wo ich konnte, machte Kapriolen, erzählte drollige Geſchichten, verulkte die Ärzte, erfand Spitznamen für die gottlob humorbegabten Weißmäntel und ſchloß mich ganz beſonders einem von ihnen an, der mir ſchon von Anfang an ſinnende Seitenblicke geſchenkt und der nun eine Art Beichtvater für mich geworden war.

Dabei trat aber der ‚Vater‘, wie ich allmählich längſt bemerkt hatte, ein bißchen in den Hintergrund und dieſe Beichten bedeuteten mir ſehr viel mehr als bloße Seelenerleichterungen. Ich hätte was drum gegeben, mich an ihn zu ſchmiegen wie ein Engel an eine Wolke. Dem ſtand aber ſeine Emſigkeit entgegen und außerdem die Schlange beſorgter Schweſtern, die ihn fortwährend vorwärtsſtießen, damit er mit ſeinem Penſum zu Rande käme.

Es war eine ſchwarze Novembernacht. Die zehn großen Fenſter glotzten ſich an wie blinde Tintenflächen, von hüben und drüben. Der einzige Troſt waren die zwei mullverhangenen Ampeln, die ein fahlgrünes Licht an der Decke verbreiteten. Dieſes Licht gelangte ſpärlich herunter und umhüllte all die öden weißen Betten wie Sumpfwaſſer. Es war unwahrſcheinlich ruhig, denn wenn man von einem unaufhörlichen Konzert von Schnauftönen und leiſem Geſchnarche, durchſetzt vom Geknack der Matratzenſpiralen, umtönt wird, ſo hält man dies für die eigentliche Stille.

Ich lag wach und ſtarrte ſo vor mich hin, ich glaube, ich betrachtete mein Bein und ſtellte feſt, daß ich mindeſtens zehn Pfund geopfert haben mußte. Ich hatte ja auch Fieber gehabt und Appetitloſigkeit; und mit einemmal, in dieſer brütenden Stille, ging es los.

Wo es herkam, begriff ich nicht. Mein Ohr ſchärfte ſich ſofort und ſtellte ſich ausſchließlich darauf ein. Es war eine Ouvertüre von kleinen, gläſernen Tönchen, etwa wie wenn man mit einem feinen Meſſer an einen Porzellanrand gerät: ‚Ping!‘ — dann, nach einer Weile wieder: ‚Ping!‘ — und dann piepte es wie ein Grasmückenjunges, ſo mit träumeriſchem Zirpen, ſehr winzig und ſchier verloren ... und dann ſchwieg es ſich wieder aus.

Ich dachte, was iſt das eigentlich? und ſetzte mich halb im Bette auf. Das Tönchen kam ſehr unregelmäßig zum Vorſchein; einmal bildete ich mir ſogar ein, es käme aus mir ſelbſt. So hatte ich reichſtes Gedankenfutter.

Ich hatte herausgefunden, daß er Oskar hieß. Er trug einen dünnen, kleinen Spitzbart und eine goldene Brille. Seine Stimme war ſanft wie ätherdurchtränkte Watte ... Überhaupt der Äther ... alles riecht ſo ſüßlich davon, Worte und Gedanken duften ſüßlich und verſchoben. Äther läßt die Phantaſie ſo ſchwellen ... Kennen Sie das?“

Toni zupfte ſich den Rock über das heraufgezogene Knie und ſah mich aus ihren zwanzigjährigen Augen ſcharf an, ein wenig zu ſcharf für ihre Jugend.

„Armes Kind“, dachte ich, „du haſt auch von deiner Jugend wenig gehabt.“

„Na“, fuhr ſie fort und bohrte ſich den Daumen in die Backe, „wenn *überhaupt* Liebe zu Oskar vorhanden war, ſo hat er ſie gründlich umgebracht. Ich denke zwar noch oft an ihn, aber er war doch ein öder Berufsmenſch. Das zeigte er in ſeinem Vorgehen gegen das Heimchen! Ich ſehe zwar jetzt ein, daß er nicht anders handeln konnte, weil ſie alle rebelliſch waren und Krach machten und keine Poeſie hatten.

Ich lauerte, und richtig: nun gebar es ſich wieder aus dem Weltall, irgendwo bei den Fenſtern, und diesmal ſagte es ſchon viermal hintereinander ‚Ziep!‘. — Dann geriet es langſam in dieſen Viererrhythmus, hatte ſich gewiſſermaßen eingefiedelt und arbeitete nun wie eine aufgezogene Spieluhr. Es hatte jedoch immer noch den Charakter einer Einleitung. Kleine Fragezeichen waren es, als wünſche jemand ganz zaghaft, *ganz* demütig Beſcheid vom lieben Gott über eine unklare Sache, die ihn bedrücke.

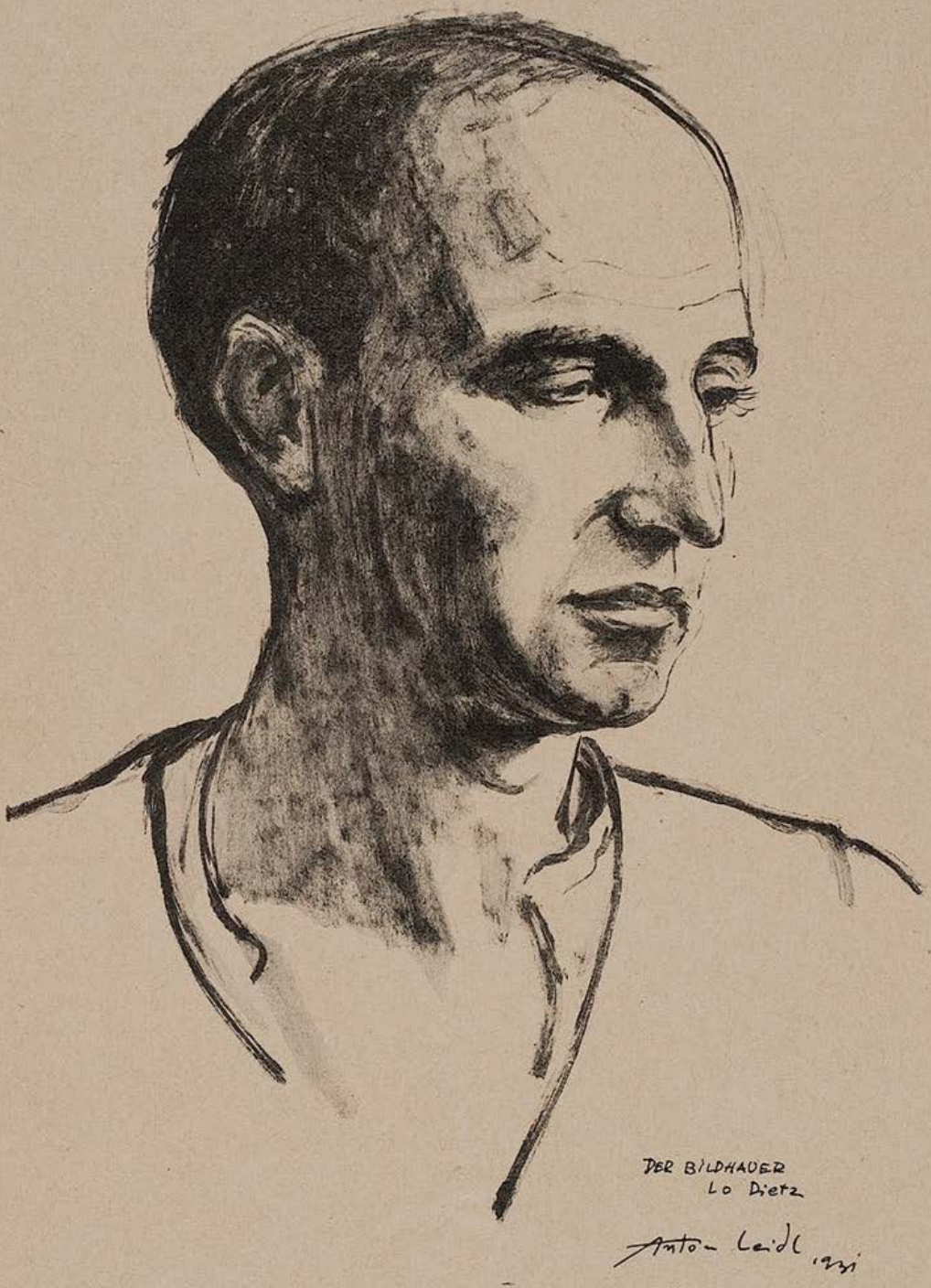
Ich hatte mich nun ſchon daran gewöhnt und glitt mit meinen Gedanken wieder auf der Traumgondel dahin. Da kam plötzlich eine Veränderung in das Geräuſch.

Der Beſcheid vom lieben Gott war anſcheinend eingetroffen; man hatte ihn begriffen und nun war es wie ein Jubellied. Jäh fing es an zu ſchaben, ganz ſchrill und laut, ſo daß man ſtaunen mußte. Und nicht mehr in Pauſen, ſondern unaufhörlich, wie in wilder Genugtuung.

Der große Krankenſaal war auf einmal voll davon, als würde der Zapfenſtreich geblaſen. Man hörte ſämtliche Betten knarzen; die Kataſtrophe war da: alles war wach, alles ſetzte ſich auf. Was liegen bleiben mußte, machte ſich ſehr laut und entrüſtet bemerkbar. Dialektausdrücke flogen hin und her; die geraubte Nachtruhe machte die Frauen proſaiſch wie noch nie. Mir war, als hätten ſie es nicht nur auf das unſchuldsvolle Tierchen, ſondern auf mich ſelbſt abgeſehen. Das einmütige Vor-



Der Köhler — Alb. Burkart



Der Bildhauer L. Dietz

Anton Leidl



Großstadt — Reinhold Winkle

gehen all dieser vergrämten Patientinnen gegen das Poetisch-Ungreifbare legte sich auf mich wie ein Alpdruck.

Einige Gestalten lösten sich aus ihren Betten und fingen an zu suchen. Das Geräusch dröhnte lustig weiter.

Es hatte die foppende Eigenschaft, immer von einer anderen Stelle zu kommen. Bald tönte es aus der Wasserleitung, bald lärmte es aus einem Nachttisch. Es war einfach nicht festzunageln. Die Erregung stieg.

Aber wie ging es unterdessen mir? Ich war in meinem Kindheitsgarten! Die Sonne ging unter, da war Fliederduft und dies schrille Stimmchen sprach zu mir wie die verlorne Seele eines Spielgefährten. Ich hätte stundenlang zuhören mögen, es schien mir unendlich viel: schlichter Naturgesang im Gegensatz zu diesem anschwellenden Gekeife!

Endlich rief man die Nachtschwester herbei. Die stürzte aufgeregt und verstört herein. Es war wie beim Feueralarm.

Jeder Winkel wurde abgeklopft; das Heimchen ließ sich nicht anfechten. Mit triumphierendem Geschrei stellte man endlich fest, daß es nirgendwo anders sitzen könne, als im Luftschacht. Hatte man es also auch eingekreist, so war ihm doch noch lange nicht beizukommen, denn vor dem Loch am Boden war ja ein enges Gitter.

In ihrer Ratlosigkeit lief die Schwester zum Doktor.

Ich habe Oskar selten so auf der Höhe gesehen.

‚Albernheit!' knurrte er, ‚wegen einer Grille einem aus dem Bett zu jagen ... Weiberhysterie! Marsch, in die Betten!'

‚Ach, Oskar', dachte ich bestürzt, ‚sei doch gut! Hörst du nicht, wie lieblich unsere Schalmei klingt?' Ich war tief erschrocken. Mir war ein Ideal in Trümmer gegangen.

Oskar blieb stehen und drehte sich langsam um sich selbst. Er stand neben meinem Bett. ‚Wo steckt denn das Vieh?'

‚Im Luftschacht!' schrien sie alle. —

‚So, so. — Also hier.'

Er beugte sich, aber er kitzelte die Grille nicht mit dem Halm hervor, wie wir es auf der Wiese meiner Kindheit gemacht; nein, der Barbar zog eine Ätherspritze hervor.

‚Der werden wir schon beikommen!' sprach er sachlich und entleerte das Instrument in den Luftschacht. Fast augenblicklich verstummte das Stimmchen.

Es gab mir noch ein paar ganz leise, erschrockene Zieptöne von sich.

‚So', sagte Oskar, ‚der hätten wir's besorgt.' Und er wandelte nicht ohne Selbstgefälligkeit wieder hinaus.

Arme, kleine Frühlingssängerin! So ganz zur Unzeit betroffen und ganz am falschen Ort! Ob Oskar denn gar nichts empfand? — Ich war sehr traurig." —

Toni langte sich eine Zigarette herüber und steckte sie an.

„Sehen Sie", beschloß sie, „das ist der Grund, warum ich die Männer nicht mag. Sie sind so brutal."

Kleines Lied

Wenn das Heimchen singt,
mußt du lauschen Kind,
aus der Heimat bringt
es Gruß und Lied,
mit dem Frühlingswind
singts vom Fliederbaum,
drinn dein erster Traum
einst geblüht.

(Englisches Volkslied)

Maçon



Arm am Beutel

Der Bibliophile

Im Jahre 1917 war unser Nachrichtentrupp im Schloß eines italienischen Aristokraten einquartiert, der als Bibliophile einen großen Namen hat. Beim Abmarsch fand mancher kleine Band aus dieser erlesenen Bücherei einen Liebhaber. Zur Entschuldigung sei immerhin bemerkt, daß wir alten Soldaten damals Bescheid über das Schicksal des wundervollen Besitztums wußten, von dem auch wirklich in den nächsten Tagen kein Stein mehr auf dem andern blieb. Am wenigsten hätte ich unter den neubackenen Bibliophilen auch unseren braven Ostpreußen Kalweit gesucht. Um so verwunderter war ich, als ich ihn eines Tages eine kostbare Dante-Ausabe von ziemlichem Umfang bedächtig unter seine Habseligkeiten verstauen sah.

„Kamerad", sagte ich, „da hast du aber ein schönes Buch erwischt! Du hast einen guten Geschmack!"

Kalweit sah mich mit leichtem Mißtrauen an und griff schnell wieder nach seiner Kostbarkeit:

„Ja weißt du, Kamerad, das ist nämlich so ein weiches Papier!"

E. K.

*

Ein Bilderbuch ist diese Welt,
Das manchem herzlich wohlgefällt;
Der blätternd Bild um Bild genießt,
Vom Text nicht eine Zeile liest.

Paul Heyse

Abonnententreue

Ein Mann der vierzig Jahre lang
das immer gleiche Blatt
aus angebornem Bildungsdrang
getreu gelesen hat, . . .

der las einst eines Tages
zum Frühstück nebenbei,
daß er infolge Schlages
heut nacht gestorben sei.

Das hat ihm jäh verdorben
den Appetit — er wurde matt . . .
und ist drauf prompt gestorben
aus Treue zu dem Blatt.

Weiß-Rüthel

Alte Namen

Horst von Itzenplitz saß mit seinem Freunde Rüdiger Speck von Schweinsberg beisammen. Itzenplitz sagte:

„Meine Familie ist eine der ältesten, die es in Europa gibt. Einer meiner erlauchten Vorfahren war bereits, wie aus alten Pergamenten einwandfrei hervorgeht, einer der Paladine Kaiser Karls des Großen."

„Das ist nicht viel", erwiderte Speck von Schweinsberg und gähnte.

„Wie meinst du das?" fragte Itzenplitz erstaunt.

„Du erinnerst dich, daß Gott die Welt geschaffen hat, am sechsten Tage Adam und Eva."

„Allerdings."

Als er mit Adam ins Plaudern kam, fragte er ihn unter anderem auch, wie ihm eigentlich die von Gott geschaffene Welt gefiele.

„O, recht gut, lieber Gott", meinte Adam etwas befangen.

„Du bist nicht ganz aufrichtig", entgegnete Gottvater. „Sage mir doch offen, womit du nicht ganz einverstanden bist."

„Offengestanden, lieber Gott", kam es vorwurfsvoll aus Adams Munde, „mein Name gefällt mir nicht!"

„Dein Name?" fragte Gott verwundert, „ja, wie möchtest du denn gern heißen?"

„Am allerliebsten wäre es mir", sagte Adam begehrlich, „wenn ich den schönen Namen der alten Familie Speck von Schweinsberg führen dürfte . . ."

H. B.

Die herrliche Oper

Der junge Leichtmatrose eines Handelsschiffes besuchte in einer kleinern italienischen Hafenstadt die Oper, und zwar wurde „Carmen" gegeben. Er saß in dem äußerst bescheidenen Theaterraum vorn an der Brüstung des ersten Ranges und hörte voll Erregung zu. Da, als in der Gebirgsszene der Stierkämpfer gerade seine berühmte Arie beginnt, bricht plötzlich der erste Rang zusammen und stürzt in die Tiefe. Das Ereignis verläuft harmlos, es wird niemand ernstlich verletzt, nur einige Hautabschürfungen sind festzustellen. Der Matrose kehrt auf das Schiff zurück und erzählt begeistert von seinem Erlebnis.

Nach einer Reihe von Jahren geht er mit seinem Schiff wieder in einem italienischen Hafen vor Anker, bummelt mit einem Kameraden durch den Ort und liest Anschläge, daß am Abend „Carmen" gegeben wird. Er fordert seinen Freund auf, mit ihm die Oper zu besuchen, es sei ein großartiges Stück. Sie nehmen also Karten für den ersten Rang, lauschen der Musik, und da in der Gebirgsnacht der Stierkämpfer sein Lied beginnt, stößt der Matrose seinen Freund in die Seite, ergreift die Brüstung und ruft:

„Nu halt di fast, Jung, — jetzt geht's los!"

H. B.

Maçon



Arm an Geist

Literarische Bauernregeln



Bringt der Januar dem Verlag eine eisige Bilanz,
Friert das Kapital sehr bald fest, nahezu oder auch ganz.

Schickt man Manuskripte später ein als im Februar,
Kommen sie von der Redaktion zurück erst im nächsten Jahr

Die Bücher, die im März erscheinen,
Die haben teils Erfolg, teils keinen.

Wer im April ein Buch verborgt,
Sich's im Dezember neu besorgt.

Sind im Mai alle Osterabrechnungen deutlich und klar,
Kriegen die Autoren vielleicht schon im August ihr Honorar.

Lobt man im Juni Pegasus über den grünen Klee,
Kriegt er leicht die Kolik und taugt nichts mehr in spe.

Scheint im Juli die Sonne so heiß wie sie soll,
Schmelzen die Absatz-Ziffern der Bücher auf Null.

Wenn die Gläubiger im August mit den Augen blitzen,
Fängt gar bald ein heftiger Wechselprotestregen an zu spritzen.

Ist der September recht frostig, so nähren sich nur
Von den Bücherwürmern noch die Stare der Literatur.

Mißfallen im Oktober deine Bücher den Kritikastern,
Kannst du gleich freiwillig mit ihnen den Büchermarkt pflastern.

Sprießen im November die guten Kritiken,
Können Verlag und Autor getrost auf die Weihnachtsernte blicken.

Eine Neuerscheinung, die im Dezember nicht mal gung,
Wird schleunigst „Restauflage" oder als Makulatur wieder Dung.

Ernst Klotz

„Ein fest begrenztes Lesen nützt, ein wechselndes ergötzt."
Seneca

*

„Es ist kein Buch so bös, es steckt etwas Gutes drin."
Plinius d. Ae.

*

„Niemals schenke ich dir meine Bücher, Freund Pontillian. Und warum? Mein Freund, denn dann schenkst du mir gewiß auch deine." Martial

*

„Viel, nicht vieles soll man lesen." Plinius d. J.

*

„Je mehr ein Buch dem Gebildeten zusagt, desto weniger wird es dem Eingebildeten gefallen."
Plinius d. J.

*

„Lesen ohne Nachdenken macht stumpf; Nachdenken ohne Lesen geht irre."
Bernhard v. Clairvaux

*

„Eine auserlesene Büchersammlung ist der vortrefflichste Hausrat." Petrarca

*

Ja, es genügt schon meinem Sinn,
Wenn ich umringt von Büchern bin.
Sebastian Brant

*

„Bücher fressen und nicht käuen, macht ungesund."
Christoph Lehmann

*

„Während die tüchtigen Köpfe mit wenigen Worten Vieles zu sagen verstehen, ist es umgekehrt ein Talent der Kleinen, mit vielen Worten Nichts zu sagen."
La Rochefoucauld

*

„Keine Zerstreuung ist so billig wie das Lesen, und kein Vergnügen so beständig."
Lady Montagu

*

„Fürsten und Könige findet man im Überflusse, aber große Dichter nur höchst selten."
Friedrich d. Große

*

„Wenn ein Kopf und ein Buch zusammenstoßen und es klingt hohl, so ist nicht allemal das Buch daran schuld." Lichtenberg

*

„Die Buchdruckerkunst ist die Artillerie des Geistes." Rivarol

*

„Neue Bücher sind oft nichts als Hitzblattern des Tages."
Hebbel

Buer



„Hams net 'n Martin der Salamander von Gottfried Kellermann?“
„Na . . . , aber nehmens doch was von der Emilie Zola — die schreibt a net schlecht.“

Gespräch in Leipzig

„Guden Dag, mei liewer Herr. Was möchdense denn hamm?“ fragte der freundliche Kellner der „Blauen Laterne“ in Leipzig den soeben eingetretenen Gast.

„Bitte, bringen Sie mir ein Glas Bier.“

„A Glas Bier möchdense hamm! Was möchdense denn für welches hamm? Dungles oder helles?“

„Dunkles, wenn ich bitten darf.“

„Dungles möchde also der Herr hamm! Was möchdense, ä großes oder ä gleines?“

„Bitte, bringen Sie mir ein großes Glas.“

„A großes möchdense hamm! Möchdense ä Seidel, eene Schdange oder eene Dulbe?“

„Bitte, bringen Sie mir dunkles Bier in einem Tulpenglas“, bat der Gast mit unendlicher Geduld.

„Eene Dulbe möchdense hamm! Möchdense nich liewer ä Grug hamm? Im Grug bleibds Bier gühler un frischer.“

„Gut! Bringen Sie mir einen Krug.“

„Also ä Grug möchdense hamm. Weils Bier dadrin frischer bleibd. Awer“ — — der freundliche Kellner zögerte: „Möchdense nich liewer eene Dasse Gaffe hamm?“

„Warum Kaffee?“ fragte der Gast und zeigte zum ersten Male einen Schein von Ungeduld. Aber begütigend setzte er hinzu: „Ich möchte lieber Bier.“

„Liewer Bier möchdense hamm! Ja seehnse, liewer Herr, mir schdecken nämlich 's Bier erschd um sechse an, wenn unsre Schdammgäsde kommen, un jedzd is es erschd sinse. Drum sag 'ch, möchdense nich liewer Gaffe hamm.“

Harry Nitsch.



SCHICKSAL DER BÜCHER

I.

Unter der Herrschaft des ägyptischen Königs Ptolemäus I. schrieb der alexandrinische Gelehrte Sethos auf einer 45 km langen Papyrus-Rolle eine Abhandlung über Roxane, die Gemahlin Alexander des Großen. Kaum konnte der Gelehrte noch das letzte Wort unter sein Lebenswerk setzen, als ihm der Tod das Schreibrohr entwand. Durch Nachkommen wurde der Papyrus auf den Büchermarkt von Alexandria geworfen, wo Ptolemäus des Werkes ansichtig wurde. „Wie wäre es“, frug der König seine Tochter Arsinoe, „wenn ich dir das Werk des Sethos zu deinem Geburtstag schenken würde?“ „Ihr seid sehr gütig, Herr Vater“, antwortete da Arsinoe, „doch wisset, daß Papyrus ein vergänglich Gut ist, wohingegen die Schönheit einer Frau, mit den



entsprechenden Mitteln der Kosmetik unterstützt, ewig währet. Und so schenket mir denn lieber das neue Schönheitsmittel „Krokodilin“ und ein Döschen Purpurschnecken-Schminke!“ — „Dein Wunsch sei dir erfüllt!“ lächelte der König, und erstand die gewünschten Mittel anstelle des Papyrus.

II.

Durch einen glücklichen Zufall war der Papyrus dem Brande der alexandrinischen Bibliothek entgangen. Ein Kreuzritter brachte ihn 1500 Jahre später auf das Kloster Reichenau, wo der Mönch Adilberto das Werk in sechzigjähriger Arbeit zu einem Epos umgestaltete. Unermüdlich malte er die Buchstaben auf das Pergament und schmückte die Initialen fein säuberlich mit güldenem Geranke. Als Adilberto seinen Tod herannahen fühlte, übergab er das Werk als Vermächtnis dem Ritter Udo von Bärensprung. Dieser dankte mit bewegten Worten und beschloß, schon am nächsten Tage mit der Lektüre des Buches zu beginnen. Doch fand gerade an diesem Tage ein Turnier, am übernächsten eine Reiherbeize, dann eine Wolfsjagd statt, und so vergaß der Ritter des Buches.



Späterhin diente es dem kleinen Jörg von Bärensprung als Sitzunterlage. Wieder fünfhundert Jahre später gelangte der Foliant mit einem Stapel Altpapier auf die „Auer Dult“ nach München.

III.

Auf der Auer Dult wurde das Werk von dem lyrischen Dichter Medardus Hagebutt entdeckt. Entzückt über den seltenen Fund erhielt er Anregung, der Dichtung eine lyrische Fassung zu geben. In vierzigjährigem Schaffen entstand ein Gedichtband, dessen Frei-Exemplare unbeschränkte Anerkennung fanden. — „Ich habe soviel von dem Werk dieses Hagebutt gehört“, sagte eines Tages Frau Hedwig zu ihrem Mann. „Sollten wir es uns nicht kaufen?“ „Kein übler Gedanke!“ antwortete der Gemahl, „doch eine Gänseleberpastete ist auch kein übler Gedanke, und da der Preis ungefähr der gleiche ist — —. übrigens wollen wir natürlich das Buch im Auge behalten! Ein Buch läßt sich schließlich auch einmal antiquarisch erwerben, während eine Gänseleberpastete frisch sein muß. Gut Ding' will Weile haben, das gilt besonders beim Kauf von Büchern.“

IV.

Im Jahre 1933 verarbeitete der Schriftsteller H. das Werk des Alexandriners zu einem Roman. Das Buch wurde sehr gerühmt, und so frug denn auch eines Tages Herr Müller seine Gattin, ob er das Werk nicht käuflich erwerben solle. „Bücher kauft man nicht“, belehrte diese, „sondern man entlehnt sie und gibt sie dann nicht mehr zurück. Ich habe noch niemals in meinem Leben ein Buch gekauft, und besitze trotzdem eine ansehnliche Bibliothek.“ „Gut“, erwiderte Herr Müller, „wenn aber jeder Mensch so wie du dächte, könnte man auch kein Buch mehr entlehnen, denn es würde dann keines mehr gekauft.“ „Keine Sorge“, lächelte da die Frau, „einige leichtsinnige Menschen, die Bücher kaufen, wird es noch immer geben, und solche, die vergessen, wem sie ein Buch geliehen haben, werden auch stets vorhanden sein.“ „Du bist doch eine prächtige Frau“, schmunzelte da Herr Müller. „Habent sua fata libelli!“





Du hast ein Geheimnis

denn du wirst in letzter Zeit auffallend schön, — deine Figur nimmt Formen an, um die ich dich beneide. — Wie sie das erreichte? — Es ist gar kein Geheimnis! Ausführliche Aufklärung gibt unser 64 Seiten starkes Buch: „Wie erlange ich eine vollendete Büste?“ mit 36 farbigen Abbildungen (gegen 0.58 oder verschl. 0.75 RM. Briefm. franko), mit wissenschaftl. Belehrungen über Ursachen, Beseitigung und bewiesenen Erfolgen, durch das erste, seit 7 Jahren klinisch erprobte und ärztlich verordnete

Mammoform

Garant. unschädl. Wissenschaftliche Fütterungsversuche ergaben sogar bei männlichen Tieren volle Erfolge! Die Herstellung erfolgt unter ständ. wissenschaftl. Kontrolle des öffentlich bestellten, vereidigten Chemikers Dr. Wirth, sowie des staatlich approbierten Apothekers Dr. v. Gember. Auf der Internat. Ausstellung in Bologna 1932 mit Goldenem Ehrenschild und Diplom höchstprämiiert! — Keine sogenannten „Gratisproben“, die den Preis wesentlich verteuern, auch keine unverlangten Nachnahmen.

„Aeskulap“, Chem. pharm. Fabrik, Berlin-Schöneberg 3/N. 324.

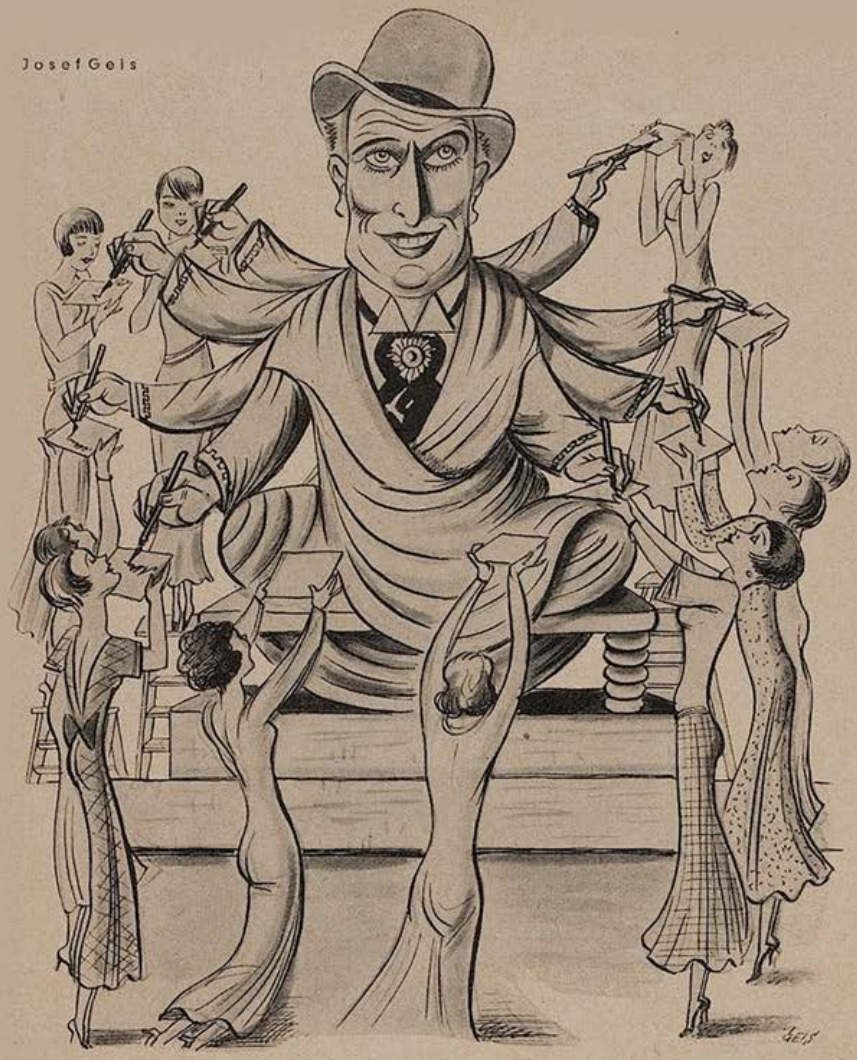
Beim Ausbleiben oder bei verspäteter Zustellung unserer Zeitschrift bitten wir die Bezieher, sich sofort an den Zusteller oder an die zuständige Zustellpostanstalt zu wenden, und erst dann, wenn dies keinen Erfolg haben sollte, uns davon Mitteilung zu machen.

VERLAG DER „JUGEND“ MÜNCHEN, HERRNSTR. 10

Eine Bibliothek für Politik und Wissenschaft von seltener Vollständigkeit ist Umstände halber zu verkaufen

u. a. Die große Politik der Europäischen Kabinette. 40 Bände; Die Vorgeschichte des Weltkrieges (Werk des Untersuchungsausschusses) 4 Bände; Der Weltkrieg (herausgegeben vom Reichsarchiv) 8 Bände; Die Ursachen des deutschen Zusammenbruchs (Werk des Untersuchungsausschusses) 16 Bände; vollständiger Deutscher Geschichtskalender von Purlitz (Felix-Meiner-Verlag); vollständiger Schulthes Europäischer Geschichtskalender (Beckh'sche Verlagsbuchhandlung); Handbuch der Staatswissenschaften. Handbuch der Rechtswissenschaft; Memoiren, Biographien, Gesammelte Werke, Lexikon, Bibliophiles, gesammelte Jahrgänge wichtiger Zeitungen, die wichtigste europäische schöne Literatur

Anfragen unter T. B. 1721 an die Expedition der Münchner „Jugend“



„Ich bin der Herr Albers, euer Filmgott.
Ihr sollt keinen anderen Götzen neben mir haben."

Verantwortung

Lehrerin: „Jetzt habe ich euch also an Hand von Beispielen erklärt, was ‚Verantwortung' bedeutet. Kann mir nun einer von euch selbst ein neues Beispiel nennen?"

Max: „Ja, Frollein. Alle meine Hosenknöpfe, bis auf einen, sind mir abgegangen. Nun trägt dieser eine Knopf die ganze Verantwortung". *F. S.*

Vorschlag zur Güte

Gefängnisdirektor zum Sträfling: „Also das ist wirklich unerhört wie Sie sich hier aufführen!"

Sträfling: „Herr Direktor, wenn Sie mit mir nicht zufrieden sind, werfen Sie mich doch hinaus!"

Der Pessimist

Schrulz sitzt im Kaffeehaus.

Kommt Krulz.

„Schrulz", sagt er strahlend, „da sind die zwei Mark, die Sie mir voriges Jahr geborgt haben!"

Brummt Schrulz:

„Und trotzdem können Sie mir nicht einreden, daß die Weltmarktkrise behoben ist!"

Schwierige Frage

„Mutti, kann ein Hund noch Polizeihund werden, der schon einmal eine Wurst gestohlen hat?" *F. S.*

DAS HANDTUCH

Professor Ellisson war ein völlig unbekannter und absolut unbeschäftigter kleiner Chirurg. Irgendwo in U.S.A.

Sei es, daß die Gangster in der Gegend, in der Prof. Ellisson seinen Operationssaal etabliert hatte, gründliche Arbeit leisteten, bei der auch der gewiegteste Chirurg zu spät kommen mußte, sei es, daß die Einwohner zu robust und gesund waren — jedenfalls: Professor Ellisson hatte nichts zu tun.

Bis eines Tages Mr. John B. Miller eingeliefert wurde.

Mit einem entzündeten Blinddarm.

Für den sozusagen ausgehungerten Professor Ellisson war der Blinddarm Mr. Millers sozusagen ein Festfressen.

Mit allen Regeln der Kunst begann er die Operation. Sie gelang vorzüglich. Bald darauf schwamm der Blinddarm in einem Gefäß mit Spiritus, bereit, Mr. Miller zum Andenken mitgegeben zu werden.

Aber sei es dadurch, daß Prof. Ellisson schon lange keine Operation vorgenommen hatte und daher aus Freude etwas aus dem Häuschen geriet, oder sei es, daß er an diesem Tage etwas zerstreut war — genug: er vergaß ein Handtuch im Bauche des Patienten.

Als er sich wieder daran erinnerte, war es bereits zu spät. Das Handtuch war eingenäht, die Naht war geheilt.

Verlegen vertraute sich schließlich Prof. Ellisson seinem Patienten an, und erbot sich, ihn nochmals kostenlos zu operieren, um das Handtuch aus dem Bauch Mr. Millers zu entfernen.

Aber Mr. Miller weigerte sich standhaft, sich noch einmal den Bauch aufschneiden zu lassen. Lieber wolle er mit dem Handtuch im Bauch weiter leben.

Als Mrs. Miller jedoch von dem Handtuch im Bauche ihres Gatten erfuhr, stellte sie ihm ein Ultimatum: entweder Operation und Entfernung des Handtuches — oder Scheidung.

Mr. Miller beharrte trotzdem auf seinem Standpunkt: keine Operation.

Daraufhin ließ sich Mrs. Miller prompt und empört von ihrem Gatten scheiden.

Der Fall erregte in ganz U.S.A. ungeheueres Aufsehen.

Sämtliche Frauenvereine Amerikas erklärten sich mit Mrs. Miller solidarisch, billigten voll und ganz ihre Haltung und beschlossen einstimmig, gegebenenfalls sich gleichfalls von ihren Männern scheiden zu lassen.

*

Professor Ellisson beschäftigt derzeit zwölf chirurgische Assistenten und ist Eigentümer einer blühenden Handtuchfabrik.

S. T.

„wenn in München, - dann Deutsches Theater."

REDAKTIONELLE NOTIZ:
KÜNSTLER DER „JUGEND"

Karl Wolf-München ist vorwiegend Tierzeichner. Ist im formalen Aufbau seiner Darstellungen ein altmeisterliches Gepräge auch nicht zu verkennen — was beileibe kein Vorwurf sein soll — so bietet uns gleichwohl der inhaltliche Teil seiner Bilder den Ausdruck einer keineswegs antiquierten Gesinnung. Kompositionell hat das in dieser Nummer der „Jugend" gezeigte Blatt hohe Reize — ganz abgesehen von der gelösten Lebendigkeit in der Bewegung der Tiere. Es wäre eine dankenswerte Aufgabe, von Karl Wolf einmal eine Kollektivausstellung zu veranstalten.

Reinhold Winkle, München, erlebt die Großstadt in allen Phasen ihres zivilisatorischen Eigenlebens. Sein Aufriß eines Stadtbildes interessiert nicht nur als graphische Komposition; die Atmosphäre ist festgehalten, das illustrative Moment nicht zu stark betont — leichte Manieriertheiten wird sich Winkle noch abgewöhnen müssen, falls ihm daran liegt, den elementaren Stoff nicht einer all zu spielerischen Phantasie unterzuordnen.

A. W. R.



klein
im Format-aber
gross
in der Wirkung

Groß in Die **DIE KLEINE ANZEIGE** der „Jugend"

SCHRIFTSTELLERN

bietet große Buchdruckerei mit angegliedertem bekanntem Verlag für wissenschaftliche oder belletristische Werke sehr vorteilhafte

VERLAGSVERBINDUNG

Anfragen unter Literaria 846 an die Expedition der „Jugend", München, Herrnstraße 10.

Zur Anfertigung jeder Art
Drucksachen
empfiehlt sich
G. Hirth Verlag AG.
München, Herrnstr. 10

Gebrauchte
ADRESSIERMASCHINE
wird preiswert abgegeben
G. Hirth Verlag AG., München
Herrnstraße 10/I

Gegen üblen Mundgeruch
Chlorodont
die Qualitäts - Erzeugnisse

Neurasthenie

Nervenschwäche Nervenzerrüttung verb. mit Schwinden d. best. Kräfte. Wie ist dieselbe v. ärztl. Standpunkte aus ohne wertlose Gewaltmittel zu behandeln u. zu heilen? Wertvoller, n. neuest. Erfahrungen bearbeitet. Ratgeber für jedermann, ob jung oder alt, ob noch gesund oder schon erkrankt. Geg. Einsendg. v. M. 1,50 in Briefmarken zu beziehen vom
Verlag Silvana 66, Herisau (Schweiz).

Fidus-Bilder
in Postkartenformat, Wiedergaben der besten Werke des Berliner Meisters, sind zum Preise von 50 Pfg. für die Serie von 12 Stück herausgegeben.
Der großen Verehrergemeinde von Fidus wird diese Veröffentlichung willkommen sein.
G. HIRTH VERLAG AG.
München, Herrnstraße 10

GRATIS
Preisliste Nr. B 4 senden Gummi-Industrie „Medicus", Berlin SW 68, Alte Jacobstr. Nr. 8.



Wer kauft schafft Arbeit!

Inserieren bringt Gewinn!

Inserate in der „JUGEND" finden weiteste Verbreitung!

KUNSTPOSTKARTEN
in vortrefflichem Vierfarbendruck nach Bilderwiedergaben aus der „Jugend" liefern wir 12 St. für 90 Pf., die ganze Serie von 130 St. für RM. 6.— franko
G. HIRTH VERLAG AG.
München 2 NO — Herrnstraße 10

SCHÖNE BILDER
an den Wänden machen die Wohnräume behaglich. Wo das Geld für Erwerbung von Originalen fehlt, hat der Bilderliebhaber Ersatz an den Vierfarben-Kunstblättern der „Jugend", die zu den erstaunlich billigen Preisen von 50 Pfg., 75 Pfg. und 1.— Mk. je nach Größe durch den Kunsthandel und den unterzeichneten Verlag zu beziehen sind. Der reich bebilderte Katalog (Preis RM. 2.70) erleichtert die Bestellung.
G. Hirth Verlag AG., München, Herrnstr. 10

Lest den
Sportfischer
die vortrefflich ausgestattete Fachzeitschrift.
Halbjahrespreis 3 M.
Fischereisport-Verlag
Dr. Hanns Schindler
München NW 2
Karlstraße 44

Ein Buch fürs Leben
ist: KREMPELHUBER
Für Stille Stunden
Die gesunde und praktische Lebensweisheit nach gesammelten Erkenntnissen der Philosophie vom Altertum bis zur Gegenwart. 450 Seiten in Ganzleinen gebunden nur RM. 2.85 zuzüglich 40 Pfg. für Porto. Zu haben in den Buchhandlungen oder beim unterzeichneten Verlag
G. HIRTH VERLAG AG. MÜNCHEN, HERRNSTRASSE 10



Der alte Witz

Von Ihr und Ihm

An Stoffwechsel-Krankheiten leiden vor allem die Männer — mondäner Modepuppen.

*

Um des starken Geschlechtes Herr zu werden, genügt dem Weib eine schwache Stunde.

*

Männer gewitzigter Frauen haben nichts zu lachen.

*

Liebe ist ein Rausch, bei dem der Mann, trunken vor Glück, jeden Vorzug der Frau doppelt sieht, um die Frau aber sich alles dreht. *KIKI.*

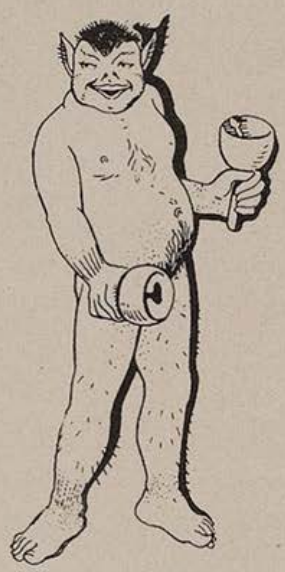
Ehrlich währt am längsten

Hinter dem Fenster eines Gasthauses der Stuttgarter Altstadt bemerkte ich eine mit Kreide beschriebene Tafel folgenden Inhalts: „Meinen verehrten Gästen und Stammgästen teile ich ergebenst mit, daß es von nun an in meinem Betrieb jeden Dienstag und Freitag wirklich frische Leber- und Blutwürste gibt".

Mißverständnis

„Bei der Blinddarmentfernung habe ich drei Kilogramm abgenommen!"

„Was Sie sagen! So schwer ist ein Blinddarm?"



Der unanständige Witz

Deutsche Sprak — swer Sprak

In einem Münchener Photogeschäft an der Maximilianstraße prangt ein Plakat mit der merkwürdigen Aufforderung: „Lassen Sie Ihre Lieblinge vergrößern." (Vormachen bitte!)

Nicht minder nachdenklich stimmt eine andere Schildaufschrift:

„Eingang für Offerten rückwärts."

Der Sieger

In der Lateinstunde erfahren die höheren Töchter, daß der Sieger auf deutsch „victor" heißt. Tuschelt Hilde ihrer Nachbarin zu: „Du —, der meine auch."

Der Ring

Der Theater-Garderobier B. ist, wie die meisten seiner Berufsgenossen, jeglicher Arbeit, die nicht in sein Fach schlägt, heftigst abgeneigt.

Die Generalprobe von „Gyges und sein Ring" ist zu Ende und ich überrasche ihn dabei, wie er eben die Namen der Mitwirkenden und die von ihnen verwendeten Kostüme ordnungsgemäß, aber mit mangelhafter Orthographie, in sein hiefür bestimmtes Buch eintragen will. Ganz oben auf der noch leeren Seite prangt als Überschrift: „Der Giges". Ich fragte erstaunt:

„Warum schreiben Sie denn nur ‚Der G i g e s'? Das Stück heißt doch: ‚Gyges und sein R i n g'!"

Worauf B., ohne mich anzublicken, energisch antwortet: „Ring? Ring geht mi' nix an. Das is' dem Requisiteur sei' Sach'n!"

Eine verlorene Wette

Bei Lutter und Wegner wettet Devrient mit Hoffmann, er würde mit verbundenen Augen jeden Wein beim ersten Schlucke erkennen, obwohl man ja angeblich im Dunkeln noch nicht einmal Rotwein vom Weißwein unterscheiden könne.

Also die besten Tropfen des berühmten Kellers werden dem großen Mimen und Trinker nacheinander kredenzt und untrüglich kennt er seine feuchten Lieblinge: „Volnay", „Medoc", „Pommard" usw. Bei einem Glase jedoch stutzt er, während die Tafelrunde mit dem Lachen kämpft.

„Donnerwetter, den kenn' ich tatsächlich nicht!"

Es war W a s s e r, das ihm Hoffmann mit Spitzbubengesicht eingegossen hatte.



Der schwache Witz

Illustrationen von Franz Kotzian

Generalprobe

„Sie, Requisiteur", sagt der nervöse Regisseur, „werden Sie sich das merken? Diese Wanduhr muß — wenn der Vorhang aufgeht — auf Punkt sechs Uhr stehen. Verstanden? Ich mache Sie dafür verantwortlich."

„Bitte schön", sagt der Requisiteur und entfernt sich.

„Ja, — hallo —" ruft der Regisseur ihm noch nach. „Natürlich nicht auf sechs Uhr f r ü h, sondern auf sechs Uhr a b e n d s."

Der Sonnenstrahl

Generalprobe. Große Operette. Der überaus nervöse Oberregisseur W. tobt seit Stunden auf der Bühne herum. — Da fällt es plötzlich einem freundlichen Sonnenstrahl ein, durch eine Lucke des Schnürbodens mitten auf die Bühne zu fallen. Nun ist Tageslicht auf der Bühne etwas sehr Unerwünschtes und für jedes Komödiantenherz der Anlaß zu gesteigerter Nervosität.

„Hallo, Meister!" brüllt W.

Der Theatermeister erscheint. „Bittschön?"

„Hören Sie mal. Die Lucke da oben muß am Abend natürlich verhängt werden, damit kein Tageslicht hereindringt! Verstanden?"

Ihnen kann nichts mehr passieren

In einem fränkischen Dörfchen mußte kürzlich der Totengräber verreisen, weil seine Tante in Würzburg gestorben war. Nach seiner Abreise fanden die Einwohner am Friedhofeingang ein Schild: „Wegen Todesfalles bis auf weiteres geschlossen." Sie feierten daraufhin dies seltene Ereignis in übermütiger Weinlaune.

— Arzt und Apotheker protestierten gegen die Geschäftsschädigung.

Teha

Gespräch in Kopenhagen

„Merkwürdig, wie rasch und leicht der Romanschriftsteller Hallgreen gestorben ist..."

„Kunststück . . ., wenn man keinen Geist aufzugeben hat...!"



Der gute Witz



Paul Morgan: Promin-Enten-Teich. (Amonesta-Verlag, Wien.)
„Abenteuer und Erlebnisse mit Stars, Sternchen und allerlei Gelichter". Eine Art Familienbuch der Filmschauspieler. Es könnte recht amüsant sein, wenn sich nicht die einzelnen, die zu Wort kommen, in einer Weise belobhudelten, daß den außenstehenden Leser ein Grausen überkommt. Immerhin erfährt man einiges Wissenswerte über das Leben 1930 in Hollywood. Im übrigen beachtet der Verfasser leider zu wenig, daß das gesprochene Wort in seiner Wirkung vom geschriebenen wesentlich abweicht. Schön und einsam zwischen allem Tand der Nachruf auf Max Adalbert. *Karl Kurt Wolter*

Otto Karsten: Sommer, Hunger und Johanna. Roman. (S. Fischer Verlag, Berlin.)
Träumerei eines Sommers. Ein enttäuschter junger Liebender findet für kurze Zeit eine neue Liebe, die sich behutsam und voller Gefühl entfaltet. Das Ganze gleicht in Form und Inhalt eher einer Novelle, lyrisch und reich an Stimmungsgewalt. Das Ressentiment einer grüblerischen Jugend und ihre Unsicherheit im Dasein beleben die erhabene Stille dieser Dichtung, von der zu Anfang gesagt wird „Die Stille beköstigt freundlich die Schweigsamen". Karsten flüchtet sich über Arbeitslosigkeit und Not zu ideellen Vorstellungen und nur sein Humor bleibt ein wenig bitter. Seine Gefühle sind ehrlich, ohne sentimental zu werden, und sein Stil ist von angenehmer Natürlichkeit. Eine schöne Lektüre für geruhsame Stunden. *Karl Kurt Wolter*

Eugen Matthias: „Amerikas Schicksal." Beobachtungen und Voraussagen eines Biologen im Hinblick auf europäische Verhältnisse. 1933. Huber & Co., Frauenfeld und Leipzig.
Professor Eugen Matthias weilte im Jahre 1932 als Gastdozent in den Vereinigten Staaten. Das Bild, das er in seinem Buche von „Amerikas Schicksal" entwirft, weitet sich zur umfassenden Deutung der Gegenwartslage, die auf der ganzen Welt durch den krampfhaften Versuch charakterisiert wird, das Gestern dem Heute aufzuzwingen. Die tragische Rolle fällt hierbei Henri Ford — könnte man ihn nicht den Schöpfer dieses Zeitalters nennen? — und denen zu, die ihm ideologisch oder interessenmäßig verbunden sind. Die Rationalisierung hat ihre dämonische Ambivalenz erwiesen. Die Krise ist nicht allein eine wirtschaftliche, sondern eine totale, in Amerika wie in Europa. Allzuweit hat sich die heutige Zivilisation von den natürlichen Gesetzen eines biologisch begründeten Menschendaseins entfernt, ehe sich herausstellte, daß die Formeln der Wirtschaft falsch waren. Länder und Völker müssen, wenn sie gesunden wollen, andere Wege suchen. Entscheidend wird die staatliche Struktur sein, der Übergang des Primates von der Finanzautokratie auf die Organisation der Volksgemeinschaft im Geiste sozialer Gerechtigkeit. Und daß nach dem Vorgang europäischer Staaten auch Amerika diesen Weg gehen muß, wird mit der Genehmigung der Rooseveltschen Botschaft durch den Kongreß historische Tatsache. *E. B.*

Kasimir Edschmid: Das Südreich. Roman der Germanenzüge. Mit zehn Tiefdrucktafeln. (Paul Zolnay Verlag, Berlin-Wien-Leipzig.)
Kasimir Edschmid durchfährt auf einem kleinen Opelwagen Süditalien und Sizilien. Den Reisebericht nennt er „Roman der Germanenzüge". Der Bericht als solcher mutet einigermaßen feuilletonistisch an. Was das Buch bemerkenswert macht, ist das historische Material, das uns in flüssiger Konversationsmanier entwickelt wird. Die abenteuerliche Großartigkeit der süditalienischen Germanenreiche des frühen und des ansteigenden Mittelalters ist schon rein stofflich so fesselnd, daß es sich lohnt, Edschmids Buch zu lesen. Freilich begeht der Autor einen in unserer Zeit nur zu häufigen Fehler: er sentimentalisiert die Weltgeschichte. Und das soll man mit der Weltgeschichte doch lieber nicht tun, auch nicht auf mondäne Weise mit automobilistischen Zwischenbemerkungen. Die sachlichen Hintergründe des Buches wirken aber trotzdem stark. Es ist zumindest instruktiv.
Walther C. F. Lierke

Reinhold Schneider: Philipp II. (Verlag von Jakob Hegner in Leipzig.)
Das meisterliche Werk eines gewissenhaften Geschichtsforschers und gestaltenden Dichters. Wie der Verfasser bei strengster Wahrung historischer Gegebenheiten seinen Stoff dichterisch formt und mit der Schönheit einer vollendeten Sprache durchglüht, wie er die Gestalten Karl des V., Philipp II., der hl. Therese, mit dem Pinselstriche alter Meister in die flimmernde Luft der spanischen Landschaft hineinstellt, das erhebt Schneiders Buch zu einem Kunstwerk schlechthin. Hier beginnt eine neue Art der Geschichtsschreibung. *A. Wisbeck*

DIE KUNSTZEITSCHRIFT

„Der Sportfischer"



soll von **jedem waidgerechten** Sportfischer gehalten werden. *„Der Sportfischer"* bringt Text- und Bildermaterial aus aller Welt, darunter auch große mehrfarbige Kunstdrucke

½jährlich RM. 3.—, jährlich RM. 6.—. Man abonniert bei seinem Briefträger, beim Postamt oder direkt beim

FISCHEREISPORT-VERLAG DR. HANNS SCHINDLER,
Fischerei-Buch- u. Kunsthandlung
München NW 2, Karlstraße Nr. 44
Tel. 596160

Das schönste und wertvollste

GESCHENK!

Die gesunde und praktische
LEBENSWEISHEIT
nach gesammelten Erkenntnissen der Philosophie vom Altertum bis zur Gegenwart

Zusammengefaßt in dem Buch

„Für stille Stunden"
durch v. Krempelhuber

450 Seiten in Ganzleinen geb. **nur M. 2.85**
zuzüglich 40 Pfg. für Porto

Zu beziehen durch

G. Hirth Verlag AG., München
Herrnstraße 10

Ein Buch fürs Leben! **Zur Erbauung für Jung und Alt!**

Begründer: Dr. GEORG HIRTH. — Verantwortlich für die Schriftleitung: ARNOLD WEISS-RÜTHEL; für die Anzeigen: GEORG POSSELT, beide in München. — Verlag: G. HIRTH VERLAG AG., München. — Für die Herausgabe in Österreich verantwortlich: J. RAFAEL, Wien I, Graben 29a (Eingang Trattnerhof). — Für die Redaktion Österreich verantwortlich: MARIANNE RAFAEL, Wien XIX, Hochschulstraße 25. — Alle Rechte vorbehalten. — Nachdruck strengstens verboten. — Copyright by G. HIRTH VERLAG AG., München. — Druck: G. HIRTH VERLAG AG., Buch- und Kunst-Druckerei, München, Herrnstraße 10. — D.-A. 9000. — Entered as second class matter, Postoffice New York, N. Y. — Manuskripte sind nur an die Redaktion der „Jugend", München, Herrnstraße 10, zu senden; Rücksendung kann nur erfolgen, wenn Rückporto beiliegt.

Gallische Phantasie

Erich Wilke



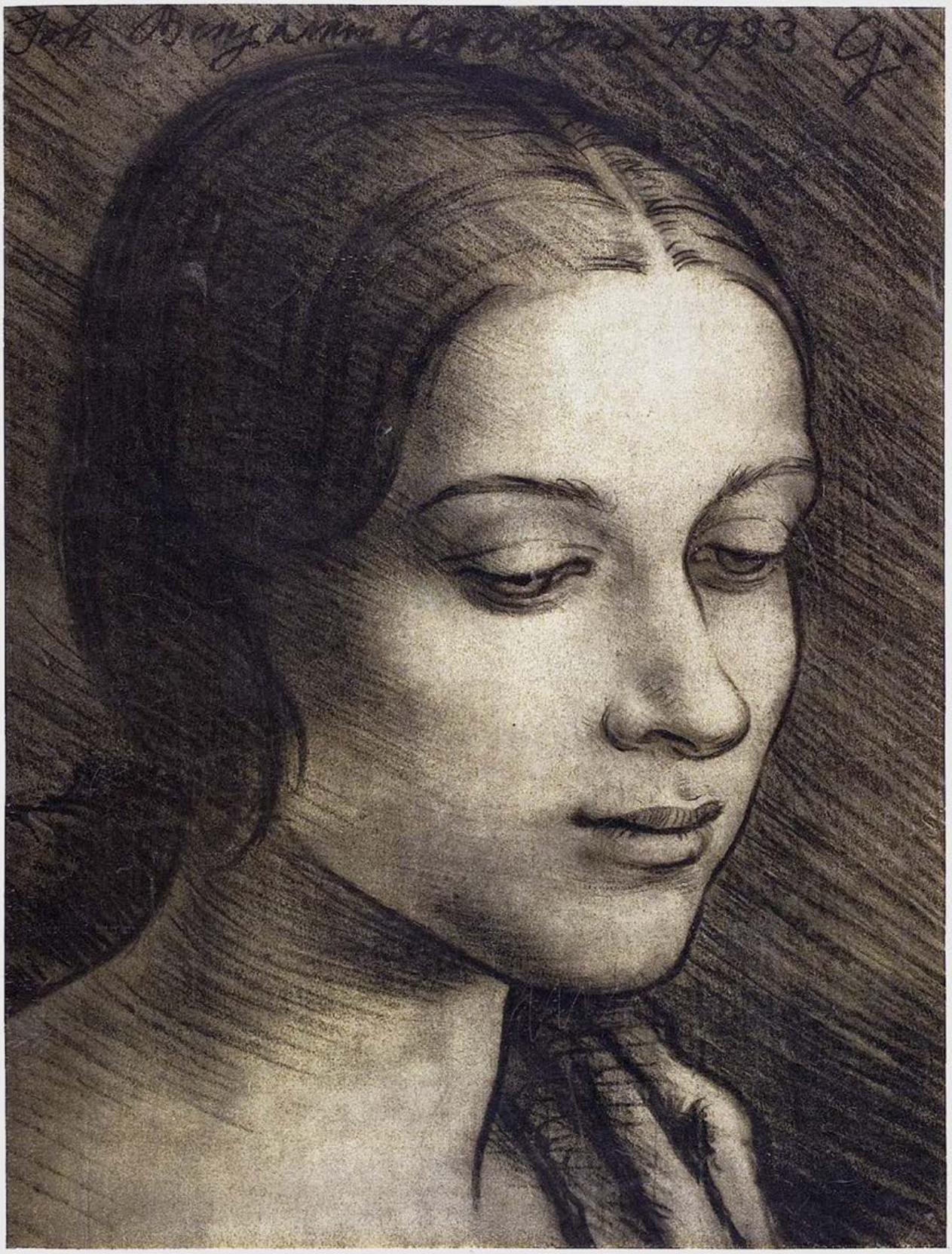
„Voilà . . .! Langrohrgeschütze haben sie auch schon wieder . . .“



JUGEND

PREIS 60 PFENNIG

MÜNCHEN 1934 / NR. 14



Gertraud

Benjamin Godron-München

JUGEND
39. JAHRGANG 1934 / NR. 14



Grünewald Selbstbildnis

Der Meister

VON ARNOLD WEISS-RÜTHEL

Durch jenes wunderbare Gemälde, das als „Isenheimer Altar" berühmt ist, geriet in diesem Jahrhundert, da das köstliche Bildwerk die Bewunderung der ganzen europäischen Kulturwelt erregte, sein angeblicher Schöpfer — der Meister Mathias Grünewald — in den Geruch größter Frömmigkeit und Gottesehrfurcht.

Wiewohl ich es mir nicht einfallen lassen will, diese Meinung anzufechten und die tiefe christliche Gesinnung Mathias Grünewalds in Abrede zu stellen, glaube ich doch, um der unantastbaren Wahrheit willen, die aus jedem großen Kunstwerk zu uns spricht, den rein menschlichen Anlaß, sowie die Mittel zur Verwirklichung des schöpferischen Gedankens mit den Sinnen eines lebendigen Menschen ergründen und beurteilen zu dürfen.

Die große metaphysische Idee eines Zeitalters, das wir die Gotik nennen, die erwiesen ist in unzähligen Werken von ergreifender Schönheit und Macht, läßt sich gewiß am gerechtesten erklären aus dem religiösen Inhalt, der geistigen Sphäre dieser Epoche.

Erhaben in seiner Klarheit und Verklärung durch das Werk steht der katholische Gedanke inmitten eines Jahrhunderts zwischen dem Göttergeist der Antike und dem Formenprunk der Renaissance.

Aus dem Wunder der Erlösung ringt mit der gebietenden Kraft des Glaubens sich der Trieb zur hundertfältigen Darstellung: die Passion ist der gewaltige, das Höchste — Letzte fordernde Vorwurf.

Aus der Mystik des Mittelalters wachsen die Kräfte, die dem Katholizismus zu höchster Ehre gereichen.

Wie töricht wäre es, für die Großtat der künstlerischen Schöpfung einen anderen Nährgrund zu suchen, als den fruchtbaren Boden der christlichen Weltlehre.

Hierin sind alle Klugen sich einig, und wie vor den ehrfurchtgebieten-

den Denkmälern der alten Ägypter, den Plastiken der Antike und den Tempeln und Götterbildern der buddhistischen Völker des Ostens, — die alle das metaphysische Wunder höchster Immanenz zum ewigen Bestand irdischen Kulturguts vereinigt — beglückt in den Schöpfungen der Gotik uns die Blüte des christlichen Geists in Europa.

Von allen Werken jedoch, die aus dieser fruchtbaren Zeit uns erhalten geblieben sind, überragt des Mathias Grünewald großer Dreiflügelaltar die Gesamtheit der Schöpfungen aller Nationen.

Vor seinem Leuchten bannt freudig und gläubig die Seele den Sinn zu der Andacht, die keines anderen Werkes Schönheit mehr aus ihrer erlauchten Tiefe zu locken vermag. Mathias Grünewalds Christus, diese letzte und vollendetste Abstraktion des Erlösers in Gott, darin der Wandel, die Lehre, das Verlöschen im Sterben und die Glorie der Auferstehung als der schon körperlos gewordene Gedanke eines Körpers sich strahlend bekunden und beweisen — dieser Christus ist gleichwohl ein zerfetzter, geschundener, grausam geschändeter Leib, dem die Spuren der Verwesung anhaften.

Sähe man nur diesen Leib, diesen zerrissenen Körper des Gekreuzigten, — Grünewalds Christus würde sich in nichts unterscheiden von dem so völlig hoffnungslosen Holbeins.

Aber dieser verendende Leib ist durchsichtig, wie ein köstlicher Diamant, durchströmt vom Licht himmlischer Reinheit, er ist der Augenblick und die Ewigkeit in einem — der göttliche Mensch und der menschliche Gott.

Man hat gesagt: nur die letzte Vertiefung in das Mysterium kann mit einer solchen Kraft zur Darstellung begnaden.

Dem wäre entgegenzuhalten, daß die malenden Mönche in den Klöstern des Mittelalters, Heilige in Lebensweise und geübt in der strengen geistigen Zucht, abgekehrt von den Äußerlichkeiten der Welt, nie und nirgends auch nur ein Werk hervorgebracht haben, das mit den Schöpfungen der freien Meister und insbesondere mit Mathias Grünewalds Altarbild sich vergleichen ließe.

Sie haben das Licht ihrer seligen Einfalt dem Werk eingeflößt und Kostbarkeiten der gläubigen Demut entrungen — aber jener, das Kunstwerk vermögende Dualismus war ihnen fremd; ihre Liebe zu Gott entbehrte glücklich jedweder Versuchung und Prüfung durch den sinnlichen Reiz des profanen Lebensgefühls. Sie wußten sich eins mit der Welt, in der sie lebten, und die nichts mehr gemeinsam hatte mit der Welt außerhalb ihrer Mauern.

Sie waren Heilige.

Aber der Meister Mathias Grünewald war ein Künstler.

*

Als Mathias Grünewald mit viel Bedacht und vorbereitender Energie an die Komposition der mittleren Tafel sich heranmachte, wußte er, daß die ganze Stärke seines Gemäldes einzig vom Gelingen der Christusfigur abhing. Die zahlreichen und unermüdlich geschaffenen Vorstudien brachten ihn von Strich zu Strich näher an die Vorstellung heran. Aber er sah wohl bald ein, daß die geklärteste Vorstellung nicht über den Mangel des Schaubaren hinweghelfen konnte.

Schon hatten die Buben und Gesellen die große Tafel fein säuberlich grundiert, aber der Meister zögerte immer noch.

Zeichnung um Zeichnung wurde verworfen.

Mittags saßen alle Beteiligten, vom farbenreibenden Lehrjungen bis zum tüchtigen, erprobten Gesellen, um des Meisters Tisch und trachteten danach, in nutzbringender Rede und Gegenrede, etwas von ihres Lehrherrn gültiger Meinung zu erhaschen.

Sie tranken Wein und ließen sichs wohl schmecken; auch waren sie guter Dinge, denn das Leben bot viel des Schönen und Frohen.

Mathias Grünewald nährte indeß einen Gedanken, der ihm tauglich erschien, wiewohl er noch nicht wußte, wie er ihn verwirklichen sollte.

Darum nahm er eines Tages seinen Altgesellen ins Gespräch und verließen die beiden die Stadt, um an des Freimanns Türe zu pochen.

Nichts ist sündhaft, was dem Höchsten zur Ehre gereicht.

Der Künstler ist ein Kriegsmann, dem Wagemut wohl ansteht; an den Vorurteilen der Umwelt nimmt er keinen Teil.

Aber man betrieb die unerläßlichen Vorbereitungen mit viel Vorsicht, da man die öffentliche Meinung nicht herausfordern wollte.

Eines Nachts beförderten sie eine Leiche in des Meisters Werkstatt. Dort hatte der Geselle aus rohen Balken ein Kreuz zusammengezimmert.

Sie nagelten den Toten an das Holz.

Peitschten seinen Leib mit Dornen und preßten ihm die Stachelkrone in das Haupt.

„Wie häßlich . . . !“ sagte der Geselle.

Aber der Meister entgegnete: „Es gibt nichts Häßliches!“

Augenblicklich griff er zu seinem Handwerkszeug, zeichnete, zeichnete und zeichnete.

Noch in der Nacht saß er beim Schein der Laterne vor dem Objekt und arbeitete mit eiserner Hand.

Da war er ein Prophet, der Gesetze schrieb.

Was sein Stift in das Papier grub — galt.

Er brauchte den Leib.

Die Tatsache.

Er brauchte das Leben.

Und da er es niederschrieb in klarer, männlicher Ruhe und Entschlossenheit, meisterte seine Hand die erlauchte Gesinnung des Geistes.

Das Werk bedarf des Menschen, des ganzen, fertigen Menschen.

Er hätte in diesem gewaltigen Augenblick sagen können: die Kunst — bin ich.

Denn er war es!

Als die Zeichnung fertig, das Objekt beseitigt war und wieder ein Tag anbrach, offenbarte sich Gott im Künstler.

Mathias Grünewald übertrug das Geschaute mit kalter Inbrunst auf die Tafel und schuf einen Christus, der das Ende ist und der Anfang.



Einzug in Jerusalem J. Hahn



Mariae Geburt — **Albrecht Altdorfer (1480—1538)**

WACHSTUM

Es wächſt ein Baum in Ringen
und ſeine Krone zweigt
bis von gereiften Dingen
ſie ſchwer ſich überneigt.

So wächſt der Menſch im Blute,
und ſeine Seele liebt,
bis aus dem Geiſt das Gute
ſich reif und ſelig gibt.

Georg Schwarz



Straße in Italien — Fritz Herpfer-München

HANS FRIEDRICH BLUNCK:

SCHWEIGENDE BEGEGNUNG

Sie saßen im Zuge einander gegenüber, schon eine Stunde lang, hatten beide den Wunsch, ein höfliches Wort zu sagen oder auch nur in dieser ewigen Wiederholung der vorüberjagenden Landschaft sich mitzuteilen, eigene Worte zu hören.

Im Fluß, der neben der Bahnstrecke hochgeschwollen vom Regen vorüberzog, schwamm plötzlich deutlich erkennbar und nahe am Ufer ein bunter Kinderball. Die Frau dachte lächelnd an ihr Heim, hörte kleine Stimmen, die nach ihr riefen, und hätte gewünscht, davon zu erzählen. Der Mann stellte sich vor, wie rasch der Ball mit dem Fluß talab triebe, berechnete, wie weit er fahren könnte, bei welchen Häfen er vorbei käme und welche Gefahren, Sande und Dickichte am Weg ihn auffangen könnten, ehe er das Meer erreichte.

Eine Stadt nahte. Der Zug hielt in der schmutziggrauen Bahnhofshalle. In der halben Dämmerung des Himmels, der den Tag regnerisch überhing, streckten sich die Schienen schwarzblank und düster unter den Gewölben entlang. Die Blicke der Reisenden folgten den Strängen; sie sahen, durch das Fenster schauend, beide zugleich eine blauschwarze Taube, die sich unter die Halle gewagt hatte und ruckend und pickend, mitunter unruhig aufschauend, nach Brotkrumen zwischen den leeren Geleisen suchte.

Der Mann und die Frau lächelten; jeder von ihnen sah, daß auch der andere hinüberschaute; so nickten sie einander zu und fühlten sich im Blick verbunden. Der Mann mußte dabei an den Wald denken, der jenseits seines Hauses lag, jeden Morgen hörte er das Ruckuh der Hohltauben drüben in den Buchen.

Er versuchte, ein Wort davon hinzuwerfen, aber es gelang nicht, er empfand, die Frau dachte schon wieder ferner.

Die hatte ihre Kinder noch im Sinn gehabt, die auf sie warteten; da war dies Tier wie aus einem Bild mitten in ihre Gedanken gekommen. Und weil die Taube ein Symbol der Religion war, die ihr Leben beherrschte, sank ihr Blick, von ihren Kindern abschweifend, nach innen. Sie fand nicht Wald, nicht Jagd, nicht Strom, nicht Meer, sie sah ein altes Gemälde, auf dem sie selbst als kleines Mädchen dargestellt war. Von einem frommen Maler war darüber schwebend eine Taube gezeichnet, die sich auf einem Zweig niederließ. „Hat er recht getan?“ dachte sie, prüfte kopfschüttelnd ihr Leben nach und seufzte lächelnd.

Und dann kam wieder Frühlingsland, das der Zug jagend durchfuhr. Die Sonne brach durch; das helle Grün der Birken, die bräunlichen Spitzen des knospenden Ahorn färbten die Höhen; dunkel lagen die Föhren dazwischen. Die Frau dachte, daß es ein Land gleich diesem gewesen war, durch das sie einst auf ihrer Brautreise gefahren war. Frühling war ihr nie anders als Erfüllung langen Wartens, als keimende Mütterlichkeit erschienen. Der Mann ihr gegenüber war auch beschwingt von der Landschaft. Der Himmel zerteilte sich, er hob den Kopf und hätte von einer großen Reise über See, von fremden Völkern erzählen mögen. Aber es gelang ihm nicht; der Blick der Frau lag lächelnd, traumvoll auf einem Haus mit spielenden Kindern. Er wagte nicht, sie zu stören.

„Herrlich ist der Tag“, dachte sie, und sah die sprießenden Blumen, Wiesenschaumkraut und Löwenzahn, in den schwingenden Mulden des Tals. „Schön endet der Tag“, dachte der Mann, und blickte zu einem Flieger empor, der unhörbar unter den wehenden Wolken über den Himmel zog.

RUDOLF STEINER:

DIE RETTUNG

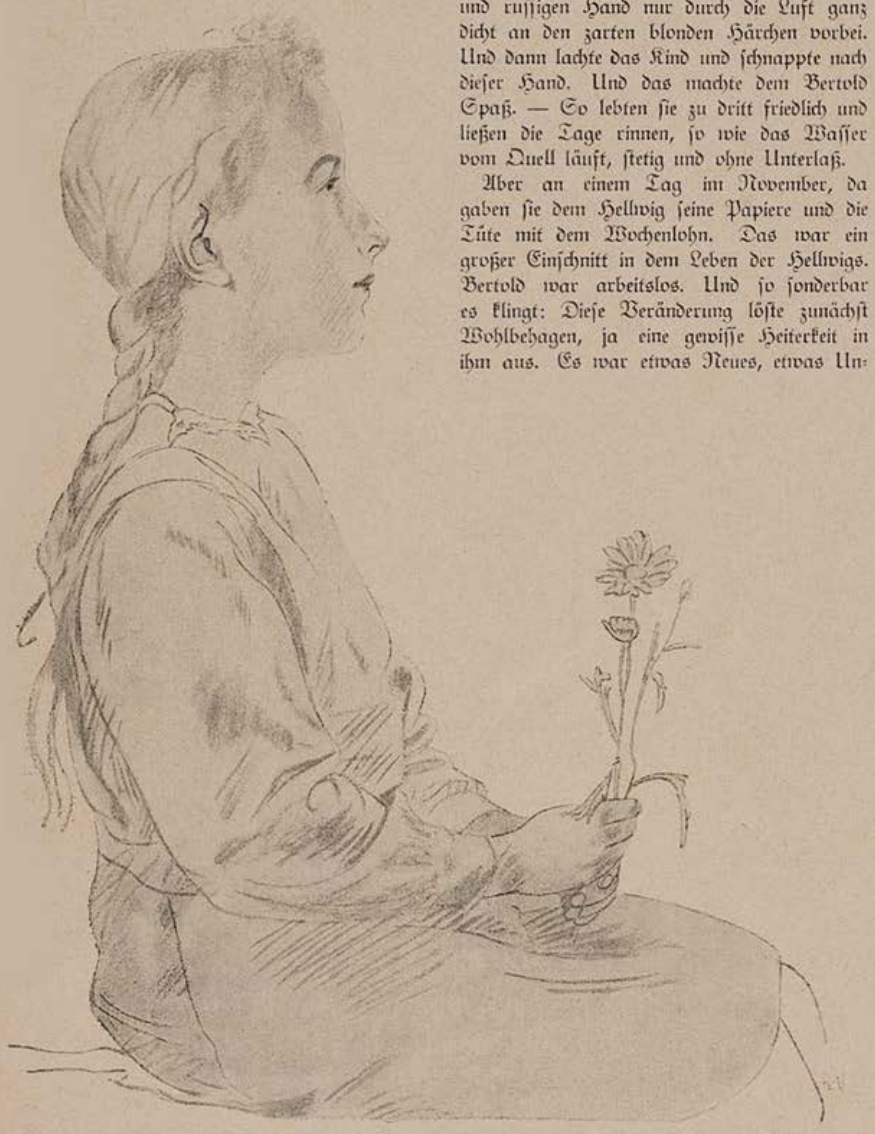
Sie hieß Erna Hellwig und war die Frau eines Bergarbeiters. Sie führten ein Leben, das glücklich zu nennen war, weil es sich am Rad der Gewohnheiten, die sie mit Liebe und Teilnahme erfüllten. Im dritten Jahr ihrer Ehe wurden den beiden ein Mädchen geboren, das sie Margit nannten. Eine Tochter — das hieß zunächst, daß die Familie um einen Kopf gewachsen war und das bedeutete, daß der Daseinskampf härter wurde. Aber es war zugleich ein Reichtum, der mit Worten nicht zu beschreiben ist. Es war die Erfüllung ihrer Gemeinschaft. Allmählich kam ihr zu Bewußtsein, daß der Mann, der in der Grube arbeitete, und den sie kaum sah, wenn er frühmorgens, wo noch die Schatten der Nacht in den unausgeschlafenen Vorstadtstraßen lagen, zur Schicht fuhr, eine zweite Rolle in ihrem Dasein spielte. Das Leben am Werktag war Sorge und Arbeit. Darüber stand, beinahe ein wenig unwahrscheinlich der Sonntag, mit Schlaf, frischer Wäsche, einem ordentlich zubereitetem Essen, einem Gespräch, das ein wenig über der Alltäglichkeit flatterte — Musik — und dem abendlichen Gang vor die kleine Stadt. Die Laternen funkelten — ganz von ferne roch man den Wald, stumm und friedlich ruhten die Schächte ...

Dann kam das Kind und schrie und weinte und wuchs. Es war ein kleines Wesen, mit Stecknadelaugen und einem winzigen Mund, der schmatzte und Laute von sich gab, wie bei kleinen Tieren. Der Bertold hatte sich an dieses kleine Wesen mit der Zeit gewöhnt, er sah sich's nachdenklich an und oft, wenn er streicheln wollte, fuhr er mit seiner schmierigen und russigen Hand nur durch die Luft ganz dicht an den zarten blonden Härchen vorbei. Und dann lachte das Kind und schnappte nach dieser Hand. Und das machte dem Bertold Spaß. — So lebten sie zu dritt friedlich und ließen die Tage rinnen, so wie das Wasser vom Quell läuft, stetig und ohne Unterlaß.

Aber an einem Tag im November, da gaben sie dem Hellwig seine Papiere und die Tüte mit dem Wochenlohn. Das war ein großer Einschnitt in dem Leben der Hellwigs. Bertold war arbeitslos. Und so sonderbar es klingt: Diese Veränderung löste zunächst Wohlbehagen, ja eine gewisse Heiterkeit in ihm aus. Es war etwas Neues, etwas Ungewohntes. Das Ungewohnte bestand darin, daß er nun nicht mehr in der Dunkelheit aufzustehen brauchte, zur Schicht fuhr, abends müde und bedreckt nach Hause kam, sich hastig und gleichgültig wusch, das Essen herabwürgte, um dann wie ein Klotz aufs Bett zu fallen und zu schlafen. Das Sichausruhenkönnen, das Nichtstun war ein fremder Genuß und der machte ihn zufrieden. Die Tage und Wochen vergingen. Die Erna Hellwig tat wie immer ihr Tagwerk. Schmaler war jetzt der tägliche Tisch, denn die Pfennige mußten zusammengehalten werden. Die Frau murrte nicht über das Unglück, das gehörte für sie zum Schicksal ... sicher würde der Augenblick kommen, da man die Rückkehr in das Frühere erleben und erst richtig als Glück empfinden würde. Sie hatte jetzt den Bertold zu Hause und sah das als Gewinn. Er kümmerte sich um das Kind und das verringerte ihren Pflichtenkreis. So fühlte sie sich manchmal glücklicher als früher. Oft ging sie mit Bertold durch die Straßen der Stadt. Dann blieben sie vor den Läden stehen und schmiedeten Pläne. Sobald er wieder in Arbeit war, würden sie sich dieses und jenes anschaffen: Fürs Kind ein Kleidchen und ein Tischchen. Und außerdem ein Bilderbuch wünschte Margit. Und er sollte sich einen Anzug kaufen. Sie wünschte sich Geranien ans Fenster. Sie waren jung und voll Hoffnung ...

An einem Tage fings anders an. Da wurden die Worte zwischen ihnen seltener und die Spaziergänge hörten auf. Der Winter war da und kostete Geld und das Geld war knapp. Die Gleichförmigkeit der Tage lähmte die Nerven. Nun muß ich etwas tun, dachte Bertold. Am nächsten Zahltag ging er in die Kneipe. Er trank ein paar Glas Bier und fühlte sich wohler. Da saßen die Kumpels und spielten Karten. Der Bertold sah ihnen zu. Sie spielten um Pfennige, aber sie taten so aufgeregt, als ginge es um das Zehnfache. In der Nacht schlief der Bertold schlecht. Aber am nächsten Morgen war er munter und aufgeräumt. Er freute sich auf den Abend. Auf die Kneipe, auf das Bier und auf die Karten. Er begann nach einigem Zögern zu spielen. Er hatte Glück. Anfänger haben immer Glück. Drei Mark hatte er gewonnen — Donnerwetter! Das waren 21 Mark in der Woche und dazu die Unterstützung. Da ließ sichs leben. Die Erna brauchte nichts davon zu wissen.

Hellwig gewöhnte sich schnell an dieses „neue" Leben. So schnell, daß ihm seine Wandlung gar nicht zu Bewußtsein kam. Kleidchen, Bilderbuch, Kaffeetopf, Geranien am Fenster — Herrgott — er war doch ein Mann! Wie ein Weibsbild hatte er sich in den vergangenen Wochen aufgeführt. Das Kind geschaukelt und gefüttert. Dazu war doch die Erna da. Man mußte sich umtun — gebratene Tauben fliegen einem nicht gratis in den Mund.



Margit A Vollmar



Niederbayerische Landschaft — Franz Doll

Landschaft

Eine Landschaft ist ein frommer Glaube,
Eine Hymne oder ein Gebet —
Schweigsam und entgöttert, wenn der taube
Mensch vor ihrer Offenbarung steht.

Erst wenn er die reinsten seiner Stunden
Willig atmen hört in ihrem Schoß,
Fühlt er sich gesegnet und verbunden,
Denn er hat den Liebesweg gefunden
Zu der Schöpfung schlichtem Bruderlos.

Maria von Ribbentrop

Es ging allmählich bergab mit Hellwig. Die Erna hatte es gemerkt. Sie schwieg. Sie hatte sich damit abgefunden, als er arbeitslos war, so fand sie sich auch mit dieser Tatsache ab. Sie lebte für ihr Kind. Mit dem Bertold hatte sie sich auseinandergelebt und es wäre vielleicht zum Schlimmsten gekommen, wenn nicht ein außergewöhnliches Ereignis die Wendung bewirkt hätte.

An einem linden Märztag stand die Erna Hellwig mit ihrem Kind vor der Haustür, als die Nachbarin sie anredete. Auf der Zeche „Friedrich Karl" hätten sie neue Leute eingestellt, warum denn der Bertold sich nicht melde. Die Erna nickte dankbar. Dann saß sie in ihrer Küche und dachte nach. Und plötzlich schoß ihr alles Blut zu Kopf. Daß sie daran bis jetzt nicht gedacht hatte? Sie schloß die Kommode auf — richtig, da lagen Bertolds Papiere. Sie nahm sie und tat sie in ihre schwarze Ledertasche. Sie holte ihr Tuch, nahm das Kind und machte sich auf den Weg nach D. zur Zeche „Friedrich Karl". Der Weg dauerte eine knappe Stunde. Er führte erst durch rußige Vorstadtgassen — plötzlich kam man ins Freie. Auf der einen Seite lagen krank und verkümmert die Felder — auf der andern zog sich der Bahnstrang hin. Erna schritt rüstig aus. Ein blasser Himmel schwamm über der Landschaft, Krähen schwangen sich in die Luft und schossen blitzschnell herab um sich in jähem Schwung zu erheben ... Jetzt stand Erna vor der Bahnüberführung. Drüben lag die Zeche „Friedrich Karl". Ernas Herz hüpfte vor Aufregung.

Als sie eine halbe Stunde später das Zechengebäude verließ, kam sie sich vor wie im Traum. War denn das wirklich wahr. Der Bertold sollte morgen um elf kommen und sich vorstellen. Seine Papiere hatten sie gleich dabehalten. Und am Montag dürfte er anfangen. Die Erna war so glücklich, daß sie singen mußte. Sie sang: „In der Heimat, in der Heimat, da gibt's ein Wiedersehen". Obwohl es nicht recht paßte. Oder doch. Die Heimat: Das war die Zeche „Friedrich Karl". — Erna lief wie eine Blinde übers Feld. Sie stand vor der Bahnüberführung und sah wie sich der Arm der Schranke in der blanken Luft langsam senkte. Mit einem Sprung war sie unten durch und stand auf den Schienen. Ihr Fuß glitt über den schwärzlichen Kies. Mit einem Male stockte sie. Sie war mit ihrem Absatz in der Schiene stecken geblieben. Der Fuß war gefangen. Sie bückte sich und versuchte ihren Fuß aus der Umklammerung zu befreien. Aber der Absatz saß wie festgewachsen. Sie hörte das Brausen und Rauschen des herannahenden Zuges. In Sekunden war es entschieden. Das Kind in ihrem Arm schrie. Das Kind muß ich retten, dachte sie blitzschnell. Sie legte sich flach auf den Leib und schob den kleinen Körper so weit sie konnte von sich. Dann richtete sie sich auf. Die Schiene hielt ihren Fuß bis zur Ferse umklammert. Sie ruckte. Alles Blut strömte ihr zu Herzen. Ihre Hände wurden leblos und wächsern. Im Mund fühlte sie dicken Sand. Schreien können — schreien — dachte sie krampfhaft. Aber die Lippen öffneten sich lautlos. Undeutlich vernahm sie ein Brausen — etwas Schwarzes — Ungeheures nahte sich mit unwiderstehlicher Gewalt ... Sie sah nichts mehr ... sie sank in Ohnmacht hin.

— — — „Nein, Herr Hellwig, das tut mir außerordentlich leid — zu Ihrer Frau dürfen Sie jetzt auf keinen Fall", sagte die Schwester freundlich, aber mit einer Stimme, die jeden Widerstand ausschloß. Aber als der Mann bewegungslos verharrte: „Es ist schwer, Herr Hellwig — Schädelbruch — aber wir werden sie durchbringen — nur die Hoffnung nicht verlieren ... und hier" — die Schwester zog einen Zettel hervor, „ihre Frau hat das gesagt, als sie aus der Ohnmacht erwacht war." — Hellwig nahm den Zettel und steckte ihn ein. „Kommen Sie morgen — ganz früh — dann dürfen Sie ihre Frau sehen", sagte die Schwester und gab ihm die Hand.

Hellwig nickte. Er ging stumm durch die weiten Gänge des Krankenhauses. Weiß und ruhig war hier alles. Er stand vor dem Portal, die Sonne blendete. Plötzlich schrak er zusammen und griff in die Tasche. Er zog den Zettel hervor und las ihn. Er las ihn ein zweites Mal. „Morgen Zeche ‚Friedrich Karl' — Papiere dort."

Noch einmal las er diese sechs Worte. Plötzlich liefen ihm die Tränen über die Wangen, ohne daß er sich dagegen wehren konnte.

DER SPIELER

VON KARL KURT WOLTER

Jetzt hatten sie sich wiedergetroffen. Nach zwanzig Jahren.

Es war am Abend nach einem schwülen Tag gewesen. So schwül, wie ihn der Juni in anderen Jahren nicht nach Savoyen zu bringen pflegt. Louis Morand hatte noch keine Lust zum Schlafen verspürt und war daher — ein wenig gelangweilt — in den Wirtsgarten hinter dem Gasthof getreten. Das dunkle Dach der Kastanienbäume ließ keinen Schimmer von den Sternen in den Garten dringen, in dem viel leere Tische standen. Einige Dorfbewohner saßen stumm vor ihrem Rotwein; irgendwo, weiter im Hintergrund, lärmte eine Gruppe beim Kartenspiel.

Louis Morand setzte sich seitwärts an einen der Tische und bestellte einen Schoppen Roten. Der Wirt brachte ihn selbst und wünschte, daß er „dem Herrn Ingenieur gut bekommen möge". Dann war Morand wieder allein, ganz seinen Gedanken überlassen. Heute also war seine Arbeit hier beendet. Eine Privatgesellschaft hatte ihn mit den Vorvermessungen für ihre geplante Eisenbahnstrecke beauftragt. Die Gegend erschien ihm eigentlich nicht besonders geeignet. Man sollte die Bahn besser an der anderen Talseite vorbeiführen. Morgen würde er's den Herren in Paris vorschlagen. Wann fuhr doch sein Zug?

Morand rief den Wirt. Aber der wußte es nicht genau, weil er so selten in die Stadt hinunterkam. Gewiß könnte es Doktor Barrain angeben; der säße gerade dort beim Kartenspiel: „Herr Doktor Barrain! Sie verzeihen ..." —



Varieté O. Nückel

Barrain? Morand stutzte bei dem Namen. Doktor Barrain ... so hieß doch Jean-Baptiste in Paris — ach, es war lange her.

Morand stand erregt auf und ging an den Spieltisch, um den Angeredeten zu betrachten. Kein Zweifel, es war Jean-Baptiste Barrain; etwas gealterte Gesichtszüge, nun ja, man hatte sich seit seiner Studienzeit nicht mehr gesehen.

Da erkannte auch Barrain den Ingenieur. „Du hier, Morand? Mon dieu, das nennt man Zufall!"

„Eine dienstliche Arbeit. Du mußt erzählen ..."

Der Doktor rechnete erst noch mit seinen Partnern ab, ehe er an Morands Tisch hinüberkam.

Da saßen nun die beiden unter den hohen Kastanien und redeten von ihrem Leben. Es war „nicht viel los im Ort, du weißt, wie so eine Landpraxis ist; man spielt seinen Tarock, aber keine besonderen Einsätze, die Leute wagen ja nix ..."

Und langsam drangen sie in die Vergangenheit zurück. Sie sprachen von gemeinsam erlebten Bekannten einer Pariser Studienzeit und tranken dazu von dem Rotwein. „Kannst dich an den und den erinnern?", wie man halbtote Freundschaften wieder auszugraben beginnt. Meist gleichgültige Leute. Und Jean-Baptiste qualmte aus seiner Pfeife. Aber dann fragte Morand plötzlich: „Weißt du noch — die blonde Germaine?"

Natürlich wußte Barrain. Er mußte es wissen; alles mußte er wissen. Wie war das damals ... Morand hatte sie zuerst kennengelernt, diese Schauspielerin — dafür hielt sie sich, obwohl sie nur Statistenrollen bekam.

Es waren auch nicht gerade die erhabensten Erinnerungen, die sie an die Frau knüpften. Man hatte damals übel gelumpt. Nächtelang gesoffen und gespielt; ihre Gelage dauerten gewöhnlich bis in die Frühe des folgenden Tages.

Der Medizinstudierende Jean-Baptiste Barrain war, von Morand eingeführt, ursprünglich nur des Spieles wegen gekommen, denn er gab sich gern als Spieler, als ein Spieler, der alles wagte. Germaine, die verwöhnte Frau der Großstadt, hatte sogleich Gefallen an dem robusten Landbewohner gefunden und hatte, da Barrain ihre Liebe nur wenig zu erwidern schien, sich bald heftig in ihn verliebt. Morand sah die Leidenschaft mit eifersüchtigen Augen. Es mußte zu einer Lösung kommen. Er sprach mit Barrain. Barrain schlug vor, im Spiel um die Geliebte zu setzen. Entrüstet hatte Morand abgelehnt und Germaine selbst die Wahl der Entscheidung überlassen: Louis oder Jean-Baptiste. Beide beteuerten, sie gleich stark zu lieben (obwohl Jean-Baptiste die Frau kurze Zeit darnach verlassen hat), und Germaine hatte sich für Jean-Baptiste entschieden. Der verschmähte Morand trennte sich bald von den beiden. Von ferne aber hatte er Germaines weiteres Schicksal verfolgt. —

Jetzt also hatten sich die einstigen Rivalen wieder getroffen; erstmals seit jener Trennung. Und sie redeten von Germaine. Sie sprachen fast so, wie Greise von ihrer Jugend erzählen; halb wehmütig, halb belustigt, und doch froh, daß alles überstanden.

„Weißt du, daß Germaine recht unglücklich war, als du sie damals sitzen ließest?"

Der Arzt brummte etwas und stopfte an seiner Pfeife, die keinen Zug geben wollte.

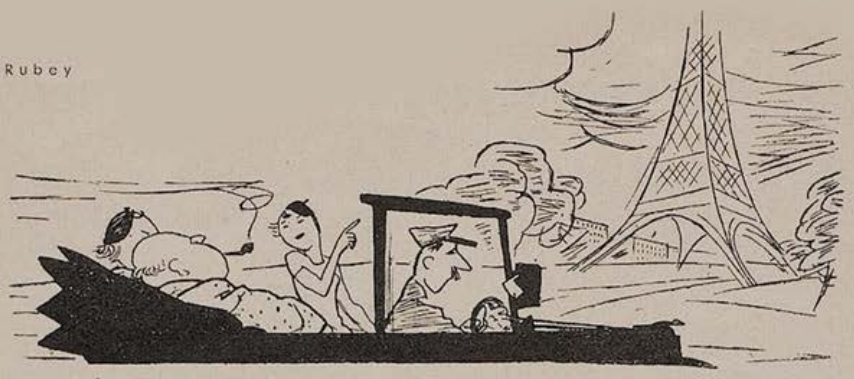
Morand ließ nicht nach: „Sie hat sich in ihrer Verzweiflung allen möglichen Kerlen an den Hals geworfen. Und dann geschah jener Mord ..."

„Welcher Mord?" Barrain schien nichts zu wissen.

„Sie hat doch diesen Rechtsanwalt erschossen, aus irgendeiner Eifersucht. Und wurde deshalb nach Guyana verurteilt, wo sie zugrunde ging ..."

Jean-Baptiste hatte nichts von alledem erfahren. Morand berichtete ihm die Einzelheiten. Stumm von der Nachricht blickte Barrain in die stille Nacht. Die Blütenkerzen der Kastanien fielen zu Boden und erfüllten die Luft mit ihrem Sterbeduft. Barrain saß gekrümmt, als sei er unter der Masse des Gehörten bedrückt. Vielleicht überkam ihn auch ein Gefühl von Schuldbewußtsein. Erst nach einer Weile sagte er gedankenvoll:

„Ja, das waren Zeiten damals, wenn man so zurückdenkt. Einmal, bei einem Spiel waren nicht weniger als zweiundsechzig Francs in der Kasse ..."



MR. UND MRS. HADDOCK IN PARIS

VON DONALD OGDEN STEWART

Sie winkten ein Taxi heran.

„Sag ihm, Mildred", sprach Mr. Haddock, „er soll uns in Paris herumführen."

Sie stiegen ein und das Auto setzte sich in Bewegung. Im Nu waren sie an der Seine. Der Chauffeur fuhr den Quai entlang.

„Da drüben ist wieder der Louvre", erklärte das neunjährige Mädchen. „Da auf dem rechten Ufer."

„Und hier ist das Abgeordnetenhaus", kündigte sie an. „Du schaust ja gar nicht!"

„Aber ich schaue ja", sagte der Vater. „Und da vor uns ist der Eiffelturm. Herrgott, ist der hoch, was?"

„Neunhundertvierundachtzig Fuß", sagte die kleine Mildred. „Das Woolworthgebäude ist siebenhundertfünfzig Fuß hoch."

„Nun, dann wette ich, daß er bestimmt nicht soviel gekostet hat."

„Was er gekostet hat, weiß ich nicht", sagte Mildred. „Aber jedenfalls enthält er zwei Millionen eiserne Nieten."

„Zwei Millionen fünfhundert tausend und drei", korrigierte der Vater. „Mrs. Jenkins hat sie gezählt."

Der Eiffelturm wurde größer und größer. Als sie sich demselben gegenüber befanden, brachte der Chauffeur plötzlich das Auto zum Stehen und sagte etwas auf französisch.

„Er sagt", übersetzte Mildred, „daß das der Eiffelturm ist."

„Potztausend!" rief Mr. Haddock, vor lauter Staunen die Hände in die Luft streckend. „Der Eiffelturm. Sieh nur, sieh!"

Der Chauffeur murmelte etwas, zuckte die Achseln und fuhr weiter. Jetzt ging's durch ein paar verhältnismäßig ruhige Straßen. Plötzlich gewahrten sie einen schönen, großen Bogen vor sich.

„Sag nichts", ließ sich Mr. Haddock hören. „Ich weiß, was das ist."

Sie ließen das Taxi halten, stiegen aus und schritten langsam hindurch. Mr. Haddock nahm den Hut ab und sie gesellten sich zu der kleinen Gruppe, die stillschweigend die Flamme beobachtete, welche über dem Grab des Unbekannten Soldaten brannte. Einer der Amerikaner sagte:

„Das ist eine Gasflamme, unten ist ein Rohr gelegt."

„Wenn die verlöscht", meinte eine der Frauen, „kann das recht gefährlich werden?"

„Ich möchte gern wissen, wer das Gas bezahlt", sagte ein anderer. „Im Jahr muß es ein ganz hübsches Sümmchen ausmachen."

Mr. Haddock nahm seine Tochter an der Hand und sie kehrten schweigend zum Auto zurück.

„Nun", sagte Mildred, auf den Straßenplan blickend, „jetzt fahren wir durch die Champs-Elysées auf den Place de la Concorde. Und dann — —"

„Und dann", sprach Mr. Haddock, „dann wird sich dein Vater vermutlich ein Gläschen zu Gemüte führen."

Während sie mit großer Geschwindigkeit die Champs-Elysées entlang fuhren, standen Mr. Haddock und Mildred auf und blickten auf den Triumphbogen zurück. Dann wendeten sie sich um: in einiger Entfernung erhob sich ein zweiter Bogen.



„Der Kerl, der diese Straße gebaut hat", sagte Mr. Haddock, „hat gewußt, was er tat."

Schneller und immer schneller fuhren sie und dann mündete die Avenue plötzlich in den größten Platz, den Mr. Haddock je gesehen.

„Die Place de la Concorde", meldete Mildred.

Das Auto fuhr rund um den Platz, wobei es zwei Springbrunnen umkreiste. Mildred wies über den Fluß.

„Da drüben", sagte sie, „ist wieder das Abgeordnetenhaus. Und da", sie zeigte in die Richtung, in der sie fuhren, „steht die Madelaine."

Mr. Haddock maß den Platz nach allen Seiten. „Ein riesiger Platz, was?" sagte er, „und eigentlich ganz unnütz."

„Marie Antoinette ist hier hingerichtet worden", erklärte Mildred.

„Ich habe nie einsehen können, warum", sagte Mr. Haddock.

„Das will ich dir ein anderes Mal erklären", versprach die Kleine.

„Und da", fuhr sie fort, „ist ein Obelisk."

„Wahrhaftig!" sagte Mr. Haddock. „Ich habe mir immer schon gewünscht, einen Obelisk zu sehen."

Sie verließen den Platz, gelangten in eine breite Straße und näherten sich der Madelaine. Dann schwenkten sie nach rechts und kamen auf einen besonders verkehrsreichen Boulevard, wo sie nach einer Minute von einem Verkehrspolizisten — es war der erste, den Mr. Haddock seit Wochen gesehen — aufgehalten wurden.

„Sieh doch!" sagte Mildred. „Da hier ist die Oper."

„Stimmt", sprach Mr. Haddock, „und da ist ein Café."

Sie entlohnten den Chauffeur, stiegen aus und gingen über den Boulevard gerade auf ein großes Café zu, vor welchem viele Leute an Tischen saßen.

„Das Café de la Paix", sagte Mr. Haddock, die Inschrift auf der Markise lesend. „Versuchen wir's einmal hier."

Und sie setzten sich nieder. Nach ein paar Minuten erschien ein Kellner und nach weiteren paar Minuten hob Mr. Haddock ein großes Glas schäumenden Bieres an die Lippen.

(Übertragen von Fanny Weiß.)

Der Lenz ist da!

Es ist selbstverständlich, daß die sorgsame Hausfrau an jedem Tage des Jahres ihre Wohnung gründlich säubert, daß sie es am Samstag noch gründlicher tut, und an einem Tage des Monats g a n z gründlich. Trotzdem wäre es wohl möglich, daß sich an der hinteren Fläche des linken Beines des Nachtkästchens ein Stäubchen angesetzt hat, oder daß eine Stubenfliege unter dem Henkel der grünen Vase eine Ablagerungs-Spur hinterließ, die bislang unentdeckt geblieben war. Diese letzten Fleckchen auf dem Ehrenschilde der Hausfrau zu tilgen, ist der alljährlich im Frühling stattfindenden Generalstöberung vorbehalten. Hier wird so gründliche Arbeit geleistet, daß selbst mikroskopische Untersuchungen bis in die tiefsten Eingeweide von Sofa und Matratze hinein keinen Rückstand eines Fremdkörpers mehr ergeben. Erst dann fühlt sich die gewissenhafte Hausfrau entlastet. Weniger Befriedigung über die Generalstöberung zeigt sich hingegen zumeist beim Gemahl. Denn die Männer sind von Natur aus schlampig. — — —

„M u a ß denn dös sei', Frauerl, daß alles auf'n Kopf g'stellt werd? Dös is do wahrhafti koa G'müatlichkeit nimmer, bal zwoa Tag lang 's Nachtkastl mit die Füaß nach ob'n steht, und 's Potschamberl an a'm Haken an der Wand hängt!"

„Bals dir herin net gmüatli gnua is, muaßt di halt an dei'm Hosenträger zum Fenster 'naushänga!"

„Wär' fast no besser, als zwischen offane Fenster und Tür'n im Zuahg z' sitzen. Hilft mi nix, wann in der Matratzen koa Staub mehr drinna is, und mi ziahgt nacha mei' Jschias z'samm wia an' Stopfelzieher. Liaber tat' i mi in Spinnaweb'n ei'wickeln, als daß i mit der Jschias auf a staubfreien Matratzen lieg'."

„Jawoi, aber wo die Bazillna, wo in der Matratzen drinna san, red'st nix! Kunnt' leicht sei', daß i g'rad a Diphterie-Bazill'n außiklopft hab'. Da fliagt's vielleicht g'rad davo."

„Freili, und mir pfeig'rad in Hals eini! I sag', wia's is: Dös Stöbern is unhygiänisch! Da werd der Dreeck nur no mehra aufg'wurlt. — Sixt as, jetz' muaß i scho huasten! Werd a Angina-Bazill vom Etascherl abig'roast sei'. Warum? Weilst eham sei' Ruah net laßt!"

„Laß mi aus mit dei'm Krampf! Di kenn' i scho. Dir war's ja a wurscht, wann dir die Spinna vom Plafond 'runter Eier auf'n Kopf leg'n. So schlampat san dö Mannsbilder. Liaber vakomma im Dreeck, als wia daß g'stöbert werd. — — Geh', setz' di a weng weg, jetz' werd der Fuaßboden mit Soda aufg'waschen."

„Hast scho recht g'habt, i werd mi halt zum Fenster 'naushänga müassen, damits d' Platz hast zum Stöbern. Da zahlst dei' Miete für a Wohnzimmer, an' Salon und a Schlafzimmer, und koa Fuaß breit bleibt übri, wos d' sitzen kannst."



„Nacha setz' di halt dawei auf's Etascherl 'nauf, da muaß i no net hi. Aber ziahg vorher deine Schuah aus, net, daß glei wieder a Dreeck auf'n Boden kimmt, balst abisteigst."

„I ziahg mi liaber glei ganz nackat aus und häng' mi an' d' Lampen hi, damit amoi a Ruah is."

„Naa, d' Lampen werd nacha aa putzt, aber auf's Fensterbrettl darfst di a Weil' hisetzen, balst die Füaß außihänga laßt. Hab' nix dagegen so lang bis i an's Fensterbrettl kimm."

„Jawoi, und nacha häng' i mi vielleicht an's Kleiderg'stell' hi bis Ostern."

„Freili, daß d' ma dös aa no himachst mit dei'm G'wicht! Ihr Mannsbilder habt's scho gar koan Vaschtehstmi net. Jed's Hendl woaß, auf welches Stangerl 's d'rauf muaß, wann ma sein' Stall ausmist', nur so a Mann woaß' net. Scham di!"

„Du, jetz' werst beleidigend! Und jetz' woaß i aa, was i z' tuan hab'. I bi koa Hendl, und auf a Stangerl setz' i mi aa net, aber zum Starkbier setz' i mi hi, solang, bis z' Haus a Ruah is und a Ordnung. Die Angina-Bazill'n, wos d' aufg'wurlt hast, tua i mir außischwoab'n mit Salvata, und Ab'nds werd schaffkopft bis morg'n früah, und nacha geht's zum „Donisl" zua die Weißwürscht, und nacha werd's g'rad Zeit sei' für'n Frühschoppen beim „Franziskaner". Brauchst mi nur hol'n lassen, wannst firti bist mit'm Stöbern!"

„So, zum Starkbier gehst! Und sixt, i bin g'rad mit'm Stöbern firti. Dös trifft si guat. I geh' aa mit zum Starkbier."

„Aha, dös ziahgt! Alsdann geh'n ma mitananda. Auf geht's!"

„Ha, Oide, guat war er, der Salvata, gehaltvoll und doch leicht. Und jetz' setzen ma ins auf a Bankerl in die Gasteig-Anlagen. Schaug amoi, wia die Bleami'n scho außidrucka! Und koan Staub gibt's da, und koane Bazillna. Ja, ja, inser Herrgott braucht halt koan Staubsauger, der laßt a Frühlingslüfterl über d' Welt hi weh'n, und weg is er, der Staub. Und mit Soda braucht er 'n Fuaßboden aa net abz'feg'n, der stöbert mit Reg'n. Und Platz is aa gnua da, wo's di hisetzen kannst. I sag', wia's is: die Natur is sauberer als wia's best g'stöberte Zimmer!"

..wenn in München,- dann Deutsches Theater.

„Freili, dös is scho wahr, aber schaug amoi, liegt da hint' net a Staniolpapierl? Daß die Leut' so unordentlich sei' müassen! Und da bei dein' Fuaß liegt a Ziehgarnstummi. So gar sauber is' halt in der Natur do aa net."

„Da ko inser Herrgott nix dafür, wei' er's Staniolpapier und die Ziehgarn net selber g'macht hat. Und bal der Mensch d' Matratzen net erfunden hätt', bräucht er's a net ausklopfa, daß der Staub



zwanz'g Kilometer weit dahiwurlt. Z'erscht hot der Mensch d' Müah, daß er was erfind't, und nacha muaß er's a no stöbern! I wui ja net g'rad sag'n, daß der Mensch a Depp is, aber a Hasi hat's besser."

„Di möcht' i amoi sehg'n, wannst nur a G'müas' kriag'n tatst und bei der Nacht in ara Erdhöhl'n schlaffa müaßtast."

„No ja, mir san halt scho verzog'n infolge der fellen Zifilisation. Da kannst nix mehr macha."

„Naa, aber ei'motten muaß i morg'n, damit ins net d' Schab'n in d' Wollsachen einikemma."

„Und i geh' scho in der Früah' zum Starkbier, damit i net wieder stör'."

„O mei, ös Mannsbilder! Ohne uns wärt's ihr ja scho lang am Staub dastickt und von die Schab'n aufg'fressen!"

Kleine Geschichten aus U. S. A.

Der galanteste Mann von Neuyork

Paul Whiteman ist nicht nur als „Jazzkönig" von Amerika, sondern auch als „der galanteste Mann von Neuyork" bekannt. Zu diesem schmeichelhaften Beinamen verhalf ihm — seine überwältigende Körperfülle. „Wenn Paul Whiteman in der elektrischen Straßenbahn einer Dame Platz macht, so können sich gleich zwei setzen", ist ein geflügeltes Wort in Neuyork.

Frechdachs

Frechdachs meldet seinen Besuch an.
Die Zofe bedauert:
„Die gnädige Frau sitzt im Bad."
Frechdachs lacht:
„Das macht nichts. Ich kann schwimmen."

Schwabinger Kurzgeschichte

Diese kurze Geschichte ereignete sich in einer in Schwabing gelegenen Gaststätte, die mit Vorliebe von Künstlern und Literaten besucht wird. Die Preise des Hauses sind, den wirtschaftlichen Verhältnissen seiner Gäste angemessen, denkbar mäßig. Trotzdem geschah es nicht allzu selten, daß ein Gast genötigt war, sich die auf Speise und Trank entfallende Zeche stunden zu lassen. Der, dem fröhlichen Schwabinger Volk wohlgeneigte Wirt, machte von diesen Stundungen nicht viel Aufhebens, sondern addierte sie diskret in einem Buch.

Eines Tages durcheilte ganz Schwabing die Kunde, daß der Maler L. ein Bild verkauft habe. Man nannte einen Preis von eintausend Mark, manche wollten sogar von vierzehnhundert gehört haben. Selbstverständlich gab der Fall Veranlassung, in der genannten Gaststätte ein größeres Fest zu veranstalten, zu dem L. alle in Betracht kommenden Vertreter des kunstschaffenden und schreibenden Schwabing einlud. Mehr noch als sonst drängten sich Maler, Bildhauer, Schriftsteller und Kunstgewerblerinnen an den Tischen. Als die Zahl der Versammelten etwa auf vierzig gestiegen war, erhob sich L. von seinem Platz zu einer kurzen Ansprache. Mit tiefer Ergriffenheit, führte er aus, nähme er das große, seinem künstlerischen Erfolg zugewendete Interesse wahr. Wenn auch die, über den Bildverkauf umlaufenden Gerüchte gewisse Übertreibungen enthielten, da der erzielte Kaufpreis nicht vierzehnhundert sondern nur zweiundachtzig Mark betrage, so sei es ihm doch eine wahre Herzensfreude, diese Summe einem mit Speise und Trank wohlbestellten Festabend zuwenden zu dürfen. Da er ein Freund geordneter Verhältnisse sei, so wären allerdings noch einige, von früher bestehende Rückstände abzugleichen, ehe die Zusammenstellung des Menus rechnerisch erfolgen könne. — Hierauf zog sich der Wirt in eine stille Ecke des Lokales zurück, addierte angestrengt in seinem Aufschreibebuch und trat dann mit folgender Erklärung vor den Festgeber: „Herr L., i sag', wia's is: Wann S' no a Zehnerl d'raufleg'n, gibt's g'rad zwoa Teller Lung' mit Knödeln."

Der Abend entwickelte sich trotzdem noch zu einem der rauschendsten Schwabinger Feste, und der Besitzer der Gaststätte addierte neuerdings. A. W.

REISEN
BRINGT GEFAHREN



Schützen Sie sich deshalb durch eine
REISEUNFALL- UND REISEGEPÄCK-
VERSICHERUNG
BILLIGE PRÄMIE / JEDE ZEITDAUER

AGRIPPINA
VERSICHERUNGEN ALLER ART

Landesverwaltungsstelle Bayern: München, Kaulbachstr. 89, Telefon-Nummer 31174 und 32899

Der Nachruf...

Zu Theodor Fontane trat in einer Gesellschaft ein aufdringlicher, unbedeutender Literat und bat ihn dringlichst, ihm doch irgend ein Thema zu nennen, das noch nie von einem Schriftsteller behandelt worden sei. Gerade eine solche Aufgabe reize ihn ganz besonders...

Fontane sah den Aufdringlichen einen Augenblick an und sagte dann: „Versuchen Sie es doch einmal mit Ihrem eigenen Nachruf..."

Bildung

Hermann Bahr, der vor wenigen Wochen verstorbene Dichter, trug bekanntlich einen großen, patriarchalischen Bart. In einer Münchner Buchhandlung geschah es ihm eines Tages, daß er von einer ätherischen Dame geradewegs angefallen wurde.

„Nicht wahr", fragte sie vertrauensvoll, „Sie sind doch der Dichter Theodor Däubler?"

Hermann Bahr, halb ärgerlich, halb belustigt über die Verwechslung, sagte: „Ich habe zwar einen großen Bart wie Theodor Däubler, aber ich bin nicht Däubler, sondern Johannes Brahms."

„Ach ja, richtig", stimmte ihm die Dame begeistert zu. „Sie haben das bekannte Buch geschrieben... das vielgelesene und interessante Werk, wie heißt es doch gleich?"

„Sie meinen sicherlich Brahms Tierleben", kam ihr Hermann Bahr zu Hilfe, nickte ihr freundlich zu und ging rasch mit wallendem Bart von dannen.

Tanzschritt

Marion tanzt mit Paul.

Paul möchte Marion allerhand sagen... etwa, daß sie reizend ist... und daß seine Seele die ihre sucht... und daß ihre Herzen auch ohne Musik in gleichem Rhythmus schlagen würden... aber er spricht kein Wort, sondern macht ein unglückliches Gesicht.

„Was haben Sie...?" fragt Marion endlich und tanzt weiter. „Ach so? Sie können den neuen Tanzschritt noch nicht, den ich tanze, ein Pariser hat mir ihn gezeigt, man tanzt ihn auf den Zehen!"

Sagt Paul schnell: „Auf Ihren — oder auf meinen...?" *S. T.*

Russische Ostern

Lange Zeit vor dem Kriege verkehrte ich bei einer Familie XY. In dieser Familie gab es auch einen dienstbaren Geist, eine Jungfrau, die trotz ihrer hohen Lenze nicht eben schön war. Anna hieß sie. Einmal um die Osterzeit kam ich mit einem Bekannten, einem Russen, zu der Familie XY. Mein Bekannter sah Anna, erbarmte sich ihrer, packte sie und küßte sie auf beide Wangen. „Warum tun Sie das?" fragte Anna tödlich erschrocken. „Das ist eine rrrussische Sitte. Wirrr in Rrrußland küssen Osterrrn jederrrmann." Nach einigen Jahren, die ich fern der Stadt verbracht hatte, treffe ich um die Osterzeit Frau XY. Woher, wohin und dann „...wo ist denn Anna?" — „Ach, die ist nicht hier — die fährt alle Ostern nach Rußland."

Fr. W. Pollin

Josef Gels



„Mein Gott, wo soll ich jetzt bloß die Ostereier verstecken?"

Darum

Religionsstunde in einer Landschule. Der Religionslehrer behandelt das Thema „Die heilige Messe".

„Und nun denkt einmal fest nach, Kinder. Werden im Himmel wohl auch noch heilige Messen gelesen?"

Langes Schweigen. Endlich meldet sich der Dümmste der Klasse.

„Nein!"

„So — warum denn nicht, Seppl?"

„Weil da keine geistlichen Herren da sind!"

Heidnischer Brauch

In der Schule wird über heidnische Osterbräuche gesprochen. „Einige haben sich bis auf den heutigen Tag erhalten. Kennt ihr solche?" fragt der Lehrer. — Fritzchen meldet sich: „Die Osterzensuren."

Enttäuschter Osterhase

Wenn die Hasen Eier legen,
Um die schöne Osterzeit,
Tun sie das nur unsertwegen,
Quasi aus Gefälligkeit.

Und ein kleiner Osterhase,
Der sein Quantum brav gelegt,
Witterte mit feiner Nase,
Daß sich wo ein Mensch bewegt!

Und aus seiner Perspektive
Sah er ihm erwartend zu,
Ob er denn nicht endlich riefe:
„Häschen, komm, nun such auch du!"

Aber trotz der Prozeduren
Von gewisser Ähnlichkeit
Schritt der Mensch aus diesen Fluren
Stumm hinweg nach kurzer Zeit.

Und der Has, herbeigehoppelt,
Das vermeinte Ei zu sehn,
Hat sein Tempo gleich verdoppelt,
Der Bescherung zu entgehn!

Und nun hockt er unterm Strauche
Schwer gekränkt und schwört dabei:
„Schluß mit diesem Osterbrauche!
Niemals wieder Osterei!" *Ernst Klotz*

Die Firma

Der Fürst Bülow fuhr einmal als Reichskanzler inkognito nach Hamburg. In sein Abteil erster Klasse setzte sich noch ein sehr distinguiert wirkender jüdischer Herr, der den Reisegenossen nicht erkannte und in ein berufliches Gespräch verwickelte.

„Reisen Sie auch des öfteren geschäftlich?" fragte der Jude den Kanzler, und dieser erwiderte mit feinem Lächeln: „O ja, ich reise geschäftlich auch verhältnismäßig viel ..."

„So ... und für wen reisen Sie, wenn ich fragen darf?"

„Ich reise für Kaiser und Reich ..." meinte Bülow ...

„Ach, das ist ja sehr interessant —" fiel sein Gegenüber ein, „sagen Sie mal, der Reich von Ihrer Firma, hat der nicht eine geborene Birnbaum aus Pinne zur Frau?"

Kurz und bündig

Ein Feldwebel fragte in der Vorkriegszeit eines Tages die angetretenen Leute seiner Kompagnie nach dem Religionsbekenntnis. —

„Was sind Sie, Schmidt?" „Dissident ..."

Erstauntes Aufblicken des Vorgesetzten — und dann:

„Wenn Sie nicht binnen fünf Minuten eine anständige Religion haben, schreibe ich Sie zu den Juden!"

Hochzeitsreise

Flips fährt nach Italien.

Steigt in Venedig aus, begibt sich ins Hotel und trägt sich ins Fremdenbuch ein.

Aufblickend gewahrt er einen Bekannten.

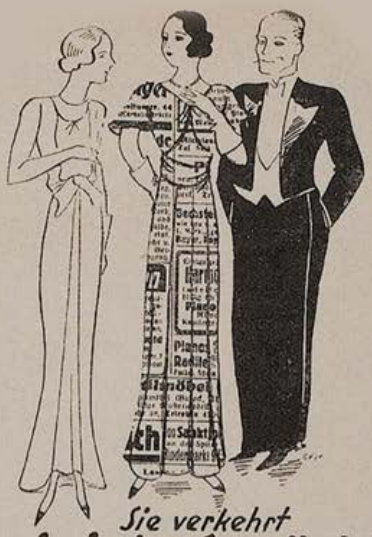
„Grüß Gott!" sagt dieser aufgeräumt. „Wie gehts, wie stehts? Was machst du in Venedig ..."

„O ...", sagt Flips, „nichts Besonderes. Ich bin bloß auf der Hochzeitsreise!"

„Hochzeitsreise? Du bist doch allein! Wo ist deine Frau ...?"

„Tja ...", entgegnete Flips, „meine Frau ist zu Hause geblieben — die kennt Venedig schon!"

S. T.



Sie verkehrt in jeder Gesellschaft

Sie treffen sie überall, im In- und Ausland, zu Hause, im Lokal, bei Ihrem Friseur, beim Arzt oder auf der Reise. Sie sorgt dafür, daß man von Ihnen oder Ihren Erzeugnissen spricht, — sie, — die —

„Kleine — Anzeige"

in der „Jugend" die bei kleinem Preis — große Wirkung hat.

Anzeigenabteilung der „Jugend" München, Herrnstraße 10

Brauchst Du DIE KLEINE ANZEIGE der „Jugend"

SCHRIFTSTELLERN

bietet große Buchdruckerei mit angegliedertem bekanntem Verlag für wissenschaftliche oder belletristische Werke sehr vorteilhafte

VERLAGSVERBINDUNG

Anfragen unter Literaria 846 an die Expedition der „Jugend", München, Herrnstraße 10.

Zur Anfertigung jeder Art

Drucksachen

empfiehlt sich

G. Hirth Verlag AG. München, Herrnstr. 10

Gebrauchte

ADRESSIERMASCHINE

wird preiswert abgegeben

G. Hirth Verlag AG., München Herrnstraße 10/I

Ein ergötzliches Bilderbuch

ist der Kunstblätter-Katalog der „Jugend" mit über 1000 verkleinerten Abbildungen der in Millionen von Exemplaren als Wandschmuck verbreiteten Vierfarbendrucke. Preis ohne Porto RM. 2.70. Bestellungen durch den Buchhandel oder den unterzeichneten Verlag

G. Hirth Verlag AG., München, Herrnstr. 10

Neurasthenie

Nervenschwäche Nervenzerrüttung verb. mit Schwinden d. best. Kräfte. Wie ist dieselbe v. ärztl. Standpunkte aus ohne wertlose Gewaltmittel zu behandeln u. zu heilen? Wertvoller, n. neuest. Erfahrungen bearbeitet. Ratgeber für jedermann, ob jung oder alt, ob noch gesund oder schon erkrankt. Geg. Einsendg. v. M. 1,50 in Briefmarken zu beziehen vom Verlag Silvana 66, Herisau (Schweiz).

SCHÖNE BILDER

an den Wänden machen die Wohnräume behaglich. Wo das Geld für Erwerbung von Originalen fehlt, hat der Bilderliebhaber Ersatz an den Vierfarben-Kunstblättern der „Jugend", die zu den erstaunlich billigen Preisen von 50 Pfg., 75 Pfg. und 1.— Mk. je nach Größe durch den Kunsthandel und den unterzeichneten Verlag zu beziehen sind. Der reich bebilderte Katalog (Preis RM. 2.70) erleichtert die Bestellung.

G. Hirth Verlag AG., München, Herrnstr. 10

ZEITUNGS-AUSSCHNITTE

liefert

ADRESSEN

schreibt

WURFSENDUNGEN

erledigt

FÜR SIE

ADOLF SCHUSTERMANN

FERNRUF: F7, JANNOWITZ 5116, 5117 UND 5811

DRUCKSCHRIFTEN BITTEN WIR ANZUFORDERN!

GEGRÜNDET 1911 BERLIN S.O. 16 RUNGESTR. 20

LEST DIE „JUGEND"

Inserate in der „JUGEND" finden weiteste Verbreitung!

KUNSTPOSTKARTEN

in vortrefflichem Vierfarbendruck nach Bilderwiedergaben aus der „Jugend" liefern wir 12 St. für 90 Pf., die ganze Serie von 130 St. für RM. 6.— franko

G. HIRTH VERLAG AG.

München 2 NO — Herrnstraße 10

GRATIS

Preisliste Nr. B 4 senden Gummi-Industrie „Medicus", Berlin SW 68, Alte Jacobstr. Nr. 8.

In 3 Tagen

Nichtraucher

Erfolge verblüffend Auskunft kostenlos. 1000 de Dankschreiben Geheilter. Laboratorium Hansa, Friedrichshagen N 916 b. Berlin, Ahorn-Allee 49

Inserieren bringt Gewinn!

Lest den

Sportfischer

die vortrefflich ausgestattete Fachzeitschrift.

Halbjahrespreis 3 M.

Fischereisport-Verlag Dr. Hanns Schindler München NW 2

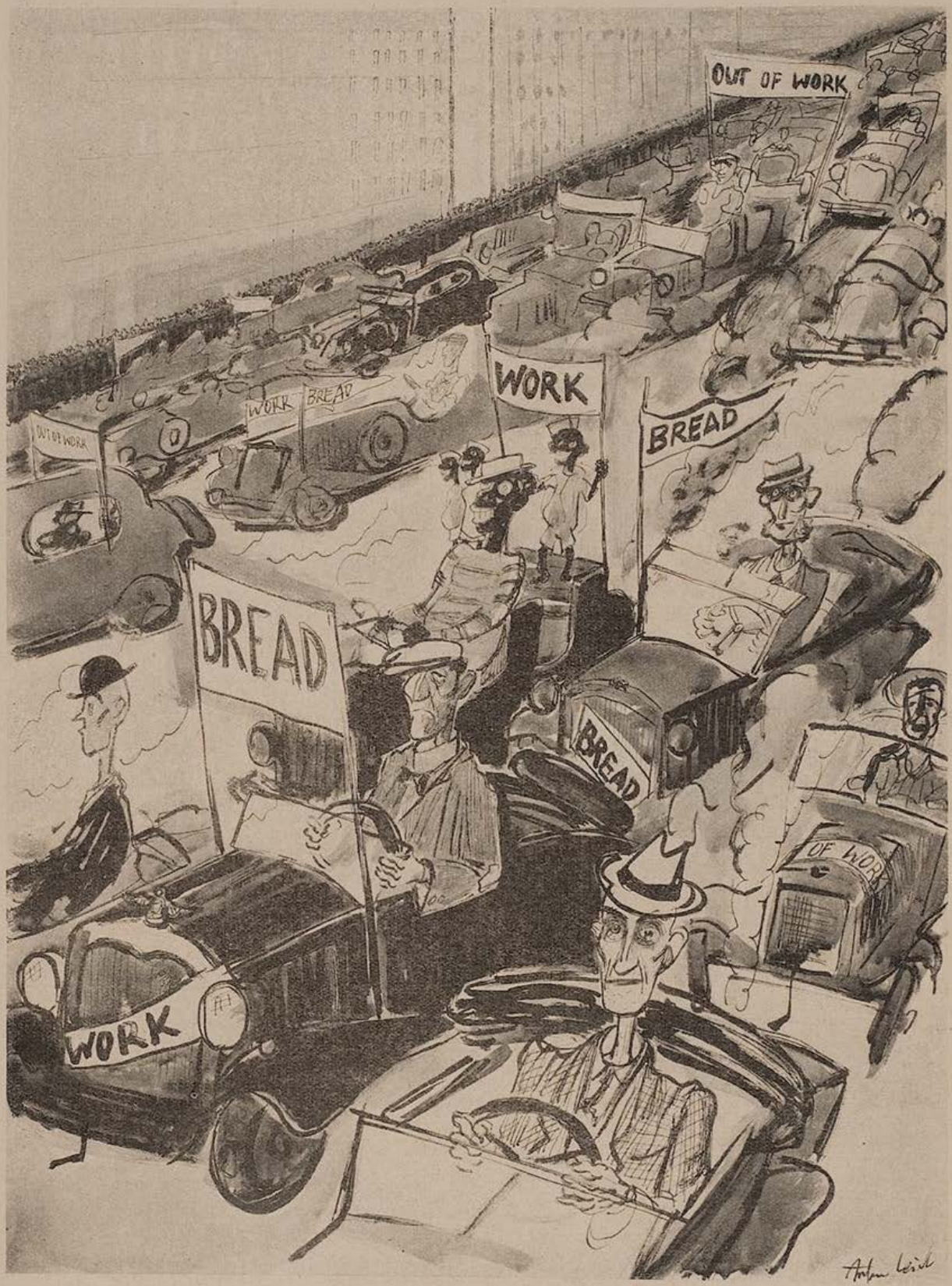
Karlstraße 44

Ein Buch fürs Leben ist: KREMPELHUBER

Für Stille Stunden

Die gesunde und praktische Lebensweisheit nach gesammelten Erkenntnissen der Philosophie vom Altertum bis zur Gegenwart. 450 Seiten in Ganzleinen gebunden nur RM. 2.85 zuzüglich 40 Pfg. für Porto. Zu haben in den Buchhandlungen oder beim unterzeichneten Verlag

G. HIRTH VERLAG AG. MÜNCHEN, HERRNSTRASSE 10



Hungermarsch in U.S.A.

ABSOLUTE STILLE

„Kinderlein", bittet die Lehrerin, „jetzt mal ganz, ganz still sein, so still, daß man eine Stecknadel fallen hört!"

Im Nu herrscht atemlose Stille. — Nach zwei Minuten aber ruft Fritzchen Schmidt ganz aufgeregt: „Frolein! Lassense doch endlich mal eine fallen!" *F. S.*

AUSDRÜCKE

„Vater, was ist eigentlich ein Junggeselle?"

„Ein unverheirateter Mann."

„Und wie nennt man dann einen verheirateten Mann?"

„Solche Ausdrücke brauchst du noch nicht wissen."

Versorge Dein Kind



und Deine Familie durch Abschluß einer Familien-Versicherung bei der größten kontinentalen Gegenseitigkeitsanstalt.

Gesamtaktiven
620 Millionen
Schweizer Franken

Die Anstalt ist seit 1866 in Deutschland eingeführt

Schweizerische Lebensversicherungs- und Rentenanstalt in Zürich

Niederlassung für das Deutsche Reich, München, Leopoldstraße 8
Telefon 34251

DIE KUNSTZEITSCHRIFT



„Der Sportfischer"

soll von **jedem waidgerechten** Sportfischer gehalten werden. *„Der Sportfischer"* bringt Text- und Bildermaterial aus aller Welt, darunter auch große mehrfarbige Kunstdrucke

½jährlich RM. 3.—, jährlich RM. 6.—. Man abonniert bei seinem Briefträger, beim Postamt oder direkt beim

FISCHEREISPORT-VERLAG DR. HANNS SCHINDLER,
Fischerei-Buch- u. Kunsthandlung
München NW 2, Karlstraße Nr. 44
Tel. 596160

REDAKTIONELLE NOTIZ:

KÜNSTLER DER „JUGEND"

Von Fritz Herpfer-München, liegt ein umfängliches graphisches Werk über eine Italienreise vor. Ein Blatt daraus — die berühmte Straße von Lussin piccolo nach Lussin grande, zeigen wir in dieser Nummer. Der Künstler bringt die Bewegtheit des Sujets mit großer Treffsicherheit auf eine klare und eindeutige Formel. Die Landschaft verliert ihren rein topographischen Charakter und erhält ihr spezifisches Gesicht. Bei aller Gegenstandstreue keine konventionelle Arbeit.

Franz Doll-München, gehört bereits zu den Meistern deutscher Graphik der Gegenwart. Ein bodenständiger, lauterer Charakter, erfüllt von Poesie und Heimatliebe, bietet er uns seit geraumer Zeit vortreffliche Dokumente seiner gesunden und aufrechten Haltung. Ein neuer Wolf Huber oder Hirschvogel — auf alle Fälle ein deutscher Künstler von hoher, sehr hoher Begabung.

Auch in Alfred Vollmar-Ulm lernen wir einen Künstler echten deutschen Gepräges kennen; sein Mädchenbild — ein anmutiger Beweis seiner zeichnerischen Möglichkeiten, gemahnt in der Beherrschtheit der Linien, an die besten Skizzen eines Hans Thoma. Hier findet das Charaktertümliche unserer Kunst seinen Niederschlag, ohne daß irgendein konjunkturelles Moment den gesunden Eindruck beeinträchtigte. A. W. R.

DEUTSCHEUROPA

VIERTELJAHRESSCHRIFT FÜR DIE ERNEUERUNG EUROPAS AUS DEM REICHSGEDANKEN, HERAUSGEGEBEN VON DR. DR. DR. **HANS K. E. L. KELLER**
FÜR DIE DEUTSCHEUROPÄISCHE ARBEITSGEMEINSCHAFT

Inhalt des letzterschienenen Heftes:

Karl Anton Prinz Rohan: Erziehung zum Reich
Wladimir von Gzowski: Erwachendes Staatsbewußtsein
Stimmen der Zeit
Kampf um Deutscheuropa

Preis des Heftes RM. —.60 • Jahresbezugspreis RM. 2.—

Heft 1 (Alois Dempf, Vergangenheit und Gegenwart des Reichs) kann für RM. 1.—, Heft 2 (Leopold Ziegler, Zehn Leitsätze zur Wirtschaft) und Heft 3 (Hans K. E. L. Keller, Die deutsche Idee Völkerrecht) können für je RM. —.60 nachgeliefert werden.

Im Kampfe gegen alle internationalistisch-paneuropäischen Programme bekennt sich die (im Sommer 1931) begründete Deutscheuropäische Arbeitsgemeinschaft zur deutschgeschichtlichen völkisch-übervölkischen Idee des Reiches als Leitgedanke einer Völkerrechtspropaganda auf weiteste Sicht. Ihr Ziel heißt: **Geistig gerüstet sein für den Tag, an dem die deutsche Revolution zur europäischen wird.**

Im Buchhandel oder unmittelbar vom Kommissionsverlag
G. HIRTH VERLAG AG., MÜNCHEN

Begründer: Dr. GEORG HIRTH. — Verantwortlich für die Schriftleitung: ARNOLD WEISS-RÜTHEL; für die Anzeigen: GEORG POSSELT, beide in München. — Verlag: G. HIRTH VERLAG AG., München. — Für die Herausgabe in Österreich verantwortlich: J. RAFAEL, Wien I, Graben 29a (Eingang Trattnerhof). — Für die Redaktion in Österreich verantwortlich: MARIANNE RAFAEL, Wien XIX, Hochschulstraße 25. — Alle Rechte vorbehalten. — Nachdruck strengstens verboten. — Copyright by G. HIRTH VERLAG AG., München. — Druck: G. HIRTH VERLAG AG., Buch- und Kunst-Druckerei, München, Herrnstraße 10. — D.-A. 9000. — Entered as second class matter, Postoffice New York, N. Y. — Manuskripte sind nur an die Redaktion der „Jugend", München, Herrnstraße 10, zu senden; Rücksendung kann nur erfolgen, wenn Rückporto beiliegt.

Laßt Blumen sprechen!

Erich Wilke

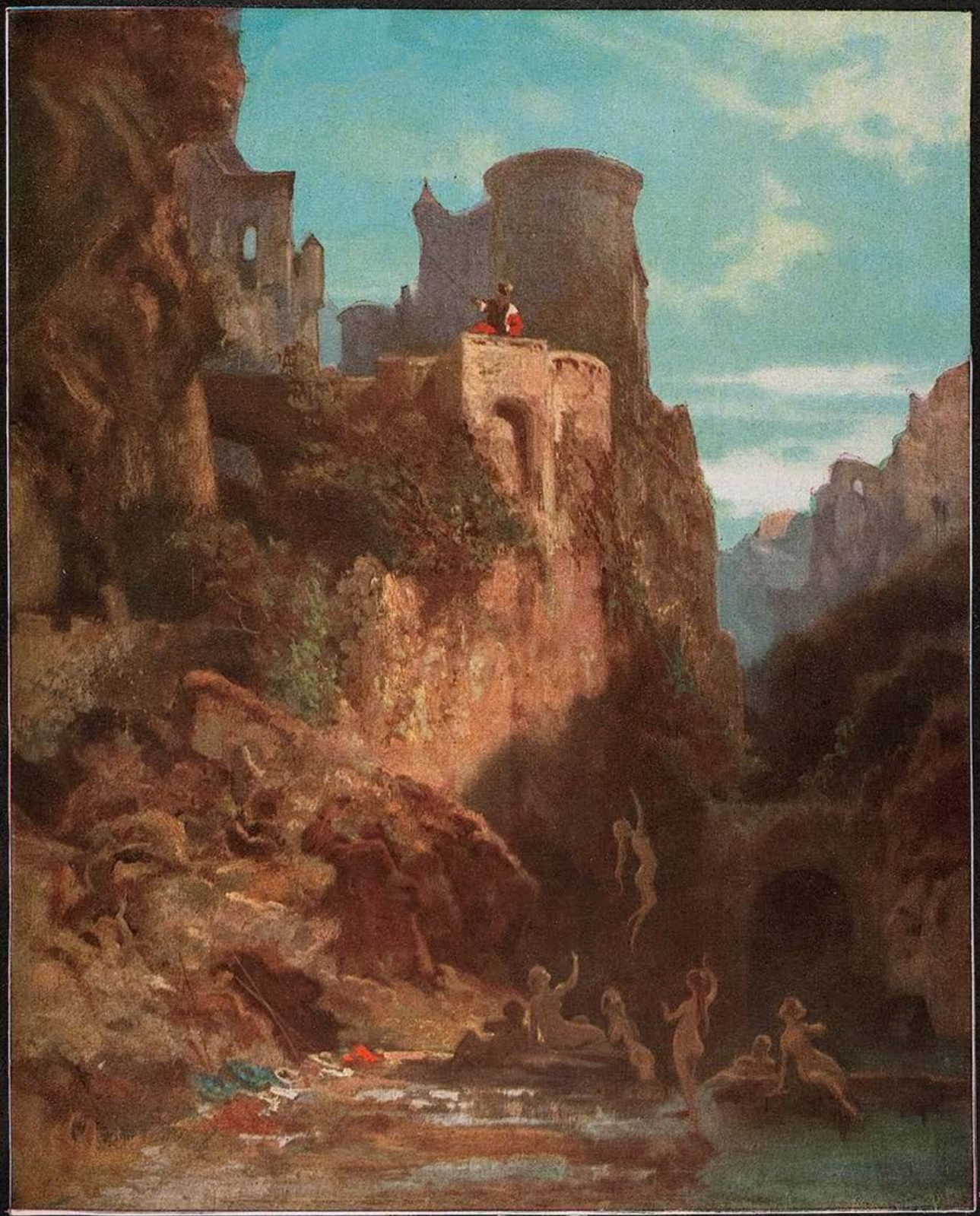


„Ich küsse ab . . . von Herzen — mit Schmerzen — über die Maßen — kanns gar nicht lassen — ein wenig — am liebsten gar nicht — !“

Jugend

Preis 60 Pfennig

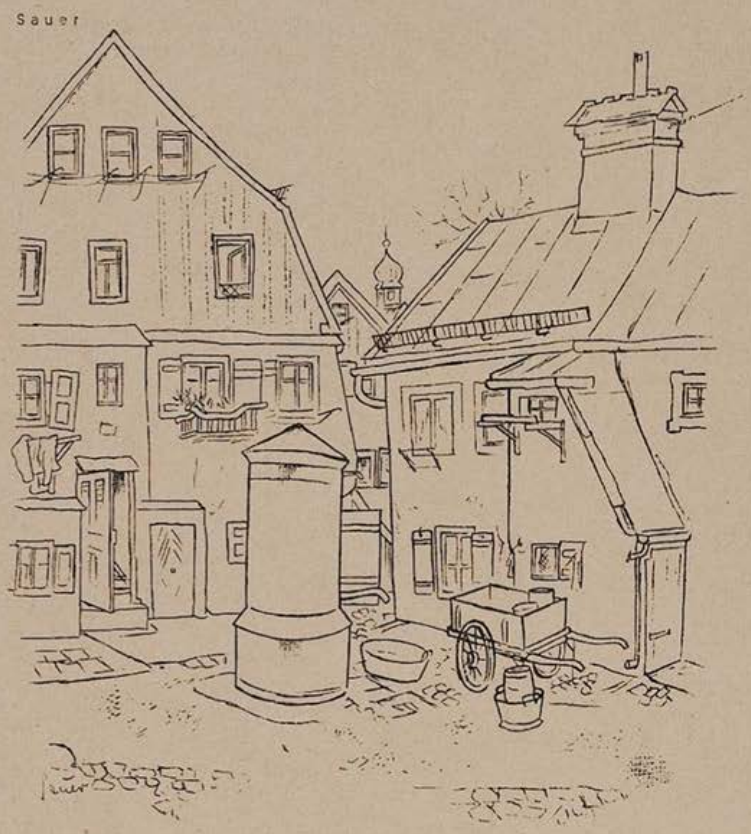
München 1934 Nr. 15



Nixenfischer

Karl Spitzweg

JUGEND
39. JAHRGANG 1934 / NR. 15



HANS FRIEDRICH BLUNCK:

UMZUG

Ich will mich zum erstenmal in dem neuen Arbeitswinkel ans Werk begeben. Wir sind umgezogen; das Sommerhäuschen hatte zu viel Rosen, jetzt ist's ein kleiner Hof mit Kuh und Pferd, in dem man mit alterworbenem Sachverstand selbst anpacken und Zins und Brot herauswirtschaften wird.

Dennoch, der Schreibtisch bleibt die wichtigere Ecke im Haus und die Abendstunden unter der Lampe sind freigebiger als die Zeit auf den Koppeln. So begibt man sich, nicht ohne Befangenheit, zum erstenmal im neuen Haus ans Werk. Es ist, als müsse man sich dabei selbst guten Segen wünschen oder mit einem leisen Stoßgebet die Arbeit einweihen.

Draußen — noch sind die Läden offen — ruht das Dämmern spät und tief über den Feldern. Die Sterne sind noch nicht aufgewacht; nur der obere Rand der Abendwolke leuchtet als einzige Bewegung. Und der Wind rauscht in den Linden; es ist wie eine ewige Brandung, die über das Haus entlang rollt.

Das Licht der Lampe fällt in kreisrundem Schein über den Schreibtisch, es fällt auf die noch leere grüne Fläche, auf einige Stifte, auf meine Hände, die sie ordnen und die doch noch nicht zu beginnen wagen, abergläubisch wartend, daß draußen oder drinnen etwas geschähe, was den Beginn der Arbeit erlaubt: Und ich horche ins dunkle Zimmer, aus dessen Schatten das fahle Licht eines Bildes oder einer Bücherreihe zu mir niederfällt, ich horche auf einen späten Vogel, der draußen in den Hecken dem Licht nachruft, ich sehe dem alten Bauer nach, der mit seiner Kuh längs der Dorfstraße trottet, und horche wieder in den Wind, und wage in wunderlichem Festgefühl nichts in den hellen Schein der Lampe zu legen, kein Blatt Papier, keines der kleinen Notizblätter, auf denen unvollendet die hingeworfenen Zeilen eines Gedichtes stehen. Ich wage noch weniger die fingerdicke Mappe mit dem Entwurf einer großen Arbeit in diesen kreisrunden Lichtkegel zu ziehen, der mich befangen macht. Ich spiele lieber noch wartend mit dem Bleistift, ich lächle über die Spiegelung im Knopf des Tintenlöschers, der mir mich selbst und meine Hände abenteuerlich lang widerscheinen läßt; ich zeichne kleine Striche über den Fuß der Lampe, ich schiebe den Aschenbecher rechts, ich schiebe ihn links, und immer noch ist es, als sei es nicht die rechte Stunde, zu beginnen.

Es wird dunkler draußen; jetzt stehen drei Sterne über dem erloschenen Wolkenrand. Schwerer rollt der Wind durch die Wipfel und hinter Wald und See entzünden sich einige Fenster. Die Hügel buckeln sich höher, eine Eule streicht dick und plump vorüber, und am Himmel ziehen kleine, blaßhelle Schatten wie Gespensterschwärme über den Rand der unbeweglichen Abendwolke dahin.

Warum beginne ich nicht zu arbeiten? Was hält mich ab? Ich fühle aber deutlich, mir fehlt ein Zeichen, an das ich glaube, etwas Schönes — vielleicht nur ein Seufzer, der Gutes fügt, eine Hand, die sich unsichtbar über meine faltet — oder was mag ich erwarten? Mir ist feierlich zumute, als müsse ein Ruf aus der Wolke kommen, oder als wolle einer der Geister der Bilder über mir niedersteigen.

Dann, auf einmal war der Falter da. Ein großes Nachtpfauenauge, irgendwoher ausgeschlüpft — vielleicht kam es auch durch die offene Tür — umhuscht die Lampe wie ein Spuk, fällt nieder und hockt nun in wunder-

klaren Farben zumitten des Lichtscheins. Die Flügel tragen dunkelblau bestäubte, hell umrandete Augenflecke; zwei leuchtende, buschige Fühler gehen auf und ab.

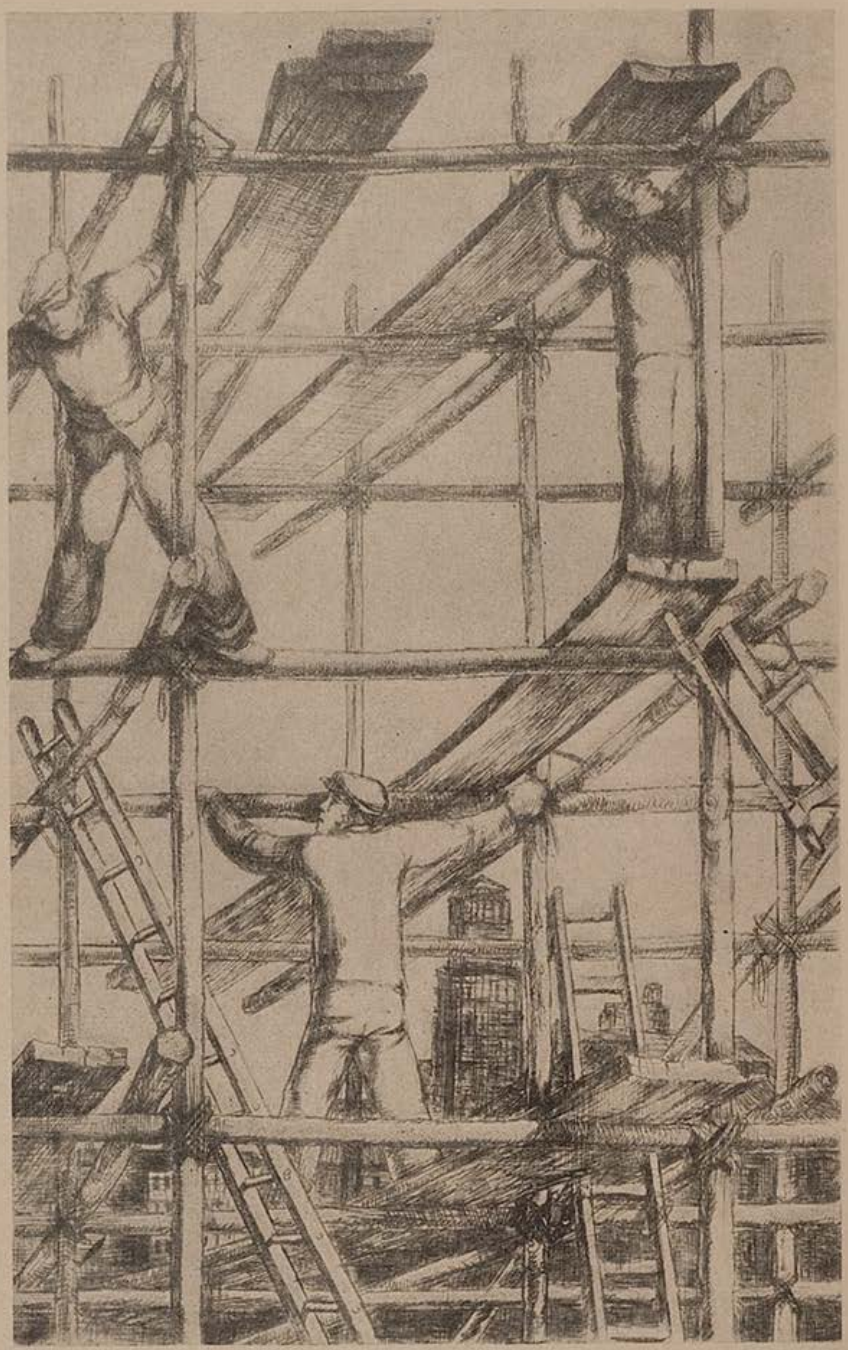
Wie schön, daß ich mir Zeit vor der Arbeit nahm, wie schön, daß ich Zeit zum Betrachten dieses Wunders habe. Nun hat die Stunde doch ihre Bedeutung gewonnen! Ich neige mich liebevoll über, beschaue den Gast näher und näher und es kommt bei der Betrachtung der Herrlichkeit seiner Farben wie ein Rausch — Rausch gleich wie bei einem Lied, über mich. Es ist auch, als brennten die Flügel, je länger das Licht darauf fällt, je mehr ich mich in sie versenke, um so leuchtender. Ein Wunderspiel sind sie, für wenige Augen geschaffen und nur aus herrlicher, verschwenderischer Schöpferlaune geboren. Immer inniger, wie ein Verliebter, betrachte ich diese Pracht.

Sonderbar ist's: wie ich noch darüber nachdenke, umschwirrt es mich wieder, kommt ein zweiter dieser seltenen Falter, und im nächsten Augenblick ein dritter und nehmen unbekümmert vor mir Platz. Sie stören mich ein wenig in meiner Andacht; unbehaglich sehe ich zu, wie sie einander betasten, wie sie sich begrüßen — ach, jetzt habe ich's eifersüchtig begriffen! Der erste Besuch, in den auch ich mich versah, war ein Mädchen; nun stellen die Ritter sich ein. Ich lächle, aber ich bin nicht mehr so froh wie zuvor; ich hätte mit meinem ersten Gast allein bleiben mögen.

Da ist die Falterjungfer blitzschnell aufgefahren, stößt dumpf gegen die Scheiben, kreist in den Lampenschein zurück und hockt betäubt vor mir nieder. Was wollte sie? Ach, ich begreife, ihre Schönheit ist nicht für mich gewachsen; ihr Kommen war ein Gruß, — ich weiß nicht aus welchem Geist. Kein Recht habe ich, mehr als die flüchtige Lust dieser Farben zu spüren. Seufzend wende ich die Augen ab, gehe zum Fenster, öffne es und kehre leise, mit einem verzichtenden Lächeln zum Tisch zurück. Mein schöner Gast wartet noch immer zwischen den beiden Werbern, es ist, als wollte er mich noch einmal anschauen heißen. Dann kommt ein Strom Nachtluft zum Fenster herein und auf einmal beben die unbeweglichen Flügel — ein Schwirren — nein, ein vielfaches Schwirren, und drei Schatten huschen auf und in die Dämmerung hinaus, pfeilschnell. —

So, jetzt darf ich das Fenster schließen, jetzt darf ich den Laden vortun. Vorbedeutung, denke ich lächelnd. Ist's so, daß ein Mädchen kommen und zwei Werber sie holen werden? Ein wenig bedrängt und vereinsamt fühle ich mich und bin doch fröhlich.

Oder ist's nur an dem, daß die Landschaft einen Boten sandte und viele Augen warteten, wie ich den Gruß aufnähme, ob ich gut und freundlich, begehrlich oder gleichgültig sein würde? Aber es ist mir, als hätte ich mich vor den vielen Augen und vor den Linden und vor den Wolken und vor dem Wind bewährt und die bräunliche Freundin berichtete denen da draußen — wem doch? Seufzend, nachdenklich, abergläubisch, froh und doch zufrieden ziehe ich das erste weiße Blatt zur Arbeit in den Lampenschein.



Gerüstbau — A. Burkart

NEUBAU

Das alte Haus war morsch. Man riß es ein.
Ergraute Wände fielen. Schiefe Stiegen
zerprasselten zu Bruch aus Holz und Stein.
Es gab viel Schutt. Er blieb nicht lange liegen.

Man fuhr ihn ab und brachte Bauzeug her.
Für neuen Grundriß ward das Maß genommen.
Und eines Tags dann in der Frühe klommen
Gebälke hoch und stiegen kreuz und quer.

Neubau will aufwärts und er ruft die Hände,
die Arbeit wollen und die Arbeit brauchen.
Vor Sommers Ablauf wird aus dem Gelände
hochauf der First des neuen Hauses tauchen.

Mit starken Mauern und in hellen Räumen
wird es das Leben vieler Menschen hegen,
die nach der Heimkehr von den Tageswegen
in guter Obhut essen, lieben, träumen.

Walther C. F. Lierke



Badende Kinder **Anselm Feuerbach †**

Vorfrühling

In sich gestaut, wie gestern noch die Bäume,
so steht der Mensch im Schein der sanften Tage. —
Die Pflanzen warten, daß ihr Saft verschäume
in Blatt und Blume und Verheißung trage.

Es blaut die Luft vor mattbeglänzten Hängen,
um ihre Nacktheit zärtlich zu verhüllen.
Wunsch, Sehnsucht, Wunder scheint sich zu erfüllen
in dieser Landschaft schönbewegten Klängen.

Ein Vogel schrie. Ihr hört den Frühlingsrufer
befreit und hingerissen hoch im Hellen.
Und seht den Strom· Seine verklärten Ufer
wissen sich fruchtbar, wenn die Wasser schwellen.

Maria von Ribbentrop

NÄCHTLICHER ZECHER

Der Garten scheint in Mondesmilch ertrunken,
Welteinsam hinterm Weine in sich starrt
Ein Mann, der spät noch seiner Gäste harrt,
Gespenstig sind sie ihm im Blut versunken.

Sie nahen lautlos ihm auf Geisterdschunken,
Des Traumes wartet er, der ihn schon narrt,
Ihm gelten Träume mehr als Gegenwart,
Ihr seht, er ist in ein Gesicht versunken.

So saß einst Rembrandt, Bart und Haare wirr,
Der auch im Weine Heimat sich gesucht,
So saß wohl Grabbe da, das Auge irr,

Den Gott zu schaun gesegnet und verflucht.
Den andern schallt der Becher leer und klirr,
Da wird die Habe einfacher gebucht.

Felix Peter Holler

EINEM TOTEN

Wie im Wehen sanfter Winde
Sich ein müdes Blatt belebt,
Daß es heim zur Erde finde,
Weich und leis zur Tiefe schwebt,

Wie ein zartes, feines Singen
Mit dem klaren, reinen Ton
Langsam endet im Verklingen,
Kam auch dein Verklingen schon.

Anfang warst du und warst Ende,
Ruhe warst du und warst Schall,
Warst unendlich und warst Wende,
Warst ein Gleichnis und ein All.

Und in uns wirst du nun bleiben,
Und mit uns wirst du vergeh'n,
Denn auch unsere Segel treiben
Still aus ewigem Gescheh'n.

Ernst Klotz

Karl Wolf



Felsen

Eine Beerensammlerin starb

VON H. SCHMIDT-ELLRICH

In der Stadt, wo ich wohne, bringt die Zeitung regelmäßig eine Rubrik, unter der die Verstorbenen des vergangenen Tages verzeichnet stehen. In dieser Spalte las ich unlängst: „Barbara N., Beerensammlerin, 84 Jahre."

Nun, eine Beerensammlerin ist gestorben, was weiter! Aber das Wort klingt in mir nach. Ich überlege: zwischen Ozeanflügen und Rennrekorden, zwischen Hormonen und Wolkenkratzern, inmitten künstlich gezüchteter Glashaustrauben, Riesengänseleber und Transplantationen, inmitten des Tohuwabohu von heute gibt es noch — eine Beerensammlerin. Zwischen Wechselfälscheraffären, Atomzertrümmerung, Abrüstungskonferenzen, Tonfilm, Papageienkrankheit und Mondraketen, — zwischen die tausenderlei Dinge, die täglich Welt und Zeitung erschüttern, hat sich eine simple Beerensammlerin eingeschlichen: Barbara N., 84 Jahre alt. Ein Mensch, dessen Schicksal es gewesen ist, Beeren zu sammeln, um sich damit den Unterhalt zu verdienen. Arme, alte Barbara N.! Pflückt sich ihr Leben lang die Hände wund, muß auf Sommer und Reise warten, um zu ihrem Bröselchen Verdienst zu kommen! Und jene Tausendsassas der Wissenschaft machen in einem Keller, beinahe aus nichts, innerhalb 14 Tagen reife Erdbeeren.

Beeren sammeln — das erinnert an würzige Halden, an grüne, ausgeholzte Flächen, an Sommerhimmel und käferiges Gesumme, an sanft ansteigenden blauen Rauch aus einstöckigen Bauernhäuschen.

In solcher Welt war Barbara N. daheim. Ich sehe es vor mir, das alte Weiblein, wie es, mit einer Butte auf dem Rücken, mit Händen, die zu Werkzeugen geworden sind, tagelang die blauen Heidelbeeren, die rosa Erdbeeren und roten Himbeeren und die dunkelroten Preiselbeeren „gebrockt" hat. Wieviel ihr das eintrug? Und ob der Händler viel dabei verdient hat? Ich weiß es nicht. Ich weiß nur, daß die Beeren der Barbara N. in Mäulchen von sorglosen Kindern zerflossen, daß sie, von manikürten Spitzfingern auf blanke Löffelchen geschaufelt, als Dessert über geschminkte Lippen geführt, von Hausfrauen auf dem Markte wegen des Preises bemängelt wurden — kurz: daß sie ihre Bestimmung fanden, verzehrt zu werden. Die Bestimmung der Barbara N. war es, diese Beeren zu sammeln. So hat es der liebe Gott mit ihr gewollt. Nichts als Beeren sammeln. Etwa so, wie der eine Bilanzen macht, ein anderer mit Pferden handelt und ein dritter mit Krawatten.

Sie ist still gestorben im Landeskrankenhaus, und sie wurde schnell begraben. Vielleicht hat sie ein wenig Freude gehabt in ihrem langen Sammlerleben, vielleicht auch nur Kummer. Vielleicht hat sie Söhne gehabt, die im Kriege gefallen sind; oder Konflikte mit Revierförstern, die strikte nach der Weisung ihres Herrn handelten: „In diesem Walde ist das Sammeln von Beeren bei Strafe verboten!"

Ich glaube, die Beeren, Barbara N., die du dein Leben lang in Sonnenglast, umschwirrt von Faltern, auf bunten Matten in tiefer Waldeinsamkeit gepflückt hast, die wird man bald drahtlos aus einem Laboratorium hervorzaubern. Aber ein Dichter romantischen Geblüts könnte sich deinen Abgang aus dieser Welt so schön ausmalen: Kränze aus köstlich duftenden Walderdbeeren, Girlanden aus blaupralle Heidelbeeren und Sträuße aus Himbeeren müßten dein einfaches Grab schmücken! Und wenn du in den Himmel einziehst, dann müssen alle die Beeren, die du dein Lebtag gepflückt hast, zu Engeln werden, die dich mit Halleluja empfangen!



Der Bergsee — Adolf Büger-München

ANNEMARIE:

NICHT KÄUFLICH



Jedesmal, wenn sich die große Tür des Warenhauses öffnete und ein neuer Menschenschub in das für den Ausverkauf festlich hergerichtete Gebäude flutete, brachten die Menschen bitterkalte Winterluft von draußen herein, und das Kind Veronika, das sich in dem kleinen Raum zwischen Eingang und Drehtür an die Heizung drückte, klapperte dann mit den Zähnen. Immer weiter wich es zurück, bis in die Ecke. Dorthin kam der kalte Luftzug nicht und niemand bemerkte sie. Langsam durchdrang die wohlige Wärme den kleinen, mageren Körper. Veronika nahm die Hände aus den Ärmeln, die ihrer Länge wegen mehrmals umgekrempelt waren. Sie steckte sie durch die Ritzen dem Heizkörper entgegen und lächelte glücklich.

Sie hatte ja so viel Zeit! Mutter wusch Büros aus und Vater ging stempeln. Zu Fuß. Weil das Fahrrad entzwei war und man kein Geld hatte für neue Reifen. —

Menschen kamen und gingen. Immer neue Gesichter. Lachend und ernst. Aber niemand nahm Notiz von ihr. Als Veronika gar kein bißchen mehr fror, drehte sie sich um, lehnte den Rücken gegen die Heizung und schaute zum erstenmal heute durch die gläserne Drehtür in die glänzende Pracht des Parterreraumes. In der Mitte, gleich vorne, stand auf einem großen Tisch ein Riesen-Negerjunge aus Schokolade. Und um ihn herum lagen Bonbons und Pralinen direkt haufenweise. In bunte Papierchen gewickelt oder auch unverpackt. Der Negerjunge stand dazwischen, die beiden Arme von sich gestreckt wie der Struwelpeter, und lächelte. Er lächelte so süß, weil er aus Schokolade war, dachte Veronika. Und er war so liebenswürdig. Er lächelte nämlich mit jedem, der an ihm vorbeikam. Selbst mit Veronika, die hinter der Glastür stand und ihn scheu bewunderte.

Veronika betrachtete ihn alle Tage. Jeden Abend nahm sie das Lächeln des Negerjungen aus Schokolade mit nach Hause in den einzigen Wohnraum, weit draußen im letzten Hinterhof einer Mietskaserne. Wenn die Mutter das Abendbrot, das ihr die Leute mitgaben, in drei Teile teilte und Veronika dann gesättigt unter die Bettdecke kroch, dachte sie an nichts anderes, als an den Negerjungen im Warenhaus inmitten Berge von Süßigkeiten, und wie freundlich er lächelte. Dann faltete sie die Hände und schlief wunschlos ein.

Plötzlich kam eine Dame ganz dicht zu Veronika hin. Sie hatte einen Knaben an der Hand und drückte ihm jetzt einen winzigkleinen Hund in den Arm.

„Gelt, Peter, du wartest hier draußen mit Geisha. Ihr werdet mir sonst dort drinnen erdrückt. Es ist schrecklich voll", sagte die Dame zu dem Jungen. Dann wirbelte die Drehtüre — und sie war verschwunden.

Der Knabe betrachtete Veronika und Veronika sah scheu zu ihm auf. Sie wich wieder ganz in die Ecke zurück und rutschte verlegen mit dem Rücken am Heizkörper hin und her.

„Du frierst wohl?“ fragte der Junge.

„Nicht mehr“, antwortete Veronika und war glücklich, daß der reiche Knabe mit ihr sprach.

„Deine Mutter muß dir solche Hosen hier kaufen, die halten warm“, sagte er wieder und streckte seine langen, weißen Beine vor, die in guten, wollenen Gamaschenhosen steckten.

Veronika schwieg.

„Ach so“, sagte der Junge wieder, „du bist wohl arm? Sicher bist du arm. Du hast ja nicht mal richtige Schuhe an. Und die Jacke gehört gar nicht dir, die Ärmel sind ja viel zu lang. — Hast du Hunger?“

„Nein“, sagte Veronika stolz, „ich habe noch nie Hunger gehabt. Gott sei Dank. Und deshalb müssen wir glücklich sein, sagt Vater.“

„Glücklich“, fragte der Junge gedehnt und zog die langen, weißen Handschuhe höher über die Manschetten des Mantels. „Ich bin nicht glücklich. Sag' mal, hast du eigentlich auch ein Fräulein, das dich ankleidet, das mit dir spazieren geht, und zwar niemals dahin, wo du hin willst?“

Veronika dachte blitzschnell daran, wie sie morgens aufwachte. Dann war es bitterkalt im Raum. Und die Flasche lag auf dem Tisch, die in viel Zeitungspapier eingewickelt war, damit der dünne Malzkaffee nicht gar zu kalt würde. Und daneben lag Mutters Abendbrotrest, Veronikas Frühstück.

„Nein“, sagte sie dann, „ich habe kein Fräulein. Du meinst so ein Kindermädchen, nicht wahr?“

„Sie heißt: Erzieherin“, sagte der Junge. „Aber das ist wohl dasselbe. Und wegen der bin ich unglücklich. Ich will nicht so ein Fräulein, das immer an mir herummörgelt und mir Befehle gibt. Ich will so spielen, wie die Kinder vom Kohlenmann gegenüber, die sich immer dreckig machen dürfen und niemals gezankt werden deshalb. Aber sie will das nicht und sagt, es schicke sich nicht für mich.“

„Hm.“

„Du findest den Neger wohl schön?“ fragte der Knabe wieder, weil Veronika immerzu den Schokoladenjungen anstarrte.

„Wunderschön. Sieh doch mal, was für rote Lippen er hat und die herrlichen, goldenen Ringe in den Ohren!“ Sie schlenkerte den viel zu langen Ärmel so lange, bis er hochrutschte und die kleine Hand zum Vorschein kam. Dann zeigte sie mit ausgestrecktem Finger in das Gesicht des Negers.

Der Knabe bückte sich ein wenig, weil er größer war als Veronika und eine breite Querleiste in der Drehtür ihm die Aussicht versperrte. Er sah dann die Schokoladenpuppe an, ohne sie schön zu finden. Er verstand gar nicht, daß Veronika so begeistert war.

„Wie heißt du eigentlich?“ fragte er.

„Veronika.“

„Ich heiße Peter. Ich habe auch einen Baukasten, ein Kasperletheater, ein Mosaik- und ein Fliegerspiel, eine Kinderpost und überhaupt alles, was man so hat, wenn man reich ist. Aber ich will so gerne etwas haben, was sich niemand kaufen kann, bloß ich. Ich glaube, alles ist zu kaufen, wenn man Geld hat.“ Er seufzte.

Veronika hatte glänzende Augen gehabt, als der Knabe seine Spielsachen aufzählte. O, nur ein einziges Mal damit spielen dürfen und nicht frieren müssen dabei! Aber schnell wich die Freude aus dem Kleinmädchengesicht und eine ernste Härte breitete sich darauf aus. Nur der schmale, blasse Mund blieb weich. Plötzlich reckte sie sich empor. Sie war gar nicht mehr die kleine, bescheidene Veronika in diesem Augenblick, als sie wild auf den Negerjungen zeigte und den Jungen anblitzte: „Du, den da kannst auch du dir nicht kaufen! Nicht mit allem Gold der Welt!“

Peter machte ein verdutztes Gesicht. Er öffnete den Mund, um etwas zu sagen. Langsam ließ Veronika den Arm sinken. Da kam die Dame zurück. Sie griff den kleinen Hund im Nacken und schob ihn in den Ausschnitt ihres Mantels. Dann legte sie dem Knaben etwas Braunes in die Hände und sagte: „Hat es dir auch nicht zu lange gedauert?“

Dann zog sie den Knaben hinter sich aus dem Portal.

Einen kurzen Moment hatte es wie Triumph in Peters Augen geleuchtet, als er die Gabe der Mutter an sich nahm. Aber dann streckte er schnell Veronika den kleinen Negerjungen aus Schokolade hin und flüsterte: „Da nimm! Schnell!“ Veronika griff wie im Traum danach, dann schlug die schwere Tür hinter den beiden zu.

Zitternd hielt sie die braune Kostbarkeit in den Fingern. Wie leuchteten die Lippen, die aus rotem Papier gemacht und auf die Schokolade aufgeklebt waren! Wie glitzerten die Ohrringe aus Goldpapier! Und wie lächelte er freundlich! Gerade so wie sein großer Bruder oder sein Vater, der da drüben stand zwischen den Bergen von Schokolade und Bonbons.

„Ich bin glücklich“, flüsterte Veronika. „Ja, ich bin glücklich!“



Vor der Stadt

Toni Bichl-München

HANS LUCKEN:

DIE LIEBESBRÜCKE

Der tolle Markgraf, dazumalen Souverän der Markgrafschaft Schwedt, war nicht nur ein verwegener Reiter und ein zu tausend Späßen und Streichen aufgelegter Landesherr, er hofierte trotz ehelicher Verbundenheit mit der allerdings kaum reizvollen Markgräfin Dorothea auch sämtlichen Weibspersonen, die seinem markgräflichen Throne dienten.

Besondere Sympathie verband ihn mit der Hofdame Gräfin R . . . . ., deren Reize den hochedlen Herrn etliche Zeit sogar zu unbedingter Treue verführten. War es nun ein Leichtes, durch glutvolle Blicke, heimliches Streicheln, ein chiffriertes Billetdoux die gegenseitige Sympathie einander zu beweisen, so blühte doch in den Nächten brennende Sehnsucht, die zu stillen kaum möglich schien.

An jenem Abend — waren die Herzen angeregt und übervoll durch Musizieren, Tanzen, heimliche Worte — hieß es stumm Abschied nehmen. Die Appartements der Hofdamen lagen im Seitenflügel, nach dem man von dem Hauptgebäude des Schlosses nur über den Schloßhof gelangen konnte.

Doch stete Liebe baut Brücken.

Hier war es ein Bügelbrett, das ein Eckfenster des Haupttraktes mit einem Fenster des Seitenflügels verbinden mußte und auf dem — der Mond war noch von den süß duftenden Bäumen des Schloßparks verborgen — der tolle Markgraf in die Arme der Geliebten hinüberbalanzierte.

Obgleich nun dieses Bügelbrettzimmer über dem Schlafgemach der Markgräfin lag, und der weitherzige Herr Gemahl in Filzpantoffeln zum Rendezvous angetreten sein wird, wären die nächtlichen Exkursionen Ihrer Hoheit der Markgräfin bis an ihr Lebensende unbekannt geblieben, hätte nicht ein von dem Markgrafen etwas unsanft mit dem Stiefelabsatz behandelter Mohr, Kammerdiener im persönlichen Dienst, seinem Herzen Luft gemacht, als Seine Hoheit für die Wildschweinjagd seinen Wohnsitz auf ein paar Tage in das Jagdschloß verlegte.



L. von Horvath

Nun mangelten zwar der Markgräfin ins Auge fallende Reize, trotzdem, oder — ich wage es nicht zu behaupten — dessentwegen hatte sie das Geschick mit weiblicher Klugheit beschenkt, die zu beweisen jetzt Gelegenheit war.

Sie befahl dem Mohr Schweigen und traf dann weitere Anordnungen, die mit äußerster Eile auszuführen waren.

Als der Markgraf von der Jagd zurückgekehrt war und am Abend nach einem kaum angeregten Plauderstündchen mit seiner erlauchten Gemahlin sich in seine Gemächer zurückziehen wollte, um — so versicherte er — der Ruhe zu pflegen, wünschte Dorothea ihn zu begleiten.

Einen Augenblick zögerte er, erstaunt, dann bot er galant den Arm und wurde von seiner Gemahlin — das tapfere Reiterherz sank in die Kniekehlen — in das Bügelzimmer geführt.

Schnell öffnete die Markgräfin das jetzt zu einer Tür erweiterte Fenster. Von silbernem Mondlicht umflossen lag vor dem schreckensbleichen Markgrafen eine mit Geländer versehene Brücke, die nach dem Fenster des Seitenflügels führte und so fest gefügt war, daß das markgräfliche Dragonerregiment hätte hinübermarschieren können.

„Auf daß Er sich nicht das Genick breche!" sagte die weise Dorothea lächelnd und zog sich zurück.

Die markgräfliche Sympathie für den Seitenflügel war blitzschnell erloschen. Ob jedoch dieser Schachzug der klugen Markgräfin auch das Herz des Herrn Gemahl zurückerobert hat, darüber schweigt die Chronik.

*

Alter Spruch

Gen Frauenlist
kein Manneskunst
gewachsen ist —
und ganz umsunst
ist jegliches
Geprahle.

Du bildst dir ein
gar sehr gescheit
und schlau zu sein,
dieweil gedeiht
das Horn
auf deiner Weisheit
Schale. (17. Jahrhund.)

Historische Miniaturen

Ein begeisterter Theaterfreund erzählte einmal, als er über die Darstellerin der Maria Stuart sprach: „In der Szene, wo sie zwischen Elisabeth und Leicester stand, warf sie mit dem einen Auge zornige Blicke auf die Königin, mit dem andern verliebte auf Leicester."

Da fiel ihm jemand in die Rede und sagte: „Und mit dem dritten Auge warf sie Ihnen einen Dankesblick zu, weil Sie dies alles bemerkten."

*

Die Königin Viktoria von England empfing einst eine innerafrikanische Königin von den Grenzen ihres Kolonialreiches. Die Verständigung mit der schwarzen Majestät war recht schwierig und die feierliche Unterhaltung schleppte sich sehr mühsam hin. Doch als die exotische Fürstin bemerkte, sie hätte auch europäisches Blut in den Adern, horchte die alte Königin auf und sagte, es wäre ihr sehr interessant, Näheres darüber zu erfahren. Und strahlend und grinsend berichtete die Besucherin: „O ja, mein Großvater hat den englischen General Smith mit aufgegessen!"

Als Joseph II. Rousseau besuchte, fand er ihn beim Notenabschreiben. — „Wie? ein so großer Mann schreibt Noten ab?" — „Ja — ich habe versucht, die Franzosen denken zu lehren, aber es ging nicht — jetzt mögen sie meinetwegen singen und tanzen!"

*

Ein bekannter Dramatiker wurde in einer Gesellschaft gefragt, welches Werk er für sein schlechtestes Trauerspiel hielte. Der Dichter zeigte auf seinen leichtsinnigen Sohn: „Hier, mein Sohn, ist meine schlechteste Arbeit . . ." — „Deshalb glaubt auch alle Welt, daß sie nicht von dir stammt . . .", erwiderte der ungeratene Sprößling.

*

Die Armeen der großen Revolution von 1789 waren denen der Verbündeten durch Führung und Idealismus weit überlegen.

„Wir haben 300 000 Mann", sagte ein österreichischer General zu einem französischen Gesandten 1792, um diesem zu imponieren — jedoch stellte der Gesandte die überraschende Gegenfrage: „Aber wo ist der 300 001ste, der sie führt?"

Legende von den Nullen

VON HANS REIMANN

Es war eine Null — feist, frech und zugleich unterwürfig, eine der nullsten Nullen, die jemals unsern Planeten zierten.

Bei einem Spaziergang zum Stadttor, es war Sonntag, begegnete sie einer Eins, grüßte ehrerbietig und bezeigte Miene, sich der Eins anzuschließen.

Die Eins hatte nichts dagegen, und so schritten sie selbander, die 1 und die 0, und waren unversehens eine 10 geworden.

Das wußte die Null schon längst, und sie stellte mit Genugtuung fest, daß eine daherstrudelnde 3 submissest den Hut lüftete, und daß eine von einem fünfstelligen Dezimalbruch begleitete 7 aufs liebenswürdigste Reverenz erwies. Am Marktplatz trennten sie sich, die 1 hatte eine dringende Besprechung mit einer vorgesetzten 28, die 0 hingegen begab sich ins Wirtshaus „Zur goldenen Quadratwurzel" und ließ sich am Stammtisch der Nullen nieder.

„Wir müssen", pisperte sie, „wir müssen uns mit den Primzahlen vereinen, um die uns gebührende Bedeutung zu erlangen. Als simple Nullen nimmt uns die Welt nicht für voll. Eine 5 oder eine 6 ohne Vordergrund und ohne Hintergrund ist nur scheinbar mehr als wir — in Wahrheit ist sie unseresgleichen, denn wenn sich eine von uns mit ihr multipliziert, schwindet sie spurlos dahin und entmullt. Nun, Verehrteste, bilden wir zunächst einmal einen Aktionsausschuß, die acht Anpassungsfähigsten von uns gehen notariell zu sichernden Bund mit je einer Primzahl ein, ich selbst gründe noch heut eine Interessengemeinschaft mit der 9, das übrige wird sich finden."

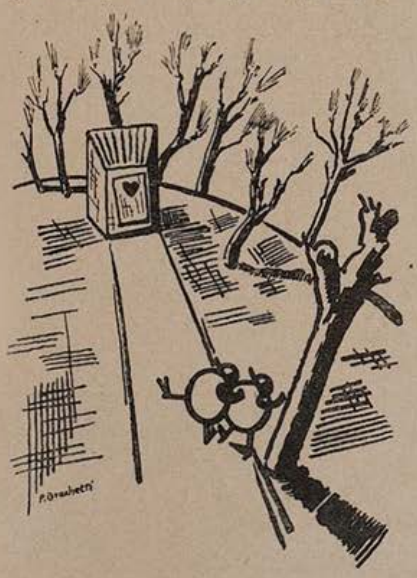
Kaum hatten sich die arglosen Primzahlen beschwatzen und zu zehnfacher Geltung hinreißen lassen, als die Reserve der Nullen geschlossen anrückte, um sich in wilden Schwärmen ihren Mitnullen beizugesellen, und von Stund an gab es nur noch Millionen, Milliarden, Billionen, Trillionen — kurz, es war inflationesk. Den sich blähenden Nullen stieg die eigene Macht dermaßen zu Kopfe, daß sie größenwahnsinnig wurden und in arger Verblendung den gutmütigen Primzahlen den Laufpaß erteilten.

Und siehe, da waren sie mit einem Male wieder gewöhnliche, hammelhafte, mit Lederhosen bekleidete und mangelhaft rasierte Nullen, allenfalls auf Lotterielosen oder im Telefonbuch zu verwenden.

Auf die Primzahlen kommt es an. Ohne Primzahlen sind die Nullen null und nichtig.

*

Zwei besonders unternehmungslustige Nullen aber kniffen aus, schwuren sich ewige Treue und zeigten viribus unitis an, hier sei der rechte Ort, seine Notdurft zu verrichten.





Das schönste Abendkleid

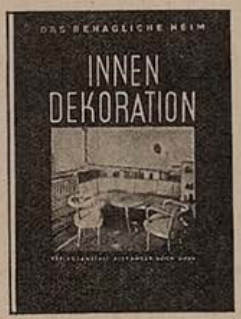
kann unschöne Büstenformen nicht verbergen. Wie scharmant wirkt doch eine Frau mit guter Linie! In jeder Gesellschaft können Sie das beobachten: ja — und Sie wissen es am besten, wie sehr man darauf achtet! — Man hört die Urteile anderer nicht, aber desto mehr fühlt man sie. Daher verliert man leicht die Sicherheit im Auftreten, wird unfrei und befangen. Ausführliche Aufklärung gibt unser 64 Seiten starkes Buch: „Wie erlange ich eine vollendete Büste?" mit 36 farbigen Abbildungen (gegen 0.58 oder verschl. 0.75 RM. Briefm. franko), mit wissenschaftl. Belehrungen über Ursachen, Beseitigung und bewiesenen Erfolgen, durch das erste, seit 7 Jahren klinisch erprobte und ärztlich verordnete

Mammoform

Garant. unschädl. Wissenschaftl. Fütterungsversuche ergaben sogar bei männlichen Tieren volle Erfolge! Die Herstellung erfolgt unter ständ. wissenschaftl. Kontrolle des öffentlich bestellten, vereidigten Chemikers Dr. Wirth, sowie des staatlich approbierten Apothekers Dr. v. Gember. Auf der Internat. Ausstellung in Bologna 1932 mit Goldenem Ehrenschild und Diplom höchstprämiiert! — Keine sogenannten „Gratisproben", die den Preis wesentlich verteuern, auch keine unverlangten Nachnahmen. —

„Aeskulap", Chem. pharm. Fabrik, Berlin-Schöneberg 3/N. 327.

Das behagliche Heim



Dr. Alexander Koch's

INNEN-DEKORATION

nach wie vor anerkannt beste internationale Zeitschrift unter Mitarbeit namhafter Architekten über

Neuzeitliche Wohnungskunst

Reichillustriertes Probeheft RM. 2.80 postfrei

Verlagsanstalt Alexander Koch, G.m.b.H., Stuttgart O 42

Eine Bibliothek für Politik und Wissenschaft von seltener Vollständigkeit ist Umstände halber zu verkaufen

u. a. Die große Politik der Europäischen Kabinette. 40 Bände; Die Vorgeschichte des Weltkrieges (Werk des Untersuchungsausschusses) 4 Bände; Der Weltkrieg (herausgegeben vom Reichsarchiv) 8 Bände; Die Ursachen des deutschen Zusammenbruchs (Werk des Untersuchungsausschusses) 16 Bände; vollständiger Deutscher Geschichtskalender von Purlitz (Felix-Meiner-Verlag); vollständiger Schulthes Europäischer Geschichtskalender (Beckh'sche Verlagsbuchhandlung); Handbuch der Staatswissenschaften, Handbuch der Rechtswissenschaft; Memoiren, Biographien, Gesammelte Werke, Lexikon. Bibliophiles, gesammelte Jahrgänge wichtiger Zeitungen, die wichtigste europäische schöne Literatur

Anfragen unter **T. B. 1721** an die Expedition der Münchner „Jugend"



1. Jahrgang Nr. 17

Treibt Frühjahrs-Kuren!

Wie der Frühling alles erneut, wie er die im Winterfrost verschrumpelten Würzelchen wieder mit frischem Saft füllt und neues Blattwerk aus ihnen treibt, so ist er auch bestrebt, den Menschen zu verjüngen. Freilich fällt ihm das schwerer als bei den Pflanzen, denn während sich das Würzelchen in der stillen Wintererde zu frischem Wachstum kräftigen konnte, mußte der Mensch trinken und rauchen, er mußte Schaffkopf spielen und beim Kaffeeklatsch sitzen, sich maskieren, tanzen und flirten. Die Natur hätte ein starkes Stück Arbeit zu leisten, wenn sie die während der Winterszeit angehäuften Schlacken körperlicher und seelischer Art allein beseitigen wollte. Will sich der Mensch gleich dem Schlüsselblümchen, der Tulpe und Anemone von Grund aus erneuern, so muß er schon selber ein wenig dabei mithelfen, und dies geschieht am besten durch eine Frühjahrskur. Unserem Berichterstatter gelang es, einen typischen Fall ausfindig zu machen, der wieder einmal so recht die verjüngende Wirkung einer Frühjahrskur erweist. Es handelt sich dabei um Herrn Xaver Vorderbichler und dessen Ehefrau Anna, geb. Hinterbichler, die erst vor wenigen Tagen in jugendlicher Rüstigkeit beim Standesamt am Petersbergl das Band der Ehe schlossen. Unser Ausfrager hatte Gelegenheit, Herrn und Frau Vorderbichler über die Wirkungen der Frühjahrskur zu interviewen. Wir lassen die interessanten Gespräche folgen.

— — — — — — — —

„Nun, Herr Vorderbichler, Sie sind doch, wie ich höre, schon zweiundsechzig Jahre alt, haben aber das Aussehen eines Mannes von dreißig Jahren. Worauf führen Sie nun Ihre Jugendlichkeit zurück?"

„I sag', wia's is: auf eine Frühjahrs-Brunnenkur. Net wahr, im Winter setzt si halt so vui Fett o, daß da dei' Uhrketten z'eng werd, und dei' Wampen bis auf die Knia abihängt. Dös is a ung'sund's Fett, und dös muaß wieder weg!"

„Einverstanden, aber würde nicht etwa die Ausübung eines Sportes die gleiche Wirkung ausüben wie eine Brunnenkur?"

„Naa, denn Sport hab' i gnua trieb'n, jeden Ab'nd bin i vier Stund bein Schafkopfa g'sessen, und jede Wochen hab' i a Kilo zuag'nomma. Lassen S' mi aus mit'm Sport! Dös is a Aberglaube, daß der Sport 's Fett vertreibt. Da müassat ja i nur mehr a G'ripp sei'!"



„Und welche Wasser trinken Sie bei Ihrer Kur?"

„Wia's halt g'rad kommt, an Rakoczy, a Karlsbader, a Marienbader — dö Hauptsach' san dö alkoholischen Salze, die wo drinna san und's Fett wegdrucka. Auf oamoi werd dir d'Hosen z'weit, und in dei' Uhrketten kannst zwoa Knöpf' einimacha."

„Haben Sie auch günstige Wirkungen auf Ihr Gemütsleben beobachtet?"

„Freili hab' i dös! Da bist nacha nimmer so granti, balst wieder besser umananda laffa kannst und net zwoaahalb Zentner auf'n Rockherberg auffischleppa muaßt!"

„Ich ließ mir auch sagen, daß Sie vor wenigen Tagen geheiratet haben. Stimmt das?"

„Freili stimmt's, und wia! Und jetz' muaß i Ehana was sag'n: Die beste Frühjahrskur ist die Ehe! Obs d' wuist oder net — da werst wieder jung! Warum? Weilst as werd'n muaßt! Da laßt scho dei Frau net aus, bis d' as bist. Dazua manchmal an kloana Krach, weis d' a Loch ins Tischtuch einibrennt hast mit der Virginia — dös macht oan glei wieder um zwoa Jahr jünger. Das Junggesellenleben tuat den Menschen stagnier'n, wia i mir auf Lateinisch sag'n hab' lassen. — Da schaug'n S' amoi her, wer is dös Brautpaar auf dera Photographie?"

..wenn in München, - dann Deutsches Theater.



„Nun, ich schätze, Ihr Sohn oder Ihr Enkel mit seiner Braut."

„Falsch g'raten, i bins mit meiner Frau vor'm Standesamt am Petersbergl. Aufg'nomma vor drei Tagen! Ja, ja, so a Frühjahrskur is was Guat's. Tat' Ehana aa dazua raten.

„Nun, ich will es mir einmal überlegen."

„Ja, aber bald, im Sarg is z'spät!"

— — — — — — — —

„Ich habe gehört, Frau Vorderbichler, daß Sie sechsundfünfzig Jahre alt seien. Entschuldigen Sie die indiskrete Frage. Wie kommen Sie zu Ihrer erstaunlichen Jugendlichkeit? Sie machen den Eindruck einer Fünfundzwanzigjährigen."

„Dös glaub' i gern, indem, weil i a Frühjahrskur mit Kräutertee g'macht hab'."

„Sehr interessant! Und darf ich fragen, welche Kräuter sind das, die Sie für Ihren Verjüngungstee verwenden?"

„Dös woaß i selber net, ma muaß halt kenna, was für oa sin. Und während dem Mittagläuten muaß ma's im Wald abbrocka, dös macht nacha a frisch's Bluat. Auf oamoi werd d'Haut rosa wia von an Kirchenengerl, und wos d' Falten g'habt hast, werst auspolstert wia a Kanapee.

„Fabelhaft! In der Tat eine ganz verblüffende Wirkung Ihrer Frühjahrskur! Und nun haben Sie, wie ich höre, geheiratet?"

„Jawoi, dös stimmt. Freili, i hab' ja lange Zeit no g'schwankt, ob i net liaber zum Fuim gehn sollt', wei mi oaner für die Roll'n vo an Backfischerl braucht hätt'. Fuchzgtausend Mark im Jahr, wär' net ohne. Aber no, die Ehe is halt



doo was Solideres, als wannst jeden Tag am andern a Bußl geb'n muaßt.

„Würden Sie vielleicht die Liebenswürdigkeit haben, mir jene Kräuter zu beschreiben, aus denen Sie Ihren Kräutertee bereitet haben?"

„Ja freili, damit nacha an anderne aa so jung wer'n tät', wia i! Naa, liaber Herr, der fell Tee bleibt ein ewiges Geheimnis. Den nimm i ins Grab mit!"

Der Erfinder

Die berühmten amerikanischen Pullmanwagen sind von der Pullmanschen Waggonfabrik in Chikago in den Verkehr gebracht worden, aber der Konstrukteur der Wagen heißt Manning. Da die Wagen mit ihren modernen Einrichtungen beim Publikum sofort großen Anklang fanden, wollte der Erfinder Manning gern auch einen ideellen Erfolg haben und schlug seinem Chef vor, die Wagen offiziell Manning-Wagen zu nennen. Herr Pullman sah den Bittsteller lange an, kraute sich dann nachdenklich hinter dem Ohr und sagte schließlich:

„Mein lieber Manning, wir wollen einen Vergleich schließen. Ich mache Ihnen den Vorschlag, wir teilen uns in den Ruhm. Wir setzen die Bezeichnung der Wagen zusammen aus der ersten Silbe von meinem Namen und der ersten Silbe von Ihrem Namen. Wir nennen die Wagen also einfach Pull-man-wagen. Hoffentlich ist es Ihnen recht!"

Vorsicht

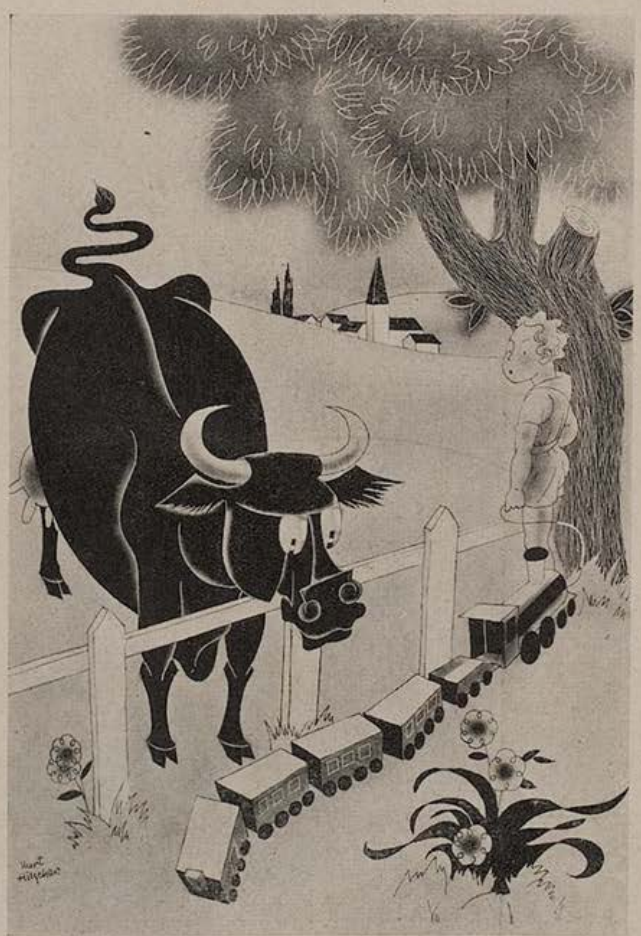
„Wohin gehen Sie denn, Frau Nachbarin?"

„Zum Schwimmunterricht."

„Was? In Ihrem Alter noch?"

„Ja. Neulich auf einer Kahnfahrt sah mein Schwiegersohn mich so eigentümlich an."

K. Hilscher



„Sakrament, sollte ich etwa kurzsichtig geworden sein . . .?"

Das System

Erfinder: „Nun, wie sind Sie zufrieden mit meiner neuen Mäusefalle?"

— „Aber sehr! Heute morgen lagen zwei Mäuse davor, die sich über Ihr System tot gelacht hatten."

Im Atelier

„Haben Sie Ihr letztes Bild verkauft, Sie wissen schon, das mit dem schönen Rahmen."

„Nein. Das heißt, einmal hatte ich ein Angebot . . . auf den Rahmen."

Kunststück

Gast: „Das Rebhuhn, das Sie mir gebracht haben, ist mindestens hundert Jahre alt. Und außerdem schwimmt hier in der Tunke ein graues Haar."

Kellner: „Wundert Sie das, wenn das Tier so alt ist?"

Zauberei

Zauberkünstler: „Sehen Sie, meine Herrschaften, jetzt habe ich das Geldstück, das Sie soeben noch in meiner Hand sahen, ohne jeden Mechanismus verschwinden lassen. Das kann mir niemand nachmachen."

Stimme aus dem Publikum: „O doch!"

„Wie würden Sie es denn machen?"

„Ich leihe es einfach einem Freunde."

Eine Vorsichtige

Eine Bekannte von mir, eine alleinstehende Frau und ein sehr ängstliches Gemüt, schwebt in beständiger Furcht von einem nächtlichen Einbruch. Sie möchte in diesem Falle, den sie jeden Abend wieder als sicher eintretend annimmt, vor allem die Vorübergehenden möglichst rasch benachrichtigen. Zu diesem Zwecke liegt stets neben ihrem Bett, in greifbarer Nähe, ein Zettel mit daran befestigter Kordel, den sie im gegebenen Augenblicke durchs Fenster auf die Straße hinunterlassen will. Auf dem Zettel steht geschrieben: „Leider haben wir Diebe im Hause."

Die Bedauernswerte

Meine Kleine kommt aus der Schule, wo eben eine Trauerfeier für einen verstorbenen Lehrer stattgefunden hat. Sie schwärmt mir vor: „Ach, Mama, es war so schön! Und alle Leut' ham g'weint, und ich hab' auch g'weint, und die Marie hat auch g'weint, und die Else hätt' auch gern g'weint, sie hat aber kein Taschentuch g'habt."

Unglück

„Was macht denn unser alter Freund K.?"
„Der ist in den Alpen verunglückt."
„Abgestürzt?"
„Nein. Er lernte seine Frau dort kennen."

Gewissenhaft

„Weißt du schon, daß Schmidt ertrunken ist?"

„Ja. Traurig. Ein zu gewissenhafter Kerl!"

„Wieso?"

„Er hielt sich nach dem Schiffbruch acht Stunden über Wasser. Und dann erinnerte er sich, daß man keine Überstunden machen darf."

*

„Du, dein verflossener Verlobter soll geäußert haben, er wolle eine Dummheit begehen, weil du ihm den Abschied gegeben habest. Stimmt das?"

„Ja. Er will d i c h heiraten."

Josef Geis



Beginn der Frühjahrs-Offensive im Englischen Garten

Unter Förstern

„Was Sie auch über den Geruch Ihres Waldmann sagen mögen, mein Fips steht ihm in keiner Weise nach. Gestern hatte ich ihn zu Hause gelassen. Nach zwei Stunden entwischte er und fand noch meine Spur. Was sagen Sie dazu?"

„Sie sollten mal ein Bad nehmen."

Antwort

Ein Sekundaner war in den mathematischen Fächern sehr schwerfällig und deshalb seinem Lehrer verhaßt, der ihn dadurch zu kränken suchte, daß er ihm jede Aufgabe wie einem ABC-Schüler in den ersten Rechenstunden klar machte. Eines Tages sagte er: „Also sagen Sie einmal: ein Schaf wie Sie und noch ein Schaf wie Sie, was gibt das?"

„Zwei Schafe wie Sie", war die prompte Antwort.

Geologie

Ein Professor der Geologie hielt ein Kolleg und hatte auf dem Katheder eine Anzahl von Gesteinsarten ausgebreitet, die er den Studenten der Reihe nach zeigte und beschrieb. Als er sich einen Augenblick umwendete, um auf der großen Schreibtafel etwas zu vermerken, benutzte ein Student in der ersten Reihe die Gelegenheit, um ein Stück Ziegelstein auf das Katheder zu schmuggeln. Der Professor tat, als habe er nichts bemerkt, er nahm weiter einen Stein nach dem andern auf und sagte: „Dies ist ein Stück Glimmer, dies ein Stück Granit, dies ein Stück Schiefer."

Als er an den Ziegelstein kam, nahm er ihn auf, zeigte ihn und sagte:

„Und dies, meine Herren, ist ein Stück bodenloser Unverschämtheit."

REDAKTIONELLE NOTIZ:

KÜNSTLER DER „JUGEND"

Adolf Büger-München, reduziert die Konturen einer alpinen Landschaft auf eine rein bildmäßige Formel unter Verzicht auf jede geographische Nebenabsicht. Dieses Festhalten unmittelbarer Eindrücke verleiht der Darstellung auf alle Fälle einen größeren inneren Wert, als die vorangestellte Rücksicht auf die geographische Situation. In diesem Sinne ist Bügers Alpsee ein Bergbild schlechthin und gibt außer dem interessanten kompositionellen Aufriß einen starken Naturklang, der darauf schließen läßt, daß man es hier weniger mit einem Touristen als vielmehr einem Künstler zu tun hat. Und das ist gut so.

Toni Bichl-München, bemüht sich einfach zu sein, das ist an sich lobenswert, aber gleichzeitig eine Gefahr — nämlich die, leer zu werden. Er wird noch lernen müssen, daß die Schlichtheit der Darstellung von einer großen inneren Fülle beherrscht werden muß, wenn das graphische Manifest nicht ins Dokumentarische ausarten soll. Immerhin wirkt sein einfaches Blatt sehr sympathisch und ehrlich.

Über Albert Burkart und Josef Sauer, die beide starke und eigenwillige Könner sind, werden wir gelegentlich eines größeren Vorwurfes eingehend berichten. A. W. R.



Ich vertrete Ihre Firma
***ohne Provision** und*
ohne Reisespesen

Brauchen Sie
DIE Blaue ANZEIGE
der „Jugend"

SCHRIFTSTELLERN

bietet große Buchdruckerei mit angegliedertem bekanntem Verlag für wissenschaftliche oder belletristische Werke sehr vorteilhafte

VERLAGSVERBINDUNG

Anfragen unter Literaria 846 an die Expedition der „Jugend", München, Herrnstraße 10.

KUNSTPOSTKARTEN

in vortrefflichem Vierfarbendruck nach Bilderwiedergaben aus der „Jugend" liefern wir 12 St. für 90 Pf., die ganze Serie von 130 St. für RM. 6.— franko
G. HIRTH VERLAG AG.
München 2 NO — Herrnstraße 10

LAFONTAINES
Ergötzliche Geschichten

mit 12 Kupfern nach Charles Eisen sind im unterzeichneten Verlag in einer vortrefflich ausgestatteten Ausgabe zum Preise von RM. 2.70 erschienen.

Zu beziehen durch den Buchhandel oder durch den Verlag
G. HIRTH VERLAG AG.
MÜNCHEN, HERRNSTR. 10

Sie rauchen viel? Da heißt es besonders auf die Zähne achten, damit sie nicht ihr schönes, weißes Aussehen verlieren. Machen Sie es, wie so viele andere Raucher auch: Pflegen Sie Ihre Zähne regelmäßig mit Chlorodont — dann kann der Tabak Ihren Zähnen nichts anhaben. Mit Chlorodont läßt sich leicht der gelbe Belag beseitigen, der sich durch starkes Rauchen auf den Zähnen bildet. Vor allem aber erfrischt Chlorodont den Mund durch seinen kräftigen Pfefferminzgeschmack. Stets bleibt Ihr Atem frisch und rein! Tube 50 und 80 Pfg.



Koppla! — schon geporstelt!

Ihrem Wunsch und Geldbeutel entsprechend finden Sie gute Kameras im Porst-Photo-Helfer E 1, ein 320 Seiten starkes Buch, welches ich Ihnen gerne **kostenlos** zusende, wenn Sie heute noch schreiben an:

Der Welt größtes Photo-Spezialhaus
Photo-Porst
Nürnberg - A NW 1

Neurasthenie

Nervenschwäche Nervenzerrüttung verb. mit Schwinden d. best. Kräfte. Wie ist dieselbe v. ärztl. Standpunkte aus ohne wertlose Gewaltmittel zu behandeln u. zu heilen? Wertvoller, n. neuest. Erfahrungen bearbeitet. Ratgeber für Jedermann, ob jung oder alt, ob noch gesund oder schon erkrankt. Geg. Einsendg. v. M. 1,50 in Briefmarken zu beziehen vom
Verlag Silvana 66, Herisau (Schweiz).

Fidus-Bilder

in Postkartenformat, Wiedergaben der besten Werke des es Berliner Meisters, sind zum Preise von 50 Pfg. für die Serie von 12 Stück herausgegeben.
Der großen Verehrergemeinde von Fidus wird diese Veröffentlichung willkommen sein.
G. HIRTH VERLAG AG.
München, Herrnstraße 10



GRATIS

Preisliste Nr. B 4 senden **Gummi-Industrie „Medicus", Berlin SW 68,** Alte Jacobstr. Nr. 8.

SCHÖNE BILDER

an den Wänden machen die Wohnräume behaglich. Wo das Geld für Erwerbung von Originalen fehlt, hat der Bilderliebhaber Ersatz an den Vierfarben-Kunstblättern der „Jugend", die zu den erstaunlich billigen Preisen von 50 Pfg., 75 Pfg. und 1.— Mk. je nach Größe durch den Kunsthandel und den unterzeichneten Verlag zu beziehen sind. Der reich bebilderte Katalog (Preis RM. 2.70) erleichtert die Bestellung.
G. Hirth Verlag AG., München, Herrnstr. 10

Lest den
Sportfischer
die vortrefflich ausgestattete Fachzeitschrift.
Halbjahrespreis 3 M.
Fischereisport-Verlag
Dr. Hanns Schindler
München NW 2
Karlstraße 44

Gebrauchte
Adressiermaschine
wird preiswert abgegeben
G. Hirth Verlag AG., München
Herrnstraße 10/I

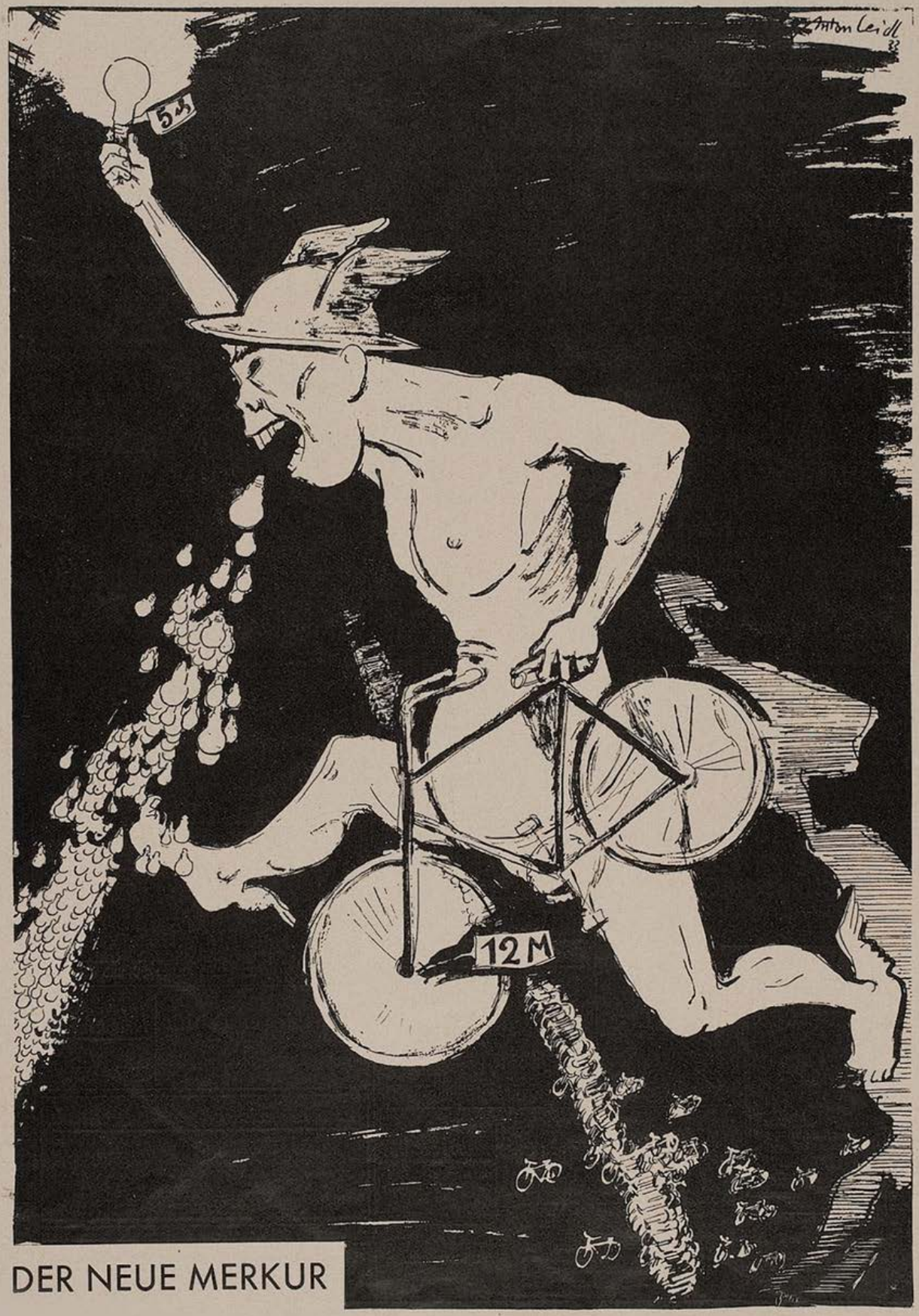
Zur Anfertigung jeder Art
Drucksachen
empfiehlt sich
G. Hirth Verlag AG.
München, Herrnstr. 10

Ein ergötzliches Bilderbuch

ist der Kunstblätter-Katalog der „Jugend" mit über 1000 verkleinerten Abbildungen der in Millionen von Exemplaren als Wandschmuck verbreiteten Vierfarbendrucke. Preis ohne Porto RM. 2.70. Bestellungen durch den Buchhandel oder den unterzeichneten Verlag
G. Hirth Verlag AG., München, Herrnstr. 10

Inserieren bringt Gewinn!

Inserate in der „JUGEND" finden weiteste Verbreitung!



DER NEUE MERKUR



Louis Ferdinand Céline: „Reise ans Ende der Nacht". Roman. Verlag Julius Kittls Nachfolger, Leipzig und Mährisch-Ostrau.

Dieses Buch gehört in Frankreich zu den am meisten umstrittenen der Gegenwart. Das passiert einem Buche nur, wenn es die nur-literarischen Perspektiven sprengt und lebenswichtige Fragen direkt oder indirekt aufwirft. Im vorliegenden Falle geschieht das äußerste: Ein biographischer Roman von letzter persönlicher Ehrlichkeit verneint jeden Lebenssinn innerhalb des französischen Daseinsbereichs. Eine Zeitlang stolpert der „Held" des Buches auch durch Nachkriegs-Nordamerika und findet auch dort nichts als nihilistische Tragik. Aber als weltanschauliches Streitobjekt geht dieses Buch wesentlich nur Frankreich und die Franzosen an. Wenn man in Deutschland trotzdem drauf und dran ist, aus der „Reise ans Ende der Nacht" eine Affäre zu machen, so verwendet man unnütz ideologisches Gewaffen in einer Sache, die wir in Deutschland bereits als Beobachter auf im ganzen gesicherter Plattform rein betrachtend zur Kenntnis nehmen können. Da uns Frankreich aus sehr gewichtigen Gründen sehr interessiert, hat Célines Buch für uns aktuelle Bedeutung, aber schwerlich die, daß wir an einem westeuropäischen Zeitdokument feuilletonistische Weltanschauungsakrobatik trainieren müßten. Es genügt zu konstatieren: „Reise ans Ende der Nacht" ist ein literarischer Niederschlag der überindividualistischen Verfallszeit, die wir zwar ähnlich auch erlebt, aber auf alle Fälle hinter uns haben. Übrigens gibt es noch andere Franzosen als Céline und noch ein anderes Frankreich als dasjenige dieses Buches. — Will man nun den Roman als Roman zu werten versuchen, so muß man dem Autor die Fähigkeit, Lebensvorgänge lebendig und mit originalen Mitteln darzustellen, ohne Einschränkung zuerkennen. Die Kraßheit der Linienführung ist gewiß nicht immer geschmackvoll, aber sie entspricht der Kraßheit der Verhältnisse, die Stoff des Romans sind. Das kann allerdings nur beurteilen, wer die reale Nachtseite des Lebens nicht bloß vom Hörensagen kennt. Die ganze literarische Art des Buches erinnert an die seinerzeit ebenfalls sehr umstrittenen Vorkriegsromane des Russen M. Artzybaschew. Wie bei diesem dominiert die alles überlagernde, passive Melancholie des Untergangs, die, über stofflichen Effekt hinaus, die dichterisch oft starke Gleichnishaftigkeit des Ausdrucks düster bestimmt.

Walther C. F. Lierke

Tobias Stimmer: „Die Fabel von dem Bauer, seinem Sohn und dem Esel". Eine Holzschnittfolge, herausgegeben von Max Bendel. Verlag Huber & Co., Frauenfeld.

Dieses seltene Werk des letzten deutschen Renaissancekünstlers dürfte in der vortrefflichen Wiedergabe durch den Verlag Huber & Co. das Interesse und die Bewunderung aller Freunde deutscher Meistergraphik erregen. Sechs köstliche Blätter in Zweidrittel-Originalgröße einwandfrei faksimiliert, vermitteln uns die grandiose Gestaltungsgabe des sogar heute noch viel zu wenig beachteten Meisters, auf den einst schon Georg Hirth anläßlich der Herausgabe der Stimmerschen Bibel (Georg Hirth Verlag, München) nachdrücklichst aufmerksam machte. Abgesehen von der rein künstlerischen Bedeutung dieser lange verschollenen Blätter, verweise ich auf ihren kulturgeschichtlichen Wert, der den Kennern deutschen Lebens und deutscher Sitte manch neue Anregung bieten wird. Alles in allem: ein schöner und wichtiger Druck, für dessen Herausgabe wir dem Verlag unseren Dank und unsere Hochachtung aussprechen müssen.

A. Weiß-Rüthel

DEUTSCHEUROPA

VIERTELJAHRESSCHRIFT FÜR DIE ERNEUERUNG EUROPAS AUS DEM REICHSGEDANKEN, HERAUSGEGEBEN VON DR. DR. DR. HANS K. E. L. KELLER FÜR DIE DEUTSCHEUROPÄISCHE ARBEITSGEMEINSCHAFT

Inhalt des letzterschienenen Heftes:

Karl Anton Prinz Rohan: Erziehung zum Reich
Wladimir von Gzowski: Erwachendes Staatsbewußtsein
Stimmen der Zeit
Kampf um Deutscheuropa

Preis des Heftes RM. —.60 • Jahresbezugspreis RM. 2.—

Heft 1 (Alois Dempf, Vergangenheit und Gegenwart des Reichs) kann für RM. 1.—, Heft 2 (Leopold Ziegler, Zehn Leitsätze zur Wirtschaft) und Heft 3 (Hans K. E. L. Keller, Die deutsche Idee Völkerrecht) können für je RM. —.60 nachgeliefert werden.

Im Kampfe gegen alle internationalistisch-paneuropäischen Programme bekennt sich die (im Sommer 1931) begründete Deutscheuropäische Arbeitsgemeinschaft zur deutschgeschichtlichen völkisch-übervölkischen Idee des Reiches als Leitgedanke einer Völkerrechtspropaganda auf weiteste Sicht. Ihr Ziel heißt: **Geistig gerüstet sein für den Tag, an dem die deutsche Revolution zur europäischen wird.**

Im Buchhandel oder unmittelbar vom Kommissionsverlag

G. HIRTH VERLAG AG., MÜNCHEN

Am Wendepunkt des Lebens:

Okasa

DAS DRÜSEN-HORMON-PRÄPARAT, das bis ins Alter Kraft, Lebenstrieb und jugendliche Frische schafft!

Erschöpfende Unterrichtung gibt die vom Arzt verfaßte, farbig illustrierte, interessante Broschüre **„ERNEUERUNG DER KRÄFTE"**, Zusendung der Broschüre u. einer **GRATIS-PROBE OKASA** neutral verpackt gegen 25 Pfg. für Porto veranlaßt **HORMO-PHARMA G. m. b. H. BERLIN SW 189, Alte Jakobstraße 85/86**

Okasa-Silber f. d. Mann, Okasa-Gold f. d. Frau 100 Tabl. RM 9,50
Okasa ist in allen Apotheken erhältlich!

Das schönste und wertvollste

GESCHENK!

Die gesunde und praktische

LEBENSWEISHEIT

nach gesammelten Erkenntnissen der Philosophie vom Altertum bis zur Gegenwart

Zusammengefaßt in dem Buch

„Für stille Stunden"

durch v. Krempelhuber

450 Seiten in Ganzleinen geb. **nur** M. 2.85 zuzüglich 40 Pfg. für Porto

Zu beziehen durch

G. Hirth Verlag AG., München

Herrnstraße 10

Ein Buch fürs Leben! **Zur Erbauung für jung und alt!**

Begründer: Dr. GEORG HIRTH. — Verantwortlich für die Schriftleitung: ARNOLD WEISS-RÜTHEL; für die Anzeigen: GEORG POSSELT, beide in München. — Verlag: G. HIRTH VERLAG AG., München. — Für die Herausgabe in Österreich verantwortlich: J. RAFAEL, Wien I, Graben 29a (Eingang Trattnerhof). — Für die Redaktion in Österreich verantwortlich: MARIANNE RAFAEL, Wien XIX, Hochschulstraße 25. — Alle Rechte vorbehalten. — Nachdruck strengstens verboten. — Copyright by G. HIRTH VERLAG AG., München. — Druck: G. HIRTH VERLAG AG., Buch- und Kunst-Druckerei, München, Herrnstraße 10. — D.-A. 9000. — Entered as second class matter, Postoffice New York, N. Y. — Manuskripte sind nur an die Redaktion der „Jugend", München, Herrnstraße 10, zu senden: Rücksendung kann nur erfolgen, wenn Rückporto beiliegt.

Der gerettete Nachwuchs

Erich Wilke



Hier wird durch Spiritismus klar,
daß Großpapa doch arisch war –
in diesem Sinn wirkt angenehm
das höchst okkulte Phänomen.

JUGEND

PREIS 60 PFENNIG

MÜNCHEN 1934 / NR. 16



Schiller

Gerhard von Kügelgen †

J U G E N D

39. JAHRGANG 1934 / NR. 16

GRABBE

VON HEINRICH STILLING

Grabbe stand schon unten an der Haustüre, als ihm einfiel, daß er seinen „Christus“ vergessen hatte.

„Sind es die versoffenen Burschen wert, daß ich mein armes Kreuz anstrenge und mich noch einmal hinaufquäle? Nein, sie verstehen doch nichts davon . . .! Aber ich habe doch dem braven Burgmöller versprochen . . . nein, ich steige die drei Treppen nicht noch einmal hinauf, ich kann's einfach nicht.“

Er verließ das Haus. Er ging langsam dahin, den Rock zurückgeschlagen, den Daumen der linken Hand, wie immer, in der Tasche über der Hüfte, den Regenschirm in der anderen Hand, den Kopf auf die Brust gesenkt.

„Na, Grabbe, man schmiedet wohl ein welterschütterndes Drama?“, sagte der Theaterdirektor, Herr Immermann. Grabbe hob den Kopf und seine Augen blitzten Immermann an: „Ja, an dem Christus arbeite ich jetzt!“ Da erwiderte Immermann: „Bravo, Grabbe, Sie wagen sich an Stoffe, alle Achtung. Ob das vielleicht etwas für uns ist?“

„Warum nicht, Herr Direktor? Soll ich Ihnen einige Szenen daraus vorlesen? Ich habe das Manuskript zufällig bei mir (er suchte in nervöser Hast in allen Taschen), da drüben ist ja eine Bank.“

„Lassen Sie es vorläufig nur einmal“, sagte Immermann und klopfte ihm auf die Schulter, „ich habe gar keine Zeit — und dann müßte ich auch erst mit dem Prinzen von Preußen sprechen!“

„Mit dem Prinzen von Preußen?“

Nun, damit er die Besatzungstruppen ausgiebig verstärken läßt, denn sagen Sie, Grabbe, wieviel tausend Statisten brauchen Sie für Ihr neuestes Werk?“ Er lachte laut, sein Bäuchlein wackelte heftig.

Grabbe betrachtete Immermann mit bösen Augen. Aber er wagte es nicht, ihm zu antworten. Ihm fiel ein, daß er bis heute noch nicht die Rollen ausgeschrieben hatte für Immermanns Stück „Das Gericht von Sankt Petersburg“ und die lumpigen Groschen dafür waren doch schon längst verpulvert.

Es war, als hätte Immermann die Gedanken Grabbes erraten. Er sagte: „Grabbe, spricht Euer Christus auch: Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist? Also gebt dem Düsseldorfer Theater, was dem Düsseldorfer Theater ist! Habt Ihr die Rollen nun endlich herausgeschrieben?“

„Gewiß, Herr Kriminalrichter (das war Immermann einmal gewesen), ich habe sie sogar bei mir“, und Grabbe begann von neuem heftig in allen seinen Taschen zu suchen. Da lachte Immermann abermals laut auf und ging seines Weges. Grabbe blickte ihm nach: „Du Hund, ich . . . ich . . . ich . . .“

Aber seine Wut dauerte nicht lange. Er dachte an seinen Freund Burgmöller, der sicher schon in der Kneipe saß und auf ihn wartete. „Ich habs ihm versprochen und seit Wochen bezahlt er für mich und auch die anderen Herren bezahlen immer für mich. Ich muß mich doch einmal revanchieren. Außer dem Burgmöller sind es ja alle Kamele, aber eine gute Deklamation wirkt immer und dann wollte doch der Hauptmann Raßler den Berliner Buchhändler (wie heißt er nur, wie heißt er nur?) mitbringen.“

Also kehrte er wieder um und quälte sich die drei Treppen hinauf in sein Zimmer. Es dauerte lange Zeit, bis er das Manuskript „Christus“ in der furchtbaren Unordnung gefunden hatte. Aber er fand es endlich, tief in den Bettkissen versteckt. Das tat er aus Vorsicht, denn wie häufig schon hatte er, wenn er abends nach Hause kam und Fidibusse für seine Pfeife suchte, ganze Akte seiner Dramen in Flammen aufgehen lassen.

Spät war es, als Grabbe in den „Goldenen Pfau“ trat. Bei der Küche blieb er stehen und sog gierig den Bratenduft ein: „Herrgott, wenn man Geld hätte!“ Aus der offenen Wirtsstube kam Lärm und Gelächter. „Guckt den Grabbe an“, schrie eine rohe Stimme, „der läßt sich gleich an der Quelle nieder, der säuft den Ruhm aus den Kochtöpfen.“ Grabbe trat in die Wirtsstube: „Ja, Herr Hauptmann, ich muß mir den Ruhm aus den Kochtöpfen saufen, was kann ich dafür! Aber schön schmeckts doch, das ist die Hauptsache.“ Er fiel auf einen Stuhl neben Burgmöller nieder, ergriff dessen volles Glas und trank es aus.

J. Hahn



Scherenschnitt

„Christian“, sagte Burgmöller, „sei vorsichtig, auf den leeren Magen . . .“

„Schweig, ich komme gerade von einem Diner bei Immermann und habe mich für acht Tage vollgefressen.“

„Sie können saufen“, sagte vom anderen Tischende her der Hauptmann bewundernd, „Sie können mordsmäßig saufen, Grabbe.“

„Und ich bleibe immer nüchtern, das ist das wirklich große daran“, rief Grabbe, über diese Anerkennung hocherfreut, „Sie kennen doch den Major von Bärensprung, — er gilt als der standfesteste Trinker in der preußischen Armee — aber, so wahr ich hier sitze, meine Herren, ich war damals ein blutjunger Auditor, ich habe ihn unter den Tisch getrunken, es war eine reine Pracht.“

„Herr Christian Dietrich Grabbe, lebe hoch!“ schrie der Hauptmann und fuchtelte mit seinem Glas in der Luft herum.

Grabbe erhob sich und winkte dem Hauptmann zu. Dabei sagte er leise zu Burgmöller: „die Stimmung wird ja ausgezeichnet, ich will sie gleich ausnützen“. Laut rief er dann: „Meine Herren, ich danke Ihnen für Ihre freundlichen Ovationen. Als karges Entgelt will ich Ihnen, sofern es Sie nicht langweilt, einiges aus meinem neuesten Werk ‚Christus‘ vorlesen.“

Er hob seinen Stuhl auf den Tisch und kroch hinauf, indem er beiläufig seinem anderen Nachbar das Glas leerte.

Der etwas schwerhörige Hauptmann hatte anstatt Christus „Christian“ verstanden. Er schlug sich auf die Schenkel, daß es klatschte: „Aus seinen Memoiren liest er uns was vor, der Schweinigel, das wird etwas geben“. Er setzte sich in Positur, legte die Hand ans Ohr und wurde ganz Aufmerksamkeit.

„Herr Hauptmann“, sagte sein Nachbar, der Buchhändler, „die Sache heißt nicht Christian, sondern ‚Christus‘.“ .

„Was?“, schrie nun der Hauptmann, „ein Drama und es heißt Christus? Sie sind wohl nicht ganz gescheut, Grabbe? Zeigen Sie mir das Ding einmal her!“

Grabbe reichte gehorsam das Manuskript herunter. Der Hauptmann blätterte darin. „Na, ja“, sagte er endlich, „manche Stellen scheinen ja für den militärischen Fachmann ganz interessant zu sein. Aber, Menschenskind, was fällt Ihnen ein, so mir nichts dir nichts unseren



Der Spaziergang — Franz Doll

Herrn Jesus Christus auf die Bühne zu bringen. Ist denn das nicht so eine Art Majestätsbeleidigung?"

„Auf alle Fälle", mischte sich der Buchhändler ein, „ist so etwas ungeheuer geschmacklos. Was sagt denn der Herr Immermann dazu?"

„Immermann, der Nimmerkann", tobte nun Grabbe, „der nimmer kann, was ich kann, der soll urteilen können? Mein Christus ist das gewaltigste Drama auf Jahrhunderte hinaus."

„Sie sollten sich schämen, den Herrn Immermann zu beschimpfen", meinte der Buchhändler, „Sie kommen doch gerade aus seinem Hause, Herr Grabbe, und haben dort ausgiebig gegessen!"

„Aber nichts zu trinken bekommen", lachte der Hauptmann, „wir kennen den Theaterdirektor Immermann: Prost Grabbe!"

„Prost Herr Hauptmann."

Noch einige Male versuchte Grabbe im Verlaufe des Abends auf seinen Christus zurückzukommen, aber außer seinem Freunde Burgmöller wollte ihm keiner zuhören. Der am frühesten besoffene Buchhändler versuchte sogar Grabbe von seinem erhöhten Sitze herunterzuziehen, um den verdammten Gottesleugner durchzubleuen.

Übrigens wäre Grabbe gar nicht fähig gewesen aus seinem Manuskript vorzulesen, denn es schwapperte schon längst in einem See von Rum und Arrak, der sich zu den Füßen des Dichters gebildet hatte.

Um zwei Uhr bewies Grabbe schlagend, daß er noch vollkommen nüchtern sei. Er kletterte auf seinen Stuhl und stimmte die Marseillaise an, die er mit gewaltiger Stimme herunterbrüllte. Der Hauptmann protestierte heftig gegen den Gesang. Er sei Monarchist und preußischer Offizier. Der Satan habe ihn in diese verdammte demokratische Literatengesellschaft eingeführt. Das könne ihm den bunten Kragen kosten. Der Buchhändler wurde erregt. Er erklärte, er sei weder Literat noch Demokrat. Er habe ein christliches Verlagsgeschäft und unter seinen Autoren seien zwei Superintendenten und ein österreichischer Hofrat. Auch sei er aus einer mindestens so guten Familie wie der Hauptmann. Einer seiner militärischen Vorfahren käme schon in Wallensteins Lager vor.

Zur Abwechslung sang Grabbe nun: „Ich bin ein Preuße, kennt ihr meine Farben". Das wirkte beruhigend. Der Hauptmann, der in der Richtung der Türe gestolpert war, kehrte wieder um, wankte mit Tränen in den Augen an den Tisch und erklärte Grabbe für den bravsten Burschen in Düsseldorf. Auch der Buchhändler fühlte das Bedürfnis etwas gutzumachen und meinte, Grabbe solle nun seinen Christus vorlesen, man sei jetzt in der richtigen Stimmung. Der Hauptmann war von dieser genialen Idee entzückt.

Nun begann ein eifriges Suchen nach dem Manuskript, bis die Kellnerin Lina erklärte, sie hätte schon vor einigen Stunden schmutziges und feuchtes Papier zusammengeballt und fortgeschmissen. Bei dieser Erklärung sagte

(Fortsetzung Seite 246)



Lob der Bescheidenheit — Hans von Marées †

LOB DER BESCHEIDENHEIT

Ich möchte gern mich frei bewahren,
Verbergen vor der ganzen Welt,
Auf stillen Flüssen möcht' ich fahren,
Bedeckt vom schatt'gen Wolkenzelt.

Von Sommervögeln übergaukelt,
Der ird'schen Schwere mich entziehn,
Vom reinen Element geschaukelt,
Die schuldbefleckten Menschen fliehn.

Nur selten an das Ufer streifen,
Doch nie entsteigen meinem Kahn,
Nach einer Rosenknospe greifen
Und wieder ziehn die feuchte Bahn.

Von ferne sehn, wie Herden weiden,
Wie Blumen wachsen immer neu,
Wie Winzerinnen Trauben schneiden,
Wie Schnitter mähn das duft'ge Heu.

Und nichts genießen, als die Helle
Des Lichts, das ewig lauter bleibt,
Und einen Trunk der frischen Welle,
Der nie das Blut geschwinder treibt.

August Graf von Platen



Madonna

Albert Burkart-München



Mallorca — Raimund Geiger-München

Frühlingsstunde

Wolke blüht und Wiese dehnt
wohlig sich und weit;
auch der Wald erwacht und sehnt
sich nach grüner Zeit.

Willig eilt ein Weg heran,
lädt dich ein, zu gehn;
eine Blume blickt dich an,
gibt sich zu verstehn.

Alles will dir wohl und meint,
daß der Winter wich.
Ist dein Herz so ganz versteint?
Komm und freue dich!

JAHRESMORGEN

Gottes reiner Morgenhauch
aus der Tiefe quillt und strebt,
Licht von seinem Wesen schwebt
zart auf goldner Wolke Rauch

Farbig öffnet ihr Gemüt
Welt und Seele — seinem Geist,
daß das Blut der Dinge kreist
und der Leib der Erde blüht.

Georg Schwarz

Grabbe: „Lina, du hast der deutschen Literatur sehr weh getan!"

„Dafür will ich Ihnen sehr lieb tun, Herr Grabbe!" und gab ihm einen Kuß auf den Mund.

„Pfui", meinte sie aber gleich darauf, „was riechen Sie aber wieder nach Rum, Herr Grabbe!"

„So behandelt dich ein Weib", rief der Hauptmann und breitete seine Arme aus, „komm an die Brust eines deutschen Mannes, Grabbe, ihm dünkt der dir entströmende Duft gar lieblich ..."

Es war vier Uhr, als Grabbe, vom Hauptmann und vom Buchhändler geleitet, nach Hause kam.

An der Haustüre entließ er die beiden, die weiter torkelten und kroch die drei Treppen in die Höhe. Er hatte es nicht nötig (er wäre es auch gar nicht fähig gewesen) Licht anzuzünden, denn der Vollmond schien hell in die Kammer.

Von der Wand riß er eine große Landkarte und warf sie mitten in die Stube. Dann kniete er nieder und kroch auf sie zu:

„Nun bin ich über Afrika", sagte er, „und nun komm ich über Rom und jetzt überschreite ich die Alpen ... und nun lege ich mein Hirn auf Deutschland."

So blieb er einige Augenblicke liegen. Dann sprang er plötzlich, wie von Furien gepeitscht auf, riß die Karte wie ein wütender Kobold in Fetzen, tanzte wie besessen durch das Zimmer, eilte dann an das Fenster und rief hinaus: „Gute Nacht, ihr Hunde!"

„Hunde!" klang ein fernes Echo zurück.

Dann schlug er die Scheiben zu, warf sich nieder und schlief augenblicklich ein.

ROBERT WALTER:

DIE OHRFEIGE

Ein junges Mädchen von seltener Artung, das nach dem plötzlichen Tod des Vaters aus gefriedeter Wohlhabenheit unerwartet einer schreckenden Dürftigkeit verfallen war und endlich Gelegenheit gefunden hatte, als Sekretärin in einem Hamburger Handelshause sich selbst und die alternde Mutter so schlecht wie recht durchs Dasein zu bringen, erkrankte infolge der schlimmen Entbehrungen an einem Lungenspitzenkatarrh. Traurig bewehrt mit einem Krankenkassenausweis betrat sie das Sprechzimmer eines Arztes, von dessen Heilkunst und menschlicher Güte sie des öfteren gehört hatte — zögerte aber schon an der Tür und brachte ihre Nöte nur stockend hervor, denn sie stand da plötzlich einem noch jugendlichen, offenbar unverheirateten Herrn gegenüber, vor dessen fragender und still ermunternder Stimme sie eine wunderliche Beängstigung anfiel.

Wehrlos gegen den eigenen Willen begann sie sich wie gelähmt zu entkleiden — und nur einen Atemzug lang, während ihr Blick aufgescheucht wurde, sah sie jetzt in die lichtgetroffenen, lächelnden und ein wenig erstaunten Augen des Mannes.

Der Arzt mochte zunächst vor den klugen und bei aller Befangenheit wesentlichen Worten des Mädchens und der bislang nie erlebten, die Haut zur Marmorblässe entfärbenden Schamhaftigkeit erstaunt sein — dann aber wurde er von der Schönheit des Leibes, der sich bezaubernd aus halbhingesunkener Kleidung hob, zuneigend bewegt und erkannte gleichzeitig an den einfallenden Schlüsselbeingruben den Beginn der Zerstörung durch die tückische Krankheit. Zwischen Verwundern und Mitgefühl trat er zur Untersuchung näher, berührte den Arm des Mädchens, wandte die Gestalt und vermochte es nicht zu hindern, daß im Selbstvergessen augenblicks sein Mund wie küssend über die verlockende Schulter hinstreifte.

In gleicher Sekunde zuckte die Beleidigte zurück und schlug ihm empört mit jachem Herumdrehen die Hand mitten ins Gesicht. Der Arzt versuchte, eine Bitte um Verzeihung zu stammeln, einige Worte der Entschuldigung. Aber das Mädchen hörte nichts, riß und zerrte die Kleidung herauf, knöpfelte das Kleid zu, hatte schon den Hut übers Haar gedrückt und floh stumm, mit gerötenten Schläfen hinaus, die Tür hart hinter sich ins Schloß ziehend.

Nach drei Tagen, während der Arzt unter Selbstvorwürfen und Nöten von quälerischen Gedanken an das Mädchen, dessen Name er halb verstanden oder auch überhört hatte, unangenehm gepeinigt worden war, geschah das Unerwartete. In bunter Reihe der Patienten erschien sie wiederum an der Tür, aufs äußerste befangen, aber wie ihrem Handeln rettungslos verfallen, senkte nach einem flatternden Blick den Kopf wie zum Gruß und begann ohne ein Wort des Erinnerns oder Erklärens — während sich der Arzt bestürzt abwandte — das Kleid aufzuknöpfeln, öffnete darnach die Unterkleidung, streifte das Hemd hinunter und stand da, schweigend und erwartend.

Mit beschleunigter und wahrhaft behutsamer Dienstwilligkeit erledigte jetzt der Arzt die Untersuchung — seine Augen hütend, als müßte jeder Blick wie ein Messer treffen — zwischenhin Fragen stellend, die schnell und leise beantwortet wurden. So vernahm er dann auch — am Schreibtisch sitzend und den Krankheitsbericht aus einer schon sorglichen Liebe niederschreibend — auf seine weiterforschenden Fragen die traurige, ihm jedoch tröstlich klingende Geschichte des jungen Mädchens. Und als er ihr bei der Verabschiedung, die mehr einer ersten Trennung glich, die Hand reichte, vom künftigen Aufenthalt in der Heilanstalt, ja vom späteren gesunden und freudigen Leben erzählend und herzlich seinen Beistand gegen jegliche Unbill oder Not anbietend, da fühlte er, wie während der ganzen Zeit die Hand des wunderbaren Wesens — die Hand, die ihn geschlagen hatte — still und hingebend in der seinen lag.

Es mag nun dahingestellt bleiben, durch wen diese nicht eben alltägliche Geschichte zweier Menschen in den Mund der Öffentlichkeit geriet. Vielleicht war nur die erstaunliche menschliche Hellsichtigkeit und Feinhörigkeit, die der bestgefügten Mauer und der weltverlorensten Heimlichkeit spottet, auf ihrem Beobachtungsposten gewesen — vielleicht auch konnte der junge Arzt die Fülle seiner Seligkeit nicht bergen, und verriet bald darnach in völligem Verbundensein mit dem einzigen liebenswerten Weib einem Vertrauten die unglückliche Begebenheit, die zu ihrer unendlich beglückenden Ehe geführt hatte. Genug — die Geschichte erregte bald und namentlich in den Kaffeezirkeln älterer Damen der Gesellschaft ein liebsames Aufsehen, wobei die nicht nur ungewöhnliche, sondern auch unanständige Art des jungen Mädchens, in den Besitz eines Mannes zu gelangen, aus Gründen landesüblicher Sittlichkeit aufs schärfste verurteilt wurde und der ungehörige Brauch, den Mann schon vor der Ehe zu ohrfeigen, allgemeine Mißbilligung erfuhr.



Groteskzeichnung — Lutz Beck-Gauting



Börries von Münchhausen

Gruß an den Dichter

Börries von Münchhausen ist 60 Jahre alt geworden — und die „Jugend", die einst mit dazu beitragen durfte, seinen Namen bekannt und berühmt zu machen, will nicht zurückstehen, wenn es gilt, einen ihrer ersten und ältesten Mitarbeiter auf das herzlichste zu beglückwünschen.

Denke ich zurück an die Zeit, da wir jungen Leute in den Wandervogelquartieren, an den ritterlichen Balladen des Freiherrn von Münchhausen uns begeisterten, so erscheint es mir als eine ganz besondere Gunst des Schicksals, daß ich dem Dichter unserer Jugend heute meinen Geburtstagsstrauß überreichen darf. Gewiß, die „Jugend" ist älter geworden, Jahre der Not und des Jammers sind über uns alle hinweggeschritten mit apokalyptischer Wucht, — aber die Herzen und Lieder sind jung geblieben und werden klingen in Ewigkeit. Immer wieder wird eine neue Jugend ihre Rechte fordern — und glücklich, wenn sie niemals vergißt, daß allein des Liedes Klang ihr jene edelmännische Haltung verleihen kann, die uns aus jeder Strophe des Ritters von Münchhausen ins Bewußtsein tritt. Und das ist das große an den Dichtungen Münchhausens, daß sie nicht aus den abgestandenen Reminiszenzen einer verklungenen Welt geboren — sondern in Form und Sinn als bestes Gut deutscher Poesie aus dem unsterblichen Geist ritterlichen Bewußtseins gewachsen sind.

Wie in den höfischen Epen des Mittelalters, den Fabliaux und Balladen aus der Helden- und Minnezeit lebt in Münchhausens Liedern der gute Erzklang eines adeligen Herzens, das immer schlagen muß, solange eine Gesellschaft Anspruch darauf erhebt, als frei und ehrlich gewürdigt zu werden.

Darum wollen wir nie vergessen, was wir Dichtern wie Fontane, Liliencron und Münchhausen schuldig sind. Sie haben uns in ihren Werken das Spiegelbild jenes Charakters gezeigt, ohne den der deutsche Mensch seine große historische Mission weder begreifen noch verantworten könnte.

Borries von Münchhausen, wir grüßen Dich!

Im Namen der Redaktion und des Verlags
der „Jugend"
Arnold Weiß-Rüthel.

Lieder

Wie ein Sperber vom Gefieder
Sich die Regentropfen spritzt
Schüttelt ab mein Herz die Lieder, —
Eine Träne jedes Lied . . .

Wie vom müdgewordnen Fliedor
Blüt auf Blüte niederrann,
Streut mein Herz von sich die Lieder,
Dass es neue tragen kann!

Borries, Frh. v. Münchhausen
seiner lieben Jugend in alter
Freundschaft. 20. 3. 1934

DIE SCHÖNE ISABELL

EINE KAPITALISTISCHE MORITAT

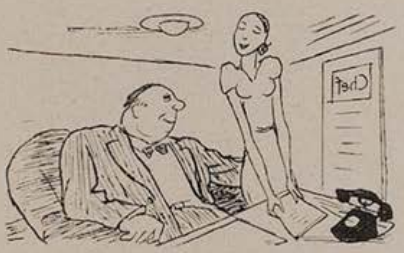
Zeichnungen von Rubey



Isabella war ein Mädchen,
Das auf der Maschine tippt,
Und die Männer all im Städtchen
Seufzten, kam sie angewippt.



Sekretärin war sie bei der
„Mondlicht-Seife" im Büro,
Und der Chef dort zwickt sie leider
Ab und zu mal irgendwo.



Dieser Fall ist gar nicht selten,
Wenn es sich auch wenig schickt,
Und auch alle Angestellten
Hätten gern einmal gezwickt.



Aber Isabell, vergleichbar
Einer Frau aus Marmelstein,
War kaum für den Chef erreichbar,
Ließ sich sonst mit niemand ein.



Ließ den Prokuristen schmachten
Und den Lehrling ebenso,
Und die Folge: alle machten
Nur noch Fehler im Büro!

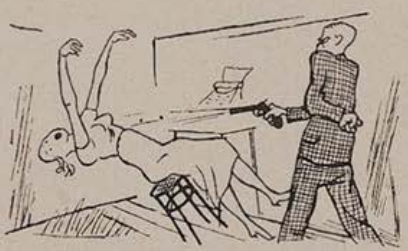
Da die Aktien deshalb fielen,
Nutzte der Kassierer dies,
Um ihr einen Streich zu spielen,
Denn auch er war ihr zu mies.



Einem von den Aktionären
Teilte dieser Schurke mit:
Isabellas Reize wären
Schuld am großen Defizit!



Von dem Aktionär bestochen,
Der ein Großkapitalist,
Hat er außerdem verbrochen,
Was erst recht verwerflich ist,



Nämlich Isabella hielt er
Einst zurück nach Kassenschluß
Und diktiert noch — — plötzlich zielt er,
Und da kracht auch schon ein Schuß!



Isabell sank mit Getöse
Von dem Stuhl und hauchte aus,
Und schon schleppte sie der Böse-
Wicht in das Maschinenhaus.



Stopfte sie in die Maschine,
Die die „Mondlicht-Seife" macht,
Und verzog nicht eine Miene,
Als es sehr bedenklich kracht.



Ganz mit Recht, denn keine Schleife
Blieb von Isabell zurück,
Was da rauskam, war nur Seife,
Ungefähr zweihundert Stück.



Ihr Verlobter, Oswald Spitta,
Hat sie drum umsonst gesucht,
Und mit Recht dann das kapita-
Listische System verflucht!



Denn es kann kein Zweifel seien:
Nur um schnöden Zinsgewinn
Sank in ihres Lebens Maien
Isabell so schnell dahin.



Sonst noch heut' am Leben wär' sie
Und zum Chef wär' nie gemacht
Worden der Kassierer, der sie
So gefällig umgebracht.

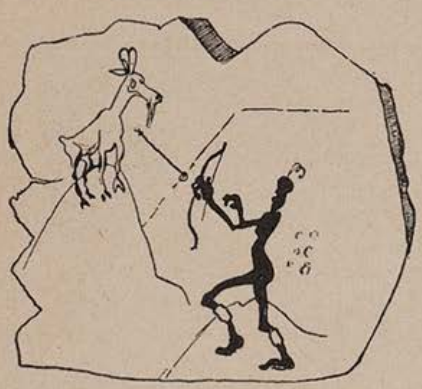


Väter, denkt daran, und Mütter,
Eh' ihr schöne Töchter zeugt,
Daß sich alles unerschütter-
lich der Macht des Geldes beugt!

Ernst Klotz

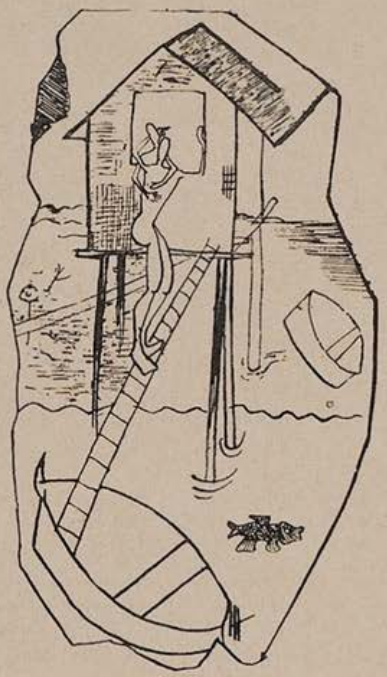
Vom vorgeschichtlichen Bayern

So mancher wissensdurstige Münchner mochte es schon bedauert haben, daß die Bayerische Akademie der Wissenschaften jene Abteilung ihrer Sammlungen, die der Hinterlassenschaft des vorgeschichtlichen Menschen dient, der öffentlichen Besichtigung entzogen hatte. Nun erfahren wir von berufener Seite den Grund für die vorübergehende Schließung der genannten Räume, und unser Bedauern verwandelt sich in Freude. Denn bei der demnächst erfolgenden Wiedereröffnung der Sammlungen werden wir in Saal IV Funde bestaunen können, die uns eine tiefe Kenntnis über die prähistorischen Bewohner unseres Bayernlandes vermitteln. Es handelt sich um diluviale Wandzeichnungen, die in einer Höhle unweit des oberbayerischen Ortes Teisendorf aufgefunden wurden. Unter einer drei Meter hohen Schicht abgenagter, vermutlich dem Urkalb angehörender Schenkelknochen stieß man auf Wandzeichnungen, die sich an künstlerischer Auffassung mit den berühmten Fresken der Höhlenfunde von Altamira sehr wohl messen können. Wir lassen hier einige erlesene Zeichnungen folgen, wie sie uns der unbekannte prähistorische Künstler hinterlassen hat.



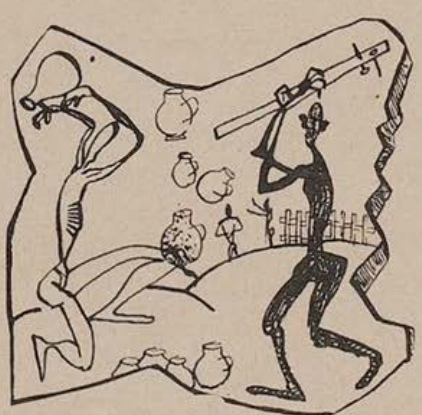
I.

Ein Pfeilschütze schickt sich an, eine Wildgemse zu erlegen. Mit Meisterhand hat es der prähistorische Zeichner verstanden, in dem etwas scheuen Verhalten des vorgeschichtlichen Jägers das Wesen des zur Jagdausübung unbefugten Wilderers festzuhalten. Der Beschauer fühlt förmlich den quälenden, im Herzen des Bogenschützen tobenden Widerstreit zwischen der Furcht vor dem Gesetz und der Freude, ein „Gambsei z'schiaßen". Die letztere scheint jedoch zu obsiegen. Zum Schutz gegen die Kälte hat der sonsthin nackte Jäger die empfindliche Stelle der Waden mit einer Art von Strümpfen eingehüllt. Seine Kopfbedeckung weist eine Jagdtrophäe, vermutlich Schwanzfedern des Urhahnes auf.



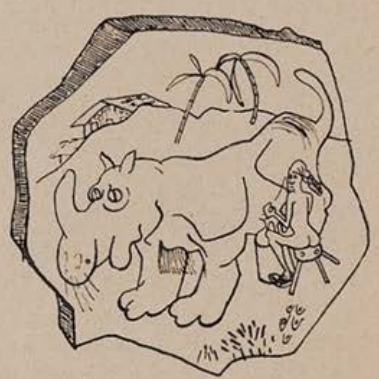
II.

Zwei Männer bekämpfen sich mit primitiven Waffen. Der eine schwingt ein lattenähnliches Holzstück, das wohl dem dahinter stehenden Zaun entnommen worden sein mag, der andere dringt mittels eines Tonkruges, der vielleicht zur Aufbewahrung von Ur-Märzenbier gedient hat, auf den Gegner ein. Worüber der Streit entbrannt ist, wird aus der Zeichnung nicht ersichtlich, doch dürfte auch schon in vorgeschichtlicher Zeit dem Worte „Cherchez la femme!" eine gewisse Bedeutung zugekommen sein. Blitzartig erhellt das Bild auch den Grund, weshalb im Gegensatze zu Griechenland auf altbayerischem Gebiet nur so wenige keramische Erzeugnisse in gut erhaltenem Zustande aufgefunden werden konnten. Beobachtet man den Kraftaufwand des Krug-Schwingers, so dürften auch im Falle dieses prähistorischen Zweikampfes nur geringfügige Ton-Fragmente zurückgeblieben sein.



III.

In den folgenden beiden Zeichnungen, die etwa fünfzigtausend Jahre später entstanden sein dürften, zeigt sich bereits eine gewisse Auflockerung des Stiles. Auch die vom vorgeschichtlichen Künstler gewählten Themen weisen auf eine beträchtliche Wandlung zum Liebenswürdigen, Idyllischen hin. Immerhin fällt die Entstehung der Wandzeichnungen noch in eine Zeit, in der das Nashorn in großen Rudeln die bayerischen Alpen bewohnt hat, und hier als Haustier gehalten wurde. Eine Frau, offenbar Bewohnerin der im Hintergrunde stehenden Hütte, ist gerade damit beschäftigt, eine Nashorn-Kuh zu melken. Palmen deuten auf das in jener Zeit bei uns herrschende tropische Klima hin. Vergleichende Forschungen haben ergeben, daß es sich bei dem Schauplatz der Darstellung mit größter Wahrscheinlichkeit um die in der Gegend von Teisendorf gelegene Stoißer-Alm handelt.



IV.

Ein Mann jugendlichen Alters ist offenbar mittels einer Leiter von einem Kahne aus zum Fenster einer Pfahlbau-Hütte emporgeklommen. Die Person, die den Besuch des Jünglings herzlich willkommen zu heißen scheint, dürfte weiblichen Geschlechtes sein. Man geht mit der Annahme kaum irre, daß der Jüngling beabsichtigt, späterhin in das Fenster völlig einzusteigen. Worüber sich die beiden unterhalten, geht aus der Zeichnung nicht hervor. Vielleicht besprechen sie die Aussichten für den nächsten Fischfang oder beraten sich über eine Renovierung der Pfahlbau-Hütte. Das liebenswürdige Motiv scheint dem Pfahlbauleben des Chiemsee's entnommen zu sein.

A. Wisbeck.

FERDINAND SILBEREISEN:

AMERIKANA

Nach Gewicht

Zur Zeit, als Abraham Lincoln Präsident der Vereinigten Staaten von Nordamerika war, hatte er viel von Amtsjägern zu leiden. Besonders machte ihm eine Postmeisterstelle viel zu schaffen, um welche sich zwei Bewerber hartnäckig bemühten.

Haufenweise kamen die Freunde der beiden zu Lincoln gelaufen und brachten Bittschriften mit, in denen die Vorzüge beider Widersacher in glänzenden Farben geschildert waren. Als nun eines Tages wieder eine Abordnung solcher guter Freunde kam und den Präsidenten mit ihren Bitten eine halbe Stunde lang aufhielt, sagte Lincoln zu seinem Sekretär: „Diese Geschichte muß auf die eine oder die andere Art aus der Welt geschafft werden. Bringen Sie einmal eine Waage!"

Als diese herbeigeholt worden war, fuhr Lincoln fort: „So, jetzt legen Sie alle Bittschriften und Briefe zugunsten des einen Mannes in die Waagschale und dann wiegen Sie die Papiere des anderen Bewerbers!"

Es stellte sich heraus, daß die eine Kollektion ein halbes Kilo schwerer als die andere war.

„Jetzt werden wir gleich fertig sein; schreiben Sie die Bestellung für den Mann mit den leichtesten Papieren", sagt der Präsident salomonisch, „denn dieser hat uns die wenigste Arbeit gemacht!"

Und bei diesem Entscheid blieb es: der Mann mit den weniger schweren Bittschriften erhielt die Postmeisterstelle.

Die Witwe

Eine Zeitung in Milwaukee in Nordamerika brachte vor einiger Zeit folgenden Nachruf:

„Gestern starb Herr John Schmitt, Hutfabrikant und Bürger von Milwaukee. Er war hochgeachtet bei allen, die ihn kannten und geschäftlich mit ihm zu tun hatten. Er war ein ehrenwerter Mann und ein genialer Hutmacher. Seine vortrefflichen Eigenschaften wurden von jedermann ebenso anerkannt wie seine Hüte, von denen das Stück nur zwei Dollar kostete. Er hinterläßt eine untröstliche Witwe und einen großen Vorrat von Winterhüten, welche jetzt unter dem Fabrikpreise abgegeben werden. John Schmitt wurde seiner Familie gerade in dem Augenblicke entrissen, in dem Momente nämlich, als er eben ein riesiges Lager von Filz angekauft hatte, so daß seine Witwe in der glücklichen Lage ist, die ganze Stadt und Umgebung mit unerreicht guten Hüten versehen zu können.

Frau Schmitt, welche vor Schmerz und Bitterkeit ganz in Tränen aufgelöst ist, wird das Geschäft ihres verewigten Mannes unter der bisherigen Firma unverändert weiterführen. — — Betet für ihn!"

Eine freudige Ueberraschung

kann der Verlag der „Jugend" heute allen seinen Lesern bereiten — soweit sie sich photographisch betätigen oder interessiert sind: Es wurde eine photographische Fernberatung eingerichtet, die allen denen mit Rat und Tat zur Seite stehen soll, die hier und da nicht recht weiterkommen oder über sonst etwas Bescheid haben wollen. Auch Ihre Aufnahmen werden begutachtet, Verbesserungsvorschläge gemacht. Und das Schönste: Diese Stelle arbeitet für Sie vollständig kostenfrei!
Die Fernberatung hat der Photoschriftsteller Gerhard Isert, Magdeburg-S., Halberstädter Straße 117a, übernommen, an den Sie sich direkt wenden. Es wird lediglich zur Deckung der Spesen um Beifügung von doppeltem Rückporto gebeten.
Das ist doch ganz sicher für Sie eine

besonders freudige Überraschung,

zumal sie gerade zur rechten Zeit, zum Frühjahr, wo die Kamera gerüstet wird, kommt.

Beim Ausbleiben oder bei verspäteter Zustellung unserer Zeitschrift bitten wir die Bezieher, sich sofort an den Zusteller oder an die zuständige Zustellpostanstalt zu wenden, und erst dann, wenn dies keinen Erfolg haben sollte, uns davon Mitteilung zu machen.

VERLAG DER „JUGEND" MÜNCHEN, HERRNSTR. 10

Eine Bibliothek für Politik und Wissenschaft von seltener Vollständigkeit ist Umstände halber zu verkaufen

u. a. Die große Politik der Europäischen Kabinette. 40 Bände; Die Vorgeschichte des Weltkrieges (Werk des Untersuchungsausschusses) 4 Bände; Der Weltkrieg (herausgegeben vom Reichsarchiv) 8 Bände; Die Ursachen des deutschen Zusammenbruchs (Werk des Untersuchungsausschusses) 16 Bände; vollständiger Deutscher Geschichtskalender von Purlitz (Felix-Meiner-Verlag); vollständiger Schulthes Europäischer Geschichtskalender (Beckh'sche Verlagsbuchhandlung); Handbuch der Staatswissenschaften, Handbuch der Rechtswissenschaft; Memoiren, Biographien, Gesammelte Werke, Lexikon, Bibliophiles, gesammelte Jahrgänge wichtiger Zeitungen, die wichtigste europäische schöne Literatur

Anfragen unter **T. B. 1721** an die Expedition der Münchner „Jugend"

Der 16. Band des „Großen Brockhaus"

(Roc Schq; 792 Seiten; in Ganzleinen RM. 23.40; in Halbleder RM. 28.80. Bei Rückgabe eines alten Lexikons nach den festgesetzten Bedingungen: in Ganzleinen RM. 21.15; in Halbleder RM. 26.10.)

Wie prompt und sicher der Brockhaus auf alle Fragen des Tages Antwort zu geben weiß, zeigt auch wieder der neue 16. Band. Man findet alles beisammen, was man zur unmittelbaren Tagesgeschichte braucht, so den Lebens- und Entwicklungsgang der nationalsozialistischen Führer Saukel und Rosenberg, des Stabschefs Röhm und des gelegentlich der Münchner Gedächtnisfeier wieder vielgenannten ehemaligen Freikorpsführers Roßbach. Über die Uniformen und Abzeichen der SA.- und SS.-Formationen und den Stahlhelm enthalten zwei Tafeln alles Wissenswerte. Zu der Abrüstungsfrage gibt eine Tabelle der Kaliber der Schiffsgeschütze Anlaß zu nachdenklichen Vergleichen. Denn während die englischen Linienschiffe Riesenrohre von 38 und 40 cm Seelendurchmesser führen, ist uns nur ein Kaliber von 28 cm erlaubt. Eine vierseitige Tafel zeigt einen Längsschnitt des Lloyddampfers „Bremen", und weitere gute Aufnahmen bieten eine anschauliche Übersicht über die Entwicklung der Schiffsbautechnik. Während die deutschen Industrieplätze jedem Angriff von Flugzeugen, die in wenigen Stunden das deutsche Gebiet überqueren können, preisgegeben sind, lassen sehr lehrreiche Karten zu den Abschnitten über Rußland erkennen, wie die Sowjetregierung das Gebiet ihrer Schwer- und Kriegsindustrie mit den neugegründeten Industriezentren Uralmasch, Magnitogorsk und Semipalationsk jenseits des Ural außerhalb der Reichweite von Kriegsflugzeugen verlegt hat. In das technisch-chemische Interessengebiet fallen die Abhandlungen über Salzsäure und Salpetersäure, die an sehr anschaulichen Bildern den Produktionsgang verständlich machen. Ein sehr willkommener Abschnitt über Säurevergiftungen gibt mit einem in die Augen fallenden Alarmschild Anleitung, wie man „erste Hilfe" gewähren kann. Ebenso wird das Sandstrahlgebläse und der Schalter vom einfachen Knipser der Zimmerleitung bis zu dem imposanten Ölschalter erläutert. Der Sportliebhaber kommt bei den Abschnitten über Schlitten (Rodeln) und Schlagball mit ihrem reichen Bildermaterial auf seine Rechnung. Viel schneller als eine noch so sorgsame Schilderung wird durch ein Bild das Wesen des Rollings beim Kunstfliegen verständlich, wobei das Flugzeug eine Drehung um seine Längsachse ausführt. Heute kann man den Brockhaus auch auf Gebieten befragen, an die man früher kaum gedacht hat. Wenn einmal das Radio nicht richtig im Schuß ist, so findet man in dem Abschnitt Rundfunk eine sehr ausführliche Anleitung, um den Gründen des Versagens auf die Spur zu kommen, denn alle Krankheitssymptome des Apparates sind dort nicht nur verzeichnet, sondern es sind auch die vermutlichen inneren Ursachen der Störung angegeben. Auf dem weiten Gebiet der Kunst bieten die Abschnitte über Rokoko, über romanische und die altrömische Kunst mit ihren vielen bunten und schwarzen Bildtafeln eine Fülle anschaulicher Belehrung. Die Entwicklung der Schauspielkunst von der klassischen Periode bis auf die heutige Zeit kann man im Bild an der Wandlung des Typs der Jungfrau von Orleans und des Gretchens auf der Bühne verfolgen. Unter den Bildern zu dem Abschnitt über Schiller sind die wenig bekannten Bilder seiner Tochter und seiner beiden Söhne eine interessante Beigabe. Zahlreiche Bilder aus dem antiken, dem päpstlichen und dem heutigen Rom beleben die Schilderung der „ewigen Stadt". Wichtige Richtlinien des Handels in der antiken Zeit und damit der Kulturentwicklung lassen sich aus einer Karte entnehmen, die die alten Salz- und Bernsteinstraßen sowie die Transportwege der Bronze, des Zinns, des Kupfers und des Eisens angibt. Gute und sehr anschaulich wirkende Spezialkarten sind in den Abschnitten über Sachsen, Schlesien, Schleswig-Holstein und das Saargebiet enthalten. Bei diesem wird auch angegeben, welche Ziele die französische Politik für den Tag der vorgesehenen Abstimmung 1935 verfolgt. Was die deutsche Wissenschaft auch in den schweren Zeiten nach dem Kriege noch geleistet hat, als unsere Gegner alles aufboten, den deutschen Namen verächtlich zu machen, dafür ist „Germanin" bezeichnend, das von der deutschen Medizin gegen die Schlafkrankheit gefundene Mittel, durch das weite Landstrecken in Afrika überhaupt erst wieder bewohnbar geworden sind. Auch die Abschnitte über Säuglingspflege, Röntgenbehandlung und Sanitätswesen sind beredte Zeugnisse deutschen Könnens. Nicht nur für den Landwirt ist ein Abschnitt über Schafzucht von Interesse, weil das Bestreben der nationalen Regierung dahin geht, durch eine Erhöhung der deutschen Wollproduktion uns unabhängiger von der Wolleinfuhr aus dem Auslande zu machen. Auch über den Stand der aussichtsvollen Karakulzucht in Deutschland, die den wertvollen Persianerpelz liefert, kann man sich eingehend unterrichten. Aber auch bei den allerhäufigsten Dingen des täglichen Lebens weiß der Brockhaus Rat. So erfährt man aus dem Abschnitt über Rückfahrkarten zwar, daß es in Deutschland eigentliche Rückfahrkarten nicht mehr gibt, aber es werden dabei alle Vergünstigungen aufgeführt, die man auf der Reichsbahn erhalten kann. Auch dieser neue Band liefert wieder den Beweis, daß man sich in sehr vielen Fällen, an die man früher nicht gedacht hat, mit vollem Vertrauen an den Brockhaus wenden darf.

Dr. F. G.

Josef Geis



Stilleben 1905

Drunter

Herr Dotterweich hatte sich mit seiner Frau verkracht. Auf dem Heimweg abends fiel ihm ein, daß er wohl zwanzig Mark springen lassen und ihr zur Versöhnung etwas mitbringen müsse, vielleicht so ein nettes, leichtes Sommerkleidchen.

Er ging in ein Konfektionsgeschäft, und eine hübsche Verkäuferin zeigte ihm eine ganze Stange voll der neuesten Modelle:

„Wenn Sie hier wählen wollen, alle Einheitspreis vierzig Mark, reizende Sachen, ich trage selber eins davon!"

Herr Dotterweich — der nicht soviel Geld ausgeben wollte — musterte sie verlegen und meinte: „Sagen Sie, haben Sie nichts drunter?"

„Aber, mein Herr!" antwortete die Schöne errötend.

Char Lie.

LIEBE JUGEND!

Vor einer Münchener Gaststätte steht eine mir wohlbekannte Frau, welche sonst im Innern der Räumlichkeiten ihres stillen Amtes zu walten pflegt. Auf meine erstaunte Frage, ob ihre Dienstflucht nicht etwa doch peinlich empfunden werden könnte, erhalte ich die Antwort: „O mei, da Fasching is jetzt aus und da habn d' Leut koa Geld nimma!"



Lebensstil 1934

Unangebrachte Drohung

„Edgar, wenn du dich von mir scheiden läßt — ich sage dir nur das eine, eine solche Frau findest du im Leben nie wieder!"

Entgegnet der Gatte: „Dies ist meine einzige Hoffnung!"

Unbestreitbar

Professor: „Was meinen Sie, wäre geschehen, wenn Julius Cäsar nicht ermordet worden wäre?"

Schüler: „Ich glaube, er wäre später doch gestorben."

Auch wahr

Professor: „Was wäre Ihrer Ansicht nach Goethe, wenn er heute noch leben würde?"

Student: „Der älteste Einwohner seines Landes, Herr Professor."

Übertrumpft

„Ich wollte mir mal wegen einer Frau das Leben nehmen!"

„Das ist noch gar nichts, ich bin wegen einer Frau, die mich belogen hatte, aus dem Fenster des ersten Stockes gesprungen!"

„?—?—?"

„Doch sie hatte mir gesagt, ihr Mann sei nicht zu Hause!"

Unterschied

Richter zum Angeklagten: „Also Sie haben sich gegen die bestehende Ordnung empört!"

Angeklagter: „Entschuldigen, Herr Richter, die bestehende Ordnung hat mich empört!"

Vereinsnachrichten

Gattin (in der Zeitung blätternd): „Komisch, daß ich die Geburtsanzeige von Hubers Drillingen nicht finden kann!"

Gatte: „Wo suchst du denn?"

„Unter Familiennachrichten natürlich, wo denn sonst?"

„Schau doch einmal nach unter Vereinsnachrichten!"

„wenn in München, - dann Deutsches Theater.

ABHILFE

Als Kean Theaterdirektor war erhielt er viele Stücke zur Begutachtung eingesendet, darunter auch ein Trauerspiel, dessen Verfasser des öfteren um das Schicksal desselben nachfragte, ohne eine Antwort erhalten zu können. Schließlich verlangte er das Manuskript zurück. Kean sagte, er möge nur selbst unter den Manuskripten suchen, die in einem großen Schrank durcheinander liegen.

Lange wühlte der Dichter in dem Papierhaufen, aber das Kind seiner Muse war nicht zu finden. Kean meinte seelenruhig: „Wenn Sie Ihr Trauerspiel nicht finden können, so nehmen Sie sich ein Lustspiel und zwei Possen dafür und die Sache ist erledigt."

MALER UND SCHAUSPIELER

Gainsborough malte einst den englischen Schauspieler Garrick. Aber so sehr er sich auch Mühe gab, das Bild wollte nicht ähnlich werden, denn er fand gar nichts Charakteristisches in den Zügen des Mimen. Da riß dem Maler die Geduld und er rief aus: „Gott verdamm' mich, Sie können jedes Gesicht nachmachen, aber selber haben Sie keines."

PEINLICH

Direktor Oblochner sitzt mit seiner Gattin in der Elektrischen.

Frau Direktor Oblochner wirft hoheitsvoll herablassende Blicke auf die Stammgäste dieses bürgerlich primitiven Verkehrsmittels, Blicke, denen man es förmlich ansieht, daß der Austro-Daimler in Reparatur ist, und indigniert darüber, daß kein Auge sich in Ehrfurcht senkt, versucht sie es, sich auf andere Weise Respekt zu verschaffen.

„Jules", säuselt sie, „j'ai bien peu dormi, car j'étais rentrée très tard!"

„Mhm —", entgegnet Direktor Oblochner.

„Jules", läßt Frau Direktor Oblochner, die noch einen Satz auf Lager hat, nicht locker, „Jules — quelle heure est-il?"

Direktor Oblochner wetzt auf seinem Platz hin und her und flüstert der Gattin zu.

„Malvine, red deutsch ... Dort drüben sitzt meine Stenotypistin, die weiß genau, daß ich kein Wort Englisch versteh!" H. K. B.



klein
im Format-aber
gross
in der Wirkung

Brauchen Sie DIE KLEINE ANZEIGE der „Jugend"

SCHRIFTSTELLERN

bietet große Buchdruckerei mit angegliedertem bekanntem Verlag für wissenschaftliche oder belletristische Werke sehr vorteilhafte

VERLAGSVERBINDUNG

Anfragen unter Literaria 846 an die Expedition der „Jugend", München, Herrnstraße 10.

Zur Anfertigung jeder Art
Drucksachen
empfiehlt sich
G. Hirth Verlag AG.
München, Herrnstr. 10

Gebrauchte
Adressiermaschine
wird preiswert abgegeben
G. Hirth Verlag AG., München
Herrnstraße 10/I

Ein ergötzliches Bilderbuch

ist der Kunstblätter-Katalog der „Jugend" mit über 1000 verkleinerten Abbildungen der in Millionen von Exemplaren als Wandschmuck verbreiteten Vierfarbendrucke. Preis ohne Porto RM. 2.70. Bestellungen durch den Buchhandel oder den unterzeichneten Verlag
G. Hirth Verlag AG., München, Herrnstr. 10

Neurasthenie

Nervenschwäche Nervenzerrüttung verb. mit Schwinden d. best. Kräfte. Wie ist dieselbe v. ärztl. Standpunkte aus ohne wertlose Gewaltmittel zu behandeln u. zu heilen? Wertvoller, n. neuest. Erfahrungen bearbeitet. Ratgeber für jedermann, ob jung oder alt, ob noch gesund oder schon erkrankt. Geg. Einsendg. v. M. 1,50 in Briefmarken zu beziehen vom
Verlag Silvana 66, Herisau (Schweiz).

Fidus-Bilder

in Postkartenformat. Wiedergaben der besten Werke eines Berliner Meisters, sind zum Preise von 50 Pfg. für die Serie von 12 Stück herausgegeben.
Der großen Verehrergemeinde von Fidus wird diese Veröffentlichung willkommen sein.
G. HIRTH VERLAG AG.
München, Herrnstraße 10



Wer kauft schafft Arbeit!

LEST DIE „JUGEND"

Inserate in der „JUGEND" finden weiteste Verbreitung!

KUNSTPOSTKARTEN

in vortrefflichem Vierfarbendruck nach Bilderwiedergaben aus der „Jugend" liefern wir 12 St. für 90 Pf., die ganze Serie von 130 St. für RM 6.— franko
G. HIRTH VERLAG AG.
München 2 NO — Herrnstraße 10

GRATIS

Preisliste Nr. B 4 senden Gummi-Industrie „Medicus", Berlin SW 68, Alte Jacobstr. Nr. 8.

SCHÖNE BILDER

an den Wänden machen die Wohnräume behaglich. Wo das Geld für Erwerbung von Originalen fehlt, hat der Bilderliebhaber Ersatz an den Vierfarben-Kunstblättern der „Jugend", die zu den erstaunlich billigen Preisen von 50 Pfg., 75 Pfg. und 1.— Mk. je nach Größe durch den Kunsthandel und den unterzeichneten Verlag zu beziehen sind. Der reich bebilderte Katalog (Preis RM. 2.70) erleichtert die Bestellung.
G. Hirth Verlag AG., München, Herrnstr. 10

Lest den
Sportfischer
die vortrefflich ausgestattete Fachzeitschrift.
Halbjahrespreis 3 M.
Fischereisport-Verlag
Dr. Hanns Schindler
München NW 2
Karlstraße 44

Ein Buch fürs Leben
ist: KREMPELHUBER
Für Stille Stunden

Die gesunde und praktische Lebensweisheit nach gesammelten Erkenntnissen der Philosophie vom Altertum bis zur Gegenwart. 450 Seiten in Ganzleinen gebunden nur RM. 2.85 zuzüglich 40 Pfg. für Porto. Zu haben in den Buchhandlungen oder beim unterzeichneten Verlag
G. HIRTH VERLAG AG. MÜNCHEN, HERRNSTRASSE 10



„Die er rief die Geister – wird er nun nicht los!"

REDAKTIONELLE NOTIZ:

KÜNSTLER DER „JUGEND"

Albert Burkart-München — den Freunden der Jugend längst kein Unbekannter mehr — gehört mit zum Kreis jener Künstler, denen eine hohe Tugend bisweilen zum Vorwurf gemacht wird. Daß alle die Herren, die wenig oder gar nicht zeichnen können, mit der Anklage „altmeisterlich" oder „archaisch" rasch bei der Hand sind, ist noch kein schlüssiger Beweis dafür, daß die Treue zur Tradition und zum Handwerk notgedrungen zu einer Nachäfferei führen muß. Gerade Burkart beweist in jeder seiner Arbeiten, daß die künstlerische Handschrift auch unter Anerkennung einer elementaren Formensprache ihren persönlichen Charakter bewahren kann.

Lutz Beck-Gauting könnte man ohne Überhebung den deutschen Toulouse-Lautrec nennen. Seine in dieser Nummer der Jugend wiedergegebene Groteskzeichnung ist in Form und Inhalt ein so einzigartiges und persönliches Manifest, daß man wohl wünschen möchte, von diesem, ganz in der Zurückgezogenheit lebenden Künstler einmal eine umfängliche Ausstellung seines graphischen Werkes zu sehen.

Von Raimund Geiger-München zeigt die Jugend demnächst ein farbiges Werk und behält sich deshalb eine eingehende Würdigung des Künstlers vor.

A. W. R.

SAUERSTOFF

Die folgenden, poesiemkosten Worte stellen den verunglückten Versuch einer Liebeserklärung dar, den Moritz unternahm, als er endlich einmal mit Lya allein war:

„Wie köstlich ist diese klare, glasklare, zitterndreine Gebirgsluft da draußen, wahrhafte Höhenluft für Höhenmenschen. Sehen Sie, ich habe Berlin verlassen mit seinem dicken Staube, weil ich dort nicht zu atmen vermag, — ich habe einfach nicht die Kiemen dazu ...

Wenn ich leben soll, wenn ich die höchstmöglichen geistigen und körperlichen Ich-Gipfel erkraxeln will, so brauche ich Luft, Luft, Luft. —

Wissen Sie, warum ich Ihnen das sage, Lya? Wissen Sie, warum ich Ihnen das sage, Lya?? Es ist eine Metapher, Madonna" — und hier sank Moritz ins Tremolo und überdies in die Knie und sagt: „Sie, Sie, Sie, — Sie sind für mich Luft —!!"

„Sie für mich auch", entgegnete Lya und öffnete sämtliche Fenster ...

H. Rewald

DIE KUNSTZEITSCHRIFT



„Der Sportfischer"

soll von **jedem waidgerechten** Sportfischer gehalten werden. „*Der Sportfischer*" bringt Text- und Bildermaterial aus aller Welt, darunter auch große mehrfarbige Kunstdrucke

½jährlich RM. 3.—, jährlich RM. 6.—. Man abonniert bei seinem Briefträger, beim Postamt oder direkt beim

FISCHEREISPORT-VERLAG DR. HANNS SCHINDLER,
Fischerei-Buch- u. Kunsthandlung
München NW 2, Karlstraße Nr. 44
Tel. 596160

DEUTSCHEUROPA

VIERTELJAHRESSCHRIFT FÜR DIE ERNEUERUNG EUROPAS AUS DEM REICHSGEDANKEN, HERAUSGEGEBEN VON DR. DR. DR. HANS K. E. L. KELLER FÜR DIE DEUTSCHEUROPÄISCHE ARBEITSGEMEINSCHAFT

Inhalt des letzterschienenen Heftes:

Karl Anton Prinz Rohan: Erziehung zum Reich
Wladimir von Gzowski: Erwachendes Staatsbewußtsein
Stimmen der Zeit
Kampf um Deutscheuropa

Preis des Heftes RM. —.60 • Jahresbezugspreis RM. 2.—

Heft 1 (Alois Dempf, Vergangenheit und Gegenwart des Reichs) kann für RM. 1.—, Heft 2 (Leopold Ziegler, Zehn Leitsätze zur Wirtschaft) und Heft 3 (Hans K. E. L. Keller, Die deutsche Idee Völkerrecht) können für je RM. —.60 nachgeliefert werden.

Im Kampfe gegen alle internationalistisch-paneuropäischen Programme bekennt sich die (im Sommer 1931) begründete Deutscheuropäische Arbeitsgemeinschaft zur deutschgeschichtlichen völkisch-übervölkischen Idee des Reiches als Leitgedanke einer Völkerrechtspropaganda auf weiteste Sicht. Ihr Ziel heißt: **Geistig gerüstet sein für den Tag, an dem die deutsche Revolution zur europäischen wird.**

Im Buchhandel oder unmittelbar vom Kommissionsverlag
G. HIRTH VERLAG AG., MÜNCHEN

Schon für 5 Mark einen „Brockhaus"!

Der Volks-Brockhaus

Konversationslexikon mit vielen Bildern und Karten, Fremdwörterbuch mit Angaben über die richtige Aussprache, deutsche Sprachlehre, Rechtschreibung und Atlas

in einem Abc

Ein Buch, das für das tägliche Leben aller Volksgenossen unentbehrlich ist!

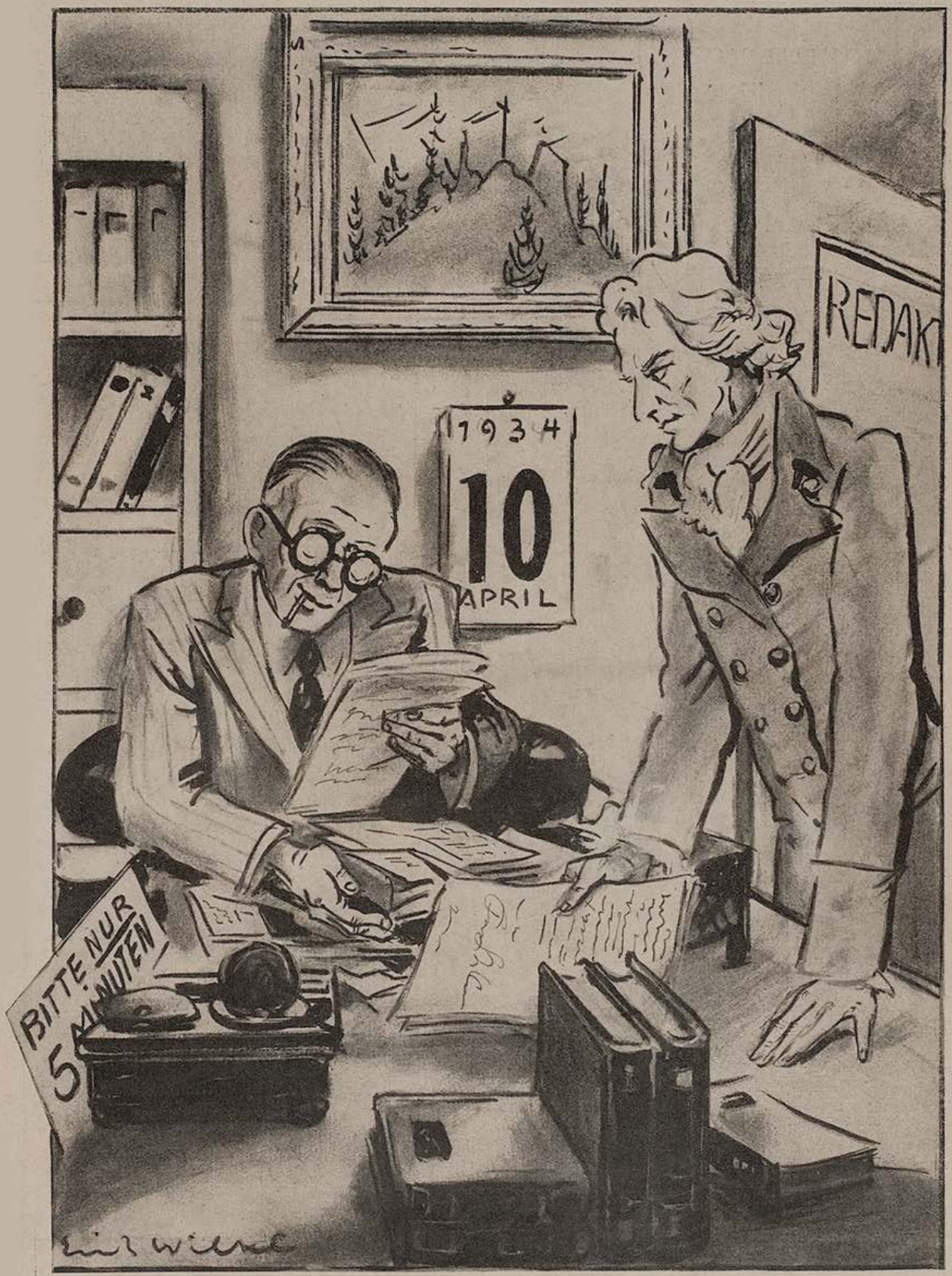
Brockhaus bewahrt vor Enttäuschung

In jeder Buchhandlung zu haben

F. A. Brockhaus, Leipzig

Begründer: Dr. GEORG HIRTH. — Verantwortlich für die Schriftleitung: ARNOLD WEISS-RÜTHEL; für die Anzeigen: GEORG POSSELT, beide in München. — Verlag: G. HIRTH VERLAG AG., München. — Für die Herausgabe in Österreich verantwortlich: J. RAFAEL, Wien I, Graben 29a (Eingang Trattnerhof). — Für die Redaktion in Österreich verantwortlich: MARIANNE RAFAEL, Wien XIX, Hochschulstraße 25. — Alle Rechte vorbehalten. — Nachdruck strengstens verboten. — Copyright by G. HIRTH VERLAG AG., München. — Druck: G. HIRTH VERLAG AG., Buch- und Kunst-Druckerei, München, Herrnstraße 10. — D.-A. 9000. — Entered as second class matter, Postoffice New York, N. Y. — Manuskripte sind nur an die Redaktion der „Jugend", München, Herrnstraße 10, zu senden; Rücksendung kann nur erfolgen, wenn Rückporto beiliegt.

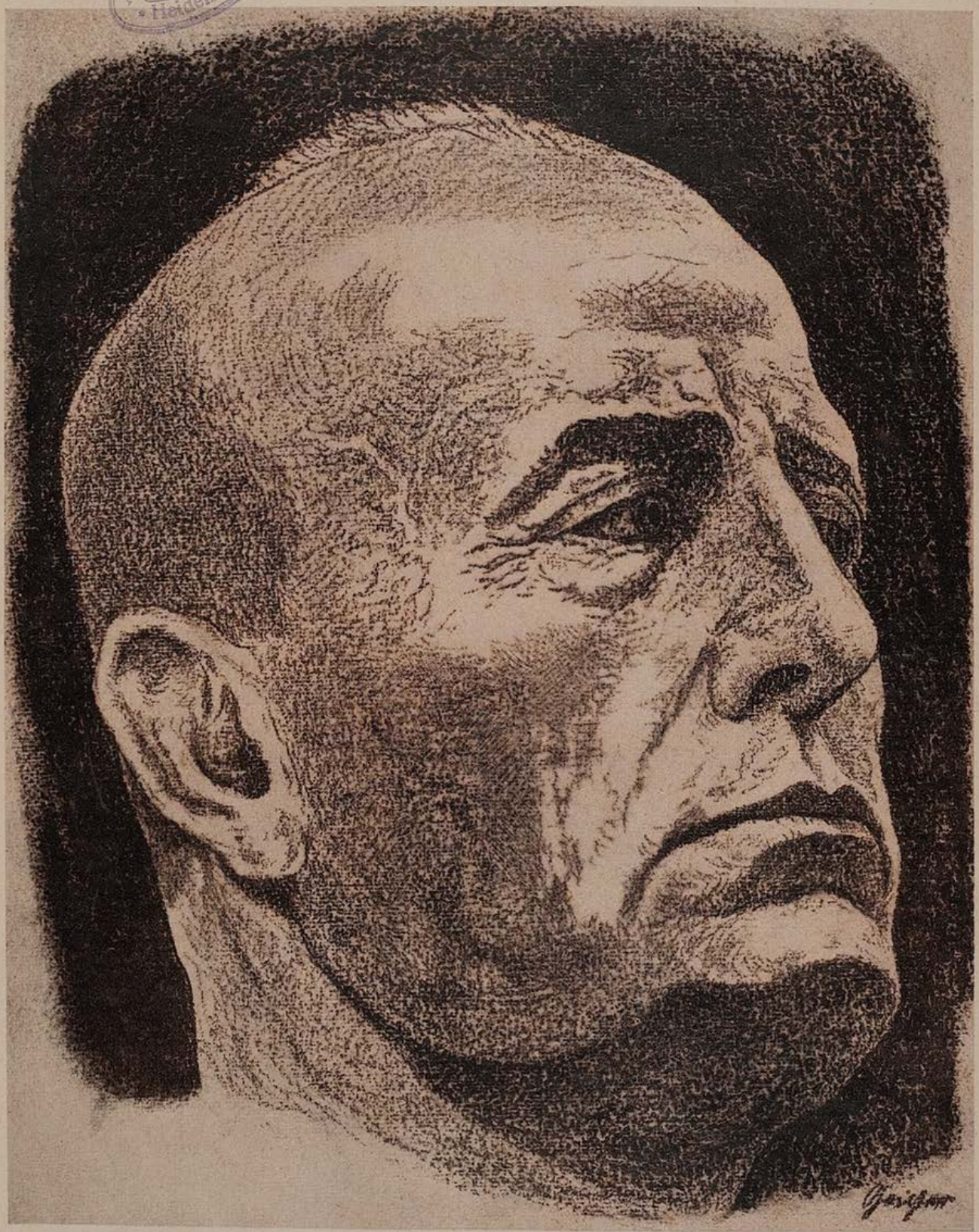
Erich Wilke



Schiller: „Ich biete Ihnen die Fortsetzung meines „Geisterseher" an . . ."
Redakteur: „Danke — an Schauermärchen ist zur Zeit kein Bedarf — aber für ein wirklich nationales Drama wären wir Ihnen von Herzen dankbar."

JVGEND

PREIS 60 PFENNIG MVENCHEN 1934 NR. 17



MVSSOLINI

WILLY GEIGER

SONDERNVMMER

ITALIEN

J U G E N D
39. JAHRGANG 1934 / NR. 17



Toskanische Landschaft Bianchi

DEUTSCH-ITALIENISCHE KULTURBEZIEHUNGEN

VON A. DRESLER
AMTSLEITER DER REICHSPRESSESTELLE DER NSDAP.

Die kulturellen Beziehungen zwischen Deutschland und Italien bestehen, wenn wir vom Altertum absehen wollen, insbesondere seit der Renaissance und dem Romanismus. Es ist eine ewige Sehnsucht, die vor allem deutsche Künstler, Schriftsteller und Dichter immer wieder ergriffen und in ihrem Schaffen angeregt und befruchtet hat, es hat ein ständiger Austausch stattgefunden, der in der letzten Zeit wieder verstärkt in Erscheinung tritt. Sehen wir einmal ab von der Bewegung des Romanismus und der Renaissance selbst, welche das deutsche Geistesleben entscheidend beeinflußt haben, so können wir anderseits feststellen, daß auch Italien Deutschland ein Kulturgut ersten Ranges zu verdanken hat, die Kunst des Buchdrucks. Italien war das erste Land, in dem die Erfindung Johann Gutenbergs außerhalb Deutschlands eine Stätte fand. Das erste in Italien gedruckte Buch wurde um 1462 vermutlich von einem süddeutschen Drucker in Bologna gedruckt, 1465 folgten drei Werke deutscher Drucker in Kloster Subiaco bei Rom und 1467 begannen Konrad Sweinheim und Arnold Pannartz in Rom ihre umfangreiche Tätigkeit. Bis 1500 arbeiteten in Rom und in Venedig mehr deutsche Druckpressen als italienische. Als dann der Zustrom deutscher Drucker versiegte, konnten die italienischen Pressen die Oberhand gewinnen.

In Italien erhielt die deutsche Altertumsforschung ihren Ausgangspunkt durch ihren Begründer Johann Joachim Winckelmann. Als dieser 1755 Rom aufsuchte, fand er für seine Forschungen in den Kardinälen Archinto, Albani und Passionei einflußreiche Männer. Winckelmann setzte seine grundlegenden Arbeiten fort in Neapel, Herkulanum und Pompeij und Florenz, wo er die berühmte Gemmensammlung des Barons Philipp v. Stosch ordnete, die 10 Jahre später von Friedrich d. Gr. angekauft wurde. In Italien schrieb er seine „Geschichte der Kunst des Altertums" und 1763 wurde er zum Antiquario della Camera Apostolica ernannt.

Endlos ist die Reihe deutscher Maler, die Italien aufgesucht und an seinen großen Meistern ihre eigene Kunst entwickelt haben. Von Dürer, der in Venedig war, reicht die Zahl der deutschen Maler, die an der italienischen Kunst lernten und Kräfte für ihr eigenes Schaffen gewannen, bis in unsere Zeit hinein. Aus dem vorigen Jahrhundert kennen wir vor allen Dingen den Kreis der sogenannten „Nazarener", dem Maler wie Fr. Overbeck, P. v. Cornelius, Schnorr von Carolsfeld, W. Schadow und viele andere bekannte Namen angehörten. Auch der bayerische König Ludwig I. war als Kronprinz viel in Rom und in diesem Künstlerkreis heimisch. Wir wissen heute, wie gerade dieser Künstler auf dem Königsthron aus Italien weitreichende Anregungen für seine kulturellen Taten in München und Bayern gezogen hat. Auch Anselm Feuerbach ist beispielsweise in seinem Schaffen ohne Italien nicht denkbar.

Überreich ist der geistige Austausch der deutschen und italienischen Musik gewesen und ist es auch heute noch. Schon 1556—1594 wirkte ein Orlando di Lasso am Hofe der Wittelsbacher in München. Der Einfluß der italienischen Oper auf die deutschen Komponisten war lange Zeit so groß, daß diese nur für italienische Texte schrieben. Erst Gluck und vor allem Mozart, der 1769 eine erfolgreiche Italienreise unternahm, haben die Entwicklung einer eigenen deutschen Oper angebahnt. Gerade Mozart hat noch viel in italienischem Auftrag komponiert und manche seiner Opern ist in Mailand uraufgeführt worden.

Und so sehr auch Richard Wagner der bis zu seiner Zeit üblichen „Großen Oper", der er noch im „Rienzi" mit einem italienischen Thema seinen Tribut zollte, ein eigenes deutschbewußtes Opernschaffen entgegenstellte, so sehr war er auch ein Bewunderer der italienischen Meister und wir müssen es als symbolhaft ansehen, daß dieser große deutsche Tonschöpfer auf italienischem Boden (Venedig am 13. Februar 1883) gestorben ist.

Es ist ja bekannt, wie sehr deutsche Komponisten sich italienischer Stoffe aus Dichtung oder Geschichte bedient haben. Erst in neuester Zeit hat Meister Pfitzner im „Palestrina" diesen genialen Künstler Italiens zum Gegenstand seines Schaffens gemacht. Italienische Opern gehören ebenso zum eisernen Bestand der deutschen Theater wie die Werke der eigenen Meister. Ein ständiger Künstleraustausch geht auch heute von Land zu Land.

Am reichsten aber ist wohl der geistige Austausch zwischen Deutschland und Italien auf literarischem und philosophischem Gebiete gewesen. Dante, Italiens größter Dichter und Philosoph, hat schon längst vor der klassischen Übersetzung durch den kürzlich verstorbenen Richard Zoozmann in Deutschland eine zweite Heimat gefunden

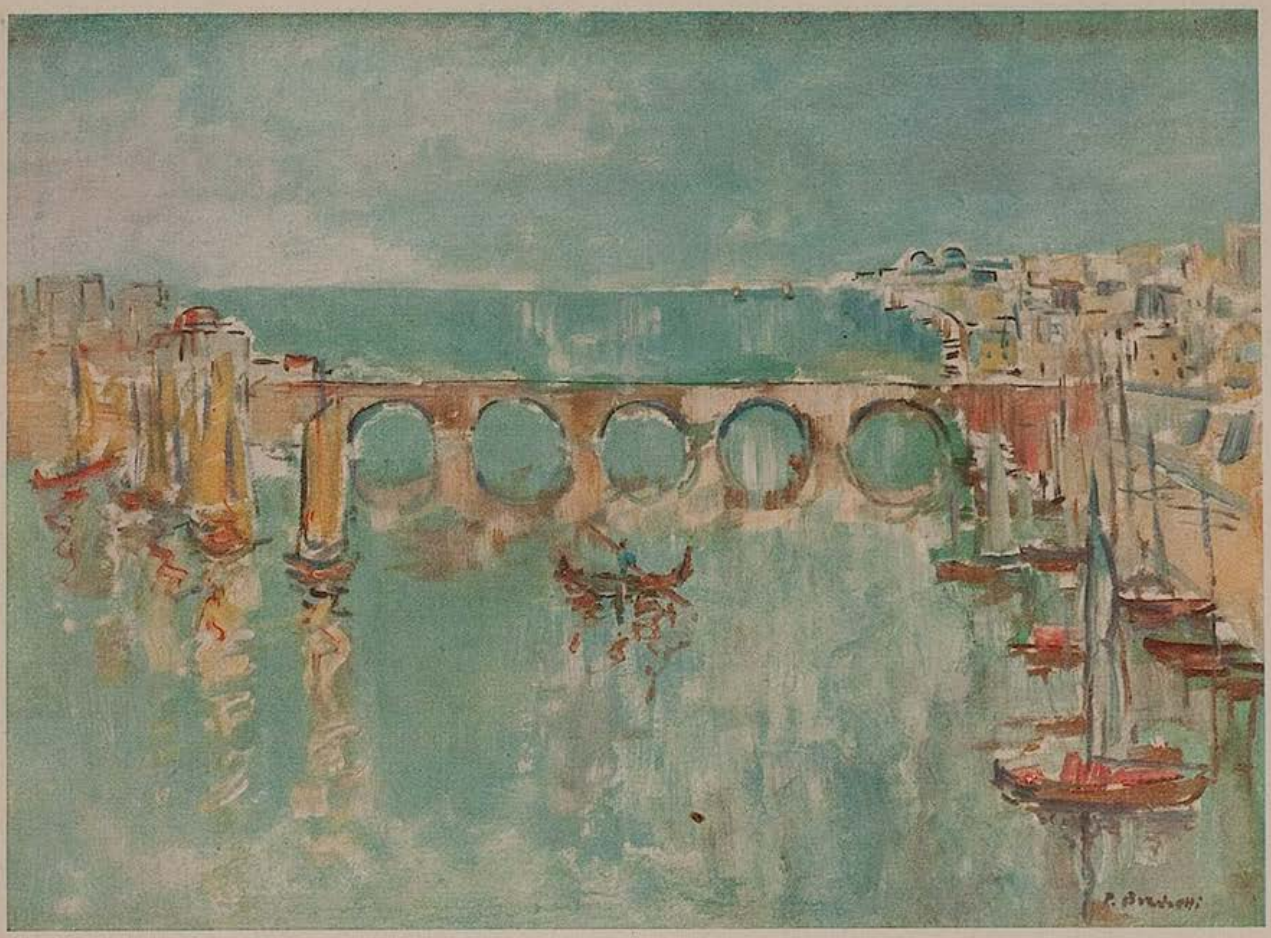


Flüchtlinge — Baldinelli

und wir vermögen nicht zu sagen, wie weit verzweigt der geistige Einfluß dieses einen Mannes im geistigen Leben des deutschen Volkes gewesen ist. Aus Goethes Leben und Schaffen ist die Berührung mit Italien nicht wegzudenken. Insbesondere hat seine große Italienreise von 1786—88 dem Dichter viel Positives an Anregungen und innerer Entwicklung eingebracht. Sein Sohn starb auf einer Italienreise in Rom am 27. Oktober 1830. Ein Seume unternahm 1801 seinen neunmonatigen „Spaziergang nach Syrakus", ein August v. Platen kehrt von seiner zweiten Italienreise (1826) nur noch besuchsweise nach Deutschland zurück und ist am 5. Juli 1835 auf Sizilien in Syrakus gestorben. Und so geht es fort bis in die neueste Zeit, in der Ricarda Huch uns die „Geschichte der Renaissance" wieder nähergebracht, Isolde Kurz uns die „Nächte von Fondi" geschenkt und Ziska Luise Schember die Gestalten eines Dante, einer Santa Clara, eines hl. Franz von Assisi, eines Michelangelo und eines Leonardo da Vinci in formvollendete Verse gefaßt hat.

Unter den Philosophen wollen wir aus neuerer Zeit nur einen Friedrich Nietzsche erwähnen, der nach Mussolinis eigenen Worten dem Faschismus philosophischen Unterbau beigefügt hat.

Diese jahrhunderte alte segensreiche Verbindung Deutschlands und Italiens auf geistigen und künstlerischen Gebieten wird heute fortgesetzt durch die Gründung des Goethe-Instituts in Rom und des Petrarca-Hauses in Köln, durch einen regen wissenschaftlichen Austausch (Kaiser-Wilhelm-Institut in Rom), sowie durch mehrere deutsch-italienische Gesellschaften, die in deutschen Städten ins Leben gerufen wurden. Erst in letzter Zeit konnte das Nationalsozialistische Reichssymphonieorchester einen vollen Erfolg auf einer vierwöchentlichen Italienreise erzielen, die im neuen Jahre durch einen Gegenbesuch einer faschistischen Kapelle erwidert wurde. So wollen wir wünschen, daß dieser kulturelle Austausch zwischen beiden Ländern zu ihrer beiden Wohle immer enger und fruchtbarer werden möge.



Hafen an der Adria — **Paul Brachetti-München**

SONNE IM SÜDEN

Das Meer ist groß! Auf der Landkarte ein riesiger, zerfleckter Kübel blauen Wassers; Buchten bauen es in die Länder, ein einziger seiner Golfe mutet das enge Auge des Menschen schon an wie das Unendliche selbst, tief in der Farbe, weit in der Sicht; unfaßbar wechselvoll das Mienenspiel in seinem Antlitz, das, ausgebreitet, ohne Ufer scheint. Keine Symphonie ist so durchdrungen mit Geist und Verschiedenheit, wie das Orchester der Farben südlicher Meere.

O, Golf von Salerno im Januar!

Der Tag ist bissig heiß gewesen: doch nicht von der mütterlichen, niedrig übers Land gelegten Julihitze nordischer Gegenden; es ist eine ausgebreitete, goldene Hitze, blitzend ausgespreizt hoch oben wie ein phantastischer Fächer aus Luft, Gold, Geist und Jauchzen. Es ist eben eines der Wunder des wunderlich reichen Planeten: ein Juli im Januar.

Drei Uferberge traten im rhythmisch hingestreckten Fluß der Küstenfelsenketten rechts und links zur beratenden Pause zusammen und bildeten drei Wände einer wohnlichen Bühne, das große Meer schaut vorne zu.

Madonna, wundertätig, kam einst in grauen Zeiten zu Schiffe hier vorüber. Ein Sturm brach aus, just wo die drei Felsen so nachdenklich standen über dem Tal in ihrem Schoß. Und da die Schiffer mit dem gewaltigen Orkan ums Leben kämpften, erscholl durch das Dröhnen lieblich die Stimme der Benedeiten, in der Sprache jenes Landes befehlend: Posa! Posa!.. Hatte das wundertätige Bildnis so dem Wunsch Geheiß gegeben, an dieser Küste zu ruhen und zu bleiben? Die Sage weiß es. Man ging an Land, und sogleich stand der Sturm.

Im schmalen Tale der drei Felsen aber ward für die heilige Retterin eine Kapelle errichtet, um die sich heute die Siedlung „Positano" mit grauverwitterten Treppen, mit übereinandergeschachtelten, glatten Häuserwürfeln schließt, die drei ratschlagenden Felsen endlich wie mit flüsternder menschlicher Antwort beröstend — mit hundert Augen nun, quadratischen Fenstern; mit hundert besonnten Händen, breiten Terrassen, auf denen kaiserlich die Sonne haust, gewalttätig und jauchzend im Prunk des wuchtigen, prallen, blauen Himmels. Neapel ist nicht weit, Sorrent, Amalfi, Capri, — die Blüten des Planeten. Winzige farbige Fleckchen Leben an den brausenden Brüsten des Meers. Versteinerte Anbetung träumt aus den Gebäuden, alles erscheint wie im Zwang eines großen, durchsonnten Schlafes geschaffen... Dankbar duftende Gewächse rundherum, süße Gerüche einer ekstatischen Demut...

Tödliche Stille des Morgens. Die kleinen Vögel fehlen. Allein die starken, süßen Gerüche schleichen bunt umher. Licht! Licht und blaues, grünes, violettes, raunendes Wasser; und einen einzelnen Adler findest du hoch, hoch oben in der Stille, die heilig blau ist, feierliche Kreise malen.

Und wenn nun bald die Regengüsse kommen und der Wind in den Wellen zu tollen, tanzenden Pferdchen wird, die sich wiehernd bäumen mit schäumenden Mähnen wie weißer Schnee im Blauen — kann es dein Herz nicht lassen, mitzuweinen. Zwölf, sechzehn, vierundzwanzig Stunden ununterbrochen schluchzt der große Regen über dir, das Meer jauchzt seinen Schmerz dazu, Inbrunst und Sintflut übermächtiger, unbekannter Reue. Eine dahingeschenkte Buße... wofür? Es will hier scheinen, als müsse es sich selbst beweinen, das Glück; beschwörend, beschwichtigend den Neid der Götter im schuldbewußten Übermaße einer Schönheit, die allem Irdischen gemeinhin kärger zugemessen ist.

Else Rüthel

CORRADO ALVARO:

DIE SOLDATENFRAU

Als wir eines Tages während des Krieges von der Front zurückkehrten, hatten wir uns auf einer Wiese gelagert und warteten darauf, noch weiter bis zu den Etappenstationen zurückzugehen; aber wir hatten keine Zelte — nur ein einziges war aufgeschlagen, das des Oberkommandos; vor demselben war auf zwei Holzböcken die Fahne in ihrem Ledergehäuse aufgepflanzt, und ihr Anblick weckte in einem die Vorstellung ihrer Farben, die da drinnen wie eine kostbare Essenz verschlossen ruhten.

Es war Sommer; gelb die Fluren, soweit das Auge reichte; grau und verwildert in dieser Einsamkeit die fernen Bäume; und uns überfiel hier ein Gefühl des Unbehagens, als könne man uns von allen Seiten beobachten, während wir eifrig dabei waren, uns zu säubern; wenn auch sonst niemand, sah uns doch das Sonnenauge. Aber schön war es, vor sich die unberührten und friedvollen Felder zu sehen, auf denen unsere Schritte keine Spuren hinterlassen hatten und die auch nicht von den Projektilen durchlöchert und von den Bombardements in eine Mondkraterlandschaft verwandelt worden waren. Schon die Feldküchen, die zu rauchen anfingen und sich schwarz von dem Lagerplatz abhoben, brachten eine gewisse Störung in das Bild, die uns mißfiel. Man gab uns gereinigte Kleidungsstücke, die so gut nach dem Färben und nach neuem Stoff rochen — das Leinen, das mit seiner mattgelben Farbe einer etwas rauhen aber gesunden Menschenhaut gleicht. Jetzt lagerten wir uns, ordneten unsere Sachen und musterten unser Eigentum bis zu den kleinsten Papierfetzchen, die wir in der Brieftasche hatten. In diesem Augenblick blieb jeder für sich, mit sich allein nach einer so langen Gemeinschaft; man empfand die gute, frische, unberührte Erde wie ein sauberes Bett; den Kopf auf den Arm gelegt, hörten wir unter uns die Stoppeln knistern. Irgendein grüner Grashalm duftete herb und gut. Die strahlende Sonne kitzelte uns liebevoll in den Rücken.



Florentinischer Faschist — Anton Leidl

Durch die Ebene kam eine menschliche Gestalt in einem schwarzen langen Gewand; sie war wie ganz in Schwarz getaucht; zuerst bekamen wir einen gelinden Schrecken, weil wir nicht erraten konnten, was es sein könnte; möglicherweise war es eine Ausgeburt unserer Phantasie; einer starrte sie regungslos an, als fürchte er, daß sie wieder verschwände; hinter mir sagte eine Stimme: „Das ist ja wahrhaftig eine Frau!" Der Gedanke allein war zum Lachen — eine Frau — inzwischen waren alle ihrer wahr geworden und keiner rührte sich; möglich, daß jeder darauf wartete, aufgerufen zu werden, ganz plötzlich, wie bei der Ankunft der Post. Jene Erscheinung näherte sich in unserer Richtung, jetzt sah man sie gut, ihren mit einem schwarzen Tuch bedeckten Kopf; und da bekam man auch schon wildes Herzklopfen — jedem fiel die eigene Frau ein, und dazwischen mischten sich Gedanken an die Jugendzeit, in der die Frau ein verbotener Traum ist, und doch weiß man alles von ihr. Und wirklich kam sie auf uns zu; vor dem Drahtzaun hielt sie inne; einer stimmte aus vollem Halse ein Lied an; er blieb aber allein mit diesem Mißton. Als ich sah, daß die Frau mit dem Posten sprach, näherte ich mich ihr, da ich Dienst hatte. Sie hatte die Hände auf den Drahtzaun gelegt und schaute mich an. Wie hatte sie es nur angestellt, bis hierher zu gelangen? Sie hatte einen ordnungsmäßigen Passierschein, der von einem Etappen-Kommando ausgestellt war und bis nach dem Ort galt, wo wir uns befanden, aber nicht weiter ... Ihre Füße steckten in derben Bauernschuhen, und sie suchte den Soldaten Patrino. Sie war die Frau des Soldaten Patrino. Aber wie hatte sie diese Erlaubnis erhalten? Und wenn sie uns nun hier nicht gefunden hätte? An so was hatte sie überhaupt nicht gedacht, daran hatte sie sicher nie gezweifelt. Sie zeigte keinerlei Erstaunen über uns, über die Art unseres Quartiers wie über die sonderbaren Geräusche, die von der Front herüberdrangen. Nach so langer Zeit zwei Frauenaugen zu sehen, die schauten, in denen einzig die Erwartung jenes

Mannes lag! Ihre Brust hob sich unter ihren Atemzügen, ihr Mund sagte Patruno — als ob sie sich nur mit Mühe auf diesen Familiennamen besänne. Es war eben eine Frau! „Wie heißt er denn mit Vornamen, der Patruno?“ Sie antwortete auf der Stelle, als wäre dieser Name ihren Lippen unauslöschlich aufgeprägt und als kennten diese Lippen keinen andern: „Giovannino“. Ein Soldat lief gleich durchs Lager und schrie: „Patruno Giovannino!“, als riefe er eine Lotterienummer aus. Einer machte eine Bewegung; als wollte er aufstehen; ein anderer wurde munter und versank wieder in Schlaf; schließlich erschien ein kleiner Mann, der in einer viel zu großen Uniform steckte. „Wie heißt du?“ — „Patruno Giovannino.“ — „Schau mal, wer da ist.“

Es schien so, als erkenne er sie nicht; sie standen einander gegenüber, kaum getrennt durch den Stacheldraht. Ich sah, wie sie standen und sich anschauten. Er legte seine Hand auf ihre, ihre Knie berührten sich; aber dann tauchten ihre Blicke tief ineinander, wie wir es als Kinder so oft bei Liebespaaren auf der Straße beobachtet hatten, wenn wir abends allein vorüberkamen und überfallen wurden von der heftigen Liebe der Menschen, die, allzu heftig, uns aus dem Gleichgewicht warf. Sie standen einander gegenüber und schließlich küßte Patruno sie auf den Mund, mit einem plötzlichen Zurückfahren, als hätte er ihr diesen Kuß geraubt.

Patruno mochte acht oder zehn Jahre älter sein als ich, der Zwanzigjährige; daß er Soldat war, war nicht verwunderlich, aber hier neben seiner Frau schien er mit einem Male ein anderer Mensch. Mehr als einer schaute die lange Straße hinab, als müsse er andere Frauen auftauchen und hinter dieser da erscheinen sehen. Aber nichts ließ sich blicken, höchstens ein Fuhrwerk oder ein Radfahrer, der in der Entfernung einem mit der Leichtigkeit eines Seraphs dahineilenden Menschen glich. Daß übrigens diese Frau da bis hierher gelangte, war eine unerklärliche Tatsache und ein blinder Glücksfall. Sie hatte wahrscheinlich gemeint, diese Frau, daß alles ziemlich nahe bei ihrem Dorf läge, und da machte sie sich auf einmal auf den Weg mit der Unschuld und Hartnäckigkeit einfacher Leute; nichts hatte sie mehr aufhalten können.

In diesem Augenblick gingen sie hinter dem Stacheldraht heraus und hielten sich an der Hand. Da draußen gab es nur flaches Land ohne jegliche Erdwelle. Unsere Augen suchten die Gegend ab, wo es im Umkreise ein Versteck für sie gäbe; aber das Gehölz war weit weg und sie schritten verlegen einher; groß und deutlich hoben sie sich vom klaren Himmel ab, der Mann mit seinem müden Gang (er war einer der unsern), die Frau aufrecht, die Hände über der Brust gekreuzt; wie in Gedanken machte der Mann dann und wann eine Bewegung mit dem Arm zu ihr hin. Einmal drehte er sich dabei nach uns um, um zu sehen, ob wir ihnen nachschauten. Sie setzten sich an die Straßenböschung, die ein wenig erhöht war, und das war ihre einzige Zuflucht. Der Mann hatte sich auf den Boden ausgestreckt, und die Frau saß ganz versunken da und glich in der Entfernung einer Amphora. Man konnte jetzt nicht mehr unterscheiden, ob er ihre Hand preßte, ob er wie in Gedanken seine Hand auf ihr Knie legte — wir stellten uns diese Bewegungen vor und erlebten sie mit einer Deutlichkeit, die uns nachdenklich stimmte. Wir entsannen uns ähnlicher Dinge. Einmal mußten wir fassungslos die Augen schließen, als die Frau mit sicherer Bewegung seine Hand fortschob; und doch war ihre Hand gefangen, weil der Mann sie fest hielt und sich auf die Stirn legte, als solle sie dort den Fieberbrand fühlen. All dies glaubten wir deutlich zu sehen, vielleicht aber arbeitete nur unsere Phantasie. Während dessen spähten wir umher, ob nicht die Abendschatten fielen, aber ein Sommertag ist lang.



Advokat Finci P. P. Erkons

In rasendem Lauf tüpfelte ein kleines, dunkles, vierbeiniges Geschöpf das gelbe Band der Landstraße, eines jener Tiere, die sich im Trümmerfeld des Krieges zu schaffen machen, vielleicht ein verlaufener Hund, eine Katze von der Art, die von Ort zu Ort streifen, ohne sich angewöhnen zu können; dies Tier lief an dem sitzenden Paar vorbei, hielt einen Augenblick an und beäugte es mit den mißtrauischen und wissenden Blick der Tiere. Patruno hob in der Ferne die Arme und schrie uns zu: „Kinder, ein Fuchs!“ Das Tier erschrak, verließ die Straße und sprang querfeldein. Patruno lief hinter ihm drein und schrie: „Ksch! ksch!“ Das Tier sprang über den Stacheldraht und war mitten unter uns mit seinem Fabeltierkopf. Man mußte an die Haustiere denken, die sich von der Natur entfremdet haben; auch dieses da hatte ein fast menschliches Gesicht, auch über dies fühlten wir uns als Herren. Das ganze Lager war auf den Beinen, stellte sich im Kreis auf; das Tier versuchte nach allen Seiten auszukommen, das Geschrei machte es kopfscheu, jeder wollte es einfangen, das lebendige, zitternde, wilde Geschöpf. Da entwischte auf einmal der Fuchs mit einem Satz, indem er zwischen den Beinen eines Soldaten hindurch davonlief. Er flüchtete sich zu den fernen Bäumen. Während wir noch verdutzt und enttäuscht im Kreise herumstanden, trat einer unserer Kameraden vor und fing an, im Rhythmus eines Volkstanzes herumzuhopsen. Wir ließen uns auf den Boden nieder und klatschten dazu in die Hände, wie bei ländlichen Tanzereien, wobei wir die eintönigen Silben rhythmisch markierten: tarara, tarara. Patrunos Frau, die mit ihrem Mann herbeigelaufen war, fing an, über diesen Einfall zu lachen und hielt die Hand vor den Mund, damit man nicht ihre kräftigen, weißen Zähne sehen sollte. Alle Singenden schauten zu ihr auf; sie krümmte sich vor Lachen und bog die Ellbogen nach vorn, die sich wie die volle Brust auf einem enganliegenden Mieder abzeichneten. Einer schob sie vor, unsicher machte sie einen Schritt vorwärts und tanzte schon, ehe sie es recht wußte, begann kleine, träge Schritte zu machen, wobei sie geschickt auf dem Handbreit Erde herumtrippelte, den sie unter den Füßen hatte, sich fast um sich selbst drehte und dabei mit gesenkten Augen auf die Zipfel ihres Rockes hinunterschaute, den sie mit zwei Fingern hob. Ihr Mann fing an, ungestüm um sie herumzutanzen, als ob er eine Waffe schwänge; er drehte sich um sie wie ein Planet, ohne sie zu streifen; wenn er das Bein schwang, schaute er auf die Spitze seines Nagelschuhs; er warf sich zurück, als ob ihn ein starker Windstoß hinschleudere, oder er beugte sich mit einer Gebärde zur Erde nieder, als streue er Samen. Das Gesicht der Frau hatte sich mit einer heißen Röte überzogen und ununterbrochen drehte sie sich um sich selbst, ganz allein, immer auf demselben Fleck. Und wir klatschten in die Hände und markierten monoton den Takt; ohne an etwas Bestimmtes zu denken, hingen wir mit den Blicken an dieser Frau, aber jedem von uns liefen kalte Schauer über den Leib, und einige hatten glanzige Augen. Manch einer wartete darauf, daß die Reihe zu tanzen an ihn käme; sowie es einem verlangt, eine Strophe weiterzusingen, die ein anderer angestimmt hat; wie bei Volkstänzen, bei denen ein dritter Tänzer sich um das tanzende Paar herumdreht und in Figuren die Drohung ausdrückt, dem Liebhaber seinen Platz zu rauben, löste sich dann und wann ein Neuer aus dem Kreise, so, als ob er wer weiß was für Geschenke brächte, und begab sich in das Kielwasser des Tänzers, bis der sich ganz außer Atem zurückzog. Lang, lang, eine Ewigkeit währte das Singen; immer höher stiegen die Stimmen. Patruno näherte sich seiner Frau immer mehr und tanzte einen figurierten Tanz, bei dem seine Schenkel an ihre Hüften schlugen, oder er streifte sie und faßte sie um die Taille mit einer Gebärde, als wollte er sie zu Boden werfen. Aber das dauerte nicht länger als einen Augenblick. Und doch, hätte er sie geküßt, wie es ihn verlangen mußte, so hätten wir weiter in die Hände geklatscht und den Takt markiert, weil es uns war, als seien wir fern, befangen in einem jener Träume, in denen man sich wünscht, eine geliebte Frau zu umarmen, und doch gelingt es einem nicht, den Traum dorthin zu führen, wohin man möchte.

Autorisierte Übersetzung
von Elisabeth Mayer-Wolff.



Dante

Er fand auf Erden keine Ruhestätte.
Kein Herz war sein, an welchem sterbensmatt
sein göttlich Haupt zur Rast gelegen hätte.

Gehetzt von Land zu Land, von Stadt zu Stadt,
verfolgt, verfehmt, so legte der Verbannte
zum letzten Schlaf sich nieder, lebenssatt.

In scheuer Ehrfurcht ihn das Volk benannte
als den, der Höll' und Himmel hat durchschritten.
Nur gottgeliebten Geistern nahet Dante,

in ihren Herzen Heimstatt zu erbitten.

Ziska Luise Schember.



Der Lorbeer in Italien

Alles Herrliche trieb in diesem Lande die Erde,
Darum hat sie sich selbst hier mit dem Lorbeer gekrönt.

Friedrich Hebbel



Scherenschnitt J. Hahn

Unerträglicher Gedanke

„Mir ist der Gedanke unerträglich: sterben zu müssen, ohne Italien gesehen zu haben."

Voltaire

VENEDIG

Dies Labyrinth von Brücken und von Gassen,
Die tausendfach sich ineinanderschlingen,
Wie wird hindurchzugehn mir je gelingen?
Wie werd' ich je dies große Rätsel fassen?

Ersteigend erst des Markusturms Terrassen,
Vermag ich vorwärts mit dem Blick zu dringen,
Und aus den Wundern, welche mich umringen,
Entsteht ein Bild, es teilen sich die Massen.

Ich grüße dort den Ozean, den blauen,
Und hier die Alpen, die im weiten Bogen
Auf die Laguneninseln niederschauen.

Und sieh! da kam ein mut'ges Volk gezogen,
Paläste sich und Tempel sich zu bauen
Auf Eichenpfähle mitten in die Wogen.

August Graf v. Platen

DER SPRUNG DER SCHÖNEN ALDA

EINE PIEMONTESISCHE LEGENDE, NACHERZÄHLT VON TOMMASO GALLARATI SCOTTI

An einem der großen Alpentore, durch die man von Westen in das gelobte Land Italia gelangt, stürzt eine wilde Felswand schwindelnd steil gegen das Tal der Dora hinab. Diese Wand führt den Namen: Sprung der schönen Alda.

Alda war ein Hirtenmädchen, sechzehn Jahre kaum, und frisch wie eine Alpenrose. Der Ruf ihrer Schönheit drang weithin über die Berge und entflammte viel Herzen zur Liebe. Doch die schöne Alda lebte meist still für sich auf den hohen Matten, wo sie ihres Vaters Schafe hütete. Sie spann die schimmernde Wolle und sang dazu, denn ihre Stimme war hell und auch ihre Seele war hell und lauter wie ein Waldbrünnlein. Sie betete auch viel, war sie doch gut und frommen Sinns. Ihre besondere Verehrung galt dem Erzengel Michael, dem Schutzpatron des Tals, und allen Engeln und Cherubim, die bei Gott über den Menschen wachen und von denen sie sich behütet fühlte in ihrer Einsamkeit, wie von unsichtbaren, geflügelten Brüdern.

So rann ihr Leben hin wie außerhalb der Zeit. Nichts wußte sie von den Dingen, die sich jenseits ihrer Berge in der großen Welt ereigneten. Nicht, welcher Papst dort unten im fernen Rom auf St. Petri Stuhl saß, noch welch Königs oder Kaisers die Waffen waren, die sie bisweilen auf dem Grund des Tals aufleuchten sah neben dem Silberleuchten des lieben Flusses.

Nun aber geschah es, daß wieder ein Heer vom Frankenland über die Alpen stieg und unweit von Aldas Hütte rastete. Und einige Soldaten in Eisenkleidung erspähten das schöne Mädchen und lachten und redeten so untereinander mit ihren rauhen Kriegerstimmen: „Seht, das ist ein echtes Blümchen vom italienischen Boden, so ein feines, würziges, wie es uns gefällt: auf, laßt es uns pflücken!"

Das Mädchen erbebte, wie es die hungrigen Blicke der Kriegsleute auf sich gerichtet fühlte, und floh wie ein gehetztes Wild den Bergen zu. Doch sie setzten ihr nach und ereilten sie, wo eines Abgrunds Rand dem Fuße Halt gebot. Da stand sie zitternd still, und sie griffen nach ihr, und da wußte sie, daß es besser sei, sterben als sündigen, und mit dem lautlosen Ruf: „Engel Gottes!" stürzte sie sich kopfüber geschlossenen Auges in den Abgrund, wie in die Arme des Herrn.

Da sie den Blick wieder hob, lag sie hingestreckt auf blühender Wiese, als erwache sie eben aus süßestem Schlummer, und wußte nicht, weilte sie noch hienieden auf Erden oder war sie schon hinübergegangen ins Paradies. Die Engel, an die sie glaubte, hatten sie gestützt und getragen, einer zu Häupten und einer an den Füßen, daß sie leis niederschwebte wie ein leichtes Wölkchen, und hatten sie dann sanft unter Blumen gebettet.

Viele Jahre vergingen. Am Rande des Felsens, von dem sich die schöne Alda herabgestürzt, hatte der Eifer der Gläubigen ein Kirchlein und ein Kloster erstehen lassen. Darin waltete Alda als Äbtissin eines neuen Ordens. Sie hatte viel Nonnen unter sich und sie hatte viel Geld, das ihr von allen Seiten zufloß. Fürsten und Bischöfe machten

auf der Romfahrt in ihrem Kloster halt, um der gottgeliebten Frau zu huldigen, die die Engel des Herrn gerettet hatten. Ihr Ruhm verbreitete sich in der ganzen Welt, soweit nur der italienische Name reichte. Doch je höher die Anbetung der Menschen und die Macht der Äbtissin stieg, desto mehr entfernten sich die Engel mit Abscheu von ihr. Die Engel wußten, daß Aldas Herz trübe und unrein geworden war von dem Hochmut, der es blähte. Ihr Gebet war ihnen mißfällig geworden, und sie trugen es nicht einmal mehr vor Gottes Thron, weil es zu schwer war von irdischen Gedanken und Herrschbegierden. In der fetten, machtbewußten Äbtissin, die in ihrer Klosterzelle mit adeligen Herren und kirchlichen Würdenträgern Ränke spann, um Bullen, Privilegien und Reichtümer zu erlangen, erkannten sie das fromme Hirtenmädchen nicht mehr, das unbekannt und in sich vergnügt in Reinheit gelebt hatte gleich den Vögeln des Himmels und den Lilien des Feldes, die sich von Luft und Sonne nähren.

So konnte es geschehen, daß der Versucher, der auf dem Rücken des Windes durch die Bergschlünde strich, eines Nachts ins Kloster Eingang fand und in ihrem Herzen zu flüstern begann: „Alda, Alda, du bist die größte Wundertäterin auf dieser Welt. Niemand hat die Wundermacht, die du besitzest, und du weißt es nicht. Warum verbirgst du in übermäßiger Demut die Gaben des Himmels? Stürze dich ein zweites Mal von dem Felsen hinab, wenn du nicht den Ruhm einbüßen willst, den du genießest und der dich groß gemacht hat unter den Menschen. Siehst du nicht, daß schon viele zu zweifeln beginnen, ob du wirklich Wunder zu tun vermagst? Wiederhole die Tat, und der Kaiser selbst wird sich von Aachen aufmachen, um dir eine Stadt zu schenken."

Die ganze Nacht war Aldas Herz in Aufruhr. Am Morgen berief sie ihre Nonnen vor sich und sprach:

„Ist einer, der zweifelt, ich sei von Engeln gerettet worden? Wohlan, morgen will ich mich abermals von jenem Felsen in die Tiefe stürzen, auf daß man sehe, wie sie geflogen kommen, um mich aufzufangen! Man berufe alles Volk vom Susa-Tal, daß es dem Wunder beiwohne und in mir den Herrn verherrliche."

Bald begann von allen Seiten das Volk herbeizuströmen, begierig, das neue Wunder zu schauen. Der Rand der Schlucht war schwarz von Menschen, die in stummer Erwartung verharrten. Unter dem ehrfürchtigen Schweigen der Menge trat Alda hervor, stolz und feierlich, von einem weiten Mantel umwallt. Laut rief sie vor allem Volk: „Engel Gottes!", dann warf sie sich mit gespreitetem Mantel, einem schwarzen Sturmvogel gleich, entschlossen ins Leere.

Doch die Engel hatten sie verlassen, und sie stürzte mit der ganzen Last ihres Leibes und ihrer Sünde in den gähnenden Abgrund und zerschellte.

(Berechtigte Übertragung von Elisabeth Mayer-Wolff.)



Der Komponist O. Respighi — Carlo Petrucci

Aus „Das Brevier des Glückes"

VON NINO SALVANESCHI

Zwischen Mensch und Mensch ist der Unterschied oft größer als zwischen Stein und Stein.

Es gibt Menschen, welche im Leben die Hauptrollen, und andere, welche als einfache Statisten spielen. Es gibt Existenzen, die den Wert von Symbolen besitzen, die als Pfeiler von menschlichen Lebenskomödien, um welche vergeblich der Sturm wütet, erscheinen. Es gibt dagegen einfache Menschen, welche winzige Verbindungsteilchen von zwei Schicksalen scheinen, wie auf zwei Wegen aufgebaute Brücken.

Alle aber besitzen in ihrem Existenzgrund, wenn auch in einer bestimmt begrenzten Sphäre, die Macht, das eigene Schicksal zu entwickeln.

*

Die Jugend ist die erste Bewegung „Allegro con brio" aller Lebenssymphonie. Oft enthält sie, obwohl kaum angedeutet, die ersten Skizzen von Motiven, die entwickelt werden können. Diese sind aber für alle äußerlichen und umstehenden Einflüsse äußerst empfindlich; sind auch fähig, das menschlich-rhythmische Resultat zurückzuhalten, irre und zunichte zu machen. Daher muß die Jugend mit liebevoller Umsicht bewacht werden, damit sie in Freiheit und Freude aufblühen kann.

DINO PROVENZAL:

SEIT JENEM TAGE . . .

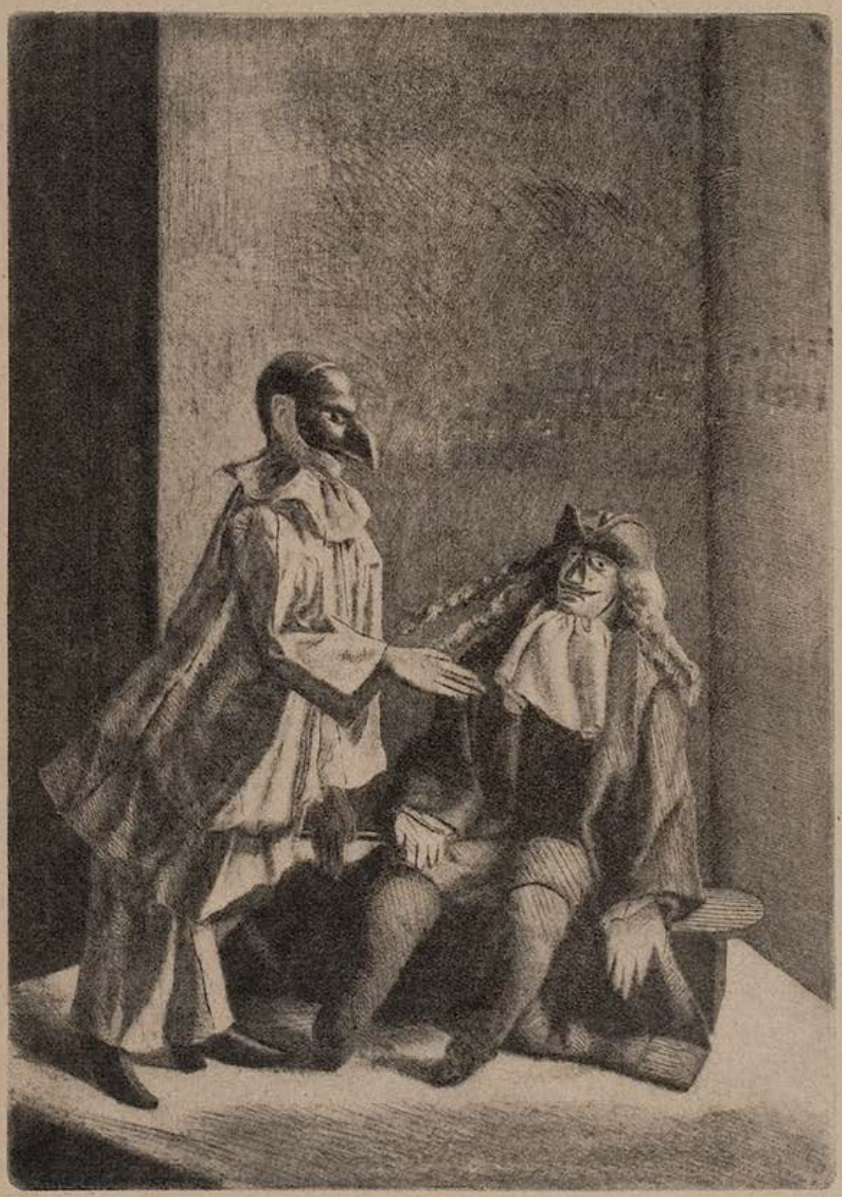
Einmal erzählte mir ein Freund folgendes Geschichtchen: „In einer Schule hatte ein Tertianer zu seinen Kameraden gesagt: ‚Wetten, daß ich es fertig kriege, auf den ersten Lehrer, der die Klasse betritt, zu schießen?' Gesagt, getan. Professor X. tritt ein (ein vortrefflicher Mann, der heute in Rom Direktor ist) und der Schüler verwundet ihn aus nächster Nähe durch einen Revolverschuß. Seit jenem Tage habe ich beschlossen, niemals mehr als erster die Schule zu betreten." —

Und ich, sein Zuhörer, habe seit jenem Tage sehr viel über die historischen Ereignisse aller Zeiten nachgedacht, um ihnen eine Moral zu entnehmen, welche immer mit den gleichen drei Worten beginnen kann: seit jenem Tage . . .

Es war einmal ein König, der hieß Kadmos. Er erschlug einen Drachen und säte dessen Zähne in das Erdreich. Hieraus erwuchsen geharnischte Männer, welche sich untereinander töteten; da Kadmos auch der Erfinder des Alphabets ist, haben seit jenem Tage alle Söhne des Kadmos, das heißt alle schriftstellernden Beherrscher des Alphabetes, die Gewohnheit, sich gegenseitig zu verreißen.

Es war einmal ein gewisser Jemand, der Schafe hütete, obschon ihn eine Wölfin gesäugt hatte. Als er erwachsen war, gründete er Rom und bevölkerte es mit Römern; doch verfügte er über keine einzige Römerin. Deshalb veranstaltete er einen Maskenball, zu dem er einen Haufen Leute einlud. Während des Balles raubten die Römer alle Tänzerinnen und verheirateten sich mit ihnen. Seit jenem Tage besuchen alle jungen Mädchen Bälle und hoffen, dort einen Mann zu finden.

Es war einmal ein berühmter Mathematiker, namens Archimedes. Während er in einer Badekabine saß und ein Bad nahm, fand er auf Grund heftigen Nachdenkens das Mittel, gewisse Schwindler Lügen zu strafen, die Gold aus einer Krone entwendet und es durch eine Messinglegierung ersetzt hatten. Hocherfreut lief er, nackt wie er war, sogleich durch die Straßen der Stadt: Heureka! Heureka! Seit jenem Tage glauben einige Menschen, ganz einfach, weil sie talentvoller sind als die andern (oder es sich einbilden), sie wären jeglicher Verpflichtungen gegenüber ihren Nächsten entbunden, sogar der, den Anstand zu wahren.



Die Marionetten — Castellani

MACHIAVELLI:

„Gedanken über die Menschen"

Menschen, Waffen, Geld und Brot bilden die Nerven des Krieges. Die zwei ersten aber sind viel nötiger als die letzten; Menschen und Waffen finden doch Geld und Brot, nicht aber das Gegenteil. (Dalla Guerra)

*

Die Kriege beginnen, wann die anderen wollen. Sie endigen aber nicht, wann die anderen wollen. (Dalle Storie)

*

Wer beginnt, ein Volk zu regieren, muß sich derjenigen, die der neuen Ordnung feindselig gegenüberstehen, bemächtigen; sonst wird sein Staat ein kurzes Leben haben. Selbstverständlich wird er seine Lage leicht befestigen, wenn die Feinde nicht zahlreich sind. Wenn er aber das ganze Volk gegen sich hat, wird er, so grausam er auch sein möge, nie sicher sein. (Discorsi, I. 44)

FORTUNA

Es ist besser, stürmisch als bedächtig zu handeln. Die Fortuna ist ein Weib, das lieber dem Stürmischen als dem Nüchternen nachgibt.

*

Dame Fortuna ist Freundin der Jugend, von welcher sie sich durch Gewalt, Wildheit und Mut gerne beherrschen läßt.

*

Wenn wir alle Unordnungen der Völker, alle Unordnungen der Fürsten, alle Heldentaten der Fürsten und der Völker betrachten, so sehen wir, daß das Volk in Güte und Ruhm bedeutend erhabener ist. (Popolo)

GEDANKEN
VON GIACOMO LEOPARDI

Ich weiß ein Jahrhundert, das, um nur eins zu nennen, in Kunst und Wissenschaft sich anmaßt, alles umzuschaffen, weil es nichts zu schaffen vermag.

*

Das sicherste Mittel, den andern die Grenzen des eignen Wissens zu verbergen, ist, sie nicht zu überschreiten.



Südliche Komposition — Karl Rössing

Abschied von Rom

Ade! Begriff der Welt! Stadt, der nichts gleich gewesen
Und nichts zu gleichen ist, in der man alles sieht,
Was zwischen Ost und West und Nord und Süden blüht,
Was die Natur erdacht, was je ein Mensch gelesen.

Du, derer Asche man nur nicht vorhin mit Besen
Auf einen Haufen kehrt, in der man sich bemüht,
Zu suchen, wo dein Graus (flieht, trübe Jahre, flieht!), —
Bist nach dem Fall erhöht, nach langem Ach genesen.

Ihr Wunder der Gemäld', ihr Kirchen und Paläst',
Ob den'n die Kunst erstarrt, du starkbewehrte Fest',
Du herrlich's Vatikan, dem man nichts gleich kann bauen.

Ihr Bücher, Gärten, Grüft, ihr Bilder, Nadeln, Stein,
Ihr, die dies und noch mehr schließt in die Sinne ein,
Fahrt wohl! Man kann euch nicht satt mit zwei Augen schauen.

Andreas Gryphius (1616—1664)

DINO PROVENZAL:

KLEINE URSACHEN — GROSSE WIRKUNGEN

Es war einmal ein großer Dichter, der bekannte Dante Alighieri. Als dieser einmal ganz in Gedanken versunken dastand und vielleicht an die Hölle oder anderes Teufelszeug dachte, redete ihn ein Männeken an und fragte: „Welches ist die beste Nahrung?" — „Ein Ei", antwortete Dante. Ein Jahr darauf ist das Männeken von damals wieder zur Stelle. Es nähert sich dem Dichter und fragt ihn unvermittelt: „Womit?" — Und der gescheite Dante: „Mit Salz." — Seit jenem Tage glauben alle Dummköpfe, das Recht zu haben, große Männer zu interviewen, und sind überzeugt, daß jene monatelang nichts anderes zu tun haben, als an sie zu denken.

Es war einmal ein sehr wissensbeflissener Engländer, namens Isaak Newton. Eines schönen Tages fiel ihm ein Apfel auf den Kopf, und er, der aus den winzigsten Tatsachen Universalgesetze ableitete, argumentierte, daß Sonne, Erde, Mond und Sterne ebensoviele Äpfel seien, die aber doch nicht herunterpurzelten, und zwar aus einem Grunde, den nur er kenne. Seit jenem Tage laufen alle Einfaltspinsel mit der Nase in der Luft herum, in der Hoffnung, ein Apfel oder eine große Entdeckung würde vom Himmel auf sie herunterfallen.

Es war einmal ein König, dessen Namen die Weltgeschichte nicht überliefert hat. Er hatte sagen hören, es sei zum Wohlbehagen nötig, sich das Hemd des glücklichen Menschen zu verschaffen. Darauf unternahm er eine lange Reise: sie ging nach Süden, nach Norden, nach Osten und nach Westen, — auf der Suche nach dem glücklichen Menschen; aber alle Menschen, die er unterwegs traf, waren voll Not und Sorgen. Schließlich machte er die Bekanntschaft eines Bauern, der ihm erklärte, er sei wirklich glücklich, ganz und gar glücklich. Der König bat ihn darauf sogleich um sein Hemd: er würde ihm einen märchenhaften Preis dafür zahlen! Aber der Bauer mußte errötend gestehen, daß er kein Hemd auf dem Leibe trage, und auch noch nie eines besessen habe. Seit jenem Tage sorgen die Steuerbehörden, um das Glück der Staatsbürger zu erhöhen, dafür, daß die Zahl der hemdlosen Menschen stetig zunimmt.

Es war einmal ein Sklave namens Aesop. Er vergnügte sich unter der Arbeit damit, sich kurze Fabeln auszudenken, in denen Wölfe, Lämmer, Füchse, Raben, Menschen und andere Tiere redend auftraten. Als er ein gutes Hundert zusammengezimmert hatte, hängte er jeder Fabel eine Moral an, eine Warnung oder einen Denkzettel. Seit jenem Tage halten es alle Erzähler wahrer oder erfundener Geschichten für ihre Pflicht, ein gleiches zu tun. Und ich, der ich immer alles umgekehrt mache wie die anderen, werde hier weder eine Moral, noch einen Aphorismus und nicht einmal eine Schlußfolgerung ans Ende setzen.

(Deutsch von Elisabeth Mayer-Wolff.)

PIETRO FORBICI:

NACHT IN UMBRIEN

Wir fuhren durch die umbrische Landschaft. Es war ein bißchen eintönig. Soll ich die umbrische Landschaft beschreiben? Lieber nicht.

Die Reisenden döften in den verzwicktesten Stellungen. Eine Bäuerin führte aus unerklärlichen Gründen eine Katze in einem Vogelbauer bei sich.

Die Katze fühlte sich nicht behaglich. Ab und zu miaute sie, daß alle zusammenfuhren. Die Bäuerin fühlte sich schuldbewußt, wollte aber die Katze lieber doch nicht herauslassen.

Die Zeit verging. Der Zug raffte sich auf und strebte unter gellendem Gewieher einem Ziel entgegen.

Die Station kam, Türen knallten, ein gewaltiger Mann polterte herein, schimpfte, warf seine Tasche auf die Bank, sank ächzend daneben, erhob sich wieder und drohte mit der Faust zum Fenster hinaus.

Er habe für die Beleuchtung mitbezahlt. Die Beleuchtung sei schauderhaft. Er werde Bericht erstatten, sich nötigenfalls nach Rom wenden, bis zum Duce vordringen — wenn man es denn nicht anders haben wolle! Solche Zustände dulde er nicht. Der Stationsvorsteher möge sich in acht nehmen.

Schon fuhr der Zug wieder.

Der stürmische Mann kehrte ins Abteil zurück, pustete wie eine Lokomotive, zog ein halbes gebratenes Huhn aus der Tasche, riß ihm ein Bein aus und begann lüstern daran zu nagen.

Die Besatzung des Kupees sah in ehrfurchtsvollem Schweigen zu.

Der Koloß blickte sich um. Ein Bedürfnis, sich mitzuteilen, wandelte ihn an.

Questa e la vita. Man rackere sich ab — für wen, für was? Man lasse sich schinden, man zahle redlich seinen Preis — aber die Beleuchtung, die inbegriffen sei, funktioniere nicht.

Er schleuderte das abgenagte Bein aus dem Fenster und schien beim Anblick des Hühnerfragments betroffen, ein zweites Bein nicht vorzufinden.

Das solle ein Huhn sein — ein halbes Huhn! Zugegeben, daß ein halbes Huhn wenig sei für den Appetit eines Mannes, immerhin —!

Er stützte den Kopf auf, versank in grüblerische Betrachtung und fühlte erneutes Verlangen, sich mitzuteilen.

Die Köchin! Die Köchin habe ihm das Hühnchen eingewickelt. Ach ja, die Köchin! Er sei nämlich Witwer. Erst vor zwei Monaten sei Fiorella, sein angebetetes Weib, von ihm gegangen und nun — —

Er stopfte den Rest des Huhns in den Mund. Tränen der Erinnerung an die Verblichene tropften auf das fettige Gerippe. Es war unklar, ob er ein Schluchzen unterdrücke oder am Übermaß des Bisses röchle.

— — und nun habe er die Köchin! Sie heiße Mafalda. Sie sei ebenso dick wie unverschämt. Man mache sich keine Vorstellung, welche Ansprüche Mafalda an ihn stelle. Diabolo — nun h a b e er sie. Oder habe etwa sie i h n?

Er ließ die Augen schreckerregend rollen und hob beschwörend beide Hände. Die Besatzung des Abteils folgte seinen Darlegungen mit offenem Munde.

Maledetto! Mafalda sei teuer — teurer als Fiorella, die unvergeßliche, je gewesen sei, aber —!

Hier erhob er sich, reinigte seine Hände mit dem Taschentuch, stemmte beide Fäuste in die Hüften und sah sich triumphierend um.

— — aber die Köchin könne er hinauswerfen, wann er wolle!

Er schien eine Gestalt von antiker Größe. Das Kupee staunte ihn an.

Er genoß die Bewunderung und henkelte seinen Umbertoschnurrbart über beide Ohren.

Plötzlich brüllte er wie ein Stier. Die Katze hatte zwischen den Käfigstäben hindurch ihre Krallen in seinen fetten Schenkel gehakt.

„Brutta bestia!" kreischte der Witwer und ballte die Hände.

Die Bäuerin flehte um Gnade und schlug der Katze auf die Pfoten.

Der Witwer knurrte, verzieh großmütig und lehnte sich zurück.

Sein Schnarchen donnerte durch die umbrische Nacht. (Deutsch von Jochen Päng)



Geographie und Dalles

„Wohin fahren Sie im Frühjahr?"

„Ans Mittelmeer!"

„Mittelmeer? ... Na ja, Sie haben eben mehr Mittel, aber wir haben dazu keine Mittel mehr!" *H. K. B.*

Empfehlung

Der Fremde wandte sich an den Einheimischen: „Welches Wirtshaus können Sie mir wohl empfehlen?"

Sagte der Mann: „Dös ist ganz gleich. G'raft wird überall!" *Beye*

Nicht aus der Fassung zu bringen

Gast zum Wirt: „Ihr Essen ist in letzter Zeit so schlecht geworden, ich kann Sie keinem meiner Freunde mehr empfehlen!"

Wirt: „Aber vielleicht — wie wäre es mit Ihren Feinden?"

Stimmt schon

„Was tut Friggs denn jetzt?"

„Oh, er tut gar nichts."

„So? Man hat mir erzählt, er hätte jetzt einen Posten im Verwaltungsdienst bekommen. Dann stimmt das also nicht?"

„Doch, das stimmt." *Pick me up*

Treffende Antwort

Angeklagter, sich verteidigend: „Herr Richter, ich bin stets ein Freund der Wahrheit gewesen! Ich achte und schätze sie!"

Richter: „Hm, deshalb halten Sie sich auch immer in respektvoller Entfernung von ihr!"

Allerdings

Deckpassagier zum anderen: „Fehlt Ihnen etwas?"

Stöhnt der bleiche andere: „Ja, Festland!"

Der Kunde

Im Wäschegeschäft. Eben hatte der Verkäufer Poppel einen Kunden bedient. Ungeduldig winkte der Chef, nachdem er den Kassenzettel betrachtet:

„Poppel, kommen Sie doch mal eben her! Wie kommen Sie dazu, dem Kunden die Oberhemden drei Mark billiger zu verkaufen?"

„Entschuldigen Sie", sagte Poppel, „aber das muß ein Versehen sein. — Und erst wollte mein Vetter es auch gar nicht annehmen!" *Beye*

REDAKTIONELLE NOTIZ:

KÜNSTLER DER „JUGEND"

Die in dieser Sonder-Nummer reproduzierten Arbeiten von Baldinelli, Bianchi, Castellani und Petrucci wurden durch die liebenswürdige Vermittlung von Herrn Professor Cairati-München vom Münchener Künstlerbund zur Verfügung gestellt. An dieser Stelle möchte ich für ihre tätige Mitarbeit am Zustandekommen dieser Sonder-Nummer meinen herzlichsten Dank aussprechen den Herren: Professor Brombin-München, Professor Cairati-München, Gauleiter A. Dresler-München, Dr. Enenkel-München und Frau Elisabeth Mayer-Wolif-München.

Die nächste Sonder-Nummer der „Jugend"

„Die Saar"

erscheint am 1. Mai 1934.

VON FRAUEN, LIEBE UND EHE

ANEKDOTEN, GESAMMELT VON FRITZ HOCKE

Chamfort, der gedankenreiche, kluge Essayist, schrieb: „Was die Frauen betrifft, so muß man sich entscheiden, sie entweder zu lieben oder sie kennenzulernen — — —, ein drittes gibt es nicht!"

*

„Und was ist Eure Meinung, General?" fragte Madame de Stael. — „Madame", entgegnete Napoleon, „ich mag die Frauen nicht, die in Politik hineinreden!" — „Ihr habt im allgemeinen recht", erwiderte Madame de Stael, „indes, in dem Lande, wo man den Frauen die Köpfe abschnitt, ist es natürlich, daß sie sich fragen: warum?"

*

In einer Gesellschaft wurde Schopenhauer von den Damen aufgefordert, zu entscheiden, wer klüger sei, die Frauen oder die Männer. Sein Spruch lautete: „Die Frauen, denn diese heiraten Männer, die Männer aber Frauen!"



Die vollendete Büste

das Schönheitsideal aller Zeiten und Zierde auch Ihres Körpers! Die 3000jährige Venus von Milo ist Beweis dafür, daß der weibliche Hang zur idealen Büste nicht Eitelkeit, sondern naturgewolltes Sehnen ist. Die Natur gab dem Weibe weiche Formen, dem Manne den sehnigen Körper, also Gegensätze, die sich anziehen. — Bei unentwickelter oder erschlaffter Büste bestellen Sie bitte unser 64 Seiten starkes Buch: „Wie erlange ich eine vollendete Büste?" mit 36 farbigen Abbildungen (gegen 0.58 oder verschl. 0.75 RM. Briefm. franko), mit wissenschaftl. Belehrungen über Ursachen, Beseitigung und bewiesenen Erfolgen, durch das erste, seit 7 Jahren klinisch erprobte und ärztlich verordnete

Mammoform

Garant. unschädl. Wissenschaftl. Fütterungsversuche ergaben sogar bei männlichen Tieren volle Erfolge! Die Herstellung erfolgt unter ständ. wissenschaftl. Kontrolle des öffentlich bestellten, vereidigten Chemikers Dr. Wirth, sowie des staatlich approbierten Apothekers Dr. v. Gember. Auf der Internat. Ausstellung in Bologna 1932 mit Goldenem Ehrenschild und Diplom höchstprämiiert! — Keine sogenannten „Gratisproben", die den Preis wesentlich verteuern, auch keine unverlangten Nachnahmen. —

„Aeskulap", Chem. pharm. Fabrik, Berlin-Schöneberg 3/N. 329.

Ihre Reklame-Anzeige in der „Jugend"

SCHRIFTSTELLERN

bietet große Buchdruckerei mit angegliedertem bekanntem Verlag für wissenschaftliche oder belletristische Werke sehr vorteilhafte

VERLAGSVERBINDUNG

Anfragen unter Literaria 846 an die Expedition der „Jugend", München, Herrnstraße 10.

Zur Anfertigung jeder Art

Drucksachen

empfiehlt sich

G. Hirth Verlag AG. München, Herrnstr. 10

Gebrauchte

Adressiermaschine

wird preiswert abgegeben

G. Hirth Verlag AG., München Herrnstraße 10/I

Jeden Abend! Jeden Morgen!

Chlorodont

die beliebte Qualitäts-Zahnpaste

Neurasthenie

Nervenschwäche Nervenzerrüttung verb. mit Schwinden d. best. Kräfte. Wie ist dieselbe v. ärztl. Standpunkte aus ohne wertlose Gewaltmittel zu behandeln u. zu heilen? Wertvoller, n. neuest. Erfahrungen bearbeitet. Ratgeber für jedermann, ob jung oder alt, ob noch gesund oder schon erkrankt. Geg. Einsendg. v. M. 1.50 in Briefmarken zu beziehen vom

Verlag Silvana 66, Herisau (Schweiz).

Fidus-Bilder

in Postkartenformat, Wiedergaben der besten Werke dieses Berliner Meisters, sind zum Preise von 50 Pfg. für die Serie von 12 Stück herausgegeben. Der großen Verehrergemeinde von Fidus wird diese Veröffentlichung willkommen sein.

G. HIRTH VERLAG AG. München, Herrnstraße 10



Wer kauft schafft Arbeit!

Inserieren bringt Gewinn!

Inserate in der „JUGEND" finden weiteste Verbreitung!

KUNSTPOSTKARTEN

in vortrefflichem Vierfarbendruck nach Bilderwiedergaben aus der „Jugend" liefern wir 12 St. für 90 Pf., die ganze Serie von 130 St. für RM. 6.— franko

G. HIRTH VERLAG AG.

München 2 NO — Herrnstraße 10

GRATIS

Preisliste Nr. B 4 senden Gummi-Industrie „Medicus", Berlin SW 68, Alte Jacobstr. Nr. 8.

SCHÖNE BILDER

an den Wänden machen die Wohnräume behaglich. Wo das Geld für Erwerbung von Originalen fehlt, hat der Bilderliebhaber Ersatz an den Vierfarben-Kunstblättern der „Jugend", die zu den erstaunlich billigen Preisen von 50 Pfg., 75 Pfg. und 1.— Mk. je nach Größe durch den Kunsthandel und den unterzeichneten Verlag zu beziehen sind. Der reich bebilderte Katalog (Preis RM. 2.70) erleichtert die Bestellung.

G. Hirth Verlag AG., München, Herrnstr. 10

Lest den

Sportfischer

die vortrefflich ausgestattete Fachzeitschrift.

Halbjahrespreis 3 M.

Fischereisport-Verlag Dr. Hanns Schindler München NW 2

Karlstraße 44

Ein Buch fürs Leben ist: KREMPELHUBER

Für Stille Stunden

Die gesunde und praktische Lebensweisheit nach gesammelten Erkenntnissen der Philosophie vom Altertum bis zur Gegenwart. 450 Seiten in Ganzleinen gebunden nur RM. 2.85 zuzüglich 40 Pfg. für Porto. Zu haben in den Buchhandlungen oder beim unterzeichneten Verlag

G. HIRTH VERLAG AG. MÜNCHEN, HERRNSTRASSE 10

ENGLÄNDER

Zwei Engländer, auf der Reise durch Italien, besuchten auch das Vulkankraftwerk bei Larderello am Fuße des Vesuvs, wo die heißen Dämpfe und Quellenmassen zu Maschinenkraft umgewandelt werden.

Sie besahen sich die Anlage von hinten und vorne und ließen sich von ihrem Führer alles erklären, bis ins Loch des Vesuvs hinein.

Dann sagte der eine: „Splendid!"

Und der andere: „Was kostet so ein Vulkan, wenn wir anlegen bei London?"

ZUSAMMENHÄNGE

Das Schloß Colmans, des englischen „Mostrichkönigs", ist bis auf die Grundmauern abgebrannt. Unter den vernichteten Kunstschätzen befindet sich auch ein Selbstporträt Raffaels.

„Was sagen Sie zu diesem unersetzlichen Verlust?" fragte Lord L. im Klub den Kunsthistoriker Cleverpick.

„Es wäre für Raffael besser gewesen, wenn Colmans Senf billiger wäre!" *Teha*

Josef Geis



„Weeß Knebbchen ... nu hab' ich vor lauder Fremdenvergehr meine idaliänische Mudder-sprache razegahl verlärnt ..."

Papa weiß alles!

Als Mark Twain mit seinem Töchterchen Susy, die bisher auf einer einsamen Farm gelebt hatte, das erstemal in die Stadt kam, sah das Kind auch zum erstenmal eine Negerin.

„O, sieh doch diese Frau an, Papa!" rief die Kleine erstaunt.

„Das ist eine Negerin, Susy", antwortete der Vater.

„Aber was fehlt ihr denn, Papa?"

„Nichts, mein Kind, das ist eine Negerin, die sind so schwarz."

„Ja — aber ist sie denn am ganzen Körper so schwarz?"

„Natürlich, Susy, sie ist am ganzen Körper so schwarz."

Da sagte das Kind mit stolzem Aufblick zu seinem Vater: „O, Papa, du weißt aber wirklich auch alles, nicht wahr?"

Der rechte Fleck

Jack London hatte in zahllosen Artikeln darauf hingewiesen, daß es in Amerika üblich geworden war, die kleinen Verbrecher zu hängen, die großen aber laufen zu lassen. — Als nun eines Tages in einem Prozeß ein Millionär zu fünf Jahren Gefängnis verurteilt wurde, schrieb eine gewisse Presse über ihn, daß er neben seinen Betrügereien mit seinem Geld doch auch viel Gutes gestiftet habe. Und sie schloß ihren Artikel: „Armer Charlie, dein Herz sitzt doch auf dem rechten Fleck!"

Jack London antwortete auf diese Ausführungen in einem offenen Brief, in dem er u. a. schrieb: „Jawohl, sein Herz sitzt auf dem rechten Fleck und so wird Gott sei Dank auch der übrige Körper für die nächsten fünf Jahre auf dem rechten Fleck sitzen!"

..wenn in München,- dann Deutsches Theater.

Das Auge des Gesetzes — lacht!

Schnurren und heitere Geschichten aus den Gerichtssälen

In Cleveland schloß ein Anwalt seine Verteidigungsrede für ein junges Mädchen, das eines Diebstahls angeklagt war, mit folgenden Sätzen:

„Gentlemen! Sie mögen den Ozean auf einen Telegraphenmast hängen, um ihn zu trocknen — Sie mögen einen Schneesturm mit einem Regenschirm aus seiner Richtung treiben — Sie mögen selbst die Wolken mit einer Suppenkelle vom Firmament holen, aber auch nicht für einen Augenblick lassen Sie sich von dem Gedanken leiten, daß dieses unschuldige junge Mädchen wirklich gestohlen hat!"

*

Verteidiger: „Ja sehen Sie denn nicht, meine Herren Geschworenen, daß diese ganze Anklage einer Seifenblase gleicht. Hauchen Sie dieselbe an, so platzt sie und nichts bleibt übrig als ein Eisengitter, hinter welchem der Angeklagte schuldlos schmachtet."

*

Montesquieu debattierte am Gerichtshof in Bordeaux mit einem Rat, der klug, aber ein wenig hitzköpfig war. So rief er, nach mehreren mit Eifer vorgebrachten Argumenten schließlich pathetisch aus: „Herr Präsident, ich gebe meinen Kopf darum, daß alles sich so verhält, wie ich sage." — „Ich nehme ihn an", erwiderte Montesquieu kühl, „kleine Geschenke erhalten die Freundschaft."

*

Pirandello und D'Annunzio unterhielten sich über den Ruhm. „Der Ruhm ist der erhabenste Gedanke der Menschheit, selbst wenn er sich noch so bescheiden offenbart", erklärte D'Annunzio pathetisch — „denken Sie — unser großer Dichter Carducci war 27 Jahre alt, als er eines Tages in einer kleinen Dorfkirche seinen Namen eingekritzelt fand."

„Gewiß", erwiderte Pirandello höflich — „bei seinem zweiten Besuch."

Die Freundin

„Was hast du eigentlich in deiner neuen Rolle zu tun?"

„Nicht viel. Ein hübsches Mädchen darstellen!"

„Was sie heutzutage alles verlangen!"

Lest die Jugend!



Italienischer Zirkus

Dem Zirkusbesitzer ist ein alter Löwe eingegangen. Er frägt einen Bettler, ob er ihn ersetzen wolle, er hätte nichts anderes zu tun, als im Löwenfell in den Käfig zu springen und sich zu Füßen der Löwin zu legen. Dafür 10 Lire.

„Ja, aber die Löwin?" wendete der Bettler ein.

„Nur keine Angst, ist schon alt und schwach!"

Bebend steigt der Bettler in der Löwenhaut in den Käfig. Plötzlich erblickt er die Löwin in der Ecke.

„Santa Madonna!" seufzt er.

„Per Bacco!" entgegnet die Löwin.

Versorge Dein Kind

und Deine Familie durch Abschluß einer Familien-Versicherung bei der größten kontinentalen Gegenseitigkeitsanstalt.



Gesamtaktiven
620 Millionen
Schweizer Franken

Die Anstalt ist seit 1866 in Deutschland eingeführt

Schweizerische Lebensversicherungs- und Rentenanstalt in Zürich

Niederlassung für das Deutsche Reich, München, Leopoldstraße 8
Telefon 34251

MERAN

zur Rosenzeit – April und Mai der schönste Aufenthalt

Einzigartige Spaziergänge und Ausflüge
Hochgebirgsseilbahnen • Konzerte • Theater

28. und 29. April:

II. Internationaler Schönheits-Wettbewerb für Kraftwagen

AUSKUNFT: KURVORSTEHUNG

Begründer: Dr. GEORG HIRTH. — Verantwortlich für die Schriftleitung: ARNOLD WEISS-RÜTHEL; für die Anzeigen: GEORG POSSELT, beide in München. — Verlag: G. HIRTH VERLAG AG., München. — Für die Herausgabe in Österreich verantwortlich: J. RAFAEL, Wien I, Graben 29a (Eingang Trattnerhof). — Für die Redaktion in Österreich verantwortlich: MARIANNE RAFAEL, Wien XIX, Hochschulstraße 25. — Alle Rechte vorbehalten. — Nachdruck strengstens verboten. — Copyright by G. HIRTH VERLAG AG., München. — Druck: G. HIRTH VERLAG AG., Buch- und Kunst-Druckerei, München, Herrnstraße 10. — D.-A. 9000. — Entered as second class matter, Postoffice New York, N. Y. — Manuskripte sind nur an die Redaktion der „Jugend", München, Herrnstraße 10, zu senden: Rücksendung kann nur erfolgen, wenn Rückporto beiliegt.

Die Friedenspalme

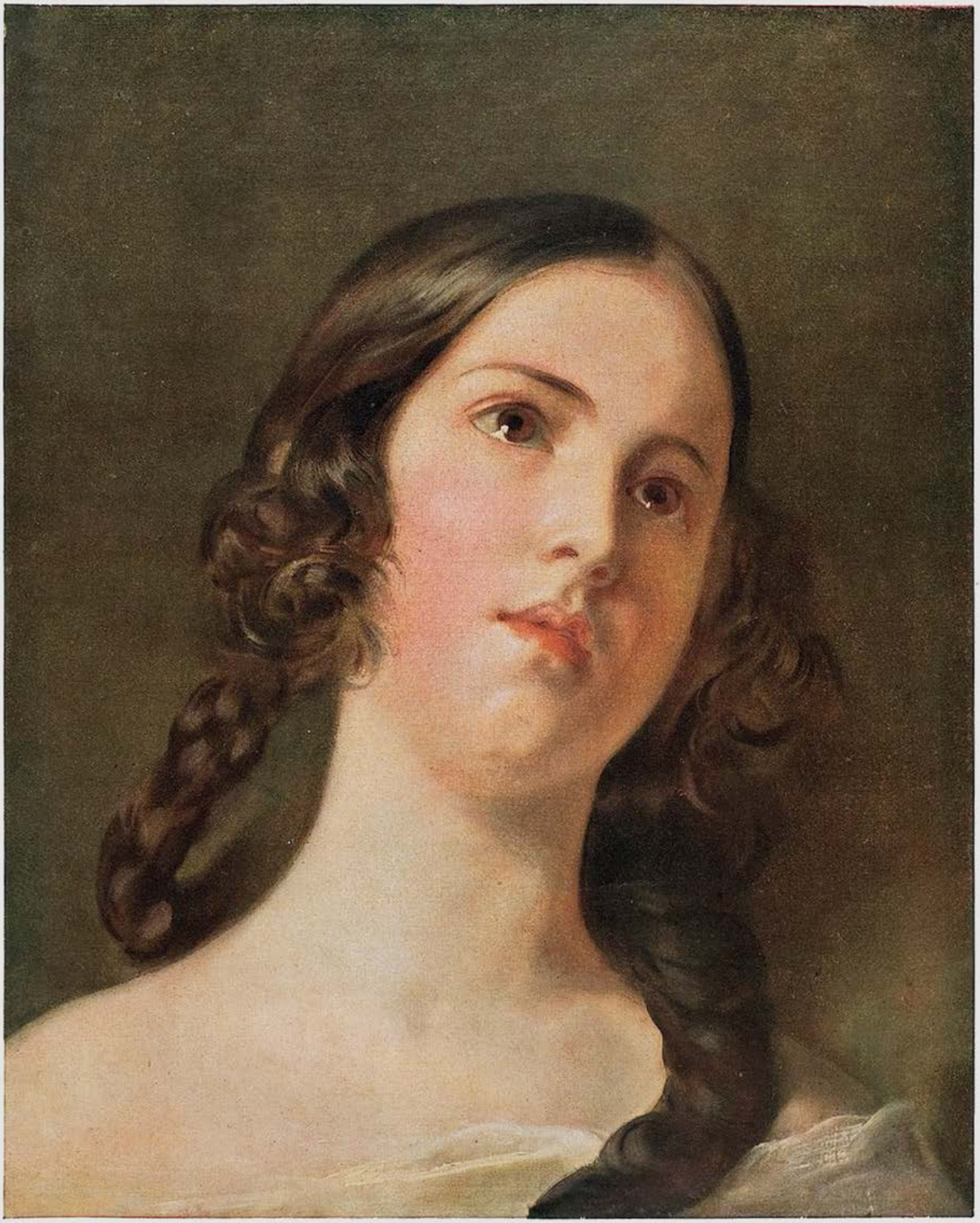
Erich Wilke



Probieren wirs einmal hier — vielleicht gedeiht sie auf diesem Boden.

Jugend

MÜNCHEN 1934 / NR. 18
PREIS 60 PFENNIG



Mädchenbildnis

Friedrich Amerling (Wien 1803—1887)

J U G E N D

39. JAHRGANG 1934 / NR. 18

DAS EI

EINE KOMÖDIE DES LEBENS VON MAX BITTRICH



endant a. D., Posaunenbläser aus ererbter Liebhaberei und Amateur-Philosoph Paul Hähnchen befand sich auf dem Heimgang nach seiner Junggesellen-Wohnung.

Auch sein Vater war Rendant gewesen und hatte sich abends mit Erkenntnistheorie beschäftigt. Was den Posaunisten anlangt, so hing in Hähnchens Bücherstube neben Totenkopf, Eule und Posaune unter Glas und Rahmen eine hundert Jahre alte Todesanzeige, durch die eine Frau aus Hähnchens Sippe kundtat:

„Mein teuerster Ehegatte, der Stadt-Zinkenist, hatte das schmerzhafte Unglück, gestern mittag halb zwölf Uhr, indem er durch allzu große Verlängerung eines in seinem Beruf geblasenen Trillers das Gleichgewicht verlor, vom Kirchturm zu stürzen. Wer die edle Seele meines Ehegatten kannte, wird die Größe meines Verlusts, und wer den Turm kennt, die Höhe dieses Unglücksfalls zu schätzen wissen."

Der Nachkomme Hähnchen war trotz widrigem Geschick ein Mann von Haltung. Nur drückte ihn jetzt das Übergewicht unheilvollen Widersachertums. Er, der immerhin wertvolle Erdenpilger, wurde von seiner Haushälterin Witwe Berta Graziali geärgert, die, ehemals gefällig, ihn zu jahrelangen Verpflichtungen bewogen hatte, nun aber ranzig, sozusagen denaturierter Spiritus war.

In bösem Zwiespalt hatte sich Hähnchen in den Philosophenkopf gesetzt, der Frau wenigstens die schlimmste Unart, die mit den Hühnereiern verbundene, abzugewöhnen.

War doch Frau Graziali in wirtschaftlichen Dingen zuverlässig, in Küchenkünsten unantastbar. Nur diese eine verdammte Widerspenstigkeit, der Überfall vor dem Essen, war unerträglich. Dutzendmal hat er sich die verhaßte Frage verbeten, lauwarm und knisternd. Auf alles geht die Frau willig ein, nur vor diesem Einspruch bleibt sie taub. Das macht ihn rasend. Dabei sieht ihn sonst selten das Menschlich-Kleinliche an. Kennt der Philosoph doch die Unvollkommenheit der Kreatur. Der Höherstehende muß über Mängel des Nächsten hinwegsehen.

Nach der Doktrin des Empedokles —

„Herein!"

„Wünscht der Herr Hähnchen —"

„Nein, tausendmal nein!" schreit er. „Sie sollen diese Frage unterdrücken!"

„Und Sie sollten gelassener sprechen, Herr Hähnchen! Wozu stellen Sie den Totenkopf auf Ihren Schreibtisch, wenn er nicht zu Ruhe und Güte mahnt?"

„Kümmern Sie sich um Ihren Schädel und nicht um fremde, Sie beckbeinige Person."

„So viel Ungestüm um ein lumpiges Ei —"

„Nein, Sie quälen mich durch Ungehorsam, Sie unbarmherziges Weib."

„Weib! Ein wenig galanter dürften Sie sein. Woher wissen Sie überhaupt, was ich heute fragen wollte?"

„Ich kenne Ihre Absicht auswendig, nach jeder Melodie kann ich Ihre üble Nachfrage singen. Sie aber schinden mich mit Ihrer Unvernunft weiter."

„Schinden! Weil ich mich ganz artig erkundige, ob Sie ein Ei —"

„Das eben soll unterbleiben. Ich selbst will bestellen, was ich brauche. Ich will. Hören Sie: ich will!"

„Wird unsereins zur Verbrecherin, wenn man einfach wissen möchte, ob ein hartes oder ein wei —"

„Schweigen sollen Sie. Keine Silbe mehr!"

Die Wut nimmt ihn gefangen, er hebt den Arm.

Schon fliegt die Tür zu: „Der Mann ist übergeschnappt. Um ein lappiges Ei diese wahnsinnige Komödie!"

„Kanaille!" Mit diesem Wort sucht Hähnchen den Rest wilden seelischen Aufruhrs auszukeuchen. Am liebsten spränge er dem schuldigen Wesen an den Hals. Seine Hände krampfen sich zusammen. „Erwürgen!" wagt er zu denken.

Er überprüft die Fähigkeit des Staubgeborenen, den Nebenmenschen völlig zu begreifen, nimmt etwas Brom, und nachdem er noch ein Weilchen sich abgetastet und abgehorcht, lenkt ihn Halbschlummer in die Flut unbewußten Seins. Phantastische Nebel umwogen das Hirn. Neben Frau Graziali erblickt er sich in merkwürdig verzerrter Form. Beide Menschen stehen sich windhundartig stilisiert gegenüber, springen sich wie wütende dürre Hühner an, in welcher Bataille sie zugleich Eier gegen den Angreifer schnellen. Weiterhin glaubt sich Hähnchen von lauter Hühnern, Gänsen, Enten umschwirrt, die stimmgewaltig gewisse hartschalige Geschenke ankündigen, weiße und gebräunte. Tolle Geflügelfarm!

Verstört erhebt er sich morgens. Der Totenschädel ruft sein Memento mori! Verständig sein! mahnt die Eule. Umwichtiges auf die leichte Schulter nehmen!

Trotzdem läßt Hähnchen das Frühstück unberührt. Eines der Brötchen steckt er ein und eilt ins Freie. Die Fische im Botanischen Garten und Naturpark sollen seine oft bewiesene Güte abermals erfahren. Bei ihrer Stummheit ist süßes Ruhen.

Blumen duften. Tauben gurren. Fische schnappen nach Hähnchens Brot. Schildkröten kriechen am Teichrande.

Allerhand Besucher durchschlendern die Anlagen, tauschen vor fremdem Gesträuch und Getier ihre Weisheit aus.

„Was behaupten Sie? Nein, Herr Oberzollinspektor, über diese Sache weiß ich unantastbar besser Bescheid: mein ausgewanderter Schwager am Orinoko hat selbst beobachtet, wie Indianer Schildkröten-Eier als Leckerbissen schluckten."

„Ja, Indianer! Das mag sein, Herr Schäfer!"

„Mein Schwager nimmt auf den Eid, daß diese Eier —"

Hähnchen spürt die Schildkröten-Eier im Magen.

„Warum sollten Schildkröten-Eier zu verachten sein, Herr Oberzollinspektor! Doch reden wir von andern Dingen."

Hähnchen ist einverstanden. Muß man über Eier quasseln? Verkalkte Gesellschaft! Die Jugend ist sympathischer. Einige Schüler nahen, unterhalten sich von Staubfäden und Stempeln, bewundern die Fische im Teich, sprechen am Schilf von Teleskop-Augen und Büschelkiemern, während ein Lateiner sich mehr den Sippen der Acanthopterygii und der Malacopterygii, den Stachel- und den Weichflossern, widmet.

„Quatsch!" entgegnet ihm ein nach deutschem Ausdruck neigender Begleiter. Neugierig erkundigt er sich, ob auch gefangene Fische normal laichen.

„Die meisten sicher."

„Wieviel Eier legt so ein Stichling?"

„Etwa hundert."

Hähnchen erhebt sich. Schreckliche Zeitgenossen, müssen auch hier über Eier schwätzen!



Die Wurzel — Kurt Weinhold-Calw

„So viel?“ bohrt in der Nähe ein wissensdurstiger Scholar.

„Wenig ist das. Der Karpfen kommt auf hunderttausend Eier.“

Da setzt sich Hähnchen in Trab. Er rennt durch Feld und Dorf, gelangt erst spät in seine vier Wände.

„Das Essen wartet schon auf Sie!“ begrüßt ihn Frau Graziali. „Nur noch rasch ein ganz frisches Ei auf das Beefsteak.“

Er lacht hysterisch. „Fangen Sie wieder an! Sie sind des Teufels!“

Wahrhaft aufreizend pomadig äußert sie: „Wenn Sie mich grundlos mit Grobheiten überschütten, so —“

„Schluß!“

„Meinethalben!“

Eine Tasse fliegt hinter der Frau an die Wand, zerschellt.

*

Am nächsten Morgen erzählt Frau Graziali den empörten Hausgenossen, Hähnchen sei tätlich geworden.

„Handgreiflich?“ erkundigt sich Tapezier Pulzer schwer atmend. „Dann müssen wir uns gegen diesen Fetzen Mensch wehren.“

„Unbedingt!“ pflichtet Vogelhändler Adam bei.

Herr Pulzer, Vizepräses des Antilärmvereins, sucht seit Jahren die Sache der Geräuschlosigkeit durch laute Rede und deutlichst vernehmbare Mitarbeit am Wochenblatt „Böllerschüsse der Zeit“ zu fördern. Im Vereinsanzeiger dieses Organs läßt er Reklame-Raketen für den Antilärmklub bündelweise zerknattern.

Jetzt, bevor er das erste Wort zu neuem Angriff herausbringt, ertüchtigt er den in Versammlungen ohnehin durchtrainierten Körper noch durch Tiefatmung nach der Reform-Methode Simson-Herkules, blickt abgründig die Wände an, erhebt die rollende und grollende Stimme wie Possart und ist so schön wie der selige Sudermann im Barte. Staunend lauschen drei Zuhörer seiner Botschaft:

„Hochansehnliche Hausgenossenschaft! Gegenüber hundertprozentig eigenmächtigen Lärm-Orgien Hähnchens fällt uns die Notwendigkeit erbitterter Abwehr zu. Den Mantel der Nächstenliebe über Hähnchens gottsträflichen Radau zu decken, wäre Frevel. Vielmehr gilt es, heilige Güter der Menschheit, den Frieden des Hauses, zu wahren. Mein Heim ist mein Kästchen, wie der Engländer sagt. In kulturell verankerter Welt müssen alle Freunde der Humanität, der Veredelung und Höherzüchtung erfüllt sein von unserem Feldgeschrei: Nieder mit dem Lärm! Unsere gesetzlich verbrieften Rechte lassen wir von keinem Mitmieter antasten. Da gibt es keine Metamorphose des Willens. Verstößt Hähnchen gegen unsere Belange, so sind wir nicht nur letzten Endes, sondern schon anfänglichen Anfangs zu aufwallender Aktivität gezwungen. Unter den ewigen Sternen erheben wir flammenden Protest gleich Schillern, was, wie Sie wissen, einer der größten Dichter aller Jahre war: Wir wollen sein ein einzig Volk von Brüdern, wir wollen frei sein, wie die Väter waren!“

„Frei sein, nicht etwa vogelfrei!“ bestätigte Vogelhändler Adam.

„Aber welche Tat beschließen wir?“ fragte Frau Pulzer.

„Denn darüber sind wir uns wohl gleichfalls einig: ohne letzte Entschlossenheit kriegen wir noch allesamt die Platze vor Angst und Ärger.“

Herr Pulzer meint: „Ich will Ihnen was sagen, liebe Frau Graziali: greift Sie Ihr Gewalthaber mit seiner geistigen Minderheit verstärkt an, so fühlt sich die Hausgemeinschaft solidarisch. Da muß Hilfe herangezogen werden, telephonisch, sobald er Sie anrührt, stampfen Sie dreimal mit dem Fuße. Das Zeichen wird mich zum Einschreiten veranlassen. Der Polizeiarzt oder der Hausdoktor soll dem Mann den Puls fühlen, die pathologische Furcht vor dem Wörtchen ‚Ei‘ untersuchen. Sobald Sie das Zeichen geben, rufe ich den Doktor.“

So verhandelten die Wohnungsnachbarn Hähnchens am Morgen nach seinem harten Zusammenstoß mit Frau Graziali.

Und er? Abermals sind ihm nachts keine lieblichen Phantasien hold gewesen. Vielmehr ist seiner überempfindlichen Seele der alte Christoph Kolumbus mit der sturmgepeitschten Caravelle bei unbekannten Eilan-



Johannisandacht **Ferdinand Waldmüller †**

Der Abend

VON ARNOLD WEISS-RUTHEL

Der Abend ist ein stiller Mann,
tritt ohne Lärm in meine Klause,
er zündet mir die Lampe an
und scheucht die Unrast aus dem Hause.

Dann rückt er mir den Stuhl zurecht,
stopft meine Pfeife, schließt das Fenster,
ist Ofenwart und Stiefelknecht
und bannt die blassen Taggespenster.

Er heizt den Kessel mir im Rohr,
singt wie am Ackerrain die Grille
mir schlichte Abendlieder vor
und löst in süßen Klang die Stille.

Er wiegt das müde Herz zur Ruh,
lockt Träume aus der Schattenlaube,
drückt mir dann sanft die Augen zu
und macht sich heimlich aus dem Staube.

den (Ei-Landen!) erschienen. Während dieser Fahrt des Weltumseglers nach fabelhaften östlichen Ländern hat Kolumbus das später mit Recht so berühmt gewordene Ei auf die Spitze gestellt, in Sturm und Not, und vor der Landung in Santo Domingo hat er abtrünnigem, jungem Schiffsvolk eine Standrede gehalten: Eier, die klüger sein wollten als die Henne, würden auch in der neuen Welt kein Lob finden.

In seinem sichern Boot, auf weichen Bettfedern, ist Hähnchen dieser Aufruhr der Seeleute weniger unangenehm gewesen als das Ei-Experiment. Doch hat er den bösen Zwischenfall fast vergessen, als der Seefahrer, lebhaft begrüßt, in Sanlucar anlegt, — unter lärmender Begeisterung, die Hähnchen erwachen läßt. Er reibt die Augen klar, findet sich im guten Heim und vernimmt zugleich Gepolter an der Tür. Eine weibliche Stimme, anscheinend etwas unterwürfig gefärbt, tut kund, die Kaffeekanne warte an der Schwelle auf gütige Aufnahme, desgleichen zwei flaumweich gekochte Zugaben, deren Namen sie aber gehorsam verschweigen wolle.

Hähnchen wird rot, springt auf, pustet einmal den Groll in die Posaune, so daß ein Mieter über den „blöden Blechspucker" wettert, und denkt: Kaum erwacht man, so vergißt diese Mänade bereits alle Rücksicht gegen das Mit-Individuum!

Darum will er ihr in den Tagesstunden abermals möglichst fernbleiben.

In solcher Absicht legt er auf das Kaffeegeschirr die schriftliche Botschaft: „Kein Mittagessen! Komme erst im Dunkeln heim!" und ergeht sich im strahlenden Tage.

Frau Graziali? Nun, die berichtet den neugierigen Hausgenossen alsbald, Hähnchen strotze jetzt förmlich von Gemeinheit auch insofern, als er die Eier unberührt lasse, obwohl sie das verfemte Wort vor ihm verschlucke. Lieber hungere dieser halsstarrige Unmensch, statt nachzugeben wie sie.

Ach, wie friedlich streicht Hähnchen unterdessen durch die Felder und beobachtet Pröbchen von Mimikry. Wie kommt es nur, so grübelt er, daß die ausgezeichnete, fast unglaubliche Angleichung der Pflanzen- an die Tier-Form und -Farbe so selten von Mensch zu Mensch gelang? Wie schwer verähnlichten sich Menschen! Dafür beschnüffelten sie sich naserümpfend wie Mephisto das jungfräuliche Lager Gretchens.

Wäre nicht alles recht, wenn sich, ohne jedes Vorurteil zu reden, die Genossin seines Haushalts nie mehr um ungelegte — — pfui! Vermaledeites Wort!

„Ich mache den letzten Versuch!" erklärt er nach seiner Heimkehr. „Frau Graziali, solange ich lebe, haben Sie sich nie mehr um gelegte oder ungelegte Eier zu kümmern. Oder wollen Sie den harmlosesten Menschen zur Verzweiflung treiben?"

„Harmlosesten Menschen? Da lachen die Hühner."

„Was? wie?" Er schmeißt Teller und Tasse umher.

„Jetzt schießt er! Er schießt!" Ihr Schrei durchhallt das Haus, ihr Fuß behämmert die Dielen. Herr Pulzer schrickt auf, rennt an den Fernsprecher.

Da sind auch Hähnchen alle Mittel recht. Was nützt milder Zuspruch! Am liebsten würfe er der Schuldigen eine ganze Eierhandlung an den Kopf. Niemals mehr würde er auf sich herumtanzen lassen. Er rennt keuchend umher, schimpft, wirft die unschuldige Posaune auf das Bett, auf das Sofa, wieder auf's Bett. Atemlos rastet er. Erneut empört sich sein Blut.

„Guten Abend, lieber Freund Hähnchen — !" ruft jemand.

„Was denn?" fragt er erstaunt.

„Aber Hähnchen!" Er dreht das Licht an, um besser zu sehen.

„Lieber Freund Hähnchen, was ist Ihnen?"

„Wieso, Herr Doktor Himmelheber?"

„Ich wurde telephonisch gerufen; Sie wären in Not."

„Unverschämtheit!" Und er beichtet seinen Jammer.

„Ja, lieber Freund", sagt der Arzt, „das sogenannte lumpige Ei samt der Haushälterin hätte viel eher Ihrem Auge und Ohr entrückt werden sollen. Der Frau Graziali will ich ins Gewissen reden, nicht zu knapp. Ein lumpiges Ei, so sagen Sie. Ach, derartige Schreckgespenster, nur unter allerhand Namen, belästigen auch andere Leidende. So, wie sich die Dinge bei Ihnen ausgewachsen haben, kann ich nur raten, die Brücken für einige Wochen abzubrechen, einen netten Ruhepunkt zu suchen. Das wird heilsam sein."

„Aha: ich bin übergeschnappt."

„Ausschweifende Gefühle! Folgen Sie meinem Rat!"

„Weil Sie befehlen."

*

Wenige Tage später sitzt Hähnchen im Bahnwagen. In seiner Anmeldung beim Sanatorium hat er bemerkt: „Kein Ei zum Frühstück! Nie darnach fragen! Nur dann nehme ich Aufenthalt. Auch darf keine Geflügelfarm in der Nähe sein."

„Herrn Hähnchen müssen wir wie ein rohes Ei anpacken." äußert der Herr Betriebsdirektor im Büro des Hauses.



Der verlorene Feldzug — Karl Rössing

WEG DER MENSCHEN

Wir sind uralt, sind älter als der Baum
und älter als der Berg und als der Fluß.
Wir waren frühster Keim im Erde-Raum
und erste Antwort auf den Schöpferkuß.

Wir waren Zelle mit dem weitsten Ziel.
Uns trieb der Gottesatem steilste Bahn.
Und große Engel lenkten wie im Spiel
durch Sinn und Zufall bis zum Urmensch-Ahn. —

Wir ließen hinter uns die dunklen Höhlen
und bauten Hütte und geschützten Kral.
Wir übten uns, den Lauf des Monds zu zählen.
Wir rodeten den Urwaldboden kahl.

Wir haschten uns den Blitz aus gelben Wettern.
wir machten ihn mit unsern Händen klein,
wir lockten ihn, am Reisig hinzuklettern.
Wir brannten Hölzer spitz, wir schliffen Stein.

Wir brachen auf, die Erde zu erobern,
wir zwangen Feld und Tiere uns zu Dienst.
Wir türmten Korn und Heu in Ernteschobern,
wir drehten Fell und Faser zu Gespinst. —

Wir schritten immer kühner durch die Zeiten.
Und kein Erreichtes war uns je genug.
Wir kreuzten durch die Meere, durch die Breiten.
Wir bauten an der Herrschaft Zug um Zug.

Wir tauchten in den schwarzen Leib der Erde,
und Fels und Arbeit war uns nicht zu hart.
Wir schirrten Dampfdämonen ein wie Pferde
und trieben sie vor Rad und Last zur Fahrt.

Wir haben die Maschinenmacht erfunden.
Wir kämpfen Schwere aus dem Raume fort.
Wir messen Kontinente schon nach Stunden.
Wir funken um den Globus unser Wort.

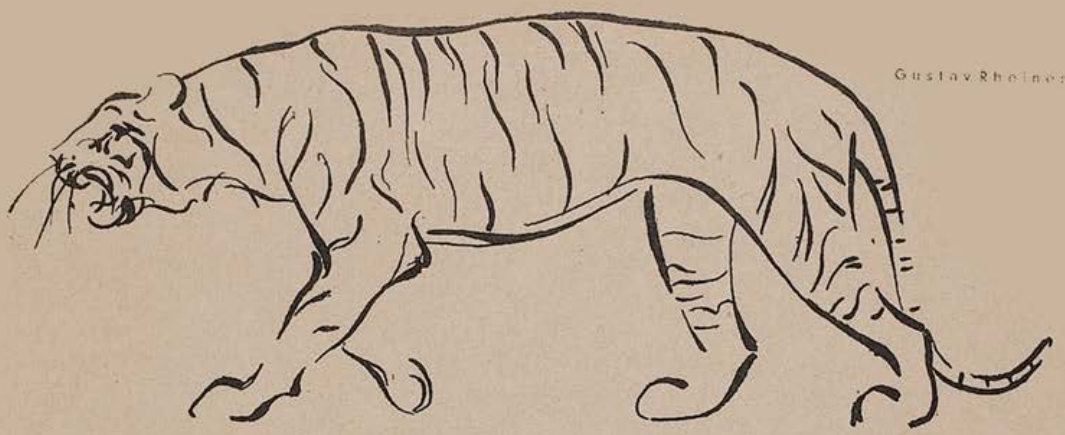
Wir zielen immer nach den größern Fernen.
Wir sind ein steter Aufbruch ohne Ruh,
sind Wandlungstrieb der Erde. — Von den Sternen
schaut uns ein Augenblick des Weltalls zu.

Walter C. F. Lierke



Im Bayerischen Wald

Walter Dolch-Amberg



ELSE RÜTHEL:

DER TOD IST LOS IM ZIRKUS

Mit Jim war es seit langer Zeit nicht mehr geheuer. Die saftig dicken Nüstern seiner übermäßig breitgedrückten Nase blähten sich zu häufig ohne Anlaß in dem wie mit billiger Schuhwichse blankpolierten Negergesicht; wobei die Augen ihre Räder schlugen, irrer als sonst (zwei große, weiße Taler von sagenhaftem Wert, die eine unsichtbare Hand bedächtig zwischen den Fingern dreht, in Ungewißheit, wofür sie auszugeben ...). Ja, es waren wohl des Schicksals unsichtbare Finger selbst, die da seit einiger Zeit an Jims sonst so ruhevoller Gehirnmasse kneteten. Alles war Schicksal. Und diese gärende, unleserliche Unzufriedenheit verlangte etwas von Jim, in Schicksals Sinne; Anspruch auf eine Tat von Rebellion hockte schielend und geduckt in der breiten Brust. Die sinnverbundenen Dinge draußen waren in giftiges Zwielicht getaucht. Davonrennen ... Brüllen? — Nein, das konnte es nicht sein. Weil der Zirkus ein anderes, unmenschliches Vaterland ist für jeden, der einmal dabei ist, klirrender Talmi-Himmel über der bleicheren Welt des täglichen Lebens der andern, brutal und lustig. Jedoch der Neger haßte. Er haßte ziellos drauf los, körperlich schmerzhaft; er haßte sich innerlich wund. Das Schicksal war es, das da haßte.

Athletisch schulterzuckend steht Jim abseits; seine eierweißen Augäpfel drehen sich blicklos träge in ihren Scharnieren. Während das loyale weiche Kamel mit dem menschlichen Gesichtsausdruck eines entlegenen Exoten hin und wider schreitet. Während die Zwergpferdchen hüpfen, gleich komischen Pointen von Witzen, die irgendein alter Gaul einmal riß. Während magere Mädchen jet-flirrend hopsen, hin und wieder aufpiepsend, wie Puppen, denen man auf den Bauch drückt. Während Zebras, hypermodern gemustert, den Wiener Werkstätten oder der Feudalzeit eines Pharaonen entsprungen, mit rundem, wohlgepflegtem Hinterteil tänzeln ...

Jim, der Lakai im bunten Dreß, ein Knecht und ein Stück Vieh, weniger kostbar als der sechsundzwanzigste Seehund im klebrig-kalten Fischgeruch des Bassins, viel weniger wert als der fette Esel „King", der abgerichtet ist, im „J—A" seiner tierischen Fröhlichkeit mit spöttischer Miene die „Herren aus dem Publikum" abzuwerfen. —

Jim bleckt die räuberischen Zähne und wirft den wollig verputzten Schädel leicht nach hinten, daß eine dicke, blaßrosa Zunge sichtbar wird und ein unangenehm helles, verwaschenes Zahnfleisch. Und hat vielleicht diesen Gedanken: daß der unbegreifliche Mensch, der blasse, dünne, arrogante Schwächling und Bösewicht, all diese begreiflichen, ehrlichen, in ihrer Weise guten Tiere wie auf einen Draht gezogen hat: auf seinen Willen; das spürt man, und es ist sinnlos, wie alle diese Tiere, marionettengleich, im Banne einer schamlosen Hypnose beziehungslose Kunststücke machen, sich selber untreu und immer wieder irre werdend unter der Gier dieser langen, dünnen Peitsche, die nach ihnen leckt.

Eben sind sechs verschiedene Persönlichkeiten draußen, die Elite der Pferde, „Edith" und „Iwan" sind renitent. Während das Publikum atemlos bangt, muß Jim plötzlich lachen. Breit, satt, bis an die Ohren; die riesenrunden, weißen Augen werden gemütlich klein in seinem großen Grienen: „Ach, ihr verelendeten Biester! Schlaft doch nicht, Tiere! Ihr! Warum verbündet ihr euch nicht? Er ist ja nur so ein dünner Mensch im Frack! Alle zusammen seid ihr ihm doch über!"

Jetzt!!

„Jimmey, schmutziges Vieh, döst wieder, ran!" knurrt und krächzt es neben ihm auf türkisch. Richtig. Nun kommen die großen Tiere, fünfzig Löwen, sieben Tiger.

Das hohe Eisengerüst der Manege mit den Eisengerüsten des Ganges in die Käfige steht. Das kleine Türchen seitlich, das der Dompteur gleich betreten wird, ist aufgeschlossen. Brüllend springen die ersten Könige der Wüste ins freie Rund, gähnend trottet einer an mit dem schlaffen Gang eines bankrotten Bankiers, ältlich, wurstig, mit einer verlotterten Seele; ein anderer hemmt hie und da den energisch verhaltenen Schritt, ein leises Grübeln im sagenhaften Antlitz, Sphinxe, die an ganz andere Dinge denken, hocken sie endlich auf ihren bemalten, lächerlichen Sockelchen. Es mutet gemein wie eine Zote an, wenn alle plötzlich Männchen machen.

Jim ist erregt. Zorn und Gelächter randalieren auf seinem Herzen wie mit Fäusten. Während mit leichten inneren Widerständen die lächerlichen Akte der Löwendressur im atemlosen Gaffen der Masse stehn, hat „Jack", der Tiger, sich dekorativ abseits zu halten, bis er drankommt. Jack drinnen hintern Türchen, Jim draußen davor, Jack schlecht gelaunt, Jim mit dem Eisenhaken muß ihn von draußen pieken. Oder ... man könnte das Türchen auch öffnen. Das wäre ein Spaß!

Es trommelt los in Jim, er möchte steppen, er möchte singen, klagend und brüsk, tierisch, innig: Oooiiiooo aaaaii ... die Tür ist offen, Jim hat es nicht gewollt, der Tiger Jack ist in der roten Loge. Im Gang zum „ersten Platz" steht Jack verwundert still. Und nun erst haben sie alle ihn gesehen. Ein Schrei aus tausend Schreien, nicht endenwollend gründliches Geschrei, Gepolter, Fluch, Flüche, Geheul bricht los. Der große Zirkus ist in Minuten geräumt.

Die Riesenkatze schreitet gelassen die runden Reihen ab, sie faßt es wohl nicht, frei zu sein, doch den todbleichen Bändiger faucht sie an — und dann ist sie verschwunden.

Bis in die späte Nacht ist die Umgebung erfüllt vom ängstlichen Gewisper der Gaffer und vom Kommandogeschrei empörter Polizisten. —

Der Tiger Jack hält sich verborgen.

Als aber Jim im kalkigen und schimmelbleichen Morgen-Mondlicht schlotternd, denn ihm war übel, um die düster geklumpten Stallungen schlich, begegneten ihm vor dem verriegelten Käfig der sieben Tiger die schwefligen Blicke der ausgesperrten Bestie, die dort, mit dem Kopf auf den Tatzen, sehnsüchtig lagerte.

Jack!

Ein heiseres Brüllen, ein Gurgeln geifernden Speichels — und des Negers Knochen krachten, zu einer wüsten Faust voll Fraß geknäuelt. Blutgeruch. Ein Knurren und Raunen die Reihen lang.

Ein paar Dromedare wiegen gütig, mit weit hervorgekrümmten Hälsen ihre unwahrscheinlichen Windhundgesichter ... verschmitzt.

Fünf riesige Büffel aber, die sicherlich viel von Sterndeutung wissen, nicken weise und kaiserlich in ihrem bedächtigen Traum vom Untergang Äthiopiens im bleichen Mond eines weißen Morgens.

MINIATUREN

RELATIV

Als die Fürstin Metternich nach einem unruhigen Leben endlich in den Hafen stillen Genießens einlief, geschah es auf einem Ball in Schönbrunn, daß der russische Gesandte ihr den Hof machte. „Sie sehen entzückend aus, wie nie, Fürstin", schmeichelte er. „Aber alt", antwortete sie melancholisch. „Sie übertreiben", erwiderte er galant. „Ich bin sechzig", antwortete sie lächelnd. Doch er unverzagt: „Das ist doch kein Alter, Fürstin." — „Für eine Kathedrale nicht, aber für eine Frau", erwiderte sie resigniert.

DIE LÖSUNG

Matkowski, der große Schauspieler, gastierte zuweilen mit Vorliebe in kleinen Orten in der Umgebung Berlins. Eines Tages landete er in Bernau. Vor Beginn der Vorstellung aber hatte er in so reichlichem Maße dem Alkohol zugesprochen, daß die guten Bernauer ihn bei seinem ersten Auftritt auspfiffen und der Vorhang heruntergelassen werden mußte. Nach einer Weile trat Matkowski vor den Vorhang und hielt folgende Ansprache: „Wenn ein Matkowski in Bernau gastiert, muß er wahnsinnig oder besoffen sein. Ich habe das Letztere vorgezogen."

DER CODEX

Bei dem Parlament in Aix herrschte die Sitte, daß, wenn ein stimmfähiges Mitglied gestorben war, die Leiche in vollem Gewande mit offenem Gesicht und dem Codex justinianeus unter dem Kopf ausgestellt wurde. Als der Parlamentsrat U. gestorben war, sagte der Doktor der Rechte Doujat: „Gut, daß man ihm den Coder *unter* den Kopf gebracht hat, *in* den Kopf hat man ihn ihm nie bringen können."

TROST

Lady Montague, die bekannte exzentrische Engländerin, pflegte zu sagen:

„Das einzige, was mich tröstet, eine Frau zu sein, ist das Bewußtsein, keine . . . heiraten zu müssen!"

DANK

Max Schmeling wanderte nachts traumverloren durch eine einsame Gegend Berlins.

Plötzlich hörte er aus der Nebenstraße Geschrei und Hilferufe.

Er eilt herbei und sieht einen großen, dicken Kerl im Kampf mit einem schmächtigen jungen Burschen.

Schmeling erhebt die Faust und haut dem Dicken ein paar Schläge in den Nacken, so daß dieser vom Kampfe abläßt und voll Schrecken entflieht.

Der Kleine streckt Schmeling freundlich lächelnd die Hand hin.

„Haben Sie vielen Dank!" sagt er, „ — und hier nehmen Sie die Hälfte von dem Geld, um das ich den Dicken erleichtert habe."

EHRLICH

Ein junger Dramendichter, dessen erstes Stück Erfolg gehabt hatte, schrieb ein zweites, das ausgepfiffen wurde.

„Ich merke", sagte er zu einem seiner Kollegen, „daß das Publikum aus lauter geschmacklosen Idioten besteht".

„Sonderbar", erwiderte der Kollege, „daß Ihnen das erst jetzt auffällt. Ich habe es schon bei Ihrem ersten Stück gemerkt."



Abgeworfene Reiterin

KURZ UND BÜNDIG

Von Ferdinand Silbereisen

In die Sprechstunde des berühmten Arztes Hufeland, der nichts mehr haßte als vieles unnützes Reden und sinnloses Geschwätz, kam eines Tages eine Frau, die, noch ehe der vielbeschäftigte Arzt fragen konnte, was ihr fehle, ihren Arm entblößte und ihm eine entzündete Stelle zeigte. „Verbrannt!" sagte sie gleichzeitig.

„Warme Umschläge", verordnete der Arzt, reinigte die Wunde vorsichtig und die Frau ging, nachdem sie während der Behandlung dies eine Wort: „Verbrannt!" und der Arzt: „Warme Umschläge", im ganzen waren also drei Worte gesprochen worden, gesagt hatte.

Am nächsten Tage kam dieses weibliche Unikum wieder und den Arm zeigend sagte sie: „Besser!"

Ebenso lakonisch antwortete der Arzt: „Mit Umschlägen fortfahren!"

Erst nach Verlauf von mehreren Tagen erschien sie wieder und sagte: „Gesund! Kostet?"

„Nichts!", erwiderte der berühmte Doktor, diesmal aus vollem Halse lachend, „denn Sie sind das vernünftigste Frauenzimmer, das mir je untergekommen ist!"

*

„Wie mancher, der nichts zu sagen hat, fortgesetzt redet, — schweigt mancher, der nichts zu verschweigen hat. Aber der zweite Dummkopf ist der sympathischere."

Lichtenberg

Georg Schwarz, ein deutscher Lyriker

Als ich vor etwa zwei Jahren für Georg Schwarz einen Vortrags-Nachmittag veranstaltete, feierte die sogenannte „Gebrauchslyrik" gerade ihre letzten Triumphe. Es waren wirklich ihre letzten. Mir war damals schon klar, daß diese literarische Gattung, mit der ein gewisser Verlegerklüngel auf die snobistischen Instinkte einer heruntergekommenen Geistigkeit spekulierte, im Aussterben begriffen war. Immerhin fühlten sich ihre Apologeten noch mächtig genug, Gedichte, die nicht auf dem Asphaltbeet gewachsen waren als „antiquiert" zu belächeln. Leider fand sich auch kein Verleger, der den Mut besessen hätte, solche Lyrik und die hinter der Einfachheit ihrer Sprache sich bescheiden verbergende Persönlichkeit durch die Herausgabe eines Sammelbandes zu fördern. Ein junger Buchdrucker war es, der hier etwas Kostbares witterte und durch den Druck des Buches „Mythischer Morgen" den deutschen Büchermarkt um ein wirkliches Kunstwerk bereicherte. Als das Bändchen, das keine wohlklingende Verlagsadresse aufweisen konnte, fertig dalag, setzte ein laues Interesse für den Dichter Georg Schwarz ein, viel zu lau, um für das Werk und Schaffen eines Menschen von diesem Ausmaß erfolgreich werben zu können. Als verantwortlicher Schriftleiter der „Jugend" halte ich es für meine Aufgabe und Pflicht, dieses von anderer Seite nur zaghaft bekundete Interesse zu verstärken, damit auch jenen, deren Ohren beständig nach etwas „wirklich Großem" fahnden, endlich zu Bewußtsein kommt, daß hier ein Dichter lebt und wirkt, ein Mensch, der mit seinem großen Landsmann Mörike nicht nur die Schlichtheit und Gradheit, sondern auch ein gleichwertig originelles Können gemein hat. Die hier abgedruckten Gedichte sind dem oben erwähnten Buch „Mythischer Morgen" entnommen. Wer sich dafür interessiert, wende sich an den Richard Pflaum-Verlag, München, Schellingstraße 39.

München im April 1934

Arnold Weiß-Rüthel.



Georg Schwarz — A. Leidl

Weinherbst

Im Wingert kracht der erste Schuß
ein Spatzenraubzug flattert,
die Wolke droht mit kaltem Guß,
die Vogelrätsche rattert.

Die Sonne hat den Wein gesüßt,
da bücken sich die Rücken,
ein Korb, ein weißes Kopftuch grüßt
aus roten Mauerlücken.

Im Dorf stehn vor dem Keltertor
die Bütten und die Fässer,
und Kinder klettern dran empor,
Bachanten, kleine Fresser.

Vorüber schwankt das erste Faß
das herbstgeschmückte, volle,
es schäumt und spritzt und macht sich naß,
spielt lustig seine Rolle.

Der Böller kracht, die Kinder schrein
und tanzen in die Felder —
Gott selbst trinkt roten Himmelswein
und tritt die Kelter.

An die Tür einer Waldhütte geschrieben:

Zwei Tage und zwei Nächte saß ich da
und sah nur Blumen, Himmel, Wald und Sterne;
kein Heimweh, keine Sehnsucht nach der Ferne
bewegte mich im Grund. Und nichts geschah.

Ich wusch mich in der Quelle, lag im Moos,
schwang mich mit einem Vogel im Gezweige,
ich wiegte mich in einer Mückengeige,
von allem Schmerz und aller Sehnsucht los.

Und wurde wieder wunschlos: Hans im Glück,
war wieder Kind im Wald beim Brombeerholen
und ging auf leichten, unbeschuhten Sohlen
den Weg des Lebens durch den Wald zurück.

Vergessener Brunnen spricht:

Breite Stirnen von trinkenden Rindern
tauchten in meinen steinernen Trog;
über mein spiegelndes Wasser zog
Abbild von Wolken und spielenden Kindern.

Spiegelnd bewahrte ich alle Geschicke,
wußte um alles Geschehen im Land,
dürstend neigten sich über den Rand
leere Krüge und wehe Blicke.

Allen gab ich Erfüllung und Leben.
Alle tranken. Wollte ich Dank?
Nun ist mein Wasser trübe und krank
und kann keinem Erquickung geben.

Meine Tröster sind Wolken und Sterne.
Aber in meinem verschütteten Schoß
sammeln sich Alge, Laub, Stein und Moos.
Faulend bin ich verflucht zur Zisterne.

Andere Brunnen wollen euch rauschen,
neue Wasser steigen empor.
Ich versiege — aber mein Ohr
hört nicht auf, euren Stimmen zu lauschen.

Baum und Wolke

Dürstend hat er gelitten
unter Schwüle und Glut;
Wolken kommen geritten,
dampfende Meeresbrut.

Keine wirft ihren Mantel
über das lodernde Land,
Mond auf nächtigem Wandel
kühlt nur leise den Brand.

Endlich spürt eine holde
Himmlische mitfühlend Qual,
neigt sich, schattende Dolde,
gnädig über das Tal.

Mit beflügelten Zweigen
fiebert der Baum und schwingt,
will in die Lüfte steigen,
kämpft mit dem Wind und ringt.

Und die Wolke beschattet
Himmel und Erde groß,
löst, von Sehnsucht ermattet,
vom Gewölbe sich los.

Tropfen wie Küsse zischen;
Blitze durchglühen den Raum,
und im Regen vermischen
jubelnd sich Wolke und Baum.

Morgenstunde

Es fließen in der Dämmerstunde
zwei Ströme durch das Bett der Zeit;
nachtabwärts rauscht die Dunkelheit,
auf schwebt das Licht vom Tagesgrunde.

Das große Rauschen, es gibt Kunde
von Gottes unstillbarem Sein;
Tag strömt und Nacht aus seinem Munde
und geht wie Atem aus und ein.

Die italienische Reise

Die österliche Zeit hatte Herr Xaver Wurzelberger dazu benützt, eine Reise nach Italien zu unternehmen. Das Fahrscheinheft führte ihn über Venedig nach Rom, Neapel und Pompeji. Auf der anstrengenden Rückfahrt nach München geschah es, daß Herr Wurzelberger kurz hinter Garmisch in Schlummer verfiel. Glutvolle Träume versetzten ihn dabei nochmals an die besuchten Stätten zurück und ließen ihn ferne Vergangenheit zu stärkstem Erlebnis werden. Träume drängen bekanntlich weite Zeiträume auf Minutendauer zusammen, und so hatte denn auch Herr Wurzelberger bis zur Station Farchant, das heißt innerhalb von sechs Minuten, vierzehn Jahrhunderte durchlebt. Er hatte im Venedig der Blütezeit der schönen Catterina Cornaro eine Serenade gehalten, er war im augusteischen Rom an lucullischer Tafel gesessen und hatte in Pompeji als liebenswürdiger Hausherr nach dem Rechten gesehen.

*

„Bono sero Gondoliero! Woaßt was? Jetz' fahrst mi g'schwind auf'n canalo grando hintri. Haus Nummero quiquagesimoquattembro uno. Warum? Weil i da an' Serenado vor der sellen bello Katharina Canari macha muaß. Bagaro io trio millesimo liro. Prego — auf geht's! Und daß d' as woaßt, i bin selber bei an' Ruderklub g'wen und kenn' mi aus im Wassersport. Und bal mi oaner verfolgt mit ara schwarzen Larven auf, nacha is koa anderer als wia der sell Lorenzo Dandolo, der wo auf mi eifersüchti is. Werd nix z' lacha hab'n, bal i eahm an sei'm Trikot erwisch. — — So, da san ma scho, dös Haus is, wo der Hausherr scho seit fimfhundert Jahren koane Reparaturen mehr hat macha lassen, und da steht ja a scho de sell Katharina Canari am Fenster. Hat si guat troffa. Prego Gondoliero, da hat dietschicinquamillesimi duo Liro, und jetz' schwimmst so lang im Canalo grando auf und ab, bis i mit der serenado firti bin, indem, weil i solo sei' muaß bei dera Gaudi. — — Bono sero, Signorino bello, i bin's, tio carissimo Xaverio is da! So, und jetz' werd no mei' Klampfo a weng g'stimmt, und nacha ko's o'geh'n mit der Serenado. Da werst amoi spitzen! ...

„Auf der Alm, da gibt's koa Sünd —
Duliöh duliöh, holdiriöh!"

Gel, is amoi was ander's als wia die sell „Santa Lucia"!

„Grazie, carissimo Xaverio, diese Rose von meiner Brust sei dein! Willst du nicht ein wenig zu mir heraufkommen?"

„Tat i gern, aber ös habt's ja net amoi a Leiter, una scala, zum Einsteig'n. Und bal's schlecht ausgeht, müassat i vielleicht a no in ara Bleikammr vadurschten, oder oaner sticht mi von hint' mit an' vergifteten Dolch in's G'nack. Mir wars gnua! Servus, Katharina Canari, und nix für unguat! Adio a reviderco!"

*



„So, Madln, jetz spuits amoi was Sauber's auf zum Essen, damit euch mei' Spezi Lucullus net entlassen tuat! Guat auftrag'n is, dös muaß ma sag'n. Da woaßt ja gar net, wos d' z'erscht zualanga sollst. A Ganserl mit Nachtigallenzungen g'spickt und mit frisch ausbrüate Krammetsvögel garniert, muaß a ganz neu's Rezept sei'. Und die Wachtel da hint' mit dera Füll' aus Weinbergschnecken muaß aa net ohne sei'. Jetz' auf's Obst und auf die Torten tua i liaber vazichten, was G'müas is und Zucker, vatrag i net recht. Aber da siech i no was, dös wo wia Weißwürscht ausschaugt. Horcht's amoi, Madln, ob's am Forum drunt net g'rad Zwölfe schlagt, denn vo Zwölfe ab werd'n d' Weißwürscht gifti, müaßt'a wissen. Bals aber no net Zwölfe is, fang' i amoi damit o. San ja besser, dö Würscht, als wia dös ganz ander' G'lump überanand'. — So, Julia, und jetz' gehst amoi in Keller abi und zapfst an' frischen Banzen Falerner o! Nacha bringst ma so a Stucker zwoa, drei Amphora davo 'rauf! Und daß d' ma guat ei'schenkst, aber a Rahmerl muaß ob'n d'rauf sei', vaschtehst mi! Und d' Lavinia derf dawei mit ihrem Fotzhobi a weng ausrasten. —

*

„Grüaß Cahna Good, Freilein Messalina! Weil i g'rad auf's Pompeji einikimm, will i amoi nachschaug'n, ob in Cahnara Wohnung ois in guatem Stand ist."



„O mei — in guatem Stand! Schaug'n S' nur amoi g'rad her! Im Atrium is a Wand zammabrocha, ins Perystil regnt's vom Dach aus 'rei, und im Fuaßboden mit dem Mosaik vo der Alexanderschlacht bleib' i scho bald mit die Sandalen hänga. Wia's dös dabröselt hat, ma soll's net glaub'n!"

„Ja, Freilein Messalina, dös is aber net mei' Schuid! Hätten S' ma a Wachstaferl g'schrieb'n und auf Rom auffig'schickt, nacha war' alles scho g'macht. Jetz' passen S' amoi auf, wo habn S' denn Cahna Telephon?"

„Drauß'd, links, im Triclinium."

„Guat, da werd jetza nacha glei der Maurerpalier Antonius Maurus ang'ruafa, daß er glei alles macht. War' ja no besser, bal eine Dame wia Sie in so an' Atrium hausen müassat! Und nacha werd's Perystil neu 'deckt, und die

„wenn in München, - dann Deutsches Theater.



„Alexanderschlacht“ laß' i Eahna aa ausbessern. Soll'n Eahna net Eahnare Füaßerln vastaucha d'rauf!“

„Und den Cupido in der Exodra d'rauß hat's aa a weng dawischt. Aber dös könnt' i ja gar net valanga, daß Sie den aa reparier'n lassen!“

„Hab' i scho g'sehg'n, daß vo sellenem Cupido nur mehr die Füaß da san. Wollt' Eahna zu Ihrem Geburtstag mit an' ganz an' neuen Cupido vo der Firma „Phidias Nachfolger“ überraschen. Warum? Weil Sie mir guat g'fall'n.“

„Sie g'fall'n ma aa guat, Xaverius, und a guater Mensch san S' aa no dazua.“

„Geh', Messalinerl, laß da a Busserl auf d' Hand geb'n!“

„Dös derfst, und jetz' tua telephonier'n, i richt dawei im Triclinium an Kaffee her. Dazua gibt's Krapfen aus Herculanum.“

„Linerl, i halt's net für ausg'schlossen, daß mir ins no heiraten!“

„Xaverl, i aa net!“

A. Wisbeck.

Maçon



Diplomatisch

Führer: „Hier, meine Herrschaften, sind wir am Plateau. Von hier zur Spitze gehen nur Esel — — —, darf ich bitten umzukehren!“

SPRACHE

Wimmer will auswandern.

Von Wien nach Paris.

„Verstehst du denn die französische Sprache?“

„Perfekt.“

„Parlez-vous français?“

„O yes!“ antwortet Wimmer stolz.

„Dummer Kerl! O yes ist doch englisch!“

Wimmer steht erschüttert:

„Was? Englisch kann ich auch?“

DER KASSIERER

Kripps ist Kassierer bei Piskin, Lederwaren in Chikago.

Seit elf Jahren entnimmt Kripps der Kasse täglich einen Dollar, verbucht ihn für Spesen oder verbucht ihn auch nicht. Seit elf Jahren geht das gut. Seit elf Jahren scheint Piskin, Lederwaren in Chikago, nichts gemerkt zu haben. Gestern aber fand Kripps in der Kasse einen Zettel vom Chef:

„In Anbetracht der Krise ersuche ich Sie, ab heute nur noch fünfzig Cent der Kasse zu entnehmen.“

MAHNUNG

Klein-Suschen, der es nicht leicht fiel, brav zu sein, hört man abends im Bettchen folgendermaßen beten:

„Lieber Gott! Mach mich brav! Aber denk auch endlich einmal dran, Wort zu halten, damit ich's dir nicht alle Tage sagen muß!“

LEIDER

„Was hat es denn heute bei Ihnen zu Mittag gegeben?“

„Streit!“



„Wenn die Maschinen stempeln gahn — dann fanget erst die Arbeit an!"
(Uralter Spruch)

Alle für Einen



Einer für Alle

Ihre Anzeige in der „Jugend"

SCHRIFTSTELLERN

bietet große Buchdruckerei mit angegliedertem bekanntem Verlag für wissenschaftliche oder belletristische Werke sehr vorteilhafte

VERLAGSVERBINDUNG

Anfragen unter Literaria 846 an die Expedition der „Jugend", München, Herrnstraße 10.

Zur Anfertigung jeder Art
Drucksachen
empfiehlt sich
G. Hirth Verlag AG.
München, Herrnstr. 10

Gebrauchte
Adressiermaschine
wird preiswert abgegeben
G. Hirth Verlag AG., München
Herrnstraße 10/I

Ein ergötzliches Bilderbuch

ist der Kunstblätter-Katalog der „Jugend" mit über 1000 verkleinerten Abbildungen der in Millionen von Exemplaren als Wandschmuck verbreiteten Vierfarbendrucke. Preis ohne Porto RM. 2.70. Bestellungen durch den Buchhandel oder den unterzeichneten Verlag
G. Hirth Verlag AG., München, Herrnstr. 10

Neurasthenie

Nervenschwäche
Nervenzerrüttung
erb. mit Schwin-
en d. best. Kräfte.
Sie ist dieselbe v.
ztl. Standpunkte
is ohne wertlose
ewaltmittel zu be-
ndeln u. zu hei-
n? Wertvoller, n.
uest. Erfahrungen
arbeitet. Ratgeber
r Jedermann, ob
ng oder alt, ob
ich gesund oder
hon erkrankt. Geg.
sendg. v. M. 1,50
Briefmarken zu
ziehen vom
erlag Silvana 66,
erisau (Schweiz).

Fidus-Bilder

in Postkartenformat. Wiedergaben der besten Werke dieses Berliner Meisters, sind zum Preise von 50 Pfg. für die Serie von 12 Stück herausgegeben.
Der großen Verehrergemeinde von Fidus wird diese Veröffentlichung willkommen sein.
G. HIRTH VERLAG AG.
München, Herrnstraße 10



Wer kauft schafft Arbeit!

LEST DIE „JUGEND"

Inserate in der „JUGEND" finden weiteste Verbreitung!

KUNSTPOSTKARTEN

in vortrefflichem Vierfarbendruck nach Bilderwiedergaben aus der „Jugend" liefern wir 12 St. für 90 Pf., die ganze Serie von 130 St. für RM 6.— franko
G. HIRTH VERLAG AG.
München 2 NO — Herrnstraße 10

GRATIS

Preisliste Nr. B 4 senden Gummi-Industrie „Medicus", Berlin SW 68, Alte Jacobstr. Nr. 8.

Allen Männern

die nervös und mit sich selbst unzufrieden (Neurosthenie), bringt das wissenschaftlich anerkannte Spezial-Hormon-Präparat
„RASPUSAN" (Org.-Pckg. à 100 Tabl. RM. 5,85. **In allen Apotheken)** wieder kraftvolle Jugendfrische und Lebensfreude. Tausendfach bewährt. Illustr. Prospekt mit Probepackung diskret ohne Absender gegen 25 Pfg. Porto durch:
Viktoria-Apotheke, Dr. E. Schwarz,
Berlin SW 68, Block 103, Friedrichstr. 19

Lest den
Sportfischer
die vortrefflich ausgestattete Fachzeitschrift.
Halbjahrespreis 3 M.
Fischereisport-Verlag
Dr. Hanns Schindler
München NW 2
Karlstraße 44

Ein Buch fürs Leben
ist: KREMPELHUBER
Für Stille Stunden

Die gesunde und praktische Lebensweisheit nach gesammelten Erkenntnissen der Philosophie vom Altertum bis zur Gegenwart. 450 Seiten in Ganzleinen gebunden nur RM. 2.85 zuzüglich 40 Pfg. für Porto. Zu haben in den Buchhandlungen oder beim unterzeichneten Verlag
G. HIRTH VERLAG AG. MÜNCHEN, HERRNSTRASSE 10

Bei etwaigen Bestellungen bittet man auf die Münchner „Jugend" Bezug zu nehmen.

Josef Geis



Ein aktueller Witz — — —

Die beiden ärgsten Lügner Englands

Von Ferdinand Silbereisen

Ein hübsches Geschichtchen wird in einem englischen Blatt erzählt, dessen Hergang folgender war:

Patrick O'Flaherty, einziger irischer Soldat in einem im übrigen vollkommen englischen Regiment, kommt zum Obersten der Truppe, dem einzigen irischen Offizier des Regiments, das sich sonst vollständig aus englischen Offizieren rekrutierte, um Urlaub.

„Herr Oberst, ich bitte um zwei Wochen Urlaub. Meine Frau ist krank, meine beiden Kinder ohne Aufsicht, ich muß die Wirtschaft in Ordnung halten."

„Pat", sagt der Oberst, der nicht gerne Urlaub gibt, „ich möchte dir gern Urlaub geben, aber gerade heute habe ich von deiner Frau einen Brief bekommen, in dem sie mich flehentlich bittet, dich nicht nach Hause zu schicken, weil du eine solche Verwirrung anrichtest, daß deine Frau immer ein halbes Jahr braucht, die derartig übel zugerichtete Wirtschaft wieder in Ordnung zu bringen."

„Da kann man also nichts machen", erwidert melancholisch Patrick, ein ausgesucht bildschöner, ebenmäßig gebauter junger Mann, „ich möchte Ihnen ja noch gern etwas sagen, Herr Oberst, aber Sie werden sicher sehr böse darauf werden".

„Nein, Pat, sag's ruhig!" redet der Oberst dem stämmigen Soldaten zu.

„Herr Oberst, Sie werden wütend sein", zögert der saubere Bursche.

„Mein Sohn, ich werde dir bestimmt nichts übelnehmen", sucht der Offizier mit jovialer Gutmütigkeit zu beschwichtigen. — Pause. — Pat: „Herr Oberst, in diesem Zimmer stehen die beiden ärgsten Lügner Großbritanniens und Irlands."

„Aber wieso denn, mein lieber Pat?"

„Herr Oberst, der eine von beiden bin ich!"

„Inwiefern?"

„Herr Oberst, ich bin ja gar nicht verheiratet."

Voltaire

Der König setzte eines Tages Voltaire ein Glas herben preußischen Wein vor, mehr aus Mutwillen, um die Zunge seines Philosophen zu reizen.

Voltaire kostet, kostete nochmals und brach begeistert aus:

„Ein prächtiger Tropfen! Ein herrlicher Wein!"

Der König schaute verwundert und schob ihm sogleich ein Glas köstlichen Burgunders hinüber. Voltaire leerte es mit einem Zug und setzte es schweigend auf den Tisch.

„Was haben Sie für eine Zunge, Voltaire?" fragt erstaunt der König, „den miserablen, sauren Wein loben Sie in überschwänglichen Worten und zu diesem sagen Sie kein Wort?"

Voltaire lächelte:

„Der da hat es auch nicht nötig."



— — — und — — —

Passender Titel

„Herr Professor, sagen Sie mir doch freundlichst für meine Poesien aus dem Hochland einen recht bezeichnenden Titel, damit der Leser gewissermaßen schon vorbereitet ist auf das, was er beim Lesen des Inhaltes empfinden soll!"

„Hm, ich würde den Band Gedichte „Das Alpdrücken" nennen."

Begreiflich

Frau Hiram zu einer neuen Köchin: „Und wo sind Ihre Zeugnisse?" „Die habe ich zerrissen."

„Zerrissen? Wie unvernünftig?"

„Das würden Sie nicht sagen, wenn Sie sie gelesen hätten."

Überarbeitung

Sie: „Nachdem ich dem Arzt meine Zunge gezeigt hatte, sagte er, mein ganzes Leiden wäre nur auf Überarbeitung zurückzuführen."

Er: „Siehst du! Wie oft hab' ich dir gesagt: red' nicht soviel!"

Auskunft

Der Herzog von Roquelaure war durch seinen schlagfertigen Witz fast noch berühmter als durch die Dienste, die er seinem Herrn und Gebieter, dem Sonnenkönig Ludwig XIV. von Frankreich, geleistet hat. Eines Tages fuhr er in seinem Reisewagen durch ein kleines Städtchen. Der Bürgermeister dieser Stadt, der den Herzog nicht kannte, machte gerade einen Morgenspaziergang und rief dem Herzog zu: „He, he!"

Der Herzog ließ den Wagen halten und der neugierige Bürgermeister fragte: „Woher kommen Sie?"

„Paris!" lautete die lakonische Antwort des Herzogs.

„Was war das Neueste in Paris?" forschte das Gemeindeoberhaupt hartnäckig weiter.

„Junge Schotten!" war die prompte Antwort Seiner Hoheit.

„Ich meine, was sagten die Leute, als Sie dort abfuhren?"

„Adieu!"

„Zum Teufel auch, mein Herr!", schrie der erboste Bürgermeister, „wer sind Sie, wie nennt man Sie?"

„Dummköpfe und Flegel rufen mich an mit: ‚He, he!' Gebildete Leute nennen mich den Herzog von Roquelaure... Fahr zu, Kutscher!"

Unterschied

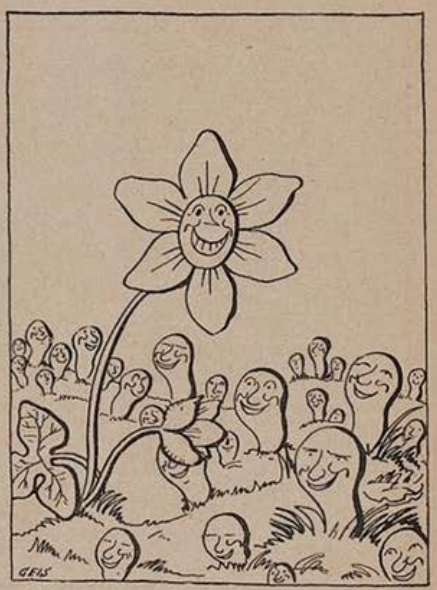
Der Lehrer erklärt den Kindern das Geheimnis des Blutkreislaufs.

„Aufgepaßt", sagte er... „angenommen ich stünde auf dem Kopf, wohin würde dann das Blut meines Körpers laufen...? Müller...?"

„In den Kopf, Herr Lehrer!"

„Gut; aber woher kommt es dann, daß mir das Blut nicht in die Füße läuft, wenn ich auf den Beinen stehe...?"

„Weil die Füße nicht hohl sind, Herr Lehrer."



seine Wirkung.

Rubey



„Was wohl die Menschen früher, wo es noch keine Kinos gab, in ihrer freien Zeit angefangen haben?"
„Kunststück ... sie haben das Kino erfunden."

Die Verspätung

Karl Valentin der große Komiker ist in Berlin. Er soll mit seinem Ensemble in einem der Berliner Kabaretts auftreten. Alles ist perfekt und die erste Probe wird auf kommenden Donnerstag um 10 festgesetzt.

Am Donnerstag ist punkt zehn auf der Bühne alles versammelt, einschließlich des Direktors. Nur einer fehlt, Karl Valentin. Man wartet. Es wird halb elf — elf Uhr — halb zwölf. Valentin ist nicht erschienen. Endlich, um zwölf Uhr, kommt er gemütlich, ohne die geringste Aufregung anspaziert. Brüllt ihn der Direktor an: „Was fällt Ihnen ein? Um zehn sind Sie bestellt — und jetzt ist es zwölf. Ich an Ihrer Stelle wäre überhaupt nicht mehr gekommen."

„Ja — Sie" — sagt Valentin seelenruhig — „aber ich — ich hab' halt ein Gewissen".

FOTO-FERNBERATUNG

K. W. in Schm. Sie wollen wissen, wie Sie das Loch in Ihrem Kamerabalgen flicken können. Das geht am einfachsten mit Isolierband. Sie kleben zweckmäßig von innen und von außen ein Stück gegen. Damit das Ganze gut verklebt, lassen Sie die Kamera so lange es möglich ist, mit ausgezogenem Balgen stehen.

H. Z. in M. Ihr Negativ scheint tatsächlich durch reichliche Belichtung und zu weiche Entwicklung außerordentlich flau ausgefallen zu sein, wenn Sie auf dem von Ihnen verwandten Papier noch kein befriedigendes Resultat erzielt haben.

Ich empfehle Ihnen, es einmal mit der neuen Sorte Lupex-Ultra-Hart zu versuchen, die zur Leipziger Messe herauskam und jetzt schon in 100er Packungen lieferbar sein dürfte. Das Papier ist also noch um einen Grad kräftiger als Extra-Hart. Sonst evtl. auch einmal mit „Speda" versuchen.

O. W. in L. Ihre Frage „Welches ist der beste Film?" kehrt sehr oft wieder. Sie läßt sich so, wie Sie es sich dachten, gar nicht beantworten. Denn heute können Sie sich wirklich auf alle Markenfilme verlassen.

Ich rate Ihnen: Arbeiten Sie sich auf einen, höchstens zwei Filme ein, sammeln Sie damit Ihre Erfahrungen, um dann nachher lauter Volltreffer zu erzielen. Sie brauchen im allgemeinen einen gut orthochromatischen Film und einen panchromatischen. Wenn Sie eine Kleinkamera haben, sollten beide feinkörnig sein. Also nicht experimentieren, sondern einarbeiten!

Dr. H. K. in Ro. Die Schrammen auf Ihrem Rollfilm sind keinesfalls auf einen Fabrikationsfehler zurückzuführen. Sie haben vielmehr sicher den Film bei geschlossener Kamera weitergedreht. Bei manchen Rollfilmkameras drückt in diesem Falle der Balgen gegen den Film, wodurch die Schrammen entstehen.

Ihr Fehler wird sicher nicht mehr auftreten, wenn Sie den Rollfilm sofort nach der Aufnahme bei noch ausgezogener Kamera weiterdrehen. Ihre Erfolge damit würden mich interessieren.

B. O. in Kö. Sie möchten gern mit Nitraphotlicht Momentaufnahmen fertigen. Wenn Sie allerdings nur eine Lampe besitzen, so hat das doch gewisse Schwierigkeiten. Sie müssen nämlich mit großer Blende arbeiten und bekommen dadurch eine außerordentlich geringe Tiefenschärfe, deren Beachtung die Aufnahme erschwert. Ich rate: Entweder mit zwei Nitraphotlampen von je 500 Watt arbeiten oder Vacu-Blitz verwenden.

REDAKTIONELLE NOTIZ:

Die nächste Nummer der „Jugend" erscheint als Sondernummer

„Die Saar"

Sie ist dem Ringen um die Wiederdeutschwerdung dieses heißumstrittenen Gebietes und dem Tag der nationalen Arbeit gewidmet.

REDAKTION DER „JUGEND"

TUKAN-VERLAG, MÜNCHEN 19

DER AUSBLICK

JAHRBUCH NEUER DEUTSCHER DICHTUNG, PROSA

herausgegeben von

HANNS MARIA BRAUN UND RUDOLF SCHMITT-SULZTHAL

224 Seiten Großformat, kartonniert M. 3.60, in Leinen M. 4.80.

Mitarbeiter: Barth, Barthel, Biernath, Bonsels, Brandenburg, Braun, Brenner, Bühner, Diettrich, Fischer-Gravelius, Franck, Freund, Gerstner, Heuschele, Kordt, Lautenschlager, Lynch, Petzet, Reindl, Renker, Schäferdick, Schmitt-Sulzthal, Sendelbach, Ude, Webner, Weißmann, Werntaler, Wozak.

Das schön ausgestattete Werk ist ein Führer durch die zeitgenössische deutsche Dichtung. Jeder Literaturfreund sollte es besitzen.

Die Sammlung ist im Zeichen jenes Geistes zusammengestellt, der nicht nur einen Silberstreifen, sondern ein ganzes Morgenrot am deutschen Horizont entzündete.

Sie gibt einen tiefen Einblick in die Vielfalt der Kräfte, die heute mit Eifer und gläubiger Hoffnung am geistigen Innenraum des neuen Deutschlands bauen. Diese Dichter sind gläubig, aber ihre tiefe Gläubigkeit hat nichts von jenem unseligen Optimismus an sich, der die Mobilmachung bereits für den Sieg nimmt. Diese Dichter wirken fast alle im Sinne des wachsamen und männlichen Geistes, der weiß, daß man den Helm nach der Schlacht fester binden muß.

Willi Fehse in der „Magdeburgischen Zeitung"

DIE KUNSTZEITSCHRIFT



„Der Sportfischer"

soll von **jedem waidgerechten** Sportfischer gehalten werden. *„Der Sportfischer"* bringt Text- und Bildermaterial aus aller Welt, darunter auch große mehrfarbige Kunstdrucke

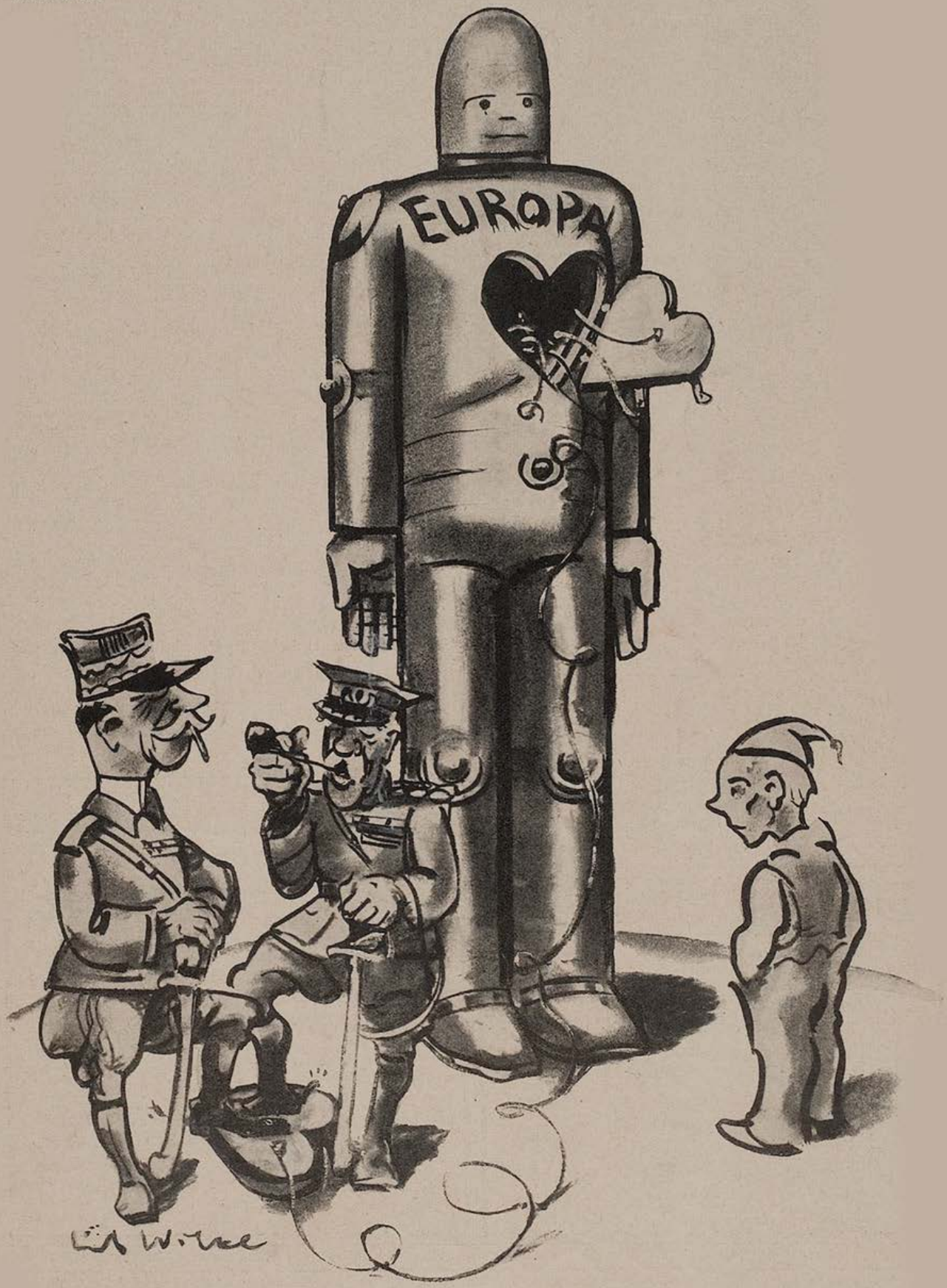
½jährlich RM. 3.—, jährlich RM. 6.—. Man abonniert bei seinem Briefträger, beim Postamt oder direkt beim

FISCHEREISPORT-VERLAG DR. HANNS SCHINDLER,
Fischerei-Buch- u. Kunsthandlung
München NW 2, Karlstraße Nr. 44
Tel. 596160

gründer: Dr. GEORG HIRTH. — Verantwortlich für die Schriftleitung: ARNOLD WEISS-RÜTHEL; für die Anzeigen: GEORG POSSELT, beide in München — rlag: G. HIRTH VERLAG AG., München. — Für die Herausgabe in Österreich verantwortlich: J. RAFAEL, Wien I. Graben 29a (Eingang Trattnerhof). — Für die Redaktion Österreich verantwortlich: MARIANNE RAFAEL, Wien XIX, Hochschulstraße 25 — Alle Rechte vorbehalten. — Nachdruck strengstens verboten. — Copyright by G. HIRTH RLAG AG., München. — Druck: G. HIRTH VERLAG AG., Buch- und Kunst-Druckereien, München, Herrnstraße 10. — D.-A 9000. — Entered as second class matter, Postoffice New York, N. Y. — Manuskripte sind nur an die Redaktion der „Jugend", München, Herrnstraße 10, zu senden: Rücksendung kann nur erfolgen, wenn Rückporto beiliegt.

Der europäische Wirtschaftskoloß

Erich Wilke



Michel: Solange ihr ihm das Herz nicht wieder einsetzt, wird er nicht funktionieren!

Jugend
Preis 60 Pfennig
München 1934 Nr. 19



Deutsch die Saar-immerdar!

GEIS

JUGEND
39. JAHRGANG 1934 / NR. 19

Saar

Tretet alle zusammen,
Menschen aus deutschem Land,
hebet zum Schwure die Hand:
schwört bei den lodernden Flammen,
schwört in das flimmernde Sternenklar:
deutsch bleibt die Saar
immerdar.

Sagts ohne Groll, ohne Haß —
sagts ohne böse Gedanken,
aber sagts ohne Wanken
und ohn' Unterlaß:
Deutsch muß sein, was deutsch war,
deutsch bleibt die Saar
immerdar.

Deutsch bleibt die Saar
immerdar,
Deutsch ist der Mensch und das Herz,
deutsch ist das Blut und der Schmerz,
den die Liebe zum Lande erzeugt,
das der Willkür sich beugt.
Aber einmal muß diese Erde
wieder sein, was sie war
immerdar,
Schwört darum alle: es werde
deutsch die Saar!

★

Der Bergknapp.



EIN WORT!

„Was Gott als Volk geschaffen hat, gehört auch zu diesem Volk. Und wenn Verträge heilig sein sollen, dann nicht nur für uns, sondern auch für den Gegner. Die Verträge aber geben das klare Recht, daß das Volk der Saar sein Schicksal selber wählen mag. Ich weiß, wenn die Stunde kommt, wird die Stimme der Nation jeden einzelnen erfassen und er wird gehen und seine Stimme dem deutschen Vaterlande geben. Es wird keine glücklichere Stunde geben für Deutschland, als die, in der wir die Tore aufreißen können und euch wieder in Deutschland sehen."

Reichskanzler Adolf Hitler bei der großen Saarkundgebung auf dem Niederwald.

Der Rebmann.



Deutsch die Saar!

Von Käte Brandel-Elschner

Schwört und sprecht:
Recht bleibt Recht,
Wahr bleibt wahr:
Deutsch die Saar!

In diesem Jahre vollendet sich für das schöne Land an der Saar ein Zeitraum Geschichte. Nach 15 Jahren der Versklavung kehrt ein kerndeutsches Volk wieder heim zur großen Mutter Deutschland. Es kommt in den Frieden und das Glück einer geeinten Nation.

Als der Machtspruch von Versailles das ganze Saargebiet mit einem Teil der bayerischen Pfalz loslöste von der Verbindung mit Deutschland, willkürlich Grenzen zog und das Land mit der schwarzen Schmach afrikanischer Soldaten überzog, trugen die Bewohner mit verbissenem Stolz ihr Geschick.

Grenzlandschicksal! Durch lange Jahre der Fremdherrschaft wog eines noch schwerer als alle Not und Pein der Knechtung: die Gleichgültigkeit, das Unwissen, die in deutschen Landen herrschten über das Land an der Saar und seine Menschen. Sie standen allein und schutzlos den fremden Mächten preisgegeben, sahen die Habgier der westlichen Nachbarn nach den wertvollen Bodenschätzen täglich wachsen, sahen Raubbau und Diebstahl, erlebten Unrecht und maßlose Herrschsucht eines rachsüchtigen „Siegervolkes" — und trugen alles im Hinblick auf den Tag.

„Auf den Tag", das ist der stille Gruß von Mann zu Mann heute. Sie schauten sich an und ihre Blicke sagten, was der Mund verschweigen mußte, gab es doch Zeiten, da ein einziges Wort, ein zum Gruß erhobener Arm Marter und Gefängnis nach sich zogen.

Sie sahen von drüben, im eigenen schweren Kampf gegen die Unterdrücker befangen, wie Deutschland jenseits des Rheines durch schwere Zeiten ging. Sie hielten die Treue.

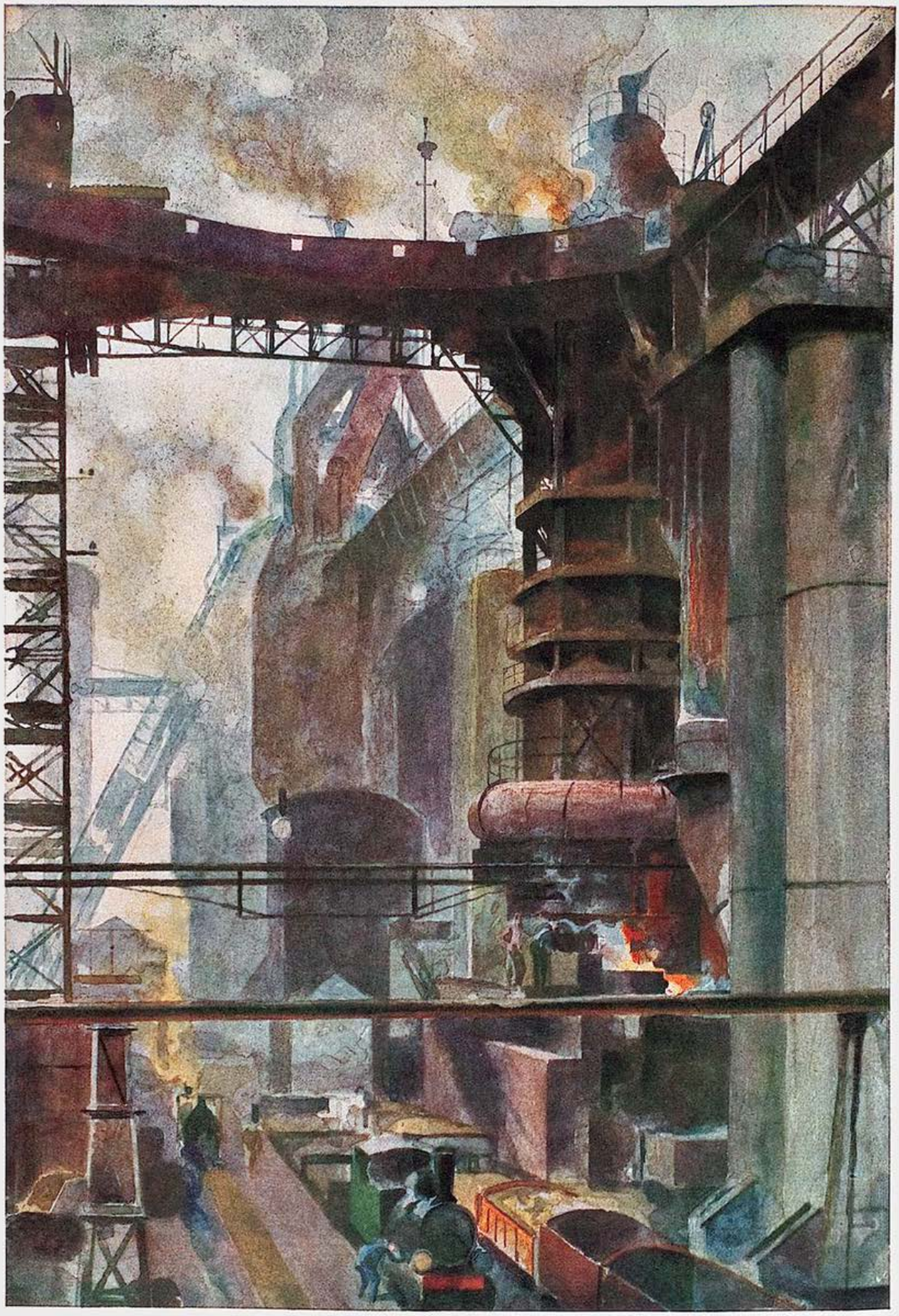
Kein Tag war so schwarz im Vaterland, keine Not so groß, das Saarvolk war täglich bereit, alles mit dem deutschen Land vereint zu tragen, es kannte keine andere Sehnsucht, als Heimkehr zum Reich. Kein Versprechen, keine Lockung der Grande Nation konnte es beirren, kein Druck und keine Bosheit es wankend machen.

Grenzländertum bedeutet Sendung. Das weiß jeder einzelne. Seine Vorfahren haben ein Jahrtausend Grenzlandschicksal erlebt und es liegt dem Nachfahren im Blut, mutig und treu zu sein.

Jahrzehnte wehte die Trikolore über dem Land. Das Blut stieg den deutschen Menschen in die Stirn vor den fremden Farben, den Zeichen ihrer Schmach. Viel hatte sich gewandelt. Heute, zur Feier des 31. Januar, gab es kein Haus, kein Dach, von dem nicht die deutsche Flagge geweht hätte.

Kein Wunder, wenn den Drahtziehern fremder Mächte der Mut zu sinken droht. Sie schreien nach Schutz, fremde Truppen sollen wieder einmarschieren, um das dunkle Treiben der „Emigranten", der Verräter, der vaterlandslosen Geschäftemacher zu decken.

Macht soll gegen Recht stehen, Lüge die Wahrheit verdrängen — aber so sicher, wie das Volk die Knechtschaft vorbildlich trug, so sicher wird es sie vernichten, wenn der Tag der Abstimmung gekommen ist. Mehr als 600 000 Saarländer werden zur Urne schreiten und nur verschwindend klein wird die Zahl derer sein, die für Frankeich oder für den Separatismus stimmen, denn die Hauptschreier von heute sind weder Saarländer noch abstimmberechtigt. Die Zahl wird sich mit der Zahl derer decken, die um Wohlleben, um Pöstchen und Futterkrippen ihr Deutschtum schon früh verkauften oder es nie besaßen — um diese Zeitgenossen ist es nicht schade, wenn sie jenseits der Grenze verschwinden samt ihren vorsorglich vorbereiteten Pässen. Noch wird ein unerträgliches Maß an Besonnenheit von den Saarländern gefordert. Das Heer der Spitzel, Spione und Provokateure hat sich verdoppelt. Wem in Deutschland der Boden zu heiß wurde, der fand in dieser verkommenen Garde offene Arme. Noch ein knappes Jahr! Der Saarländer zählt die Zeit bis zum Abstimmungstermin nach Tagen. Wie der Gefangene in der Zelle täglich einen Strich an der Wand austilgt, um das Ende seiner Haft abzusehen, so fiebert das ganze Saargebiet dem Tag der Befreiung entgegen.



Hochofenstraße

Heinrich Kley



Schichtwechsel — Anton Leidl

Paragraphen

„Deutschland verzichtet zugunsten des Völkerbundes, der hier als Treuhänder erachtet wird, auf die Regierung des Saargebietes. Fünfzehn Jahre nach Inkrafttreten dieses Vertrages wird die Bevölkerung dieses Gebietes aufgefordert werden, sich für diejenige Souveränität zu entscheiden, unter welche sie zu treten wünscht. Unter Berücksichtigung des Abstimmungsergebnisses entscheidet der Völkerbund."

„Als Ersatz für die Zerstörung der Kohlengruben in Nordfrankreich und als Anzahlung auf die von Deutschland geschuldete völlige Wiedergutmachung der Kriegsschäden tritt Deutschland das volle und unbeschränkte völlig schulden- und lastenfreie Eigentum an den Kohlengruben im Saarbecken, wie es im Artikel 48 abgegrenzt ist, mit dem ausschließlichen Ausbeutungsrecht an Frankreich ab."

und

Redensarten

Vor Tisch

„Keine Annexionen, keine Kontributionen, keine Strafzahlungen, kein Racheakt irgendwelcher Art. Völker und Provinzen lassen sich nicht von Staat zu Staat verschachern und verschieben wie leblose Waren oder Spielfiguren..."

Präsident Wilson in seinem Friedensprogramm.

Nach Tisch

„Der Versailler Kongreß hat eine neue Welt von Schönheit und Ordnung geschaffen. Ein Glanz von tiefem Verständnis menschlicher Angelegenheiten strahlt über den Beratungen dieses Kongresses, wie er niemals über Beratungen irgendeiner anderen internationalen Konferenz in der Weltgeschichte ausgestrahlt hat."

Präsident Wilson in San Franzisko.



Paul Bürck-München

DAS WELTGEWISSEN

Die Geschichte des Saargebiets ist die Geschichte eines gewagten Regierungsexperiments. Die Saarbevölkerung umfaßt 780 000 Personen, die praktisch alle Deutsche sind. Sie werden verstehen, daß 780 000 Deutsche nicht entzückt sind davon, von vier Ausländern regiert zu werden. Meiner Meinung nach ist es gleichgültig, ob die Volksabstimmung 1935 oder 1955 stattfindet. Die Saarbevölkerung will zu ihrem deutschen Vaterlande zurück.

Saarpräsident Stephens
im Montrealer „Star".

Arbeiter

Wir sind zu Hause, wo Fabriken rauchen.
Wir sind die Tat, die schlicht am Leben werkt.
Wir sind nicht da, um Zinsen zu verbrauchen.
Wir sind das Volk, das harte Zeiten merkt.

Uns trifft es, wenn sich Absatzmärkte schließen.
Uns trifft der Kurs der Börsen, wenn er fällt.
Wir sind der Strand, an den die Wirtschaftskrisen
verbissen branden aus der ganzen Welt.

Wir steigen aus dem Schlaf am frühsten Morgen.
Oft wird es schwer. Wir treten trotzdem an.
Wir können Kräfte nicht im Bankhaus borgen,
wir stellen aus uns selber unsern Mann.

Wir sind nicht Blumen und nicht Baum im Grünen.
Wir wurzeln, wo sich Erz und Kohle birgt.
Wir regen uns im Dickicht der Maschinen,
wir sind der Griff, der ihren Rhythmus wirkt.

Wir kamen nie dahin, privat zu denken.
Wir sind die Masse, Kopf an Kopf gereiht,
sind starker Fluß, von starkem Damm zu lenken
zu neuem Sinn und Ziel. — Wir sind bereit.

Walther C. F. Lierke.



Saarland · Theo Blum

Deutsche Heimat Saargebiet

Von Hermann Ebbinghaus

Muß ein Industriegebiet nicht rauchig und häßlich sein, vollgestellt mit ach so nützlichen Zweckbauten, die ohne den mindesten Versuch zur Schönheit die herrlichste Landschaft und die ehrwürdigsten Städtebilder verderben? — Nun, das Saarland ist eines der lebendigsten Industrie- und Kohlenzentren Europas — und Frankreich weiß sehr gut, warum es die Finger nach seinen Reichtümern ausgestreckt hat — aber von welcher Seite man auch ins Land kommen mag, überall findet man seine Schönheit unverdorben: in den Städten, in den Dörfern und allen Wäldern und Feldern. Nirgends hat sich die Industrie so diskret zurückgezogen, nirgends hat sie sich so vorbildlich eingegliedert, wie in diesem südwestdeutschen Bezirk.

Mag man nun etwa durch das schöne Nahetal von Kreuznach über Kirn und Oberstein nach dem Industriemittelpunkt Saarbrücken fahren und erleben, wie die Wälder und Berge, die den Blick einengten, sich bei St. Wendel von dem schlangenförmig sich windenden Fluß zurückziehen, den Blick in eine sanfte, typisch deutsche Hügellandschaft freizugeben, und mag man dabei plötzlich nach den ersten Kohlenfördertürmen, die sich harmonisch in das Ganze einfügen, bei Neunkirchen von dem gewaltigen Eindruck des gigantischen Stummschen Eisenhüttenwerks überfallen werden, das rauscht und braust von ungeheurem Leben, das nachts leuchtet wie ein riesenhaftes Feuerwerk, eine lodernde Fackel der deutschen Arbeit, — oder mag man von der Pfalz her über Zweibrücken oder Kaiserslautern durch Wiesen und Wälder in ein Saarland hineinkommen, das überhaupt keine Industrie zu haben scheint, immer wird man es auf den ersten Blick lieben müssen — und lieben als eine dem Herzen und Gefühl vertraute deutsche Heimat.

War das Saargebiet jemals französisches Land, sei es auch nur dem Schein nach, sei es auch nur zum kleinsten Teil?! — Durch die Jahrhunderte herrschten dort deutsche Fürsten über deutsche Untertanen — und weder das kurze Gastspiel Ludwigs XIV., des „Sonnenkönigs", noch der andere Raubüberfall ohne Krieg und Kriegserklärung während der großen französischen Revolution am Ende des 18. Jahrhunderts können daran etwas ändern.

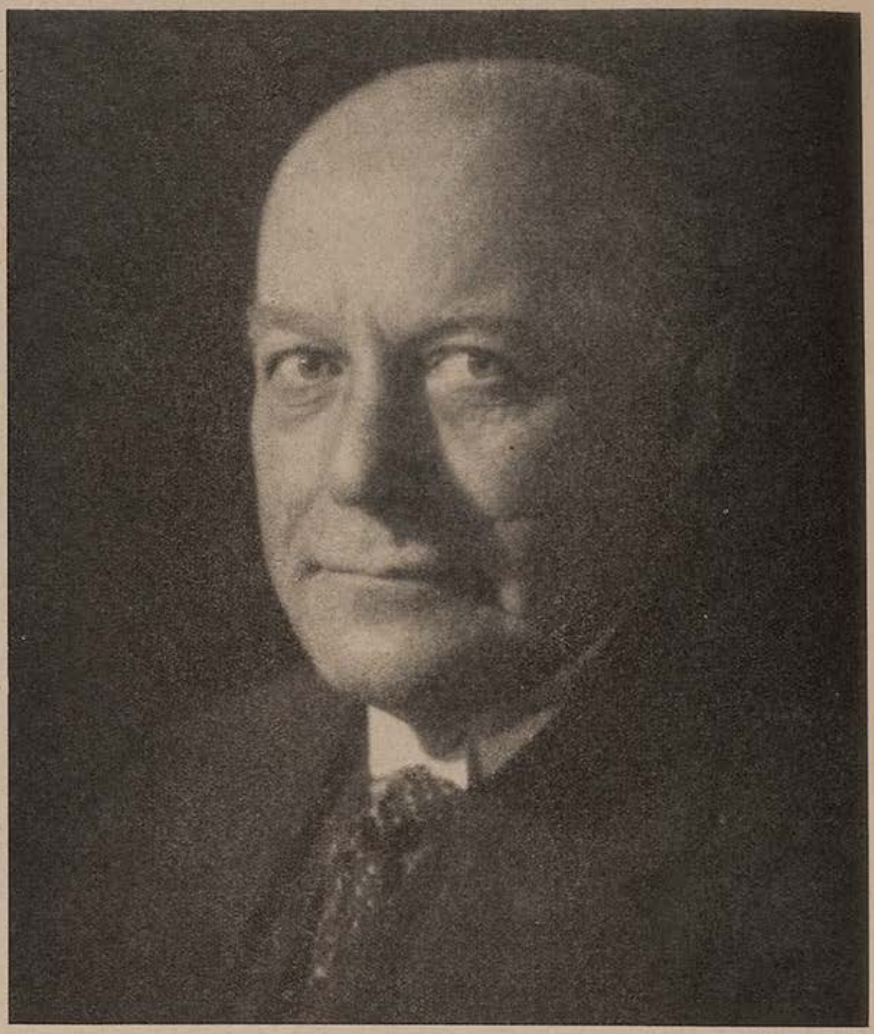
Die mächtigsten Gebieter im Saarland waren die Herzöge von Nassau-Saarbrücken, eine Zweiglinie von Hessen-Nassau und Nassau-Oranien, verwandt mit den edelsten Namen Westdeutschlands und des Niederlands. Sie schmückten ihre gute Residenzstadt Saarbrücken mit den schönsten Barock- und Rokokobauten, die im Südwesten des Reiches zu finden sind, sie haben der Architektur des Landes für immer den Stempel aufgedrückt.

Freilich bauten sie nicht nur Kirchen und Waisenhäuser, Gerichts- und Magistratsgebäude. Sie waren fröhliche Herren, schon von ihrer rheinischen Heimat her, und auch im Saarland gab es köstlichen Wein und anmutige Freude am Leben. So bauten sie besonders gerne Lustschlösser und Jagdpavillons, die schönsten Schlößchen aber, die zierlichsten und zärtlichsten, — die zauberten sie als Morgengabe für ihre Geliebten in die anmutigsten Täler rings um Saarbrücken.

Doch auch in der Stadt selbst steht solch ein Liebesnest — und eines der schönsten: der Alte Posthof. Der hieß ehemals das Freytalsche Palais, — denn er wurde gebaut, weil der Landesvater sich bis über beide Ohren in die braunen Augen Magdalenas, der Tochter des ehrsamen Schreinermeisters Unverzagt verliebt hatte, — und als ihm nun die Unverzagtin einen Knaben schenkte, war er über diese neue Seitenlinie so beglückt, daß er Mutter und Kind in den Grafenstand erhob und Edle von Freytal nannte. In der ganzen Stadt jubelte man drei Tage lang, denn der Landesvater ließ aus allen Brunnen Wein quellen. Und nur die Herzogin soll sich an der allgemeinen Lustbarkeit nicht beteiligt haben.

Doch das ist nur die heitere Hälfte dieses Fürstenlebens in einer heiteren Zeit. Dieselben Herzöge von Nassau-Saarbrücken, die so harmlos und gemäßigt das allgemeine Mätressenunwesen der europäischen Höfe mitmachten, — dieselben Herzöge gaben ihrem Lande eine Eisenindustrie, erschlossen die Kohlenförderung, schufen für das Ton- und Töpfergewerbe große Maße und Möglichkeiten, ermöglichten das Porzellankunsthandwerk. Die Röchlingschen Werke, Stumm, Villeroi und Boch und alle die anderen großen Industrien, die heute hunderttausende von Menschen beschäftigen, — alle haben sie ihren Beginn in dem Lebenswerk dieser deutschen Fürsten.

Da waren die zweitmächtigsten Beherrscher des Saarlandes, die niederrheinischen Reichsgrafen von der Leyen, die in Blieskastell nahe der lothringischen Grenze residierten. Nur kurz währte die Regentschaft des letzten regierenden Grafen Franz Karl Damian und seiner schönen Frau Marianne aus dem berühmten pfälzischen Geschlecht der Herren von Dalberg, ehe sie von der französischen Revolution weggespült wurde. Aber so kurz sie auch war, eine Fülle von Segen ging von dieser Herrschaft über das Land aus. Mit 16 000 Stück Nutzvieh, die sie ihren Untertanen schenkte, half die Gräfin der Landwirtschaft zu Blüte und Gedeihen. Des Grafen Steckenpferd aber war die Technik: bei St. Ingbert ließ er Steinkohlen fördern, bei Rentrisch eine Eisenschmelze errichten, in der Nähe von Sulzbach wurde eine Glashütte erbaut, die den Namen „Mariannental" bekam, — und so sorgte das junge Paar in fröhlicher gemeinsamer Arbeit für Land und Leute. Da fluteten im Mai 1793 die wilden Horden des französischen „Volksheers" über die Grenze! Auf ihren Fahnen stand die wilde, die verheißungsvolle, die drohende Parole: „Krieg den Palästen! Friede den Hütten!" Und sie legten die Paläste in Brand — und auch das Blieskastell, denn



Kommerzienrat Dr. Hermann Röchling

sie fragten nicht nach Wert oder Unwert des Fürsten, — dann aber warfen sie ihre Brandfackeln ebenso in die Bürgerhäuser, in die Bauernhütten, in die Industriewerke. So wurde das Saarland „französisch", — und blieb es solange in allem Elend der Unterdrückten, bis mit dem Sturz Napoleons ganz Deutschland befreit wurde und also das deutsche Saarland auch. Die Gräfin Marianne von Blieskastell aber ist im Augenblick ihrer Verhaftung durch ein Fenster in den Hof gesprungen, hat sich wie durch ein Wunder nicht verletzt und entkam in den Kleidern einer Bäuerin über den Rhein.

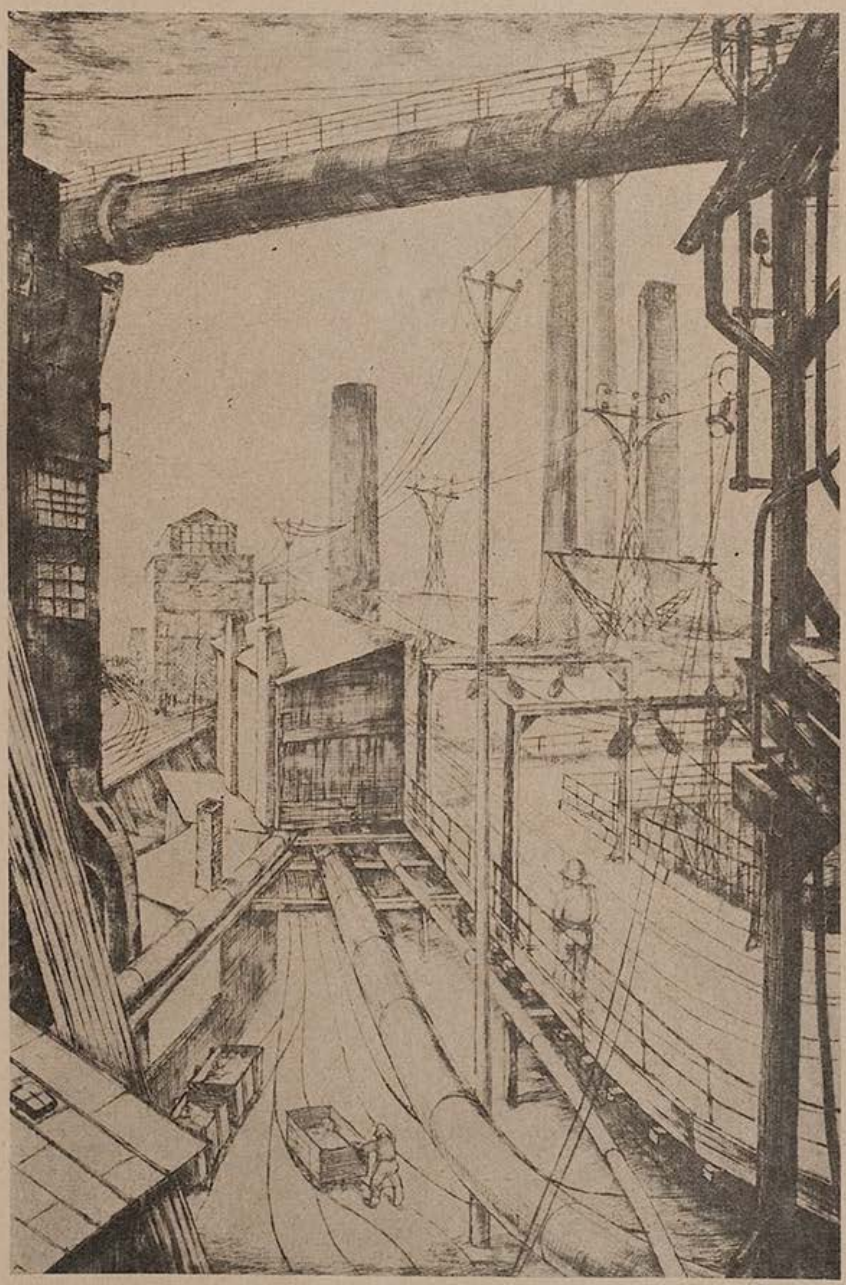
Gewiß, — auch Frankreich hat aufgebaut im Saargebiet. Das war während des anderen Einfalls in deutsches Land, während des kurzen Gastspiels Ludwigs XIV. Denn der glänzende, eitle Franzosenkönig wollte das Angenehme mit dem Nützlichen verbinden und befahl seinem genialen Festungsbaumeister Vauban, an der Saar eine rein französische Siedlung zu errichten, zum Ruhme Frankreichs und seines „Sonnenkönigs", aus dieser Siedlung aber die unbezwingbare Festung zur Verteidigung des geraubten Landes zu machen. So entstand Saarlouis, gewaltsam gewollt, unorganisch in die Natur gesetzt, — niemals konnte es zu pulsendem Leben kommen. Ja, noch als die Franzosen längst wieder aus dem Land waren, als die Festungswälle fielen und die Stadt sich ausdehnen konnte, — noch als sie zu mehr als Dreivierteln endlich von Deutschen bewohnt war, — da noch immer blieb sie tot und abgeschnitten von Gewerbe und Industrie. Sie bekam einen Bahnhof; den Bahnhof Saarlouis, — jedoch der hätte eigentlich „Fraulautern" heißen müssen, denn in dieses blühende Dorf mußte die Reichsbahn ihn legen, wenn sie nicht ihre Strecke gewaltsam und unrentabel verbiegen wollte. Schon wanderten die wenigen bedeutenden Saarlouiser Handelsfirmen nach St. Johann aus, — in das lebendige Dorf aus der toten Stadt, — da raffte sich die Bürgerschaft zu einer letzten Rettungstat auf: drei Privateisenbahnlinien wurden als Zubringestrecken von Saarlouis nach den Hauptstrecken der Reichsbahn gebaut. Künstlich wurde die künstliche Stadt dem Organismus des Saarlandes eingefügt. Heute ist Saarlouis eine mittlere, nicht allzu bedeutende, aber eine lebensfähige Stadt, — lebensfähig durch ihre deutschen Bürger.

KARL KURT WOLIER:

EIN FÜRSTENSOHN LÄCHELT

An meinem dreizehnten Geburtstag wurde unsere Stadt von anamitischen Truppen besetzt. Das waren kleine, gelbbraune Männchen, deren nasales Kauderwelsch verwundertes Kopfschütteln unter der rheinischen Bevölkerung hervorrief. „Wo se die losgelasse hawwe", meinte man und lachte. Die Kinder auf der Straße äfften sogar nach kurzer Zeit in ihrer Sprache. Vor diesen Soldaten, die nur wenig größer waren als sie, empfanden sie keine Furcht. Dagegen schienen die Farbigen selbst Angst zu haben. Sie zeigten sich äußerst mißtrauisch; man hatte sie vor der Bevölkerung wie vor Menschenfressern gewarnt. Wenn sie in ihren olivbraunen Uniformen mit krummen, dickgewickelten Beinchen durch die Stadt zogen, gingen sie stets in größeren Gruppen. Einer lief hinter dem anderen, wie auf den schmalen Pfaden ihres heimatlichen Urwaldes. In dieser Anordnung unterhielten sie sich auch. Jeder glich im Aussehen dem anderen; es kam etwas seltsam Fremdes mit ihnen.

Im Haus meiner Eltern war einer der Führer einquartiert. Er hieß Capitaine Dulong und stammte aus Lyon; deshalb interessierte er uns Kinder weniger als sein asiatischer Bursche. Dieser Bursche war bedeutend größer als seine Landsleute. Er sei aus Tonkin, erzählte uns sein Herr, und der Sohn eines eingeborenen Fürsten. Aus diesem Grunde dürfe er auch Burschendienste tun. Von dem Augenblick an interessierte uns der Gelbe in ganz besonderem Maße.



Industriewerk — Albert Burkart

Er nannte sich Njenjen van Quin und wir fanden seine Hautfarbe anders als die der gewöhnlichen Gelben. Viel heller; wie Kaffee mit Rahm, aber mit viel Rahm. Sein Gesicht mit den breiten Backenknochen glich in auffallender Weise der Abbildung des Eskimos in meinem Naturkundebuch. Auch mein jüngerer Bruder bestätigte das. Wir riefen ihn daraufhin einige Male mit „Eskimo", aber Njenjen schien darüber beleidigt; warum, wußten wir nicht. Die Gutmütigkeit stand Njenjen im Gesicht geschrieben; er gefiel uns. Wir sagten gleich „du" zu ihm.

Das also war ein Fürstensohn, ein Prinz aus Asien. Ich besaß ein geliebtes Knabenbuch, das von den Abenteuern eines wilden Fürstensohnes berichtete. „Atolin, der kühne Inder" hieß der Held und er vollbrachte unerhörte Taten. „Wenn er die sumpfigen, vielverschlungenen Schleichpfade im Dschungel entlangschlich, verriet sich schon aus seinem edlen Wuchse und aus der königlichen Haltung das Fürstliche seines Geblüts..." so begann das Buch.

Neugierig warteten wir jetzt auf die Heldentaten, die unser Fürstensohn vollbringen würde. Wenn er das Zimmer des Capitaine zurechtmachte, sahen wir genau zu. Wie er das Bett auflegte, wie er die Stiefel putzte — bei jeder seiner Bewegungen achteten wir gespannt auf das Fürstliche seines Geblüts. Wir entdeckten aber nichts Besonderes. Njenjen lächelte bloß. Er lächelte stets, wenn er Menschen in seiner Nähe ahnte; es wurde ein rätselhaftes Lächeln. Seine geschickten Hände besaßen lange, feinknochige Finger mit braunen Nägeln. Trotzdem blieb sein ganzes Wesen unbeholfen.

Wie wir anfänglich nicht von seiner Seite wichen, so folgte er später uns im Lauf der Wochen. Er wurde anhänglich wie ein treuer Jagdhund. Schließlich kam er zu uns ins Zimmer, auch wenn sein Herr auf Reisen weilte.

Das Klavier hatte es ihm angetan. Er konnte stundenlang davor sitzen und mit einem Finger wahllos Töne anschlagen, zu denen er monotone Weisen summte; sie waren für unsere Ohren niemals mit den Klaviertönen in Einklang zu bringen. Mein Vater trat dann oft ärgerlich ins Zimmer und verscheuchte den Fürstensohn von unserem Instrument. Daraufhin flüchtete sich Njenjen gewöhnlich zu uns Kindern und wir spielten mit ihm auf der Treppe Grimassenschneiden. Sein braunes Soldatenkäppi fand bei diesem Spiel brauchbare Verwendung.

Mein Freund Heini stellte sich bald als Part-

ner ein. Mitunter schien es uns, als bringe er unserem Gelben nicht die nötige Achtung entgegen. Dann pflegten wir Heini zu ermahnen: „Du, gelt, das ist ein Fürstensohn!"

Einmal baten wir meine Mutter, sie möge den Njenjen photographieren, damit er ein Bild von sich an seine Eltern schicken könne. Wir stellten unseren Freund im Garten entsprechend hin. Zuerst fürchtete er sich etwas vor dem Apparat, als ob wir ihn damit verzaubern wollten. Weil wir ihn aber auslachten, unterdrückte er schließlich seine Angst und hielt still. Sein brauner Uniformrock erschien uns jedoch allzu schlicht. Wir suchten nach einer passenden Verzierung. Mein Bruder fand das Reklame-Anhängsel einer Bierflasche als geeignet. Damit dekorierten wir Njenjens Brust und sein Soldatenherz freute sich wirklich über diesen Orden.

Einige Tage später war das Bild fertig. Es fiel ausnahmsweise schön aus; abgesehen von den Stiefeln war Njenjens Gestalt vollständig zu sehen. Besonders klar stach der Bierorden hervor. Freudig zeigten wir Njenjen die Aufnahme.

Er betrachtete sie lange. Dann reichte er sie uns zurück.

Non, non ... — gaben wir zu verstehen — er dürfe sie behalten, für Mama ...

Njenjen schüttelte lächelnd den Kopf.

Wir begriffen sein Verhalten nicht. Ob ihm das Bild nicht gefalle ...?

— Si, si. —

Oder wegen dem Orden?

— Non —

Es dauerte einige Zeit, bis wir den Grund seiner Ablehnung erkannt hatten: Weil die Schuhe auf dem Bild fehlten, konnte er es nicht nach Hause schicken. Seine Eltern würden meinen, ihr Sohn habe in Deutschland die Füße verloren ...

*

Als die anamitischen Truppen wieder abzogen, überraschte mich Njenjen mit einer Aufnahme, die er beim Photographen in der Stadt hatte machen lassen. Er fand sie wunderschön — nicht nur, weil auch die Füße zu sehen waren. Zwei seiner Freunde erblickte man neben ihm. Er selbst saß in der Mitte vor einem Ziertischchen, auf dem eine Vase voll künstlicher Rosen neben einer Weinflasche mit drei leeren Gläsern stand. Der eine Gelbe betrachtete eine Zeitschrift mit dem deutlich lesbaren Aufdruck „Das Atelier", während der andere an einer Rose roch. Hinter ihnen hing ein gerafften Vorhang mit dicken Quasten, seitwärts standen mehrere Armsessel, denen geschnitzte Löwenköpfe zur Verzierung dienten.

Seine Eltern würden über das Bild sehr erfreut sein, gab mir Njenjen zu verstehen. Ich dankte gerührt. Auf die Rückseite des Bildes hatte Njenjen seltsame asiatische Schriftzeichen hingesetzt; ich konnte sie nicht entziffern. Es bedeutete viel Glück, erklärte mir der Fürstensohn und lächelte. Njenjen sollte dieser Tage entlassen werden; er durfte wieder in seine Heimat nach Tonkin. Damals waren in Tonkin große Unruhen. Von dreihundert Toten berichteten die Zeitungen an einem Tag. Njenjen lächelte; es hatte wenig zu bedeuten. Er lächelte immer ...

Auch als er mir die Hand zum Abschied reichte, lächelte er. Da erkannte ich, daß in seinem Lächeln aller Schmerz des Lebens versteckt war.

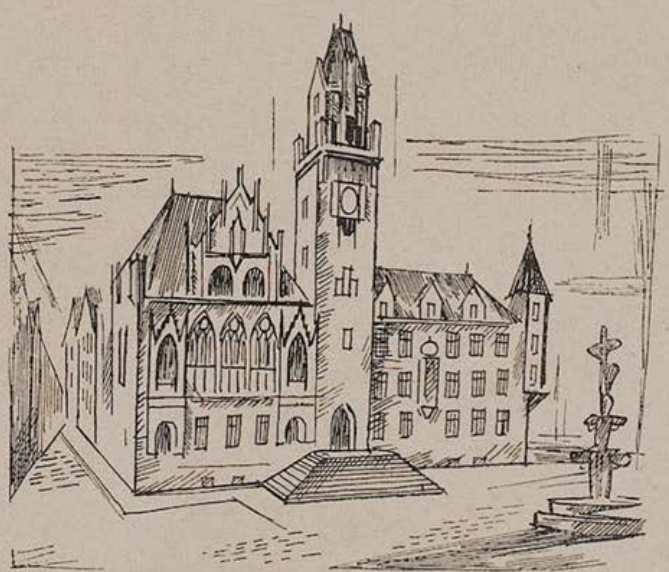
EINE INSCHRIFT

„Hier unterlag am 11. November 1918 der verbrecherische Hochmut des Deutschen Reiches, besiegt durch die freien Völker, die es unterjochen wollte."

Auf der Platte eines Gedenksteins im Wald von Compiègne

„Wir bedürfen des Kohlenbeckens von Saarbrücken, das bestimmt ist, Lothringen, Elsaß und unsere nordöstlichen Departements mit Kohlen zu versorgen. Die Kohlengruben der Saar sind uns dermaßen notwendig, und wir haben ein so mächtiges Interesse daran, ihre Ausbeute zu möglichst geringem Preise in unsere Fabriken zu schaffen, daß ein Gesetz vom 20. Mai 1860 die Ausführung eines Kanals gestattet hat, der diese kleine Gegend vermittels des Marne-Rhein-Kanals mit dem Elsaß und der Champagne in Verbindung setzen soll. Außerdem sind Saarlouis, Saarbrücken und Landau durch eine gehässige Verletzung der feierlichsten Verpflichtungen Frankreich entrissen worden ... ein unsäglicher Mißbrauch der brutalen Gewalt, eine Art Meineid, wodurch die Verträge von 1815 Preußen diesen Anteil des französischen Gebietes zuerkannten."

Opinion nationale unter Napoleon III.



Rathaus in Saarbrücken

„Man rät mir, in meinen Briefen nach auswärts nichts Verfängliches zu sagen, denn die Post steht unter französischer Zensur. Briefmarke Saargebiet. Das Geld ist französische Währung; deutsches Geld ist verboten. Von Kontorhäusern, Schulen, Hüttenwerken weht die Trikolore: auf Halbmast, da gerade in diesen Tagen der Präsident der französischen Republik ermordet wurde. Ich höre, daß auch nach dem Tode Briands halbmast befohlen wurde, Briands, der den Raub des Landes betrieben hatte! Ich wage mich kaum daran zu erinnern, daß wir Amerikaner ja doch für die Sache der Freiheit, Gerechtigkeit und Demokratie in den Krieg gegen Deutschland gezogen sind. Schon am zweiten Tage meines Aufenthaltes wußte ich, und sah es allenthalben bestätigt: das Saargebiet ist eine französische Kolonie. Achthunderttausend Deutsche sind Ausbeutungsobjekte des französischen Imperialismus wie die Neger am Senegal. Und Europa schämt sich nicht. Amerika schweigt."

Ein Deutschamerikaner

Versöhnungskuß

Während der Regierung Ludwigs XIV. saß einmal der spanische Gesandte neben einem französischen Hofkavalier und hatte einen so heftigen Schlucken, daß er sich alle Augenblicke ganz laut und mit pomphaftem Ernst hören ließ, wobei er jedesmal wie zur Entschuldigung sagte: „Gravedad Espagnola". Den Franzosen ärgerte das und er bemühte sich, darauf auf eine andere Art von einem anderen Körperteil her zu antworten. Es gelang ihm auch, und sobald sich der Spanier von oben vernehmen ließ, tat er es von unten und sagte dazu: „Liberté française". Hierüber beklagte sich der spanische Gesandte beim König, der den Hofkavalier rufen ließ und ihm sagte, er möchte diese Angelegenheit selbst auf freundschaftliche Art wieder in Ordnung bringen. „O gewiß, Sire," antwortete dieser, „ich bin zu einem freundschaftlichen Vergleich sehr geneigt und schlage vor, daß sich die beleidigenden Körperteile den Versöhnungskuß geben."

Seine Auffassung

Bekanntlich wählten die katholischen Prediger den Text ihrer Predigten aus der Vulgata und führten ihn auch lateinisch an. Ebenso bekannt ist, daß die Franzosen wie die Engländer das Lateinische nach ihrer Muttersprache aussprechen. So sprach einmal ein französischer Geistlicher in der Fastenzeit sehr erbaulich über den Text: Habe mortem prae oculis (habe den Tod vor Augen). Davon ward besonders ein Landedelmann gerührt, so sehr, daß er beschloß, sich diesen Text recht anschaulich vor die Augen zu stellen. Er ließ deshalb den besten Maler des Städtchens rufen und gab ihm den Auftrag, diese Worte durch ein Gemälde möglichst eindringlich im Bilde darzustellen, so daß sie ihm immer im Gedächtnis blieben. „Lassen Sie mich nur machen", rief der Maler, „Sie sollen zufrieden mit mir sein!"

Nach einiger Zeit brachte ihm der Künstler das Gemälde auf sein Gut hinaus. Es stellte eine schöne grüne Wiese vor, auf der ein toter Mensch auf dem Bauche lang hingestreckt lag. Der Tracht nach war es ein Abbé. Die Beinkleider waren ihm heruntergezogen und man sah auf seinem bloßen Hintern das französische Wappen. Der Edelmann staunte, was der Maler alles aus dem Text herausgelesen, dieser aber schrie: „Heh, was sagen Sie? Habe ichs nicht schön ausgedrückt: Abbé mort en pré, au cul lis! (Ein toter Abt in einer Wiese, mit Lilien auf dem Hintern)?" *G. C. M.*

Witz der Woche

In Paris geht es heiß her. Von Tag zu Tag heißer ... Besonders, seit Deutschland den Freundschaftspakt mit Polen abgeschlossen hat.

„Wissen Sie, wodurch die Franzosen ihre sonst so gewohnte Kühle verloren haben?"

„Nein. Wodurch denn?"

„Weil sie nicht mehr an den Polen herumarbeiten können." *Teha*

Ein schwarzes Schaf

Sailer



„... Und wann i denk, daß i als kloaner Bua g'woant hab, weil i koa Sandschaufel ghabt hab ..."

Wein im Weißen Hause!

In der löblichen Absicht, auch bei der Umstellung des seiner Führung anvertrauten Landes vom trockenen zum nassen System mit gutem Beispiel voranzugehen, hat Roosevelt beschlossen, künftighin bei Empfängen im Weißen Hause seinen Gästen wieder Wein kredenzen zu lassen.

Gut der Mann! Des trockenen Tons bei den gesellschaftlichen und politischen Veranstaltungen im Weißen Hause endlich satt, wünscht Roosevelt, daß seinen Besuchern in Zukunft nur noch reiner Wein eingeschenkt wird; ob es sich dabei um „reinen Wein" handelt, entzieht sich unserer Erfahrung.

Die Verwechslung

Ein begeisterter Verehrer des Dichters William Collins reiste nach Chichester, um dort das Grab des Poeten zu besuchen. Er fragte den Totengräber nur, wo das Grab Collins wäre und dieser führte ihn zu einer Begräbnisstelle hin. Als er sah, daß der Fremde in Tränen ausbrach und tief gerührt auf den Hügel blickte, sprach er: „Ja, trauern und weinen Sie nur, Herr Collins war ein braver Mann und unser bester Schneider ..."

Erich Ohser

Technische Nothilfe



„Es tut mir leid, Frau Huber, aber Ihr Mann hat mich beauftragt Sie abzuschleppen, er wartet schon seit einer Stunde aufs Mittagessen ..."

Der ganz gescheite Hansl

„Frau", sagt der Vater zur Mutter, „du hörst ja gar nicht zu, wenn ich rede, mir scheint, du kannst dich überhaupt nicht mehr konzentrieren."

Hansl, der kleine Bub, der dabei gestanden hat: „Weißt was, Vater, bringen wir die Mutter halt mal eine Zeitlang in ein Konzentrationslager."

Versöhnung

„Ja, mein Lieber, da bleibt dir nichts anderes übrig, als sie wieder aufzusuchen und ihre Verzeihung zu erbitten."

„Aber ich bin doch im Recht."

„Dann tust du gut daran, ihr außerdem einen Strauß Blumen und etliche Schachteln Konfekt mitzubringen."

ABLÖSUNG VOR!

oder

Sarre und Saar



Auch eine Kritik

Gast: „Das war Hasenbraten, nicht wahr?"

Kellner: „Jawohl, mein Herr."

Gast: „Interessant!"

Einbildung

Leonidas läuft durch die Lausitz.

Kommt zur Spreequelle.

Tritt darauf und ruft:

„Siehste! Jetzt kriegen sie in Berlin kein Wasser!"

Mitgefühl

Ringelnuth begegnet bei strömendem Regen Frau Bomse. „Ein Hundewetter", schimpft er, „ich bedaure, daß es so sehr regnet, denn ich hätte Ihnen gerne meinen Schirm angeboten."

Zu spät

Der Wetterbericht kam durch. Hammer erhob sich mit einem Ruck und wollte aus der Tür. „Du", sagte seine Frau, „es wird Frühling, wie denkst du über ..."

Ließ Hammer die Tür ins Schloß fallen: „Als ob ich's nicht geahnt hätte!" *Beye*

Die Reiche

Eine reiche Frau sieht zu, wie ein Mann vor ihrem Haus auf der Wiese Gras ausreißt. „Was tun Sie denn hier, guter Mann?" fragt sie. Der Mann erwidert: „Ich reiße Gras aus und esse es."

„Ja, warum kaufen Sie sich denn nichts?" fragt die Frau.

Er: „Weil ich kein Geld habe."

Sie: „Kein Geld? Ja, da müssen Sie eben Ihre Zinsen hernehmen."

Er: „Habe doch keine Zinsen."

Sie: „Gott im Himmel, da müssen Sie sich eben entschließen — das Kapital anzugreifen."

Theater

Wimmer kam nach Wien.

Fragte den Portier:

„Wissen Sie ein billiges Theater?"

Der Portier nickte:

„Wenn Sie es besuchen wollen — keins. Wenn Sie es kaufen wollen — zehn."

Bescheiden

„Nun, Freunderl, wie stehst du zur großen Arbeitsschlacht?"

„Ach, weißt du, ich bin schon mit einem Plätzchen in der Etappe zufrieden."

Maro

Trost

Anton und Anna sitzen in „Tannhäuser".

Der dritte Akt steigt.

Tannhäuser bricht an der Bahre Elisabeths zusammen.

Anna schluchzt ergriffen.

Tröstet Anton:

„Laß nur, Anna, richdich glücklich wärn die eemal nich geworden!"

Erkannt

Ich fuhr von meiner Karlsruher Heimat nach Dresden. Dort am Hauptbahnhof fragte ich einen mir entgegenkommenden Herrn in meinem elegantesten Hochdeutsch, welcher Weg zum Zwinger führe. Er antwortete: „Des kann ich Ihne nit sage, ich bin nämlich a u c h aus Karlsruh'."

Rubey



„Tje, Karle . . . so 'ne Brotzeit schmeckt eben doch besser nach der Arbeit als nach «le travail»!" . . .

GLÜCK

„Alsdann, Frau Letzmüller, wia is denn des nachher gar a so schnell kummen mit Ihnern Seligen?"

„Du mei . . . Des war a ganz a anfache G'schicht . . . Er is halt vorbeigangen bei dem Haus, wo des G'sims a wengerl wagglert war, net wahr ja . . . Der Wind is gangen, a Stückerl von den G'sims hat si g'löst und is oberg'fall'n . . . Und denken S' Ihner, er hat kan Muckser mehr g'macht!"

„Was net sag'n . . . Na so was! . . . Man sollt's net glaub'n . . . I sag's jo ollerweil, ollerweil sag i's . . . Wos is der Mensch? Rein nix is er!"

„Jawohl . . . No und do hob i halt jetzt a ganz a schenes Geld von der Lebensversicherung auszahlt kriagt!"

„Was net gar . . . No, Frau Letzmüller, do hab'n S' wirklich a Glück g'habt, daß er damals grad durt'n vorbeigangen is und net auf der andern Seiten!"

H. K. B.

Bringen Sie Ihre DIE KLEINE ANZEIGE in der „Jugend"

SCHRIFTSTELLERN

bietet große Buchdruckerei mit angegliedertem bekanntem Verlag für wissenschaftliche oder belletristische Werke sehr vorteilhafte

VERLAGSVERBINDUNG

Anfragen unter Literaria 846 an die Expedition der „Jugend", München, Herrnstraße 10.

KUNSTPOSTKARTEN

in vortrefflichem Vierfarbendruck nach Bilderwiedergaben aus der „Jugend" liefern wir 12 St. für 90 Pf., die ganze Serie von 130 St. für RM. 6.— franko
G. HIRTH VERLAG AG.
München 2 NO — Herrnstraße 10

LAFONTAINES
Ergötzliche Geschichten

mit 12 Kupfern nach Charles Eisen sind im unterzeichneten Verlag in einer vortrefflich ausgestatteten Ausgabe zum Preise von RM. 2.70 erschienen.
Zu beziehen durch den Buchhandel oder durch den Verlag
G. HIRTH VERLAG AG.
MÜNCHEN, HERRNSTR. 10

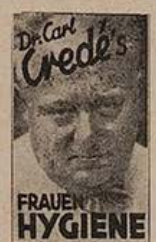
Millionen beginnen den Tag
Millionen beschließen den Tag
mit Chlorodont
Und Sie, lieber Leser? Denken Sie daran:
Sie brauchen alle Ihre Zähne - alle Ihre Zähne brauchen Chlorodont!



Hoppla! — schon geporstelt!
Ihrem Wunsch und Geldbeutel entsprechend finden Sie gute Kameras im Porst-Photo-Helfer E 1, ein 320 Seiten starkes Buch, welches ich Ihnen gerne kostenlos zusende, wenn Sie heute noch schreiben an:
Der Welt größtes Photo-Spezialhaus
Photo-Porst
Nürnberg-A NW 1

Neurasthenie

Nervenschwäche Nervenzerrüttung erb. mit Schwinden d. best. Kräfte. Wie ist dieselbe v. ärztl. Standpunkte aus ohne wertlose Geheimmittel zu behandeln u. zu heilen? Wertvoller, n. neuest. Erfahrungen bearbeitet. Ratgeber für Jedermann, ob jung oder alt, ob noch gesund oder schon erkrankt. Geg. Einsendg. v. M. 1,50 in Briefmarken zu beziehen vom
Verlag Silvana 66, Herisau (Schweiz).



Ill. Prosp. 4a durch
SOZIAL-HYGIENE, LEIPZIG C 1

GRATIS
Preisliste Nr. B 4 senden Gummi-Industrie „Medicus", Berlin SW 68, Alte Jacobstr. Nr. 8.



SCHÖNE BILDER
an den Wänden machen die Wohnräume behaglich. Wo das Geld für Erwerbung von Originalen fehlt, hat der Bilderliebhaber Ersatz an den Vierfarben-Kunstblättern der „Jugend", die zu den erstaunlich billigen Preisen von 50 Pfg., 75 Pfg. und 1.— Mk. je nach Größe durch den Kunsthandel und den unterzeichneten Verlag zu beziehen sind. Der reich bebilderte Katalog (Preis RM. 2.70) erleichtert die Bestellung.
G. Hirth Verlag AG., München, Herrnstr. 10

Lest den
Sportfischer
die vortrefflich ausgestattete Fachzeitschrift.
Halbjahrespreis 3 M.
Fischereisport-Verlag
Dr. Hanns Schindler
München NW 2
Karlstraße 44

Lest die „JUGEND"

Zur Anfertigung jeder Art
Drucksachen
empfiehlt sich
G. Hirth Verlag AG. München, Herrnstr. 10

Ein ergötzliches Bilderbuch
ist der Kunstblätter-Katalog der „Jugend" mit über 1000 verkleinerten Abbildungen der in Millionen von Exemplaren als Wandschmuck verbreiteten Vierfarbendrucke. Preis ohne Porto RM. 2.70. Bestellungen durch den Buchhandel oder den unterzeichneten Verlag
G. Hirth Verlag AG., München, Herrnstr. 10

Inserieren bringt Gewinn!

Das große Buch

Ein Bauer kam zum Advokaten, bat, er möchte ihm seine Sache ausführen; indem ging der Advokat in der Stube auf und nieder und las in einem kleinen Büchlein. Der Bauer sah, daß so viele große Bücher in der Stube standen, packte den Advokaten am Arm und sagte: „Herr, leset doch uth den groen Book ock wat; mine Sake ist doch ene grote Sake."

Der Beweis

Einige Maurer, welche Arbeiten an einem Hause auszuführen hatten und dabei Steine hinunterwarfen, riefen den Vorübergehenden Warnungen zu. Einer aber hörte nicht und wurde von einem Stein getroffen. Die Maurer wurden verklagt. Sie hatten einen Verteidiger, der ihnen den Rat gab, da sie nicht beweisen konnten, gerufen zu haben, sich vor dem Gericht ſ t u m m zu stellen. Das taten sie. Der Kläger aber sagte, das sei Betrug. Denn wie sie auf der Mauer gearbeitet, hätten sie gerufen, man solle sich vorsehen. So war der Beweis geführt und die Beklagten wurden freigesprochen.

Grenzen der Macht

Der Papst empfing einmal einige französische Seeoffiziere. Einem derselben kam die Zeremonie des Fußkusses so drollig vor, daß er lachen mußte. Der Führer der Delegation entschuldigte sich lebhaft wegen dieser Entgleisung, aber der Papst erwiderte lächelnd: „Bleiben Sie ganz ruhig; ich kann wohl aus dem Fegefeuer erlösen, aber ich habe keine Macht, um zu verhindern, daß Franzosen lachen!"

Doppelsinnig

In einer Gesellschaft unterhält man sich ziemlich offen über einen wenig beliebten Minister des Landes, dem vor allen Dingen eine große Skrupellosigkeit nachgesagt wird. Da man sich ziemlich einig in der Beurteilung des Herrn ist, versteigt sich schließlich ein auch nicht gleichmäßig beurteilter Arzt zu der Bemerkung: „Na, wir sind uns wohl darüber einig, der Minister ist der größte Schurke im ganzen Lande!"

Da ruft der anwesende Gerichtspräsident: „Herr Sanitätsrat, Sie vergessen sich!"



Lehren und Träumen

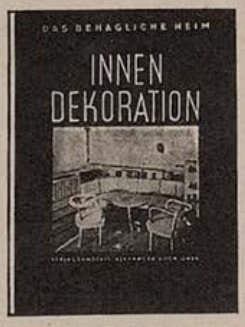
ewiges Wünschen, sind natürliche Regungen, die nach Erfüllung drängen! Eine Büste, fest und wohlgeformt — der Wunschtraum jeder Frau! Was aber bedeuten Schönheit und Anmut allein, wenn doch eine unentwickelte oder gar erschlaffte Büste alle Illusionen zerstört! Ausführliche Aufklärung gibt unser 64 Seiten starkes Buch: „Wie erlange ich eine vollendete Büste?" mit 36 farbigen Abbildungen (gegen 0.58 oder verschl. 0.75 RM. Briefm. franko), mit wissenschaftl. Belehrungen über Ursachen, Beseitigung und bewiesenen Erfolgen, durch das erste, seit 7 Jahren klinisch erprobte und ärztlich verordnete

Mammoform

Garant. unschädl. Wissenschaftliche Fütterungsversuche ergaben sogar bei männlichen Tieren volle Erfolge! Die Herstellung erfolgt unter ständ. wissenschaftl. Kontrolle des öffentlich bestellten, vereidigten Chemikers Dr. Wirth, sowie des staatlich approbierten Apothekers Dr. v. Gember. Auf der Internat. Ausstellung in Bologna 1932 mit Goldenem Ehrenschild und Diplom höchstprämiiert! — Keine sogenannten „Gratisproben", die den Preis wesentlich verteuern, auch keine unverlangten Nachnahmen.

„Aeskulap", Chem. pharm. Fabrik, Berlin-Schöneberg 3/N. 3210.

Das behagliche Heim



Dr. Alexander Koch's

INNEN-DEKORATION

nach wie vor anerkannt beste internationale Zeitschrift unter Mitarbeit namhafter Architekten über

Neuzeitliche Wohnungskunst

Reichillustriertes Probeheft RM. 2.80 postfrei

Verlagsanstalt Alexander Koch, G.m.b.H., Stuttgart O 42

LIEBE JUGEND!

Es ist Religionsstunde. Die Lehrerin berichtet von der Erschaffung der Welt. Sie schildert anschaulich, wie Gott das Licht von der Finsternis schied, das Himmelszelt errichtete, Festland und Meere trennte, Blumen und Bäume hervorgehen ließ, Sonne, Mond und Sterne an das Firmament hing und den Erdball mit allerhand Getier, mit Vierfüßlern, Vögeln und Fischen bevölkerte. — „Und da ward aus Abend und Morgen der fünfte Tag", erzählt sie weiter. „Am sechsten Tage jedoch, da schuf Gott etwas ganz, ganz Besonderes, das Wunderbarste, Klügste und Stärkste, was es auf Erden gibt — —"

Lores Finger fährt hoch. „Ich weiß es, ich weiß es!"

„Nun", sagt die Lehrerin freundlich, „so sag' es mir ..."

„Unsern Herrn Reichskanzler!" ruft das Kind strahlend.

Vorschlag zur Güte

Der kleine Schrebergarten, in dem Werner und Klaus ihren Sandhaufen und ihre eigenen Beete haben, liegt eine halbe Stunde von der Wohnung entfernt. Die beiden Brüder verbringen dort ihre schulfreien Nachmittage und sind glücklich dabei.

Eines Tages jedoch wird Klaus vom Übermutsteufel gepackt. Er rennt über die Beete, klettert auf die jungen Kirschbäumchen, zerreißt sich die Hose an den Stachelbeersträuchern. Die Mutter hat ihn schon einige Male berufen, endlich reißt auch dem Vater die Geduld. „Da du dich hier nicht zu benehmen verstehst," sagt er, „gehst du jetzt auf der Stelle nach Hause! Marsch!" Klaus erschrickt. Seine Augen werden ganz groß. „Allein?" fragt er. „Ja — allein!" Klaus macht sich mit kleinen, zögernden Schritten auf den Weg. Am Ausgangstor der Laubenkolonie bleibt er ein Weilchen stehen, kehrt dann um und trottet gesenkten Hauptes wieder zurück. Nach einigen Minuten steht er von neuem vor dem Vater. „Nun, was suchst du denn noch hier?" Klaus schaut mit mildem Blick zum Gestrengen empor. „Vati —" sagt er sanftmütig, „wenn kleine Jungs ungezogen sind, dann — dann — kann man sie ja schließlich auch durchhauen!"

BÜCHER

Gert Buchheit: Franz von Papen, eine politische Biographie. (Bergstadtverlag Breslau.)

Wir stehen im unmittelbaren Erleben einer heroischen Epoche, sehen eine Welt stürzen, die wohlfundiert schien, ein feiges System, das von den Ressentiments der Interessentenhaufen abhängig war. Nach vierzehn Jahren des Ausreifens hat das Volksgemeinschaftserlebnis der Weltkriegszeit das Parteigefüge gesprengt. In der Totalmobilmachung der Nation werden die fragwürdig gewordenen Prinzipien: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit durch die sittlichen Gesetze: Gewissen, Verantwortung, Gerechtigkeit überwunden. Als Ursache des Volkszerfalls der vergangenen Epoche erkennen wir heute die weitgehende Enteignung, welche die Kapitalisierung mit sich brachte, wie die Mechanisierung des Lebens von der Doktrin her. Nicht mit halben Methoden wie Organisation einer „gerechteren Verteilung des Volkseinkommens" reagieren wir, sondern mit einer Wandlung des Lebensstils, die aus der Anschauung von der sinnvoll in sich gegründeten Ganzheit der Volksnatur erwächst, eines neu zu schaffenden Lebensstils, den der totale Staat der Zukunft im Ansturm gegen das „Überreich der Technik" verwirklichen muß.

Wie sich so an der Wende zweier geistiger Welten die Einheit, Ganzheit und Wirklichkeit der Nation gestaltet, zeichnet Gert Buchheit mit seinem knappen Versuch über „Franz von Papen" in lebendigem Aufriß. Vor dem gewaltigen Hintergrund erscheint das magere Gelehrtenprofil Brünings, der den Übergang von der Parlamentsherrschaft zum Autoritätsstaat vorbereitete, und das Schemen des „Taktikers der halben Lösungen" von Schleicher. Sie umrahmen das plastische Porträt Papens, der sich als Prototyp des Verfechters revolutionär-konservativer Weltanschauung darstellt, des Menschen, der nicht nur das Politische, sondern zutiefst das Moralische will, erfüllt vom flammenden Glauben an die abendländisch-christliche Aufgabe der Deutschen, dem es nicht um die Vordergründe der Politik geht, sondern vor allem um die innere geistige Wandlung aus den Tiefen eines bestimmten und bestimmenden Willens. Der Versuch, Geschichte aus Leben und Handeln eines Einzelnen zu exemplifizieren, ist durchaus gelungen, und darüber hinaus ein wertvoller Beitrag zur Frage des volksorganischen Wertes der Einzelpersönlichkeit. Ein kleines Buch, das eine große Aufgabe gültig löst. *Bertram*

Platon, „Der Staat", deutsch von August Horneffer, eingeleitet von Kurt Hildebrandt. Alfred Kröner-Verlag, Leipzig.

Platons „Staat" zu empfehlen erscheint uns müßig; wohl aber muß der von August Horneffer übertragenen und in Kröners vorzüglicher Taschenbibliothek als Bd. Nr. 111 erschienenen Ausgabe Erwähnung geschehen. Ihr besonderer Wert liegt — wie bei allen Büchern dieser umfassenden Serie — in der Preiswürdigkeit, Form und Textbearbeitung. Das für unsere politische Gegenwart unerhört aktuelle Werk des antiken Philosophen dürfte in dieser vorbildlichen Verdeutschung — die weit über das rein Philologische hinausgeht — nicht nur das Interesse des Fachmanns, sondern auch das des gebildeten Laien in Anspruch nehmen. *A. W. R.*

Delbrück-Molinski, „Weltgeschichte für Alle", Deutsche Verlagsgesellschaft, Berlin. 2 Bde. Preis pro Bd. RM. 4,80.

Dem Mangel an einer handlichen, für den Allgemeingebrauch bestimmten Weltgeschichte hilft dieses zweibändige, ca. tausendseitige und mit 400 Abbildungen ausgestattete Werk in vorbildlicher Weise und ohne jede stoffliche Beeinträchtigung ab. In Zeiten starker politischer Inanspruchnahme eines jeden einzelnen erscheint uns dieses ausgezeichnete Werk als ganz besonders begehrenswert und willkommen. Aufgebaut auf der grundlegenden Arbeit Delbrücks bietet es unter Berücksichtigung der modernsten Forschungsergebnisse mit seinem von den ersten Epochen der Historiographie bis zu den geschichtlichen Ereignissen der jüngsten Zeit reichenden Text ein ebenso treffliches Lehrbuch als auch Nachschlagewerk. Der so nieder als möglich gehaltene Preis ermöglicht die Beschaffung dieser beiden nützlichen Bände ohne besondere Schwierigkeiten. Hier liegt zum erstenmal ein wahres „Volksbuch der Weltgeschichte" vor, das jeder, der nicht stumpf und uninteressiert den Ereignissen der Vergangenheit und Gegenwart gegenübersteht, besitzen soll. *A. W. R.*

REDAKTIONELLE NOTIZ:
KÜNSTLER DER „JUGEND"

Die auf Seite 294 dieser Sonder-Nummer wiedergegebene Arbeitergruppe von Paul Bürck-München, ist die etwa 12fache Verkleinerung eines Teil-Kartons zu dem für die Borstei in München bestimmten Monumental-Fresko „Das neue Reich", das im Herbst dieses Jahres enthüllt werden soll. *A. W. R.*

An dieser Stelle machen wir auch darauf aufmerksam, daß Exemplare dieser Sonder-Nummer für Propagandazwecke bei Mindestabnahme von 100 Stück zum Vorzugspreis von M. 0.30 pro Stück abgegeben werden. *Redaktion und Verlag der „Jugend"*

DIE KUNSTZEITSCHRIFT

„Der Sportfischer"



soll von **jedem waidgerechten** Sportfischer gehalten werden. *„Der Sportfischer"* bringt Text- und Bildermaterial aus aller Welt, darunter auch große mehrfarbige Kunstdrucke

½ jährlich RM. 3.—, jährlich RM. 6.—. Man abonniert bei seinem Briefträger, beim Postamt oder direkt beim

FISCHEREISPORT-VERLAG DR. HANNS SCHINDLER,
Fischerei-Buch- u. Kunsthandlung
München NW 2, Karlstraße Nr. 44
Tel. 59 61 60

AGRIPPINA



Versicherungen

LANDESVERWALTUNGSSTELLE BAYERN
MÜNCHEN, KAULBACHSTRASSE 89

TELEFON 31274, 32899, 32363

gründer: Dr. GEORG HIRTH. — Verantwortlich für die Schriftleitung: ARNOLD WEISS-RÜTHEL; für die Anzeigen: GEORG POSSELT, beide in München. — lag: G. HIRTH VERLAG AG., München. — Für die Herausgabe in Österreich verantwortlich: J. RAFAEL, Wien I. Graben 29a (Eingang Trattnerhof). — Für die Redaktion Österreich verantwortlich: MARIANNE RAFAEL, Wien XIX. Hochschulstraße 25 — Alle Rechte vorbehalten. — Nachdruck strengstens verboten. — Copyright by G. HIRTH RLAG AG., München. — Druck: G. HIRTH VERLAG AG., Buch- und Kunst-Druckerei, München, Herrnstraße 10. — D.-A 9000. — Entered as second class matter, Postoffice New York, N. Y. — Manuskripte sind nur an die Redaktion der „Jugend", München, Herrnstraße 10, zu senden: Rücksendung kann nur erfolgen, wenn Rückporto beiliegt.

Eine Antwort

Erich Wilke

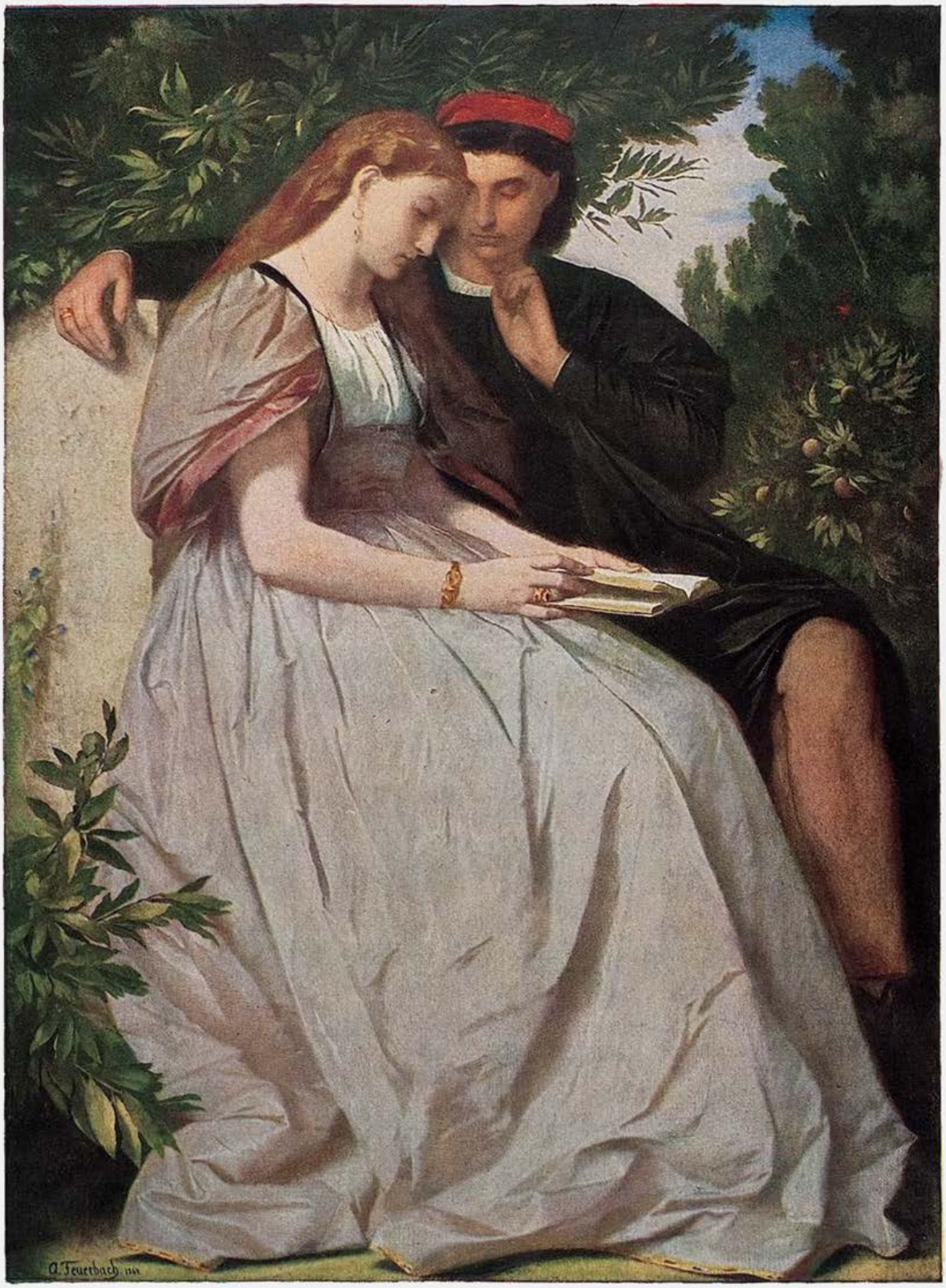


„Und wie viele unter euch sind für Frankreich?“
„Wenn wir wieder deutsch sind — alle!“

JUGEND

PREIS 60 PFENNIG

MÜNCHEN 1934 / NR. 20



Francesca da Rimini

Anselm Feuerbach †

J U G E N D

39. JAHRGANG

1934 / NR. 20

Gang in den Frühling

VON MAX F. BEVERN

Schon lächeln die ersten Boten des Frühlings!
Aber, wenn verfall'nes Gemäuer sich grünend umsäumt,
So fiedelt der Lenz erlösend auf lockender Geige,
Bis seine dunklen, purpurnen Töne alles zum Blühen erweckt
Bläue des Himmels wird tiefer, und goldner der Tag,
Und Abend legt seine sinkende Stirne in wärmendes Rot.
Frostige Dinge entwandern wie schauernde Winde,
Die das Vergilbte der Zeit in heimliche Meere verweh'n.
Heil'rer wird der beklommene Fluß, der grämlich die Ufer beschwatzte,
Und froher der dürftige Anger, daß selbst den trüblichen
Kirchhof ein tröstliches Leuchten verschönt, wie Sterne die Nacht.
Weiß betet ein Baum. Sanft flötet die Amsel. Ein Hirte
Sinnt, mit gefalteten Händen, vom Wunder des Werdens berührt.
Glocken entführen, wie Träume, die Herzen zu seligen Höhen,
Und der Schauende sieht schon die Früchte des Jahres in heiliger Hut;
Ihm hellt sich, wie rosige Frühe des Morgens, die Seele,
Und Blitze der Ahnung entschleiern die Tiefen göttlichen Seins

EINE LAUNE DER MARCHESA

VON PETER SCHER



Die Marchesa Roccabuone hatte es diesen Morgen gründlich satt, sich das Frühstück ans Bett bringen zu lassen. Sie verließ schon in aller Frühe den Palazzo in der vornehmen Via Corsica. In einiger Entfernung nahm sie ein Taxi und ließ sich geradenwegs nach der Via San Lorenzo fahren, wo es bestimmt nicht vornehm zugeht. Sie bezahlte den Chauffeur, der vor der schönen Erscheinung wie Eis an der Sonne schmolz, und bog nun mutig in Straßen ein, die sich keines besonderen Rufes erfreuen.

Alles interessierte sie. Einer zerlumpten Gestalt, die auf einer Treppe schlief, zauberte sie ein Fünflirestück in die Tasche, einem Straßenhändler kaufte sie Schnürbänder ab, und als sie eine Gruppe lebhaft debattierender armer Teufel sah, blieb sie stehen und hörte aufmerksam zu. Ihre Teilnahme war so echt, daß sie unwillkürlich gestikulierte. Erst als die vornehme Gestalt Aufsehen zu erregen begann, ging sie rasch weiter. Eine dicke alte Frau in Lumpen rief ihr etwas Unschönes nach.

An der Piazza Sarzana blieb die Marchesa vor der Auslage eines kleinen Damenfrisiersalons stehen. Es schlug zehn Uhr. Die Marchesa fühlte sich frisch und heiter. Sie empfand große Lust, etwas zu unternehmen. Aus dem Lädchen hörte man fröhliches Mädchengeschnatter. Die Dame entsann sich, gehört zu haben, daß dies die Gegend der beutesuchenden kleinen Straßenmädchen sei. Wie — wenn auch die da drin Frauen dieser Art wären? Eine Neugier nahm die Marchesa gefangen.

Ob ich es wage, hineinzugehen?

Ist es nicht doch unmöglich?

Lächerlich — einer Marchesa ist nichts unmöglich. Ich will hineingehen — um jeden Preis!

Sie sah empor. Auf dem Schild stand der Name Giovanni Battista Barbagelata.

Der Name amüsierte sie königlich.

Sie trat ein.

Ein Stübchen von zehn Fuß im Quadrat — mit Menschen und Dingen vollgestopft, ein Stimmengewirr und Gelächter, heftiger Parfümgeruch — die Marchesa prallte zurück.

Aber schon rief Signor Barbagelata, der in eigener Person eines dek Dämchen unter dem Kamm hatte, die gnädige Frau möge nur unbesorgt nähertreten. Die Friseursfrau schwang geschickt einen Stuhl hinter einem Vorhang hervor, und die Marchesa saß, ehe sie noch recht wußte wie, zwischen den lustig plaudernden Mädchen.

Alles ging so einfach und selbstverständlich, daß die große Dame aus der Via Corsica sogleich empfand, hier werde sie sich in der gewünschten Art entspannen können. Um für diese Übung Zeit zu gewinnen, verlangte sie Dauerwellen.

„Aber gewiß — mit dem größten Vergnügen, Signora", sagte der Meister, „nur einen kleinen Moment Geduld".

Die Marchesa hätte keine Italienerin sein müssen, wenn sie nicht gewußt hätte, daß der kleine Moment einen ganzen Vormittag bedeuten würde. Aber das war ihr gerade recht. Sie setzte sich bequem hin und begann, das Milieu zu studieren.

Die Mädchen, deren fröhliches Geschnatter sie angelockt hatte, betrachteten nach italienischem Brauch die Signora genau so eingehend, wie diese sie abschätzte. Das Resultat fiel zur beiderseitigen Zufriedenheit aus.

Es sind kleine Mädchen von der Straße! dachte die Marchesa entzückt.

Sie ist eine Dame! dachten die kleinen Mädchen geschmeichelt.

Die Konversation ging unterdessen weiter.

Die blonde Signorina Palmira (mit dem im ganzen Bezirk bekannten Beinamen La Bionda) erzählte von ihrem Freund Baccicia, der nach wie vor nett zu ihr sei und ihr erst kürzlich ein Abendkleid geschenkt habe, mit dem sie in Pegli direkt einen Sensationserfolg hatte. Na, er habe es ja auch dazu. Er sei verliebt, wie je — „denken Sie, meine Dame — nach fünfjähriger Freundschaft!" wandte sie sich stolz an die Marchesa.

Die Marchesa bewunderte gebührend Baccicias Treue und wollte der Hoffnung Ausdruck geben, daß es weiter so gut gehen möge. Aber Signorina Palmira schüttelte ablehnend den Kopf. „Fünf Jahre sind schon lange zu viel!“ Sie wolle sich bald verändern. Was die Signora zu Paris meine — oder zu Berlin? Ob man dort Aussicht habe, gut zu verdienen?

Die Marchesa wunderte sich im stillen, daß sie statt einer Ohnmachtsanwandlung nichts als Vergnügen empfand. Indessen war es nicht ganz leicht, die Frage erschöpfend zu beantworten. Glücklicherweise war der Meister inzwischen mit seiner Dame fertig geworden. Die Marchesa mußte sich an deren Stelle setzen und wurde in Arbeit genommen. So war sie etwas gedeckt und konnte sich mehr aus dem Hinterhalt an der Debatte beteiligen.

Es war herrlich, die Zeit verging wie nichts.

Die Mädchen zwitscherten drauflos. Zwischenhinein tuschelten sie und tauschten ihre Ansichten über die Qualität der Dame aus. Alles sah und hörte die Marchesa. Es war ganz reizend.

Als der Meister eine Zeitlang gearbeitet hatte, seufzte er und verhehlte nicht, daß er Appetit habe. Die Dämchen klatschten in die Hände. Signorina Carmela (unter dem Namen Occhibelli-Schönauge bei den englischen Seeoffizieren rühmlichst bekannt) schlug vor, Farinata zu essen und einen Schluck Rotwein dazu zu trinken.

„Brava! Farinata!“ schrie Signorina Pina (La Ricciuta — Die Gekräuselte) elektrisiert. Die Friseursgattin stand schon bereit, die Farinata zu holen. Die drei Mädchen legten zusammen und gaben der Frau das Geld. Die Marchesa, deren Haar inzwischen gewickelt worden war, hob demonstrierend beide Hände. Dann müsse sie den Wein dazu geben dürfen.

Es wurde ihr gern gestattet.

Wein und Farinata kamen. Das Manikuretischchen wurde abgeräumt.

„Alla salute!“ sagte der Meister. Alle bissen von der Farinata ab und tranken einen Schluck. Die Marchesa erweckte mit ihrem nach allen Seiten gesträubten Haar den Eindruck eines liebenswerten Gorgonenhauptes.

Als sie fertig waren, sagte die Dame, deren Laune nun nichts mehr zu wünschen übrig ließ, sie habe Appetit auf ein wenig Schinken. Die Mädchen fanden die Idee hinreißend und erlaubten gern die Bestellung. Der Meister strahlte über das ganze Gesicht.

Der Schinken kam und wurde verzehrt.

Er sei etwas salzig gewesen; man habe Durst bekommen, warf der Meister ein — nichts sei besser gegen Durst als eine Wassermelone.

Alle klatschten in die Hände. Die Friseursgattin schoß hinaus und kehrte mit einer tüchtigen Melone zurück. Wie üblich, wurde ein Dreieck herausgestochen, um zu sehen, ob sie ganz frisch sei. Sie war frisch. Die Melone wurde zerschnitten. Jeder erhielt gewissenhaft seinen Teil.

Die Mädchen kicherten. Endlich brachte eine, wie sich das gehört, den alten genuesischen Witz aufs Tapet. Die Melone gewährt dreierlei Genuß: Man ißt davon, man trinkt gern davon und wäscht sich zugleich das Gesicht damit.

Ungeheuere Heiterkeit.

Die Marchesa hatte den uralten Witz nie gehört. So vornehm war die Marchesa.

Wie sie im besten Melonenessen waren, klingelte das Telefon. Der Meister ging hin. Eine Dame wünschte, gleich frisiert zu werden. „Es ist Linda“, sagte der Meister, zu den Mädchen gewendet. Sie wollten sich ausschütten vor Heiterkeit. Linda wollte den Meister wegholen — jetzt, wo sie Melone aßen! Zum Totlachen. Sie kannten Linda. Linda war ihre Kollegin.

„Unmöglich!“ trompetete der Meister ins Telefon. „Bin ungeheuer beschäftigt!“

Ein Orkan war nichts gegen die Ausgelassenheit der Mädchen; sie wälzten sich vor Vergnügen.

Es wurde zwölf, es wurde eins — die Marchesa hatte nun den Trockenhelm auf dem Kopf. Ihr Wohlbefinden kannte keine Grenzen.

Die kleinen Mädchen streichelten ihre Arme und bewunderten buchstäblich alles an ihr. Die Handtasche der Marchesa war aufgegangen. Ein Brief lag am Boden. Palmira stürzte sich wie ein Habicht auf den Brief. Ihre Augen waren wie verklärt, als sie die Adresse sahen: Marchesa Roccabuone. Palmira starrte entgeistert auf das Papier. Carmela und Pina starrten mit. Der Meister verrenkte sich den Hals.

Es war still wie in der Kirche.

Alles dies ereignete sich hinter dem Rücken der Marchesa, die sich nicht erklären konnte, was vorging.

Plötzlich sagte Carmelia, genannt Occhibelli: „Scia Marchesa!“ „Scia“ ist genuesisch und bedeutet Signora. Daß sie es so im Dialekt sagte, war eine große Zärtlichkeit und eine Huldigung des Volkes.

Der Meister rollte vor Begeisterung die Augen wie ein Neger.

Die Mädchen schnatterten durcheinander: „Wir haben es gleich gewußt — sie ist eine ganz große Dame! Nur ganz große Damen können so liebenswürdig sein!“

Die Marchesa, die nun endlich begriff, stand auf und küßte die drei Mädchen der Reihe nach auf die schön bemalten Bäckchen.

Und war restlos glücklich.



Orig. Scherenschnitt Julie Hahn



St. Georg — Marées

Sankt Görg

Sankt Görg, das iſt der Ritter wert
mit Schild und Küraß, Dolch und Schwert ...
damit ſticht er dem Drachen,
der allerweg ſich tückiſch rührt
und nichts als Gift im Maule führt,
gar trefflich in den Rachen.

Das iſt der Ritter Wahrheitstreu,
Der fürcht nit Drachen, Wolf und Leu,
zückt ohne Fehl das Eiſen.
Sein Stich iſt feſt, ſein Hieb iſt gut,
damit wird er der Drachenbrut
bald ſeine Kraft beweiſen.

(Auf einem alten Votivbild in der Kirche zu Rattenberg)



Alte Mühle in Saarburg

Theo Blum



Kinderbildnis — Josef Sauer

ELSE RÜTHEL:

Das Kind

Ich hab' dich getragen, ich war wie ein schreitender Baum.
Ich hab' dich geboren, ich gab dich frei in den Raum.

Nun sind wir getrennt und sind doch inniger Eines,
denn wir sind gedoppelt, ein Großes zugleich und ein Kleines.

Wir sind die Schalen einer heiligen Waage.
Du bist die Antwort, ich war die fruchtlose Frage.

Wir sind der Reim, den Gottes Lippe spricht
in seinem früchteschweren Weltgedicht.

WILHELM LICHTENBERG:

Sie konnten zusammen nicht kommen . . .

I.

Durch einen jener schicksalbestimmenden, unerforschlichen Zufälle blieben sie in dieser großen, gleichgültigen Gesellschaft für einen kurzen Augenblick allein. Inge und Artur.

Und wie aus heiterem Himmel nahm Artur plötzlich Inges Hand, küßte sie und flüsterte heiß: „Damit Sie es wissen, Inge, ich liebe Sie! Und ich will, daß Sie meine Frau werden!"

Inge blieb einen Augenblick lang ganz stumm. Dann senkte sie langsam den Kopf zu ihm nieder, sah mit einem traurigen Blick über ihn hinweg und fragte behutsam:

„Wie alt sind Sie, Artur?"

„Dreiundzwanzig."

„Dreiundzwanzig . . . Artur! . . . Ich bin sechsundzwanzig . . . Sechsundzwanzig . . . Also um ein ganzes Jahrhundert älter als Sie. Nein, Artur! Ich könnte sie lieben, aber nicht heiraten. Es tut nicht gut, wenn die Frau um drei Jahre älter ist als der Mann. Sehen Sie es ein, liebster, liebster Artur?"

II.

Nach sieben Jahren führte sie dieser wunderbare Zufall wieder zusammen. Inge und Artur.

„Wie geht's Artur?" fragte sie in wehmütiger Erinnerung jener seltsam bangen Stunde, da er ihr seine Liebe gestanden hatte. „Was macht die verehrte Frau Gemahlin? Die lieben Kinderchen?"

„Ich habe weder eine verehrte Frau Gemahlin noch liebe Kinderchen. Ich bin unverheiratet geblieben, Inge."

„Unverheiratet?"

„Ja. In Erinnerung an Sie! Und es gibt noch immer nur eine denkbare Frau für mich: Sie, Inge!"

Mit einem Seufzer fragte sie: „Wie alt sind Sie jetzt, Artur?"

„Dreißig."

„Dreißig! . . . So alt wie ich! In zwanzig Jahren sind wir beide fünfzig. Nur daß ein Mann mit fünfzig noch immer ein junger Mann ist, während eine Frau mit fünfzig . . . Nein, Artur! Schlagen wir uns das aus dem Kopfe! In Ehen zwischen Gleichaltrigen ist man nur sehr kurze Zeit glücklich. Und dann kommt eine endlos lange, bange Zeit . . ."

III.

Viele Jahre vergingen. Endlos viele. Der Zufall, der inzwischen auch älter und bösartiger geworden war, richtete es so ein, daß Artur einen Theaterplatz neben Inge zu kaufen bekam.

Nach dem ersten Erschrecken des Wiedersehens saßen sie dann drei ewige Lustspielakte Ellbogen an Ellbogen und sprachen kaum ein Wort.

Nachher bat er sie in ein Restaurant.

Artur war inzwischen grau geworden und Inge blond.

Sie aßen ein Menü mit vielen Gängen und wenig Worten. Von Zeit zu Zeit suchten sich ihre heimlichsten Blicke und keiner von beiden sagte was er dachte.

Endlich, nach dem Mokka, meinte er doch: „Wie schade, daß Sie sich damals an Äußerlichkeiten gehalten haben! Wir könnten jetzt ein sehr glückliches Paar sein."

„Oder sehr unglücklich", erwiderte sie mit einem nachsichtig prüfenden Blick auf ihn.

„Ist uns denn das Schicksal gar so hold gewesen, Inge? Schlimmer als es ist hätte es doch nicht werden können. Ich bin ledig geblieben und Sie sind seit zwei Jahren geschieden."

„Wer kann ein Leben voraussehen?"

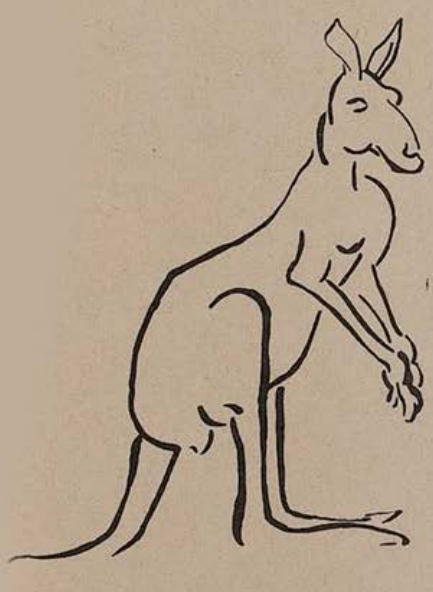
„Aber rückwärts schauen kann man glücklicherweise. Inge! Noch immer ist es nicht zu spät! Ich habe auf Sie gewartet! Werden Sie jetzt meine Frau!"

„Wie alt sind Sie, Artur?"

„Achtundvierzig."

„Allmächtiger Gott! Achtundvierzig? Schon? Und ich bin achtunddreißig. Um ganze zehn Jahre jünger als Sie! Nein, Artur! Der Mann soll ja um etwas älter sein als die Frau. Aber doch nicht um ganze zehn Jahre! Es geht wirklich nicht, Artur!

LIEBE JUGEND!



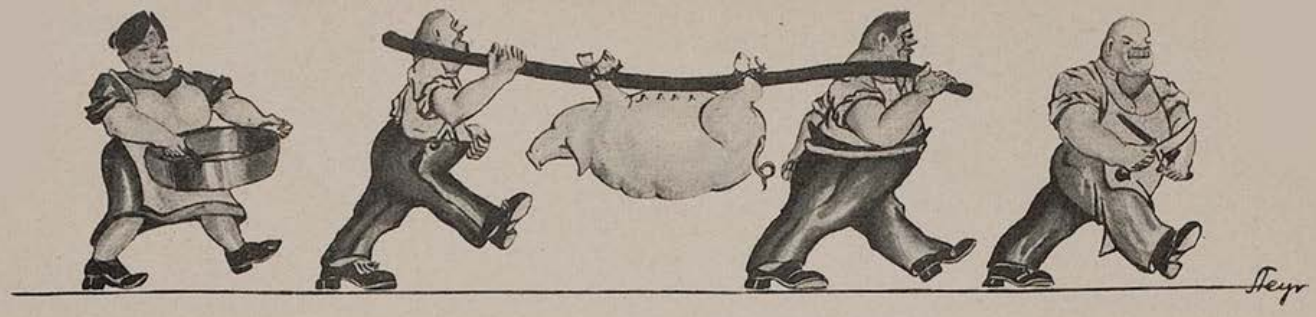
E. Erkens

Tante Else, die allseits geliebte Kindergärtnerin eines Münchner Vorstadtkindergartens, wählt eines Tages in der Märchenerzählstunde die Geschichte des Sündenfalles und erzählt ihren begierig aufhorchenden Kleinen, auf möglichst einfache, kindliche Weise diese biblische Begebenheit. Um nun zu erfahren, was die Kinder von der Geschichte verstanden und gemerkt hatten, läßt sich die liebe Tante von einem kleinen, etwa fünfjährigen Mäderl, das sich hierfür gemeldet hat, die Erzählung wiederholen und dabei kommt folgendes zutage:

S' is amal a großer Garten gwen, a schöna mit vuil Bluma und Bam und Viecha drin, den hat mas Poradies ghoaßen. Das is a Mann drinna rumganga und hat gwoant, weil er so aloans war. Des hat aber an lieben Gott derbarmt und er hat ehrm a Frau gmacht, aus lauter Erden, zerscht is ganz schwarz gwen, na is weiß worn und nacha hat sa sie a bisserl grührt und hat gsagt so: mit dera konst jetzt essen und mit dera konst reden, bloß von dem großen Apfibam da drent, da derfz koane Apfi nehma sonst werds alle zwoa krank. Aber wia nacha der liabe Gott amal net dahoam gwen is, nacha sans do zu dem Apfibaum ganga und ham von den schöna, roten Apfi gessen und auf dem Bam is a große Schlanga drom gwen und die hat gsagt, eßts nur zua, eßts nur zua. Nacha is der liabe Gott mitm Sabi kemma und hat alle zwoa nausghaut.



Tiere



Gert Lynch:

Geißlinger's schlachten ein Schwein

Herrn und Frau Geißlingers Ehe ist kinderlos geblieben. Sie haben sich frühzeitig damit abgefunden und sprechen einander mit „Vater" und „Mutter" an. Ihr Gütchen, zu dem sechs Tagewerk Grund gehören, liegt in einem Weiler in Niederbayern, abseits von der Heerstraße, zwischen welligen Äckern, sauren Wiesen und schütterem Mischwald. Das einstöckige Haus ist bläulich getüncht, das verwetterte Balkenwerk tritt grau heraus. An der Giebelseite, wo das Winterholz in der Schichte steht, ist eine Muttergottes in die Wand eingelassen. Die Morgenseite des Hauses enthält die Wohnräume, die Abendseite dient als Stall und Stadel. Die Tenne ist gleichzeitig Wagenschuppen. Im Stalle steht eine rotweiß gefleckte Kuh, Lisei mit Namen. Dazu kommen zwei Schafe und fünfzehn Hühner, der Hahn inbegriffen. Im Garten, der sich rechteckig anschließt, gedeihen zwei Dutzend halbveredelte Birn- und Kirschbäume. Mit dem Laub der letzteren streckt Vater Geißlinger seinen selbstgebauten Tabak. Das Blumenbeet, zwischen roten Rüben und schwarzen Rettichen ausgespart, wuchert von Stiefmütterchen, Immergrün und Tomaten. Gegessen werden diese Tomaten nicht, sie gelten als Ziergewächse. Eine mannshohe Hecke verschnittener Fichten umgürtet das Anwesen, welches die Hausnummer 7¼ trägt.

Da der Ertrag des Höfchens nicht ausreichend ist, arbeitet Vater Geißlinger zeitweise im Steinbruch. So kommt immer wieder ein wenig Bargeld ins Haus. Und eines Tages nimmt man den doppelten Wochenlohn her, um auf dem Viehmarkte ein Ferkel zu kaufen. Es ist noch so klein, daß es bequem in einer Futterschwinge nach Hause getragen wird.

Mutter Geißlinger schlägt die Hände über dem Kopfe zusammen, so winzig ist dieses Tier. Sie macht eigens eine Runde in der Nachbarschaft und erkundigt sich eingehend, wie so ein Ferkel am besten zu füttern sei. Sie hat noch keine Erfahrung darin, es ist ihre erste Sau.

Das „Farei", wie es hierzulande genannt wird, findet auf einmal so viel Schlapper- und Magermilch in seinem Troge, daß ihm das Grunzen vergeht. Es bekommt einen heftigen Rotlauf und ist nahe daran, zu verenden. Jeder, der das kranke Tier sieht und um seine Meinung befragt wird, zuckt mit den Achseln, um nicht zu sagen: hier ist nichts mehr zu wollen. Aber Mutter Geißlinger gibt nichts so schnell auf. Sie erneuert unermüdlich ihre Wickel und gibt geriebene Holzkohle in den Trank, weil das „versetzt" und den Rotlauf zum Stocken bringt.

Und wirklich, sie hat eine glückliche Hand! Nachdem die Krise vorüber ist, läuft das Farei wieder im Stalle herum, steckt den Rüssel in jedes Bodenloch und wühlt, schnauft und knorkst, daß man es schon von draußen hört. Aber alles ist noch nicht überstanden. Eines Tages kommt der Mann, der dafür sorgt, daß es kein Eber wird, das Farei. In wenigen Minuten ist diese kleine Operation vorbei, jedoch das Tier braucht zwei volle Wochen, bis es wieder bei Laune und Appetit ist. Nun aber gedeiht es ausgiebig. Es überwintert bei Kleie, Kartoffeln und Rüben, und als es im März erstmals gewogen wird, hat es fast siebzig Pfund. Jetzt darf es täglich heraus in den Hof, und wenn Mutter Geißlinger es anlockt und „gusch, gusch, gusch!" ruft, dann läuft es hinter dem Rocksaum her wie vom Strick gezogen.

In diese Zeit fällt auch die Anbiederung mit Wastl, dem Kettenhund. Wastl's Rasse zu bestimmen, das würde selbst einem Tierarzte schwer fallen, aber der Hund erfüllt seinen Zweck, er ist wachsam und auf den Mann dressiert.

Als das Farei zum ersten Male an der Hundehütte vorbeischnüffelt, schießt Wastl wie ein leibhaftiger Satan heraus und beißt aufs gradewohl zu. Das Farei gibt einen hellen Quieks von sich, beutelt grimmig den Kopf und rüsselt dann, wie wenn gar nichts geschehen wäre, den Rasen auf. Wastl steht stock und steif da, und aus seinem Maule schwabbelt ein halbes Schweinsohr, glatt abgerissen. Der Hund besinnt sich, wie er dran ist, frißt happig den weichen Knorpel, schlupft in die Hütte und kommt nicht mehr heraus. Das Farei indessen gerät glücklich an Wastl's Futternapf und schlürft und schmatzt solange darin herum, bis er wie blankgescheuert aussieht.

Das wiederholt sich nun öfters. Das Farei, heraus aus dem Stall und an Wastl's Futtertopf, das ist eins. Der Hund legt den blutgierigsten Ton in sein Knurren, aber das Farei ist nicht zu verschüchtern, es mampft und grunzt gütlich weiter.

In ganz kurzer Zeit hat sich Wastl daran gewöhnt. Er knurrt immer sanfter, und schließlich läßt er es ganz sein. Und eines Tages reibt das Farei seinen juckenden Ranzen an Wastl, dem Kettenhund.

Auch bei Lisei, der Kuh, erobert es eine Nahrungsquelle. Mutter Geißlinger wundert sich, daß die Schecke so wenig Milch gibt. Lisei hat erst vor dreizehn Wochen gekälbert! Irgend etwas scheint hier nicht im Lote zu sein. Da löst sich das Rätsel in unerwarteter Weise: Mutter Geißlinger kommt außer der Zeit in den Stall und sieht zu ihrem Entsetzen, wie das Farei am Kuheuter hängt und aus Leibeskräften am Saugen ist. Die Schecke dreht große Augen dazu und hebt abwechselnd ein Hinterbein.

Seitdem darf das Farei nicht mehr frei im Stalle herumlaufen. Es bekommt einen Verschlag für sich. Als es jetzt wieder gewogen wird, hat es bereits fünfviertel Zentner. Es verliert langsam an Beweglichkeit, denn der erste Speck setzt sich an. Die Freßgier indessen wird immer größer. Nichts ist mehr sicher. Die Nestkörbe der Hühner müssen höher gehängt werden, damit das Farei nicht über die Eier kommt. Die Kernseife am Brunnenstein, die Wagenschmiere unter der Hausbank, das Speckwürfelchen an der Mäusefalle, das alles wird aufgeschnüffelt und stracks verschlungen. Eine reichliche halbe Stunde vor der Fütterungszeit beginnt das hungrige Farei zu spektakeln. Es trompetet, belfert und quietscht, als ob es am Spieße stäke. Mutter Geißlinger füllt ihren größten Eimer bis obenhin, um das Tier satt zu kriegen. Dann aber liegt es mit rundem Ranzen im Stroh, ächzt und bläst Luft und ringelt dreimal den Schwanz.

Vater und Mutter Geißlinger sind direkt stolz auf ihr Farei. Es wird von Monat zu Monat fetter und massiger. Es läuft nicht mehr, sondern es watschelt, und bei jedem Schritte wippt der Kopf hinter der ziehenden Last des schwappenden Bauches.

Ein Viehhändler, der das Tier sieht und auf zwei Zentner und zwanzig schätzt, bietet den höchsten Marktpreis dafür. Aber Geißlingers geben es nicht her. Sie wollen es selber schlachten.

An einem Sonntage geht Vater Geißlinger „pecheln". Er bringt ein Säckchen Kiefernharz heim, schmilzt es, läßt es erkalten und quetscht

es zu Staub. Damit soll das Farei vor dem Abbrühen eingerieben werden, dann schaben sich die Borsten nochmal so leicht ab. Ferner drechselt er sich zum Aufhängen des Tieres ein Krummholz zurecht, dessen eingekerbte Enden für die Flechsen der Hinterläufe bestimmt sind, damit das Ausschlachten handlich vonstatten geht. Mutter Geißlinger deckt sich beizeiten mit Kümmel und Meiran ein und leiht einen Fleischwolf aus. Und endlich, zwei Tage vor Allerheiligen, ist es so weit. Das Farei soll nun geschlachtet werden. Vater Geißlinger, der aus einer Bauernfamilie stammt und dem das Töten eines Schweines nichts Neues ist, beschließt, das Abstechen selbst zu besorgen, um Kosten zu sparen.

Der Fleischbeschauer in der Person des Gemeindedieners ist auf vormittags neun Uhr bestellt. Langsam beginnt das Brühwasser im großen Kessel zu sieden. Die Messer sind scharf geschliffen und liegen bereit. Mutter Geißlinger, eine weiße Emailleschüssel im Arm und einen Quirl in der Hand, steht zum Blutfangen bereit und bedauert ihr armes Tier. Vater Geißlinger treibt tätschelnd das Farei heraus und schnürt ihm die Läufe zusammen. Dann breitet er eine Schaube Stroh über die Erde, tritt einen Schritt zurück und greift nach der Axt. Er holt aus, zielt und will eben die stumpfe Seite zum Betäubungsschlag auf die Stirn sausen lassen, da wendet das Farei den Kopf und äugt neugierig empor. Der Schlag geht fehl und gleitet ohne Wucht auf dem Ohre ab. Das Farei beginnt mörderisch zu quieken, bäumt sich auf, sprengt die Schlinge an seinen Läufen und rennt, gerade als Vater Geißlinger verdrießlich zum zweiten Schlag ausholen will, rasend davon, über den Hof, durch das offene Gattertor, über Straße und Haferstoppel zum nahen Walde, um im Unterholz zu verschwinden.

Als das Ehepaar atemlos diese Stelle erreicht, ist vom Farei nirgends eine Spur zu erblicken. Sie teilen sich, Vater Geißlinger nach dieser, Mutter Geißlinger nach jener Seite, und suchen, klatschen und locken den ganzen Wald ab. Vergebens. Das Farei ist nicht mehr aufzustöbern.

Nach zwei Stunden ist Mutter Geißlinger mit ihren Kräften am Ende und hinkt nach Hause. Hier wartet schon lange der Fleischbeschauer. Er bekommt seinen Weg bezahlt und muß unverrichteter Dinge wieder abziehen. Ihr Mann habe heute dringend auf dem Bezirksamt zu tun und das Schlachten verschoben, lügt Mutter Geißlinger, denn sie fürchtet ein allgemeines Gelächter, wenn der wahre Sachverhalt bekannt würde.

Sie setzt sich ans Fenster und späht beunruhigt nach ihrem Manne aus. Ihre Geduld wird auf eine harte Probe gestellt. Es wird elf Uhr, zwölf Uhr. Da endlich kommen zwei Männer den Waldweg heran. Sie gehen hintereinander und halten nach Art einer Bahre in jeder Hand eine Stange. Quer drüber, mit einem Sack zugedeckt, das Farei. Mutter Geißlinger verwundert sich, daß das Tier so ruhig liegen bleibt. Und sie eilt den Männern entgegen.

Vater Geißlinger weicht dem fragenden Blick seiner Frau aus. Aber der andere, ein Steinarbeiter, berichtet in drastischen Worten, daß sich die Sau im Steinbruch hinter dem Walde maustot erstürzt habe, und Mutter Geißlinger soll es beileibe nicht tragisch nehmen, sondern sich einfach einbilden, daß heute schon Schlachtfest sei! Nur auf die Blutwurst, darauf müsse sie diesmal verzichten!



Voranzeige!

Nachdem der „Reitende Postillon" sein armes Rößlein schier zu Tode geritten hat und deshalb willens ist, fürderhin der wohlverdienten Ruhe zu pflegen, hat sich der Herausgeber entschlossen, nunmehr wieder per pedes apostolorum auf Reisen zu gehen und zu diesem Behuf den „Dachauer hinkenden Boten" in seine wohldotierten Dienste gestellt. Selbiger Bote — dessen Konterfei Meister Nückel gar säuberlich in Fassung und Form gebracht — wird künftighin die verehrlichen Leser und Freunde der „Jugend" seinem Wahlspruch getreu allerlei Kurzweil, Fröhliches und Belehrendes zu vermelden sich erlauben, wobei alle die Gebiete, als da sind: Philosophie, Kosmographie, Literatur, Medizin, Rechtsweistümer und anderes Brauchtum, Humoristika, Novellistika und andere Neuigkeiten, sympathetische Curen, Obskurantenwesen und Zauberey, kurzum Kulturhistorika in jeglicher Gestalt, wie sich selbige in Herzen und Sinnen unseres Volkes spiegelt, eine getreuliche Darstellung finden werden. Was die edle Politika betrifft, von welcher in unseren Tagen gelegentlich die Rede ist, haben wir uns entschlossen, selbige Materie mit großem Respekt zu umgehen, sintemalen uns der Herausgeber Martinus Pfefferius aus Dachauensis aus eigenster Kenntnis der Sachlage davon abgeraten hat. Sollte uns dieser Absicht zum Trotz gelegentlich dennoch eine kleine Malice mit in den Text rutschen, bitten wir alle die hohen Herren Amts-, Reichs-, Gau- und andere Leiter gar herzlichst um Entschuldigung. Wir sind allesamt gute Teutsche und als solche einem herzhaften Humor nicht abgeneigt, welche Neigung wir auch von jenen erhoffen, die heute das Hausregiment führen. Denn, um mit dem Altmeister Goethe zu reden: „Wer sich nicht selbst zum besten haben kann — der ist gewiß auch keiner von den besten..." nehmen wir Anstand, zu behaupten, daß unsere wohlaffektionierten Herren Politici einen biederen Scherz mit Vergnügen hinzunehmen geneigt sind und verbleiben in diesem Sinne

mit deutschem Gruß

„Der Dachauer hinkende Bote".

Erscheint erstmalig in Nr. 22 der „Jugend".

Spatzen hören dich an

Der Spatz ist über den größten Teil der Erde verbreitet, doch weist die größte Bevölkerungsdichte an Spatzen der Münchner Hofgarten auf. Hier leben laut vorsichtiger Schätzung fünfundachtzig Spatzen auf einem Quadratmeter. Trotzdem wird man niemals die Leiche eines ausgewachsenen Spatzen auffinden können. Vielleicht hebt er sich, wenn seine Zeit erfüllt ist, mit letzter Kraft seiner struppigen Schwingen in den Himmel auf, und wird dort von Gott, der alle Optimisten in sein Herz geschlossen hat, mit Freude empfangen. Denn Lebensbejahung ist die hervorstechendste Eigenschaft des Spatzen. Es wäre kaum denkbar, daß etwa zwischen zwei Martinigänsen ein Gespräch wie das folgende gepflogen würde: „Servus Peperl! Hast ja guat zug'nomma seit'm Winter! Muaßt vui Kuacha bampft hab'n vo die Tisch! Schätz' allawei auf fünf Gramm wos d' ang'setzt hast an deiner Wampen. No ja, d' Sonna und der blaue Himmi, da denkst nacha gar nimmer an' Winter ..."

„Freili net, denn was vorbei is, dös is vorbei, und ob überhaupts wieder amoi a Winter kimmt — wer kann denn dös heut' scho sag'n? Kunnt sei', das gar koaner mehr kimmt, nacha hättest di umasonst g'sorgt. Mir war's gnua!"

„Na ja, aber d' Schwalberln habn's halt doo besser g'habt! A Wintersaison auf Ägypten drunt' muaß net ohne sei'."

„Und i sag' halt, ma muaß si auf was freu'n könna im Leb'n, sonst is 's ganze Leb'n nix wert. Allawei d' Sonna auf die Federn und jeden Tag a Pfund Reg'nwürmer — ja, auf was sollst di denn nacha no freu'n? I sag' wia's is: 's erschte Bröckerl Schaumroll'n von an' Tisch weg g'stohl'n is ma liaber als wia a Kilo Baumläuf'."



„Na, und wia is nacha mit die Hendln? Jeden Tag mit Gerstenkörndln g'fuattert werd'n, kunnt ma scho passen. Aber balst nacha schö rund beinananda bist, werst abg'stocha und aufg'fressen. Hast aa nix davo."

„Jawoi, und a Kanari sei und „rollen" müassen dazua, wann's da a schiach's G'schpusi eini setzen in dein' Käfig, wär' aa net nach mein' Gusto. Da suach i mir scho liaber selber oane aus, dö wo mir g'fallt. — Pass' amoi auf, jetza setzen ma ins amoi an die Tisch hi und horcha zua, was d' Leut' reden!"

*

„Schönes Wetter heute, nicht wahr, Herr Doktor!"



„Tja, ganz richtig, h e u t e ! Doch darf uns diese vorübergehende und für den Augenblick erfreuliche Erscheinung nicht darüber hinwegtäuschen, daß die jeweiligen klimatischen Verhältnisse von der Stellung der Erdachse im Weltraum bedingt sind. Eine geringe Verlagerung dieser Achse, und Mitteleuropa fällt wieder in den Erstarrungszustand der Eiszeit zurück. In der Tat leben wir ja nur in der kurz befristeten Epoche einer Zwischeneiszeit, und ich gehe wohl mit der Annahme nicht irre, daß der im Unterbewußtsein des Menschen latent wirkende Pessimismus seine tiefe und nicht ganz unbegründete Ursache in der durch Generationen vererbten Eiszeitangst hat. Daß der primitive Mitteleuropäer nicht so stark wie der gebildete von den Einflüssen dieser Eiszeitangst bedrängt wird, ja, daß er mitunter sogar zu einem leichten Optimismus und einer gemäßigten Lebensbejahung neigt, liegt eben an der Unkenntnis der Materie. So könnte man denn sagen: Der Pessimismus, in seiner tiefen Begründung durch die Eiszeitangst, bildet einen fast untrüglichen Gradmesser der Bildung."

*

„Gel, Frau Meyereder, a schön's Wetter hab'n ma heut!"

„Ja, heut' scho, aber i sag' halt, a schön's Wetter is' immer 's beste Zeichen dafür, daß' wieder schlecht werd. Denn immer kann's net schön bleib'n, also muaß wieder schlecht werd'n. Und bal's schlecht werd, kriagst an' Katarrh, und der Katarrh legt si auf d' Lung', und auf oamoi bist ei'gsargt und woaßt net wia. Na, lassen S' mi aus mit'm schöna Wetta, dös is gfährli!"

„Ganz richti, schaugn S' nur amoi d' Frau Mooser o! Koa Wolken am Himmi, da sagt's, i woaß net, mi sticht's da!' No, nacha hat's no fimf Jahr g'lebt, und aus is g'wen. Mit zwoaradachtz'g Jahr' so g'schwind sterb'n müassen, dös is fei arg!"

„Und der Bua von der Frau Wiesinger hat si an rostigen Nagel in' Daumen einig'stessen."

„Und 's kloane Madl vo die Bichlmaier hat a hartnäckige Verstopfung."

„Ja, ja, wo ma hischaugt nix als wia Unglück in der Welt!"

*

*

„Ach Heinrich — oh du —!"

„Ach Dora — oh du —!"

„Sieh doch einmal, wie blau heute der Himmel ist!"

„So — so — das habe ich noch gar nicht bemerkt."

„Ich auch nicht, ich meinte doch auch nur so — —"

„Ach Dora — oh du —!"

„Ach Heinrich — oh du —"

*

„Sixt, Peperl, dene zwoa is' zwar 's Wetter aa wurscht, aber besser als wia die andern g'fall'ns ma halt doo no immer. Schad', daß der Mensch net allawei so bleibt, wia's der Herrgott vorg'habt hat mit eahm!"

A. W i s b e c k.



THEATER

Die Aufgabe

Zu Carl Zuckmayer, dem erfolgreichen Bühnenautor, kam eines Tages ein junger Mann und bat den Dichter um eine Unterredung; er hätte ihm eine Idee für ein Stück mitzuteilen.

„Dann erzählen Sie mal", munterte Zuckmayer den Jüngling auf.

„Also im ersten Akt treten zwei alte Landstreicher auf, die sich ihr Leben erzählen. Im zweiten Akt treten die Frauen von den beiden Landstreichern auf und erzählen sich auch ihr Leben. Wie finden Sie das bis jetzt, Herr Zuckmayer?" — Der Dichter zuckt etwas verlegen mit den Schultern: „Tja ... und was weiter?" — „Wieso weiter ...? Das übrige sollen Sie machen — Sie sind doch der Dichter, nicht ich!"

Der Dichter als Regisseur

Der Tiroler Bauerndichter Karl Schönherr war nicht nur ein leidenschaftlicher Kämpfer für die Bühne, sondern er setzte seinen besonderen Ehrgeiz ein, seine Stücke selbst zu inszenieren. Als er nun bei der Einstudierung seiner „Kindertragödie" einem jungen Schauspieler seine Anweisungen gibt, mischt sich plötzlich der Schauspieler Willi Thaller ein und sagt: „Herr Schönherr, das dürfens net machen, dem was vorspielen, das ist ein Anfänger, der macht's glatt nach."

Der Fehler

Nachdem der Vorhang über den letzten Akt des Stückes sich gesenkt und nur wenige Hände sich zum Beifall gerührt hatten, trat der Autor, ein junger unbekannter Dramatiker, in die Loge der „Prominenten" und wandte sich an den Dichter Frank Wedekind mit der Frage: „Und wie hat Ihnen mein Stück gefallen?" Wedekind besah sich aufmerksam den jungen Dichterling, legte die Stirne in ernste Falten und meinte: „Ihr Stück, junger Mann, ist nicht schlecht. Es hat nur einen Fehler?" — „Würden Sie mir den verraten?" erkundigt sich begierig der Autor. „Gerne, junger Mann. Der Held Ihrer Tragödie nimmt zum Schluß Gift; ich fände es bedeutend wirkungsvoller, wenn er sich erschießen würde!" — „Ja — warum denn das?" erwidert erstaunt der Neuling. — „Von dem Knall des Schusses", antwortet Wedekind in belehrendem Ton, „würde das Publikum wieder aufwachen!" —

Vorschlag für einen preiswerten und vertagungsfähigen Völkerbundspalast

Josef Gels



Erziehung

Lohmeier ist drei Jahre verheiratet. Da liegen die Honigmonde schon eine ziemliche Zeit zurück und es geschieht jetzt nur zu oft, daß die beiden Ehegatten in ein wildes Wortgefecht geraten, das Herrn Lohmeier meist nur als zweiten Sieger hervorgehen läßt. In einer dieser häuslichen Szenen platzt ihm die Galle und er brüllt seine rechthaberische Ehehälfte an: „Ich war ein Esel, als ich dich heiratete ...!" Frau Lohmeier aber behält kaltes Blut: „... und bist du jetzt nicht noch ein größerer Esel ...?" Lohmeier nun erst recht erregt: „Gott sei Dank — nein!" — Frau Lohmeier lächelt spöttisch: „Dann bedanke dich wenigstens bei mir, daß ich deine Entwicklung so günstig beeinflußt habe ..!"

Aus der Fahrschule

„Fräulein Müller, was machen Sie, wenn Sie einen Berg hinunterfahren und die Bremsen versagen plötzlich?"

„Ich springe aus dem Wagen und lege einen Stein vors Rad!"

Unterschied

Frägt Müller seinen Freund Meier: „Sag', ist deine Frau wirklich gefährlich krank?"

Meier: „Krank ist sie schon, aber gefährlich erst, wenn sie wieder gesund ist!"

Verbessert

Vater kommt nach Hause. Hans-Jörg springt zu ihm und verkündet frohlockend: „Heute habe ich Mutti veräppelt!" „Was sagst du da?" „Heute habe ich Mutti veräppelt?" „Aber so etwas sagt man doch nicht von Mutti." ... Nach einigem Nachdenken: „Heute habe ich Mutti veräpfelt."

Urlaubsreise

„Was, dein Mann ist schon von der Reise zurück? Ich dachte er komme erst in einem Monat!"

„Tja, die Untersuchungshaft wurde ihm miteingerechnet!"

Bildung

In einer größeren Gesellschaft im Hause der Frau Pollak, einer durch Inflationsgewinne hochgekommenen Bankiersgattin, wird über das endliche Zustandekommen einer Verlobung gesprochen, der sich die Eltern der Braut lange widersetzt hatten. Nachdem die verschiedenen Meinungen über die Einstellung der Brauteltern abgegeben worden waren, äußerte sich die Gastgeberin, Frau Pollak, kategorisch: „Ich weiß net, warum die Eltern sich so lang gesträubt haben. Er ist doch ein ganz netter Mensch und sie ist am Ende auch nicht die Venus, die warten kann, bis der Milo kommt, um sich um ihre Hand zu bewerben . . .!"

Instinkt

Sie: „Denke dir, John, als ich heute vormittag fort war, hat die Katze in der Speisekammer alles aufgefressen; nur den Kuchen nicht, den ich selbst gebacken habe."

Er: „Ja, der Instinkt der Tiere ist bewunderungswert."

Leerer Titel

Der kleine Willy: „Sag', Papa, was ist ein leerer Titel?"

Vater: „Zum Beispiel, wenn deine Mutter mich vor Gästen den Herrn des Hauses nennt."

Urteil

Kürzlich besuchte ich Dresden und versäumte auch nicht, mir die „Sixtinische Madonna" anzuschauen, die ich bisher nur von mehr oder weniger schlechten Reproduktionen her kannte. In dem Kabinett saßen auf den Bänken einige Zuschauer mit andächtigen Gesichtern und unterhielten sich im feierlichen Flüsterton. Plötzlich kommt in erregtem Schritt eine kleine korpulente Dame herein und prustet los: „Nu siehste, Emil — da is se, wiese leibt und lebt . . .!" Dieses impulsive Urteil war an einen nicht minder korpulenten Herrn gerichtet, der ihr auf dem Fuß folgte und jetzt in unverfälschtem Berliner Dialekt blitzschnell seinen Eindruck herausprustete: „Tja — da is se . . . echal so, wie uff de Photographien . . .!"

Autarkie

Frau Sophie versucht mit vorsichtigen Worten ihrem Gatten die letzte Schneiderrechnung mundgerecht zu machen: „Aber Liebling, ich kann dich wirklich nicht verstehen, warum du dich bei der kleinsten Sache, die ich mir machen lasse, so aufregst. Sogar die Bäume kriegen jedes Jahr ein neues Kleid . . ."

Der Gatte lächelt nachsichtig: „Da hast du sogar auffallend recht, mein Engel, aber du vergißt das Wichtigste — sie machens sich selber!"

Aus einer Geschichtsstunde in Sexta

Der Lehrer wiederholt. Vor einigen Monaten hatte er von Heinrich I. erzählt, von der Eroberung des alten Brandenburg (früher Brennabor) gesprochen. Jetzt fragt er nun: „Na, wer weiß denn noch die Stadt, die Heinrich eroberte?" Ein Finger hebt sich zaghaft . . . „Mercedes!"

Durchschaut

Mutter: „Willy, hör' doch endlich auf, den Vater so viel zu fragen! Du siehst doch, daß er schon ärgerlich wird."

Willie: „Aber, Mutti, doch nicht über meine Fragen!"

Mutter: „Worüber denn sonst?"

Willie: „Über die Antworten, die er nicht geben kann."

Stilblüte

„Womit wurde Napoleon III. für seine Hilfeleistung von Italien belohnt?"

„Mit dem Abtritt von Nizza."

Die Kugel

„Bei diesen miesen Zeiten bleibt einem nichts mehr übrig als die Kugel!"

„Nanu, Sie werden sich doch nicht erschießen wollen?!"

„Ach wo! Ich gehe jetzt jeden Abend kegeln!"

PHOTO-FERNBERATUNG

Unser Foto-Fernberater Gerhard Isert, Magdeburg-S., Halberstädter Straße 117a, gibt jedem Leser der „Jugend" gegen Erstattung der Portospesen kostenfrei Auskunft in allen photographischen Fragen. Hier einige Fragen von allgemeinem Interesse:

J. K. in H. Die sogenannte Softwirkung wird nicht einfach dadurch erreicht, daß man das Bild unscharf einstellt bzw. vergrößert. Solche Bilder wirken im Gegenteil stets unsauber. Um Bilder mit künstlerischer Weichheit zu erzielen, vergrößern Sie am besten Ihre scharfen Aufnahmen mit Beugungsgitter (Drem) oder einem Spezialweichzeichnerobjektiv. Sie können allerdings auch mit einem solchen Objektiv direkte Aufnahmen herstellen. Doch ist der Weg über die Vergrößerung vorzuziehen, weil dann immer neben der Softmöglichkeit ein scharfes Negativ zur Verfügung steht.

G. W. in L. Wenn Sie Ihre Aufnahmen einer Zeitschrift zur Veröffentlichung vorlegen wollen, so brauchen Sie keineswegs das Negativ einzuschicken. Erforderlich ist vielmehr eine kräftig gehaltene Kopie oder Vergrößerung in nicht zu kleinem Format (etwa 9×12) auf glänzend-weißem Papier. Achten Sie besonders darauf, daß der Bildton möglichst blauschwarz ist und die Kopie keinesfalls zu weich ausfällt.

R. Z. in Ge. Um gebrauchten Entwickler möglichst lange aufzubewahren, ohne daß er an Arbeitskraft einbüßt, heben Sie ihn in einer braunen, mit Gummi verkorkten Flasche auf. Damit nun die über dem Entwickler befindliche Luft keine Gelegenheit hat, auf ihn einzuwirken, füllen Sie die Flasche stets so weit mit Glaskugeln auf, daß der Entwickler immer die ganze Flasche füllt. Das ist sicher die bequemste Arbeitsweise.

K. B. in Zbg. Der Gelbschleier auf Ihren sonst sehr hübschen Bildern ist darauf zurückzuführen, daß Sie entweder unsauberen Entwickler verwandten oder das Fixierbad zu alt war. Ich rate Ihnen, stets nach dem Entwickeln sofort ein 2proz. Eisessigbad einzuschieben, das mit Sicherheit Gelbschleier vermeidet. Sie baden darin etwa 10—20 Sekunden.

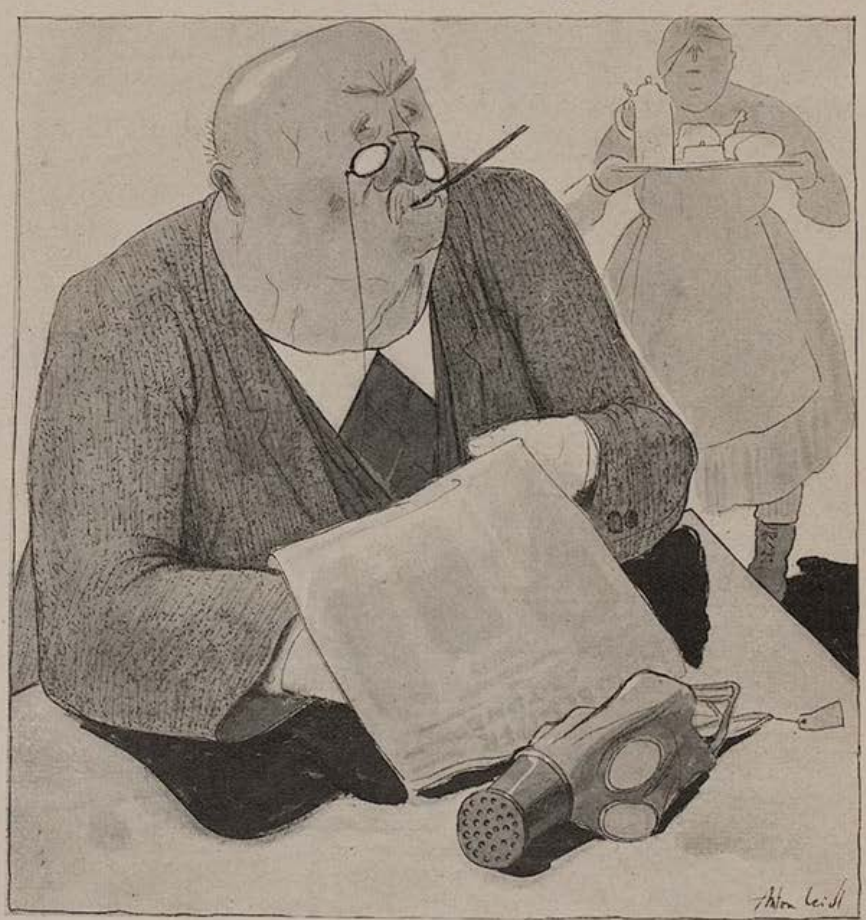
Eine fotografische Schrift, die Ihnen sicher sehr viel sagen wird:

RICHTIGES ENTWICKELN
VON GERHARD ISERT

erscheint in wenigen Tagen. Sie finden dort in klarer Darstellung alles, was Sie zur Negativentwicklung brauchen. Wenn Sie das Buch gelesen haben, werden Sie sicher keine Entwicklungsfehler mehr machen. Doch die Hauptsache: Der Preis? — Bei bester Ausstattung äußerst niedrig: RM. 1.—.

Vorbestellungen beim Buch- und Fotohändler oder beim
G. Hirth Verlag AG., München 2 NO, Herrnstr. 10.

Der sensationslüsterne Spießer! Anton Leidl



„So, beim Luftschutzbund san ma, a Gasmasken hamm ma — wann jetzt net bald was passiert, nacha wer' i granti!"

Rubey



„Ein Elend mit meiner Frau, fortwährend spricht sie von ihrem verstorbenen Mann."

„Das ist noch gar nichts — die meine spricht die ganze Zeit nur von ihrem zukünftigen Mann."

Schnelle Diagnose

Der bekannte Münchner Arzt, Professor Dr. S., der durch seinen biederen Charakter und seine bayerische Mundart sich auszeichnete, wurde eines Tages zu der Gattin eines bekannten Kunsthistorikers gerufen, die als sehr förmlich und arrogant im Wesen galt. Wie es die Gewohnheit des leutseligen Arztes war, trat er bei der Dame mit einer kräftig geschmetterten Begrüßung: „Grüaß Eahna Good, Madame — wo fehlts nacha bei Eahna", in das Boudoir. Die Ehegattin des Kunsthistorikers durch diese gemütliche Anrede in ihrer gesellschaftlichen Stellung gekränkt, stellte den Arzt zur Rede: „Herr Doktor, ich bin gewöhnt, mit „gnädige Frau" angeredet zu werden!" Der Arzt ob des brüsken Tones erstaunt, faßte sich rasch: „Madame — tuat ma recht herzli' leid, aba von d e r a Krankheit kann ich Sie net kurier'n ... da müaß'ns schon zum Psychater. Grüaß Good, Madame" und verschwand.

Theater in Wien

In Wien ist vor einiger Zeit die Lustbarkeitsabgabe abgeschafft worden, die bislang jeden Theaterbesuch nicht unbeträchtlich verteuerte.

Neulich nun erschien an der Kasse des Soundsotheaters ein Herr und überreichte der Kassierin einen weißen Zettel, auf den der Direktor vorher ein paar Worte gekritzelt hatte.

„Nichts zu bezahlen!" sagte das Kassenfräulein und legte zwei Freikarten hin, erste Reihe Orchester, ganz in der Mitte.

Der Herr steckte die zwei Karten in die Westentasche, dann fragte er, einigermaßen verwundert: „Hm — und für die aufgehobene Lustbarkeitsabgabe bekomm' ich gar nichts vergütet??"

Die geglückte Operation

Im 18. Jahrhundert lebte in London ein gewisser Dr. Hill, von dem nichts auf die Nachwelt kam als ein lustiger Streich, den er der Königlich Englischen Akademie für Chirurgie spielte. Eben diese gelehrte Gesellschaft hatte trotz mehrfacher Ansuchen seine Aufnahme als Mitglied abgelehnt und so hatte er sich folgende Rache ersonnen:

Er schickte eines Tages dem Sekretär der Gesellschaft unter dem Namen eines ausländischen Arztes einen Bericht über eine von ihm vollbrachte glänzende Kur:

„Ein Matrose", so schrieb er, der sich ein Bein gebrochen hatte, bat vor kurzem um meine Hilfe. Ich brachte nun einfach die beiden Enden des Bruches mit Hilfe eines Strickes aneinander. Darauf bestrich ich sie gründlich mit Teer, den ich an der Sonne trocknen ließ, und alsbald konnte der Matrose das Bein wie früher gebrauchen!"

Nun gelangte dieser Brief gerade zu einer Zeit an die Akademie, als der berüchtigte Berkley, Vikar von Cloyn, sein Buch „Über die Heilwirkungen des Teers" herausgegeben hatte, durch welches Buch die englische Ärztewelt in großen Aufruhr versetzt worden war. Die Zuschrift, in der der glänzende Erfolg der Teerkur von einem ausländischen Arzt bestätigt wurde, kam in der nächsten öffentlichen Sitzung zur Verlesung und entfesselte sofort eine erregte Debatte. Die einen sahen damit die Heilkraft des Teeres bestätigt, die anderen bezweifelten, daß es sich wirklich um einen Bruch gehandelt habe. Kurz, man beschloß, den geehrten Einsender schriftlich um nähere Einzelheiten des Falles zu ersuchen.

In der nächsten Sitzung der Akademie war bereits das Antwortschreiben Dr. Hill's eingelangt. Es enthielt den denkwürdigen Passus: „Ich kann nur wiederholen, daß der betreffende Matrose sich wirklich das Bein gebrochen hatte. Auch wurde das Bein wirklich mit Hilfe des Teers binnen einer Stunde wieder gebrauchsfähig. Nur vergaß ich hinzuzufügen, daß jener Matrose ein Holzbein hatte ..."

Eine amateurphotographische Schrift, die bisher fehlte, aber oft verlangt wurde:

RICHTIGES ENTWICKELN

VON GERHART ISERT

erschien soeben als Beginn einer modernen Reihe **„DIE KLEINE PHOTOBÜCHEREI"**

Interessenten sind das große Heer der Amateurphotographen

Preis RM. 1.—, mit Porto RM. 1.10

G. HIRTH VERLAG AG. MÜNCHEN
HERRNSTRASSE 10

Wiener Scheerenschnittchen

Mister Deedlneedle sitzt, der Zufall hat ihn dorthin verschlagen, in einem bekannten Wiener Theaterkaffeehaus.

Mister Deedlneedle mustert das heitere Völkchen, als ein Herr eintritt, sich würdevoll umblickt und von den Anwesenden respektvollst begrüßt wird.

Der Ober stürzt auf den Herrn zu, ist ihm beim Ablegen behilflich, der Zuträger nimmt den Hut, der Pikkolo die Handschuhe des Herrn in Empfang, der Geschäftsführer geleitet den Gast zu einem reservierten Tisch und der Kaffeesieder rückt höchsteigenhändig den Sessel zurecht, während die Anwesenden in andächtiges Schweigen versinken.

„Hallo", wendet sich Mister Deedlneedle an den vorbeiflitzenden Ober, „uer sein der Gentleman, uas sein eben gekommt? Sein er vielleicht ein Kopf from the Republik?"

„Der Herr dort drüben?" flüstert der Ober.

„Yes!"

„Oh —" geht ein Schimmer der Verklärung über das Gesicht des Obers, „das ist der Theaterdirektor X.... Der hat am vorigen Ersten wieder die vollen Gagen zahlt und jetzt'n steht er unter Denkmalschutz!"

H. K. B.

Bürgermeisterwahl

Der Gemeindevorstand kann keinen Entschluß fassen, weil der Bachinger, auf dessen Stimme es ankommt, seinen Schädel aufsetzt.

„Und i," schreit er, „i bin holt grod für'n Simmerer Ferdl!"

„Aber Bachinger," sagt der Lahnhofer, „der Simmerer is jo a Dodl! Schau, der Oberleitenbauer hot an Anhang —"

„Und i will net!" haut der Bachinger auf den Tisch. „Wann oaner Burgermaster werd, dann is der Simmerer!"

„So hör mi do an, Bachinger, loß a vanünftig's Wörtl red'n mit dir... Sei do net gor a so kapriziert... Der Oberleitenbauer is a g'scheiter Mann —"

„G'scheit hin, g'scheit her —" beharrt der Bachinger auf seinem Standpunkt, „mir konn des net impanier'n und i waß wos i red... Der Simmerer Ferdl hot sei Häusl glei neben an Bürgermaster-Amt — do brauchst net erscht a Stund auf'n Berg aufihatschen, wann d' wos willst von eahm!"

Non plus ultra

Maçon



„Den Bazi den elendigen trag i dir net nach — aber für den Intellektuellen hau i dir oane runter — — —"

Lnoffsm Ein **DIE Blum ANZEIGE** „Jugend"

SCHRIFTSTELLERN
bietet große Buchdruckerei mit angegliedertem bekanntem Verlag für wissenschaftliche oder belletristische Werke sehr vorteilhafte
VERLAGSVERBINDUNG
Anfragen unter Literaria 846 an die Expedition der „Jugend", München, Herrnstraße 10.

Neurasthenie
Nervenschwäche Nervenzerrüttung verb. mit Schwinden d. best. Kräfte. Wie ist dieselbe v. ärztl. Standpunkte aus ohne wertlose Gewaltmittel zu behandeln u. zu heilen? Wertvoller, n. neuest. Erfahrungen bearbeitet. Ratgeber für jedermann, ob jung oder alt, ob noch gesund oder schon erkrankt. Geg. Einsendg. v. M. 1,50 in Briefmarken zu beziehen vom
Verlag Silvana 66, Herisau (Schweiz).

SCHÖNE BILDER
an den Wänden machen die Wohnräume behaglich. Wo das Geld für Erwerbung von Originalen fehlt, hat der Bilderliebhaber Ersatz an den Vierfarben-Kunstblättern der „Jugend", die zu den erstaunlich billigen Preisen von 50 Pfg., 75 Pfg. und 1.— Mk. je nach Größe durch den Kunsthandel und den unterzeichneten Verlag zu beziehen sind. Der reich bebilderte Katalog (Preis RM. 2.70) erleichtert die Bestellung.
G. Hirth Verlag AG., München, Herrnstr. 10

ZEITUNGS-AUSSCHNITTE
liefert
ADRESSEN
schreibt
WURFSENDUNGEN
erledigt
FÜR SIE
ADOLF SCHUSTERMANN
Fernr. F 7. Jannowitz 5116, 5117 u. 5811
DRUCKSCHRIFTEN BITTEN WIR ANZUFORDERN!
GEGRÜNDET 1901 BERLIN SO 16 RUNGESTR. 20 ANFORDERN!

Zur Anfertigung jeder Art
Drucksachen
empfiehlt sich
G. Hirth Verlag AG. München, Herrnstr. 10



GRATIS
Preisliste Nr. B 4 senden Gummi-Industrie „Medicus", Berlin SW 68, Alte Jacobstr. Nr. 8.

Lest den
Sportfischer
die vortrefflich ausgestattete Fachzeitschrift.
Halbjahrespreis 3 M.

GRATIS
Liste sendet über hygienische u. sanitäre Artikel
MARTIN
Gummiwaren-Versand
Frankfurt a. M 1
Postfach 203/J.

Fidus-Bilder
in Postkartenformat. Wiedergaben der besten Werke dieses Berliner Meisters, sind zum Preise von 50 Pfg. für die Serie von 12 Stück herausgegeben.
Der großen Verehrergemeinde von Fidus wird diese Veröffentlichung willkommen sein.
G. HIRTH VERLAG AG.
München, Herrnstraße 10

Wer kauft schafft Arbeit!

In 3 Tagen.
Nichtraucher
Erfolge verblüffend Auskunft kostenlos. 1000de Dankschreiben Geheilter. Laboratorium Hansa, Friedrichshagen S 916 b. Berlin, Ahorn-Allee 49

Fischereisport-Verlag
Dr. Hanns Schindler
München NW 2
Karlstraße 44



Jll. Prosp. 4 b durch SOZIAL-HYGIENE, LEIPZIG C 1

Ein ergötzliches Bilderbuch
ist der Kunstblätter-Katalog der „Jugend" mit über 1000 verkleinerten Abbildungen der in Millionen von Exemplaren als Wandschmuck verbreiteten Vierfarbendrucke. Preis ohne Porto RM. 2.70. Bestellungen durch den Buchhandel oder den unterzeichneten Verlag
G. Hirth Verlag AG., München, Herrnstr. 10

LEST DIE „JUGEND"

Inserate in der „JUGEND" finden weiteste Verbreitung!

KUNSTPOSTKARTEN
in vortrefflichem Vierfarbendruck nach Bilderwiedergaben aus der „Jugend" liefern wir 12 St. für 90 Pf., die ganze Serie von 130 St. für RM. 6.— franko
G. HIRTH VERLAG AG.
München 2 NO — Herrnstraße 10

Ein Buch fürs Leben ist: KREMPELHUBER
Für Stille Stunden
Die gesunde und praktische Lebensweisheit nach gesammelten Erkenntnissen der Philosophie vom Altertum bis zur Gegenwart. 450 Seiten in Ganzleinen gebunden nur RM. 2.85 zuzüglich 40 Pfg. für Porto. Zu haben in den Buchhandlungen oder beim unterzeichneten Verlag
G. HIRTH VERLAG AG. MÜNCHEN, HERRNSTRASSE 10

Bei etwaigen Bestellungen bittet man auf die Münchner „Jugend" Bezug zu nehmen.

DAS URTEIL

Eines Tages wohnte G. B. Shaw in London einer Uraufführung bei. In seiner Loge saß auch der noch ziemlich unbekannte Autor des Stückes. Als sich das Schauspiel dem Ende des zweiten Aktes näherte, konnte der junge Schriftsteller seine Neugier nicht mehr zügeln und wandte sich an den stumm dasitzenden Shaw mit der Frage, wie ihm das Stück eigentlich gefalle. Der irische Schriftsteller wandte sich dem jungen Mann zu und sagte mit völliger teilnahmsloser Stimme: „Draußen muß ein fürchterliches Unwetter sein!"

Fassungslos starrte der junge Autor den Sprecher an: „Aber wie kommen Sie denn darauf, Mr. Shaw?" — „Weil hier kein Mensch rausgeht!"

Kurt Hilscher



„Für Sie, mein Fräulein, könnte ich bis an das Ende der Welt gehen — — —"
„Da wird's aber höchste Zeit, daß Sie sich auf den Weg machen."

EYSLER-JUBILÄUM

Man sprach über Edmund Eysler, den populären Wiener Operettenkomponisten, dessen 60. Geburtstag in diesen Tagen gefeiert wurde.

Da sagte Professor Blamschädl, der berühmte Gelehrte und Spezialist für Borkenkäferforschung: „Aber meine Herrschaften, dieser Eysler heißt ja gar nicht Eysler, das ist ja bloß sein Pseudonym, der Mann heißt in Wirklichkeit Straubinger!"

Die Herren und Damen lächelten, ein paar junge Mädchen lachten sogar.

Da legte der Professor beteuernd die Hand aufs Herz und sprach: „Also, mein Ehrenwort, ich hab' erst gestern in der Zeitung gelesen: Edmund Eysler's Bruder Straubinger errang neuerdings einen stürmischen Erfolg. Na, und wenn sein Bruder Staubinger heißt, dann muß er selber logischerweise doch auch Straubinger heißen, nicht wahr?"

REDAKTIONELLE NOTIZ:
KÜNSTLER DER „JUGEND"

Theo Blum, von dem wir bereits in der Saarnummer eine sehr beachtliche Arbeit gezeigt haben, muß als Landschaftsradierer vor allem die Aufmerksamkeit derer erregen, die heute immer nach deutscher Kunst fahnden und dabei im rein Gegenständlichen hängen bleiben. Hier liegt ein Werk vor, das nicht nur beweist, daß Blum ein überlegener Techniker ist, sondern auch für die feinen Stimmungswerte einen ebenso unpathetischen als überzeugenden Ausdruck findet.

Josef Sauer-Nürnberg als Witzzeichner längst bekannt und bewundert, bewährt sich auch im ernsten Vorwurf als ein Zeichner größten Formats. Seine immer persönliche Handschrift umreißt den Bildgegenstand mit erstaunlicher Sicherheit; schlicht und ehrlich in Inhalt und Auffassung, groß in der Durchführung, erzielt die Darstellung zuletzt ein so starkes Eigenleben, daß wir dem Künstler empfehlen möchten, uns in Zukunft mehr dieser ernsten und würdigen Aufgaben zu lösen. *A. W. R.*

TUKAN-VERLAG, MÜNCHEN 19

DER AUSBLICK

JAHRBUCH NEUER DEUTSCHER DICHTUNG, PROSA

herausgegeben von

HANNS MARIA BRAUN UND RUDOLF SCHMITT-SULZTHAL

224 Seiten Großformat, kartoniert M. 3.60, in Leinen M. 4.80.

Mitarbeiter: Barth, Barthel, Biernath, Bonsels, Brandenburg, Braun, Brenner, Bühner, Diettrich, Fischer-Gravelius, Franck, Freund, Gerstner, Heuschele, Kordt, Lautenschlager, Lynch, Petzet, Reindl, Renker, Schäferdick, Schmitt-Sulzthal, Sendelbach, Ude, Webner, Weißmann, Wernthaler, Wozak.

Das schön ausgestattete Werk ist ein Führer durch die zeitgenössische deutsche Dichtung. Jeder Literaturfreund sollte es besitzen.

Die Sammlung ist im Zeichen jenes Geistes zusammengestellt, der nicht nur einen Silberstreifen, sondern ein ganzes Morgenrot am deutschen Horizont entzündete.

Sie gibt einen tiefen Einblick in die Vielfalt der Kräfte, die heute mit Eifer und gläubiger Hoffnung am geistigen Innenraum des neuen Deutschlands bauen. Diese Dichter sind gläubig, aber ihre tiefe Gläubigkeit hat nichts von jenem unseligen Optimismus an sich, der die Mobilmachung bereits für den Sieg nimmt. Diese Dichter wirken fast alle im Sinne des wachsamen und männlichen Geistes, der weiß, daß man den Helm nach der Schlacht fester binden muß.

Willi Fehse in der „Magdeburgischen Zeitung"

DIE KUNSTZEITSCHRIFT



„Der Sportfischer"

soll von **jedem waidgerechten** Sportfischer gehalten werden. *„Der Sportfischer"* bringt Text- und Bildermaterial aus aller Welt, darunter auch große mehrfarbige Kunstdrucke

½jährlich RM. 3.—, jährlich RM. 6.—. Man abonniert bei seinem Briefträger, beim Postamt oder direkt beim

FISCHEREISPORT-VERLAG DR. HANNS SCHINDLER,
Fischerei-Buch- u. Kunsthandlung
München NW 2, Karlstraße Nr. 44
Tel. 596160

ründer: Dr. GEORG HIRTH. — Verantwortlich für die Schriftleitung: ARNOLD WEISS-RÜTHEL; für die Anzeigen: GEORG POSSELT, beide in München. — ag: G. HIRTH VERLAG AG., München. — Für die Herausgabe in Österreich verantwortlich: J. RAFAEL, Wien I. Graben 29a (Eingang Trattnerhof). — Für die Redaktion sterreich verantwortlich: MARIANNE RAFAEL, Wien XIX, Hochschulstraße 25. — Alle Rechte vorbehalten. — Nachdruck strengstens verboten. — Copyright by G. HIRTH AG AG., München. — Druck: G. HIRTH VERLAG AG., Buch- und Kunst-Druckerei, München, Herrnstraße 10. — D.-A 9000. — Entered as second class matter, Postoffice New York, N. Y. — Manuskripte sind nur an die Redaktion der „Jugend", München, Herrnstraße 10, zu senden: Rücksendung kann nur erfolgen, wenn Rückporto beiliegt.

Trotzköpfchens Zeitvertreib!

Erich Wilke



JUGEND

PREIS 60 PFENNIG

MÜNCHEN 1934 / NR. 21



Bismarck

Lovis Corinth †

J U G E N D
39. JAHRGANG 1934 / NR. 21

Drama am Meer

Von Hans Lerch

Beliebt war Dr. Holthusen in Nevenbeck wirklich nicht. Man sah ihn niemals am Stammtisch im „Goldenen Reiter", an dem der Amtsrichter, der Apotheker und der Bürgermeister verkehrten. Man wußte, daß er eine gottgesegnete Grobheit mit auf die Welt bekommen hatte. Allerdings nur zu Mannsleuten. Und doch meinten alle, er sei ein geschickter Arzt, auch wenn er ein Sonderling war. Zu den Frauen war er so ganz anders. Und da hatte ihm ja niemand hineinzureden, denn Dr. Holthusen war Junggeselle, und wovon sollten schließlich die Bürgerfrauen in Nevenbeck sonst beim Kaffeeklatsch reden, als davon, daß sich der Dr. Holthusen wieder einmal ein neues Dienstmädchen angeschafft habe.

Diesmal war es die Antje Grothuus. Und die war kaum ein paar Monate bei dem Doktor, da hatte sie sich ordentlich herausgemacht, trug fast so schöne Kleider wie Nelli Feddersen, die Tochter von Peter Feddersen, der das große Kaufhaus am Markt besaß. Selbst ein Ring mit einem blauen Stein steckte an ihrem Finger, und der alte Fischer Grothuus konnte sich gar nicht genug tun, wie gut es seine Tochter bei dem Arzt habe. Ja, die Frau Grothuus hat neulich sogar der Frau Lehrer Mommsen, die gerade Aale bei ihr kaufte, erzählt, ihre Tochter wäre gar kein Dienstmädchen im Arzthaus, mehr eine Hausdame... Man könne noch nicht davon reden, aber der Doktor werde immer älter und es sei gar nicht heraus, ob die Antje nicht schließlich doch einmal die Frau Dr. Holthusen werde...

Zu dem Fährmann Hein Lorenzen, der früher einmal mit der Antje gegangen war, sagte sie das freilich nicht, der hatte seine eigenen Gedanken über den Arzt und die Antje und war seit der Zeit auf den Doktor Holthusen nicht gut zu sprechen.

Die Inge Franzius, Antjes Vorgängerin, war das noch weniger. Die hatte schließlich fünf Jahre lang bei Doktor Holthusen wie ein Pferd gearbeitet und dann auf einmal war sie gegangen.

Doch vielleicht war die Antje Grothuus unklug gewesen und hatte zu sehr auf ihre geheimen Pläne mit dem Doktor angespielt. Eines Tages hatten die Kaffeeschwestern in Nevenbeck wieder Gesprächsstoff. Die Antje war ganz plötzlich entlassen worden und das neue Mädchen stammte nicht aus Nevenbeck, nein, aus der nahen Großstadt und war mit dem Doktor bei Nacht und Nebel im Motorrad angekommen.

Das hatte die Antje nun davon. Jetzt saß sie bei ihren Eltern und heulte denen die Ohren voll. Der Doktor Holthusen wiederum war recht froh, daß sich alles so glatt gelöst hatte und wunderte sich eigentlich im stillen, wie wenig eifersüchtig hier oben das Weibervolk war... Erst die Inge, dann die Antje.

„Fischblut bleibt Fischblut", knurrte er vor sich hin und mußte an Hein Lorenzen denken. Den hatte er unten am Hafen getroffen, wie er dort faul wie eine Trantonne auf einer Bank lag und in die Sonne döste, die abendmüde auf das bleigraue Meer schien.

„Na, Lorenzen, wie gehts euch?" hatte er gerufen.

Der Fährmann hatte seine kleinen, wasserblauen Augen aufgesperrt und geantwortet: „Meinen Sie mich oder die Antje? Die haben Sie ja zuerst so fein untergebracht, daß sie nichts mehr von mir wissen wollte..."

„Was wollen Sie damit sagen, Lorenzen?" war der Doktor hochgefahren.

„Was ich damit sagen will? Daß ich nicht gern ein Glas Bier austrinke, das ein anderer stehen ließ..."

Da hatte der Doktor gemacht, daß er in seine Sprechstunde kam.

Unterwegs kam jemand auf ihn zugelaufen, riß an seinem Rock, zerrte ihn mit sich und



Scherenschnitt J. Hahn

rief: „Herr Doktor, Herr Doktor... die Antje..."

Genau denselben Weg mußte Dr. Holthusen zurück. Von weitem schon sah er am Kai ein Menschengewimmel. Als der Arzt an der Schiffbrücke angelangt war, trug Hein Lorenzen gerade ein triefend nasses Kleiderbündel an Land.

Das war die Antje. Ihr Kopf hing leblos hintüber. Aus dem langen, blonden Haar troff das Wasser.

„Sie ist seit heute morgen auf und davon", heulte der alte Grothuus los.

Holthusen stand wie ein Stock und stierte auf den winzigen Leberfleck am Hals der Toten.

„Sie ist mit dem Boot hinaus", knurrte der Fährmann.

„Und da hat sie wohl eine Bö erwischt", sagte der Arzt mit einer seltsamen Stimme.

„Jawohl, eine Bö!" rief Hein Lorenzen, und hatte glitzernde Augen. „Sie waren kaum gegangen, da sah ich das Boot umschlagen und bin hinüber..."

Der alte Grothuus wischte sich die Tränen aus den Runzeln.

„Es war ein braves Mädchen, Herr Doktor!"

„Weiß ich, Grothuus, weiß ich...", murmelte der Doktor und wandte sich zum Gehen.

Da stand jemand vor ihm. Inge... Er sah ihre Augen seltsam flackern. Um ihren Mund stand ein harter, trauriger Zug. Sie grüßte den Arzt nicht und wandte sich nur ab.

Tage flossen dahin. Der Herbst kam. Der Nordost zerstiebte mit scharfen Stößen die Wellen an den Quadern des Kais, türmte graue, drohende Wolken am Himmel auf, ließ kalten Regen auf die Schindeldächer prasseln und polterte in den Kaminen. Die Nächte brachen schon früh herein. Als der Arzt an einem Nebelabend auf seinem Motorrad von einer Landtour heimkehrte und der Scheinwerfer sich mit breitem, dreieckigem Lichtkegel in die ersten Nebel bohrte, sah er am Landstraßenrand auf einmal zwei Gesichter, die wie aus Marmor sich aus der Nacht reckten... Inge Franzius und Hein Lorenzen...

„Er hat sich also abgefunden", dachte Doktor Holthusen zuerst und hatte doch Mühe, jene willensstarke Verachtung aufzubringen, deren er sich sonst so gerne rühmte. Zu Hause saß er lange vor dem Schreibtisch und starrte vor sich hin. Draußen hatte sich der Sturm aufgemacht und fauchte um das Haus. Gesichte standen um ihn. Da war der bleiche Kopf der Antje Grothuus, nein, er zerfloß zur Fratze, aus der auf einmal die kleinen Augen des Fährmanns Lorenzen tückisch aufglitzerten.

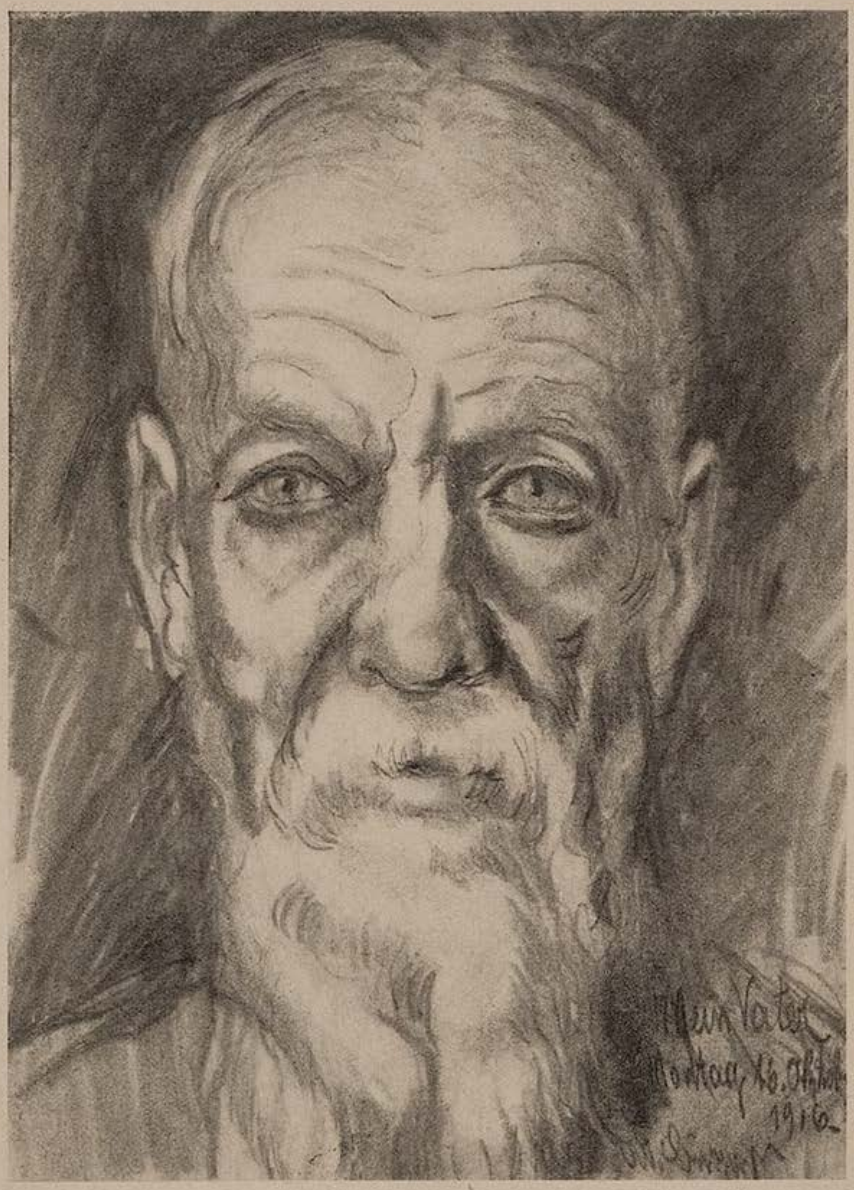
Ihn fröstelte auf einmal. Lange lag er ohne Schlaf im Bett. Da schrillte die Nachtglocke, kaum daß er in einen schweren Schlaf gefallen war. Er sah zum Fenster hinaus.

„Wer ist da...?"

„Ich, Lorenzen..."

„Was ist denn los?"

„Herr Doktor, der Aßmussen drüben in Eddelstädt hat den Arm gebrochen. Er ist auf



Der Vater des Künstlers — Adolf Büger

dem Ewer ausgerutscht ... Ich soll Sie holen!"

„Verdammt! Nicht eine Nacht hat man Ruhe!"

„Herr Doktor, er brüllt vor Schmerzen und der Arm steht ganz krumm!"

„Gut, ich komme!"

Auf der Straße sprühte ihm der Sturm wütend Tropfen ins Gesicht.

„Sauwetter ..., Lorenzen!"

„Jawohl, Herr Doktor ... Ich habe das Boot unten. Ich rudere Sie hinüber!"

„Bei dem Sturm?"

„Geht schon an, Herr Doktor, es sind nur fünf Minuten ..."

Als sie im Boot saßen, schäumten die Wellen fast über Bord und warfen das kleine Fahrzeug auf und nieder.

Lorenzen pullte mit langen Stößen in die Finsternis hinein.

„Wird das auch gut gehen, Lorenzen", rief der Doktor, und der Sturm blies ihm die Worte fast vom Mund ...

„Das geht genau so, wie es bei der Antje Grothuus ging."

„Wie meinen Sie das, Lorenzen?" schrie der Doktor und eine schwere Welle schoß heiß und beklemmend durch seine Adern.

Hein Lorenzen beugte sich weit vor und lachte gellend.

„Der sah man's doch auch nicht an, was mit ihr los war, und dann ertrank sie!"

Holthusen krampfte beide Fäuste um die Ruderbank.

„Lorenzen, Ihr seid verrückt!!"

Der Fährmann kroch ganz nahe zu dem Arzt ... „Sie nahmen mir mein Bißchen und ... Jetzt bin ich dran!"

Vor dem Arzt erstand blitzschnell ein Bild. Damals ... Lorenzen und Inge Franzius im Nebel ...

„Ihr wollt mich also hier versaufen lassen!" brüllte er auf.

Da fühlte er Arme, eisern, die ihn umfaßten, umkrallte den Hals des andern, wollte sich aufrichten ... Eine Woge hob das Boot ...

Als der Sturm einen Riß in die Wolken gebissen hatte, schien der Mond auf ein Boot, das kieloben vor dem Sturm trieb.

Als eine Stunde vergangen war, lag drüben am Strand halbtot der Fährmann Hein Lorenzen.

„Als Opfer seiner Pflicht", sagte man von Doktor Holthusen, „starb er, als er helfen wollte." Ganz Nevenbeck war bei diesem Begräbnis dabei. Nur Hein Lorenzen nicht; der saß am Abend im „Schwan" und trank, bis er nicht mehr denken konnte.

Das erstemal, daß er das tat ... Und dann später noch öfter!



Blaue Nacht **Toni Stadler †**

NACHT

Die Wälder wissen nicht vom Schlaf der Nacht
und nicht die Äcker, die in Ähren prangen.
Ich habe heute mit der Nacht gewacht,
dem Raum entrückt und ohne Traumverlangen.

Der Wind war süß vom reifen Duft der Körner,
der Himmel gläsern über dunklem Wald —
zuweilen riefen wachsam ferne Hörner:
„Das Leben rinnt. Der Morgen dämmert bald."

O — Nacht ist gütig! Denn sie sieht der guten,
fruchtbaren Erde warmes Werden ein.
Nacht ist gelassen; denn sie hört verbluten
des Menschen Herz, um nicht allein zu sein —

Nacht weiß: die dunklen Ströme müssen fließen,
solang der Mensch dem Menschen sich verschreibt. —
Wie kann ein Dasein sich in Einfalt schließen,
wenn seine Welle hin zum Andern treibt? —

Es glänzt der Himmel gläsern und gebogen,
die Einsamkeit erscheint dem Herzen kühl.
So stürzt es sich, vom Strome hingezogen,
liebend und leidend in der Welt Gewühl.

Die Wälder wachten. Und der Wind kam sacht
und duftend her von trächtigen Getreiden.
Gerecht und gütig ist die stille Nacht,
wenn sie betrachtet wie wir uns erleiden.

Maria von Ribbentrop

JOHANNES SCHÖNHERR:

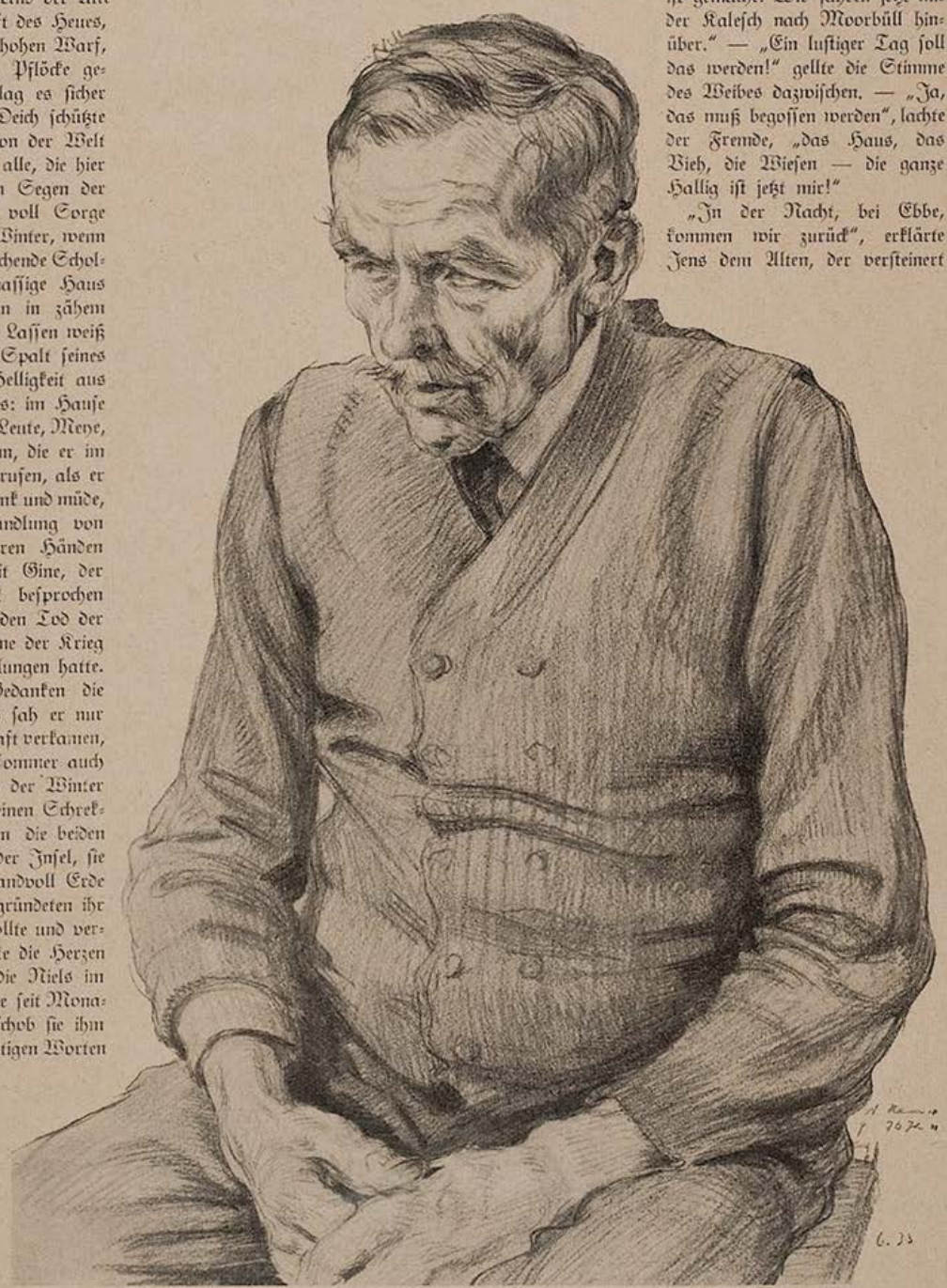
UM DIE HEIMAT

Langsam wankte der alte Niels Lassen über die „Steinbrücke", den schmalen, gepflasterten Streifen, der das Haus umgab, auf das schiefe Gartenbänkchen zu. Dort saß er lange und regungslos in gramvollem Sinnen, die mächtigen Hände auf der Krücke eines Stockes gefaltet, und nur seine Augen lebten noch von einem inneren Glühen. Die Einsamkeit des fast wolkenfreien Himmels blaute über ihm und in unendlicher Weite atmete das Meer. An den Kanten der kleinen Hallig blänkerte und schäumte es in weißen Streifen. Und der Alte roch die salzige Flut und den Duft des Heues, das auf dem Wiesenland vor der hohen Warf, von Stricken umschnürt und an Pflöcke gefesselt, in Haufen buckelte. So lag es sicher und gut. Kein Damm und kein Deich schützte die Erde der winzigen Hallig. Von der Welt monatelang abgeschlossen, rangen alle, die hier einst lebten und starben, um den Segen der kärglichen Scholle, im Sommer voll Sorge um das Futter für das Vieh, im Winter, wenn Eis und Stürme, Wellen und krachende Schollen gegen die Warft und das massige Haus donnerten, um das nackte Dasein in zähem Kampf. So war es von je. Niels Lassen weiß es nicht anders. Wie durch einen Spalt seines Innern drang dieses Wissen in Helligkeit aus ihm. Und plötzlich sah er auch dies: im Hause am Tisch der Altväter die jungen Leute, Meye, die Nichte, und Jens, ihren Mann, die er im vorigen Sommer vom Festland gerufen, als er nach dem Tode seines Weibes, krank und müde, Haus und Hof, in einer Anwandlung von Sterbensangst und Schwäche, ihren Händen überlassen hatte. So war es mit Gine, der „Ohlschen", auf dem Sterbebett besprochen und dies war wie ein Trost über den Tod der Söhne gewesen, von denen Momme der Krieg getötet und Eike das Meer verschlungen hatte. Langsam formten des Alten Gedanken die Reihe dieser Bilder und schließlich sah er nur noch das Ende. Haus und Wirtschaft verkamen, das Heu verdarb wie im letzten Sommer auch diesmal im salzigen Wasser; denn der Winter hatte Jens und Meye mit allen seinen Schrekken überfallen. Darum fürchteten die beiden jungen Menschen das Leben auf der Insel, sie fluchten dem Haus und dieser Handvoll Erde im Tanz der Wogen; denn sie ergründeten ihr Geheimnis nicht. Und der Alte grollte und verstand sie nicht. Der Haß verbitterte die Herzen der drei Menschen. Die Stube, die Niels im Ausgedinge bewohnte, betrat Meye seit Monaten schon nicht mehr, das Essen schob sie ihm wie einem unnützen Tier mit unflätigen Worten hin und um Wäsche und Kleider des Greises kümmerte sie sich nicht. Niels fühlte sein Unglück und saß nur noch stundenlang, je nach dem Wetter, in seiner Kammer oder auf der Hausbank, dem Siechtum seiner inneren Verlassenheit hingegeben. Und nun hockten sie drinnen am Tisch der Altväter, hinter bleigefaßten Fenstern, in denen die Sonne sich spiegelte, lachten, tranken, feilschten und handelten mit dem Manne von drüben, der das Haus auf der Hallig kaufen wollte. Niels hatte alles gehört, war aufgeregt in die Stube getreten, hatte gewettert, geflucht, dann aber sie nur noch erschüttert beschworen. Nichts hatte geholfen. Sie hatten ihn verlacht und verhöhnt und schließlich aus der Stube gewiesen. Aus seiner Stube, aus seinem Haus! War es denn noch sein Haus? Nein, nach einem Fetzen Papier war es nicht mehr sein Eigen; aber solange er lebte, gehörte es dennoch ihm! Das Haus, die Warft und alles Land zwischen dem Hügel und der Halligkante.

Kurz vor Mittag traten sie aus dem Haus. Jens voran mit gerötetem Gesicht, hinter ihm der Fremde mit Meye, die, eben noch kichernd, finster zu dem Alten herübersah. Niels gab es einen Ruck, als sei er aus Schlaf und Traum gestoßen worden.

„Nu, Ohls", rief Jens plärrend den aus seinen Sinnen gerissenen Greis an, „Der Handel ist gemacht! Wir fahren jetzt mit der Kalesch nach Moorbüll hinüber." — „Ein lustiger Tag soll das werden!" gellte die Stimme des Weibes dazwischen. — „Ja, das muß begossen werden", lachte der Fremde, „das Haus, das Vieh, die Wiesen — die ganze Hallig ist jetzt mir!"

„In der Nacht, bei Ebbe, kommen wir zurück", erklärte Jens dem Alten, der versteinert



Bauer aus der Oberpfalz — Walter Dolch-Amberg



Wendische Bäuerin

Kurt Weinhold-Calw

vor sich hinsah. „Mann, stell die Laterne heraus, daß wir das elende Nest wiederfinden!“

Niels schwieg und rührte sich nicht. Die drei Menschen standen jetzt dicht vor ihm. In Jens Gesicht zuckte es rot auf; aber in jäher Beherrschung mäßigte er seine Stimme: „Hast es gehört, Ohl, das Licht!“

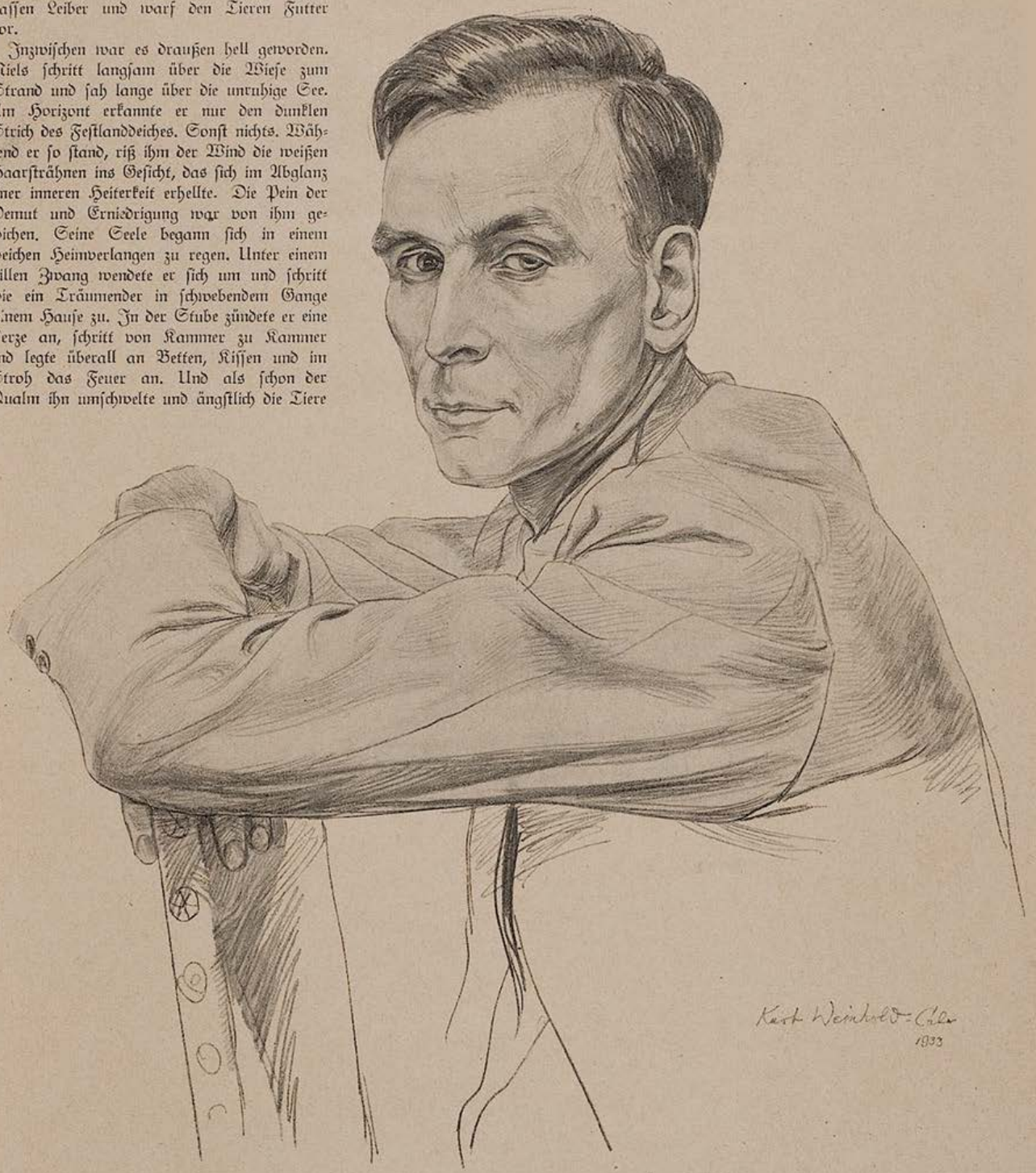
Niels schloß nur die Augen und öffnete sie erst, als die drei nach dem Schuppen gingen. Nachdem sie verschwunden waren, schritt Niels dem Hause zu. Am Fenster seines Stübchens lauerte er lange, bis Pferde und Wagen im Dunst des Wattenmeeres verschwanden. Möven flogen da und dort von den trockenen Sanden auf, ihre Flügel blitzten in der grellen Sonne und wie bleigraue Bänder glänzten die abfließenden Priele. Der Alte starrte in die schweigsame Ferne, bis ihm die Augen tränten und schmerzten.

Am Nachmittag humpelte er an seinem Stock um die ganze Hallig und stand dann lange vor der großen Wiese. Wie überwältigt von Müdigkeit sank er in das niedrige Gras. Auf die Knie sich erhebend, fuhr er mit behutsamen Händen streichelnd über die dünnen Halme, hielt wieder inne und sah mit verschwimmenden Augen über das Grün und die Öde dahinter. Das Land, dieses Stückchen Land, war nicht wüst, leer und elend. Wer es befragte, dem antwortete es, wer darum kämpfte, dem gab es Ernte. Und durch das helle Licht des Tages sah Niels deutlich die Schatten der Mäher schreiten, einen nach dem anderen, mit langen, ruhigen Schritten. Und in beglückender Erleuchtung begriff es Niels: das waren die Väter und Altväter, deren Segen auch immer bei seiner Arbeit gewesen. Und dies war ihr Grund, um den sie gerungen gegen Stürme und Fluten. Und drüben stand das Haus, jahrhundertealt, von starken Händen aus massigen Quadern gefügt, stark in seinen Balken, im Anprall der Springfluten so oft erprobt. Und die Gestalten kamen und gingen, bis die Dämmerung über den Wiesen wuselte. Das Rauschen des Meeres wurde leiser. Die Ebbe begann. Der Himmel war schwarz und ohne Sterne. Niels schwankte traumsüchtig im Finstern zu dem Haus auf der Warft. Im Dunkel der Stube suchte er nach der Laterne. Er stellte sie klirrend vor sich auf den Tisch. Von diesem Geräusch erschreckte er bis in sein Innerstes hinein. „Hast es gehört, Ohl, das Licht!“ drohte es aus dem Dunkel mit hohler Stimme. — „Ja — ja — Vadder — Modder —“ gesprächelte der Alte vor sich hin, als antworte er auf andere leisere Stimmen. Und ihnen folgte er. Fester umschloß er den Henkel der Laterne und jäh warf er sie unter den Tisch, daß sie zerbrach. Dann trat er gefestigt ins Freie, unter den wolkenverhangenen Himmel und wartete auf der Bank die ganze Nacht — regungslos.

Gegen Morgen — es dämmerte schon — hörte er Stampfen von Hufen und wiederholtes Wiehern. Mit einem Schlag fuhr er auf, die Blicke in Nebel und Dunkel gebohrt, dorthin, wo an der Halligkante die Flut brauste. Das Getrappel scholl näher, die Pferde kamen die Warft heraufgeprescht — allein, triefend von Wasser, mit vollem Geschirr — ohne Wagen. Sie hielten vor Niels Lassen an, legten die Köpfe wie kosend über des Alten Schultern und zitterten am ganzen Leibe. Niels klopfte ihre Hälse, untersuchte ihr Geschirr, fand nichts und führte sie in

den Stall. Mit Säcken trocknete er die nassen Leiber und warf den Tieren Futter vor.

Inzwischen war es draußen hell geworden. Niels schritt langsam über die Wiese zum Strand und sah lange über die unruhige See. Am Horizont erkannte er nur den dunklen Strich des Festlanddeiches. Sonst nichts. Während er so stand, riß ihm der Wind die weißen Haarsträhnen ins Gesicht, das sich im Abglanz einer inneren Heiterkeit erhellte. Die Pein der Demut und Erniedrigung war von ihm gewichen. Seine Seele begann sich in einem weichen Heimverlangen zu regen. Unter einem stillen Zwang wendete er sich um und schritt wie ein Träumender in schwebendem Gange seinem Hause zu. In der Stube zündete er eine Kerze an, schritt von Kammer zu Kammer und legte überall an Betten, Kissen und im Stroh das Feuer an. Und als schon der Qualm ihn umschwelte und ängstlich die Tiere



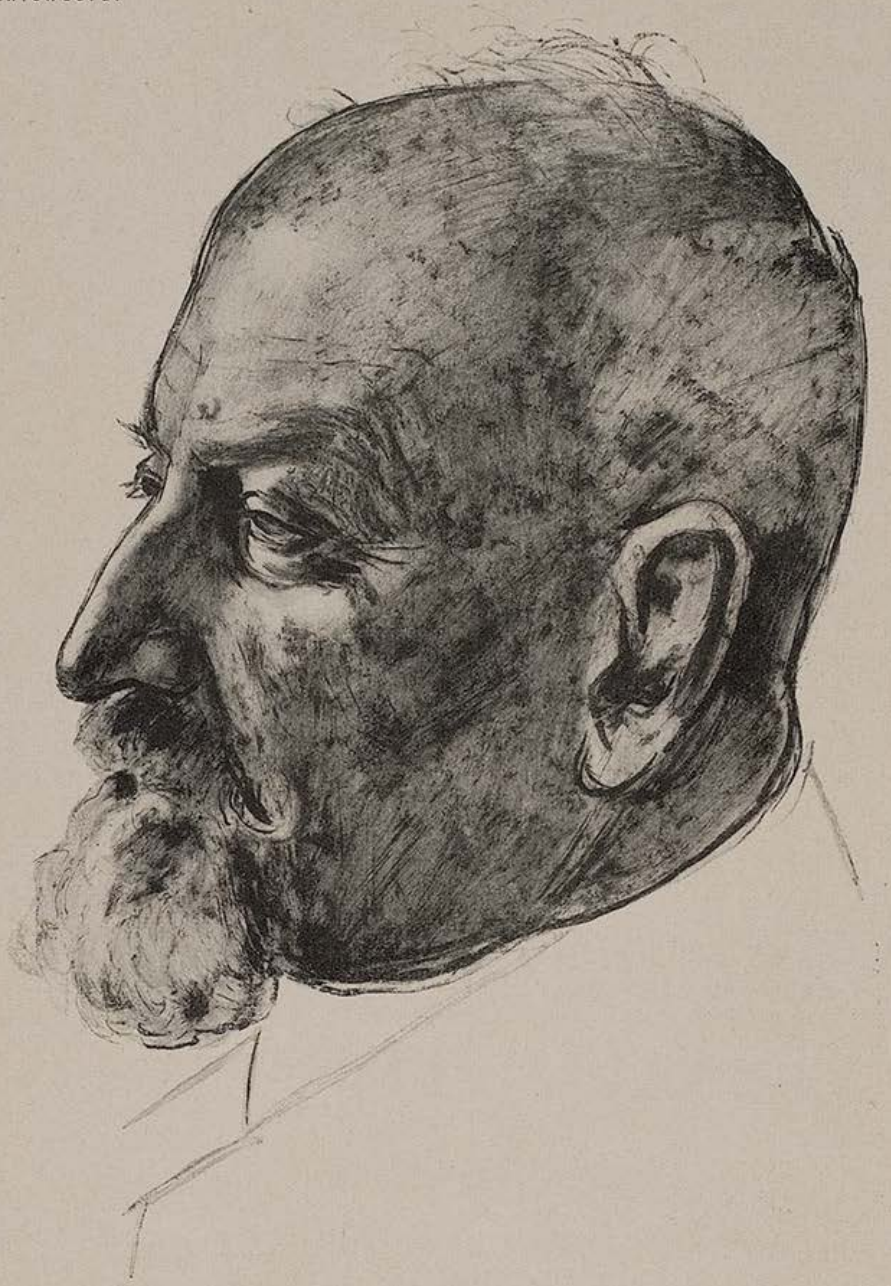
Bildnis eines jungen Bauern

Kurt Weinhold-Calw

an den Ketten rasselnd schrien, verrammelte er die Tür des Stalles. Dann stieg er wie im Rausch die Treppe zu seiner Stube hinauf und schloß sich ein. Auf dem Tisch lag die aufgeschlagene Bibel. Schwer fielen seine gefalteten Hände auf das alte Buch. Da wurde es still, ganz still in ihm, als schlafe schon sein Herz. So wartete er, bis ihn die feurigen Flügel des Todes umschlangen. — — —

Nach drei Tagen fanden Fischer auf den Watten den Wagen und nicht weit davon die mit einem Strick zusammengebundenen Leichen von Jens und Meye. Die Leute vermuteten, daß die beiden, als sie auf das falsche Licht eines Feuerschiffes gehalten hatten, in einem Tief von der steigenden Flut schließlich überrascht worden waren. Als sie keine Rettung mehr sahen, hatten sie die unruhigen Pferde ausgespannt und ihrem Schicksal überlassen, sich selbst aber auf den hohen Sitz des Wagens gestellt, nachdem sie, um nicht von den Wogen einzeln herabgespült zu werden, ihre Leiber zusammengebunden hatten. Sehr wenige nur ahnten, warum der Alte auf der Hallig nicht wie sonst die Laterne ans Fenster gestellt hatte. Aber sein Tod gebot ihnen Schweigen. — —

Anton Leidl



Wien Oktober 1933
Anton Leidl

Der Vater des Künstlers

Gleichnis

Wie zerbrechlich die Dinge des Lebens sind!
Wir nehmen sie ernst wie das spielende Kind
Und glauben voll Eifer daran.
Zerfällt dann in Scherben der liebliche Tand,
Dem unser Herz sich so töricht verband,
Dann trauern wir blind um den Wahn.

Daß wir hinter den Dingen das Gleichnis schauen,
Dem tieferen Sinn unsres Lebens vertrauen,
Im Wechsel dem ewigen Sein,
Daß wir nicht erlahmen und nicht verbittern
Und das Ganze erraten in all den Splittern,
Nur das kann zutiefst uns befrei'n.

Lilly Frick

ERNST HOFERICHTER:

Reise in den Frühling

Heute ist Ecke Rosenstraße und Marienplatz plötzlich der Frühling ausgebrochen.

Ein föhniger Windstoß fegte mitten in die Verkehrsregelung — und ein steifer schwarzer Hut rollte wie aufgezogen am Rinnstein entlang, zwischen Autoräder, Radfahrergeklingel hindurch, auf den Gehsteig hinauf.

Passanten sprangen vor ihm zu einer Gasse auseinander, denn es war schon wieder ungewohnt geworden, daß ein Wind Hüte durch die Gassen rollt.

Hinter ihm her rannte mit angelbereitem Spazierstock der Buchhalter Peter Wirsching, fing den Hut vor den umflorten Beinen eines Ladenmädchens auf — und das alles war Frühling.

Der Windstoß machte, daß er das erstemal seit Wochen vom täglichen Kurs des Heimweges abgetrieben wurde, und als er aufsah, stand er vor einem Reisebüro. Hinter der Glasscheibe fuhr ein Ozeandampfer mit beleuchteten Bullaugen auf einem Wellenschlag von gefärbter Watte, Flaggen ferner Länder wehten im Hauche eines Ventilators — und Palmen, aus Pappdeckel geschnitten, standen fast lebensgroß im Hintergrund der Auslage.

Dazwischen waren mannshohe Plakate gruppiert, die zu Reisen „nach dem sonnigen Süden" einluden. Peter Wirsching sah aus diesen farbigen Bildern ewigen Sommer fluten, während er noch die nassen Einlagsohlen unter seinen Füßen verspürte. Die Jagd nach dem steifen Hut hatte ihn gelockert und es war, als fände ein verdrängter Schnupfen befreiende Ausgänge. Seine Augen tauchten hervorstehend in die Bläue der Adria, seine Füße wirbelten Wüstensand von Gizeh, und die Rosengärten San Remos wurden ihm nah wie ein parfümiertes Taschentuch.

An der Türe klebte das Schild „Reiseprospekte gratis".

Und schon trat der Buchhalter ein. Während sich auf dem Tisch ein Globus drehte, auf dem die fünf Erdteile winzig, wie mit Trambahnen erreichbar, nebeneinander lagen, bekam er einen Stoß farbiger Hefte in die Hand gedrückt.

Und dann verließ er den Laden wie ein Treibhaus und in seinen Taschen glaubte er den Aquator als meterlangen Draht verwahrt zu halten.

Er lüftete den Überzieher, in der Straße mußte der Luftzug einer Waschküche wehen und er würde sich nicht sonderlich gewundert haben, wenn neben den Trambahngeleisen Veilchen geblüht hätten.

Peter freute sich, daß er jetzt zu seiner Wohnung südlich gehen mußte, weil er so dem ewigen Frühling um einige hundert Schritte näher kam. Am Grünen Markt kaufte er sich vier Orangen, eine Düte Datteln und einen Kranz Feigen und sah zum erstenmal in seinem Leben diese Früchte wie eingeborene Gesandte aus jenen Gefilden an, die er als Abziehbilder in der Tasche trug.

Um ihn war etwas, das immer einen Steinwurf weit wie ein Lasso vorausgeschleudert wurde. Vorübergehende überstrahlte er mit einem Lächeln und bedauerte sie um ihre südliche Ferne ...

So war Peter zwei Straßenbahnhaltestellen über seine Mietkaserne hinausgelaufen, und siegreich stellte er fest, daß er jetzt all den gelobten Ländern näher war als der Direktor des Reisebüros, der inmitten von tausend Schiffskarten und Schlafwagenbilletts sitzt.

Beim Aufstieg zum dritten Stockwerk übersprang er drei Stufen auf einmal, um mit tropischen Schweißtropfen oben anzukommen. —

Da er ins Zimmer trat, staubte seine Frau Franzi soeben den bronzierten Trompeter von Säckingen ab.

„... der gekittete linke Fuß wackelt wieder ...!"

Peter entleerte seine Taschen über das Wachstuch mit dem aufgedruckten Imperativ: „Mahlzeit" ...

Und Luxuskabinen, Monte Pelegrino, Spiele an Bord, Straßenleben in Kairo, Promenadedeck, Akropolis, Reisekreditbrief und die Gräberstraße in Pompeji lagen zwischen den Südfrüchten vom Grünen Markt papageibunt durcheinander.

„Das ist doch nichts für unsereins, Peter ...!"

„Wo hast du unseren Familienpaß? ... Wir verreisen ...!"

„Mit siebzehn Mark auf der Sparkasse ...?"

„Trotzdem fahren wir erster Klasse, Franzi ...!"

„Ach, jetzt hast du vor einer Woche erst einen Radioapparat gebastelt und wir haben noch keinen Ton gehört ..."

„Da, hier ist der Hafen von Hamburg. Olige Regenbogen schwimmen über dem Wasser. Die Schiffskapelle spielt Märsche ... Sirenen heulen Abschied ..."

„Du spinnst ja, Peter ...! Aus einer Photographie kann doch nichts heulen ...?"

„Paß auf, wenn du die Augen schließt ...! Um Gotteswillen, Franzi, hast du die Adressen für die Ansichtskarten dabei ...? Und deine Wollweste, denn im Süden sind die Nächte kalt ..."

„Die liegt schon im Speicher eingekampfert ..."

„Zu spät, wir fahren, fahren mitten im Meer, um das westliche Europa herum ... Sturm im Golf von Biskaja ... Zieh' die Füße an den Bauch und kau' eine Kaffeebohne ...!"

„Peter, das haben wir abends noch nie getan ...!"

„Franzi, sonst wirst du seekrank ...! oder soll dir der Steward Cognak bringen ...? Ich trinke Kirschwasser ..."

„Du weißt doch, daß wir nur Taubeerschnaps angesetzt haben."

„Die spanische Küste ... Und die Luft wird wie Butter in grasförmigem Zustand ... Mild zum Zerschneiden ... Ich ahne Palmen ... Auf die Zunge legt sich der Geschmack von Kokosmußmilch ... Da, siehst du, Rosenhaine ...!"

„Das ist doch nur unser Mackartsträußchen auf dem Sofaaufsatz, ... aus dem Glückshafen vom Krankenkassenverein — —"

„Hafen, sehr richt — ... Wir nähern uns dem Hafen von Neapel ... Der Golf weitet die Arme ... Leuchtturmlichter drücken die Augen auf und zu ... Siehst du, Franzi ..."

„Ja draußen im Treppenhaus wird ein Fünfminutenbrenner gedrückt ... Müllers kommen von ihrem Delikatessengeschäft heim ..."

„Wir stehen auf dem Posilipo ... Vedi Napoli e poi — —"

„Peter, hör auf ... du fällst vom Stuhl herunter ...!"

„Und der Vesuv raucht und qualmt wie — —"

„Nein, das geht nicht, die Zeitung verbrennen ...! Voriges Jahr haben wir erst die Küche ausweißen lassen ...!"

„Aber eine ganze Nacht kann ich noch unter südlichen Sternen träumen und das Meer rauschen hören. Aus einer Kneipe klingt Harmonikaspiel ... Und die Luft riecht nach Orangenschalen ..."

„Ja, vor dem Einschlafen esse ich gern etwas Saueres ..."

„Und eine Nacht ist lang, Franzi ... Da kann man noch viel erleben ..."

„Und morgen früh trifft im Büro der große Kassenabschluß ... dann hast du wieder einmal ausgeträumt und dich selbst belogen ..."

„Leider nur mich allein ..."

„Und was hast du davon gehabt, Peter ...?"

„Ja, dann hab ich eine Reise in den ewigen Frühling miterlebt und die siebzehn Mark liegen unverbraucht auf der Sparkasse ..."

„Da hab ich mehr, wenn ich diese Orange gegessen habe ..."

„Die so sauer war ..."

„Ja, aber doch wirklich ..."

„Hundert vorgestellte Taler sind uns nicht weniger als hundert wirkliche Taler ..."

„Das Bücherlesen bis in die tiefe Nacht hinein macht krank, Peter ... Aber wenn der Sommer kommt und den Urlaub bringt, dann fahren wir wieder nach Wiesdorf zum Kirchbauer, da gibt's frisch gekochte und kuhwarme Milch — und am Morgen gehen wir zum Preißelbeerpflücken in den Fuchsenwald und wir nehmen zu zweit um sechs Pfund zu ... Das ist doch alles wirklich ...!"

„Ja, Franzi — aber jetzt ist's Frühjahr und der Sommer steht auf einem anderen Blatt ..."

„Ja, gute Nacht, Peter ..."

„Franzi und um Mitternacht schicke ich dir aus südlichem Himmel von meinem Traum eine Ansichtskarte in den deinen hinüber ..."

Und alles geschah — weil ein Frühlingswind einen steifen Hut vor die Türe eines Reisebüros hinwehte, wie ein kicherndes Blatt aus einem Märchenbuch für große Kinder — — —

Wolfgang Federau:

Der Bizeps

Die kleine Kneipe lag wohl im Zentrum der Stadt, aber in einer Sackgasse, in die der Lärm des Verkehrs, Hupen der Kraftwagen, gellendes Läuten der Straßenbahnen und all die anderen Geräusche, die mit den Lebensäußerungen einer großen Stadt untrennbar verbunden sind, nur gedämpft hinüberklangen. Fast versteckt lag sie da, und wer als Fremder sich durch irgendeinen Zufall in diese Straße verirrte, der mußte schon die Augen weit öffnen, um sie überhaupt ausfindig zu machen.



Trotzdem, und obwohl sie sich so gut wie gar nicht von all den zahllosen ähnlichen Unternehmungen unterschied, obgleich sie dieselben kleinen, runden Marmortische aufwies, dieselben Stühle mit den steilen, unbequemen Lehnen, die gleiche Theke mit den Bierhähnen, dem Spülbecken und allem, was dazu gehört, war sie immer gut besetzt. Aus irgendeinem unerklärlichen Grunde war gerade diese Kneipe, die den bedeutungsvollen Namen „Biceps" trug, der Treffpunkt aller, die mit dem Sport beruflich in irgendeiner Form verbunden waren: der Manager, der Boxer, der Radrennfahrer und der aussterbenden Kaste der Ringkämpfer. Die kamen alle hierher, ja, tranken eine Molle oder, wenn's hoch kam, zwei, tranken Selter und Limonade, wenn sie im Training waren, und trafen mit anderen zusammen, mit ihren Freunden und Gönnern: mit den Leuten, welche die Tribünen während der Sechs-Tage-Rennen füllten, welche sich keinen Boxkampf entgehen ließen und als begeisterte Sachverständige verfolgten, wie der Russe Danilow den Spanier Paolino nach vielen aufregenden Zwischenfällen k. o. schlug.

Sie alle gehörten hierher, fühlten sich hier heimisch. Anders der Mann, der an diesem Abend die Kneipe betrat. Ein Fremder offenbar. Ein äußerst schäbig angezogener Mensch unbestimmten Alters, der sich schüchtern und fast ängstlich der Theke näherte und mit dem Wirt ein paar flüsternde Worte wechselte.

Der Wirt, dessen stachliger Schnurrbart die angeborene Gutmütigkeit, die sich in seinem Gesicht ausprägte, nicht völlig zu überdecken vermochte, hörte sich die leise geflüsterten Worte des Fremden geduldig an. Bedenklich zuckte er zum Schluß mit den Achseln, nickte aber dann doch zustimmend.

„Sie werden hier kein Geschäft machen, guter Mann", prophezeite er. „Für so'ne Dinge ..."

„Man muß versuchen", erwiderte der andere demütig. „Vielleicht... und wenn mir nur einer was abnimmt."

Er kehrte sich von der Theke ab, wandte sich den einzelnen, dichtbesetzten Tischchen zu. Er hatte eine abgegriffene Aktentasche bei sich, aus ihr zog er seine Ware hervor: kleine Frösche, die mit einem Uhrwerk versehen waren und, aufgezogen, mit komisch-grotesken Bewegungen über die Tischplatte hüpften.

„Gehn Sie in 'nen Kindergarten, bringen Sie dort Ihre Sachen vor", sagte einer hämisch. „Hier sitzen Männer!"

„Aber vielleicht hat einer von den Herrschaften selbst ein Kind zu Hause", wagte der Fremde zu erwidern. „Welche Freude, wenn der Vater mit so einem Spielzeug in der Tasche am Abend heimkommt, ganz unerwartet."

„Unsinn", hieß es, und „Kein Geld für so'n Quatsch."

Aber der Mann gab das Rennen nicht so bald auf. Wohl zuckte es in seinem zerknitterten, hoffnungslosen Gesicht, aber er ging planmäßig von einem Tisch zum andern, und der aufmerksame Beobachter hätte feststellen können, wie hartnäckig der Fremde an der Vorstellung, an dem Bemühen festhielt, noch Händler, noch ein Mensch zu sein, der für gutes Geld gute Ware feilbot. Wie sehr er vor dem Augenblick bangte, da er von dieser vorletzten Stufe, die noch eine gewisse menschliche Würde und Haltung ermöglichte, auf die allerletzte des Bettlers herabsinken würde.

Aber die Leute, die hier hockten, hatten andere Gedanken, andere Interessen. Kaum, daß der eine oder der andere über die komischen Sprünge des aufgezogenen Frosches lächelte. Kaufen? Kam ja gar nicht in Frage.

„Na, ich wußte es ja", sagte der Wirt, als sich der Fremde an der Theke vorbei zur Tür schob. „Aber da, Mann, setzen Sie sich und trinken Sie 'ne Molle. Soll mir nicht ankommen auf ein Glas Bier mehr oder weniger."

Der andere stammelte ein paar Dankesworte, nahm das Glas mit zitternden Händen entgegen, setzte sich in die Ecke an einen der wenigen noch freien Tische.

Während er fast genießerisch den ersten Schluck hinuntergoß, den Schaum mit dem Handrücken aus den Mundwinkeln wischte, wanderten seine Augen neugierig, aufmerksam durch den Raum. Der weniger nüchtern war, als anderswo, weil die Wände dicht behängt waren mit den Photos vergangener und gegenwärtiger Sportgrößen, einige davon von staubig gewordenen, graugrünen Lorbeerkränzen umrahmt.

Plötzlich kam in seine Augen etwas Glasiges, Verkrampftes. Er ließ das halb geleerte Glas stehen, erhob sich langsam und schwerfällig, näherte sich mit knickenden Knien, wie von einer unsichtbaren Macht gezogen, einem Bild, das an einem Pfeiler zwischen zwei Fenstern hing. Es stellte einen vielleicht dreißigjährigen Mann vor, breitschultrig, glattrasiert, in Frack und weißer Binde. „Hannes Gohr" stand darunter, in großer, derber, ungeschulter Schrift.

Sehr lange stand der Fremde vor dem Bild, betrachtete es ernsthaft. Manchmal, in kleinen Abständen, ließ er ein glucksendes, böses Lachen hören. Plötzlich gab es ihm einen Ruck. Er hob den Arm, schlug mit geballter Faust mitten hinein in das Bild des Befrackten, der ihn so stolz und heiter anlächelte.

Klirrend fielen die Glasscherben zu Boden. Mit einem Sprung kam der Wirt hinter der Theke hervor. „Mann", brüllte er, vom Jähzorn übermannt, und es schien, als wolle er sich auf den Fremden stürzen, der seine Güte so schmählich mißbraucht hatte. Als wolle er ihn niederschlagen.





Aber in diesem Augenblick drehte der andere ihm sein Gesicht zu — einige Sekunden lang starrte der Wirt ihn an, sah dann hinüber zu dem von Glasscherben zerschnittenen Bild an der Wand. Langsam ließ er den erhobenen Arm sinken.

„Ach so", sagte er ganz leise und mühte sich, die Tränen nicht zu sehen, die in den Augen des anderen schimmerten.

„Verzeihung", flüsterte der Fremde und ging mit schleppenden Schritten, ohne ein weiteres Wort, dem Ausgang zu.

„Na, Hein", wunderten sich die Gäste, „ich an deiner Stelle hätte dem Kerl einen gehörigen Denkzettel gegeben."

Der Wirt sagte lange nichts. Erst nach einer großen Pause brummte er. „Es war Gohr — Hannes Gohr. Er war einmal Europameister im Weltergewicht — Ihr wißt doch noch? Es ist wohl acht, neun Jahre her. Und jetzt — handelt er mit Fröschen . . ."

Da wurden die anderen still.

Der Schwerathlet

Ich bin der stärkste Mann der Welt,
Genannt: „Zementene Eiche",
Ich hab' Rekorde aufgestellt
Dort überm großen Teiche!

So stemmt' ich einmal vierzehn Mann
Empor auf einer Stange
Und diese Stange hielt ich dann — —
Was glauben Sie, wie lange?

So lange, daß den Kerlen, die
Sie frischrasiert bestiegen,
Da oben Bärte wuchsen wie
Von ausgewachsenen Ziegen!

Kein Wunder, daß die Frauen mir
Den Bizeps gerne krabbeln,
Und wenn ich sie mal bloß fixier',
Gleich zittern wie die Pappeln!

Ich nehm', schlägt auch ihr Mann Alarm,
Das ist mir gänzlich schnuppe,
Die Riesendame auf den Arm
Und sag: „Na, kleene Puppe?"

Nach Schluß der Nummer biet' ich dann
Dort bei den Eingangsmasten
Mein Bild noch für zehn Pfennje an
Mit inklusiv betasten.

Ernst Klotz

Selbstbetrug

Kitty bekommt ein Kind. Kittys Mann weiß vor Angst nicht aus noch ein. Er rettet sich mit einer Kümmelflasche in den Winkel. Und säuft und säuft.

Unterdessen tritt das freudige Ereignis ein.

Man ruft den Mann. Volltrunken wankt er ins Schlafzimmer. Alles dreht sich um ihn. Doppelt erscheint ihm die Tür, doppelt das Bett.

Da hält ihm die Wehmutter Zwillinge entgegen.

Der Mann guckt einmal, der Mann guckt zweimal.

„Verflixter Kümmel", denkt er dann und sagt:

„Nein, was für e i n schönes Kind!"

Diagnose

Neben dem Finanzamt eines kleinen schwäbischen Städtchens befindet sich die Apotheke. Ich trete ein und verlange Bromural-Tabletten. Der Apotheker wirft einen halb teilnehmenden, halb neugierigen Blick auf mich und übergibt mir das Medikament mit der Frage: „Seiet se vielleicht auf de Finanzamt gwese?"

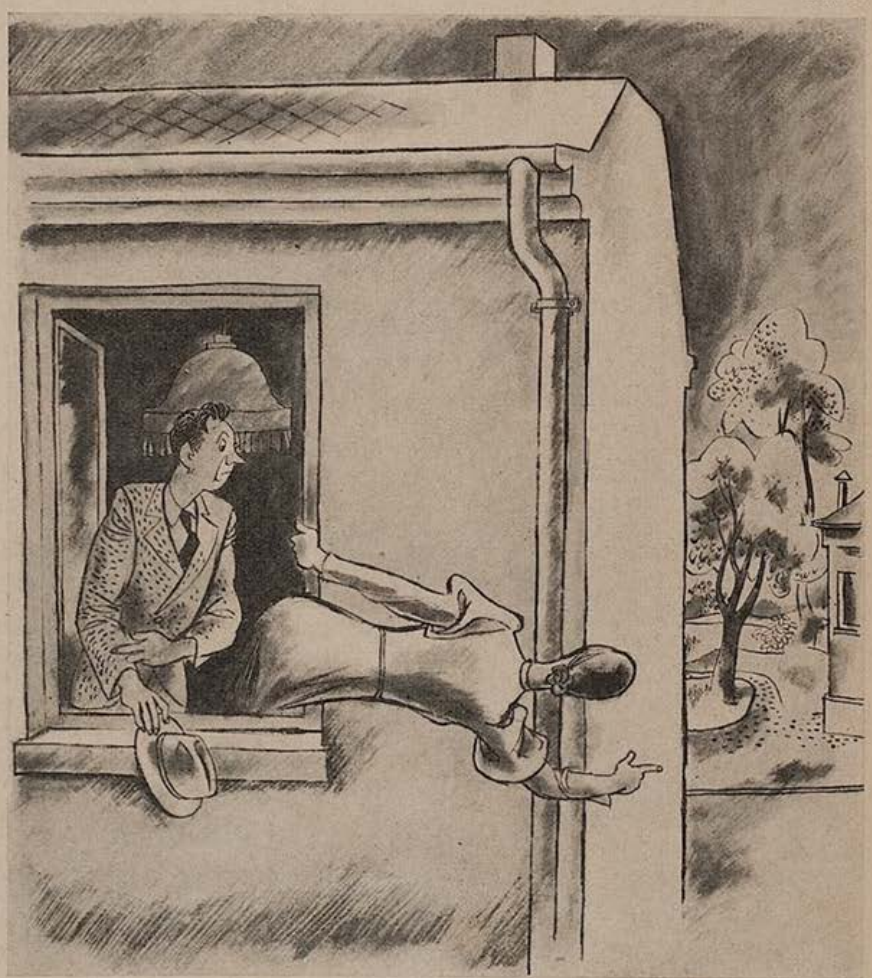
Der Stammhalter

Kaspar hat schon acht Kinder.
Aber es sind acht Mädchen.
Und Kaspar hätte so gern einen Jungen.
Kaspar tut, was er kann, um einen Stammhalter zu bekommen.
Endlich ist es soweit.
Kaspar wartet im Vorzimmer.
Der Arzt tritt heraus.
„Gratuliere, Kaspar."
„Ein Junge?"
„Nein?"
„Ein Mädchen?", stöhnt Kaspar betrübt.
„Nein."
„Was dann?"
„Zwei Mädchen!" *j. h r.*

Urlaub

Ein Russe, der schon lange auf einem Gut beschäftigt war, erbat sich vom Inspektor Urlaub, um zur Taufe seines Kindes nach Hause fahren zu können. „Aber Mensch", sagt da der Inspektor, „du bist doch schon über ein Jahr nicht zu Hause gewesen, das kann doch nicht stimmen." „Doch, doch", meint der Russe ganz treuherzig, „war sich Nachbar so freundlich."

Ohser



„Wo ist denn der in Ihrer Anzeige angegebene Blick auf den Park?"
„Da brauchen Sie sich nur etwas herauszulehnen!"



Kattel Datteldu in Schliersee — Jos. Sauer

Durchgeschlüpft

Fouché, der wegen seiner Härten berüchtigte Polizeimeister Napoleons, ließ erbarmungslos jede Karikatur oder auch nur leicht satirische Darstellung vernichten, die sich auf den Kaiser bezog. Eine Abbildung jedoch, und zwar eine unerhört beleidigende, entging seinem Griff, einfach deshalb, weil er den Sinn der Unterschrift nicht verstand.

Napoleon war als Cäsar dargestellt, den Lorbeer im Haar, wie er hoheitsvoll auf einen römischen Triumphwagen zuschreitet. Die Unterschrift lautete ganz harmlos: „Le char l'attend" (Der Wagen erwartet ihn).

Fouché, der sonst so schlaue Fuchs, bemerkte nicht, daß man das auch so lesen kann:

„Le Char — la — tan." s.

Vollendete Liebenswürdigkeit

Max Reger saß zu Haus über seinen Noten. Ein junger Komponist trat ins Zimmer, grüßte und sagte:

„Herrgott, ist das heute ein Dreckwetter!"

„Apropos Dreck", meinte Reger, ohne von seinen Noten aufzusehen, „haben Sie wieder etwas Neues komponiert?" s.

Aeußerste Blasiertheit

Eine Dame in London sagte zu Whistler, der mit virtuosem Geschick immer wieder die Themse malte:

„Gestern gegen Abend ging ich am Fluß entlang. Ich sah dasselbe silberne Licht, denselben feinen perlgrauen Glanz, den Sie so lieben, Meister, und den Sie auf Ihren Themse-Bildern so wundervoll zum Ausdruck gebracht haben ..."

„Ja", entgegnete Whistler mit gelangweiltem Gesicht, „die Natur kommt allmählich auch auf den Trick ..." s.

Das Genie

Der Maler Whistler war bekanntlich einer der anmaßendsten Menschen, die es je gegeben hat. Als eine Dame während der Unterhaltung ihn fragte, ob er glaube, daß das Genie vererblich sei, antwortete er:

„Ich weiß es nicht, ich habe keine Kinder." s.

Abgeblitzt

Ludwig Windthorst, der bekannte Führer des Zentrums und Gegenspieler Bismarcks, war außerordentlich klein von Figur, und jede Anspielung auf seine körperliche Kleinheit war ihm verhaßt.

Als junger Mensch war er Rechtsanwalt in Osnabrück, dort traf er in einer Abendgesellschaft einen baumlangen Kollegen aus Hannover, der ziemlich hochfahrend mit ihm redete.

„Was sind Sie eigentlich von Beruf?", fragte der Hannoveraner im Laufe der Unterhaltung.

„Ich bin Rechtsanwalt wie Sie", entgegnete Windthorst.

„Mit der Figur? Ich könnte Sie ja beinahe in meine Rocktasche stecken", meinte der andere lachend.

„Gewiß", erwiderte Windthorst in eisigem Ton, „es fragt sich dann nur, wo Sie mehr Verstand hätten, in der Rocktasche oder im Kopf". s.

Gefährlich

Bei einem Empfang auf der englischen Botschaft in Paris befand sich auch Bernhard Shaw. Er saß in einem Kreis, in dem von der Theorie der Vererbung gesprochen wurde, und eine auffallend schöne Pariserin, die freilich mit Geistesgaben nicht gesegnet war, sagte zu dem Dichter:

„Wir beide müßten uns heiraten, Mister Shaw. Das gäbe Kinder ... mit Ihrem Geist und meiner Schönheit ..."

„Sehr gefährlich, Madame", erwiderte Shaw, „stellen Sie sich vor, die Kinder erben Ihren Geist und meine Schönheit ..." s.

REDAKTIONELLE NOTIZ:

KÜNSTLER DER „JUGEND"

PORTRÄTZEICHNER

Selbst in einem Zeitalter, das durch die fortgesetzte Entwicklung der photographischen Technik den bildenden Künstler aus seiner ihm immer gebührenden Vorrangstellung zu verdrängen sucht, wird die Porträtzeichnerei nichts von ihrem persönlichen Zauber einbüßen und stets das Interesse derer finden, die sich mit einem bloßen Abklatsch des zum Sujet herabgewürdigten Individuums nicht zufrieden geben. Wir haben diese Nummer der „Jugend" ganz auf die Bildniszeichnerei eingestellt. Neben dem prächtigen, fast unbekannten Bismarck-Kopf von Corinth überrascht uns vor allen Dingen Kurt Weinhold-Calw durch seine mit kühler Sicherheit dokumentierten porträtistischen Fähigkeiten. Die Strenge der Linie, die innere Spannkraft des Bildgefüges und der physiognomischen Details vermitteln einen starken und überzeugenden Eindruck.

Im Gegensatz zu Walter Dolch-Amberg, der das naturalistische Moment mehr betont und wie Anton Leidl auf malerische Wirkungen in der Zeichnung abzielt, bleibt Weinhold-Calw ganz im Bereich der rein graphischen Möglichkeiten. Auch Adolf Bügers Vater-Porträt verrät den Maler und interessiert durch die tonige Auflockerung der Struktur in der Fläche. Ungeachtet der Verschiedenartigkeit in Gestaltung und Auffassung, liefern alle Darstellungen den Beweis, daß die Wunder der Hand niemals durch eine maschinelle Apparatur zu erbringen sind. A. W. R.

Musik und Wein

Brahms saß an seinem Geburtstag mit einigen Freunden in einer Weinwirtschaft, in der er gut bekannt war, und bat den Wirt, etwas besonders Gutes aus seinem Keller heraufzuholen. Der Wirt brachte einen alten Rheinwein herbei, stellte ihn vor den berühmten Komponisten hin und sagte:

„Es ist das Beste, womit ich dienen kann, Herr Brahms. Dieser Wein übertrifft alle anderen meines Kellers, so wie die Brahms'sche Musik alle andere übertrifft."

Brahms lächelte.

„Dann nehmen Sie den Wein nur wieder mit", sagte er trocken, „und bringen Sie uns lieber eine Flasche Beethoven".

KUNSTANTIQUARIAT
ED. WALZ
INHABER REINHARD SCHMITZ
ALTE UND NEUE
GRAPHIK
STÄNDIGE AUSSTELLUNG VON WERKEN JUNGER KÜNSTLER
MÜNCHEN 2 NW
AMALIENSTRASSE 38 • TELEPHON 297585

Brauchen Sie DIE kleine ANZEIGE der „Jugend"

SCHRIFTSTELLERN
bietet große Buchdruckerei mit angegliedertem bekanntem Verlag für wissenschaftliche oder belletristische Werke sehr vorteilhafte
VERLAGSVERBINDUNG
Anfragen unter Literaria 846 an die Expedition der „Jugend", München, Herrnstraße 10.

Das grosse 65000 RM Preisausschreiben über

Thagee Exakta
Das Ende des Blind-Photographierens!
Exakta-Prospekt mit Preisausschreiben Beding. gratis durch alle Photohändler oder vom Thagee
DRESDEN-STRIESEN 589

Sind Männer eitel? Stellen Sie einmal Ihrem Mann diese Frage. Er wird entrüstet antworten: „Wieso, seh ich so aus?" Dabei ist es doch gewiß keine Schande, wenn ein Mann etwas auf sein Aeußeres gibt. Warum soll ein Mann z. B. nicht genau so stolz auf seine schönen und gesunden Zähne sein, wenn er sie jeden Abend und Morgen mit Chlorodont pflegt, wie es bei einer Frau der Fall ist. Er tut das ja nicht nur um des guten Aussehens wegen, sondern vor allem, weil er seine Zähne gesund erhalten will.


Hoppla! — schon geporstelt!
Ihrem Wunsch und Geldbeutel entsprechend finden Sie gute Kameras im Porst-Photo-Helfer E 1, ein 320 Seiten starkes Buch, welches ich Ihnen gerne kostenlos zusende, wenn Sie heute noch schreiben an:
Der Welt größtes Photo-Spezialhaus
Photo-Porst
Nürnberg - A NW 1

Neurasthenie
Nervenschwäche Nervenzerrüttung verb. mit Schwinden d. best. Kräfte. Wie ist dieselbe v. ärztl. Standpunkte aus ohne wertlose Gewaltmittel zu behandeln u. zu heilen? Wertvoller, n. neuest. Erfahrungen bearbeitet. Ratgeber für jedermann, ob jung oder alt, ob noch gesund oder schon erkrankt. Geg. Einsendg. v. M. 1,50 in Briefmarken zu beziehen vom Verlag Silvana 66, Herisau (Schweiz).

Dr. Carl Credé's FRAUEN-HYGIENE
Ill. Prosp. 4 c durch SOZIAL-HYGIENE, LEIPZIG C 1

Beachten Sie bitte unsere Anzeigen!

GRATIS
Preisliste Nr. B 4 senden Gummi-Industrie „Medicus", Berlin SW 68, Alte Jacobstr. Nr. 8.

GRATIS
Liste sendet über hygienische u. sanitäre Artikel MARTIN Gummiwaren-Versand Frankfurt a. M. 1 Postfach 203/J.

Lest die Jugend

Zur Anfertigung jeder Art Drucksachen empfiehlt sich G. Hirth Verlag AG. München, Herrnstr. 10

SCHÖNE BILDER
an den Wänden machen die Wohnräume behaglich. Wo das Geld für Erwerbung von Originalen fehlt, hat der Bilderliebhaber Ersatz an den Vierfarben-Kunstblättern der „Jugend", die zu den erstaunlich billigen Preisen von 50 Pfg., 75 Pfg. und 1.— Mk. je nach Größe durch den Kunsthandel und den unterzeichneten Verlag zu beziehen sind. Der reich bebilderte Katalog (Preis RM. 2.70) erleichtert die Bestellung.
G. Hirth Verlag AG., München, Herrnstr. 10

Lest den Sportfischer
die vortrefflich ausgestattete Fachzeitschrift.
Halbjahrespreis 3 M.
Fischereisport-Verlag Dr. Hanns Schindler München NW 2 Karlstraße 44

Ein ergötzliches Bilderbuch
ist der Kunstblätter-Katalog der „Jugend" mit über 1000 verkleinerten Abbildungen der in Millionen von Exemplaren als Wandschmuck verbreiteten Vierfarbendrucke. Preis ohne Porto RM. 2.70. Bestellungen durch den Buchhandel oder den unterzeichneten Verlag
G. Hirth Verlag AG., München, Herrnstr. 10

Inserieren bringt Gewinn!

Inserate in der „JUGEND" finden weiteste Verbreitung!

Bei etwaigen Bestellungen bittet man auf die Münchner „Jugend" Bezug zu nehmen.

FRITZ A. MENDE:

Der See ohne Wasser

Armas sitzt im See-Restaurant, das mitten in dem großen Park steht. Dieser Park ist die Lunge der Stadt. Und der See, an dem sich das Restaurant befindet, ist das Herz, oder besser die Seele des Parks. Seele deshalb, weil er nicht ganz übersichtlich ist, weil er ab und zu hinter Bäumen verschwindet, kleine Ausläufer hat und weil er so unbestimmt daliegt. Armas sitzt also an der Seele des Parks. Aber die zeigt sich heute von ihrer schlechtesten Seite. Sie riecht sogar. Der See ist nämlich abgelassen, weil er kein richtiger See ist, sondern ein angelegter Teich und weil es Winter wird.

Armas hat sich mit Johanna gezankt. Im Park wollte er Trost suchen, wollte am spiegelnden Wasser sitzen und den Enten, den guten, zutraulichen Enten Semmelbrocken zuwerfen. Ach, was wollte er nicht alles. Jetzt sitzt er — aber ein abgelassener See spendet höchstens Trostlosigkeit, das ist seine Ansicht.

Armas atmet mit gekräuselter Nase den Duft von trockengelegten Wasserpflanzen ein. Wenn er guter Laune wäre, würde er sagen: „Es riecht wie am Meer." So stellt er nur fest: „Es stinkt!" Beides ist richtig, aber Armas ist ein Mensch, ein schlechtgelaunter Mensch, darum will er nicht genügsam sein und aus dem, was die Natur bietet, das Gute herausklauben.

Armas findet, daß es ihm nicht gefällt. Ein Unbeteiligter wird einwerfen, er hätte sich ja nicht hinzusetzen brauchen. Armas hat sich aber gerade deshalb hingesetzt, weil es ihm nicht gefällt. Seltsam sind die Wege des Menschen, wenn er sich gezankt hat.

Angewidert, jawohl angewidert schaut Armas auf den nackt daliegenden Seegrund. Tief durchfurchter Schlamm, wie gekämmt daliegendes Wassergrünzeug, dazwischen schmutzige Pfützen und Rinnsale. In den Rinnsalen und Pfützen schwimmen und schnattern die Enten, die guten, zutraulichen Enten. Armas findet auch die Enten widerlich. Nicht sehr sauber sind sie und mißtönend ist ihr gieriges Geschrei. Armas verteilt keine Semmelbrocken.

Gleich geht sein Zorn bis zum Hals. Das hält er für die richtige Stimmung, um Johanna eine Karte zu schreiben.

„Johanna" schreibt er, nicht „Liebe" oder gar „Teure Johanna", nein, schlicht: „Johanna! Ich sitze am Parksee. Er ist abgelassen und zeigt sich als übelriechende und schlammige Grube. Das erinnert mich an unseren Streit . . ." Ironisch sollte die Karte sein und kalt wie Vanille-Eis.

Armas kann nicht weiter schreiben, denn Johanna kommt geradewegs auf ihn zuspaziert. Rasch verbirgt er die Karte.

„Wieso kommst du hierher?" fragt er gebändigt.

„Du sitzt doch immer hier, wenn wir gezankt haben, Lieber . . ."

„Lieber hat sie gesagt." Armas stellt es innerlich fest und ärgert sich, daß er es feststellt.

„Was schreibst du denn da für eine Karte?"

„Ach nichts, nur an Karl, wegen der Cello-Noten."

„Schön ist so ein Park im Herbst", sagt Johanna.

Armas pflichtet ihr bei.

„Die Luft hier am See ist so säuerlich. Wie riecht es nur . . ."

„Wie am Meer, nicht wahr?" meint Armas.

„Ganz recht, wie am Meer. Gerade wollte ich es auch sagen."

Sie freuen sich der Gemeinsamkeit ihrer Gedanken.

Einige Enten kommen über den Schlamm auf die Terrasse zugewackelt.

„Reizend, diese Tierchen!" ruft Johanna entzückt.

„Ja, und so zutraulich", antwortet Armas.

„Gib ihnen doch etwas . . ."

Gehorsam zerbröckelt Armas ein altes Brötchen. Über den unaufhaltsam schlingenden Enten lächeln sich Armas und Johanna zu. Sie sind sich wieder einig.

Während sie aufbrechen, ruft ein Herr am Nebentisch erregt: „So eine Zumutung. An diesem stinkenden Schlammloch bleibe ich nicht. Komm Amalie."

„Wenn diese Leute nur ihren Kaffee haben. An der Schönheit des Herbstes gehen sie vorbei." sagt Armas vorwurfsvoll.

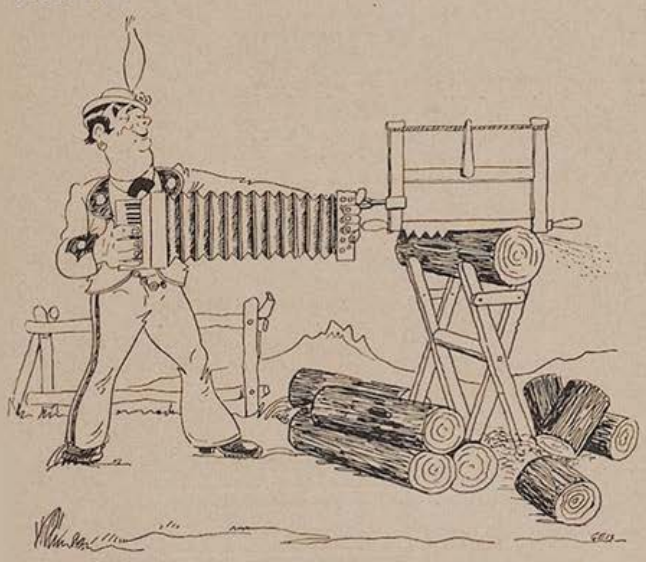
„Ja, Lieber", lächelt Johanna.

Sie pudert sich das Näschen und scheint nicht auf Armas zu achten, der wie nebenbei die halbbeschriebene Karte zerreißt.

Johanna lächelt immer noch.

Kraft durch Freude

Josef Geis



Der Wohltäter

In einer englischen Stadt war ein Advokat gestorben. Und zwar so arm, daß man für sein Begräbnis sammeln mußte. Man ging zu den Juristen und kam auch zu einem Richter: Alle hatten bisher einen Schilling gezeichnet und man verlangte auch von dem Richter einen Schilling. „Was, einen Schilling? Da habt Ihr zwanzig und laßt gleich zwanzig Advokaten begraben", rief dieser aus.

Stellen Sie mich Frau Ufa vor!"

Von Willy Buschhoff

Eine nicht mehr ganz junge Dame sitzt vor mir und wünscht, zum Theater ausgebildet zu werden. — Folgender Dialog entwickelt sich:

„Haben Sie schon jemandem vorgesprochen?"

„Ja, Herrn von W."

„Und was hat Herr von W. gesagt?"

„Er sagte . . . er sagte . . ."

? ? ?

„Er sagte . . . er wolle nicht das Proletariat am Theater vergrößern. (In Tränen ausbrechend.) Und das sagte er mir, wo ich doch aus allererster Familie stamme!"

Zwei Briefe

Sehr geehrter Herr!

Aus dem Hause, in dem mein Vater Portier ist, bilden Sie ein Fräulein zum Theater aus. Ich möchte gern auch zum Theater gehen. Rollen kann ich noch keine und deshalb nichts vorspielen. Aber ich habe im Turnen immer Note „sehr gut" gehabt.

Hochachtend E. M.

und

Sehr geehrter Herr Direktor!

Höre, daß Sie eine Theaterschule haben, und möchte auch dazu. Was kostet die Ausbildung zum Star? Würden Sie mich nach genossener Ausbildung Frau Ufa vorstellen?

Mit freundlichen Grüßen A. E.



„Um Gottes willen, Erna, die Temperatur ist doch viel zu hoch für das Kind ..."
„Mei ... was versteht denn a so a kloans Kind von der Temperatur!"

Ueble Meinung

William Jones war bei seinem Freunde Thomas Day zu Gast. Als er zufällig ein Buch aus dessen Bibliothek nahm, fiel eine Spinne heraus. „Töte sie", rief Jones dem Freund zu. „Ich denke gar nicht daran. Ich werde die Spinne nicht töten. Ich habe gar kein Recht dazu. Stell dir vor, du fährst nach Westminster Hall und dir begegnet ein Tier, das größer und stärker ist als du, das die gleiche Macht über dich besäße wie du über die Spinne. Und dieses Tier würde zu seinem Begleiter sagen: „Mach den Rechtsanwalt tot!" Was würdest du davon halten. Und dabei wette ich, daß für die meisten Leute ein Rechtsanwalt schädlicher ist, als eine Spinne."

Firmung

Der Schindler Schorsch wird zur Firmung geführt.

Und er ist mächtig aufgeregt, der Schorsch, denn er fürchtet, daß die Westentasche für die Firmungsuhr etwa gar zu klein sein könnte.

Alles geht glatt vorüber, der Schorsch darf essen und trinken, was sein Herz begehrt, der Firmpate führt ihn von Vergnügen zu Vergnügen, nur die Uhr, die hat sich, in dieser Zeit der Weltwirtschaftskrise — in fünf funkelnagelneue Silberstücke verwandelt.

„Na, Schorschl", sagt der Herr Firmpate, als man sich endlich wieder den häuslichen Gefilden nähert, „schön war's, net wahr, ja?"

„Ja!" seufzt der schwerenttäuschte Schorschl.

„Na siegst es ... Alsdann, Schorschl, jetzt sag mir amal, was hat dich heut am allermeisten g'freut?"

Meint der Schorsch:

„Daß mi niemand g'fragt hat — wia spät als es sein tuat!"

H. K. B.

Eine einzige Nummer der „Jugend" wird von ca. 50 000 Menschen gelesen.

Darum:

Inserieren Sie!!



Never Tag, neue Lebenslust

So soll es sein. Das ist die beste Gewähr für Erfolg im Leben. Oft erwacht man mißlaunig, ist matt und energielos.

»OKASA«

nach Geheimrat Dr. med. Lahusen

bekämpft schlechte Laune u. Depressionen. Zufolge der Zusammensetzung aus standardisierten Hirnanhang- u. Keimdrüsenhormonen sowie nervenstärkenden Stoffen **wirkt Okasa regulierend auf die Drüsentätigkeit, stärkt d. Nerven, schafft jugendliche Frische u. Leistungskraft.** Okasa-Silber f. d. Mann, -Gold f. d. Frau, 100 Tabl. M. 9.50, **in allen Apotheken erhältlich.** Zusendung der illustr. Broschüre u. **Gratisprobe OKASA** veranlaßt geg. 24 Pfg. f. Porto **HORMO-PHARMA, BERLIN SW 189,** Alte Jakobstr. 85/86

Versorge Dein Kind



und Deine Familie durch Abschluß einer Familien-Versicherung bei der größten kontinentalen Gegenseitigkeitsanstalt.

Gesamtaktiven
620 Millionen
Schweizer Franken

Die Anstalt ist seit 1866 in Deutschland eingeführt

Schweizerische Lebensversicherungs- und Rentenanstalt in Zürich

Niederlassung für das Deutsche Reich, München, Leopoldstraße 8
Telefon 34251

Eine amateurphotographische Schrift, die bisher fehlte, aber oft verlangt wurde:

RICHTIGES ENTWICKELN

VON GERHART ISERT

erschien soeben als Beginn einer modernen Reihe **„DIE KLEINE PHOTOBÜCHEREI"**

Interessenten sind das große Heer der Amateurphotographen

Preis RM. 1.—, mit Porto RM. 1.10

G. HIRTH VERLAG AG. MÜNCHEN
HERRNSTRASSE 10

gründer: Dr. GEORG HIRTH. — Verantwortlich für die Schriftleitung: ARNOLD WEISS-RÜTHEL; für die Anzeigen: GEORG POSSELT, beide in München — lag: G. HIRTH VERLAG AG., München. — Für die Herausgabe in Österreich verantwortlich: J. RAFAEL, Wien I. Graben 29a (Eingang Trattnerhof). — Für die Redaktion Österreich verantwortlich: MARIANNE RAFAEL, Wien XIX, Hochschulstraße 25. — Alle Rechte vorbehalten. — Nachdruck strengstens verboten. — Copyright by G. HIRTH RLAG AG., München. — Druck: G. HIRTH VERLAG AG., Buch- und Kunst-Druckerei, München, Herrnstraße 10. — D.-A. 9000 — Entered as second class matter, Postoffice New York, N. Y. — Manuskripte sind nur an die Redaktion der „Jugend", München, Herrnstraße 10, zu senden: Rücksendung kann nur erfolgen, wenn Rückporto beiliegt.

Ahasverus Trotzki

Erich Wilke



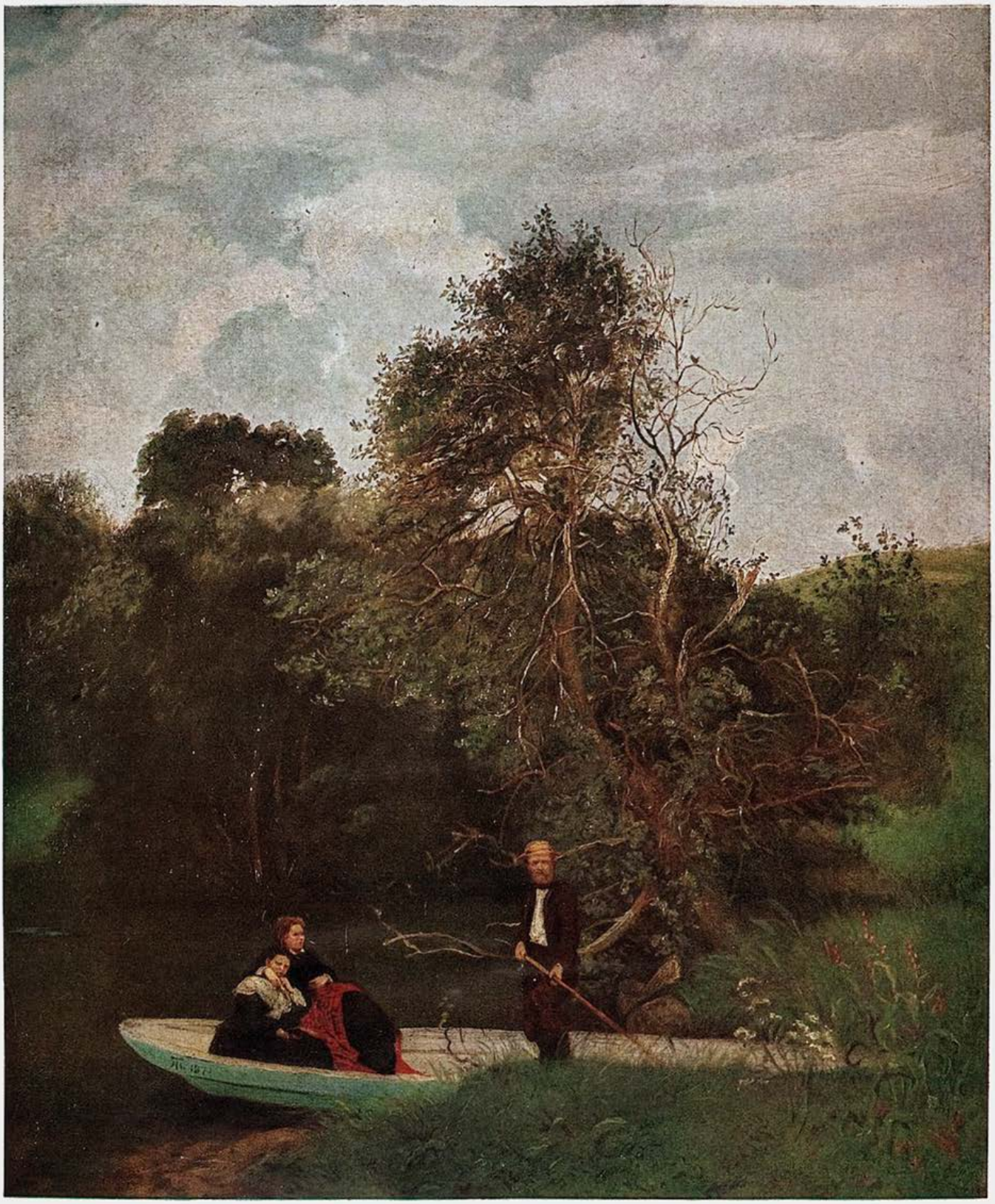
„Wer mit heimlichen Tücken umgehet, kann nicht Ruhe davor haben".

(Sir. 13. 32)

JUGEND

PREIS 60 PFENNIG

MÜNCHEN 1934 / NR. 22



Im Kahn

Hans Thoma †

JUGEND
39. JAHRGANG 1934 / NR. 22

UNKAS

VON MARTHA ROEGNER

Vor der Eingangstür des Reuleckschen Hauses hielten die fünf Huronen unter der alten Ulme, die fast bis an den zweiten Stock des Hauses reichte.

„Der schnelle Hirsch wird nicht mehr weit laufen", lächelte Rivenoak, der Häuptling. „Ist mein Bruder Magua sicher, daß es Unkas ist, der sich in der Felsenhöhle verbirgt?"

Magua neigte das Haupt. „Meine Brüder müssen sehr vorsichtig sein, es ist der letzte Mohikan — ich sah das Zeichen seines Stammes auf seiner Brust, die blaue Schildkröte."

„Unkas", zischte der schwarze Panther in wildem Triumph, daß alle seine Zähne blitzten, „wer wird seinen Skalp am Gürtel tragen?"

Auf einen Wink des Häuptlings verschwand Chinga, der fliegende Marder, um die Ecke, kletterte am Spalier hoch und sprang in ein Zimmer. Er horchte, schloß von innen ab und schlich ins nächste Zimmer, schloß ab und schlich lautlos weiter.

Mingo, der rote Rabe, war um die andere Hausecke geschlichen und faßte Posto an der Hintertür; ihm folgte Magua auf einen Wink Rivenoaks, während der Häuptling selbst mit dem schwarzen Panther ins Haus sprang. Laut gellte sein Kriegsruf, aber alles blieb still.

Rivenoak lächelte und hob an zu singen, daß seine Stimme von den Steinwänden widerhallte: „Möge der letzte Mohikan sein ruhmreiches Haupt erheben, möge der letzte Sohn der Schildkröte mutig dem Tod ins Auge schauen! Die Söhne der Schlange erwarten ihn am dunklen Tor, das in die Jagdgründe des großen Geistes führt — er kann ihnen nicht entgehen!"

Schweigen. Und dann sang eine ferne Stimme, sie schien aus der Tiefe der Erde zu kommen. „In dunkler Höhle hat sich der schnelle Hirsch verfangen, es bleibt ihm kein Weg — gegen das Antlitz der tapferen Huronen muß er sich kehren! Aber noch ist Manitto bei ihm, der Geist der großen Wälder. Noch rauschen die Bäume, noch ragen die grauen Felsen, noch gedenkt Unamis letzter Sohn die Sonne zu sehen — seine schnellen Füße werden den Weg finden auf die höchste Klippe hinauf, unter der ein tausendjähriger Baum steht, und Unkas wird den Sprung in den Abgrund tun — den wagt kein Hurone!"

Ein heulendes Hohngelächter antwortete.

Unkas saß im schmalen, dunklen Gang auf dem Steinboden, die Arme um die Knie geschlungen, und horchte nach oben. Plötzlich trat Stille ein — er kam mit einem lautlosen Ruck in die Höhe und landete mit einem katzengleichen Sprung und Klimmzug auf einem Schrank, der zur Seite stand; eng zusammengekrümmt sah er Rivenoak unter sich vorbeistürmen, dann Magua, dann Chinga — hinten drehte Rivenoak schon wieder um, da sprang Unkas dem schwarzen Panther über den Kopf und stürmte nach oben. Die Haustür war verschlossen — hinauf! Sie folgten mit gellendem Triumphgeheul — im ersten Stock stand Mingo und schraubte den Fensterriegel aus, Unkas versetzte ihm einen Stoß, daß er in die Ecke flog, und stürmte weiter hinauf. Die fünf waren ihm dicht auf den Fersen, aber im zweiten Stock stand das Fenster weit offen — und mit langem Satz war Unkas hinaus.

Draußen schrillte ein gellender Schrei, aber Unkas hörte ihn nicht — er erhaschte mit einer Hand einen Zweig, und das riß ihm fast die Schulter aus, im nächsten Augenblick schlug er mit dem Rücken auf einen Ast und dachte, er habe sich das Kreuz gebrochen, und dann rasselte er durch's Geäst hinab und konnte sich zuletzt nicht mehr festhalten, weil er sich die Handflächen abgeschunden hatte, dann bekam er noch einen Hieb ins Genick und blieb unten bewußtlos liegen.



Nur wenige Sekunden — die Verfolger waren noch nicht zu sehen, als er schon wieder hochkippte und sich zur Gartentür wenden wollte — da erschrak er heftig. Dort war ein Menschenknäuel — und dort lag seine Mutter, ohnmächtig. Sie hatte Frau Reuleck besuchen wollen und kam eben im rechten Augenblick zur Gartentür herein, um den tapferen Mohikan von der Felsenklippe springen zu sehen.

Sie konnte sich nicht so bald wieder von dem Sturz ihres Sohnes erholen, mußte im Wagen heimgefahren werden und war abends noch sehr schwach und elend. Und nun bezog Unkas von seinem Vater eine Tracht Prügel, wie er noch keine besehen hatte, und das will viel sagen. Diesmal dachte er wirklich, er müsse den Geist aufgeben, denn er war ja von dem Sturz durch die Ulme so hart und vielfach beschädigt, daß er eher den Medizinmann nötig gehabt hätte. Aber er gab keinen Ton und verzog keine Miene — Unamis Kinder leiden stolz und schweigend, auch wenn sie erst kleine Knaben sind. —

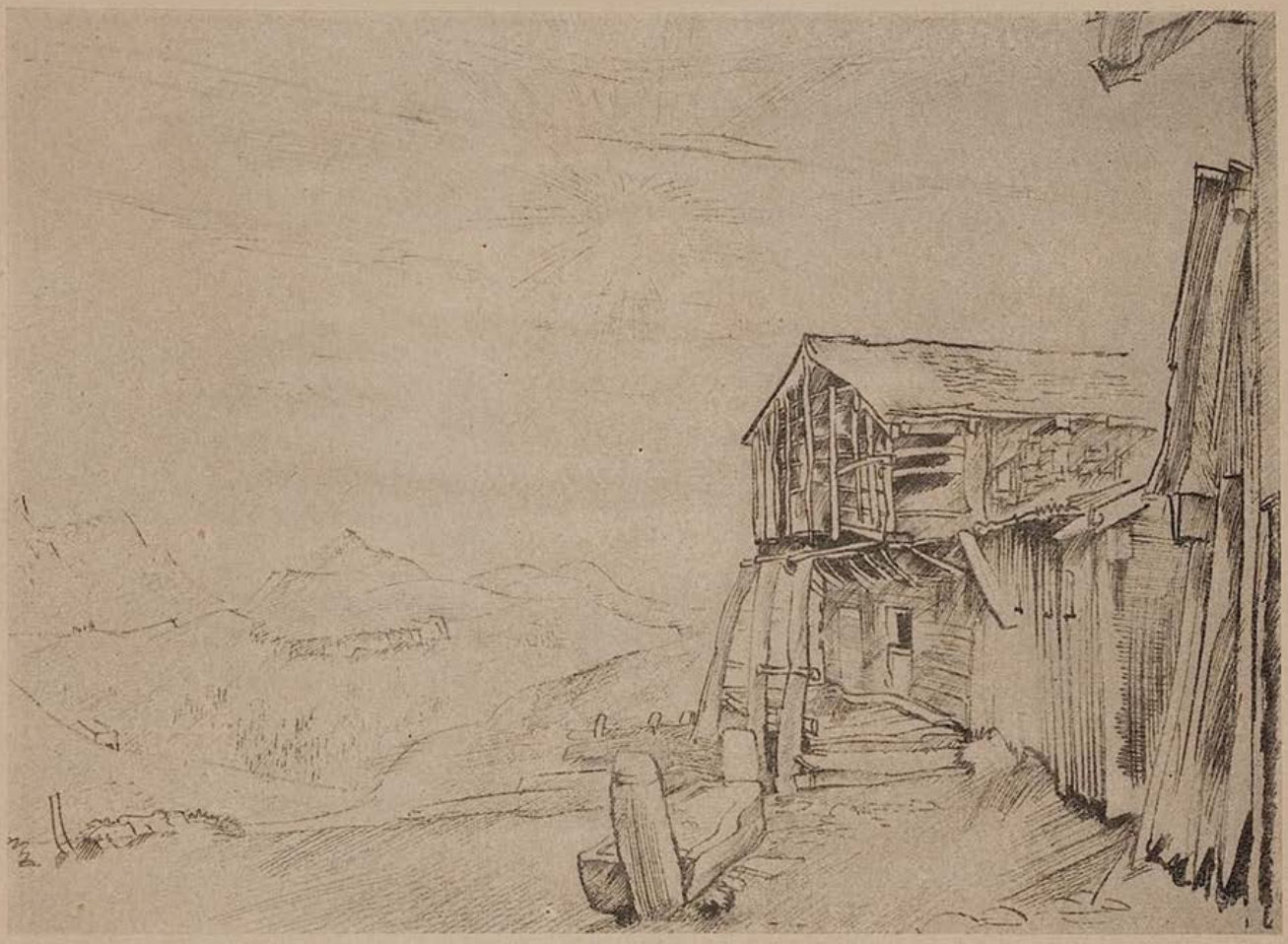
Er hat es noch monatelang gefühlt. Aber drei Tage nach seiner ruhmvollen Tat feierten sie heimlich ein großes Fest ihm zu Ehren, denn er hatte ja gewonnen, er war ja wirklich und unzweifelhaft entwetzt. In Rivenoaks Wigwam wurde das Fest gefeiert, und er war es auch, der es finanzierte, denn er war der einzige Sohn seiner verwitweten Mutter, die ihn zärtlich verwöhnte. Und diesmal ging's hoch her! O großer Geist, was gab es da für Leckerbissen. Und Unkas wurde von allen Seiten gefüttert, bis er nicht mehr konnte; sie sangen Heldenlieder ihm zu Ehren und weissagten ihm glorreiche Zukunft. „Im nächsten Kriege", pries ihn Magua, „wird mein Bruder Unkas der erste Häuptling seines Volkes werden!"

Unkas ließ seine Kulleraugen reihum gehen und rümpfte seine verkehrt indianische Nase. „Soldat", murmelte er mit vollen Backen, „ja, Soldat wollte ich am liebsten werden, aber was macht man denn da bloß, solange kein Krieg ist?"

„Hei", schrie Chinga, „ich würde zum Zirkus gehen an deiner Stelle, als Trapezkünstler!"

Unkas winkte ab und schluckte einen großen Bissen. „Hab ich früher schon meinem Alten vorgeschlagen, aber er sagt, ich bin nicht schön genug dazu."

Rivenoak, das Muttersöhnchen, sah ihn nachdenklich lächelnd an. „Väter sind manchmal roh", sagte er und steckte Unkas eine Knackwurst in den Mund.



Hochalm

A. Vollmar-Ulm

JACOB HARINGER:

SEBASTIAN

Sebastians Kindheit verlief wie ein wolkenloser Sommertag; der immer gütebereite Vater, die edlen Hunde, die Märchenbilder und Musik, Musik. —

Oder er spielte im Haar eines kleinen Mädchens, schrieb Briefe an Columbus, Napoleon; schenkte den Bettlern sein Mäntelchen und sein liebstes Spielzeug.

Als er älter wurde, gingen wir oft in die nahe, uralte Mühle baden. Dann staunten wir über die jungen Mädchen, die Fraun, als blickten wir in fremde Länder hinein.

Oder wir schleppten wieder jeder einen Rucksack voll Bücher herum; lernten alles, alles, nur nicht das, was wir in der Schule lernen sollten. Waren in Dienstmädchen verliebt, in Gymnasiastinnen vernarrt — o keusche Liebe der Knaben! dies erste Stammeln, Lächeln, Verzagtsein im Frühling.

Seine erste Liebe, nein, man kann dies eigentlich kaum Liebe nennen — sein erstes Glück vielleicht war die rührend liebe, sanfte Glockengießerstochter Annerl. Sie gingen Arm in Arm zur Schule, in die Kirche, und als er einmal krank lag, brachte sie ihm die ersten Primeln.

Dann war die Paula. Da war er unartig in der Schule. Der Lehrer schrieb einen Brief an den Vater und gab ihn ihr, die in unserer Nähe wohnte, mit. Sie umarmte am Heimweg Sebastian, küßte ihn wild — es waren wohl die ersten Küsse, und zerriß den Brief.

Und noch so ein sanft geneigtes Madonnenantlitz war um ihn. Ich glaub, sie hieß Ilse. Sie konnte kaum sprechen, aber sie war so schön und in ihren großen Kinderaugen lag viel Märchenhaftes.

O diese kleinen dummen Mädchen hatten mehr Herz und Edelmut als die meisten Fraun.

Sie liebten nur und dachten nie, nie dabei!

Ihre Worte waren drum echt und wahr. So einem kleinen Mädchen konntest du glauben. Anders als den liebenden klugen Fraun . . .

Ach, kein Schlaf, keine Nacht tröstet mich mehr. Die Katzen balgen sich. Es ist zwei Uhr. Der Mond blinzelt über die Hügel und Äcker.

Nein — ich träume nicht — in der Schloßkapelle brennen schon wieder die Lichter, früher fragte ich mich noch: was dies wohl bedeuten mag? Geh ich hinüber, so ist's wieder dunkel.

O wie finster und voll Rätsel ist die Nacht, das Leben.

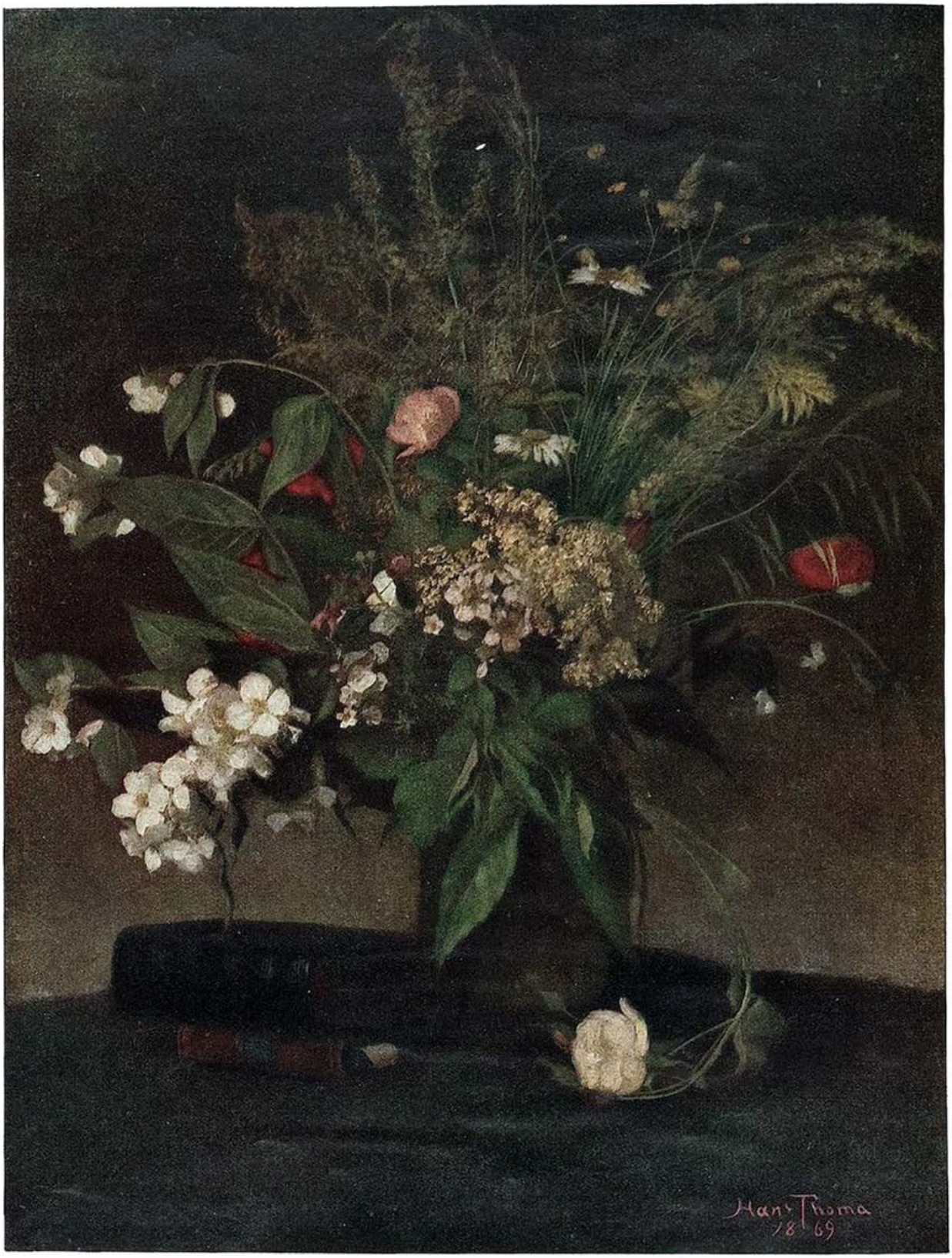
Wie arm die Feder, die kein glanzvolles, kein frohes Stündlein wirklich zu malen weiß.

GEHEIMNIS

VON RUDOLF PAULSEN

Es ist ein Ton von fern der Erde,
Der selten und so leise singt,
Als wenn vom Wagenzug der Pferde
Die Laute an der Wand erklingt.

Ein Ton, darin die ganze Welt
Und alle Sterne Eines singen —
Wann einst die ganze Welt zerfällt,
Dann wird er laut und heilig klingen.



Blumen

Hans Thoma t



Landschaft — Paul Bürck-München

GERTRUD AULICH:

DIE BEGEGNUNG AUF DER LANDSTRASSE

Marta Larisch wandert mit einem schweren Koffer die Landstraße entlang. Sie ist Lehrerin, 27 Jahre alt, sie hat das Leben mit Schmerz und Not an sich erfahren. Sie ist ein tapferes Menschenkind, in ihrem ernsten Gesicht leuchtet still ein Paar gute graue Augen, und ihr Haar von einem satten Blond fließt in großen goldnen Wellen bis tief in den schmalen Nacken und gibt ihrem strengen Kopf etwas von der milden Süße des Madonnenhaupts.

Die Lehrerin Marta Larisch kommt von dem Dorfe Räten und will nach der Stadt, wo sie zu Hause ist. Es sind 22 Kilometer bis dahin, sie hat also einen weiten Weg. In Räten hatte sie zeitweise eine Vertretung für eine kranke Kollegin, jetzt ist sie wieder stellungslos und geht dem Elend daheim entgegen. Daheim ist es nicht schön, da ist ein ebenfalls erwerbsloser Vater, da ist eine ewig bekümmerte schweigsame Mutter, da sind vier schulpflichtige Geschwister, es gehört schon alle Kraft des Herzens und alle Schmiegsamkeit der Seele dazu, den Kopf hochzutragen und jeden Tag mit einer neuen Hoffnung zu beginnen.

Der Weg ist zwischen Winter und Lenz grau und eintönig, ein Postauto befährt ihn einmal des Tags und Marta Larisch könnte es benützen, um heimzukommen. Aber das Geld reicht nicht, nie reicht das wenige Geld, das sie verdient, und so geht sie zu Fuß. An ihren Händen reißt der schwere Koffer und an ihrem Herzen reißt die schwere Daseinsnot, da ist es denn nicht verwunderlich, daß sie zuweilen so aus ganzer Seele tief aufseufzt und daß sie müde sich in ein unbestimmtes Träumen und Sehnen verliert.

Wie sie so geht, fast allein in der ganzen Welt, surrt ein Auto heran. Marta Larisch stellt sich mitten auf die Straße und schwenkt den Hut, den sie in der Hand trägt. Das Auto hält, der Schlag öffnet sich, ein Herr sieht heraus, und den Wunsch des Mädchens erratend, sagt er zuvorkommend: „Ja bitte, steigen Sie nur ein, es ist Platz genug. Sie wollen doch auch nach der Stadt?“ — „Ja danke“, sagt Marta Larisch erfreut, „entschuldigen Sie nur, daß ich Sie aufgehalten habe.“ — „Das tut nichts“, sagt der Herr mit vornehmer Herablassung und gibt dem Chauffeur einen Wink, weiterzufahren... „machen Sie es sich nur bequem. Kommen Sie aus Veldern?“ — „Nein, aus Räten, ich hatte dort eine Vertretung, ich bin Lehrerin.“

„So, so? ... Und wenn Sie nun mich nicht getroffen hätten, wären Sie den langen Weg so einfach zu Fuß gegangen? Haben Sie denn keine Angst?“

„Angst? Nein. Ich gehe oft zu Fuß. Im Sommer ist es sehr schön.“

Dann schweigen sie eine Zeitlang und betrachten einander verstohlen von der Seite. Der Herr ist nicht jung und nicht alt, er ist gepflegt und elegant gekleidet, man sieht unter dem guten Anzug nicht die Verantwortung, die er trägt: denn es ist der Herr Generaldirektor der Kohlen- und Industrie A.-G. und viele Werke unterstehen ihm. Der Herr Generaldirektor hat selten Zeit, Privatmann zu sein und auf seinen Geschäftsreisen ist er mit Plänen und Zahlen beschäftigt. Und nun hat der Zufall mitten von der Landstraße eine Frau neben ihn gesetzt, das ist etwas Merkwürdiges in seinem Leben, das ganz auf Arbeit und Geld eingestellt ist. Der Herr Generaldirektor hat, ohne gerade ein Weiberfeind zu sein, keine hohe Meinung von der Frau an sich; er teilt sie gemeinhin in zwei Kategorien ein, die er beide verachtet: die eine ist ein netter, wenn auch kostspieliger Zeitvertreib für seine wenigen müßigen Stunden, die andre, die es auf ihn und sein Geld abgesehen hat, ist noch schlimmer. Alles an ihr trieft vor Berechnung und Falschheit und Aufmachung und nichts, weder Haut noch Haar noch Herz ist an ihr echt.

Daß das Mädchen an seiner Seite echt ist, weiß der Herr mit der Zuverlässigkeit des Menschenkenners; er sieht indes nur ihr Profil und ihren Scheitel und er bekommt plötzlich Lust, mehr von ihr zu sehen. Sie ist bei aller Schlichtheit schön ... und außerdem ist sie ein armes Mädchen, und er, ein reicher Herr in einem teuren Auto war ihr gefällig und nahm sie in die Stadt mit.

Es sind keine vornehmen Erwägungen, denen der Herr Raum gibt, das kommt von seiner niedrigen Einschätzung der Frau. Plötzlich rückt er dem Mädchen, das müde vor sich hinträumt, ganz nahe und faßt sie mit einer unverkennbaren Absicht um den Leib. Marta Larisch nimmt ruhig seine Hand von ihrem Körper, biegt den Kopf aus seiner Um-



Am Walchensee — Adolf Büger-München

armung und sieht ihn einen Moment an. Es ist ein verächtliches Staunen in ihrem Blick, gemischt mit einem traurigen Vorwurf, und nun erhebt sie sich und sagt kalt: „Sie hätten eine Bezahlung vorher vereinbaren sollen, lassen Sie halten, ich werde aussteigen." Der überlegene Blick und die kühlen Worte sind wie eine Ohrfeige für den feinen Herrn. Er senkt den Kopf, er ist plötzlich beschämt, er ist zuweilen ein Windhund, aber im Grunde kein schäbiger Charakter, jetzt sagt er: „Bleiben Sie, es war eine Dummheit, Sie sollen sich über mich nicht mehr zu beklagen haben". Und da sie schweigt, fügt er fast bittend hinzu: „Setzen Sie sich wieder, setzen Sie sich mir gegenüber ... ich möchte mich mit Ihnen unterhalten, Ihnen erklären ..."

Sie setzt sich willig, eine große Traurigkeit ist in ihr und ihre Augen stehen voller Tränen, die sie hinabwürgt. Die Armseligkeit ihres Lebens überkommt sie mit einer müden Verzweiflung, es ist ihr fast einerlei, ob der Herr sein Wort hält oder nicht. Der Herr seinerseits, der unschwer errät, was in ihr vorgeht, sieht sie mit schuldbewußter Verwirrung an. Etwas ist in ihrem Gesicht, das ihn nachdenklich macht ... und der Scheitel von dunklem Blond kommt ihm wunderbar bekannt vor und ihre Hände, die sie im Schoß faltet ... die Hände sind klein, schmal und ungeheuer ausdrucksvoll, sie haben viel anpacken müssen ... und plötzlich erkennt er diese Hände. Es sind die Hände seiner Mutter. Er denkt an die Frau, die seine Mutter war, die einzige Frau, die er geliebt und geachtet hat, er sieht sie, wie sie den strengen Kopf mit den goldblonden tiefen natürlichen Haarwellen über die kleinen verarbeiteten Hände neigt, über irgendeine Arbeit gebückt, an der sie bis tief in die Nacht hinein sitzt. Denn es sind sechs Geschwister neben ihm, der Vater ist ein kleiner Buchhalter bei einer großen Firma, und er, als der Älteste, soll etwas besseres werden und besucht das Gymnasium.

Der Herr Generaldirektor denkt und vergleicht, denkt und vergleicht, er vergißt, daß er sich schlecht benommen hat und etwas erklären wollte, er sagt nur: „Wie Sie mich an meine Mutter erinnern! Dasselbe Haar, dieselben Hände ... dieser bestimmte Zug um den Mund ..."

Marta Larisch lächelt ungläubig: „Ja, es gibt seltsame Einbildungen und merkwürdige Arten von Entschuldigung. Jedenfalls ist es schön von Ihnen, daß Sie mir etwas so Freundliches und Vornehmes sagen."

„Nein, nicht vornehm, meine Mutter war eine arme und einfache Frau ... und wenn ich Ihr Gesicht gleich richtig gesehen hätte ... waren Sie in Räten zu Besuch?" — „Nein, ich hatte eine kleine Vertretung dort, ich sagte es Ihnen bereits, ich bin Lehrerin. Das ist jetzt übrigens auch aus."

„Die Stadt kommt in Sicht, der Herr möchte noch dies und das fragen, er hat ein unerklärliches Interesse an dieser Lehrerin, die ihn an seine Mutter erinnert, mag das nun Tatsache oder Einbildung sein. So so, meint er bei sich und jetzt ist sie auch noch ohne Stellung ... und plötzlich lächelt er zu einem guten Gedanken, den er hat. „Wir sind gleich da", sagt er, „aber wir dürfen so nicht für immer auseinander gehen. Ich weiß nicht, wie lieb Sie Ihren Beruf haben, aber bis zur nächsten Vertretung könnte ich Ihnen eine Stelle in meinem Büro anbieten. Wenn Sie nicht abgeneigt sind, kommen Sie morgen vorsprechen. Hier auf dieser Karte finden Sie alles Nötige ... Und denken Sie nicht gar zu schlecht von mir! Auf Wiedersehen!"

Marta Larisch schaut dem davonfahrenden Wagen lange nach. Nein, sie denkt nicht schlecht von dem Manne, obwohl ... Alles kam so rasch, so wie ein Wunder, aber es ist Hoffnung da, daß sie Geld verdienen wird ... daß alles gut werden wird.

Den andern Morgen ist sie pünktlich da und stellt sich vor. Der Herr Direktor empfängt sie persönlich, er ist sehr geschäftlich und fragt sie nach ihren Fähigkeiten: „Schreibmaschine, Stenographie beherrschen Sie wohl nicht?“ — „Doch“, sagt sie ruhig, „ich habe in einem Berliner Bankgeschäft gearbeitet, drei Jahre.“ — „So, das ist ja geradezu prachtvoll ... aber sagten Sie nicht, daß Sie Lehrerin sind?“ — „Ich bin erst später Lehrerin geworden, zuerst hatte ich die Handelsschule besucht, ich wollte schnell Geld verdienen ...“ — „Aber, es ist Ihnen wohl nicht gelungen?“ — „Das möchte ich nicht sagen, ich hatte eine gutbezahlte Stellung, aber ich brauchte einen Beruf, der mich innerlich befriedigte.“ — „Und der jetzige Beruf befriedigt Sie?“ — „Es ist ein schöner Beruf, wenngleich ... nein, das, was ich für mich als Frau erträumte, ist es auch nicht, außerdem, man läßt mich ja nicht einmal Lehrerin sein, immer nur einige Tage Vertretung ... man nimmt auch da einem Manne das Brot weg, heute ist eine Frau überall überflüssig.“

„Na, na, überall? — Ich hoffe, daß Sie sich hier nicht überflüssig vorkommen werden“, sagt der Herr Direktor lächelnd und reicht ihr plötzlich die Hand. Und Marta Larisch begreift mit frohem Dank, daß sie nun wieder das ist, was mit einem gesegneten Fremdwort engagiert heißt.

Es wird langsam Frühling und der Herr Direktor wird täglich froher und jünger. Es ist außer allem Zweifel, daß er mit der kleinen Lehrerin einen guten Griff gemacht hat, sie ist eine tüchtige Kraft, klug, ausdauernd und zuverlässig. Sie beherrscht drei Fremdsprachen und ist die rechte Hand des Herrn Direktors. Jetzt, da sie Geld verdient, leuchtet eine gelassene Sicherheit aus ihrem Wesen, sie sieht gut und gepflegt aus. Zwar, ihr Haar braucht keinen Frisiersalon, die großen weichen Wellen von dunklem Gold liegen schön zu beiden Seiten des herben Gesichts, die Augen von sattem Grau sind flammend von Leben, die Lippen sind auch ohne Lippenstift rot und blühend und die anfänglich grauen Wangen runden sich und bekommen Farbe und Schmelz. Sie trägt zu ihrem schmalen Körper ein Kleid aus grauem Samt, das in weichen dunklen Falten herabfließt, in ihrem Wesen ist bei aller schlanken Mädchenhaftigkeit etwas Reifes und Mütterliches ... und der Herr Direktor sieht sie immer öfter und immer länger an und Marta Larisch hat Ursache, immer öfter verlegen wegzublicken.

Er hat ihr, seit sie da ist, keinen Anlaß zu Klagen und Vorwürfen gegeben, er hat ihr nie eine Schmeichelei gesagt und ist ihr mit keinem allzu offenen Blick nahegetreten ... aber er freut sich über ihr gutes und ruhiges Gesicht, über ihre leisen Hände, ihre klugen Worte und verständigen Ratschläge ... und heute zwischen zwei Briefen, und nachdem er sie heimlich lange mit Wohlgefallen betrachtet hat, sagt er ohne Vorrede und Phrase: „Ich habe vor, Sie zu heiraten, Fräulein Marta, und das kann, wenn Sie ja sagen, gleich sein.“

Marta Larisch ist nicht überrascht, sie versteht sich nicht nur auf Schreibmaschinen, sondern mehr noch auf Menschenherzen; diese Frage war zu erwarten, weil ein Mann besonders dann leicht zu durchschauen ist, wenn er glaubt, seine Absichten schlau zu verbergen. Als sie jetzt aufsieht und mit den Augen antwortet, weil ihr Mund vor Freude versagt, ist ihr ganzes Wesen eine einzige Verkörperung des Glücks. Sie reicht über den Tisch weg dem Manne die Hand, den ihr der Zufall einmal übern Weg wehte, es ist ein wortloses Verstehen zwischen beiden und eine stille gute Zuneigung. Vielleicht sind sie beide nicht mehr jung genug, damit es eine himmelstürmende Liebe, eine selige Raserei der Leidenschaft werde, aber sie sind jung genug, um sich zu einer festen, erprobten, erdgründigen Kameradschaft auf Leben und Tod zu verbinden.

Am Nachmittag des gleichen Tages fragt der Herr Direktor seine Braut: „Wollen wir nicht morgen mit dem Auto nach Räten? Ich möchte gern auf derselben Stelle halten, wo ich dir damals begegnet bin, um ein Dankgebet zum Himmel zu senden, was meinst du?“ ...

„Ja“, sagt Marta ... „jetzt ist der Himmel blau und der Weg in Blüte ...“



C. F. Waibel — Tuschzeichnung

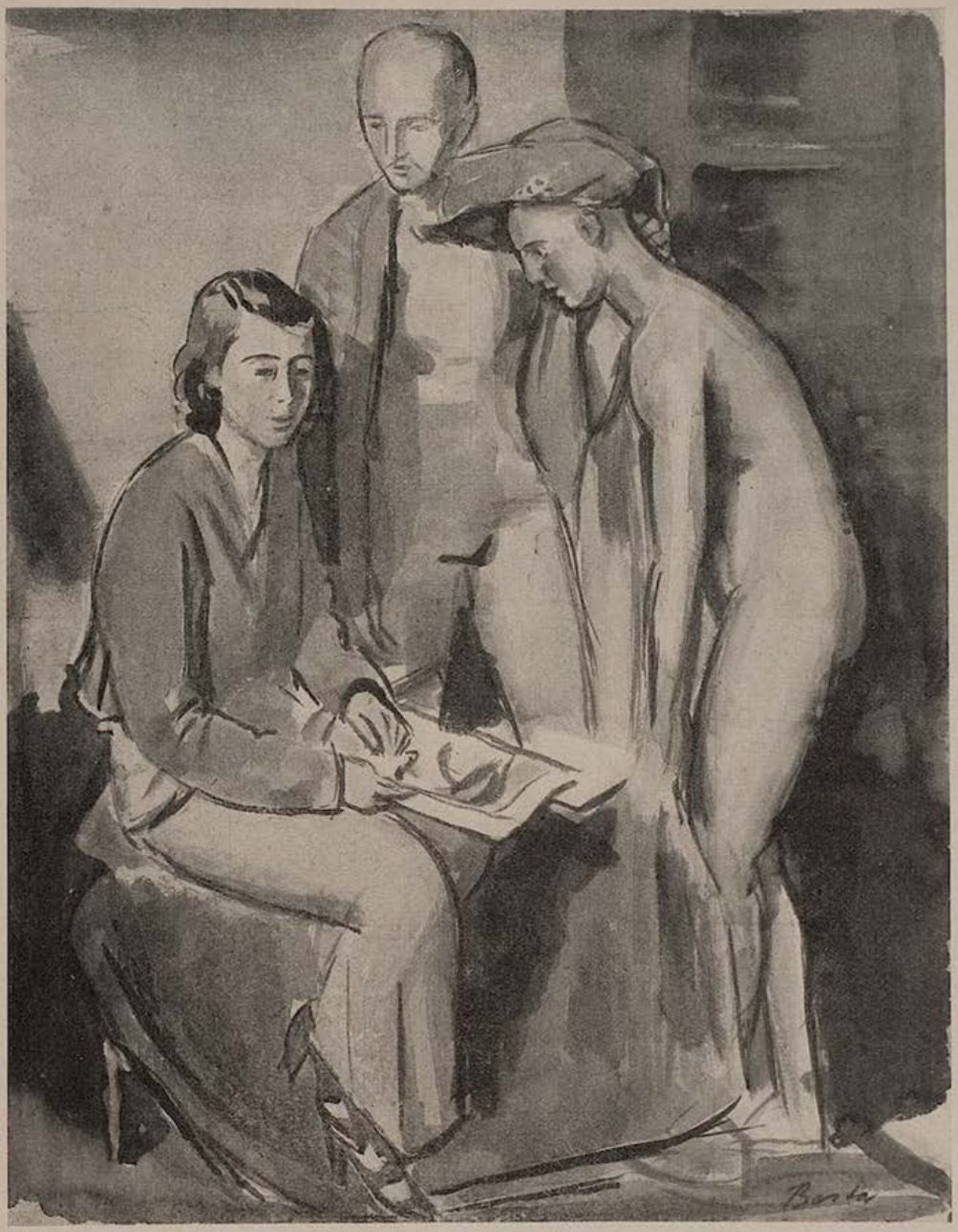
Junge Birke

VON WILLY SEIDEL

Die Birke schläft ... noch hängt ihr leichtes Laub
von Winterfrösten matt in seiner Hülle;
wie Schnee noch glänzt der Rinde Silberstaub;
noch bebt die Krone wie von Eises Stille.

Da! An der Wurzel, aus der fahlen Erde,
wie Wimpern regt sich grün der Halme Schwarm;
des Jahres Antlitz, kaum noch sonnenwarm,
hebt sich hervor in kindlicher Gebärde.

Nun wird die Birke wach; sie zieret sich
und kinderscheu versucht sie, mitzusprossen,
indes in blauer Jahresfrühe sich
die ew'gen Wimpern blinzelnd kaum erschlossen!



Kompositionsstudie — Hans Besta

Träume

Sogenannte wahre Geschichten sind selten wahr. Diese aber ist es wirklich, obwohl sich der Kronzeuge, der Ordinarius eines kleinen österreichischen Gymnasiums, hüten würde, das zu bestätigen. Auch wenn er eine gewisse Vorliebe für flüssige Genußmittel und nächtliche Unterhaltung keineswegs leugnen würde. Zu seinem Leidwesen hatte er fast jeden Tag bei uns schon die erste Stunde, um acht Uhr früh, Latein zu unterrichten und sah daher manchmal stark erschöpft aus, wenn er erst am frühen Morgen seine fröhliche Gesellschaft verlassen hatte, um uns mit Caesar in den Gallischen Krieg zu führen. Eines Tages jedoch hatte er wohl überhaupt das Bett nicht gesehen und mochte auch sonst wenig Lust spüren, sich mit unserem Wissen zu plagen. Er ließ den Primus ein Kapitel übersetzen, was dieser fließend, ohne aufzuhören und in dem gewissen, einschläfernden Tonfall besorgte.

Das gedankenvoll gestützte Haupt des Ordinarius sank dabei immer tiefer und ruhte endlich friedlich schlummernd und verhalten schnarchend auf der Kathederplatte. Ganz leise, nur kichernd, hielten wir uns mäuschenstill, weniger aus menschenfreundlichen, denn aus sehr selbstsüchtigen Gründen, um durch diesen Schlaf des Gerechten Zeit zu gewinnen, in der wir nicht geprüft werden konnten.

Endlich aber schien den Schläfer die verdächtige Stille zu stören. Er fuhr plötzlich hoch, sah wirr und noch nicht ganz erwacht um sich und brüllte:

„Fräulein, zahlen...!"

WEARE HOLBROOK:

DIE HEIMLICHE HOFFNUNG

Als wir Frau Ochs aufnahmen, hatten wir keine Ahnung davon, welch eine berühmte Persönlichkeit mit ihr in unseren Haushalt einziehe. Aber bald vertraute uns unsere neue Hausgehilfin an, daß sie früher bei Schlaginweits im Dienst gewesen war.

„Schlaginweit?" rief meine Frau aus. „Sie meinen doch nicht jene Frau Schlaginweit, die im Vorjahr ihren Mann mit einem Hammer umgebracht hat?"

„Mit einer Hacke", verbesserte Frau Ochs milde aber nachdrücklich. „Frau Schlaginweit bewahrte sie stets in einem Korb zugleich mit einem Eispickel und einer Spagatrolle auf. Gott, wie oft habe ich die Hacke in der Hand gehabt...", setzte sie träumerisch hinzu.

„Waren Sie dabei, als... es geschah?" fragte meine Frau ein wenig ungläubig.

„Und ob ich dabei war!" versetzte Frau Ochs mit würdevoller Ruhe. „Ich war doch die Kronzeugin!" Worauf sie ein abgegriffenes Zeitungsblatt hervorzog, auf dem unter der Aufschrift „Tigerin in Weibsgestalt! — Die Zeugin Ochs" ihre Photographie prangte.

„Tigerin hat man sie in der Zeitung genannt", erklärte sie. „Aber ich sage Ihnen, sie war ebensowenig eine Tigerin wie ich oder Sie, gnädige Frau. Und dann hat man ihn in einer Blutlache gefunden und..."

„Ja, ja", unterbrach meine Frau. „Wir haben alles gelesen. Vielleicht reden wir von etwas anderm, wenn es Ihnen nichts ausmacht."

Als meine Frau eines Abends den Braten tranchierte, trat Frau Ochs unvermutet ein, stieß einen gellenden Schrei aus und floh. „O, Sie haben mich so erschreckt", entschuldigte sie sich nachher. „Nämlich Frau Schlaginweit hat auch immer

den Braten tranchiert, und wie ich Sie mit dem Messer in der Hand gesehen habe, gnädige Frau, habe ich mich mit einemmal wieder an alles erinnert ..."

Ein andermal überraschte uns Frau Ochs mit einer ausgezeichneten Haselnußtorte. „Ja, ja, Frau Schlagimweit hat mich gelehrt, wie man eine richtige Haselnußtorte zubereitet. Und Herr Schlagimweit hat sie immer so gern gegessen. Es war auch die letzte Speise, die er in seinem Leben zu sich genommen hat. Sie haben nämlich auch seinen Magen untersucht, müssen Sie wissen, und der Doktor sagte ..."

Seit jener Andeutung essen wir keine Haselnußtorte mehr. Aber es war klar, daß mit Frau Ochs etwas geschehen mußte. Stets fühlten wir ihre wachsamen Blicke erwartungsvoll auf uns gerichtet. Mit der Zeit bemächtigte sich unser ein gewisses Schuldbewußtsein; wir fühlten uns irgendwie verpflichtet, nach dem Beispiel des Ehepaares Schlagimweit zu leben. Wenn ich mich mit meiner Frau besonders gut vertrug, seufzte Frau Ochs: „Wie die Tauben haben sie zusammengelebt. Wenn mir jemand gesagt hätte, daß sie jemals die Hacke in die Hand nehmen wird und ..." Doch wenn sie irgendeine Meinungsverschiedenheit zwischen mir und meiner Frau entdeckte, wachte sie mit Falkenblicken über uns und mörderische Hoffnung glühte in ihren Augen ...

Der Dichter und der Mond

Ein Dichter wandelt durch den Wald
In finstrer Nacht. Er weiß, daß bald
Der Mond aufgeht und daß er dann
Ein Mondgedicht verfassen kann.

Der Mond, der alles überblickt,
Ist ganz von der Idee entzückt
Und er beeilt sich, aufzugehn.
Er macht sich vorher noch recht schön,
Er bläht sich, bis er doppelt groß
Und steigt, ein purpurner Koloß,
Hervor aus schwarzem Waldesgrund.

Und siehe da, es bellt ein Hund.

Es bellt ein zweiter, dritter Hund.

Es bellen sieben, vierzehn Hunde!

Es bellen in der weiten Runde
Bald achtundvierzig wilde Hunde.

Das hält der Dichter nicht mehr aus,
Er läuft, was er nur kann, nach Haus.
Das war mal einer von den Fällen,
Daß Hunde gern den Mond anbellen!

Wolfgang v. Weber

Eines Tages hatte ich mit meiner Frau einen kleinen Wortwechsel über die Vorhänge im Schlafzimmer. Meine Frau bestand darauf, sie glatt hinunterfallen zu lassen, damit ihre Länge besser zur Geltung käme, ich schlug vor, sie an den Seiten zu raffen, damit das Tageslicht besser zur Geltung käme. In meinem Eifer, sie zu überzeugen, riß ich die Vorhangstange herunter, die polternd zu Boden stürzte.

Meine Frau lief ärgerlich in die Küche. „Wo ist der Hammer, Frau Ochs?" rief sie. „Bitte schnell!"

Frau Ochs schnappte nach Luft, überreichte ihr dann den Hammer und folgte ihr auf dem Fuße ins Schlafzimmer. Mit offenem Mund stand sie wie gebannt da und starrte erwartungsvoll zuerst auf meine Frau und dann auf mich. Dann, als meine Frau auf einen Sessel stieg, um den von mir angerichteten Schaden zu beheben, entspannten sich ihre Züge. Grausame Ernüchterung malte sich nun in ihrem Gesicht. Sie glich einem Kinde, das man zur Weihnachtsbescherung gerufen hat und nun vor einem leeren Christbaum steht.

Tags darauf kündigte sie. Es war offenbar, daß wir es nicht verstanden hatten, ihren Erwartungen entsprechend zu leben — oder zu sterben. Die Enttäuschung des Vortages war allzu hart für ihre hoffende Seele gewesen.

(Berechtigte Übersetzung aus dem Amerikanischen.)



Mexikanische Straßenszene — Porep-Mexiko

Der Dachauer hinkende Bote

Herausgegeben von Martinus Pfeffer aus dem Bayerland

Der hinkend Bot bin ich genannt, durchstelz das ganze teutsche Land mit meinem prügelhölzern Bein, jahrein-jahraus, jahraus-jahrein.



Die Wissgier ist mein Reiseziel, ich bring der Newen Zeitung viel, damit die Welt, der Plagen satt-statt weinens auch zu lachen hat.

Verlegt bey Georg Hirth sel. Erben zu München in der Herrngass

Jahrgang 1 Nr. 1

An den geneigten Leser!

Daß der „Hinkende Bote" hinfüro an Stelle des „Reitenden Postillions" die humoralischen Geschäfte besorgen wird, habe ich in der Voranzeige bereits gesagt. Für diesmal ist es mir demnach darum zu tun, den geneigten Leser um eine kleine Gefälligkeit zu bitten. Alles Menschenwerk ist nur Stückwerk, sagt ein Sprüchwort und trifft damit den Sargnagel auf den Wasserkopf der öffentlichen Meinung, wessenthalben ich darum ersuche, unser Beginnen nicht gleich im Vorhinein als ein todgeborenes Kindlein zu betrachten, welches sich wie so manche andere Neuheit im Sande verläuft, um schließlich in dem Sumpfland der Tagesordnung zu versinken. Da wir befürchten, daß sich die ewigen Nörgler und Miesmacher, deren es zur Zeit so viele gibt, nunmehr — da sie ihren Mutwillen nicht mehr an den Staats- und anderen schwer verständlichen Sachen üben dürfen, mit um so größerem Vergnügen auf unser bescheidenes Blättgen stürzen werden, möchte ich denen Herrschaften sagen, sie möchten nicht päpstlicher sein als der Papst, wie wir denn auf Vorhalte von seiten solcher liberalistischer Freimäurer, Intellektueller und ähnlicher Schwerverbrecher keineswegs zu reagieren willens sind. Auch bitte ich etwelche Nachtwächter der Moral, uns einer gelegentlichen Derbheit oder eines nicht minder gelegentlichen Druckfehlers wegen nicht gleich an die Gurgel fahren zu wollen! „Quanquam ridentem dicere verum quid vetat..." sagte schon der alte Spottvogel Horaz cum grano salis — und „Dulce est disipere in loco" fügte Seneca hinzu, das ist zu teutsch: „Es ist süß, zur rechten Zeit töricht zu sein!"

Freilich..., es ist auch schwierig festzustellen, ob man gerade den rechten Zeitpunkt erwischt hat und ob man im Falle, da man sich darauf beruft, als Hanswurste geboren zu sein, auch ein Anrecht darauf hat, als solcher gewürdigt zu werden. Ich für meine bescheidene Person vertraue in derlei Dingen auf den uns Teutschen eingeborenen Humor und möchte wünschen, daß die Zeiten nicht vorbei sind, da ein ehrlicher Mann zu einem anderen ehrlichen Mann einmal das sagen durfte, was der edle Ritter von Hornberg und Jaxthausen dem Kommissar des Kaisers ehedem durch das Fensterlein zugerufen. In diesem und keinem anderen Sinne möchte ich mir erlauben, den „Hinkenden Boten" zu einem manierlichen Lachspiegel-Kabinett zu machen, in dem jeglicher brave Mensch auf seine Rechnung kömmt, ohne mir vorwerfen zu müssen, ich sei ein Hundsfott. Der bin ich nicht! Denn im Grunde geht es mir nur, wie jenem ruppigen Invaliden, der den alten Fritze einmal zur Hochzeit einlud, dann aber unter der Türe noch einmal kehrtmachte und hinzufügte: „Selbstverständlich nur bildlich gesprochen, Majestät!" — und für diese wackere Erklärung eine stattliche Rolle edler Goldfüchse einheimste. Ich bin bescheidener, meiner Seel, und tue es auch schon für ein freundliches Lächeln derer, denen wir ohnehin nichts abschlagen können. Möchten sie uns in Gnaden empfangen und in Geneigtheit hinnehmen unseren deutschen Gruß, den zu entbieten sich verstattet

Martinus Pfeffer aus Dachau.

Von der Gleichheit

Solches erzählt uns der reussische Dichter Sologub: Ehedem lebten in einem Wasser etzliche große Fische und ein ganzer Rudel kleiner Fische, die — wie das eben so geht auf Erden und im Wasser nicht anders — von den großen Fischen ziemlich derb angefaßt und bisweilen ohne großes Aufhebens auch gefressen wurden. Da hielten die kleinen Fischlein, die sich solches fürder nicht wollten bieten lassen, einen geheimen Rat ab und beschlossen in plenum, daß sich einer von ihnen möchte hinbegeben zu den großen Burschen und selbigen den Protest vom Gesichtspunkt des allgemeinen Rechtes möchte bekanntmachen. Wie beschlossen — so auch getan! Ein kleiner Fisch, der unter seinesgleichen stets einen ganz besonderen Mut zeigte, ging hin zum Vorstand der großen Fische und sagte: „Dies ist nicht recht, daß ihr großen Kerle uns kleine allesamt auffreßt und gerade so tut, als wären wir nur für euer Frühstück gemacht. Kleine Fische, meiner Treu, wollen auch leben, und es ist gar kein Unterschied zwischen beiden, falls man von etwelchen körperlichen Umständen absieht."

„Hm...", sagte darauf der große Fisch. „Ich will keinesfalls bestreiten, daß die kleinen Fische auch leben wollen und habe infolgedessen nichts dagegen, daß wir der Gerechtigkeit halber fürder einen Wechsel in den Verhältnissen eintreten lassen. Demzufolge gebe ich dir das Recht, mich auf der Stelle aufzufressen, damit du siehest, wie geneigt ich bin, deinem Ansinnen zu willfahren."



Als der kleine Fisch dieses hörte, erwachte in ihm eine große Gier, so zu tun, wie der Große ihm geraten; schoß also auf den derben Kumpanen los und knabberte bald da und bald dort, aber vermochte nicht ein Bröselchen von ihm abzubeißen. Als er nach dieser Frist einsah, daß es schier unmöglich sei, dem großen Fisch beizukommen, ließ er füglich ab von seinem Beginnen, machte ein gar klägliches Gesicht und sagte kümmerlich: „Friß mich!"

Von denen castrierten und greulich verstümmelten Poesien zum Gebrauch für die Jugend

Der „Hinkende Bote" hat von seinem Herrn Vater, der ein Schulmeister war, etliche Büchlein geerbt, worin gar rare und subtile Sachen zu lesen stehen, aber allesamt zurechtgemodelt für den Gebrauch unserer lieben „Jugend". Da ist ad exemp. eine Ausgabe des „Faustus" vom alten Goethe aus dem Jahre 1852 zum Gebrauch für „Töchter höherer Stände". Bei dem Liede vom König in Thule befindet sich hinter dem Wörtchen „Buhle" ein Stern und unten am Fuße des Textes steht dabei die tröstliche Erklärung: „Buhle"... hier im günstigen Sinn.

Ein anderes lustiges Büchlein stammt aus Bruchsal und enthält nebst anderen schönen Verslein das gar liebe Lied „In einem kühlen Grunde". Da aber in selbigem Lied das zweifellos viel schlimme Gedanken erzeugende Wörtlein „Liebchen" vorkommt, hat der brave Bearbeiter folgende fürtreffliche Variation eingeschaltet:

„In einem kühlen Grunde
da geht ein Mühlenrad,
mein Onkel ist verschwunden,
der dort gewohnet hat."

Von der großen Naivität eines Pauern ein Geschichtlein aus jüngerer Zeit

Als der „Hinkende Bote" in das liebreizende Dörflein Schliersee kam und bei solcher Gelegenheit in einem gar fürtrefflichen Gasthause Quartier nahm, erlauschte er eine gar ergötzliche Märe, welche ein älterer Landmann seinen Freunden erzählte.

War in selbigem Dörflein ein Pauersmann, dessen Namen wir nicht in Erfahrung bringen kunnten, weshalb wir ihn Kagerer nennen wollen, bloß damit das Ding einen Namen hat. So..., bei selbigem Kagerer wohnte alljährlich ein jüdischer Handelsmann aus der schönen Stadt München und kamen die zwei auch immer gut miteinander aus.

Als nun im Jahre 1933 ein neuer und scharpfer Wind anfing zu wehen, da traute sich der Jud nimmer zu dem Pauern, sintemalen er gehört hatte, daß der wackere Kagerer ein begeisterter Nationalsozialist geworden war. Also kehrte der Jud für diesmal bei einem anderen Pauern oder auch vielleicht in einem Gasthause ein. Wie denn aber in einem so kleinen Ort sich männiglich zu begegnen pflegt, geschah es, daß der Pauer Kagerer und der Jud sich eines Tages auf der Straße trafen und sich ganz manierlich grüßten, wie das denn üblich ist unter gesitteten Menschen. Wie nun der Pauer sah, daß der Jud zwar in dem Ort weilte, aber nicht in seinem Haus wohnte, ging er auf ihn zu und sagte: „Potz dausend..., Herr Mandelbaum, ja, was is denn jetzt dös! Jetzt hams achtzehn Jahr bei mir gwohnt — und heier auf oamal nimmer...? Ja, warum denn nur...?"

Da sagte der Jud: „Ja, nun, mein lieber Kagerer..., ich habe doch gehört, daß Sie Nationalsozialist geworden sind und da konnte ich Ihnen doch unmöglich zumuten, mich als Juden zu beherbergen."

Da preßte der Pauer seine Stirne in gar gewichtige Falten, lachte dann über das ganze Gesicht und sagte begütigend: „Aber Herr Mandelbaum..., jetzt in da Seisoon!"

Als der „Hinkende Bote" solches hörte, lachte er auch von ganzem Herzen über diese Naivität eines biederen Landmanns, hinter der wohl kein schlechter Gedanke stecken mag; und ich wette, daß es im ganzen teutschen Reich keinen mächtigen Mann gibt, der darüber nicht gleichfalls herzlich lachen muß. Und das ist gut so, denn, sagt Juvenal: „Wer nicht lachen kann, hat kein Recht zu leben."

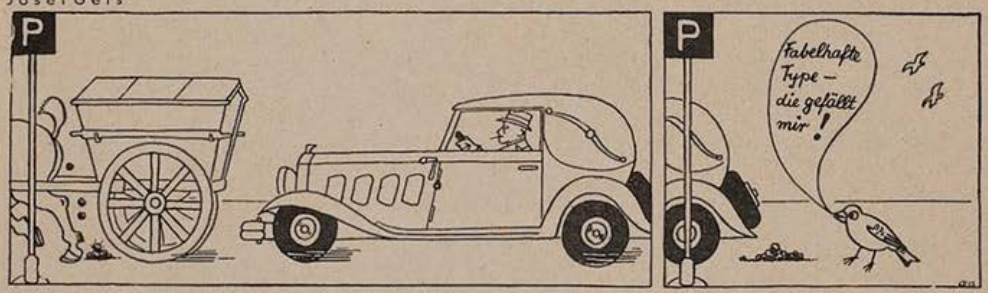
Wetterregeln

Ist es Medardi so schön,
daß die Weibsleut sich schmücken
mit leichten Gewändern,
dann kann an solcher Tatsache
auch die Reichsfunkwetterwarte
nicht das geringste mehr ändern.

*

Regnet's auf Sankt Barnabas,
dann ist auf eine gegenteilige Vorhersage
auch kein Verlaß.

Josef Geis



Höchstes Wunder der Technik

Belohnung

„Wer von euch mag nun wohl zu Hause am artigsten sein?" fragt Fräulein Schallweiß in ihrer Klasse.

„Icke", meldet sich Fritz Dollbrägen.

„Wirklich, Fritz?"

„Jawoll, Frollein, Mutta hat immer jesacht, wennde artig biste, kriegste bald een Brüderchen. Und jestern ha'ck sojar zwee jekriegt."

Gedächtnishilfe

„O, da kennen Sie aber Stippekohl schlecht", sagt Gockisch. „Der ist das grade Gegenteil von mir."

„Jetzt erinnere ich mich", sagt Fornfeist, „er ist ein sehr sympathischer Mensch."

Der Gast

Vor ein paar Jahren war ich bei meinem Freund Wenker, dem Brockhausbearbeiter, zu Gast auf Schloß Wildberghof. Nun gab es dort eine Unmasse der gelben Weinbergschnecken, die ich tagsüber sammelte und mir abends von der Hausfrau braten ließ. Das sprach sich im Dorfe herum und eines Tages hörte ich im Dorfgasthof über eine Holzwand hinweg die Bauern über mich sprechen.

„Der Wenker hat an Gast."

„Ja."

„Der soll nur recht lange hierbleibe."

„Warum soll er denn bleibe?"

„Der freßt uns hier alle das Ungeziefer weg." *er.*

Keine Gefahr

Mein Freund Pinsker hat sich ein Wochenendhaus gebaut. Schlecht und recht.

„Das hätte ich dir gar nicht zugetraut", sage ich.

„Na", begütigt er, „den Wetterbericht hör ich ja immer durchs Radio. Da kann ich rechtzeitig rauslaufen!" *Beye*

Nachtbesuch

Mitternacht war längst vorüber.

Schnupfenheinrich ließ den Arzt holen.

Weil Schnupfenheinrich dreimal leicht geniest hatte.

„Ich rechne Ihnen diesen Besuch hoch an, Doktor!"

„Ich auch." *er*

FOXI

VON PAUL BODOR

Meine Ehe wurde lange Zeit durch nichts getrübt. Ich lebte mit meiner Frau in größter Zufriedenheit und Eintracht. Das Unglück begann, als meine Frau eines schönen Tages zu mir sprach:

„Mein Lieb, ich kann die Einsamkeit nicht länger ertragen. Du gehst in der Früh aus dem Haus und ich bin den ganzen Tag allein daheim. Ich brauche jemanden um mich herum."

„Willst du vielleicht eine Gesellschafterin?"

„Bin ich denn eine Matrone?"

„Aha, ich soll dir wohl einen Hausfreund verschaffen?"

„Du Närrchen", sagte meine Frau mit gesenktem Blick, „dazu brauche ich nicht dich."

„Was willst du also denn?"

„Einen Hund. Ich habe mir auch schon ein süßes kleines Tierchen ausgesucht."

„Davon kann keine Rede sein", verwahrte ich mich auf das entschiedenste. „Einen Hund kann man sich auf dem Lande halten, oder in einer Villa mit Garten, aber nicht im vierten Stock eines Miethauses. Für einen Hund muß man Steuer bezahlen, ein Hund muß gefüttert, geschoren und gebadet werden. Man muß ihn mehrmals des Tages spazieren führen ..."

Meine Ausführungen waren leider nicht genügend nachdrücklich, denn zwei Tage später brachte meine Frau schon einen Hund nach Hause. Es war ein struppiges, schmutziges, schwarzes Biest, das von früh morgens bis Mitternacht andauernd und erbittert bellte.

*

Foxi warf die ganze Hausordnung über den Haufen. Um halb vier Uhr früh erwachte er und weckte mit seinem Gebell das ganze Haus. Was ihm gerade unterkam, zerfetzte er. Nachdem er meinen Schuhen den Garaus gemacht hatte, zerriß er binnen wenigen Tagen meine ganze Kleidergarderobe.

Die Speisen wurden immer schlechter. Foxi litt nämlich an einem nervösen Magenleiden, weshalb ihm meine Frau eine eigene Diät verabreichte, und so war sie denn gezwungen, meine Kost zu vernachlässigen ...

Inzwischen hatte sich Foxi vollständig von der Straße losgesagt. Er war dahintergekommen, daß nicht nur die Häuser Ecken haben, sondern auch die Kredenz, die Vitrine und der Kasten; wenn es keinen Baum in der Nähe gibt, so genügt auch der Fuß des Tisches.

Vergebens beschwerte ich mich bei meiner Frau, sie hatte für alles ein nachsichtiges Lächeln.

Ich rächte mich aber. Wenn meine Frau nicht im Zimmer war, versetzte ich Foxi stets einen Fußtritt. Der Hund wurde dadurch zu meinem erbitterten Feind. Wo er mich erblickte, fletschte er seine Zähne auf mich. Meine Frau kannte den Grund nicht und sagte eines Tages zu mir:

„Siehst du, sogar Foxi hat eine Abneigung gegen dich. Der Hund ist wahrhaftig ein guter Menschenkenner!"

Allmählich kam ich dahinter, daß Foxi mein Familienglück vollends zerstörte. Als einmal meine Frau nicht daheim war, packte ich den Hund und trug ihn in eine Hundepension; meiner Frau aber erklärte ich, der Hund habe sich verlaufen.

Meine Frau war untröstlich. Sie legte Trauerkleider an, und wenn sie auf der Straße promenierte, blieb sie bei jedem Baum tief seufzend stehen. Aus Pietät.

In den Zeitungen aber inserierte sie den Verlust eines schwarzen schottischen Foxterriers, der auf den Namen Foxi hört. Dem redlichen Überbringer wurde eine Belohnung von fünfzig Pengö ausgesetzt.

„Halt", dachte ich bei mir, „der Überbringer bekommt fünfzig Pengö? Ein ganz schöner Betrag!"

Ich holte Foxi aus der Pension, übergab ihn einem Dienstmann mit dem Auftrag, den Hund an meiner Wohnungsadresse zu bestellen, wo er dafür von meiner Frau fünfzig Pengö ausbezahlt bekäme.

Zehn Minuten später kehrte der Dienstmann auch schon mit dem Finderlohn zurück. Einen Pengö bekam der Dienstmann, vier Pengö kostete die Pension, somit verblieben mir rein fünfundvierzig Pengö.

*

Seither schicke ich Foxi jeden Samstag nach Hause und trage ihn am Montag in die Pension zurück. Dieses kleine Nebeneinkommen kommt mir sehr vonstatten, und auch Foxi stört mich nicht, weil er nur den Sonntag bei uns verbringt; von Montag bis Samstag weilt er in der Pension.

Mit meiner Frau führe ich aber wieder ein trauliches, harmonisches Eheleben wie zuvor.

Nur eine Sache ist mir nicht klar: woher nimmt meine Frau jeden Samstag die fünfzig Pengö?

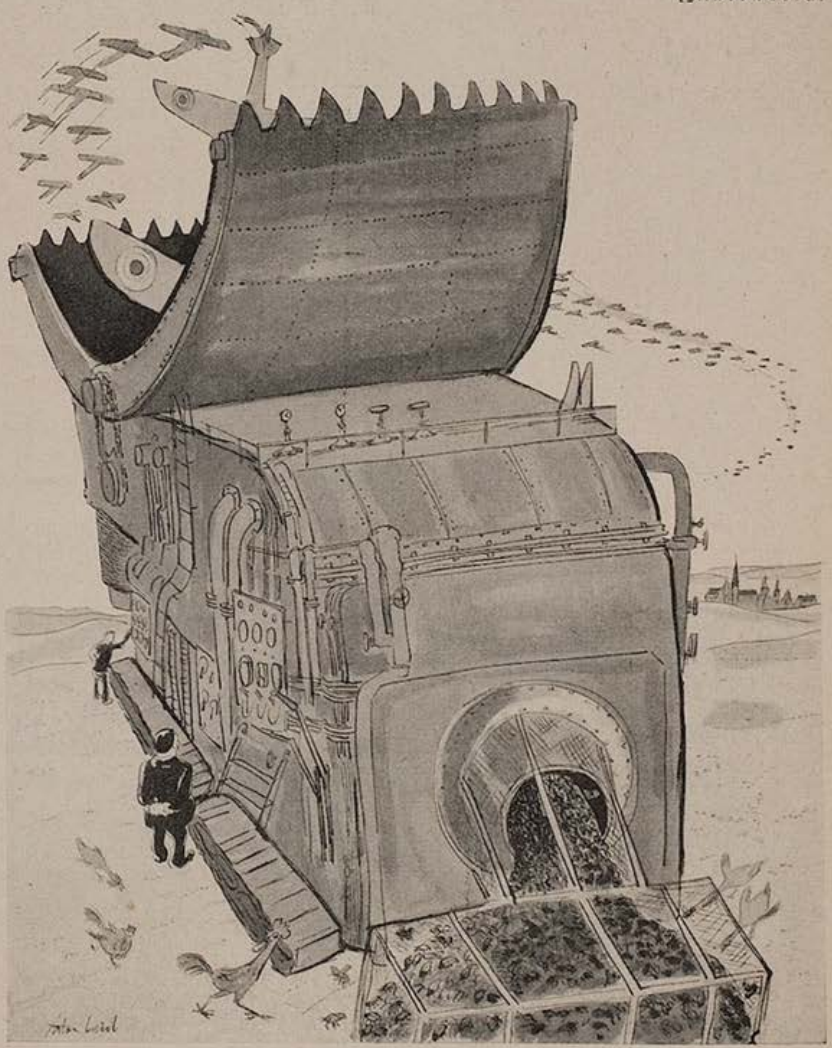
Knochen

„Ach sehen Sie nur, Frau Meier, wie lieb mich Ihr Hündchen hat. Es schmuppert mir immer an der Wade herum!"

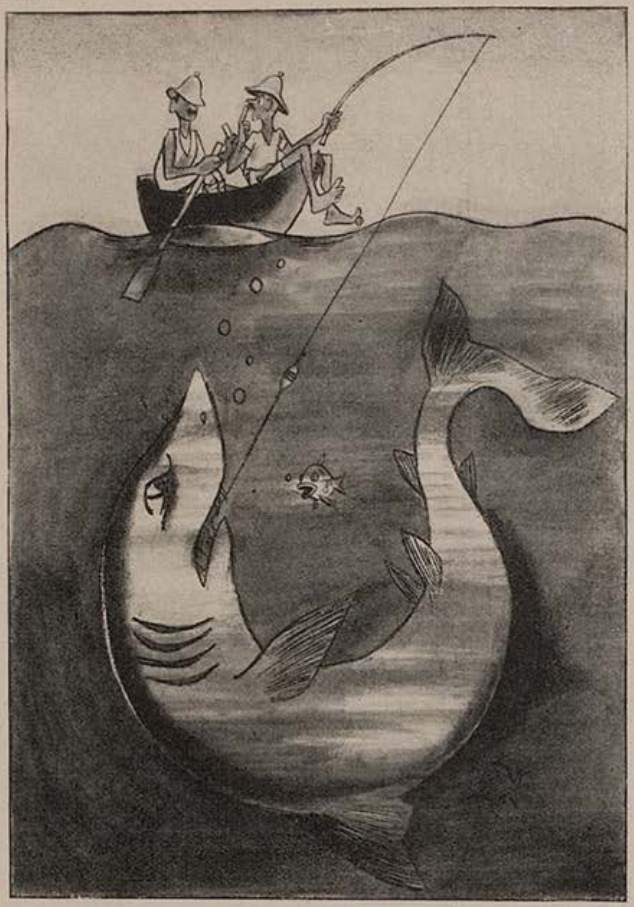
„Ja, sowie der einen Knochen sieht, ist er ganz närrisch!" *F. S.*

Wunschtraum eines friedliebenden Technikers

Anton Loidl



Ohser



„Pst, ganz stille ... ich glaube, eben beißt unser Frühstück an!“ ...

Sein Wunsch

Ein junger Sachse hat sich zur Talentprüfung gemeldet. Gleich bei der ersten Begegnung wird deutlich, daß Intelligenz nicht seine Stärke ist; und sein Talent ist zum mindesten sehr „verschüttet“. Aber er ist im Besitz so glänzender äußerer Mittel, (Siegfriedgestalt mit großen stahlblauen Augen), daß ich glaube, ihn nicht ohne weiteres abreisen lassen zu dürfen. — Er erhält den Auftrag, einen Monolog aus Schillers „Don Carlos“ vorzubereiten und dann wieder zu kommen. —

Beim zweiten Besuch lasse ich ihn ein paar Sätze guter Prosa lesen, um zu sehen, ob eine dialektfreie Aussprache überhaupt je zu erzielen ist. Das ist dem jungen Mann aber offenbar zu langweilig, denn er unterbricht die Übung und fragt:

„Lerne ich bei Ihnen nicht auch so Tricks?“

Die Szene aus „Don Carlos“ leiert er im Dialekt ganz unbeteiligt herunter. Ich mache einen letzten, angestrengten Versuch, ihn für den idealen Schwung der Verse zu begeistern. — Er sieht mich mit verglasten Augen an.

„Sie sind doch ein junger Mensch! Können Sie sich nicht begeistern? Was ist denn Ihr Ideal?“ „He?“

„Na, was wollen Sie denn einmal werden!?!“ schreie ich.

Da zieht plötzlich Sonne über sein Gesicht:

„Ein Mann von Welt!“

Spaß oder Ernst

Anläßlich einer Probe passierte es Ernst von Possart, daß er mit einem jungen Schauspieler in Streit geriet, in dessen Verlauf der andre Possart eine Ohrfeige versetzte. Possart bewahrte vollkommen seine Würde und fragte: „Ist das Spaß oder Ernst, mein Herr?“ — „Ernst natürlich“, gab der andre zurück.

Und Possart mit unerschütterter Ruhe: „Dann ist es gut, mein Lieber. Solche Späße kann ich nämlich nicht vertragen.“

MUSIK-GESCHICHTEN

Schalk, der Dirigent und Direktor der Wiener Staatsoper, hatte die Gewohnheit, zu Beginn einer jeden Ouverture beim Zeichen des Einsatzes den Mund halb zu öffnen. Eine berühmte Sängerin, die auch durch ihre etwas derbe Ausdrucksweise bekannt war, trieb einmal ihre Kollegen hinter den Kulissen zur Eile an: „Tummelt euch, Kinder, der Schalk hat schon 's Mäul offen!“

*

Ein ganz junger Klavierkünstler gab sein erstes Konzert, dem auch ein berühmter Musiker beiwohnte. Als dieser gefragt wurde, ob er den jungen Mann bereits kenne, erwiderte er schnell: „Persönlich ja, dem Namen nach nicht!“

*

Das Wiener Ärzteorchester erfreut sich als Dilettantenvereinigung eines sehr guten Rufes. Ein bekannter Dirigent wurde eingeladen, einem Konzerte dieses Orchesters als Zuhörer beizuwohnen. „Leider muß ich mir diesen Genuß versagen“, lautete sein abschlägiger Bescheid, „da ich auch aus ähnlichem Anlasse prinzipiell abgeneigt bin, mich von den Philharmonikern operieren zu lassen.“

*

Ein berühmter Opernkomponist und Klavierkünstler hatte sich auch durch den starken Verbrauch an kirchlich angetrauten Ehefrauen einen Namen gemacht. Man zählte ungefähr sieben Gattinnen. In einer Gesellschaft wurde einem Tenor die fünfte Gemahlin dieses großen Meisters vorgestellt. „Verzeihen Sie, gnädige Frau“, bemerkte der Sänger, „ich konnte nicht gut verstehen, wie war doch Ihre werte Numerierung?“

*

Ein berühmter Pianist hatte als junger Student im Wiener Konservatorium die Notenhefte einiger Streichquartette Beethoven's einem Kollegen geliehen. Wiederholt versuchte er diese Werke zurückzuerhalten, aber erfolglos. Da sandte er einen Zettel an seinen Freund mit folgendem Wortlaut: „Lieber Freund! Ich habe wirklich nicht geglaubt, daß es bei Dir mit der Wiedergabe alter Meister so schlecht bestellt ist.“

Eine amateurphotographische Schrift, die bisher fehlte, aber oft verlangt wurde:

RICHTIGES ENTWICKELN

VON GERHART ISERT

erschien soeben als Beginn einer modernen Reihe **„DIE KLEINE PHOTOBÜCHEREI“**

Interessenten sind das große Heer der Amateurphotographen

Preis RM. 1.—, mit Porto RM. 1.10

G. HIRTH VERLAG AG. MÜNCHEN
HERRNSTRASSE 10

Rubey



Abrüstung

„Sie tragen ja gar kein Monokel mehr, Herr Hauptmann!"

„Na, einer muß doch den Anfang machen mit der Abrüstung."



Reflexion

Student (der vergeblich eine Geldsendung erwartet): „Ich glaube, in meiner Doktorarbeit über ausgestorbene Menschenrassen kann ich auch den Geldbriefträger erwähnen."



Zweierlei

„Aber, gnädige Frau, Sie können sich doch nicht scheiden lassen, weil Sie gemerkt haben, daß Ihre Zofe Ihre Wäsche trägt."

„Verzeihung; ich habe gesagt, daß mein Mann es gemerkt hat."

Browsers Die Blaue ANZEIGE der „Jugend"

SCHRIFTSTELLERN

bietet große Buchdruckerei mit angegliedertem bekanntem Verlag für wissenschaftliche oder belletristische Werke sehr vorteilhafte

VERLAGSVERBINDUNG

Anfragen unter Literaria 846 an die Expedition der „Jugend", München, Herrnstraße 10.

Zur Anfertigung jeder Art **Drucksachen** empfiehlt sich G. Hirth Verlag AG. München, Herrnstr. 10

GRATIS Liste sendet über hygienische u. sanitäre Artikel MARTIN Gummiwaren-Versand Frankfurt a. M. 1 Postfach 203/J.

Wer kauft schafft Arbeit!

Ein ergötzliches Bilderbuch

ist der Kunstblätter-Katalog der „Jugend" mit über 1000 verkleinerten Abbildungen der in Millionen von Exemplaren als Wandschmuck verbreiteten Vierfarbendrucke. Preis ohne Porto RM. 2.70. Bestellungen durch den Buchhandel oder den unterzeichneten Verlag

G. Hirth Verlag AG., München, Herrnstr. 10

Neurasthenie

Nervenschwäche Nervenzerrüttung verb. mit Schwinden d. best. Kräfte. Wie ist dieselbe v. ärztl. Standpunkte aus ohne wertlose Gewaltmittel zu behandeln u. zu heilen? Wertvoller, n. neuest. Erfahrungen bearbeitet. Ratgeber für Jedermann, ob jung oder alt, ob noch gesund oder schon erkrankt. Geg. Einsendg. v. M. 1,50 in Briefmarken zu beziehen vom

Verlag Silvana 66, Herisau (Schweiz).

Fidus-Bilder

in Postkartenformat, Wiedergaben der besten Werke dieses Berliner Meisters, sind zum Preise von 50 Pfg. für die Serie von 12 Stück herausgegeben. Der großen Verehrergemeinde von Fidus wird diese Veröffentlichung willkommen sein.

G. HIRTH VERLAG AG. München, Herrnstraße 10

GRATIS

Preisliste Nr. B 4 senden **Gummi-Industrie „Medicus", Berlin SW 68,** Alte Jacobstr. Nr. 8.



ZEITUNGS-AUSSCHNITTE liefert **ADRESSEN** schreibt **WURSENDUNGEN** erledigt **FÜR SIE**

ADOLF SCHUSTERMANN

FERNRUF: F7, JANNOWITZ 5116, 5117 UND 5811 — GEGRÜNDET 1911 BERLIN S.O. 16 MUNGESTR. 20

DRUCKSCHRIFTEN BITTEN WIR ANZUFORDERN!

LEST DIE „JUGEND"

Inserate in der „JUGEND" finden weiteste Verbreitung!

KUNSTPOSTKARTEN in vortrefflichem Vierfarbendruck nach Bilderwiedergaben aus der „Jugend" liefern wir 12 St. für 90 Pf., die ganze Serie von 130 St. für RM 6.— franko **G. HIRTH VERLAG AG.** München 2 NO — Herrnstraße 10

SCHÖNE BILDER an den Wänden machen die Wohnräume behaglich. Wo das Geld für Erwerbung von Originalen fehlt, hat der Bilderliebhaber Ersatz an den Vierfarben-Kunstblättern der „Jugend", die zu den erstaunlich billigen Preisen von 50 Pfg., 75 Pfg. und 1.— Mk. je nach Größe durch den Kunsthandel und den unterzeichneten Verlag zu beziehen sind. Der reich bebilderte Katalog (Preis RM. 2.70) erleichtert die Bestellung.

G. Hirth Verlag AG., München, Herrnstr. 10

Lest den **Sportfischer** die vortrefflich ausgestattete Fachzeitschrift. Halbjahrespreis 3 M.

Fischereisport-Verlag Dr. Hanns Schindler München NW 2 Karlstraße 44

Ein Buch fürs Leben ist: KREMPELHUBER

Für Stille Stunden

Die gesunde und praktische Lebensweisheit nach gesammelten Erkenntnissen der Philosophie vom Altertum bis zur Gegenwart. 450 Seiten in Ganzleinen gebunden nur RM. 2.85 zuzüglich 40 Pfg. für Porto. Zu haben in den Buchhandlungen oder beim unterzeichneten Verlag

G. HIRTH VERLAG AG. MÜNCHEN, HERRNSTRASSE 10

Bei etwaigen Bestellungen bittet man auf die Münchner „Jugend" Bezug zu nehmen.

BÜCHER

Der Ausblick. Ein Jahrbuch deutscher Dichtung. (Tukan-Verlag, München 19.)

Diese Prosa-Sammlung ist bestrebt, junges deutsches Schaffen („jung" — ohne Bezug auf das Lebensalter des Autors) zu vereinigen. Hanns Maria Braun und Rudolf Schmitt Sulzthal, ihres Zeichens Lyriker, haben die Auswahl getroffen. Daher war wohl eine Beurteilung nach dem lyrischen Gehalt der einzelnen Arbeiten maßgebend. Es sind nicht alles Unbekannte oder Anfänger; Namen wie J. M. Wehner, Hans Franck, W. Petzet, K. Ude finden sich neben L. F. Barthel, F. Diettrich und Biernath. Es würde zu weit führen, alle 28 Autoren zu nennen. Jedenfalls verdient diese Sammlung schon deshalb Beachtung, weil sie geeignet ist, einen Überblick über einige (alle sind ja nie zu erfasssen!) junge Kräfte der Nation zu vermitteln. Dem Verlag, der es sich zur ehrlichen Aufgabe gemacht hat, vor allem neue Begabungen aufzuspüren und durch Drucklegung der Öffentlichkeit zugänglich zu machen, darf volle Anerkennung und Lob gezollt werden.

Karl Kurt Wolter

Jean Giono: Ernte. Roman. (S. Fischer Verlag, Berlin.)

Jean Giono, Südfranzose aus dem Gebiet, wo Alpen und Meer sich treffen, Bauer, so bodenständig, wie einer nur bodenständig sein kann, hat sich in Deutschland einen Leserkreis gewonnen, der seine Romane mit Staunen und mit Begeisterung liest. Mit Staunen, weil wir in diesen Büchern französische Menschen kennenlernen, die nicht Pariser Zivilisierte, nicht intellektuell-problematisch, nicht geistreich literarisiert sind, sondern ganz und gar aus dem Boden gewachsen, auf dem sie leben und in den sie zurückkehren. — Mit Begeisterung, weil Giono schreibt, als sei es die Erde seines Landes selbst, die Worte findet im ewigen Wechselgespräch mit dem Himmel über ihr, der Wind und Wetter, Sonne und strahlende Bläue als Antwort bereit hält. — In „Ernte" ersteht vor uns eines jener im Verfall begriffenen südfranzösischen Dörfer, dessen Häuser leergelassen verkommen, dessen Äcker unbestellt verwahrlosen. Ein einziger Ansässiger bleibt zurück, streift als verwilderter Jäger nach Beute, gequält von Einsamkeit und Sinnlosigkeit des Einzeldaseins. Bis ihm ein gütiges Geschick eine Frau schickt. Da fängt sein Leben wieder an, Zweck und Ziel zu haben. Der Halbwilde wird wieder Bauer. Ordnung wahrt das Haus. Der Acker empfängt die Saat. Und die erste Ernte, reichlich die Mühe sinnvoller Bauernarbeit lohnend, wird nun Lebensboden einer neuen Dorfgeneration. — Wie Giono diese ganz einfachen Hergänge erzählt, das ist unübertrefflich. Für ihn gibt es nichts mehr, was nur Sache wäre. Alles ist beseelt und redet eigene, ureigentümliche Sprache. „Ernte" gehört, wie alle Bücher von Giono, zum Wertvollsten, was die europäische Literatur der Gegenwart zu geben hat. Für die ausgezeichnete deutsche Übersetzung gebührt Ferdinand Hardekopf uneingeschränkte Anerkennung und aufrichtiger Dank.

Walther C. F. Lierke

Hans Reimann: Der wirkliche Knigge. (Carl Reißner Verlag, Dresden.)

Der Verfasser — laut Umschlag „einer unserer größten und meistgelesenen Humoristen" — beschuldigt den seligen Knigge der Weltfremdheit und der moralischen Hinterlist. Drum hält er es für angebracht, einen „wirklichen Knigge" zu schreiben, anekdotengewürzt, aber „ernstgemeint". Ein Konvolut von Verhaltungsmaßregeln für Alltag, Haushalt, Reise, Tier und Mensch. Vom Rezept gegen Gallenleiden bis zur Reinigung von Kopfbürsten; dazwischen viel Reklame, auch dort, wo sie überflüssig wäre. R. gefällt sich geradezu in einem Snobismus des Wissens. Einiges bedarf besserer Sachkenntnis (z. B. S. 28, 126); vieles liest sich menschenfreundlich. Die Zeichnungen erinnern an bekannte Vorbilder (vor allem an Holtz).

Karl Kurt Wolter

Jede Nummer der „Jugend" wird von ca. 50000 Menschen gelesen.

Darum Inseriere!

FOTO-FERNBERATUNG

Alle Freunde der „Jugend" haben Gelegenheit zu kostenloser fotografischer Auskunft aller Art. Sie schreiben an Gerhard Isert, Magdeburg-S., Halberstädter Straße 117a, unter Beifügung von Rückporto. Hier einige der letzten Fragen von allgemeinem Interesse:

W. S. in B.-Sp. Die billigste und einfachste Methode zur Herstellung von Farbenaufnahmen, die sich in beliebiger Menge auf Papier kopieren lassen, ist das Duxochrom-Verfahren. Die Farben werden recht natürlich wiedergegeben. Sie lassen sich am besten zur Orientierung einmal von der Firma J. Herzog & Co., Hemelingen bei Bremen, Druckschriften kommen.

L. Schn. in R. Ein Spezialbuch über Kinderaufnahmen ist mir nicht bekannt. Es gibt aber eine sehr nette und für Sie sicher wertvolle Reklameschrift „Mit Meyer-Optik im Reiche der Kinder" von A. Ranft. Die Schrift kostet wenige Groschen. Ihr Fotohändler besorgt sie Ihnen oder Sie wenden sich selbst an die Firma Hugo Meyer, Görlitz.

Natürlich können Sie an mich so viel und so oft Fragen richten, wie Sie wollen. Ich freue mich im Gegenteil, wenn ich Ihnen helfen kann.

K. W. in M. Mit Essigsäure, wie Sie es versuchten, läßt sich allerdings der blaue Farbstoff, der zuweilen nach der Wässerung von Panfilmen wieder intensiv auftritt, nicht beseitigen. Es hilft nur eine kurze Behandlung in verdünntem Salmiakgeist. Danach wird kurz fixiert und gewässert.

Ihre anderen Fragen wurden brieflich beantwortet.

B. Fr. in A. Daß Ihre Kleinbildaufnahmen trotz Entwicklung in einem Feinkornentwickler ein grobes Korn zeigen, liegt daran, daß Sie die Aufnahmen durchweg viel zu kurz belichtet haben. Sie mußten nämlich dadurch verhältnismäßig lange entwickeln und bekamen damit wieder eine Kornvergrößerung. Merken Sie sich für die Kleinbildfotografie ganz allgemein: Verhältnismäßig lange belichten und kurz entwickeln. Das erreichen Sie ganz einfach, wenn Sie sich daran gewöhnen, mit größerer Blende zu arbeiten. gi-t.

der Wunsch eines jeden Fotoamateurs. Jetzt kann er Wirklichkeit werden, wenn Sie sich die neue Schrift von Gerhard Isert besorgen. Für M. 1.— erhältlich beim Buch- und Fotohändler oder direkt vom

TUKAN-VERLAG, MÜNCHEN 19

DER AUSBLICK

JAHRBUCH NEUER DEUTSCHER DICHTUNG, PROSA

herausgegeben von

HANNS MARIA BRAUN UND RUDOLF SCHMITT-SULZTHAL

224 Seiten Großformat, kartonniert M. 3.60, in Leinen M. 4.80.

Mitarbeiter: Barth, Barthel, Biernath, Bonsele, Brandenburg, Braun, Brenner, Bühner, Diettrich, Fischer-Gravelius, Franck, Freund, Gerstner, Heuschele, Kordt, Lautenschlager, Lynch, Petzet, Reindl, Renker, Schäferdick, Schmitt-Sulzthal, Sendelbach, Ude, Webner, Weißmann, Wernthaler, Wozak.

Das schön ausgestattete Werk ist ein Führer durch die zeitgenössische deutsche Dichtung. Jeder Literaturfreund sollte es besitzen.

Die Sammlung ist im Zeichen jenes Geistes zusammengestellt, der nicht nur einen Silberstreifen, sondern ein ganzes Morgenrot am deutschen Horizont entzündete.

Sie gibt einen tiefen Einblick in die Vielfalt der Kräfte, die heute mit Eifer und gläubiger Hoffnung am geistigen Innenraum des neuen Deutschlands bauen. Diese Dichter sind gläubig, aber ihre tiefe Gläubigkeit hat nichts von jenem unseligen Optimismus an sich, der die Mobilmachung bereits für den Sieg nimmt. Diese Dichter wirken fast alle im Sinne des wachsamen und männlichen Geistes, der weiß, daß man den Helm nach der Schlacht fester binden muß.

Willi Fehse in der „Magdeburgischen Zeitung"

DIE KUNSTZEITSCHRIFT

„Der Sportfischer"



soll von **jedem waidgerechten** Sportfischer gehalten werden. „*Der Sportfischer*" bringt Text- und Bildermaterial aus aller Welt, darunter auch große mehrfarbige Kunstdrucke

½jährlich RM. 3.—, jährlich RM. 6.—. Man abonniert bei seinem Briefträger, beim Postamt oder direkt beim

FISCHEREISPORT-VERLAG DR. HANNS SCHINDLER,

Fischerei-Buch- u. Kunsthandlung

München NW 2, Karlstraße Nr. 44

Tel. 59 61 60

Begründer: Dr. GEORG HIRTH. — Verantwortlich für die Schriftleitung: ARNOLD WEISS-RÜTHEL; für die Anzeigen: GEORG POSSELT, beide in München. — Verlag: G. HIRTH VERLAG AG., München. — Für die Herausgabe in Österreich verantwortlich: J. RAFAEL, Wien I. Graben 29a (Eingang Trattnerhof). — Für die Redaktion in Österreich verantwortlich: MARIANNE RAFAEL, Wien XIX, Hochschuistraße 25. — Alle Rechte vorbehalten. — Nachdruck strengstens verboten. — Copyright by G. HIRTH VERLAG AG., München. — Druck: G. HIRTH VERLAG AG., Buch- und Kunst-Druckerei, München, Herrnstraße 10. — D.-A 9000. — Entered as second class matter, Postoffice New York, N. Y. — Manuskripte sind nur an die Redaktion der „Jugend", München, Herrnstraße 10, zu senden: Rücksendung kann nur erfolgen, wenn Rückporto beiliegt.

Opfer der Zeit

Erich Wilke

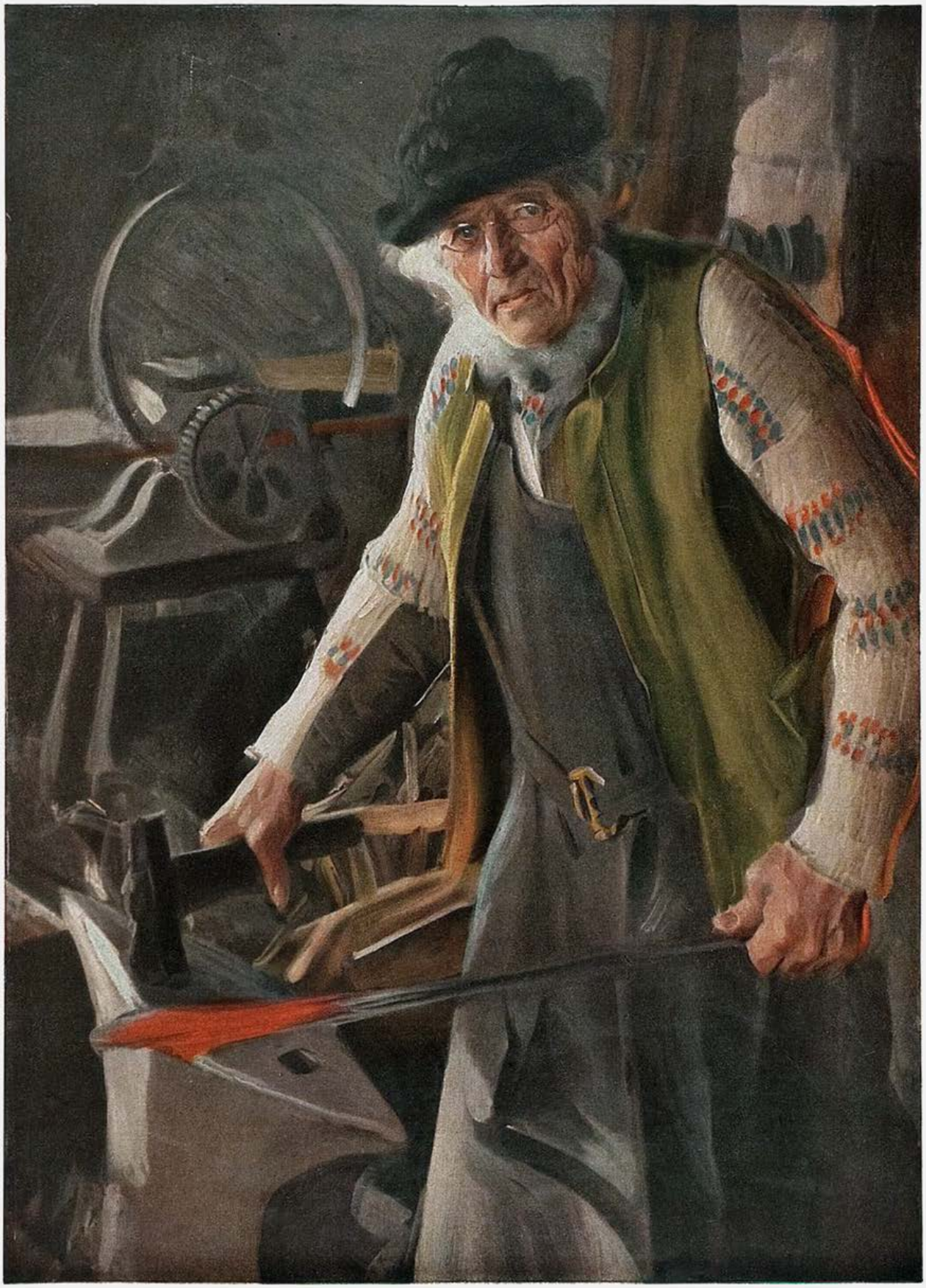


„Zeiten sind das . . . wenn das so weitergeht, werden wir bald verhungern."

J U G E N D

PREIS 60 PFENNIG

MÜNCHEN 1934 / NR. 23



J U G E N D
39. JAHRGANG 1934 / NR. 23



FISCHER

VON WILHELM AUFFERMANN

... Er verrenkte seinen Rumpf, klemmte die Knie aneinander und die Winde kreischte. Die Holzbalken bebten und knarrten bei der Anstrengung, während das Netz allmählich aus der Tiefe auftauchte.

„Nichts!" murmelte der Fischer, als der leere Grund an die Oberfläche kam. „Nichts!" Die Winde kreischte stärker. Das Netz tauchte wieder unter. In dem Schweigen hörte man das Anschlagen der Flut gegen die Pfähle. Und die Sonne neigte sich auf den Schädel des Alten und nahm mit jedem Strahl ein Stückchen vom Leben des Alten mit.

Der Fischer Giardino war wohl der letzte vom Pfahlbau?

Nun, ganz der letzte war er wohl nicht. Marino, sein Enkel, war ja noch da. Zehnjährig. Frisch wie ein Fisch im Wasser.

Als Marino heimkehrte, saß Giardino noch immer in der Sonne. Schlief. Die Fischkannen aus Zinnblech waren leer. Er stand still und lauschte dem Schlaf des Greises. Und es war, als lausche alles mit ihm. Das Netz, die Küste, das Meer und der blaue Himmel. Zuletzt lachte er und sagte: „Großvater, du fischt wohl im Traum?"

Da schlug der Alte die Augen auf, und wie er noch so zwinkerte, floß alles in seine Augen: das Netz, die Küste, das Meer und der Himmel und ein lachendes Kindergesicht. All das.

„Ja", sagte er, „... im Traum ... da fängt man reichlich ... was die Wirklichkeit verbirgt."

„Im Traum?" wiederholte Marino, „nun, Großvater, so fisch weiter, ich will warten!" Aber Giardino stand auf und drehte die Winde.

„Nun, so bleibe doch", mahnte Marino.

Da murmelte Giardino: „Jetzt tuts nicht mehr not ..." und spuckte durch die Holzlatten ins Wasser.

„Warum Großvater?"

„Weil du wieder bei mir bist!"

Der Kleine sah ihm lustig ins Gesicht und es dünkte ihn, als könne es nichts Schöneres geben als das rote Gesicht mit dem wirren, weißen Haar. Und lächelnd schwenkten sie die Kurbel und es hob sich das Netz und es senkte sich das Netz ... bis der Leuchtturm Löcher ins Dunkle riß und der Mond verschlafen durch die Wellen watete, da banden sie das Netz am Mast oben fest. Recht hoch hing das Netz, und doch sah es nicht viel durch die halbblinden Fensteraugen der Hütte. Es sah nur Bündel Seile und Stricke, Nägel und Pflöcke und den halbzerfallenen Ofen. Auch das Bett sah es und das Graue zwischen den Wänden.

„Du, Marino, was gibts Neues in der Stadt?" kam es aus dem knarrenden Bett.

„Sie wollen nicht mehr, daß ich die Fische und Muscheln in Kohlblätter wickle. Sie sagen, ich soll sie auf runde Teller legen."

„Und was hast du gesagt?"

„Aber grün müssen sie sein oder blau!"

„Warum?"

„Weil das Meer grün ist und der Himmel blau und die Fische im Wasser."

„O Gott, du hast recht. Und die Fische und Muscheln, wollen sie die auch anders?"

„Da haben sie im Hotel nichts davon gesagt."

„Sie können sie ja mit Gold färben!" Höhnisch lachte er auf: „Goldene Fische, hörst du, Marino, goldene Fische, das wären so die richtigen für sie!"

Und dann sagte er drängend: „Marino, wenn sie das tun, wenn sie nur ein Stück vom Himmel oder vom Meer kaufen, Marino, dann hole Bepino und Oreste zurück, und wir vier ziehen in die Stadt, und dann wollen wir mit ihnen sprechen!"

„Aber Großvater, sei still, warum sprichst du nur jetzt immer so hart?"

„Ach, frag nicht, du weißt es ja doch: Sie bauen Bäder und wieder Bäder. Die Fische bleiben weit draußen und unsere Netze bleiben leer."

„Wir hätten ja mit Bepino und Oreste ziehen können!"

„Nun laß aber deine Rederei. Du wirst wohl nie ein guter Fischer. — Streck dich und schlaf. — Gute Nacht, Marino!"

Nach einer Weile rührte sich Marino im Stroh. Und leise wie aus dem Traum fragte der alte Fischer: „Du, Marino, schläfst du noch nicht?"

„Nein, Großvater, sie haben mir noch etwas gesagt: aber bist du mir auch nicht böse?"

„So sags schnell!"

„Bald sollen auch wir fort. Sie haben die Klippen gekauft. Der Kellner sagt, sie wollen auch hier bauen."

Mit einem Sprung war der Fischer aus dem Bett und kauerte neben seinem Enkel.

„Mein Gott!" sagte er, „mein Gott!" — er rutschte auf den Knien umher, tastete zitternd hierher und dorthin.

„... Und wir sind doch alle gleich. Und wir sind doch nur da einer für den anderen. Hörst du, Marino? Einer für den anderen! Und es gelingt uns nicht! Soll ich bitten, bitten ...!" Und so jammerte er weiter. Als er fröstelte, ging er stöhnend wieder ins Bett.

„Marino, komm her!"

Und Marino kam zu ihm. Im Hemd.

„Großvater?!"

„Hörst du's?" fragte Giardino. — Ein silberheller, seltsam melodischer Klang drang von außen herein und erfüllte die Hütte.

Sie lauschten. „Das Meer schläft!"

Marino nickte. Der Fischer aber sah es

nicht. Er fragte weiter. Leise: „Du, Marino — welches ist das kostbarste Gewebe?“

Marino dachte nach. Nicht lange. Dann sagte er: „Das Netz!“

„Wer hat dir das Rätsel verraten?“

„Niemand, Großvater, so was fühlt man doch!“

Da murmelte der Alte: „Ich bin dir nicht böse! — Armer Marino, nun bist auch du ein Fischer!“

Und draußen vor dem Fenster standen alle Sterne. Der Mond zog hinter die Segelstange mit dem Netz und warf einen düsteren Schatten in die Hütte. —

Als es hell geworden war, fühlte der Alte sein Herz bis zum Halse hinauf schlagen. Er sah aus dem Fenster zum Himmel auf, aus dem dünner Sprühregen niederging. Nebel wogten über die See und drehten sich seltsam feierlich um den Pfahlbau, stiegen empor bis zum Strohdach und wallten wieder zurück zum Tanz. Eine Möve stieß schreiend auf. —

Da fragte er: „Bist du noch müde, Marino?“

Der Knabe wollte es nicht zugeben.

„Nein, Großvater, es geht schon.“

„Dann schaff hier das Bündel raus. Sie sollen uns nicht mehr finden.“

Er reichte Marino das Bündel mit den Habseligkeiten, die er zusammengerafft hatte, und bewegte schwerfällig den Kopf hin und her.

„Weinst du, Großvater?“

„Nein, nein, Marino.“

Er stand da, teilnahmslos, als ob seine Gedanken schon wanderten.

Zwei Tränen traten ihm in die Augen und krochen ihm langsam über die Backen in den Bart hinein. Er ging noch einmal um sein Bett, und es war, als wollten noch schnell einmal seine Füße die Seligkeit der Hütte aufwühlen. Ganz langsam ging er. Und als er herum war, sagte er recht unsicher: „Das war schön!“ und rannte zur Tür hinaus.

Er löste die Netze und hängte sie um die Schultern: „Es ist unrecht, wenn nur eine Masche im Wasser bleibt.“

Da drängte der Knabe sich zum Kahn. Er zog ihn an den Bau und schöpfte ihn leer.

„Großvater, ich hol sie“, und er ruderte ohne viel Nachdenken hinaus aufs Wasser. Giardino hörte zu. Wie mit halbem Ohr hörte er die Ruder schlagen. Seine Augen glänzten die Sonne an, denn der Himmel blaute wieder.



Und nun kams heftig über ihn. War er nicht wie die Klippen, die zum Wasser gehörten und zum Himmel und zum Kreischen der Möven? Kreischten die Möven nicht siebzig Jahre? Stand er nicht siebzig Jahre hier auf den Brettern, jahraus, jahrein? War er als Knabe hier nicht niedergekniet und hatte sich bei Mondschein in den Wellen gespiegelt, wars da nicht, als hätte ihn der Seewind auf einer Sternenwiege geschaukelt? Hatte er hier nicht sein Leben lang mit dem Netz seine Kraft in die See begraben und sein Sinnen unter die Fische gesät? O ja! Und nun hätte er dazu singen und tanzen mögen, und mußte doch immer mit gierigen Augen auf den Mast sehen, auf den leeren Mast und auf das schimmernde Netz, das von seinen Schultern auf die Latten gesunken war. Und ein heißes Verlangen wurde in seinem Herzen groß. Und er nahm das Netz, knüpfte es noch einmal blitzschnell an den Mast. Senkte es langsam ins Wasser: dann zog er es behutsam an die Oberfläche. Und sein Glück war wieder da. Groß und herrlich. Als hätte er es eben frisch abgespült, mit dem Netz neu aus dem Wasser gefischt.

„Großvater!“ rief Marino. „Großvater!“

Er aber sagte nichts. Er sah ihn an, aus weiten, fernen Augen.

„Großvater!“ — und wieder antwortete er nicht.

„Großvater, ich will ja nur was fragen!“

„Was willst du mich denn fragen, du weißt ja nun doch alles. Und er nahm das Bündel und legte es ins Boot und die überschüssigen Taue und Netze. „Ruder zu, Marino, gegen die Berge. Dort sind Oreste und Bepino. Wirds dir schwer, so denke, ich sei ganz nahe, oder sage die Zehn Gebote, dann wirds dir leicht wie Hauch im Sturm.“

Und Marino stand im Boot und der Alte stand auf dem Pfahlbau und beider Hände lagen ineinander.

„Leb wohl, Marino! — Auch sind hier keine Fische mehr.“ Der aber blieb stumm und sah ihn an.

Da sagte der Alte mahnend: „Nein, für mich tuts nicht mehr not“, und küßte ihn lang und tief.

„Leb wohl, Marino!“

„Leb wohl, Großvater! Groß—va—ter!“

Und die Sonne stieg höher, leuchtend und glänzend, und warf rotes Licht über die See. Und im Blauen oben, gerade über dem Haupt Marinos, den Bergen zu, waren zwei dünne Wölkchen, die sahen aus wie die knöchrigen Hände Giardinos, als er sie segnend streckte.

Die Tage vergingen und Giardino war immer noch am Pfahlbau. Glücklicher als je. Als aber die Leute vom Hotel kamen, mußten sie ihn suchen und fanden ihn erst nicht. Zwei Männer wollten sein Bett aus der Hütte tragen, da fanden sie ihn. Er hatte ganz große, starre Augen und schaute an ihnen vorbei. Vielleicht schaute er nach dem Netz draußen. Vielleicht in den Himmel hinein.

Aus der Ferne, bei den Bädern, flatterte vom Hotel ein Fähnchen an goldener Stange. Das tat so lustig: „Mir gehts gut!“

Die Männer aber nahmen traurig die Mützen ab. Vielleicht waren sie wirklich traurig.



Illustriert von Rubey



Bauplatz — Anton Leidl

IN DER HEIDE

VON HERMANN STAHL

Wir sind durch die Heide gegangen, blühende, ginsternde Wildnis, braun, gelb, wie wellige Wüste war die Erde, voller Hügel und Täler. Auf den breiten Rücken der gestreckten Hügel lag ein Schimmer von Sonne, die violetten Gewoge des Heidekrauts gaben süßen Geruch und spielten im dünnen Wind, auch die einzelne Pappel, auch das Zittergras, das leicht und hart ist, bewegten sich ganz fein, und der Wind war südöstlich und trieb zum Meer, das man schon ahnen mochte.

Der Weg war ganz verwachsen unter dem farbigen Teppich, in dem unsere Schritte keinen Laut hinterließen, ein leises Knistern nur manchmal von brechenden Zweiglein. Und die Kohlweißlinge schaukelten von Ginsterbusch zu Heidekraut, sie schwangen sich auf vor unserm Näherkommen, ihre Flügel vibrierten im emsigen Auf und Ab, das fast der Wind trug.

Es ist, als wären in der Heide, die doch so weit und still und uferlos mit dem Himmel sich zusammenschließt, alle Dinge leicht und fein und rein. Das ist der Raum, und die Zeit tritt gleich zurück und geht ein in den Raum, gering ist die Stunde, das macht der Himmel, der so hoch ist und tiefer blau, als in den Städten, die nur Zeit und Unrast sind. Ein Wegmal steht am Rand neben uns, es zeigt in vier Richtungen, nach Ost, West, Nord und Süd, schief steht die Stange, das Holz ist verwittert, es ist ein dünner Birkenstamm, der einmal eine grüne, schaukelnde Krone trug. Die vernagelten Brettchen haben noch Spuren weißer Farbe am untern Rand, doch sind sie schon rissig und ihre Schrift ist ausgelöscht vom Regen und verstreut vom Wind in das niedere verflochtene Moos und Kräutergezweig, in dem wir nun stehen.

Die Birken haben silbrigen Stamm und ihre Blätter spielen in der Sonne ein Glitzerspiel, der Wind springt über sie hin und eilt zu den Drähten der Telegraphenleitung, die wie feine Notenlinien auf blauem Grund stehen, die Vögel sitzen drin und machen eine Partitur, gar keine Achtel- und Sechzehntelnoten sind dabei, nur ganze, und immer springen sie von Draht zu Draht mit kleinem Flügelflattern, so wechselt die Melodie. Die Stangen sind tief in den Boden eingelassen, der Boden ist weich und schickt seine Gräser wie eine Manschette bis zu geringer Höhe rieselnd um den Stamm. Der ist geteert vor langer Zeit und alt schon, über der Grenze des verwittert mattglänzenden Teerstreifens hat der Holzwurm sein Haus und seine vielen runden Gänge, wie schmale Boskettenwege in einem Park zur Rokokozeit. Im Telegraphenmast aber macht der Wind sich ein Lied, Harfe, Fagott, zarte Klarinette, auf und ab, schöne, ferne, fremde Melodie, nur für sich allein.

Ein grauer Steinblock liegt seitwärts und hat eine grüne, samtige

Haube, ein Marienkäfer, leuchtendrot wandernder Punkt, klettert über winzige Zweige, hoch, hinunter, aufwärts wieder, o, der Weg ist weit über den Stein, über die Kappe von Moos, handbreit. Der Käfer klettert wohin mag er wollen, es scheint, als kenne er sein Ziel, das uns verborgen ist. Er strauchelt, das Hälmchen schwankt, er fällt, er liegt auf dem Rücken, schwarzgrau schimmert seine Unterseite, schon richtet er sich wieder auf, rastet eine kurze Weile, die Flügeldecke hebt er leicht, schließt sie wieder, beginnt den schweren Anstieg neu, über den Moos-halm, der schräg liegt, der für den Käfer wie eine Brücke sein mag, eine Brücke im Urwald, den er aber kennt. Wir schauen ihm lange zu, nun hat er endlich den Moosweg zurückgelegt, still sitzt er einen Augenblick auf dem Stein, dann beginnt er den Weg nach unten, zwei Lichtpünktchen spiegeln sich auf der sonnbeglänzten roten Flügelfläche.

Ein Ameisenhügel ist rund und trockenbraun und wie eine Insel in all dem Farbigen ringsherum. Wie sie rennen, in scheinbarer irrer Zielloſigkeit! Und hat doch jeder Weg sein Ziel und jedes Vorhaben seinen rechten Gedanken. Schau nur gut hin, welche Klugheit, welche Klarheit im Aufbau, in der Gliederung der Wege, der Eingänge. Wie sie rennen, laufen, schleppen! Und alle strömen den Eingängen zu, warum? — Wir gewahren plötzlich, daß unsere Schatten verschwunden sind, der lichte Glanz auf den Gräsern ist hinweg, ein Windstoß zieht eine große, breite Welle durch das Heidekraut, und dann sehen wir, daß der Himmel sich bewölkt hat mit vielen kleinen Wolkenfahnen, grau, weiß und rosa wirbeln sie durcheinander, Purpur dazwischen, sie verdecken das Blau, vermischen sich, schon hat sich der Himmel mit einer tiefhängenden Decke überzogen, grün, bräunlich, dann schiefergrau. Und weit hinten, wo nun grau und dunkler grau Himmel und Heide zusammenfließen, zittert senkrecht ein Blitz, wie ein geschwungener Peitschenschlag, doch ohne Laut, still. Dann aber ein Poltern, wie wenn ein Wagen über eine hölzerne Brücke fährt, wieder ein Blitz, näher, lila-gelb, ein Krachen, hochgezogenes Windpfeifen und dann Blitz und Blitz und Krachen von allen Seiten, als sause eine Riesenfaust auf splitternd Holz, Glas, Metall. Und Dunkel, schiefergrau, grünbraungrau, braungrün, grünschwarz, Regen fällt rauschend, wie aus Kübeln gegossen, die Blitze wirren sich zum Knoten, entfalten sich wieder, Donner, Regenflut. Längst haben wir, zusammengehockt am Stamm einer Birke, den Mantel aus Gummituch um uns dicht geschlossen, kniegebeugt warten wir das Wetter ab. Wie schwarz ist nun die bunte, blühende Fläche um uns, der Wind treibt eilige Wellen über Kräuter und Farne, die naß glänzen. Eine Wasserrinne schon zu unsern Füßen, ein kleiner Bach, eine Libelle treibt kreiselnd auf der kleinen Wasserfläche, von der die Regentropfen hoch aufspritzen. Wir warten, unsere Stiefel sind dicht, auf unseren Rücken prasselt mit scharfem Trommelton der Regen, er fließt ab vom dichten Mantel.

Nördlich hebt sich das Grau eines kleinen Streifens, blaßt mählich auf, der Wind hat sich gedreht, trägt einen entfernten Grollton noch her, wie schwache Fackel schimmert noch ein Blitz, verbebt. Der Regen ist dünn geworden, von Norden ist der Wind nun aufgesprungen, verjagt ihn, ganz schräg fallen die letzten großen Tropfen. Wir stehen auf und schütteln den Mantel aus, gehen weiter.

Und dann ist es ganz still. Der Himmel ist wieder hoch und blau, schon abendlich gilbend, zerrissen wie Schleierfetzen zertreiben die Reste der Wolken. Groß und gewölbt ist der Himmel, wie eine Glocke, wie unter einer Glocke ist die Stille. Und dann bricht, im Westen, wo eben noch, purpurgelb inmitten und an den Rändern silberleuchtend, die große Wolke stand, die Sonne durch, verschwindet, kämpft sich wieder durch das Farbige, Strahlende, zitternder Schein, Morsezeichen: ich habe Regen gemacht! Die Heide hat Wasser gekriegt! Es ist wieder schön! — Aber die Sonne, nun bleibt sie, nun leuchtet sie mit tausend Lampen, das Purpurne, Silberne, das vor ihr noch lag, verfließt, zerfächert.

Die Pfützen sind Augen, die blau uns anschaun und den Himmel trinken, so schauen sie. Mit Millionen Funkelperlen hat die Heide ihre Gräser angetan, sie schimmern in der Sonne, sie bewegen sich, blütenkelchgesammelt, sie fließen abwärts an den Stengeln, Gräsern, Farnen, über das Moos hin und versickern. Von den Stämmen der Birken fließt das Wasser noch, die Birken stehen ganz schmal. Sie stehen wie reine Kinder, die aus dem Wasser kommen, nun frieren sie ein wenig, doch die Sonne wärmt sie schon. Sie schütteln sich zag in ihren schmalen Ästen und glänzen.

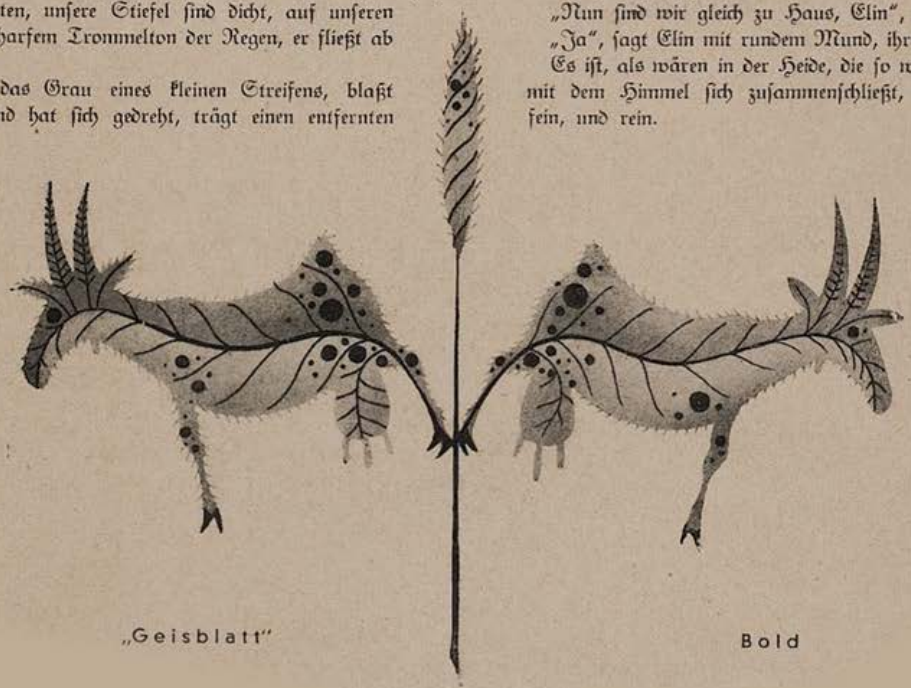
Unsere Stiefel sinken ein in dem nassen Boden und sind auch mit Perlen geziert. Der Boden ist glatt, das Wasser gluckst bei jedem Schritt. Über der Heide schwebt eine flache Wolke Wasserdampf, windet sich, steigt, wird aufgesaugt von der Sonne. Die Sonne ist nun schon tief, unsere Schatten sind groß, wir gehen zum Eulenhaus, nordwärts, Haus der Heide, allein unter ein paar Bäumen.

Da die Heide verdunkelte, sich duckte und still wurde unterm fliegenden Wind, waren die Vögel verstummt. Nun aber fliegen sie, Lerche steigt hoch in kleinen Spiralen, ihr helles Gesing begleitet sie. Da piept ein Gefieder, ein kurzes Zwitschern dort, von Busch zu Birke. Kontur wird weich. Vom Osten kommt blau und dämmerbraun die Nacht, schon streifen ihre Tücher sanft den Horizont, die Sonne liegt zur Hälfte über dem Heiderand und nimmt ihr Purpur und Flimmern mit. Nördlich taucht dunkler Fleck aus der Fläche, Haus unter den Bäumen. Schon wächst es, drei, vier Bäume sind zu zählen. Die Wände gefurchten Fachwerks, der niedere Giebel, die schwarzen Balken, sie warten uns entgegen in guter Ordnung, und aus den kleinen Fenstern, da sie das Abendlicht trifft, schimmert eine Liebe.

„Nun sind wir gleich zu Haus, Elin", sag ich.

„Ja", sagt Elin mit rundem Mund, ihre Stimme erhebt sich.

Es ist, als wären in der Heide, die so weit und still und uferlos mit dem Himmel sich zusammenschließt, alle Dinge leicht, und fein, und rein.



„Geisblatt" Bold



Aus Italien

H. Mayrhofer-Passau

FRANÇOIS DE RIVE:

DAS VERMÄCHTNIS

Ich befand mich auf der Obstfarm meines Landsmannes, die sich in der Nähe von Charleston meilenweit dahinzog, zu Gaste.

„Sie müssen ja hier, inmitten der Palmen- und Dattelwälder Süd-Karoliniens, sehr glücklich sein?" fragte ich.

„Nach außenhin schon", entgegnete Mister White und seufzte. „Ich habe aber keine Freunde und lebe ganz allein", fügte er traurig hinzu.

„Wieso kamen Sie aus Europa in diese Gegend?" forschte ich weiter.

„Der Zufall brachte mich hierher und — die Enttäuschung."

Er schwieg wieder und ich fühlte, daß ich in diesem Augenblick den Schleier einer alten Erinnerung gelüftet hatte.

„Meine Auswanderung war die einzige Möglichkeit, um zu vergessen", sagte er nach einer Weile. Aus seiner Stimme klang ein schmerzhaftes Zittern, das mich ganz betroffen machte. Nach kurzem Schweigen setzte er fort: „Ich habe noch zu keinem Menschen darüber gesprochen; vielleicht wird es mein Herz erleichtern, wenn ich davon erzählen kann ..."

*

Ich war damals fünfundzwanzig Jahre alt. Als fertiger Ingenieur kehrte ich aus Paris in meine Heimatstadt zurück, und zwar gerade zum Begräbnis meines Vaters. Ich stand allein in der Welt und eröffnete mit meiner geringen Erbschaft ein Büro in Paris. Ich hatte keinerlei Lebenserfahrungen, als die Liebe in mir erwachte. Das Mädchen war ein blondes, blauäugiges Geschöpf und hieß Lisette. Ihr Vater war ein pensionierter Regierungsrat. Meine Freunde rieten mir zur Heirat; drei Monate später war ich bereits Ehemann.

Ein Jahr lang lebten wir restlos glücklich, und ich pries den Zufall und meine Freunde. Auch das Glück war mir damals hold. Bei großen Unternehmungen, an denen ich mich beteiligte, hatte ich schöne Erfolge und mein Einkommen wuchs beträchtlich. Meine Frau hatte nur einen Fehler: sie schwärmte für Theater, Bälle, Juwelen und Toiletten. Ich willfahrte blindlings all ihren Wünschen, so daß nach einem kurzen halben Jahr mein Vermögen zu Ende war. Da wurde ich betroffen. Vor allem kündigte ich unsere große Wohnung und verkaufte das Auto. Meine Frau weinte viel und drohte; dann fügte sie sich aber in unsere bescheidene Lebensführung. Doch schien es, als wäre damit auch ihre Liebe verflogen: unser gegenseitiges Verhältnis wurde ganz kühl.

Eines Tages stellten sich, nach der Heimkehr aus dem Theater, bei Lisette die Anzeichen einer heftigen Erkältung ein. Am nächsten Tag hustete sie bedenklich. „Ich glaube, ich werde sterben", sprach sie zu mir mit trauriger Stimme.

Ich war verzweifelt. Zwei Ärzte beratschlagten über ihren Zustand, dann empfahlen sie mir, Lisette nach Ägypten zu bringen. Eine Woche später waren wir in Kairo. Ich verblieb dort vier Tage mit meiner Frau, dann mußte ich aber zurückkehren und überließ sie der Obhut einer dort ansässigen älteren Dame.

Jeden Morgen sichtete ich voll Sorge die eingelaufene Post; ein sonderbares, mit Furcht gepaartes Gefühl hatte sich meiner bemächtigt: das Bangen vor der unbekannten Zukunft. Damals liebte ich meine Frau am innigsten. Ich überlegte, wie schrecklich es für mich wäre, wenn ich sie verlieren müßte ... Ich wälzte mich nächtelang schlaflos im Bette herum, ihren leeren Polster mit Küssen bedeckend.

Nach zehn Tagen schrieb sie, daß sie sich bereits wieder vollkommen hergestellt fühle. Mir war, als wäre ein schwerer Stein von meinem Herzen gefallen. Und die in stets fröhlicherem Ton gehaltenen Briefe, die aus Kairo eintrafen, brachten mir meine Ruhe wieder.

Während ihrer vierwöchigen Abwesenheit schrieb sie aber fast niemals um Geld. Ich staunte darüber und stellte voll Freude fest, daß sie recht sparsam geworden sei.

Gegen Ende Mai holte ich sie ab. Noch nie hatte ich sie so schön gefunden, wie damals. Und als wir abends am Ufer des Nils spazieren gingen und uns an der Pracht der Abenddämmerung ergötzten, war ich gleichsam stolz auf meine Frau, die allseits von ihren vielen vornehmen Bekannten begrüßt wurde. „Mich kennt hier ein jeder", sagte sie lächelnd.

Jetzt war ich wieder glücklich, unaussprechlich glücklich, volle fünf Monate hindurch. Nur die eine Tatsache, daß sich Lisette mehr um ihre Toiletten kümmerte als um den Haushalt, kränkte mich insgeheim. Als es wieder Winter wurde und die Ballsaison begann, stellte sie mir den Antrag, monatlich einen bestimmten Betrag zur Deckung ihrer Ausgaben festzusetzen. „Du wirst sehen, du kommst so besser draus", meinte sie.

Tatsächlich! Früher hatte ihr nicht einmal der dreifache Betrag genügt und jetzt besaß sie dennoch mehr Kleider, als je zuvor. Und sie war glücklich, lachte ständig, mit ihrer Liebe den Sonnenschein in unser trautes Nest zaubernd.

Eines Tages flüsterte sie mir ein süßes Geheimnis ins Ohr. Und damit erreichte unser Glück seinen Höhepunkt. Meine Gattin wurde aber immer schwermütiger und es überkam sie oft eine sonderbare Angst vor dem Tode.

Es war gegen Ende des Sommers. Drei Ärzte bemühten sich um sie, und als ich mich eben im höchsten Glück wähnte, traf mich der schrecklichste Schicksalsschlag. Meine liebe, lächelnde Lisette war tot ...

Ich will meinen Schmerz nicht beschreiben. Eine volle Woche wußte ich nichts von mir ...

Eines Tages bekam ich dann einen Brief von einem Notar, in welchem er mich aufforderte, zu ihm zu kommen, um das Testament meiner Gattin zu übernehmen. Ich las den Brief zweimal durch, und dennoch verstand ich kein Wort davon. Meines Wissens hatte Lisette niemals ein Vermögen besessen.

„Um welches Testament handelt es sich denn?" fragte ich den Notar.

Da legte er mir eine Urkunde meiner Frau vor, laut welcher sie mir siebenundzwanzigtausend Franc vermachte; außerdem überreichte er mir auch einen versiegelten Brief, der ausschließlich mir, und zwar erst nach ihrem Tode, einzuhändigen war.

Ganz betäubt trat ich auf die Straße hinaus. Ich fühlte, wie sich vor mir die Vergangenheit eines geheimnisvollen Ereignisses erschloß, in dessen Inneres ich nicht zu blicken wagte. Zwei Tage lang trug ich den Brief meiner Frau uneröffnet bei mir herum. Schließlich las ich die folgenden Worte: „Mein Liebling! Forsche nicht nach, woher es stammt — verzeihe mir."

*

Mein Landsmann verstummte.

Wir saßen lange schweigend beisammen, dann füllte er wieder unsere Gläser.

„Und was taten Sie dann?" fragte ich ihn.

„Ich wanderte aus", sagte er einfach.

(Einzig autorisierte Übersetzung aus dem Französischen von Grete Neufeld.)



Orig Scherenschnitt Julie Hahn

Lachen im Tribunal . . .!

Von Richtern, Advokaten und Angeklagten

Das mißverstandene Urteil

In Moabit wird die Ehescheidungsklage der Grünkramhändlerin Babette E. im letzten Termin zugunsten der Klägerin entschieden. Als Frau Babette E., eine einfache Frau aus dem Volke, unkundig der juristischen Begriffsformulierungen, den Spruch des Gerichtes vernimmt: Scheidung von Tisch und Bett — ruft sie entrüstet: „Wat ick mir dafor koofe . . . d a t nutzt mir nischt . . . denn pennt er eben uff'n S o f a und frißt von de K o m m o d e!"

Klassifizierung

Auf einem Polizeirevier der Wiener Vorstadt Ottakring erscheint eine Frau und bittet den Beamten um Auskunft: „Härr Polizeirat — ich tät bitt'n, mächt'n S' mir net sag'n, ob da was dabei is, wann mein Zimmerherr auch sei' Mädel bei sich wohnen hat . . .?"

Der Beamte kratzt sich einige Sekunden nachdenklich den Kopf, dann fällt er diese Entscheidung: „Passen S' auf, wann's ein Brautpaar is, machen S' Eahna allerdings der Kuppelei schuldig. Wann's aba ein besserner Herr is, der wo bei Eahna Logis genommen hat, dann wird er dös Weibsbild über kurz oder lang doch rausschmeißen." —

Der moralische Wolf

Der Vorsitzende des Schwurgerichtes in der kleinen Kreishauptstadt A. pflegte den Angeklagten immer in ausgiebiger Weise zu belehren, indem er sich dabei einer stark pastoralen Redeweise bediente. Als eines Tages ein junger Mensch wegen Mundraub vorgeführt wird, erkundigt sich der Vorsitzende eifrig nach den Ursachen dieser kriminellen Handlung und stellt schließlich an den Angeklagten die Frage, welche Umstände ihn zu der Tat bewogen haben.

„Ja, was soll ich Ihnen sagen, Herr Präsident", antwortet gerade raus der Mann, „wenn der Wolf hungrig ist, geht er auf Raub aus."



Goldfalter

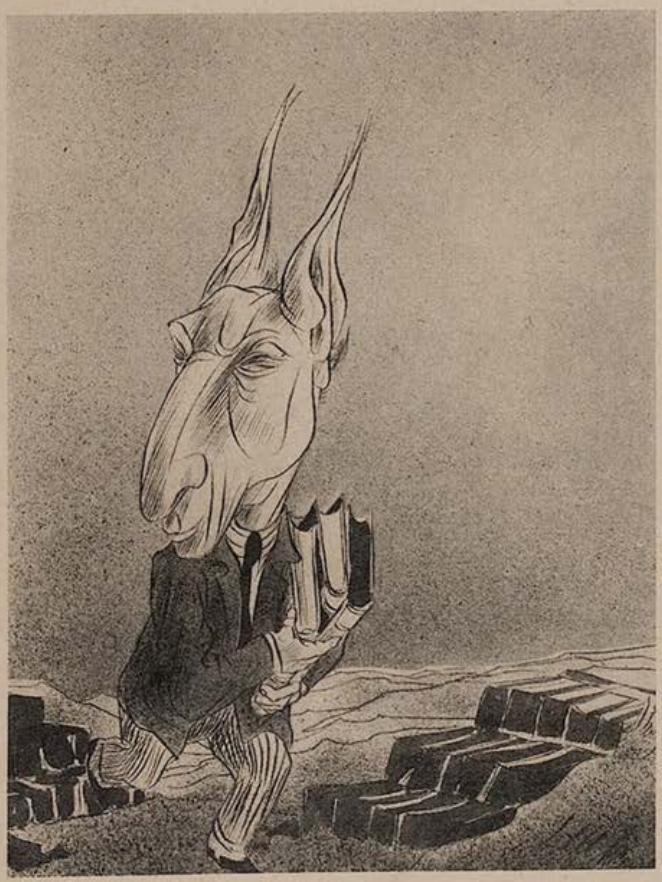
Entrüstet über diese höchst unsoziale Einstellung des Angeklagten, ruft der Vorsitzende mit Nachdruck: „Nein — d a s tut er nicht! Er arbeitet im Schweiße seines Angesichts, um sich auf redliche Weise zu ernähren . . .!"

Beruhigende Antwort

Zu dem berühmten Pariser Advokaten Lachaud kam eines Tages ein Gutsbesitzer, um sich Rat zu holen. Weil aber der Mann so gar nicht recht mit seinem Anliegen heraus wollte, erkundigte sich Lachaud in zurückhaltender Weise nach dem eigentlichen Begehr des Besuchers. „Ich möchte von meiner Gattin geschieden werden", platzte sehr unvermittelt der Gefragte heraus. — „Ist Ihnen Ihre Gattin untreu?" erkundigt sich Lachaud. — „Nein, mein Herr!" erwidert der Scheidungskandidat. — „Welchen Grund zur Unzufriedenheit haben Sie sonst?" — Sie läßt mich häufig nicht in mein Haus ein. Gestern abend zum Beispiel öffnete sie mir nicht die Tür . . ." — „Ohne Grund?" forschte sichtlich interessiert der Advokat weiter. — „Ohne Grund", antwortet mit ernster Miene der Klient. — „Nun — vermutlich war Ihre Gattin eben nicht allein", meint Lachaud mit begütigender Stimme.

Der Code Napoléon . . .

Als Napoleon III., vom General Fleury begleitet, eines Tages im Gehölz von Boulogne spazieren ging, flog ein Ball, von einem Knaben geschleudert, am Kaiser vorbei an den Teich und drohte ins Wasser zu rollen. Der Kaiser hielt mit dem Stock den Ball auf, gab ihn lächelnd dem Kind zurück und sagte freundlich: „Erzähle deinem Vater, daß der Kaiser dir deinen Ball gerettet hat." — „Das werde ich nicht sagen!" erwidert das Kind, „denn mein Vater mag den Kaiser nicht leiden!" — „Wer ist denn dein Vater und wo wohnt er?" herrschte der begleitende General Fleury den Jungen an, empört über dessen unehrerbietige Antwort. „Mein Vater ist Senator", erwidert stolz der Junge. — „Lassen Sie uns weitergehen", wandte sich jetzt der Kaiser an den General, „Sie wissen doch, nach dem Code Napoléon ist es nicht erlaubt, nach dem Vater zu forschen!"



Ludwig Maria Beck — Bestiarium:



Die Geldsau

„Adam im Paradiese"

Der Lord-Commissioner Adam war vor etwa 100 Jahren ein persönlicher Freund des Königs Georg IV. und bekleidete eine hohe Stellung im Herzogtum Cornwall, als der König noch Prinz von Wales war. Adam wurde dem schottischen Gerichtshof bei seiner Begründung zugeteilt. Damals kursierte in der englischen Gesellschaft das hübsche Wortspiel: „Warum ist dieser Gerichtshof das Paradies?" — worauf man die Antwort erhielt: „Weil er ein Platz ist, der für Adam geschaffen wurde." — Lord Eldon, ein angesehenes Mitglied des Oberhauses und politischer Gegner Adams, pflegte dieser Scherzfrage eine zweite hinzuzufügen: „Warum ist der schottische Gerichtshof nicht ein Paradies?" Und beantwortet sie selbst: „Weil Adam nicht daraus vertrieben wurde."

Pariert

Ein Advokat, der seinen schwerbelasteten Klienten vor den wütenden Angriffen des Staatsanwaltes retten wollte, verstieg sich am Schluß seines Plädoyers zu dem aggressiven Ausspruch: „Um den Beweis zu führen, daß mein Klient vollkommen unschuldig ist, bedarf es keiner tieferen Gelehrsamkeit, sondern nur eines Grans gesunden Menschenverstandes!" — Worauf der Staatsanwalt ironisch zurückgab: „Innerhalb welcher Frist gedenkt der Herr Verteidiger dieses fehlende Beweismittel beizubringen?"

Zurechtgewiesen

Das berühmte Jesuiten-Kollegium zu Nantes hatte einen reichen Hagestolz bestimmt, die Jesuiten zu Universalerben seines Vermögens einzusetzen. Obwohl der reiche Mann dem Wunsche der Jesuiten nachgekommen war, entschloß er sich doch in letzter Stunde, ein neues Testament abzufassen, indem er einigen armen Verwandten sein Hab und Gut vermachte, ohne der Jesuiten überhaupt Erwähnung zu tun. Die Schüler Loyalas wollten sich aber mit dieser letztwilligen Verfügung nicht zufriedengeben und erkundigten sich bei einem Advokaten, ob sie nicht, da das erste Testament nicht ausdrücklich aufgehoben sei, das letztere anfechten können. Der Rechtsgelehrte gab ihnen zur Antwort: „Der Gesellschaft Jesu würde es übel anstehen, wenn sie dem alten Testament mehr Gültigkeit verschaffen wollte, als dem neuen — das ziemt doch nur den Juden."

Der beste Rat

Der später zu großem Ruf gelangte amerikanische Anwalt Bartols war bei einer Verhandlung anwesend, in der die Geschworenen gegen einen Mann wegen Mordes zu plädieren hatten. Der Mann war ohne Verteidiger.

„Herr Bartols", sagte der Vorsitzende des Gerichts, „übernehmen Sie die Verteidigung des Angeklagten. Gehen Sie mit dem Mann ins Hinterzimmer, hören Sie, was er zu sagen hat und geben Sie ihm den besten Rat, den Sie wissen." —

Bartols zog sich mit dem Gefangenen zurück. Nach einer halben Stunde erschien er wieder im Gerichtssaal — aber allein. „Wo ist der Angeklagte?" fragte der Richter. „Über alle Berge, Herr Präsident. Als ich nämlich gehört hatte, was er mir zu sagen hatte, folgte ich Ihrer Weisung, ihm den besten Rat zu geben. Ich sagte ihm, ich an Ihrer Stelle, würde so schnell wie möglich verschwinden. Den Rat hat er befolgt. Er ist aus dem Fenster gesprungen und auf und davon."

Kritik

Max Klinger, der große Maler, saß einmal draußen in Plagwitz, vor den Toren Leipzigs, wo heute öde Mietskasernen stehen, und skizzierte ein Stück vorstädtische Landschaft. Lindenauer „Räbchen" (Gassenjungen) lugten gebannt und gespannt hinter seinem Rücken, um in das Skizzenbuch zu „illern" (blicken).

Max Klinger verscheuchte mehrmals die störenden Bengels und drohte, falls man ihn nicht ruhig zeichnen lasse, mit Ohrfeigen.

„Mer bringt ja sonst nichts zustande —!"

Da wieherten die „Räbchen" vor Vergnügen, wiesen auf das nach ihrer Meinung sinnlose Gekritzel in dem Buch und meinten, indem sie von selbst wichen: „'s wärd ja doch nischt!"



Der Kritikaster

Der Dachauer hinkende Bote

Herausgegeben von Martinus Pfeffer aus dem Bayerland

Der hinkend Bot bin ich genannt, durchstelz das ganze teutsche Land mit meinem prügelhölzern Bein, jahrein-jahraus, jahraus-jahrein.



Die Wissgier ist mein Reiseziel, ich bring der Neuen Zeitung viel, damit die Welt, der Plagen satt – statt weinens auch zu lachen hat.

Verlegt bey Georg Hirth sel. Erben zu München in der Herrngass

Jahrgang 1 Nr. 2

Vorspruch

Den Frieden wolle Gott in Gnaden uns bewahren /
der Krieg, der böse Krieg, mag hin zum Teuffel fahren /
Von Gott wir bitten nur das liebe täglich Brot /
und flehen, daß er geb' den Schelmen Angst und Not. 1689.

Vom Teufel

Also erzählen sich's die Leute in Niederbayern, daß die Waldbauern nämlich oben im Böhmerwald zwischen Zwiesel und Perlesreuth und auch an allen anderen Örtern noch bis zum heutigen Tag an den Leibhaftigen glauben und gar manch artiges Stücklein von ihm zu erzählen wissen. Dieses mag sein — und da ich mich selber in meiner Eigenschaft als Neuigkeitskramer viel und gern in jener holzreichen Gegend herumgetrieben habe, möchte ich nicht verfehlen, von einer Begebenheit zu berichten, so sich vor noch nicht allzulanger Zeit unweit Saldenburg zugetragen hat.

In jener Gegend lebte seit vielen Jahren ein ehrsamer Kunstmaler aus der schönen und neuerdings wiederum zum Kulturzentrum ernannten Stadt München. Der hatte sich ein altes Bauernhaus ganz fürtrefflich eingerichtet, daß es fast aussah wie ein Museum mit vielerlei altehrwürdigem Hauskram, als da sind Truhen und Schränk, subtil bemaltes Tongeschirr und gar kostbare Hinterglasmalereien aus der Gegend um Spiegelau, wo die Glashütten sind .... und dergleichen Bauernkram mehr. Selbiger Maler hatte aber auch einen Sohn, Thaddäus mit Namen, seines Zeichens ein Pillendreher oder wie man sagt Apotheker, aber von den gelahrten einer mit dem Gradus eines doctor medicinae, welcher seinen Sommerurlaub alljährlich in des Vaters Waldhaus verbrachte und mit den Bauern im Umkreis auf gutem Fuße stand. Da nun dieser Doktor Thaddäus ein überaus großer Spaßvogel war und sich manchen Schabernak leistete, kam er denn eines schönen Tages auch auf den gar kühnlichen Gedanken, die guten Bauersleute ein wenig in das Bockshorn zu jagen. Da er als guter Kenner der Leute dort zu wissen vermeinte, daß ihr Respekt vor dem Teufel noch keiner aufklärerischen Bemühung zum Opfer gefallen war, besorgte er sich von einem Maskenverleiher aus der Stadt Passau einen grasgrünen Jägerkittel, dazu einen spitzen Hut, eine höchst antique Schießbüchse und ähnliches Requisit, nahm auch von einem Balbierer aus der nämlichen Stadt eine gar gräusliche Perüque und einen bocksträhnigen Kinnbart zu leihen und trug selbige Utensilien in einen Busch mitten im Wald. Hier entledigte er sich



seines manierlichen Gewandes, zog statt dessen die grasgrünen Lappen an, setzte sich die Perüque auf den Kopf und hängte sich den Bocksbart unter die Nase; schmierte auch noch sein Gesicht mit etwas Kienruß ein, daß er ausfah wie ein leibhaftiger Bärenhäuter und wartete also gerüstet auf das Erscheinen einer bäuerlichen Seele. Eine solche kam dann auch bald in der Person des ehrsamen Landmanns Markus Lechel, der um Daxen zu hauen in den Wald getreten war und mit nichten gefaßt war darauf, etwelcher satanischer Gestalt zu begegnen.

Wie nun der Bärenhäuter Thaddäus durch eine Klinze im Gezweige den biederen Bauern einhertrotten sah, da bog er die Zweiglein gar frech auseinander und trat hinkend wie der Gottseibeiuns in Person auf den Waldweg heraus, hämisch grinsend und mit den Augen rollend, daß einem wohl das kalte Grauen über den Rücken laufen konnte.

Als jetzt der biedere Landmann Markus Lechel selbige infernalische Figur auf sich zuschreiten sah, blieb er — Maul und Augen weit aufreißend — wie angewurzelt stehen und sagte staunend: „Ja, mei .. wia schaug'n denn Sie heut aus, Herr Dokta . . .?"

Und das ist der Schluß meines bescheidenen Beitrages zu der Forschung über den Teufel — und Gespensterglauben beim Landvolk. Falls irgendein gelahrtes Haus aber noch etwas weiteres darüber erfahren will, rate ich ihm, sich an den Herrn Doktor Thaddäus persönlich zu wenden; möchte einem solchen aber freilich empfehlen, sich vorher in eine Lebensversicherung aufnehmen zu lassen.

Martinus Pfeffer aus Dachau.

Der lebendige Gott

Einmal kamen drei Bauern zu einem Maler und hätten gern ein Kruzifix, einen Gott an dem Kreuz auf dem Kirchhof gehabt. Und da er verdingt war, wohl für zehn Gulden, da sprach der Maler: Wöllen ihr einen lebendigen oder einen toten Gott haben? Sie sprachen: Wir wöllen zu Rat werden, und traten neben ab. Und da der Rat aus war, sprach einer: Lieber Meister, wir wöllen einen lebendigen Gott haben. Gefällt er den Bauern nit, so künnen wir ihn ja selber noch totschlagen.

Die drei Lügner

Ein reicher Edelmann machte sich eines Tages den Spaß und lud seine Diener zur Tafel. Als sie gespeist und getrunken hatten mit ihrem Herrn, ließ sich dieser vernehmen: Welcher unter ihnen die größte Lüge würde zu sagen wissen, der sollte ein schönes Pferd zum Geschenke bekommen. Darauf fienge der erste an: Ich habe Zeit meines Lebens nicht gelogen. Der ander sagte: Herr, ich kann gar nicht lügen. Der Dritte aber übertraffe alle beyde und sprach: Herr, diese beyde sagen beyderseits die Wahrheit.

Durch Schaden wird man klug.

Ein Feldscher wurde bey einer Compagnie in Diensten angenommen, ohngeachtet sich seine Kunst nicht weit erstreckte, sondern man mit Recht von ihm sagen kunte, daß mehr mißlungene Curen von der Erde bedecket, als glückliche Proben von der Sonne beleuchtet worden. Da auch viele Patienten von der anvertrauten Compagnie ohne gewünschte Hülffe dahinstürben, so geschah es, daß der Capitain auf ermeldeten Ignoranten verdrüßliche Mine zu machen anfienge, der Feldscher aber den Officier mit der Hoffnung künfftiger Besserung vertröstete und sagte: Er wolle hinter das Geheimnis kommen und solte die halbe Compagnie dabei draufgehen.

Die Antwort.

Ein Teutscher, der sich auf Reisen befand ward einstmals von einem Spanier zu Gast geladen. Da er nun sahe, daß zu Beginn des Mahles gleich Rettiche aufgetragen wurden, sagte derselbige: In meinem Lande setzt man die Rettiche zu Ende der Gasterey auf. Darauf der Spanier antwortete: Wir haltens hier auch so.

Der Jüd

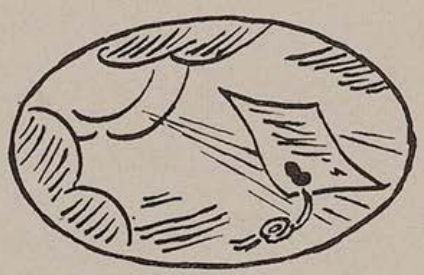
Folgendes hübsche Geschichtlein aus der jüngeren Zeit erzählt man sich in der dasigen Gegend und wann wir auch nicht behaupten wollen, daß es eine wahre Begebenheit ist, so mag es doch hingehen, sintemalen niemand darin beleidiget wird.

Als unser wohllöblicher Herre Reichskanzler vor etlichen Wochen eines jener Bivouacs besuchte, darin jene so sich wider die Ordnung des Staates vergangen haben vor einige Zeit daran gehindert werden, etwas Gefährliches anzurichten, da standen sämtliche Kumpane gar manierlich in Reih und Glied und grüßten fein artig mit dem teutschen Gruß — und bloß einer nicht. Dieser eine aber war ein kleiner Jüd, der von ungefähr in jenes Lägerlein geraten war und sich offenbar nicht bemüßigt fühlte, dem Exempel seiner Mitbrüder Folge zu leisten. Wie nun der Herre Kanzler sahe, daß der eine da keine Reverenz machte, trat er zu ihm hin und fragte in freundlichst nach Name und Stand. Als der Jüd das beantwortet hatte, sagte der Herre Kanzler: „Nun, was würdet Ihr mit einem Angestellten machen, der Euch, dem Chef des Hauses, frühmorgens den Gruß verweigern wollte, he . . . ?“

„Mein“ . . . sagte der Jüd und grinsete recht verschmitzt . . . „einen solchen würd ich auf der Stelle entlassen“.

Kleines Mißverständnis

Als jüngst der Rauscher Toni von Miesbach eine Rede des gestrengen Herren Reichsministers Dr. Goebbels durch das Rundfunktelefon anhörete, wurde er plötzlich so bleich wie die Stallwand und sagte zu seiner Frau: „Alte . . . jetzt ists gfehlt! Wir werdn alle miteinander eingsperrt.“ Wie er aber solches seinem Nachbar, dem Aigner Vinzenz, erzählte, da belehrte ihn dieser, daß er statt Miesmacher — Miesbacher verstanden hatte.



Vom Boxsport

London, vom 27. Oktober 1789. Zur Schande der Policei haben zu Banbury zwei Kerls, Johnson und Perry, eine öffentliche Faustschlägerei gehalten. Die Menge der Zuschauer vom vornehmen und geringen Pöbel war unglaublich, und über 30 000 Pfund Sterling sind dabei verwettet worden. Wollte man auch diese Narrheit verzeihn, so wird doch Niemand das Betragen des dasigen Stadtmajors, eines Holzhändlers, billigen, der an Statt die beiden Faustschläger in Verhaft zu nehmen, die Unverschämtheit gehabt hat, ihnen eine große Bühne dazu aufbauen, und sich dafür eine ansehnliche Summe bezahlen zu lassen.

Haude-Spenersche Zeitung Nr. 136, 1789.

Der gute Wind

In der Armee des Herzogs von Marlborough befand sich ein blutjunger Offizier, der einen großen Ehrgeiz hatte und sich mit Courage hervortat, wo sich nur immer eine Gelegenheit dazu bot. Als nun einmal anläßlich eines großen Festes selbiger Offizier neben die Gemahlin des obersten Kapitänleutenants zu stehen kam, da wollte es der Zufall, daß der hochedlen Frau etwas entschlich, was man gemeinhin einen Wind zu nennen pflegt. Als nun der junge Kriegsmann solches vernahm, wandte er sich mit tausend artigen Entschuldigungen an die umstehenden Herrn Offiziers und erweckte mit seinem Gehaben den guten Glauben bei diesen, daß er der Flötist gewesen sei. Die hochedle Frau Kapitänleutenant war jedoch über diese Politesse des braven Soldaten so entzückt, daß sie unverzüglich bei ihrem Herren Gemahl vorstellig wurde und nicht eher eine Ruhe gab, bis der junge Held zum Hauptmann ernannt wurde. Als nun der Offizier das Patent erhielt, freute er sich von ganzen Herzen und sagte lachend: „Man sehe — der Mensch muß nur Glück haben, dann bringt ihm jeder Wind, mag er wehen woher er auch will, etwas Gutes.“ Und dieser Überzeugung blieb er treu für sein übriges Leben.

Dillinger!



„Durch diese hohle Gasse muß er kommen —
es führt kein andrer Weg — zur Freiheit"

J. Maçon



„Falls mein Kollege, der Schäfer von Perlach, sich geirrt haben sollte, schlage ich vor, den Patienten nicht auf Hühneraugen, sondern auf Herzneurose zu behandeln."

KUNST IN KÖLN

GALERIE

HERMANN ABELS

Gemälde von Godron, Mangold, Peiner und Rohlfs, sowie Steinstiche von Wilhelm Heise

KUNSTANTIQUARIAT

ED. WALZ

INHABER REINHARD SCHMITZ

ALTE UND NEUE

GRAPHIK

STÄNDIGE AUSSTELLUNG VON WERKEN JUNGER KÜNSTLER

MÜNCHEN 2 NW

AMALIENSTRASSE 38 • TELEPHON 297585

Brauchen Sie DIE Blaue ANZEIGE der „Jugend"

SCHRIFTSTELLERN

bietet große Buchdruckerei mit angegliedertem bekanntem Verlag für wissenschaftliche oder belletristische Werke sehr vorteilhafte

VERLAGSVERBINDUNG

Anfragen unter Literaria 846 an die Expedition der „Jugend", München, Herrnstraße 10.

Zur Anfertigung jeder Art

Drucksachen

empfiehlt sich

G. Hirth Verlag AG.

München, Herrnstr. 10

GRATIS

Liste sendet über hygienische u. sanitäre Artikel

MARTIN

Gummiwaren-Versand

Frankfurt a. M. 1

Postfach 203 / J.

Wer kauft schafft Arbeit!

Jeden Abend! Jeden Morgen!

Chlorodont

die beliebte Qualitäts-Zahnpaste

ZEITUNGS-AUSSCHNITTE

liefert

ADRESSEN

schreibt

WURFSENDUNGEN

erledigt

FÜR SIE

ADOLF SCHUSTERMANN

FERNRUF: F7, JANNOWITZ 5116, 5117 UND 5811

DRUCKSCHRIFTEN BITTEN WIR ANZUFORDERN!



GEGRÜNDET 1904 BERLIN S.O. 16 RUNGESTR. 20

Inserieren bringt Gewinn!

Neurasthenie

Nervenschwäche Nervenzerrüttung verb. mit Schwinden d. best. Kräfte. Wie ist dieselbe v. ärztl. Standpunkte aus ohne wertlose Gewaltmittel zu behandeln u. zu heilen? Wertvoller, n. neuest. Erfahrungen bearbeitet. Ratgeber für jedermann, ob jung oder alt, ob noch gesund oder schon erkrankt. Geg. Einsendg. v. M. 1.50 in Briefmarken zu beziehen vom

Verlag Silvana 66, Aarau (Schweiz).

Fidus-Bilder

in Postkartenformat, Wiedergaben der besten Werke dieses Berliner Meisters, sind zum Preise von 50 Pfg. für die Serie von 12 Stück herausgegeben. Der großen Verehrergemeinde von Fidus wird diese Veröffentlichung willkommen sein.

G. HIRTH VERLAG AG.

München, Herrnstraße 10

Männer

die ihre Kräfte schwinden fühlen, werden wieder jung u. lebensfroh durch die bewährte „Sexurjan". Lebenskraft u. Lebensfreude bis ins höchste Alter. Prospekt diskret durch

Sexurjan Co.

Bad Reichenhall 536

Schlank, jugendlich und schön durch meine Massage. Auskunft durch R. Fraidling, staatl. gepr. Masseur und Sportlehrer, München 12, Fach 20

KUNSTPOSTKARTEN

in vortrefflichem Vierfarbendruck nach Bilderwiedergaben aus der „Jugend" liefern wir 12 St. für 90 Pf., die ganze Serie von 130 St. für RM 6.— franko

G. HIRTH VERLAG AG.

München 2 NO — Herrnstraße 10

GRATIS

Preisliste Nr. B 4 senden Gummi-Industrie „Medicus", Berlin SW 68, Alte Jacobstr. Nr. 8.

SCHÖNE BILDER

an den Wänden machen die Wohnräume behaglich. Wo das Geld für Erwerbung von Originalen fehlt, hat der Bilderliebhaber Ersatz an den Vierfarben-Kunstblättern der „Jugend", die zu den erstaunlich billigen Preisen von 50 Pfg., 75 Pfg. und 1.— Mk. je nach Größe durch den Kunsthandel und den unterzeichneten Verlag zu beziehen sind. Der reich bebilderte Katalog (Preis RM. 2.70) erleichtert die Bestellung.

G. Hirth Verlag AG., München, Herrnstr. 10

Lest den

Sportfischer

die vortrefflich ausgestattete Fachzeitschrift.

Halbjahrespreis 3 M.

Fischereisport-Verlag

Dr. Hanns Schindler

München NW 2

Karlstraße 44

Ein Buch fürs Leben ist: KREMPELHUBER

Für Stille Stunden

Die gesunde und praktische Lebensweisheit nach gesammelten Erkenntnissen der Philosophie vom Altertum bis zur Gegenwart. 450 Seiten in Ganzleinen gebunden nur RM. 2.85 zuzüglich 40 Pfg. für Porto. Zu haben in den Buchhandlungen oder beim unterzeichneten Verlag

G. HIRTH VERLAG AG. MÜNCHEN, HERRNSTRASSE 10

Bei etwaigen Bestellungen bittet man auf die Münchner „Jugend" Bezug zu nehmen.

Lautsprecher

„Papa, woraus wurde denn der erste Lautsprecher gemacht?"

„Aus einer Rippe, mein Kind!" *F. S.*

Veränderte Situation

„Emil! Was tust du denn da? Du darfst doch nicht auf Willichens Bauch schießen."

„Wir spielen doch Wilhelm Tell!"

„Ja, aber da schießt man doch nicht auf den Bauch!"

„Natürlich, wo er doch schon den Apfel gegessen hat!" *F. S.*

Das Fieber

Der Arzt war gegangen. Professor Kubalke blieb allein, klingelte der Wirtschafterin und sagte:

„Liebe Anna, eben sagt mir der Doktor, ich würde gegen Abend wieder fiebern. Wenn ich es vergessen sollte, bitte, erinnern Sie mich!" *F. S.*

Der Fakir

Ein Fakir, der durch Indien reist,
Besaß nur seinen Kastengeist
Und stand, weil er hinüber muß,
Mit dem einst lang vor einem Fluß.
Bis er, weil keine Fähre kam,
Den Kastengeist zu Hilfe nahm
Und zwar: indem er meditiert,
Den Geist vom Kasten destilliert
Und sich in diesen Kasten setzt
Bis er damit zuguterletzt
Am andern Ufer landen kann.
Hier meditiert der weise Mann
Den Kasten wieder an den Geist,
Worauf er friedlich weiterreist,
Nur daß sein Kastengeist sogar
Jetzt fast noch etwas größer war!

Ernst Klotz

Der Idiot

Chef: „Wenn ein Kunde Sie nicht versteht, ist es allemal Ihre Schuld! Ein Mensch, der sich nicht gegenüber jedermann verständlich machen kann, ist ein Idiot! Haben Sie mich verstanden?"

Kommis: „Nein, Herr Chef!" *F. S.*

Schlächter Müller

„Mutti, heute haben wir in der Schule das Lied vom Schlächter Müller gesungen!"

„Aber Kind, ein solches Lied gibt es doch gar nicht!"

„Doch, es heißt: Das muß ein Schlächter Müller sein, dem niemals fiel das Wandern ein!"

Die Hölle

„Heute hat der Pfarrer in der Predigt die Hölle geschildert. Da werden die Menschen auf Spieße gesteckt und in einem großen Feuer gebraten!"

„Unsinn! Das hält doch kein Mensch aus!"

Probates Mittel

„Deine Frau fiel in Ohnmacht, als du ihr die Badereise verweigertest? Was hast du getan, damit sie wieder zu sich kam?"

„Ich habe mich auf ihren neuen Hut gesetzt."

Charivari

Josef Geis

Der Schutzengel



„Ich bitte um Ablösung vom Sonntagsdienst; ich bin diesmal bei Ausübung meines Berufes selbst dreimal überfahren worden."

Vorsicht

Onkel Theophil kommt zu Besuch.

Erstens, um sich von seinem Schwager, dem bekannten Internisten, behandeln zu lassen, und zweitens überhaupt.

Eines Tages unterhält er sich mit seinem kleinen Neffen.

„Edi", sagt Onkel Theophil, „Edi, wünsch dir etwas!"

„Onkel", klatscht Edi in die Hände, „bitte, kauf mir eine Eisenbahn, aber eine elektrische, damit man sie nicht immer aufziehen muß!"

„Schön, Edi, sollst sie haben!"

„Wann, Onkel, wann?"

„Wenn ich das nächstemal zu euch komme! Ich vergesse bestimmt nicht!"

Edi denkt nach, schaut den Onkel an und sagt sinnend:

„Du, Onkel, behandelt dich Papa?"

„Jawohl, Edi!"

„Du, Onkel", schmeichelt Edi, „könntest du mir die Eisenbahn nicht schon früher kaufen?"

„Warum, Edi?" lacht der Onkel, „glaubst du, daß ich mein Versprechen nicht halte?"

„O, das nicht", dehnt Edi, „aber weißt du, Papa hat in der letzten Zeit mit seinen Patienten so viel Pech!"

H. K. B.

Rubey



Abschätzung

„Sagen Sie einmal, meine Liebe, ist denn nun eigentlich das Melken schwierig?"
„Oh naa, Herr Doktor, vui schwerer als wia die Jurisprudenz is aa net!"

Sehr einfach

Des Dentisten Dottergrolles Dentistentafel an der Haustür ist das Ziel volltrunkener Studenten. Immer wird sie in nächtlicher Stunde von jungen Menschen abgerissen und im jugendlichen Übermut anderswo aufgebaut. Das war schon immer so, das hat man schon vor zwanzig Jahren in der kleinen Universitätsstadt so getrieben und treibt es auch heute noch. Wenn Dottergroll aber einen erwischt, schleppt er ihn zu Gericht. Und jedes Jahr erwischt Dottergroll einen. Jetzt hat er wieder so einen unglücklichen Studenten am Schlawittchen.

Dottergroll trat als Zeuge vor die Barre. Der junge Amtsgerichtsrat fragte:

„Erzählen Sie uns den Vorfall, Herr Zeuge. Wie war es?"

Dottergroll guckte den Amtsgerichtsrat lange an. Dann sagte er:

„Was soll ich da groß erzählen? Es war genau dieselbe Sache wie damals vor zehn Jahren, als ich Sie erwischt habe, Herr Amtsgerichtsrat." *er.*

Schöpferfreude

„Mutti, hat der liebe Gott alles gemacht?"
„Ja, Fritzchen!"
„Auch Onkel Karl?"
„Freilich!"
„Da hat aber der liebe Gott sicher richtig gelacht, als er fertig war!" *H. M.*

REDAKTIONELLE NOTIZ: KÜNSTLER DER „JUGEND"

Hermann Mayrhofer-Passau zeigt eine Stadtkulisse, ohne der Gefahr, die ein architektonischer Vorwurf immer bietet, zu erliegen. Bei aller Härte und Gegenstandstreue — eine sehr verinnerlichte Darstellung, in der das Atmosphärische nicht zugunsten der zeichnerischen Struktur zurücktritt.

Ludwig Maria Beck-Gauting, auf dessen eigenartiges Schaffen wir bereits einmal hingewiesen haben, entfaltet in dem in dieser Nummer der „Jugend" wiedergegebenen „Bestiarium" den ganzen Reichtum seiner grotesken und dennoch disziplinierten Phantasie. Die Selbstverständlichkeit, mit der hier ein vielleicht etwas literarisch gefärbter Vorwurf auf eine ebenso knappe als originelle Formel gebracht ist, läßt keinen Zweifel über die künstlerischen Fähigkeiten des Zeichners offen.

Berichtigung: Die in Nr. 21 der „Jugend" reproduzierte Porträtzeichnung von Kurt Weinhold-Calw wurde irrtümlich mit „Bildnis eines jungen Bauern" betitelt; es muß heißen „Bildnis eines jungen Mannes". A. W. R.

Eine amateurphotographische Schrift, die bisher fehlte, aber oft verlangt wurde:

RICHTIGES ENTWICKELN

VON GERHART ISERT

erschien soeben als Beginn einer modernen Reihe **„DIE KLEINE PHOTOBÜCHEREI"**

Interessenten sind das große Heer der Amateurphotographen

Preis RM. 1.—, mit Porto RM. 1.10

G. HIRTH VERLAG AG. MÜNCHEN
HERRNSTRASSE 10

Begründer: Dr. GEORG HIRTH. — Verantwortlich für die Schriftleitung: ARNOLD WEISS-RÜTHEL; für die Anzeigen: GEORG POSSELT, beide in München — Verlag: G. HIRTH VERLAG AG., München. — Für die Herausgabe in Österreich verantwortlich: J. RAFAEL, Wien I. Graben 29a (Eingang Trattnerhof). — Für die Redaktion Österreich verantwortlich: MARIANNE RAFAEL, Wien XIX. Hochschulstraße 25 — Alle Rechte vorbehalten. — Nachdruck strengstens verboten. — Copyright by G. HIRTH VERLAG AG., München. — Druck: G. HIRTH VERLAG AG., Buch- und Kunst-Druckerei, München, Herrnstraße 10. — D.-A. 9000. — Entered as second class matter, Postoffice New York, N. Y. — Manuskripte sind nur an die Redaktion der „Jugend", München, Herrnstraße 10, zu senden: Rücksendung kann nur erfolgen, wenn Rückporto beiliegt.

Varieté

Erich Wilke

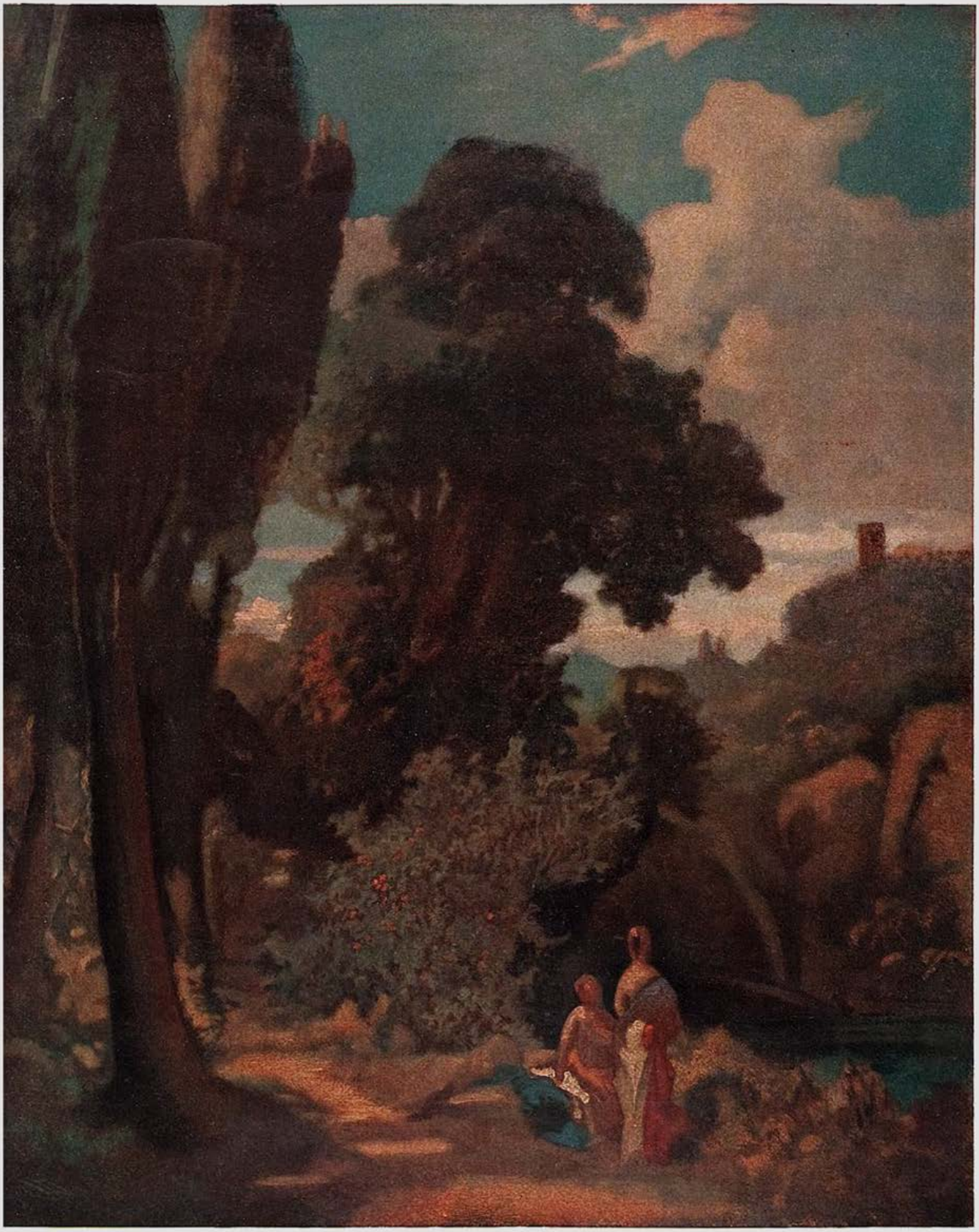


„Unerhört, jetzt war das jahrelang eine so schöne europäische Glanznummer und nun will der blöde Michel auf einmal nicht mehr mitmachen"!

JUGEND

PREIS 60 PFENNIG

MÜNCHEN 1934 / NR. 24



kadien

Carl Spitzweg †

J U G E N D
39. JAHRGANG 1931 NR. 24

Das lahme Herz

Von K. R. Neubert

Acht Jahre war nun Trude schon in Klemkes Gasthof tätig. Sie räumte die Zimmer auf, arbeitete im Garten und bediente abends und an den Sonntagen die Gäste. Sie war nicht besonders hübsch, die Trude, schon damals nicht, als sie mit zwanzig Jahren ins Dorf gekommen war, sie lahmte sogar. Manchmal bemerkte man es kaum, aber sie konnte doch nicht so gut tanzen und lustig sein wie die Mädchen im Dorf an den Sonntagen. Fleißig war sie, ließ sich nicht ungebührlich mit den Mannsleuten ein, aber sie hatte für jeden einen freundlichen Blick, ein gutes Wort, und wenn sie Sonntags, das volle Tablett in den Händen, durch den kleinen Saal lief, rief so mancher hübscher Bursche: „Wie wär's denn mit einem Tanz, Trude?" Sie schüttelte dann meist den Kopf, rechnete schon wieder aus, wieviel Biere dort am Ecktisch nötig waren, lief hin und her. Ihre weiße Schürze war immer blendend sauber. Wenn sie sich doch mal zum Tanz überreden ließ, nahm sie stets die Schürze ab, und dann sah man, wie hübsch das Kleidchen war. Es war schade, daß sie eine Schürze tragen mußte.

Mancher junge Mann hätte gern mit Trude angefangen, gab sich Mühe, ihr zu gefallen, ihr Vertrauen zu erwerben, aber niemand konnte sich in all den Jahren rühmen, Trudes Herz erobert zu haben. Sie wußte wohl selber nicht, auf wen sie wartete, für wen sie sparte. Der Tag war voll Arbeit für sie, und wenn sie spät abends ihre Schlafkammer aufsuchte, fielen ihr die Augen bald zu. Sie träumte höchstens mal von einem Mann, der ihr im dunklen Flur ein dummes Wort zugeflüstert, von irgendeinem Gesicht, das sie beim Tanz angelächelt.

An einem Sonntag sprachen die jungen Leute von ihr. Sie hatte ihnen eben Bier an den Tisch gebracht. Ein junger Mann sah ihr achselzuckend nach. Er hatte am letzten Sonntag vergeblich unter ihrem Fenster auf sie gewartet. Er hatte ihren Namen geflüstert, aber oben war das Licht verlöscht und nichts hatte sich mehr geregt.

„Sie hat eben nicht nur ein lahmes Bein, sondern auch ein lahmes Herz!" sagte der junge Mann so laut, daß es Trude hören mußte. Da aber war am Nebentisch plötzlich jemand aufgestanden, zu dem Spötter getreten, und im nächsten Augenblick hatte der Verdutzte seine Ohrfeige weg. Es entstand keine Prügelei, sondern ein Freund des Geohrfeigten klärte die Lage, indem er feststellte: „Die hast du redlich verdient, Paul!" Und die andern lächelten. Der Mann, der den Fremden geohrfeigt hatte, war der junge Tischlermeister Barthel.



Madonna am Bach — Marianne Rohland

An diesem Tage hätte sie gern mit einem getanzt, mancher bat sie darum, nur der nicht, mit dem sie gern getanzt hätte: Barthel Heinrich. „Lahmes Herz!" grübelte sie, als sie in ihrer Kammer lag. Sie wußte keine Antwort. Müde schlief sie ein. Der Morgen dämmerte schon über dem Feld. In den Ställen regte sich das Vieh.

Manchmal kam Gertrud an Barthels Tischlerwerkstatt vorüber. Er grüßte nicht freundlicher als sonst. Aber ihr Herz schlug schneller. An den Sonntagen erfüllte sie dann eine nie gekannte Unruhe. Sie zuckte zusammen, wenn die Tür zum Gastzimmer knarrte. Ihr Blick ging über die Tische, an denen oft fremde Männer saßen, nur Barthel Heinrich ließ sich selten sehen. Er saß lieber mit seiner Frau daheim und blickte froh dem Spiel der Kinder zu. Wenn Barthels Frau gelegentlich in das Gastzimmer kam, etwas zu holen, war Gertrud ungeschickt, verlegen, und ihr Lahmen merkte man mehr als sonst. Einmal kam Hannchen, Barthels Jüngste, Brot holen, und Gertrud war gerade im Laden allein, da griff sie plötzlich in die hohe Bonbonblechbüchse, zweimal, dreimal, und das Kind hielt zunächst mehr erschrocken als dankbar die kleinen Hände auf.

Niemand merkte, was in Trudes Herz vorging. Das Wort vom „lahmen Herzen" war längst vergessen. Aber sie hielt es fest. Es tat weh. Es schlug, zuckte, war längst vergessen. Es stimmte auch nicht. Trudes Herz brannte darauf, fortzulaufen. Aber sie hielt es fest. Es tat weh. Es schlug, zuckte, schrie, revoltierte, aber sie hielt es fest.

Hin und wieder tauchte Heinrich im Gasthof auf, dann bediente sie ihn nicht eifriger als irgendeinen andern. Sie vergaß scheinbar, daß er ein Bier bestellt hatte. Er mußte rufen: „Hast du mich vergessen, Trude?" Da kam sie errötend mit dem Bier an und ging gleich wieder. Und lahmte sehr. Weil sie ihr Herz so festhalten mußte. All die Monate, Jahre hindurch.

Als Gertrud das achte Jahr in Klemkes Dienst stand, starb Frau Barthel. Am nächsten Abend kam Heinrich ins Gasthaus. Am übernächsten Abend wieder. Jeden Abend kam er nun. Er saß in seiner Ecke und bestellte Bier, Korn, wieder Bier, manchmal zehn an einem Abend.

Einmal kam er schon am Nachmittag. Er trank das Bier mit einem Zuge aus.

„Noch eins!" sagte er. Gertrud griff das leere Glas, zögerte, da setzte sie sich plötzlich an den Tisch.

„Was macht Hannchen? fragte sie, „ist ja in letzter Zeit mächtig gewachsen. Die Kleider werden ihr schon viel zu kurz."



Die Hütte — Paul Bürck-München

„Weiß ich nicht", sagte Heinrich etwas ärgerlich, „mußt das der Lisa sagen. Sie führt mir die Wirtschaft. Alt genug ist sie ja."

„Lisa war Sonntag hier. Zum erstenmal. Tanzen."

„Kann man nicht ändern. Alle sind einmal soweit."

„Aber ich würde doch besser achtgeben, Herr Barthel. Zuviel Freiheit darf man ihnen im Anfang nicht lassen. Der Schopper Willi mit der Lisa —"

„Was?" fuhr Heinrich auf, „der liederliche Willi?"

„Ich meine nur so. Es geht mich nichts an."

„Gibst du allen Gästen solche — solche Belehrungen?"

„Nein. Nur den Gästen, die schon am Nachmittag kommen. Da muß man es manchmal."

Er blickte sie erstaunt an. War gereizt und zugleich hilflos. Er machte eine lässige Handbewegung.

„Ich habe weniger Arbeit jetzt. Jetzt bekomme ich auch vom Rittergut keinen Auftrag mehr. Der Baron hat sich geärgert, weil ich verspätet geliefert habe."

„Sie müssen sich zusammennehmen, Herr Barthel", sagte sie leise.

Heute ging er bald.

„Schreib an!" hatte er gesagt.

Vierzehn Tage ließ er sich nicht im Gasthof sehen. Nach dem Dunkelwerden lief sie manchmal ein Stück bis zum Schulhaus hinaus, und dann ging sie langsam am Dorfteich vorbei. Dort lag gleich die Tischlerwerkstatt. Die Gardinen waren vorgezogen, man sah nichts, hörte nichts. Sie ging ruhig zurück, aber dann sah sie Lisa mit dem Burschen im Schatten einer Scheune stehen, und Heinrich kam torkelnd aus dem andern Gasthaus, das sich noch im Dorfe befand. Sie wollte sich erst an das Haus drücken und Heinrich vorbeilassen, aber Barthel erkannte sie.

„Die Trude! Die liebe Trude! Das ist ja schön, daß wir uns treffen. Wie der Mond scheint. Ein richtiger Abend für Liebesleute. Siehst du den Mond? Er hat eine ganz rote Nase. Er hat wohl getrunken."

Er torkelte hin und her.

„Trudchen! Gelt, du bist vernünftig? Du hast nichts dagegen, wenn ich dich, dich lahmes Trudchen — Wie? Was? Komm, nur einen Kuß!"

Er griff nach ihr. Sie wich zurück.

„Einen Kuß!" schrie er da.

Sie sah ihn furchtlos an, traurig und voll Abscheu. Wie er den letzten Schritt zu ihr tat, hob sie die Hand und schlug kräftig in sein Gesicht. Dann ging sie weiter. Ohne Angst.

Sie dachte, er würde sich nun lange nicht mehr blicken lassen, aber er kam schon nach drei Wochen zu ihr. Sie ließ ihn lange in der Wirtsstube sitzen, ohne nach seinen Wünschen zu fragen. Als sie später das Glas brachte, wagte er ihr nicht ins Gesicht zu sehen.

„Möchtest du nicht ein wenig bleiben? Ich muß was in Ordnung bringen. Ich weiß, du meinst es gut mit mir."

Sie setzte sich schwer auf einen Stuhl nieder. Ihr Gesicht zuckte. Sie dachte, sie würde nun weinen.

„Mit mir ist es am Ende, Trude. Ich habe Schulden. Bald gehört mir kein Hobel mehr in meiner Werkstatt."

„Heinrich!" sagte sie. Sie konnte das Wort nicht zurückhalten, es war heraus. Er legte seine Hand auf die ihre. Vier Männer betraten lärmend die Gaststube. Trude mußte sie bedienen. Sie kam eine ganze Stunde nicht mehr dazu, sich zu Heinrich zu setzen. Er saß still bei seinem leeren Glas. Dann rief er: „Zahlen!"

„Was ist denn?" flüsterte sie, „wir müssen doch noch sprechen."

„Gibt es denn da noch was zu sprechen?" antwortete er leise.

„Wart auf mich um elf am Teich", sagte sie rasch.

Er stand seit halb elf regungslos an der Pappel und sah sie kommen. Sie lahmte sehr. Es war ihm nie so aufgefallen. Sie gingen durch das Dorf. Sie wußten nicht, wohin. Kornfelder begannen.



Abend im Isartal — **Karl Schleinkofer-München**

„Da gehen wir nun wie ein Liebespaar", sagte Heinrich nach einer Weile.

Sie sah zu Boden.

„Nein, nein! Hab keine Angst, Trude. Deine Ohrfeige hat mich zur Vernunft gebracht. Vielleicht kam sie zu spät."

„Warum, Heinrich? Ich habe mir schon alles überlegt. Es ist alles ganz einfach. Du bezahlst deine Schulden und fängst ein neues Leben an."

„Ganz einfach", lachte er bitter auf.

„Ja. Sehr einfach. Ich habe mir in den Jahren, die ich hier bin, genug gespart. Ich brauche es nicht. Wozu denn?"

Heinrich blieb stehen.

„Das geht nicht. Auf keinen Fall! Ich bin doch kein Lump! Dir deine Spargroschen nehmen!"

Sie gingen weiter. Im Korn flog ein Vogel mit großen, dunklen Schwingen auf. Ein gleichmäßiges Hellgrau bedeckte den Himmel. Kein Stern. Rechts am Wege reckte sich eine alte Mühle.

„Anders geht es nicht", sagte Gertrud, „ein Lump bist du, wenn du deine Kinder verkommen läßt. Du mußt dein Geschäft wieder hochbringen. Bezahl mit dem Geld deine Schulden, mach dich frei und arbeite. Dann wirst du mir das Geld bald zurückzahlen können."

„Du machst es mir leicht", erwiderte er, von einem dankbaren Gefühl übermannt und versucht, das Mädchen in seine Arme zu nehmen. Er beherrschte sich. Sie sprachen sachlich über seine Schulden.

„Wir sind ja viel zu weit gegangen", erschrak Heinrich plötzlich, „ich habe ganz vergessen, daß du nicht — so gut laufen kannst."

„Ich merke nichts. Ich könnte noch lange so gehen. Aber wir können ja umkehren."

Es schien ihm, als hinke sie stärker. Er reichte ihr vorsichtig den Arm. Sie hing sich ein. Die alte Mühle tauchte vor ihnen auf. Das Dorf.

„Ich hänge doch daran", sagte Heinrich mit einem Blick auf das schlafende Dorf, „wie leicht ist mir ums Herz, wenn ich denke, daß die Hobelbank mein bleibt. Den ersten Schrank, den ich baue, bekommst du, Trude."

„Den schenk einmal deiner neuen Frau, Heinrich", sagte da Gertrud mit einer ganz ruhigen Stimme, „du brauchst nämlich eine Frau. Mußt dich umsehen. Die Kinder können nicht mehr lange so ohne Zucht bleiben. Du verstehst das nicht. Da muß eine Frau her."

„Und wieder hast du recht", meinte er nachdenklich, und manche Witwe und Mädchen fielen ihm ein. An Trude dachte er nicht in diesem Zusammenhang. Sie war so nah, so gut. Er spürte die Unregelmäßigkeit ihres Ganges.

„Bist du müde? Soll ich dich tragen?"

Sie wehrte lächelnd ab. Aber er nahm sie einfach in seine Arme und trug sie ins Dorf. Sie hörte sein Herz schlagen. Er keuchte. „Laß mich doch! Setz mich doch ab!" bat sie. Er lachte. Schleppte sie. Sein Atem strich heiß über ihr Gesicht. „Setz mich doch ab!" Dann gingen sie langsam nebeneinander her.

Ein halbes Jahr später heiratete Heinrich eine Witwe aus dem Nachbardorfe. Sie war tüchtig, führte ein energisches Regiment im Haus, und Heinrich fing in seiner Werkstatt bald wieder zu singen an.

Er hobelte Bretter für Trudes Schrank.

Sommerabend

VON HERMANN HESSE

An den Platanenstämmen spielt noch Licht,
Durchs hohe Astgeschlinge blickt noch Blau
Und spiegelt sich im Wein. Im Walde spricht
Mit Kindern eine unsichtbare Frau
Aus einem Dorf im Tale lärmt Musik
Sonntäglich-festlich her und mahnt an Schweiß;
Da draußen unterm schrägen Sonnenblick
Dampft sommerliche Welt noch schwer und heiß.

Hier aber atmet Waldlaub und Gestein.
Weht Unschuld klösterlich und Feierabend.
Den Bissen Brot, die kühle Schale Wein
Mit holder Zaubertraumkraft fromm begabend
Farnkraut am Wege duftet scharf und strenge.
Schon wird im Holz der Siebenschläfer wach,
Die erste Fledermaus jagt durchs Gestänge
Gekreuzter Äste ihrem Raube nach.

Und nun schmilzt Laut um Laut und Licht um Licht
Der Tag hinweg, und aus den Bäumen quillt
Wie Harz und Honig duftend, schwer und dicht
Herab die Nacht, die mütterlich uns stillt.
Es löschen mit dem Tag die Namen aus,
Mit denen wir geordnet unsre Welt:
Platane, Ahorn, Esche, Felsen, Haus
Schmelzen in Eines, hingegeben fällt
Die bunte Vielfalt an der Mutter Brust
Zurück und in der Kindheit dumpfe Lust.

Kraut duftet bang und Pilz, ein Waldkauz schreit,
Das Laubgewirr der Wipfel taumelt sacht...
Wie selig duftet doch Vergänglichkeit!
Wie sehnt sich Geist nach Blut, und Tag nach Nacht!

Der tote Vogel

Es ist plötzlich seltsam still geworden in meinem Zimmer, seit die helle Zwitscherstimme meines Vogels für immer verstummt ist.

Ich erschrak ein wenig, als ich meinen langjährigen, buntgefiederten kleinen Freund eines Morgens zusammengekauert auf dem Boden seines Käfigs entdeckte. Ein Zucken lief von Zeit zu Zeit durch das leichte Körperchen, die kleine Brust atmete stoßweise, das anmutige Köpfchen war halb unter den Flügel gesteckt, die dunkel-glitzernden Vogelaugen geschlossen. Fühlte er erschauernd den kalten Hauch, der sich auf das winzige, bebende Vogelherz legte, das Grauen, das ihm die zarte Kehle zuschnürte? Erschöpft und todesmatt glitt er hinüber in das Dunkel, das sich immer näher über ihn beugte, und in das sein helles, kleines Leben versank wie ein Blütensternchen in einen dunkeln Weiher...

Als ich ihn bekam, lachte ein blauer Maientag über der Welt. Vor den Fenstern jubilierten die Finken und Amseln in den leuchtenden Frühlingstag hinein, die Sonne sah tief in die Zimmer, und das Leben war hell und voll Süßigkeit.

Was hilft mir dieses Bild, das aus den Tiefen der Erinnerung emporsteigt? Es liegt ein Raum von tausend Jahren zwischen jenem fernen Mai und dem heutigen.

Durch einen leise fallenden Mairegen grüßen mich heute Baumblüte und erstes Frühlingsgrün; ein sanfter Wind hat sich aufgemacht und wirbelt Blütenblätter durch die Gartenstille, und das Leben hat mir mehr genommen als gegeben.

Ein zartes Vögelchen starb den Tod alles Lebendigen...

Wir begruben ihn im Garten unter der alten Kastanie, wo vor kurzem die Veilchen noch so verschwenderisch blühten.

Und wenn der Tod nicht Vernichtung, sondern Formwechsel, nicht letztes Ende, sondern Leben in einer anderen Gestalt ist — — dann werden alle die süßen Flötentöne, die jubilierenden Triller, die rollenden Läufer, alle die hellen Melodien seiner klingenden Vogelsprache wiedererstehen und in den dunkeln Veilchen des kommenden Jahres weiterleben...

Und dann ist ja alles nicht so schlimm... *Jacob Haringer*

B. Godron



Der Maler K. Schleinkofer



Rüpelbankett — Ludwig v. Horvath

DER FREUND AUS LILLE

VON F. E. R. DINAND

Der seinerzeit berühmte französische Arzt Doktor Charcot ging eines schönen Tages im Sommer des Jahres 1853 im Tuileriengarten gemächlich spazieren, als ein feingekleideter Herr ganz nahe an ihn herantrat und ihm mit allen Zeichen freudigster Überraschung kräftig die Hand schüttelte.

„Kennen Sie mich denn nicht mehr?" — frug er den ihn befremdend anstarrenden Doktor.

„Nein!" — versetzte dieser lakonisch.

„Ich bin ein Kaufmann aus Lille und habe die Ehre gehabt, Sie dort vor sieben Jahren kennenzulernen", bemerkte der bildhübsche Elegant.

„Das ist schon möglich, denn ich hielt mich damals tatsächlich in Lille auf, aber an Ihre Bekanntschaft kann ich mich wirklich nicht mehr erinnern", gab der Arzt mit kühler Reserviertheit zur Antwort. —

„Darf ich Ihnen eine Prise allerfeinsten Schnupftabakes anbieten?" fuhr der unerkannte Bekannte unbeirrt fort, eine Dose aus der Tasche ziehend.

„Nein, danke, — ich schnupfe nicht", war die in abweisendem Tone gegebene Erwiderung.

„Ich glaube aber, Sie haben doch früher gern geschnupft!" —

„Das mag sein, aber jedenfalls habe ich diese unappetitliche Angewohnheit schon seit längerer Zeit aufgegeben." — —

„Es ist aber doch schon äußerst seltsam, daß Sie mich scheinbar schon so vollständig nach sieben Jahren vergessen konnten", stellte nochmals mit zäher Hartnäckigkeit der Kaufmann aus Lille bedauernd fest.

Charcot wendete sich nun ungehalten von dem aufdringlichen Kavalier ab und setzte seinen Spaziergang fort. —

Nach einigen Minuten indes war der Stutzer schon wieder an seiner Seite und bot ihm zum zweitenmal nonchalant eine Prise an.

„Das ist aber schon sehr stark von Ihnen, mich andauernd so zu belästigen. — Ich sagte Ihnen doch erst vorhin, daß ich nicht mehr schnupfe."

„O, entschuldigen Sie vielmals, das hatte ich schon wieder vergessen."

Der Gelehrte (Professor der medizinischen Fakultät an der Sorbonne), welcher eben einige bekannte Damen der Gesellschaft auftauchen sah, benutzte den willkommenen Zufall, den lästigen Fremden abzuschütteln.

„Ich war nicht so einfältig", bemerkte er nachher mit sicherer Genugtuung, „eine Prise von einem Manne anzunehmen, der trotz seines bildhübschen bestechenden Äußeren ein Hochstapler und Schwindler sein kann. Aber ich ging dem abgeseimten Individuum nicht auf den Leim. Ich entschuldigte mich einfach damit, daß ich nicht mehr schnupfe. — Das war freilich eine kleine Notlüge, denn ich habe mir erst gestern eine zierliche Dose gekauft, die mich bare tausend Francs gekostet hat!"

„Ah, bitte, lassen Sie uns doch dieses teuere Stück sehen!" baten die neugierig gemachten Damen.

Charcot steckte die Hand in die Tasche und suchte vergebens — — die goldene kostbare Schnupftabaksdose war und blieb verschwunden. Statt dessen fand er einen Zettel mit der höhnischen Bemerkung vor: „Sehr geehrter Herr! — — Da Sie doch das Schnupfen aufgegeben haben, brauchen Sie auch keine Dose mehr. — — Mit ergebenster Hochachtung Ihr Freund aus Lille."

WILHELM WELDIN:

EIN PANZERKREUZER ZU VERKAUFEN

Durch den Hafen von Puerto Barina rollte der dumpfe Donner eines Kanonenschusses. Don Pedro Miguel de Mendoza, Im- und Export, holte mit der Routine der Gewohnheit die vom häufigen Gebrauch stark abgenützte Tafel mit der Aufschrift „Wegen Revolution geschlossen" aus einer Lade, hängte sie vor die Tür seiner Kontors, schob von innen den Riegel vor und wandte sich wieder seelenruhig seinem Tagewerk zu, das darin bestand, große Mengen von Whisky in ein immer leeres Glas zu füllen. Er hatte das dritte Glas seit Ausbruch der Revolution in Puerto Barina noch nicht zur Gänze geleert, als Kolbenstöße an die Tür krachten. Im nächsten Augenblick gab der Riegel nach, die Tür flog auf und fünf Marinesoldaten, geführt von einem Offizier in goldstrotzender Uniform, betraten das Kontor.

„Habe ich die Ehre, mit Don Pedro Miguel de Mendoza persönlich zu sprechen?" fragte der Offizier salutierend.

„Gewiß, Herr Admiral. Darf ich in Ihnen den Führer der glorreichen Revolution begrüßen?"

Der Offizier nahm unaufgefordert Platz und machte eine abwehrende Bewegung.

„Der General ist derzeit ... unbekannten Aufenthaltes. Während seiner Abwesenheit können Sie mich als Führer der glorreichen Revolution betrachten."

„Sehr erfreut, Herr Admiral ... Womit kann ich Ihnen dienen?"

Der Admiral fixierte einen Augenblick fasziniert die Ränder seiner glänzend polierten Fingernägel, dann sagte er nebenhin:

„Die glorreiche Flotte der Revolution hat aus strategischen Gründen beschlossen, sich ihres Panzerkreuzers ‚Schrecken der Meere' im Verkaufswege zu entledigen. Sie kaufen doch Panzerkreuzer, Don Pedro?"

„Ich!" fuhr Don Pedro Miguel de Mendoza erbleichend auf. „Ich — Panzerkreuzer kaufen! Wo denken Sie hin, Herr Admiral? Ich bin ein schlichter Kaufmann, ein armer Bürger — —"

„Sie kaufen Panzerkreuzer!" erklärte der Admiral beharrlich.

„Unmöglich, Herr Admiral! Wenn Sie mir Bananen angeboten hätten, oder Zigarren ... mit Vergnügen. Aber so ..."

„Don Pedro", sagte der Admiral träumerisch, „kennen Sie den duftigen Orangenhain hinter Puerto Barina, wo sich an der kalkweißen Mauer die goldenen Strahlen der Sonne Zentralamerikas brechen? Viele Verräter blickten von dieser Mauer zum letzten Male über die bezaubernde Bucht von Puerto Barina. Also kaufen Sie Panzerkreuzer?"



Fünf Minuten später war Don Pedro Miguel de Mendoza ordnungsgemäßer Besitzer des Panzerkreuzers „Schrecken der Meere". Sechs Minuten später verschwand der Admiral mit Dreiviertel von Don Pedros Vermögen in der Tasche, hunderttausend guten amerikanischen Dollars. Er verschwand so gründlich, daß er nirgends mehr zu finden war, als nach einer halben Stunde eine Abteilung der Gegenrevolutionäre Puerto Barina besetzten.

Drei Tage saß Don Pedro Miguel de Mendoza am Deck seines Panzerkreuzers und stierte mit glasigen Augen in die See. Am Ende des dritten Tages betrat er das Kontor seines Konkurrenten, Senor Dionysos Episkopulos. Dionysos Episkopulos, Im- und Export, sah erstaunt auf.

„Ah — Don Pedro! Was führt Sie zu mir?"

Don Pedro Miguel de Mendoza sank auf den angebotenen Stuhl und blickte mit irren Augen um sich.

„Ich hätte einen Panzerkreuzer zu verkaufen", sagte er, „einen niedlichen, hübschen Panzerkreuzer. Wollen Sie nicht einen niedlichen, hübschen Panzerkreuzer kaufen?"

„Sie sind ja besoffen, Don!" lachte Senor Dionysos Episkopulos. „Welcher vernünftige Mensch kauft einen Panzerkreuzer?"

„Aber es ist ein so niedlicher, hübscher Panzerkreuzer, Dionysos, prima Ware ..."

Senor Dionysos Episkopulos sah seinen Konkurrenten scharf an, und seine Augen wurden ganz klein und grün.

„Verkaufen Sie den Panzerkreuzer doch als Alteisen!"

„Wem ...?" sagte Don Pedro, plötzlich ernüchtert. „Wer kauft in dieser gottverlassenen Gegend ein paar tausend Tonnen Alteisen?"

„Sehen Sie, das ist es eben, Don. Sie müßten mit dem Kasten nach einem der großen Häfen der Vereinigten Staaten fahren, dort könnten Sie ihn vielleicht — ich sage vielleicht, denn gewiß ist nichts auf dieser Erde, Don Pedro — dort können Sie ihn also vielleicht — als Alteisen anbringen. Fertig nimmt Ihnen keine Marine der Welt so ein veraltetes Kriegsschiff ab. Ob aber der Alteisenpreis die Reisekosten überhaupt aufwiegt, bezweifle ich, besonders da die Mannschaft das Schiff verlassen hat und keine Kohlen mehr da sind."

„Whisky!" stöhnte Don Pedro.

Dionysos Episkopulos sah ihn kalkulierend an.

„Don!"

„Ja?"

„Ich werde Ihnen was sagen — weil Sie mir leid tun: ich kaufe Ihnen den Kasten für hundert Dollars ab. Gemacht?"

Acht Tage später verließ der Panzerkreuzer „Schrecken der Meere" mit Dionysos Episkopulos und zwanzig Mann Besatzung an Bord den Hafen von Puerto Barina, Fahrziel unbekannt.

Drei Wochen später betrat Senor Dionysos Episkopulos das Kontor Don Pedro Miguel de Mendozas.

„Hallo — Don!"

„Dionysos ... Woher?"

„Eben mit dem Flugzeug aus Nicaragua. Don — ich habe ein glänzendes Geschäft für Sie, an dem Sie sich sanieren können. Leider fehlt mir das nötige Kapital. Aber wenn Sie mich mit zwanzig Prozent beteiligen ..."

„Mit fünfzehn."

„Auch gut! Hören Sie zu, Don: heute abend, in etwa vier Stunden, kommt der 10 000-Tonnen-Ozeandampfer „Butterfly" der Nicaragua-Japan-Linie in Puerto Barina an. Die Gesellschaft befindet sich in ärgsten Schwierigkeiten und kann den Dampfer nicht weiterführen. Sie ist bereit, ihn für 50 000 Dollar an den Mann zu bringen, wenn sofort bar bezahlt wird. De facto hat man mich mit dem Verkauf betraut. Hier die Papiere ..."

Don Pedro Miguel de Mendoza nahm die Papiere und verschwand wortlos. Nach einer halben Stunde erschien er wieder

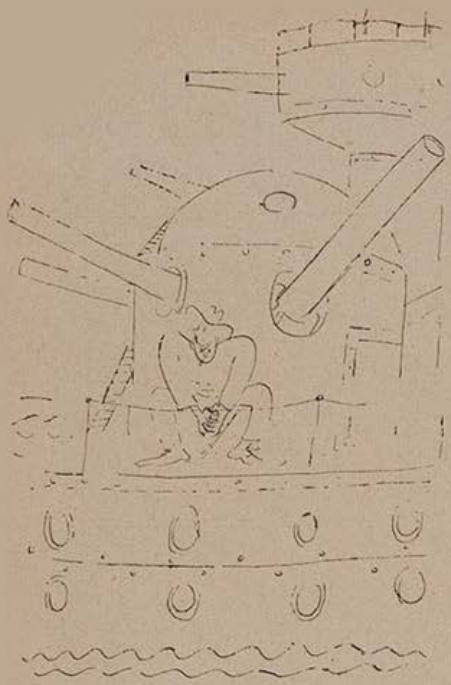
„Ich habe den Ausgangshafen angerufen. Das Schiff existiert wirklich. Die Gesellschaft hat mir bestätigt, daß Sie ihr Vertrauensmann sind."

„Sie haben das bezweifelt?" fand Dionysos Episkopulos entrüstet.

„Hier die 50 000 Dollar. Unterschreiben Sie."

„Danke. Übernehmen Sie, bitte, die Schiffspapiere. Sie können den Dampfer um neun Uhr abends auf der Reede in Besitz nehmen. Unter uns gesagt: so ein Ozeandampfer ist seine gute Million wert. Welch ein Zwischengewinn! Wenn ich das Kapital gehabt hätte ..."

Die „Butterfly" lief programmäßig nach Anbruch der Dunkelheit im Hafen von Puerto Barina ein. Don Pedro Miguel de Mendoza fuhr dem Schiff mit einem Motorboot entgegen. Der Bau kam ihm merkwürdig bekannt



vor. Von einem schrecklichen Verdacht ergriffen, raste er das Fallreep empor. Die Geschützürme waren zwar abmontiert, am Panzerdeck bekam man in einer Bar Whisky und eisgekühlte Limonade, am Bug stand wirklich „Butterfly", aber das alles half nichts: es war der „Schrecken der Meere", der zum zweitenmal in Don Pedro de Mendozas Besitz übergegangen war.

Im Nachtflugzeug, das eben mit donnernden Motoren die Bucht von Puerto Barina verließ, stellte Senor Dionysos Episkopulos eine kleine Abrechnung zusammen:

„Gründung der Nicaragua-Japan-Linie (ein Sessel, ein Telephon) 300 Dollar, Umbau des Schrecken der Meere' und Neueintragung ins Schiffsregister als Passagierdampfer 1000 Dollar, Fahrtspesen 1000 Dollar, Summe der Spesen daher: 2300 Dollar. Ab von den 50 000 Dollars macht Reingewinn: 47 700 Dollar." Es ist immer noch Geld unter den Leuten.

UMGANG MIT DER EIGENEN FRAU

Es gibt Ehen, in denen die Ehefrau vom Ehemann wie eine Dame behandelt wird. Das ist kein Scherz. Ich habe selbst so eine Ehe einmal in meinem Leben gesehen.

Im allgemeinen aber benehme sich der Ehemann im Zusammenleben mit seiner Frau, als ob er allein wäre. In seiner Kleidung, in seiner Haltung, in seinen Gewohnheiten nehme er nicht die geringste Rücksicht auf den zweiten Menschen, solange der zweite Mensch seine eigene Frau ist. Bei Tisch beginne er getrost zu speisen, sowie nur etwas auf dem Teller liegt. Während des Kauens vertiefe er sich in eine großformatige Zeitung (die Ehefrau kann ja ihren Teller ruhig wegrücken oder mangels Platz auf den Schoß nehmen). Er lehne Tischgespräche prinzipiell aus Erziehungsgründen ab, denn mit vollem Munde spricht man nicht.

Das beste Stück der Tafel gehört dem Mann. Frauen benagen schrecklich gern die zurückgelassenen Knochen. Sollten dem Mann auf seinem Teller plötzlich die Kartoffeln oder ein Gemüse fehlen, so mache er sich durch lautes Anschlagen mit dem Messer bemerkbar, falls die Frau ihm nicht sofort weitere Dinge auflegt. Dies ist vor allem beim Kaffeetrinken zu beachten, wo man als Ehemann sofort mit der leeren Tasse auf der Untertasse zu klirren beginnt. Man erspart sich durch diese manuellen Geräusche, unnötige Grobheiten sagen zu müssen.

Die Wohnung gehört dem Ehemann. Sie wird nach seinem Geschmack, für seinen Gebrauch eingerichtet. Aufenthaltsecken und Arbeitsstellen für die eigene Frau dulde man keineswegs, sie hat ja ohnedies die ganze Küche für sich.

Verlange von deiner Frau, daß sie deinen Verwandten die nötige Ehrfurcht und möglichst eine herzliche Liebe entgegenbringt. Die Verwandten deiner Frau aber sind für dich alle nur Verbrecher.

Meinungsverschiedenheiten gibt es nicht. Entweder du hast Recht oder deine Frau hat Unrecht. Eine dritte Möglichkeit besteht nicht. Außer wenn du gerade heiser sein solltest.

Hat deine Frau einen seelischen Kummer, so setze dich ans Klavier und singe ihr alte Lachkuplets vor. Wird sie dann nicht sofort lustig und heiter, so werde grob.

Bemiß das Wirtschaftsgeld so knapp wie möglich. Laß dir über jeden Pfennig Rechenschaft ablegen und erkundige dich gelegentlich beim Kaufmann, ob die von deiner Frau eingetragenen Preise auch stimmen. Monatlich zweimal wiederkehrenden Posten von Salz, Essig oder Öl begegne mit dem größten Mißtrauen.



Vignette R. Mathi

Irgendwoher muß doch das Geld kommen, das deine Frau zum Friseur trägt.

Braucht deine Frau Geld für einen neuen Hut oder ein Paar Schuhe, so lasse dir alle vorhandenen Hüte und Schuhe wohlgeordnet aufbauen. Erst wenn du dich überzeugt hast, daß mit Ausbessern und Umarbeiten nichts mehr getan ist, wirf ihr mürrisch zehn Mark auf den Tisch und brumme: „Wenn ich eine junge Freundin hätte, wäre das für mich billiger und amüsanter."

Zu Weihnachten und zum Geburtstag der Ehefrau schenke man nur nützliche Sachen, die man sich für den gemeinsamen Haushalt schon lange gewünscht hat. Den Aufbau einiger Kerzen oder gar einer Geburtstagstorte vermeide mit der Begründung: „Für solche Sachen bist du doch heute schon zu alt."

Sind Kinder im Haus, so belehre vor ihnen deine Frau, daß sie sich deinen Wünschen genau so zu fügen hat, wie die Kinder.

Trinkt deine Frau gern Bier, so habe stets Wein im Hause. Trinkt sie aber lieber nur Wein, so sorge dafür, daß jeden Abend Bier auf dem Tisch steht.

Die Freundinnen der Ehefrau behandle man wie eigene.

Gehst du mit deiner Frau aus, so sieh dich immer und ganz ungeniert nach anderen Frauen um. Dann merken wenigstens alle gleich, daß die Frau neben dir nur deine eigene Frau ist.

Auf der Straßenbahn biete als wohlerzogener Mann jeder fremden Frau deinen Sitzplatz an, auch wenn die eigene Frau noch steht, weil sie vorhin keinen zweiten freien Platz gefunden hat.

Blumen kaufe man der eigenen Frau grundsätzlich nicht. Angebote wandernder Blumenmädchen lehne man strikt und kurz mit den Worten ab: „Danke, wir sind verheiratet."

Sitzest du mit deiner Frau im Restaurant und der Kellner bringt die Speisekarte, so wähle erst ergiebig nach deinem Geschmack und wenn du dann deine Bestellung aufgegeben hast, schiebe die Karte zu deiner Frau. Achte aber genau darauf, daß sie sich nichts wählt, was zehn Pfennige teurer ist als deine Bestellung.

Briefgeheimnisse gibt es in der Ehe nicht. Du mußt alle an sie adressierten Briefe öffnen und dich von ihrem Inhalt überzeugen. Dann bleibt es sich gleich, deiner Frau die Briefe zu übergeben oder sie in deiner Geschäftspost mit außer Haus zu tragen.

Zerbricht deine Frau versehentlich ein Glas, so müssen die Wände zittern. Natürlich muß sie es ersetzen. Schön muß es daheim bei ihren Eltern ausgesehen haben, wenn sie nur solche Scherben hatten. Macht sich deine Frau einen Fleck auf ihr Kleid, so sage ihr die nackte Wahrheit, daß sie eben nicht gewöhnt ist, ein gutes Kleid zu tragen und daß sie sich lieber einen Scheuerfetzen umbinden sollte.

Die Ehe ist ein Beruf der Frau. Halte ihr daher immer vor Augen, daß sie von dir ernährt wird und daß sie sich schön umgucken würde, wenn sie dich nicht hätte. Wenn du ihr das jahrelang jeden Morgen und Abend sagst, wird sie es schließlich selbst glauben und du hast dann endlich deine vollkommene Ehe. Wie du sie als richtiger Mann ohne sentimentale Schwächen verdienst.

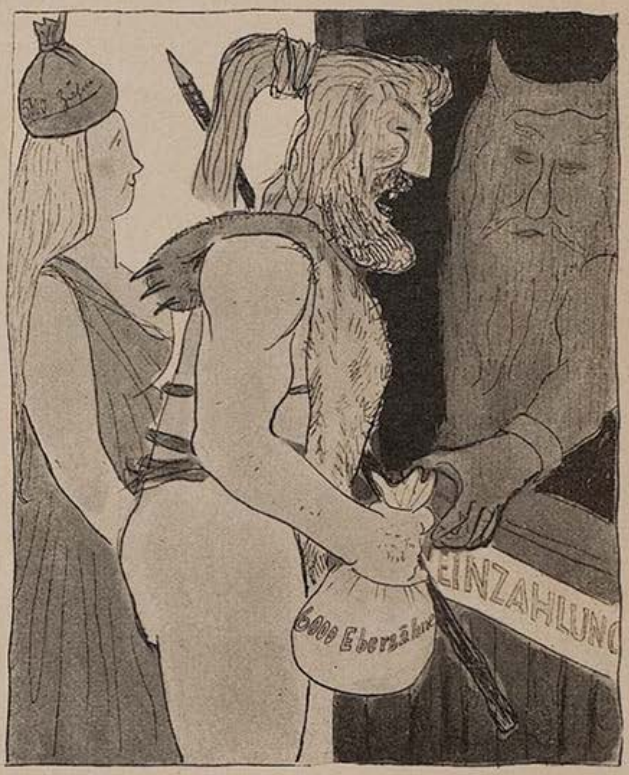
Kulturgeschichtliche Bilderbogen

Anton Leidl

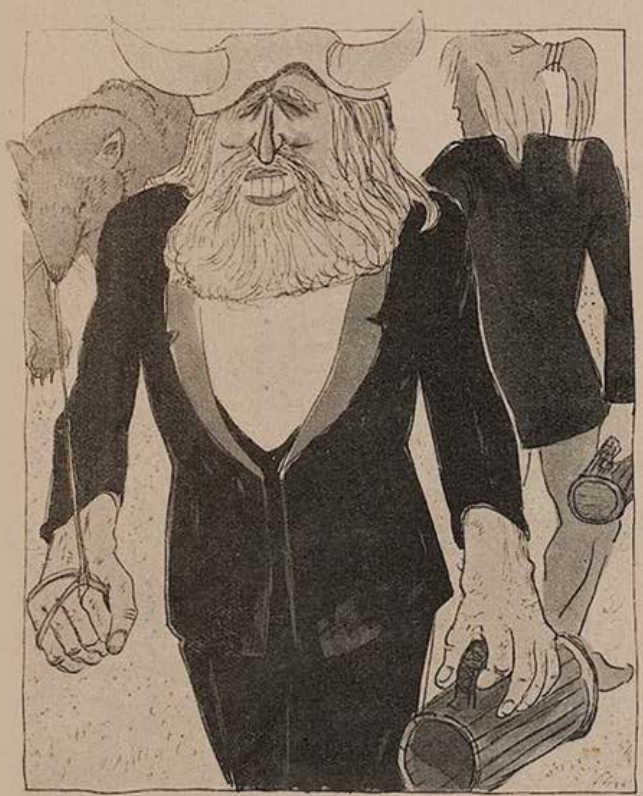
I.



Die neuere Forschung hat einwandfrei ergeben, daß die alten Germanen bereits in Steiners Paradiesbetten schliefen, . . .



. . . daß sie keineswegs auf der Bärenhaut lagen und Haus und Hof verkümmelten, sondern ihre Ersparnisse auf die Landwirtschaftsbank trugen. . . .



. . . daß sie bei festlichen Gelegenheiten den Smoking zu tragen und zu schätzen wußten, . . .!



. . . und daß etwelche gegenteilige Behauptungen des Reiseberichterstatters Tacitus auf das Konto seiner jedenfalls jüdischen Sekretärin gebucht werden müssen.

Der Dachauer hinkende Bote

Herausgegeben von Martinus Pfeffer aus dem Bayerland

Der hinkend Bot bin ich genannt, durchstelz das ganze teutsche Land mit meinem prügelhölzern Bein, jahrein-jahraus, jahraus-jahrein.



Die Wissgier ist mein Reiseziel, ich bring der Newen Zeitung viel, damit die Welt, der Plagen satt-statt weinens auch zu lachen hat.

Verlegt bey Georg Hirth sel. Erben zu München in der Herrngass

Jahrgang 2 Nr. 3

Aus der niederbayerischen Passion

Nachfolgendes Szenarium hab ich in einem alten Manuskripte zu Ober-Griesbach im Niederbayerischen gefunden, allwo es sich im Notenschrank auf dem Orgelchor unter Staub und Papierbröseln lange mochte versteckt haben. Der Pfarrherr des Ortes hatte nichts dawider, daß ich mir von dem Skriptum eine Abschrift fertigte, welche ich nunmehro in den „Hinkenden Boten" rücke, maßen jetzt das Passionsspielen wieder an allen möglichen Örtern im Schwange ist. M. Pf.



Das Theater stellet dar den Platz vor des Landpflegers Haus. Longinus tritt herfür und sagt:

Heunt haben wir erschröcklich viel
zu tun — das ist kein leichtes Spiel;
drei hoche Kreuz' sind aufgericht,
daß man schon aus der Fern sie sicht.
Viel Volks ist unterwegs im Lauf
alles rennt zu dem Berg hinauf,
weil, wenn es was zu schauen gibt —
der Mensch fast kein Erbarmen übt,
will hin und her nur spekulieren
des andern Unglück zu fixieren.
Da schaugt ein solcher Neugier-Tropf
gemächlich hin, wann man den Kopf
von seinem Buben oder Weib
mit dem Türckensäbel schneidt vom Leib —
macht ein Gesperr und druckt die Augen
sich aus dem Kopf, bloß um zu schaugen,
tritt auch dem Nachbarn auf die Zehn
und möcht grad allweil noch was sehn,
es ist ein rechte Sünd und Schand
daß man in einem solchen Land
Aufhebens macht vom harten Sterben,
wovon ein andrer muß verderben.
So etwas ziemt sich für einen Wicht,
aber für einen Christenmenschen nicht.

Nun kommt der Landpfleger Pilatus herfür und sagt:

Froh bin ich, wann das Geschäfft zu Endt,
ich wasch in Unschuld meine Händ.
Hab wahrlich keinen rechten Lohn
und nur die Plackerei davon.
Muß Brieff ausschreiben und Siegel drucken
auf das Papier und darf nit mucken —
und soll mir noch auf allen Gassen
von denen Judenbärten was einbrocken lassen.
Bis zum Kaiser laufen sie hin beherzt
und haben mich gar schon angeschwärzt;
machen allzeit ein kläglich' Geschrei,
sagen: kreuzige den und gieb Barnabam frei,
sind mit ei'm Wort rechte Laffen und Scheißer
und schmeicheln sich in die Gunst vom Kaiser.
He, Longinus, was stehst du so stocksteif da ...
schau daß du endlich hinaufkommst zum Golgatha.
Haben zum Maulaffen halten jetzt keine Weil,
geh hin und verricht dein Geschäfft in Eil.

Longinus spricht darauf:

Oh, edler Herr, ich steh wahrlich nicht rum,
aber mir ist im Kopff gantz saudumm —
bin sonsten von rauhen und starken Gebärden,
nur heunte will ich nit lustig werden.
Ich glaube allweil, daß der Herre Jesu Christ
würklich der Sohn unseres Hergotts ist,
einen solchen soll man, will ich denken
nicht auf das Kruzifix hinauf henken
und gar annageln mit scharpfen Eisen,
die ihm die gantze Haut zerreißen.
Traun, hätt ich was in der Sach zu sagen —



wollt ich die Juden viel lieber schlagen
ans Kreuz, damit sie merken zur Stund,
daß man nit umsonst falsch Urteil sprechen kunnt.
Hat doch der Mensch, so jetzt sterben soll
ein Antlitz, so gantz der Gnaden voll —
und zween Augen, so voller Lieb und Licht,
daß einem schier das Hertz abbricht.

Pilatus sagt:

Je nun, was kann ich davor tun —
wann sie nicht rasten und nicht ruhn,
lauffen zum Kaiser gantz ohne Gewissen —
und sagen ich hätte sie, traun, beschissen ...
hätt Wegzöll und fiskalisches Geld statt in Kassen
in meiner Taschen verschwinden lassen,
und was dergleichen Possen mehr,
da dank ich schön von ohngefähr.
Haben allzeit was zu knurren und pentzen
und um den Kaiser herumscharwenzen.
Mach also schnell, daß wir finden ein Endt,
ich wasch derweil in Unschuld meine Händ.

Er geht wieder in das Haus hinain.

Longinus sagt:

Ja, freilich, so einer Dreck hat am Stecken
muß er gleich vor jedem Hundsfott erschrecken,
muß allweil nach der Pfeiffen tantzen
und gar selber noch greiffen zur schweren Lanzen,
muß den Henker machen von denen Böttern,
da soll ins nicht fuchtig werden und wettern.
Aber jetzt ist es reitens Zeit,
maßen der Weg recht beschwerlich und weit ...
Haber ich muß folgen als rechter Soldat,
weil sonst niemand keinen Respekt nicht hat.
Ich geh und tu, wie mein Befelch vorschreibt,
hats allweil ein jeder, wie ers treibt.
Haber es muß noch dereinst kommen die Zeit,
wo man Zeter und Mordio schreit
über die, so falsches Urtel gesprochen
und dem Kaiser in Arsch hinaingekrochen.
Potz Velten, mit einem solchenen Hauffen
mag ich mich nit um die Ehre rauffen.
Ich tu, was sein muß — so ists befohlen,
die anderen kann, traun, der Teuffel holen.

ad spectatores:

Und lest ihr lieben Leut im Testament,
von einem, den man Longinus nennt,
der des Hergotts Sohn mit scharpfem Stich
in die Brust gestoßen — dann betet für mich.
Ich hab gethan, was das hohe Gericht
mir angeschafft — das ist Soldatenpflicht.
Will euch aber aufs beste dabei versprechen,
daß ich ihm nit mag in das Herz hineinstechen.
Vielleicht kommt er gar mit dem Leben davon —
dann wird er bestraffen die andren schon.
Jetzt geh ich — es fällt mir marterschwer,
haber das geht nicht anders beym Militair.

Er geht ab.
Das Theater wird umgeräumt.

An alle Trunkenbolde

Erschrecket doch und werdet bleich:
kein Trunkenbold soll in das Reich
der Auserwählten kommen.
Es soll ein solcher wüste Bock
nicht nagen an dem Rebenstock
der Nüchternen und Frommen.



Man wird ihn weisen in den Stall
da volle Zapfen überall
beym Satan müssen zechen /
und sauffen was er eingeschenkt /
den Trunk, der Leib und Seele kränkt
aus Pech und Schwefelbächen.

1687.

Anekdoten

Der Appetit!

Während des Krieges gegen die Feinde des päpstlichen Stuhles, der zu Ankona geführt wurde und den der Kardinal von Spanien heraufbeschworen hatte, besuchte der letztere die Armee gerade in dem entscheidenden Augenblick, in dem es sich um Sieg oder Niederlage handelte. Er ermahnte die Soldaten und spornte sie an, mutig in den Kampf zu ziehen. Wer in der Schlacht falle, führte er aus, würde mit Gott und seinen Engeln tafeln. Alle Sünden würden ihm vergeben werden, und zwar um so schneller, je entschlossener er in den Kampf zöge. — Nach dieser salbungsvollen Rede trat er wieder zurück. Da rief einer der Soldaten: „Warum willst du denn nicht mit uns tafeln ...?“ — „Meine Essenszeit ist noch nicht da“, pariette schlagfertig der Kardinal diesen Angriff, „ich habe noch keinen Appetit!“

Das kleine Haus

Als Königin Elisabeth von England ihren Großsiegelbewahrer Nicolaus Bacon, den Vater des berühmten Schriftstellers Francis Bacon, auf seinem Landgut Hertfortshire besuchte, war sie von der Bescheidenheit seiner Wohnung überrascht. „Warum ließen Sie Ihr Haus so klein bauen?“ fragte sie ihn. — „Ich ließ mein Haus nicht zu klein bauen“, antwortete er. „Aber Euer Majestät machten mich zu groß für mein Haus.“

Aufstand!

Der Hofnarr stürmte bei Tagesanbruch in das Schlafgemach des Königs und schrie: „Um's Himmelswillen, Ew. Majestät, soeben beginnt ein ungeheurer Aufstand! Wenigstens 40 000 Menschen haben sich erhoben!“ Der König erschrack sehr, denn er wußte, daß das Volk längst wegen der zu hohen Steuern murrte. Er stürzte ans Fenster und rief den Vorübergehenden zu: „Die Hälfte der Steuern sei euch erlassen!“ — „Oh!“ sagte der Hofnarr. „Das war nicht nötig, Ew. Majestät. Der Aufstand würde sich heute Nacht, wenn die Leute müde werden, von selbst wieder gelegt haben.

Der Menschenfreund ...

Timon, der Athener, lebte zur Zeit des peloponnesischen Krieges (wie aus den Schauspielen des Aristophanes und anderer zu ersehen ist, in denen er häufig als ärgster Menschenfeind geschmäht wird) in tiefer Abgeschlossenheit. Er mied und scheute den Umgang mit allen Menschen. Nur Alkibiades — ein junger lebensübermütiger Mensch — war der einzige, dem er unverhohlen seine Sympathien angedeihen ließ. Da Apematus (ein Freund des Timon) sich darüber wunderte und den Timon nach der Ursache seiner Zuneigung für Alkibiades fragte, bekam er die seltsame Antwort: „Ich liebe diesen Jüngling, weil ich weiß, daß er noch einmal großes Unglück über die Athener bringen wird ...“

HANS REIMANN:

LIEBERNICKELS

Sie waren zum Stiftungsfest eines rheinischen Vereins gewesen und hatten sich ganz nett unterhalten. Mit Möllers und anderen Bekannten hatten sie ein Schwätzchen gemacht, der tanzenden Jugend zugeschaut und an der Tombola ihr Glück versucht. Frau Liebernickel hatte einen Serviettenring gewonnen, eine Schachtel Zigaretten und eine Beethoven-Biographie. Herr Liebernickel hatte einen metallenen Taschenspiegel gewonnen und ein Kosmos-Bändchen. Gegen Mitternacht waren sie von Möllers zu einem Mokka eingeladen worden und hatten bis gegen zwei Uhr herumgesessen, sinnlos auf ein Wunder, auf ein besonderes Ereignis wartend. Sie warteten vergeblich.

Dann gingen sie.

Und nun waren sie daheim.

Liebernickels führten keine glückliche und keine unglückliche Ehe. Sie lebten nebeneinander hin, ohne Parallelen zu sein. Sie lebten nebeneinander hin, weil sie versäumt hatten, sich rechtzeitig zu trennen. Und weil es aus hundert kleinen Gründen des Anstands und der Rücksicht empfehlenswert war, ein Ehepaar zu bleiben. Ihr Dasein plätscherte soso lala. Liebernickel begab sich allmorgens ins Büro, Hilde wischte Staub und kochte und nähte, wie das eben so ist. Als Backfisch hatte sie mal für einen Tenor geschwärmt, während der Brautzeit war sie mit ihrem Eugen mehrmals in der Oper gewesen. Bücher lasen sie nicht. Zu Kunst und schöngeistigen Dingen unterhielten sie keinerlei Beziehungen. Eugen hatte alle vierzehn Tage seinen Kegelabend; Hilde und Frau Möller trafen sich hin und wieder, um Schaufenster anzuschauen und billig Reste zu kaufen. Das Stiftungsfest bedeutete ein gewisses Erlebnis. Man hatte sich gezeigt, man war dabei gewesen, man hatte mitgestrudelt.

Und nun waren Liebernickels wieder daheim und fühlten sich geborgen und krochen ins Bett.

„Bist du endlich fertig?" fragt Eugen.

Hilde beschmiert ihr Gesicht mit irgendeiner fetthaltigen Sache und knipst dann das Licht aus. Sie ist rechtschaffen müde.

Aber Eugen kann nicht einschlafen. Der Mokka. Sein Kopfkissen ist heiß. Das Herz hämmert, er wirft sich auf die andere Seite und quält sich, einzuschlummern.

Nach einer Weile ertappt er sich dabei, daß er die Augen offen hält.

„Hilde — schläfst du schon?"

Hilde ist drauf und dran, sie brummelt etwas vor sich hin.

Eugen strampelt und werkelt. Und egoistisch ist er obendrein. Wie alle Männer. Es paßt ihm nicht, daß die Frau schläft, während er so sackstiedewach liegt.

Gutmütig rafft sich Hilde auf, Eugens Fragen zu beantworten, auf seine Unterhaltungsversuche einzugehen. Dann redet sie auf ihn ein, den Versuch zu unternehmen und mit Aufgebot aller Energie zu schlafen. Man könne, falls man wolle.

Eugen strengt sich an, einzuschlafen. Vor lauter Anstrengung wird er immer mobiler, sein Motor läuft, er ist kregel und frisch wie ein Füllen.

Hilde klammert sich an die letzten dünnen Fäden ihrer Mattigkeit und muschelt:

„Versuchs doch mal mit Zählen!"

„Mit was?"

„Möller meint, man muß zählen, wenn man nicht einschlafen kann."

Eugen zählt. Eugen zählt voller Wut auf Möller.

Bei 813 ist Hilde süß eingeschlummert.

Eugen jedoch ist dem Wahnsinn nahe.

Er weckt die Gattin.

Männer hätten längst zum Hackebeil gegriffen — — Frauen gleichen holden Engeln. Hilde rafft ihre bereits entschwundenen Geisteskräfte zusammen und flötet: „Weil du verkehrt zählst. Du mußt nicht aufwärts zählen."

„Sondern?"

„Von hinten nach vorn. Von tausend bis eins."

„Warum?"

„Möller sagt, aufwärts zählt man automatisch. Aber verkehrt herum, das wirkt einschläfernd. Möllers fangen immer bei 4711 an."

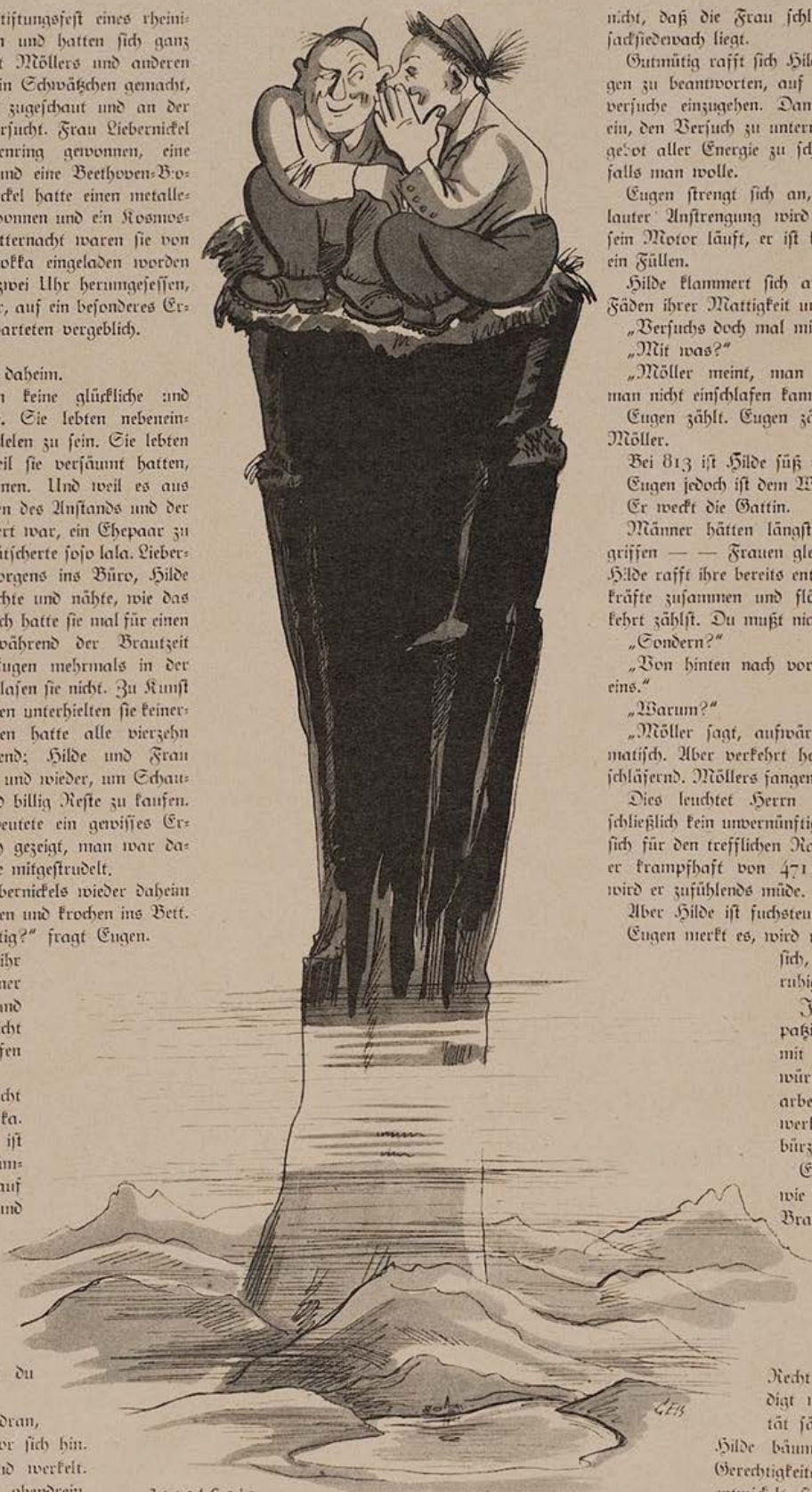
Dies leuchtet Herrn Liebernickel ein, der schließlich kein unvernünftiger Mensch ist. Ohne sich für den trefflichen Rat zu bedanken, zählt er krampfhaft von 4711 rückwärts. Dabei wird er zusehends müde.

Aber Hilde ist fuchsteufelsmunter.

Eugen merkt es, wird nervös und erkundigt sich, warum sie so unruhig liegt.

Jetzt wird die Gattin patzig, jetzt wird Eugen mit einer Flut von Vorwürfen überschüttet, jetzt arbeitet Hildes Mundwerk wie ein Entenbürzel.

Eugen steht zunächst wie unter einer kalten Brause, dann dreht er seinerseits den rednerischen Kran auf und packt Dinge aus, die jahrelang zurückliegen und mit Recht begraben und erledigt waren, eine Spezialität sämtlicher Eugens. In Hilde bäumt sich ein dumpfes Gerechtigkeitsempfinden hoch, es entwickelt sich ein ebenso blödes wie hitziges Wortgefecht. Eugen



Josef Gols

Der Witz

verliert jeglichen festen Boden unter den Füßen und rettet seine immer kläglicher werdende Lage, indem er plötzlich Thema und Lagerstätte verläßt, das Licht anknipst und sich in einer Schublade zu schaffen macht.

„Was suchst du denn da?"

„Ein Schlafmittel! Ich werde verrückt!"

Nunmehr erhebt sich auch Hilde, hilft suchen, findet ein Röhrchen mit vier Tabletten, spült zwei Stück hinunter, erinnert sich der Beethoven-Biographie, holt das Buch, legt sich zu Bett und liest blindwütend drauflos.

Wenige Minuten später hat sich Eugen ebenfalls zwei Tabletten einverleibt und mit seinem Kosmos-Bändchen zu Bett begeben.

Beide sind richtig aufgeregt, ob das Schlafmittel wirkt.

Beide schweigen und lesen um die Wette.

Eugen liest: „Von zehn Männchen entgehen kaum zwei bis drei dem traurigen Schicksal des Gefressenwerdens."

Hilde liest: „Mälzel, der später durch sein Metronom bekannt wurde, erfand für Beethoven eine Gehörmaschine."

„Eugen liest: „Das Männchen wird nach vollzogener Befruchtung ausgesogen, seine leere Hülle liegt am nächsten Morgen unter den Resten anderer Beutetiere vor dem Eingang zum Hochzeitshause."

Hilde liest: „Die ersten vier Noten der 5. Symphonie sind dem Gesang einer Goldammer abgelauscht."

Eugen liest: „Hat ein Männchen das Pech, an ein bereits befruchtetes Weibchen zu geraten, so läßt sich dieses überhaupt keine Annäherung gefallen, sondern macht kurzen Prozeß und frißt den Bewerber auf."

Hilde liest: „Beethoven schlief sommers wie winters auf einem Strohsack und deckte sich mit einer dünnen Decke zu."

Eugen kann nimmer an sich halten. Eugen muß der Gattin mitteilen, was er da staunend liest: „Du, Hilde, der Sprung so einer Spinne ist etwa dreimal so weit wie der Sprung eines Tigers!"

Hilde ist dermaßen in ihren Beethoven vertieft, daß sie gar nicht auf Eugens Worte achtet. Sie findet das Buch ungeheuer interessant und möchte am liebsten Satz für Satz laut vorlesen. Sie unterbricht den Gatten: „Eugen, denke mal an, er war sehr zerstreut, und als er mal eingeladen war, hat er in einen Spiegel gespuckt, weil er dachte, es war ein offenes Fenster."

Eugen erwidert: „Daß so eine Spinne nicht selber an ihrem Netz hängen bleibt, verdankt sie einem Schutzmittel gegen den Leim, den sie aus gewissen Drüsen ausscheidet."

Die Spinnen prallen an Hilde ab. Sie ist außerstande, sich von Beethoven loszureißen. Ringsum versinkt die Welt. Mitten in der Nacht hat Frau Liebernickel ein tiefes Erlebnis.

„Eugen, eigentlich ist er daran gestorben, daß er sich während der Fahrt auf einem Milchwagen erkältet hat!"

Eugen ist an den Spinnen angebacken, er pfeift auf Beethoven. Ganz außer Atem verkündet er, daß in Amerika eine Art vorkommt, die nicht nur Wendeltreppen anlegt, sondern sogar mitten im Netz ein seidenes Ruheplätzchen.

Hilde ist außer sich und möchte es in alle Winde schreien, daß für den gesamten Nachlaß Beethovens keine tausend Gulden ersteigert wurden ... einschließlich der unveröffentlichten Manuskripte.

Eugen ist nicht minder außer sich, eine Welt hat sich ihm aufgetan. Manche Spinnen liefern binnen zehn Tagen einen Faden von zweitausend Meter Länge. Ein Forscher hat mehrere Tiere in hohle Korkstückchen so eingeklemmt, daß nur der Hinterleib frei blieb, hat ihnen dann eine Fliege vorgehalten und den Faden auf einer Haspel abgewickelt. Großartig.

Hilde kämpft mit den Tränen, Hilde ist erschüttert. Denn eines schönen Tages wurde Beethoven von der Polizei aufgegriffen, weil er wie ein Bettler aussah, und als er seinen Namen nannte, hat man ihn angeschnauzt, er sei ein Lump, und der Beethoven sähe ganz anders aus.

... So verwich die Nacht.

Der eine las sein Kosmos-Bändchen, der andere seinen Beethoven.

Als der Morgen graute, sanken Liebernickels in Schlaf.

Es wurde eine glückliche Ehe.

Dank der Tombola? Durch die Spinnen und durch Beethoven? Infolge des Mokka?

Infolge Rismet?

Einerlei.

Wer sich entspießert, hat mehr vom Leben.

Brauchen Sie DIE KLEINE ANZEIGE der „Jugend"

SCHRIFTSTELLERN

bietet große Buchdruckerei mit angegliedertem bekanntem Verlag für wissenschaftliche oder belletristische Werke sehr vorteilhafte

VERLAGSVERBINDUNG

Anfragen unter Literaria 846 an die Expedition der „Jugend", München, Herrnstraße 10.

Zur Anfertigung jeder Art Drucksachen empfiehlt sich G. Hirth Verlag AG. München, Herrnstr. 10

GRATIS Liste sendet über hygienische u. sanitäre Artikel MARTIN Gummiwaren-Versand Frankfurt a. M. 1 Postfach 203/J.

Wer kauft schafft Arbeit!

Ein ergötzliches Bilderbuch ist der Kunstblätter-Katalog der „Jugend" mit über 1000 verkleinerten Abbildungen der in Millionen von Exemplaren als Wandschmuck verbreiteten Vierfarbendrucke. Preis ohne Porto RM. 2.70. Bestellungen durch den Buchhandel oder den unterzeichneten Verlag G. Hirth Verlag AG., München, Herrnstr. 10

ZEITUNGS-AUSSCHNITTE liefert ADRESSEN schreibt WURFSENDUNGEN erledigt FÜR SIE ADOLF SCHUSTERMANN FERNRUF: F7, JANNOWITZ 5116, 5117 UND 5811 DRUCKSCHRIFTEN BITTEN WIR ANZUFORDERN! GEGRÜNDET 1911 BERLIN S.O. 16 RUNGESTR. 20

LEST DIE „JUGEND"

Neurasthenie

Nervenschwäche Nervenzerrüttung b. mit Schwin- d. best. Kräfte. e ist dieselbe v. it. Standpunkte ohne wertlose waltmittel zu be- deln u. zu hei- ? Wertvoller, n. est. Erfahrungen rbeitet. Ratgeber Jedermann, ob oder alt, ob gesund oder n erkrankt. Gez. endg. v. M. 1.50 Briefmarken zu ehen vom lag Silvana 66, isau (Schweiz).

Fidus-Bilder

in Postkartenformat. Wiedergaben der besten Werke dieses Berliner Meisters, sind zum Preise von 50 Pfg. für die Serie von 12 Stück herausgegeben. Der großen Verehrergemeinde von Fidus wird diese Veröffentlichung willkommen sein. G. HIRTH VERLAG AG. München, Herrnstraße 10

GRATIS Preisliste Nr. B4 senden Gummi-Industrie „Medicus", Berlin SW 68, Alte Jacobstr. Nr. 8.

Männer die ihre Kräfte schwinden fühlen, werden wieder jung u. lebensfroh durch die bewährte „Sexursan". Lebenskraft u. Lebensfreude bis ins höchste Alter. Prospekt diskret durch Sexursan Co. Bad Reichenhall 536

In 3 Tagen Nichtraucher Erfolge verblüffend. Auskunft kostenlos. 1000de Dankschreiben Geheilter. Laboratorium Hansa, Friedrichshagen V 916 b. Berlin, Ahorn-Allee 49

KUNSTPOSTKARTEN in vortrefflichem Vierfarbendruck nach Bilderwiedergaben aus der „Jugend" liefern wir 12 St. für 90 Pf., die ganze Serie von 130 St. für RM 6.— franko G. HIRTH VERLAG AG. München 2 NO — Herrnstraße 10

SCHÖNE BILDER an den Wänden machen die Wohnräume behaglich. Wo das Geld für Erwerbung von Originalen fehlt, hat der Bilderliebhaber Ersatz an den Vierfarben-Kunstblättern der „Jugend", die zu den erstaunlich billigen Preisen von 50 Pfg., 75 Pfg. und 1.— Mk. je nach Größe durch den Kunsthandel und den unterzeichneten Verlag zu beziehen sind. Der reich bebilderte Katalog (Preis RM. 2.70) erleichtert die Bestellung. G. Hirth Verlag AG., München, Herrnstr. 10

Lest den Sportfischer die vortrefflich ausgestattete Fachzeitschrift. Halbjahrespreis 3 M. Fischereisport-Verlag Dr. Hanns Schindler München NW 2 Karlstraße 44

Große Münchener Kunstausstellung 1934 in der Neuen Pinakothek • Glaspalast-Ausstellung 1. Juni bis Anfang Oktober Eintritt 50 Pfg. - Geöffnet von 9–6 Uhr

Bei etwaigen Bestellungen bittet man auf die Münchner „Jugend" Bezug zu nehmen.

Eine amateurphotographische Schrift, die bisher fehlte, aber oft verlangt wurde:

RICHTIGES ENTWICKELN

VON GERHART ISERT

erschien soeben als Beginn einer modernen Reihe **„DIE KLEINE PHOTOBÜCHEREI"**

Interessenten sind das große Heer der Amateurphotographen

Preis RM. 1.—, mit Porto RM. 1.10

G. HIRTH VERLAG AG. MÜNCHEN
HERRNSTRASSE 10

REDAKTIONELLE NOTIZ: KÜNSTLER DER „JUGEND"

Karl Schleinkofer-München. Es hat den Anschein, als hätten die wenigen Schüler Karl Haiders nicht nur etwas von der künstlerischen Diktion ihres Meisters, sondern auch dessen übergroße Bescheidenheit geerbt. Wenn die „Jugend" nicht schon einmal früher die Gelegenheit, ein Werk des Haiderschülers Karl Schleinkofer zu zeigen, wahrnahm, so gewiß nur deshalb, weil es hier einer vorzog, zu malen, anstatt seine Gegenwart mehr oder minder geräuschvoll zu manifestieren. Ich halte das Werk Schleinkofers aus zwei Gründen für wichtig und mitteilungswürdig: einerseits bietet es uns die Gewähr dafür, daß jener Geist, den eine mißverstehende Öffentlichkeit heute mit einem fatalen Lächeln als „Postkutschenromantik" abzutun sich bemüht, in Wirklichkeit als die beste Erfahrung unserer künstlerischen Entwicklung durch Jahrhunderte noch lebendig ist; und anderseits, weil es uns als Kriterium für den heute nicht minder mißverstandenen Begriff „deutsche Kunst" dienen kann und uns zu der Einsicht bekehrt, daß selbst der Einbruch des Impressionismus in die deutsche Malerei, jenes hohe Gefühl der inneren Beseelung, wie es uns aus den Werken der „letzten" Romantiker Hans Thoma und Haider entgegentritt, noch lange nicht verloren gegangen ist. In diesem Sinne will mir der Maler Schleinkofer als bedeutend wichtiger erscheinen, als so mancher, der sich heute mit revolutionärem Getue auf den gewissermaßen über Nacht entdeckten Boden nationaler Tatsachen stellt. *A. W. R.*

Ehe

„Nun, wie fühlst du dich denn in deinem Ehestande?"

„Genau so wie auf der Bühne!"

„Was soll denn das heißen?"

„Ein Auftritt folgt stets dem andern!"

F. S.

Kindermund

Mutti ist mit Klein-Elli auf dem Lande und beobachtet gerade das Auskriechen der jungen Rücken. Frägt die Mutter: „Warum glaubst du, Elli, kriechen die kleinen Rücken aus den Eiern?" — Klein-Elli: „Weil sie Angst haben — — gekocht zu werden!"

Die Wirkung

Gurke liebt Gartenbau. Aber Gurke hat keinen Garten. Ergo baut sich Gurke breite Fensterkästen. Hängt sie außerhalb seiner Fenster an das Haus und sät Radieschen, Bohnen, Kresse, Wicken und Tomaten.

„Was glaubst du wohl, was zuerst gekommen ist?", fragt er einen Freund.

„Die Radieschen?"

„Nein."

„Die Kresse?"

„Nein."

„Die Wicken, Bohnen, Tomaten?"

„Nein. Zuerst ist ein Schutzmann gekommen, der verlangt hat, ich soll die Kästen sofort wieder hereinnehmen." *er.*

Rubey



„Möchten Sie mir nicht meinen Pfeil wieder geben, Frau Müller?"
„Wo soll denn dein Pfeil sein, Fritzchen?"
„In Ihrer Katze."

Das Treppengeländer

„Aber Lenchen, ich würde doch nicht immer das Treppengeländer runterrutschen!"

„Das kriegst du auch gar nicht fertig, Großmama!" *F. S.*

Abgeblitzt

„Ich könnte nie einen Mann heiraten, der sich nicht stets vorher überlegt, was er tut."

„Dann wollen Sie also ledig bleiben?"

Hochbetrieb

Bei Lachners kamen Drillinge an. Man legte sie in einen Waschkorb. Der kleine Fritz wird zum Vater ins Büro geschickt, um ihm die Nachricht zu bringen.

„Papa", sagt er, „wir kriegen dauernd Kinder. Ein Waschkorb ist schon voll!"

Nicht empfehlenswert

„Auf deine Treue kann ich doch Häuser bauen?" fragte Egon seine Braut, die schwerreiche Erbin.

„Gewiß!" antwortete diese, „aber ich möchte dir empfehlen, auf diese Häuser keine Hypotheken aufzunehmen!" *F. S.*

Der arme Mann

„Mutti, bitte, gib mir doch zehn Pfennige für einen armen Mann!"

„Wo ist denn der arme Mann?"

„Der steht dort unten an der Ecke und verkauft Eis." *F. S.*

Alles in Ordnung

„Wollen Sie mich heiraten, Ellen?"

„Ja, Dick. Aber nur, wenn Ihr Einkommen recht viele Nullen hat."

„O, Ellen, es besteht sogar nur aus Nullen!"

Kindermund

Am Land. —

„Mutti, warum gackern die Hühner so?"

„Weil sie Hunger haben!"

„Warum legen sie sich dann kein Ei und essen es?" *F. H.*

In Texas

Polizist: „Mann, wie sehen Sie denn aus! Sie bluten ja aus Nase und Ohren!"

„Ich habe nur hier in dem Zeitungsgebäude angefragt, ob der Redakteur zu Hause sei."

„Nun, und?"

„Er war zu Hause."

Herzklopfen

„Herr Doktor, was soll ich nur tun? Ich habe den ganzen Tag Herzklopfen!"

„Sind Sie doch froh! Wenn Sie das nicht hätten, wären Sie ja tot!"

Liebe Jugend

Ich erzählte meinem Jungen vom listigen Fuchs: — „Da kam ein Mädchen mit einem Korbe frischer Semmeln. Gleich stellte der Fuchs sich tot. Das Mädchen wollte den hübschen Balg haben und stellte den Korb nieder. Flugs war der Fuchs zur Stelle und stahl den Korb mit den Semmeln."

Nun sollte der Junge die Geschichte nacherzählen. Das geschah folgenderweise: „Zuerst stellte der Fuchs sich tot. Das Mädchen stellte seinen Korb beiseite. Da stellte sich der Fuchs schnell wieder lebendig — — —"

*

Das Mitglied eines Kaffeekränzchens hat sich unerhört verspätet und wird nun unter allgemeiner feierlicher Stille von ihrer Nachbarin über den Grund ihrer Unpünktlichkeit verhört. Ich belausche folgenden Dialog:

„Jessas Frau Hofrat — wo sind's denn so lang g'wesen?"

„Ich? Ich komm' grad vom Arzt!"

„So, Sie kommen grad vom Arzt?"

„Ja, und der hat mir ein Rezept aufg'schrieben; ich hab' nämlich Arterienverkalkung!"

„So, gehn's sind's so gut und lassen's mich das Rezept abschreiben, ich hab nämlich auch Arterienverkalkung." *C. R.*

Rubey



„Hams net an kleineren Stern, vielleicht ein um a Fünferl?"

Jede Nummer der „JUGEND" wird von ca. 50000 Menschen gelesen. **Darum inseriere!**

DIE KUNSTZEITSCHRIFT



„Der Sportfischer"

soll von **jedem waidgerechten** Sportfischer gehalten werden. *„Der Sportfischer"* bringt Text- und Bildermaterial aus aller Welt, darunter auch große mehrfarbige Kunstdrucke

½jährlich RM. 3.—, jährlich RM. 6.—. Man abonniert bei seinem Briefträger, beim Postamt oder direkt beim

FISCHEREISPORT-VERLAG DR. HANNS SCHINDLER,
Fischerei-Buch- u. Kunsthandlung
München NW 2, Karlstraße Nr. 44
Tel. 596160

Das behagliche Heim

Dr. Alexander Koch's



INNEN-DEKORATION

nach wie vor anerkannt beste internationale Zeitschrift unter Mitarbeit namhafter Architekten über

Neuzeitliche Wohnungskunst

Reichillustriertes Probeheft RM. 2.80 postfrei

Verlagsanstalt Alexander Koch, G.m.b.H., Stuttgart O 42

Begründer: Dr. GEORG HIRTH. — Verantwortlich für die Schriftleitung: ARNOLD WEISS-RÜTHEL; für die Anzeigen: GEORG POSSELT, München. — Verlag: G. HIRTH VERLAG AG., München. — Für die Herausgabe in Österreich verantwortlich: J. RAFAEL, Wien I, Graben 29a (Eingang Trattnerhof). — Für die Redaktion in Österreich verantwortlich: MARIANNE RAFAEL, Wien XIX, Hochschulstraße 25. — Alle Rechte vorbehalten. — Nachdruck strengstens verboten. — Copyright by G. HIRTH VERLAG AG., München. — Druck: G. HIRTH VERLAG AG., Buch- und Kunst-Druckerei, München, Herrnstraße 10. — D.-A. 9000. — Entered as second class matter, Postoffice New York, N. Y. — Manuskripte sind nur an die Redaktion der „Jugend", München, Herrnstraße 10, zu senden; Rücksendung kann nur erfolgen, wenn Rückporto beiliegt.

Die Unentwegten

Erich Wilke

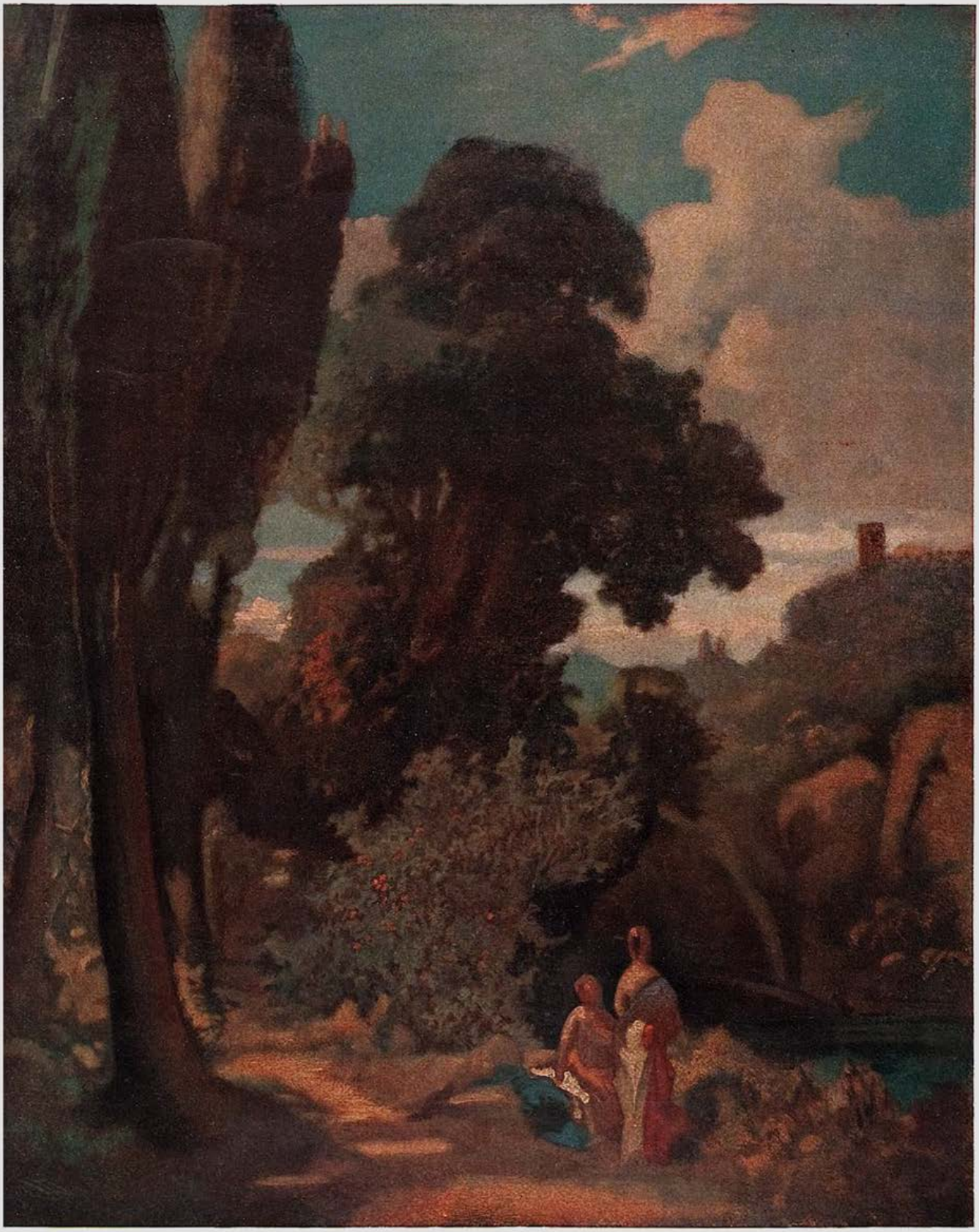


„Daß die Kerls durch die vielerlei Verpflichtungen kaum noch ins Kolleg kommen, ist schließlich nicht zu bekritteln — aber daß sie keinen ordentlichen Bierjungen mehr saufen lernen, ist einfach ein Skandal!"

JUGEND

PREIS 60 PFENNIG

MÜNCHEN 1934 / NR. 24



kadien

Carl Spitzweg †

J U G E N D
39. JAHRGANG 1931 NR. 24

Das lahme Herz

Von K. R. Neubert

Acht Jahre war nun Trude schon in Klemkes Gasthof tätig. Sie räumte die Zimmer auf, arbeitete im Garten und bediente abends und an den Sonntagen die Gäste. Sie war nicht besonders hübsch, die Trude, schon damals nicht, als sie mit zwanzig Jahren ins Dorf gekommen war, sie lahmte sogar. Manchmal bemerkte man es kaum, aber sie konnte doch nicht so gut tanzen und lustig sein wie die Mädchen im Dorf an den Sonntagen. Fleißig war sie, ließ sich nicht ungebührlich mit den Mannsleuten ein, aber sie hatte für jeden einen freundlichen Blick, ein gutes Wort, und wenn sie Sonntags, das volle Tablett in den Händen, durch den kleinen Saal lief, rief so mancher hübscher Bursche: „Wie wär's denn mit einem Tanz, Trude?" Sie schüttelte dann meist den Kopf, rechnete schon wieder aus, wieviel Biere dort am Ecktisch nötig waren, lief hin und her. Ihre weiße Schürze war immer blendend sauber. Wenn sie sich doch mal zum Tanz überreden ließ, nahm sie stets die Schürze ab, und dann sah man, wie hübsch das Kleidchen war. Es war schade, daß sie eine Schürze tragen mußte.

Mancher junge Mann hätte gern mit Trude angefangen, gab sich Mühe, ihr zu gefallen, ihr Vertrauen zu erwerben, aber niemand konnte sich in all den Jahren rühmen, Trudes Herz erobert zu haben. Sie wußte wohl selber nicht, auf wen sie wartete, für wen sie sparte. Der Tag war voll Arbeit für sie, und wenn sie spät abends ihre Schlafkammer aufsuchte, fielen ihr die Augen bald zu. Sie träumte höchstens mal von einem Mann, der ihr im dunklen Flur ein dummes Wort zugeflüstert, von irgendeinem Gesicht, das sie beim Tanz angelächelt.

An einem Sonntag sprachen die jungen Leute von ihr. Sie hatte ihnen eben Bier an den Tisch gebracht. Ein junger Mann sah ihr achselzuckend nach. Er hatte am letzten Sonntag vergeblich unter ihrem Fenster auf sie gewartet. Er hatte ihren Namen geflüstert, aber oben war das Licht verlöscht und nichts hatte sich mehr geregt.

„Sie hat eben nicht nur ein lahmes Bein, sondern auch ein lahmes Herz!" sagte der junge Mann so laut, daß es Trude hören mußte. Da aber war am Nebentisch plötzlich jemand aufgestanden, zu dem Spötter getreten, und im nächsten Augenblick hatte der Verdutzte seine Ohrfeige weg. Es entstand keine Prügelei, sondern ein Freund des Geohrfeigten klärte die Lage, indem er feststellte: „Die hast du redlich verdient, Paul!" Und die andern lächelten. Der Mann, der den Fremden geohrfeigt hatte, war der junge Tischlermeister Barthel.



Madonna am Bach — Marianne Rohland

An diesem Tage hätte sie gern mit einem getanzt, mancher bat sie darum, nur der nicht, mit dem sie gern getanzt hätte: Barthel Heinrich. „Lahmes Herz!" grübelte sie, als sie in ihrer Kammer lag. Sie wußte keine Antwort. Müde schlief sie ein. Der Morgen dämmerte schon über dem Feld. In den Ställen regte sich das Vieh.

Manchmal kam Gertrud an Barthels Tischlerwerkstatt vorüber. Er grüßte nicht freundlicher als sonst. Aber ihr Herz schlug schneller. An den Sonntagen erfüllte sie dann eine nie gekannte Unruhe. Sie zuckte zusammen, wenn die Tür zum Gastzimmer knarrte. Ihr Blick ging über die Tische, an denen oft fremde Männer saßen, nur Barthel Heinrich ließ sich selten sehen. Er saß lieber mit seiner Frau daheim und blickte froh dem Spiel der Kinder zu. Wenn Barthels Frau gelegentlich in das Gastzimmer kam, etwas zu holen, war Gertrud ungeschickt, verlegen, und ihr Lahmen merkte man mehr als sonst. Einmal kam Hannchen, Barthels Jüngste, Brot holen, und Gertrud war gerade im Laden allein, da griff sie plötzlich in die hohe Bonbonblechbüchse, zweimal, dreimal, und das Kind hielt zunächst mehr erschrocken als dankbar die kleinen Hände auf.

Niemand merkte, was in Trudes Herz vorging. Das Wort vom „lahmen Herzen" war längst vergessen. Aber sie hielt es fest. Es tat weh. Es schlug, zuckte, war längst vergessen. Es stimmte auch nicht. Trudes Herz brannte darauf, fortzulaufen. Aber sie hielt es fest. Es tat weh. Es schlug, zuckte, schrie, revoltierte, aber sie hielt es fest.

Hin und wieder tauchte Heinrich im Gasthof auf, dann bediente sie ihn nicht eifriger als irgendeinen andern. Sie vergaß scheinbar, daß er ein Bier bestellt hatte. Er mußte rufen: „Hast du mich vergessen, Trude?" Da kam sie errötend mit dem Bier an und ging gleich wieder. Und lahmte sehr. Weil sie ihr Herz so festhalten mußte. All die Monate, Jahre hindurch.

Als Gertrud das achte Jahr in Klemkes Dienst stand, starb Frau Barthel. Am nächsten Abend kam Heinrich ins Gasthaus. Am übernächsten Abend wieder. Jeden Abend kam er nun. Er saß in seiner Ecke und bestellte Bier, Korn, wieder Bier, manchmal zehn an einem Abend.

Einmal kam er schon am Nachmittag. Er trank das Bier mit einem Zuge aus.

„Noch eins!" sagte er. Gertrud griff das leere Glas, zögerte, da setzte sie sich plötzlich an den Tisch.

„Was macht Hannchen? fragte sie, „ist ja in letzter Zeit mächtig gewachsen. Die Kleider werden ihr schon viel zu kurz."



Die Hütte — Paul Bürck-München

„Weiß ich nicht", sagte Heinrich etwas ärgerlich, „mußt das der Lisa sagen. Sie führt mir die Wirtschaft. Alt genug ist sie ja."

„Lisa war Sonntag hier. Zum erstenmal. Tanzen."

„Kann man nicht ändern. Alle sind einmal soweit."

„Aber ich würde doch besser achtgeben, Herr Barthel. Zuviel Freiheit darf man ihnen im Anfang nicht lassen. Der Schopper Willi mit der Lisa —"

„Was?" fuhr Heinrich auf, „der liederliche Willi?"

„Ich meine nur so. Es geht mich nichts an."

„Gibst du allen Gästen solche — solche Belehrungen?"

„Nein. Nur den Gästen, die schon am Nachmittag kommen. Da muß man es manchmal."

Er blickte sie erstaunt an. War gereizt und zugleich hilflos. Er machte eine lässige Handbewegung.

„Ich habe weniger Arbeit jetzt. Jetzt bekomme ich auch vom Rittergut keinen Auftrag mehr. Der Baron hat sich geärgert, weil ich verspätet geliefert habe."

„Sie müssen sich zusammennehmen, Herr Barthel", sagte sie leise.

Heute ging er bald.

„Schreib an!" hatte er gesagt.

Vierzehn Tage ließ er sich nicht im Gasthof sehen. Nach dem Dunkelwerden lief sie manchmal ein Stück bis zum Schulhaus hinaus, und dann ging sie langsam am Dorfteich vorbei. Dort lag gleich die Tischlerwerkstatt. Die Gardinen waren vorgezogen, man sah nichts, hörte nichts. Sie ging ruhig zurück, aber dann sah sie Lisa mit dem Burschen im Schatten einer Scheune stehen, und Heinrich kam torkelnd aus dem andern Gasthaus, das sich noch im Dorfe befand. Sie wollte sich erst an das Haus drücken und Heinrich vorbeilassen, aber Barthel erkannte sie.

„Die Trude! Die liebe Trude! Das ist ja schön, daß wir uns treffen. Wie der Mond scheint. Ein richtiger Abend für Liebesleute. Siehst du den Mond? Er hat eine ganz rote Nase. Er hat wohl getrunken."

Er torkelte hin und her.

„Trudchen! Gelt, du bist vernünftig? Du hast nichts dagegen, wenn ich dich, dich lahmes Trudchen — Wie? Was? Komm, nur einen Kuß!"

Er griff nach ihr. Sie wich zurück.

„Einen Kuß!" schrie er da.

Sie sah ihn furchtlos an, traurig und voll Abscheu. Wie er den letzten Schritt zu ihr tat, hob sie die Hand und schlug kräftig in sein Gesicht. Dann ging sie weiter. Ohne Angst.

Sie dachte, er würde sich nun lange nicht mehr blicken lassen, aber er kam schon nach drei Wochen zu ihr. Sie ließ ihn lange in der Wirtsstube sitzen, ohne nach seinen Wünschen zu fragen. Als sie später das Glas brachte, wagte er ihr nicht ins Gesicht zu sehen.

„Möchtest du nicht ein wenig bleiben? Ich muß was in Ordnung bringen. Ich weiß, du meinst es gut mit mir."

Sie setzte sich schwer auf einen Stuhl nieder. Ihr Gesicht zuckte. Sie dachte, sie würde nun weinen.

„Mit mir ist es am Ende, Trude. Ich habe Schulden. Bald gehört mir kein Hobel mehr in meiner Werkstatt."

„Heinrich!" sagte sie. Sie konnte das Wort nicht zurückhalten, es war heraus. Er legte seine Hand auf die ihre. Vier Männer betraten lärmend die Gaststube. Trude mußte sie bedienen. Sie kam eine ganze Stunde nicht mehr dazu, sich zu Heinrich zu setzen. Er saß still bei seinem leeren Glas. Dann rief er: „Zahlen!"

„Was ist denn?" flüsterte sie, „wir müssen doch noch sprechen."

„Gibt es denn da noch was zu sprechen?" antwortete er leise.

„Wart auf mich um elf am Teich", sagte sie rasch.

Er stand seit halb elf regungslos an der Pappel und sah sie kommen. Sie lahmte sehr. Es war ihm nie so aufgefallen. Sie gingen durch das Dorf. Sie wußten nicht, wohin. Kornfelder begannen.



Abend im Isartal — **Karl Schleinkofer-München**

„Da gehen wir nun wie ein Liebespaar", sagte Heinrich nach einer Weile.

Sie sah zu Boden.

„Nein, nein! Hab keine Angst, Trude. Deine Ohrfeige hat mich zur Vernunft gebracht. Vielleicht kam sie zu spät."

„Warum, Heinrich? Ich habe mir schon alles überlegt. Es ist alles ganz einfach. Du bezahlst deine Schulden und fängst ein neues Leben an."

„Ganz einfach", lachte er bitter auf.

„Ja. Sehr einfach. Ich habe mir in den Jahren, die ich hier bin, genug gespart. Ich brauche es nicht. Wozu denn?"

Heinrich blieb stehen.

„Das geht nicht. Auf keinen Fall! Ich bin doch kein Lump! Dir deine Spargroschen nehmen!"

Sie gingen weiter. Im Korn flog ein Vogel mit großen, dunklen Schwingen auf. Ein gleichmäßiges Hellgrau bedeckte den Himmel. Kein Stern. Rechts am Wege reckte sich eine alte Mühle.

„Anders geht es nicht", sagte Gertrud, „ein Lump bist du, wenn du deine Kinder verkommen läßt. Du mußt dein Geschäft wieder hochbringen. Bezahl mit dem Geld deine Schulden, mach dich frei und arbeite. Dann wirst du mir das Geld bald zurückzahlen können."

„Du machst es mir leicht", erwiderte er, von einem dankbaren Gefühl übermannt und versucht, das Mädchen in seine Arme zu nehmen. Er beherrschte sich. Sie sprachen sachlich über seine Schulden.

„Wir sind ja viel zu weit gegangen", erschrak Heinrich plötzlich, „ich habe ganz vergessen, daß du nicht — so gut laufen kannst."

„Ich merke nichts. Ich könnte noch lange so gehen. Aber wir können ja umkehren."

Es schien ihm, als hinke sie stärker. Er reichte ihr vorsichtig den Arm. Sie hing sich ein. Die alte Mühle tauchte vor ihnen auf. Das Dorf.

„Ich hänge doch daran", sagte Heinrich mit einem Blick auf das schlafende Dorf, „wie leicht ist mir ums Herz, wenn ich denke, daß die Hobelbank mein bleibt. Den ersten Schrank, den ich baue, bekommst du, Trude."

„Den schenk einmal deiner neuen Frau, Heinrich", sagte da Gertrud mit einer ganz ruhigen Stimme, „du brauchst nämlich eine Frau. Mußt dich umsehen. Die Kinder können nicht mehr lange so ohne Zucht bleiben. Du verstehst das nicht. Da muß eine Frau her."

„Und wieder hast du recht", meinte er nachdenklich, und manche Witwe und Mädchen fielen ihm ein. An Trude dachte er nicht in diesem Zusammenhang. Sie war so nah, so gut. Er spürte die Unregelmäßigkeit ihres Ganges.

„Bist du müde? Soll ich dich tragen?"

Sie wehrte lächelnd ab. Aber er nahm sie einfach in seine Arme und trug sie ins Dorf. Sie hörte sein Herz schlagen. Er keuchte. „Laß mich doch! Setz mich doch ab!" bat sie. Er lachte. Schleppte sie. Sein Atem strich heiß über ihr Gesicht. „Setz mich doch ab!" Dann gingen sie langsam nebeneinander her.

Ein halbes Jahr später heiratete Heinrich eine Witwe aus dem Nachbardorfe. Sie war tüchtig, führte ein energisches Regiment im Haus, und Heinrich fing in seiner Werkstatt bald wieder zu singen an.

Er hobelte Bretter für Trudes Schrank.

Sommerabend

VON HERMANN HESSE

An den Platanenstämmen spielt noch Licht,
Durchs hohe Astgeschlinge blickt noch Blau
Und spiegelt sich im Wein. Im Walde spricht
Mit Kindern eine unsichtbare Frau
Aus einem Dorf im Tale lärmt Musik
Sonntäglich-festlich her und mahnt an Schweiß;
Da draußen unterm schrägen Sonnenblick
Dampft sommerliche Welt noch schwer und heiß.

Hier aber atmet Waldlaub und Gestein.
Weht Unschuld klösterlich und Feierabend.
Den Bissen Brot, die kühle Schale Wein
Mit holder Zaubertraumkraft fromm begabend
Farnkraut am Wege duftet scharf und strenge.
Schon wird im Holz der Siebenschläfer wach,
Die erste Fledermaus jagt durchs Gestänge
Gekreuzter Äste ihrem Raube nach.

Und nun schmilzt Laut um Laut und Licht um Licht
Der Tag hinweg, und aus den Bäumen quillt
Wie Harz und Honig duftend, schwer und dicht
Herab die Nacht, die mütterlich uns stillt.
Es löschen mit dem Tag die Namen aus,
Mit denen wir geordnet unsre Welt:
Platane, Ahorn, Esche, Felsen, Haus
Schmelzen in Eines, hingegeben fällt
Die bunte Vielfalt an der Mutter Brust
Zurück und in der Kindheit dumpfe Lust.

Kraut duftet bang und Pilz, ein Waldkauz schreit,
Das Laubgewirr der Wipfel taumelt sacht...
Wie selig duftet doch Vergänglichkeit!
Wie sehnt sich Geist nach Blut, und Tag nach Nacht!

Der tote Vogel

Es ist plötzlich seltsam still geworden in meinem Zimmer, seit die helle Zwitscherstimme meines Vogels für immer verstummt ist.

Ich erschrak ein wenig, als ich meinen langjährigen, buntgefiederten kleinen Freund eines Morgens zusammengekauert auf dem Boden seines Käfigs entdeckte. Ein Zucken lief von Zeit zu Zeit durch das leichte Körperchen, die kleine Brust atmete stoßweise, das anmutige Köpfchen war halb unter den Flügel gesteckt, die dunkel-glitzernden Vogelaugen geschlossen. Fühlte er erschauernd den kalten Hauch, der sich auf das winzige, bebende Vogelherz legte, das Grauen, das ihm die zarte Kehle zuschnürte? Erschöpft und todesmatt glitt er hinüber in das Dunkel, das sich immer näher über ihn beugte, und in das sein helles, kleines Leben versank wie ein Blütensternchen in einen dunkeln Weiher...

Als ich ihn bekam, lachte ein blauer Maientag über der Welt. Vor den Fenstern jubilierten die Finken und Amseln in den leuchtenden Frühlingstag hinein, die Sonne sah tief in die Zimmer, und das Leben war hell und voll Süßigkeit.

Was hilft mir dieses Bild, das aus den Tiefen der Erinnerung emporsteigt? Es liegt ein Raum von tausend Jahren zwischen jenem fernen Mai und dem heutigen.

Durch einen leise fallenden Mairegen grüßen mich heute Baumblüte und erstes Frühlingsgrün; ein sanfter Wind hat sich aufgemacht und wirbelt Blütenblätter durch die Gartenstille, und das Leben hat mir mehr genommen als gegeben.

Ein zartes Vögelchen starb den Tod alles Lebendigen...

Wir begruben ihn im Garten unter der alten Kastanie, wo vor kurzem die Veilchen noch so verschwenderisch blühten.

Und wenn der Tod nicht Vernichtung, sondern Formwechsel, nicht letztes Ende, sondern Leben in einer anderen Gestalt ist — — dann werden alle die süßen Flötentöne, die jubilierenden Triller, die rollenden Läufer, alle die hellen Melodien seiner klingenden Vogelsprache wiedererstehen und in den dunkeln Veilchen des kommenden Jahres weiterleben...

Und dann ist ja alles nicht so schlimm... *Jacob Haringer*

B. Godron



Der Maler K. Schleinkofer



Rüpelbankett — Ludwig v. Horvath

DER FREUND AUS LILLE

VON F. E. R. DINAND

Der seinerzeit berühmte französische Arzt Doktor Charcot ging eines schönen Tages im Sommer des Jahres 1853 im Tuileriengarten gemächlich spazieren, als ein feingekleideter Herr ganz nahe an ihn herantrat und ihm mit allen Zeichen freudigster Überraschung kräftig die Hand schüttelte.

„Kennen Sie mich denn nicht mehr?" — frug er den ihn befremdend anstarrenden Doktor.

„Nein!" — versetzte dieser lakonisch.

„Ich bin ein Kaufmann aus Lille und habe die Ehre gehabt, Sie dort vor sieben Jahren kennenzulernen", bemerkte der bildhübsche Elegant.

„Das ist schon möglich, denn ich hielt mich damals tatsächlich in Lille auf, aber an Ihre Bekanntschaft kann ich mich wirklich nicht mehr erinnern", gab der Arzt mit kühler Reserviertheit zur Antwort. —

„Darf ich Ihnen eine Prise allerfeinsten Schnupftabakes anbieten?" fuhr der unerkannte Bekannte unbeirrt fort, eine Dose aus der Tasche ziehend.

„Nein, danke, — ich schnupfe nicht", war die in abweisendem Tone gegebene Erwiderung.

„Ich glaube aber, Sie haben doch früher gern geschnupft!" —

„Das mag sein, aber jedenfalls habe ich diese unappetitliche Angewohnheit schon seit längerer Zeit aufgegeben." — —

„Es ist aber doch schon äußerst seltsam, daß Sie mich scheinbar schon so vollständig nach sieben Jahren vergessen konnten", stellte nochmals mit zäher Hartnäckigkeit der Kaufmann aus Lille bedauernd fest.

Charcot wendete sich nun ungehalten von dem aufdringlichen Kavalier ab und setzte seinen Spaziergang fort. —

Nach einigen Minuten indes war der Stutzer schon wieder an seiner Seite und bot ihm zum zweitenmal nonchalant eine Prise an.

„Das ist aber schon sehr stark von Ihnen, mich andauernd so zu belästigen. — Ich sagte Ihnen doch erst vorhin, daß ich nicht mehr schnupfe."

„O, entschuldigen Sie vielmals, das hatte ich schon wieder vergessen."

Der Gelehrte (Professor der medizinischen Fakultät an der Sorbonne), welcher eben einige bekannte Damen der Gesellschaft auftauchen sah, benutzte den willkommenen Zufall, den lästigen Fremden abzuschütteln.

„Ich war nicht so einfältig", bemerkte er nachher mit sicherer Genugtuung, „eine Prise von einem Manne anzunehmen, der trotz seines bildhübschen bestechenden Äußeren ein Hochstapler und Schwindler sein kann. Aber ich ging dem abgeseimten Individuum nicht auf den Leim. Ich entschuldigte mich einfach damit, daß ich nicht mehr schnupfe. — Das war freilich eine kleine Notlüge, denn ich habe mir erst gestern eine zierliche Dose gekauft, die mich bare tausend Francs gekostet hat!"

„Ah, bitte, lassen Sie uns doch dieses teuere Stück sehen!" baten die neugierig gemachten Damen.

Charcot steckte die Hand in die Tasche und suchte vergebens — — die goldene kostbare Schnupftabaksdose war und blieb verschwunden. Statt dessen fand er einen Zettel mit der höhnischen Bemerkung vor: „Sehr geehrter Herr! — — Da Sie doch das Schnupfen aufgegeben haben, brauchen Sie auch keine Dose mehr. — — Mit ergebenster Hochachtung Ihr Freund aus Lille."

WILHELM WELDIN:

EIN PANZERKREUZER ZU VERKAUFEN

Durch den Hafen von Puerto Barina rollte der dumpfe Donner eines Kanonenschusses. Don Pedro Miguel de Mendoza, Im- und Export, holte mit der Routine der Gewohnheit die vom häufigen Gebrauch stark abgenützte Tafel mit der Aufschrift „Wegen Revolution geschlossen" aus einer Lade, hängte sie vor die Tür seiner Kontors, schob von innen den Riegel vor und wandte sich wieder seelenruhig seinem Tagewerk zu, das darin bestand, große Mengen von Whisky in ein immer leeres Glas zu füllen. Er hatte das dritte Glas seit Ausbruch der Revolution in Puerto Barina noch nicht zur Gänze geleert, als Kolbenstöße an die Tür krachten. Im nächsten Augenblick gab der Riegel nach, die Tür flog auf und fünf Marinesoldaten, geführt von einem Offizier in goldstrotzender Uniform, betraten das Kontor.

„Habe ich die Ehre, mit Don Pedro Miguel de Mendoza persönlich zu sprechen?" fragte der Offizier salutierend.

„Gewiß, Herr Admiral. Darf ich in Ihnen den Führer der glorreichen Revolution begrüßen?"

Der Offizier nahm unaufgefordert Platz und machte eine abwehrende Bewegung.

„Der General ist derzeit ... unbekannten Aufenthaltes. Während seiner Abwesenheit können Sie mich als Führer der glorreichen Revolution betrachten."

„Sehr erfreut, Herr Admiral ... Womit kann ich Ihnen dienen?"

Der Admiral fixierte einen Augenblick fasziniert die Ränder seiner glänzend polierten Fingernägel, dann sagte er nebenhin:

„Die glorreiche Flotte der Revolution hat aus strategischen Gründen beschlossen, sich ihres Panzerkreuzers ‚Schrecken der Meere' im Verkaufswege zu entledigen. Sie kaufen doch Panzerkreuzer, Don Pedro?"

„Ich!" fuhr Don Pedro Miguel de Mendoza erbleichend auf. „Ich — Panzerkreuzer kaufen! Wo denken Sie hin, Herr Admiral? Ich bin ein schlichter Kaufmann, ein armer Bürger — —"

„Sie kaufen Panzerkreuzer!" erklärte der Admiral beharrlich.

„Unmöglich, Herr Admiral! Wenn Sie mir Bananen angeboten hätten, oder Zigarren ... mit Vergnügen. Aber so ..."

„Don Pedro", sagte der Admiral träumerisch, „kennen Sie den duftigen Orangenhain hinter Puerto Barina, wo sich an der kalkweißen Mauer die goldenen Strahlen der Sonne Zentralamerikas brechen? Viele Verräter blickten von dieser Mauer zum letzten Male über die bezaubernde Bucht von Puerto Barina. Also kaufen Sie Panzerkreuzer?"



Fünf Minuten später war Don Pedro Miguel de Mendoza ordnungsgemäßer Besitzer des Panzerkreuzers „Schrecken der Meere". Sechs Minuten später verschwand der Admiral mit Dreiviertel von Don Pedros Vermögen in der Tasche, hunderttausend guten amerikanischen Dollars. Er verschwand so gründlich, daß er nirgends mehr zu finden war, als nach einer halben Stunde eine Abteilung der Gegenrevolutionäre Puerto Barina besetzten.

Drei Tage saß Don Pedro Miguel de Mendoza am Deck seines Panzerkreuzers und stierte mit glasigen Augen in die See. Am Ende des dritten Tages betrat er das Kontor seines Konkurrenten, Senor Dionysos Episkopulos. Dionysos Episkopulos, Im- und Export, sah erstaunt auf.

„Ah — Don Pedro! Was führt Sie zu mir?"

Don Pedro Miguel de Mendoza sank auf den angebotenen Stuhl und blickte mit irren Augen um sich.

„Ich hätte einen Panzerkreuzer zu verkaufen", sagte er, „einen niedlichen, hübschen Panzerkreuzer. Wollen Sie nicht einen niedlichen, hübschen Panzerkreuzer kaufen?"

„Sie sind ja besoffen, Don!" lachte Senor Dionysos Episkopulos. „Welcher vernünftige Mensch kauft einen Panzerkreuzer?"

„Aber es ist ein so niedlicher, hübscher Panzerkreuzer, Dionysos, prima Ware ..."

Senor Dionysos Episkopulos sah seinen Konkurrenten scharf an, und seine Augen wurden ganz klein und grün.

„Verkaufen Sie den Panzerkreuzer doch als Alteisen!"

„Wem ...?" sagte Don Pedro, plötzlich ernüchtert. „Wer kauft in dieser gottverlassenen Gegend ein paar tausend Tonnen Alteisen?"

„Sehen Sie, das ist es eben, Don. Sie müßten mit dem Kasten nach einem der großen Häfen der Vereinigten Staaten fahren, dort könnten Sie ihn vielleicht — ich sage vielleicht, denn gewiß ist nichts auf dieser Erde, Don Pedro — dort können Sie ihn also vielleicht — als Alteisen anbringen. Fertig nimmt Ihnen keine Marine der Welt so ein veraltetes Kriegsschiff ab. Ob aber der Alteisenpreis die Reisekosten überhaupt aufwiegt, bezweifle ich, besonders da die Mannschaft das Schiff verlassen hat und keine Kohlen mehr da sind."

„Whisky!" stöhnte Don Pedro.

Dionysos Episkopulos sah ihn kalkulierend an.

„Don!"

„Ja?"

„Ich werde Ihnen was sagen — weil Sie mir leid tun: ich kaufe Ihnen den Kasten für hundert Dollars ab. Gemacht?"

Acht Tage später verließ der Panzerkreuzer „Schrecken der Meere" mit Dionysos Episkopulos und zwanzig Mann Besatzung an Bord den Hafen von Puerto Barina, Fahrziel unbekannt.

Drei Wochen später betrat Senor Dionysos Episkopulos das Kontor Don Pedro Miguel de Mendozas.

„Hallo — Don!"

„Dionysos ... Woher?"

„Eben mit dem Flugzeug aus Nicaragua. Don — ich habe ein glänzendes Geschäft für Sie, an dem Sie sich sanieren können. Leider fehlt mir das nötige Kapital. Aber wenn Sie mich mit zwanzig Prozent beteiligen ..."

„Mit fünfzehn."

„Auch gut! Hören Sie zu, Don: heute abend, in etwa vier Stunden, kommt der 10 000-Tonnen-Ozeandampfer „Butterfly" der Nicaragua-Japan-Linie in Puerto Barina an. Die Gesellschaft befindet sich in ärgsten Schwierigkeiten und kann den Dampfer nicht weiterführen. Sie ist bereit, ihn für 50 000 Dollar an den Mann zu bringen, wenn sofort bar bezahlt wird. De facto hat man mich mit dem Verkauf betraut. Hier die Papiere ..."

Don Pedro Miguel de Mendoza nahm die Papiere und verschwand wortlos. Nach einer halben Stunde erschien er wieder

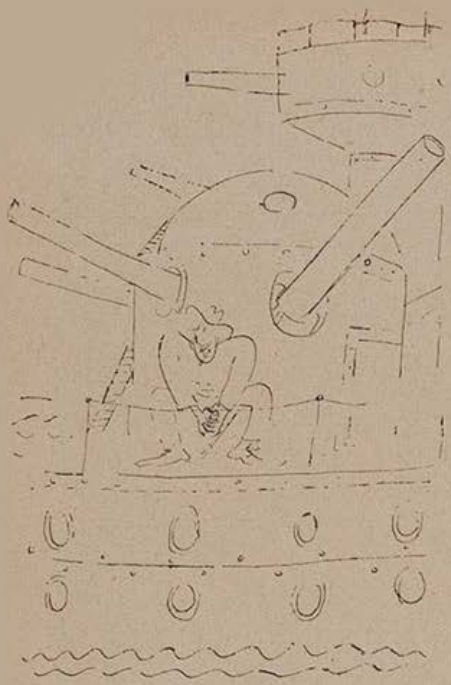
„Ich habe den Ausgangshafen angerufen. Das Schiff existiert wirklich. Die Gesellschaft hat mir bestätigt, daß Sie ihr Vertrauensmann sind."

„Sie haben das bezweifelt?" fand Dionysos Episkopulos entrüstet.

„Hier die 50 000 Dollar. Unterschreiben Sie."

„Danke. Übernehmen Sie, bitte, die Schiffspapiere. Sie können den Dampfer um neun Uhr abends auf der Reede in Besitz nehmen. Unter uns gesagt: so ein Ozeandampfer ist seine gute Million wert. Welch ein Zwischengewinn! Wenn ich das Kapital gehabt hätte ..."

Die „Butterfly" lief programmäßig nach Anbruch der Dunkelheit im Hafen von Puerto Barina ein. Don Pedro Miguel de Mendoza fuhr dem Schiff mit einem Motorboot entgegen. Der Bau kam ihm merkwürdig bekannt



vor. Von einem schrecklichen Verdacht ergriffen, raste er das Fallreep empor. Die Geschützürme waren zwar abmontiert, am Panzerdeck bekam man in einer Bar Whisky und eisgekühlte Limonade, am Bug stand wirklich „Butterfly", aber das alles half nichts: es war der „Schrecken der Meere", der zum zweitenmal in Don Pedro de Mendozas Besitz übergegangen war.

Im Nachtflugzeug, das eben mit donnernden Motoren die Bucht von Puerto Barina verließ, stellte Senor Dionysos Episkopulos eine kleine Abrechnung zusammen:

„Gründung der Nicaragua-Japan-Linie (ein Sessel, ein Telephon) 300 Dollar, Umbau des Schrecken der Meere' und Neueintragung ins Schiffsregister als Passagierdampfer 1000 Dollar, Fahrtspesen 1000 Dollar, Summe der Spesen daher: 2300 Dollar. Ab von den 50 000 Dollars macht Reingewinn: 47 700 Dollar." Es ist immer noch Geld unter den Leuten.

UMGANG MIT DER EIGENEN FRAU

Es gibt Ehen, in denen die Ehefrau vom Ehemann wie eine Dame behandelt wird. Das ist kein Scherz. Ich habe selbst so eine Ehe einmal in meinem Leben gesehen.

Im allgemeinen aber benehme sich der Ehemann im Zusammenleben mit seiner Frau, als ob er allein wäre. In seiner Kleidung, in seiner Haltung, in seinen Gewohnheiten nehme er nicht die geringste Rücksicht auf den zweiten Menschen, solange der zweite Mensch seine eigene Frau ist. Bei Tisch beginne er getrost zu speisen, sowie nur etwas auf dem Teller liegt. Während des Kauens vertiefe er sich in eine großformatige Zeitung (die Ehefrau kann ja ihren Teller ruhig wegrücken oder mangels Platz auf den Schoß nehmen). Er lehne Tischgespräche prinzipiell aus Erziehungsgründen ab, denn mit vollem Munde spricht man nicht.

Das beste Stück der Tafel gehört dem Mann. Frauen benagen schrecklich gern die zurückgelassenen Knochen. Sollten dem Mann auf seinem Teller plötzlich die Kartoffeln oder ein Gemüse fehlen, so mache er sich durch lautes Anschlagen mit dem Messer bemerkbar, falls die Frau ihm nicht sofort weitere Dinge auflegt. Dies ist vor allem beim Kaffeetrinken zu beachten, wo man als Ehemann sofort mit der leeren Tasse auf der Untertasse zu klirren beginnt. Man erspart sich durch diese manuellen Geräusche, unnötige Grobheiten sagen zu müssen.

Die Wohnung gehört dem Ehemann. Sie wird nach seinem Geschmack, für seinen Gebrauch eingerichtet. Aufenthaltsecken und Arbeitsstellen für die eigene Frau dulde man keineswegs, sie hat ja ohnedies die ganze Küche für sich.

Verlange von deiner Frau, daß sie deinen Verwandten die nötige Ehrfurcht und möglichst eine herzliche Liebe entgegenbringt. Die Verwandten deiner Frau aber sind für dich alle nur Verbrecher.

Meinungsverschiedenheiten gibt es nicht. Entweder du hast Recht oder deine Frau hat Unrecht. Eine dritte Möglichkeit besteht nicht. Außer wenn du gerade heiser sein solltest.

Hat deine Frau einen seelischen Kummer, so setze dich ans Klavier und singe ihr alte Lachkuplets vor. Wird sie dann nicht sofort lustig und heiter, so werde grob.

Bemiß das Wirtschaftsgeld so knapp wie möglich. Laß dir über jeden Pfennig Rechenschaft ablegen und erkundige dich gelegentlich beim Kaufmann, ob die von deiner Frau eingetragenen Preise auch stimmen. Monatlich zweimal wiederkehrenden Posten von Salz, Essig oder Öl begegne mit dem größten Mißtrauen.



Vignette R. Mathi

Irgendwoher muß doch das Geld kommen, das deine Frau zum Friseur trägt.

Braucht deine Frau Geld für einen neuen Hut oder ein Paar Schuhe, so lasse dir alle vorhandenen Hüte und Schuhe wohlgeordnet aufbauen. Erst wenn du dich überzeugt hast, daß mit Ausbessern und Umarbeiten nichts mehr getan ist, wirf ihr mürrisch zehn Mark auf den Tisch und brumme: „Wenn ich eine junge Freundin hätte, wäre das für mich billiger und amüsanter."

Zu Weihnachten und zum Geburtstag der Ehefrau schenke man nur nützliche Sachen, die man sich für den gemeinsamen Haushalt schon lange gewünscht hat. Den Aufbau einiger Kerzen oder gar einer Geburtstagstorte vermeide mit der Begründung: „Für solche Sachen bist du doch heute schon zu alt."

Sind Kinder im Haus, so belehre vor ihnen deine Frau, daß sie sich deinen Wünschen genau so zu fügen hat, wie die Kinder.

Trinkt deine Frau gern Bier, so habe stets Wein im Hause. Trinkt sie aber lieber nur Wein, so sorge dafür, daß jeden Abend Bier auf dem Tisch steht.

Die Freundinnen der Ehefrau behandle man wie eigene.

Gehst du mit deiner Frau aus, so sieh dich immer und ganz ungeniert nach anderen Frauen um. Dann merken wenigstens alle gleich, daß die Frau neben dir nur deine eigene Frau ist.

Auf der Straßenbahn biete als wohlerzogener Mann jeder fremden Frau deinen Sitzplatz an, auch wenn die eigene Frau noch steht, weil sie vorhin keinen zweiten freien Platz gefunden hat.

Blumen kaufe man der eigenen Frau grundsätzlich nicht. Angebote wandernder Blumenmädchen lehne man strikt und kurz mit den Worten ab: „Danke, wir sind verheiratet."

Sitzest du mit deiner Frau im Restaurant und der Kellner bringt die Speisekarte, so wähle erst ergiebig nach deinem Geschmack und wenn du dann deine Bestellung aufgegeben hast, schiebe die Karte zu deiner Frau. Achte aber genau darauf, daß sie sich nichts wählt, was zehn Pfennige teurer ist als deine Bestellung.

Briefgeheimnisse gibt es in der Ehe nicht. Du mußt alle an sie adressierten Briefe öffnen und dich von ihrem Inhalt überzeugen. Dann bleibt es sich gleich, deiner Frau die Briefe zu übergeben oder sie in deiner Geschäftspost mit außer Haus zu tragen.

Zerbricht deine Frau versehentlich ein Glas, so müssen die Wände zittern. Natürlich muß sie es ersetzen. Schön muß es daheim bei ihren Eltern ausgesehen haben, wenn sie nur solche Scherben hatten. Macht sich deine Frau einen Fleck auf ihr Kleid, so sage ihr die nackte Wahrheit, daß sie eben nicht gewöhnt ist, ein gutes Kleid zu tragen und daß sie sich lieber einen Scheuerfetzen umbinden sollte.

Die Ehe ist ein Beruf der Frau. Halte ihr daher immer vor Augen, daß sie von dir ernährt wird und daß sie sich schön umgucken würde, wenn sie dich nicht hätte. Wenn du ihr das jahrelang jeden Morgen und Abend sagst, wird sie es schließlich selbst glauben und du hast dann endlich deine vollkommene Ehe. Wie du sie als richtiger Mann ohne sentimentale Schwächen verdienst.

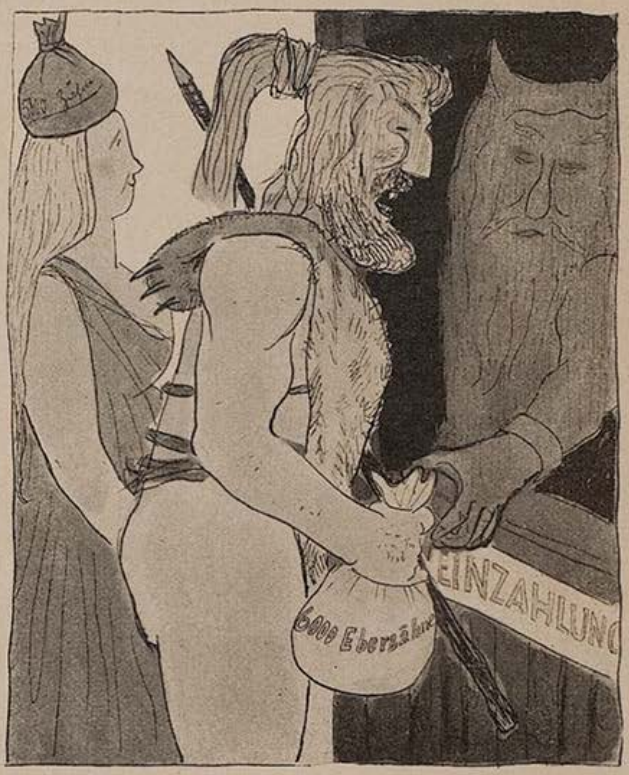
Kulturgeschichtliche Bilderbogen

Anton Leidl

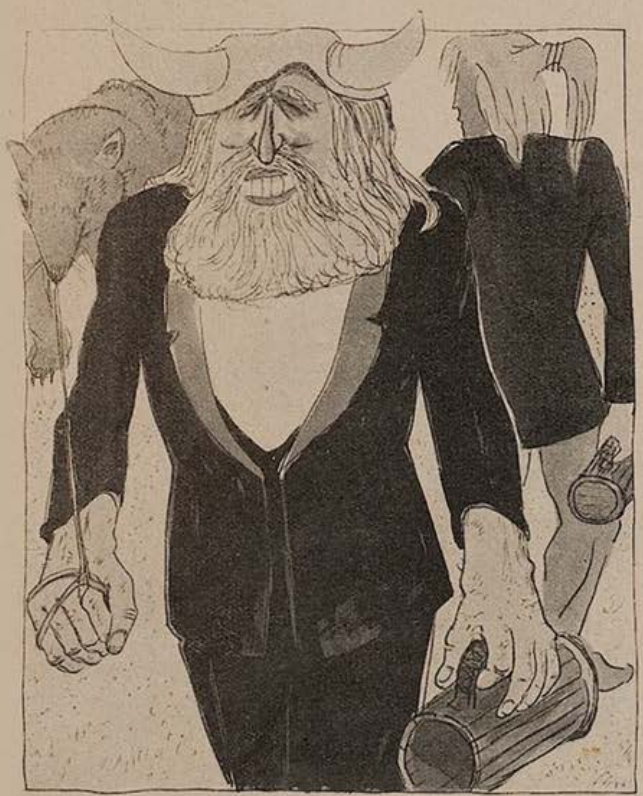
I.



Die neuere Forschung hat einwandfrei ergeben, daß die alten Germanen bereits in Steiners Paradiesbetten schliefen, . . .



. . . daß sie keineswegs auf der Bärenhaut lagen und Haus und Hof verkümmelten, sondern ihre Ersparnisse auf die Landwirtschaftsbank trugen. . . .



. . . daß sie bei festlichen Gelegenheiten den Smoking zu tragen und zu schätzen wußten, . . .!



. . . und daß etwelche gegenteilige Behauptungen des Reiseberichterstatters Tacitus auf das Konto seiner jedenfalls jüdischen Sekretärin gebucht werden müssen.

Der Dachauer hinkende Bote

Herausgegeben von Martinus Pfeffer aus dem Bayerland

Der hinkend Bot bin ich genannt, durchstelz das ganze teutsche Land mit meinem prügelhölzern Bein, jahrein-jahraus, jahraus-jahrein.



Die Wissgier ist mein Reiseziel, ich bring der Newen Zeitung viel, damit die Welt, der Plagen satt-statt weinens auch zu lachen hat.

Verlegt bey Georg Hirth sel. Erben zu München in der Herrngass

Jahrgang 2 Nr. 3

Aus der niederbayerischen Passion

Nachfolgendes Szenarium hab ich in einem alten Manuskripte zu Ober-Griesbach im Niederbayerischen gefunden, allwo es sich im Notenschrank auf dem Orgelchor unter Staub und Papierbröseln lange mochte versteckt haben. Der Pfarrherr des Ortes hatte nichts dawider, daß ich mir von dem Skriptum eine Abschrift fertigte, welche ich nunmehro in den „Hinkenden Boten" rücke, maßen jetzt das Passionsspielen wieder an allen möglichen Örtern im Schwange ist. M. Pf.



Das Theater stellet dar den Platz vor des Landpflegers Haus. Longinus tritt herfür und sagt:

Heunt haben wir erschröcklich viel
zu tun — das ist kein leichtes Spiel;
drei hoche Kreuz' sind aufgericht,
daß man schon aus der Fern sie sicht.
Viel Volks ist unterwegs im Lauf
alles rennt zu dem Berg hinauf,
weil, wenn es was zu schauen gibt —
der Mensch fast kein Erbarmen übt,
will hin und her nur spekulieren
des andern Unglück zu fixieren.
Da schaugt ein solcher Neugier-Tropf
gemächlich hin, wann man den Kopf
von seinem Buben oder Weib
mit dem Türckensäbel schneidt vom Leib —
macht ein Gesperr und druckt die Augen
sich aus dem Kopf, bloß um zu schaugen,
tritt auch dem Nachbarn auf die Zehn
und möcht grad allweil noch was sehn,
es ist ein rechte Sünd und Schand
daß man in einem solchen Land
Aufhebens macht vom harten Sterben,
wovon ein andrer muß verderben.
So etwas ziemt sich für einen Wicht,
aber für einen Christenmenschen nicht.

Nun kommt der Landpfleger Pilatus herfür und sagt:

Froh bin ich, wann das Geschäfft zu Endt,
ich wasch in Unschuld meine Händ.
Hab wahrlich keinen rechten Lohn
und nur die Plackerei davon.
Muß Brieff ausschreiben und Siegel drucken
auf das Papier und darf nit mucken —
und soll mir noch auf allen Gassen
von denen Judenbärten was einbrocken lassen.
Bis zum Kaiser laufen sie hin beherzt
und haben mich gar schon angeschwärzt;
machen allzeit ein kläglich' Geschrei,
sagen: kreuzige den und gieb Barnabam frei,
sind mit ei'm Wort rechte Laffen und Scheißer
und schmeicheln sich in die Gunst vom Kaiser.
He, Longinus, was stehst du so stocksteif da ...
schau daß du endlich hinaufkommst zum Golgatha.
Haben zum Maulaffen halten jetzt keine Weil,
geh hin und verricht dein Geschäfft in Eil.

Longinus spricht darauf:

Oh, edler Herr, ich steh wahrlich nicht rum,
aber mir ist im Kopff gantz saudumm —
bin sonsten von rauhen und starken Gebärden,
nur heunte will ich nit lustig werden.
Ich glaube allweil, daß der Herre Jesu Christ
würklich der Sohn unseres Hergotts ist,
einen solchen soll man, will ich denken
nicht auf das Kruzifix hinauf henken
und gar annageln mit scharpfen Eisen,
die ihm die gantze Haut zerreißen.
Traun, hätt ich was in der Sach zu sagen —



wollt ich die Juden viel lieber schlagen
ans Kreuz, damit sie merken zur Stund,
daß man nit umsonst falsch Urteil sprechen kunnt.
Hat doch der Mensch, so jetzt sterben soll
ein Antlitz, so gantz der Gnaden voll —
und zween Augen, so voller Lieb und Licht,
daß einem schier das Hertz abbricht.

Pilatus sagt:

Je nun, was kann ich davor tun —
wann sie nicht rasten und nicht ruhn,
lauffen zum Kaiser gantz ohne Gewissen —
und sagen ich hätte sie, traun, beschissen ...
hätt Wegzöll und fiskalisches Geld statt in Kassen
in meiner Taschen verschwinden lassen,
und was dergleichen Possen mehr,
da dank ich schön von ohngefähr.
Haben allzeit was zu knurren und pentzen
und um den Kaiser herumscharwenzen.
Mach also schnell, daß wir finden ein Endt,
ich wasch derweil in Unschuld meine Händ.

Er geht wieder in das Haus hinain.

Longinus sagt:

Ja, freilich, so einer Dreck hat am Stecken
muß er gleich vor jedem Hundsfott erschrecken,
muß allweil nach der Pfeiffen tantzen
und gar selber noch greiffen zur schweren Lanzen,
muß den Henker machen von denen Böttern,
da soll ins nicht fuchtig werden und wettern.
Aber jetzt ist es reitens Zeit,
maßen der Weg recht beschwerlich und weit ...
Haber ich muß folgen als rechter Soldat,
weil sonst niemand keinen Respekt nicht hat.
Ich geh und tu, wie mein Befelch vorschreibt,
hats allweil ein jeder, wie ers treibt.
Haber es muß noch dereinst kommen die Zeit,
wo man Zeter und Mordio schreit
über die, so falsches Urtel gesprochen
und dem Kaiser in Arsch hinaingekrochen.
Potz Velten, mit einem solchenen Hauffen
mag ich mich nit um die Ehre rauffen.
Ich tu, was sein muß — so ists befohlen,
die anderen kann, traun, der Teuffel holen.

ad spectatores:

Und lest ihr lieben Leut im Testament,
von einem, den man Longinus nennt,
der des Hergotts Sohn mit scharpfem Stich
in die Brust gestoßen — dann betet für mich.
Ich hab gethan, was das hohe Gericht
mir angeschafft — das ist Soldatenpflicht.
Will euch aber aufs beste dabei versprechen,
daß ich ihm nit mag in das Herz hineinstechen.
Vielleicht kommt er gar mit dem Leben davon —
dann wird er bestraffen die andren schon.
Jetzt geh ich — es fällt mir marterschwer,
haber das geht nicht anders beym Militair.

Er geht ab.
Das Theater wird umgeräumt.

An alle Trunkenbolde

Erschrecket doch und werdet bleich:
kein Trunkenbold soll in das Reich
der Auserwählten kommen.
Es soll ein solcher wüste Bock
nicht nagen an dem Rebenstock
der Nüchternen und Frommen.



Man wird ihn weisen in den Stall
da volle Zapfen überall
beym Satan müssen zechen /
und sauffen was er eingeschenkt /
den Trunk, der Leib und Seele kränkt
aus Pech und Schwefelbächen.

1687.

Anekdoten

Der Appetit!

Während des Krieges gegen die Feinde des päpstlichen Stuhles, der zu Ankona geführt wurde und den der Kardinal von Spanien heraufbeschworen hatte, besuchte der letztere die Armee gerade in dem entscheidenden Augenblick, in dem es sich um Sieg oder Niederlage handelte. Er ermahnte die Soldaten und spornte sie an, mutig in den Kampf zu ziehen. Wer in der Schlacht falle, führte er aus, würde mit Gott und seinen Engeln tafeln. Alle Sünden würden ihm vergeben werden, und zwar um so schneller, je entschlossener er in den Kampf zöge. — Nach dieser salbungsvollen Rede trat er wieder zurück. Da rief einer der Soldaten: „Warum willst du denn nicht mit uns tafeln ...?“ — „Meine Essenszeit ist noch nicht da“, pariette schlagfertig der Kardinal diesen Angriff, „ich habe noch keinen Appetit!“

Das kleine Haus

Als Königin Elisabeth von England ihren Großsiegelbewahrer Nicolaus Bacon, den Vater des berühmten Schriftstellers Francis Bacon, auf seinem Landgut Hertfortshire besuchte, war sie von der Bescheidenheit seiner Wohnung überrascht. „Warum ließen Sie Ihr Haus so klein bauen?“ fragte sie ihn. — „Ich ließ mein Haus nicht zu klein bauen“, antwortete er. „Aber Euer Majestät machten mich zu groß für mein Haus.“

Aufstand!

Der Hofnarr stürmte bei Tagesanbruch in das Schlafgemach des Königs und schrie: „Um's Himmelswillen, Ew. Majestät, soeben beginnt ein ungeheurer Aufstand! Wenigstens 40 000 Menschen haben sich erhoben!“ Der König erschrack sehr, denn er wußte, daß das Volk längst wegen der zu hohen Steuern murrte. Er stürzte ans Fenster und rief den Vorübergehenden zu: „Die Hälfte der Steuern sei euch erlassen!“ — „Oh!“ sagte der Hofnarr. „Das war nicht nötig, Ew. Majestät. Der Aufstand würde sich heute Nacht, wenn die Leute müde werden, von selbst wieder gelegt haben.

Der Menschenfreund ...

Timon, der Athener, lebte zur Zeit des peloponnesischen Krieges (wie aus den Schauspielen des Aristophanes und anderer zu ersehen ist, in denen er häufig als ärgster Menschenfeind geschmäht wird) in tiefer Abgeschlossenheit. Er mied und scheute den Umgang mit allen Menschen. Nur Alkibiades — ein junger lebensübermütiger Mensch — war der einzige, dem er unverhohlen seine Sympathien angedeihen ließ. Da Apematus (ein Freund des Timon) sich darüber wunderte und den Timon nach der Ursache seiner Zuneigung für Alkibiades fragte, bekam er die seltsame Antwort: „Ich liebe diesen Jüngling, weil ich weiß, daß er noch einmal großes Unglück über die Athener bringen wird ...“

HANS REIMANN:

LIEBERNICKELS

Sie waren zum Stiftungsfest eines rheinischen Vereins gewesen und hatten sich ganz nett unterhalten. Mit Möllers und anderen Bekannten hatten sie ein Schwätzchen gemacht, der tanzenden Jugend zugeschaut und an der Tombola ihr Glück versucht. Frau Liebernickel hatte einen Serviettenring gewonnen, eine Schachtel Zigaretten und eine Beethoven-Biographie. Herr Liebernickel hatte einen metallenen Taschenspiegel gewonnen und ein Kosmos-Bändchen. Gegen Mitternacht waren sie von Möllers zu einem Mokka eingeladen worden und hatten bis gegen zwei Uhr herumgesessen, sinnlos auf ein Wunder, auf ein besonderes Ereignis wartend. Sie warteten vergeblich.

Dann gingen sie.

Und nun waren sie daheim.

Liebernickels führten keine glückliche und keine unglückliche Ehe. Sie lebten nebeneinander hin, ohne Parallelen zu sein. Sie lebten nebeneinander hin, weil sie versäumt hatten, sich rechtzeitig zu trennen. Und weil es aus hundert kleinen Gründen des Anstands und der Rücksicht empfehlenswert war, ein Ehepaar zu bleiben. Ihr Dasein plätscherte soso lala. Liebernickel begab sich allmorgens ins Büro, Hilde wischte Staub und kochte und nähte, wie das eben so ist. Als Backfisch hatte sie mal für einen Tenor geschwärmt, während der Brautzeit war sie mit ihrem Eugen mehrmals in der Oper gewesen. Bücher lasen sie nicht. Zu Kunst und schöngeistigen Dingen unterhielten sie keinerlei Beziehungen. Eugen hatte alle vierzehn Tage seinen Kegelabend; Hilde und Frau Möller trafen sich hin und wieder, um Schaufenster anzuschauen und billig Reste zu kaufen. Das Stiftungsfest bedeutete ein gewisses Erlebnis. Man hatte sich gezeigt, man war dabei gewesen, man hatte mitgestrudelt.

Und nun waren Liebernickels wieder daheim und fühlten sich geborgen und krochen ins Bett.

„Bist du endlich fertig?" fragt Eugen.

Hilde beschmiert ihr Gesicht mit irgendeiner fetthaltigen Sache und knipst dann das Licht aus. Sie ist rechtschaffen müde.

Aber Eugen kann nicht einschlafen. Der Mokka. Sein Kopfkissen ist heiß. Das Herz hämmert, er wirft sich auf die andere Seite und quält sich, einzuschlummern.

Nach einer Weile ertappt er sich dabei, daß er die Augen offen hält.

„Hilde — schläfst du schon?"

Hilde ist drauf und dran, sie brummelt etwas vor sich hin.

Eugen strampelt und werkelt. Und egoistisch ist er obendrein. Wie alle Männer. Es paßt ihm nicht, daß die Frau schläft, während er so sackstiedewach liegt.

Gutmütig rafft sich Hilde auf, Eugens Fragen zu beantworten, auf seine Unterhaltungsversuche einzugehen. Dann redet sie auf ihn ein, den Versuch zu unternehmen und mit Aufgebot aller Energie zu schlafen. Man könne, falls man wolle.

Eugen strengt sich an, einzuschlafen. Vor lauter Anstrengung wird er immer mobiler, sein Motor läuft, er ist kregel und frisch wie ein Füllen.

Hilde klammert sich an die letzten dünnen Fäden ihrer Mattigkeit und muschelt:

„Versuchs doch mal mit Zählen!"

„Mit was?"

„Möller meint, man muß zählen, wenn man nicht einschlafen kann."

Eugen zählt. Eugen zählt voller Wut auf Möller.

Bei 813 ist Hilde süß eingeschlummert.

Eugen jedoch ist dem Wahnsinn nahe.

Er weckt die Gattin.

Männer hätten längst zum Hackebeil gegriffen — — Frauen gleichen holden Engeln. Hilde rafft ihre bereits entschwundenen Geisteskräfte zusammen und flötet: „Weil du verkehrt zählst. Du mußt nicht aufwärts zählen."

„Sondern?"

„Von hinten nach vorn. Von tausend bis eins."

„Warum?"

„Möller sagt, aufwärts zählt man automatisch. Aber verkehrt herum, das wirkt einschläfernd. Möllers fangen immer bei 4711 an."

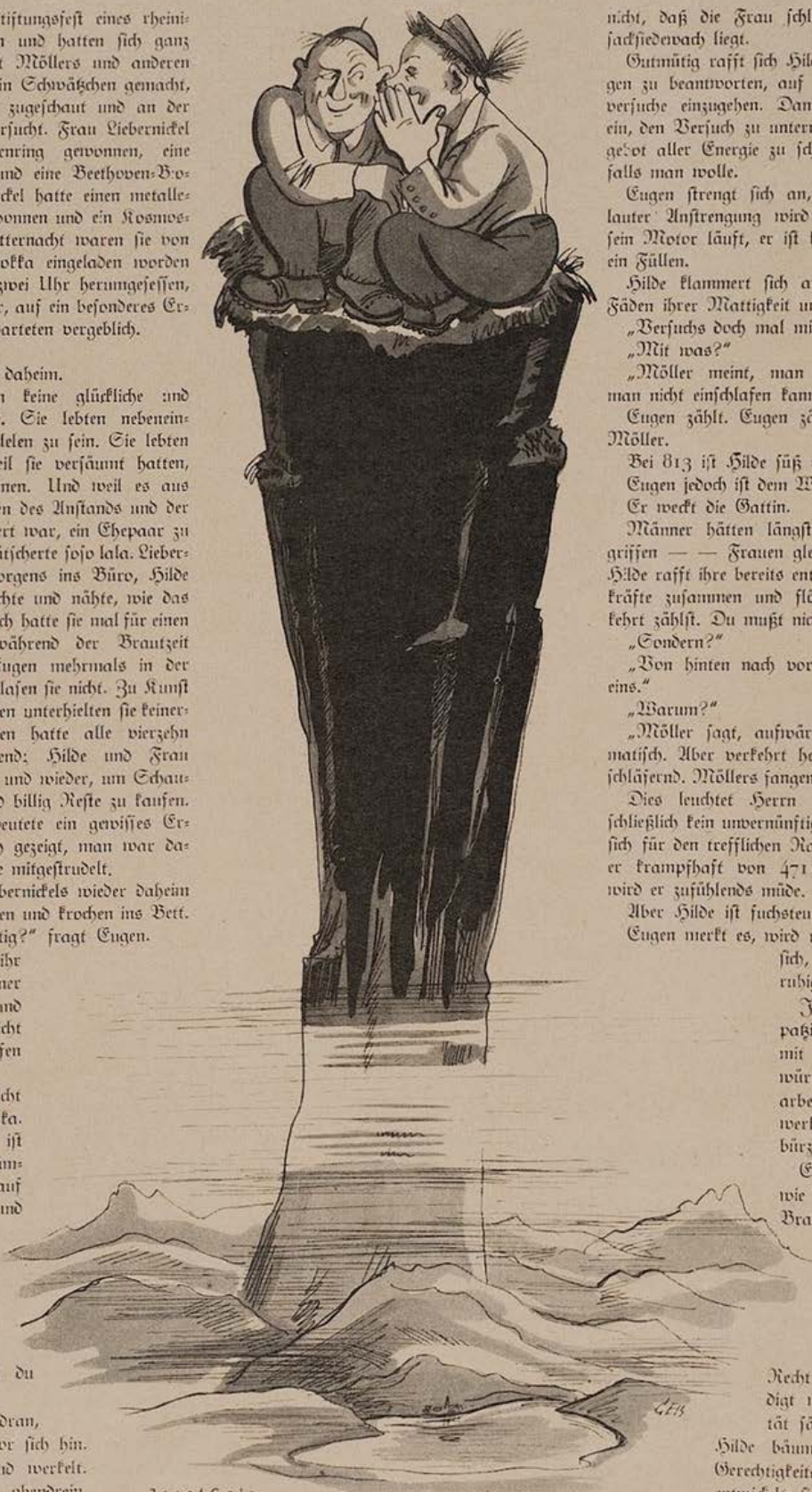
Dies leuchtet Herrn Liebernickel ein, der schließlich kein unvernünftiger Mensch ist. Ohne sich für den trefflichen Rat zu bedanken, zählt er krampfhaft von 4711 rückwärts. Dabei wird er zusehends müde.

Aber Hilde ist fuchsteufelsmunter.

Eugen merkt es, wird nervös und erkundigt sich, warum sie so unruhig liegt.

Jetzt wird die Gattin patzig, jetzt wird Eugen mit einer Flut von Vorwürfen überschüttet, jetzt arbeitet Hildes Mundwerk wie ein Entenbürzel.

Eugen steht zunächst wie unter einer kalten Brause, dann dreht er seinerseits den rednerischen Kran auf und packt Dinge aus, die jahrelang zurückliegen und mit Recht begraben und erledigt waren, eine Spezialität sämtlicher Eugens. In Hilde bäumt sich ein dumpfes Gerechtigkeitsempfinden hoch, es entwickelt sich ein ebenso blödes wie hitziges Wortgefecht. Eugen



Josef Gols

Der Witz

verliert jeglichen festen Boden unter den Füßen und rettet seine immer kläglicher werdende Lage, indem er plötzlich Thema und Lagerstätte verläßt, das Licht anknipst und sich in einer Schublade zu schaffen macht.

„Was suchst du denn da?"

„Ein Schlafmittel! Ich werde verrückt!"

Nunmehr erhebt sich auch Hilde, hilft suchen, findet ein Röhrchen mit vier Tabletten, spült zwei Stück hinunter, erinnert sich der Beethoven-Biographie, holt das Buch, legt sich zu Bett und liest blindwütend drauflos.

Wenige Minuten später hat sich Eugen ebenfalls zwei Tabletten einverleibt und mit seinem Kosmos-Bändchen zu Bett begeben.

Beide sind richtig aufgeregt, ob das Schlafmittel wirkt.

Beide schweigen und lesen um die Wette.

Eugen liest: „Von zehn Männchen entgehen kaum zwei bis drei dem traurigen Schicksal des Gefressenwerdens."

Hilde liest: „Mälzel, der später durch sein Metronom bekannt wurde, erfand für Beethoven eine Gehörmaschine."

„Eugen liest: „Das Männchen wird nach vollzogener Befruchtung ausgesogen, seine leere Hülle liegt am nächsten Morgen unter den Resten anderer Beutetiere vor dem Eingang zum Hochzeitshause."

Hilde liest: „Die ersten vier Noten der 5. Symphonie sind dem Gesang einer Goldammer abgelauscht."

Eugen liest: „Hat ein Männchen das Pech, an ein bereits befruchtetes Weibchen zu geraten, so läßt sich dieses überhaupt keine Annäherung gefallen, sondern macht kurzen Prozeß und frißt den Bewerber auf."

Hilde liest: „Beethoven schlief sommers wie winters auf einem Strohsack und deckte sich mit einer dünnen Decke zu."

Eugen kann nimmer an sich halten. Eugen muß der Gattin mitteilen, was er da staunend liest: „Du, Hilde, der Sprung so einer Spinne ist etwa dreimal so weit wie der Sprung eines Tigers!"

Hilde ist dermaßen in ihren Beethoven vertieft, daß sie gar nicht auf Eugens Worte achtet. Sie findet das Buch ungeheuer interessant und möchte am liebsten Satz für Satz laut vorlesen. Sie unterbricht den Gatten: „Eugen, denke mal an, er war sehr zerstreut, und als er mal eingeladen war, hat er in einen Spiegel gespuckt, weil er dachte, es war ein offenes Fenster."

Eugen erwidert: „Daß so eine Spinne nicht selber an ihrem Netz hängen bleibt, verdankt sie einem Schutzmittel gegen den Leim, den sie aus gewissen Drüsen ausscheidet."

Die Spinnen prallen an Hilde ab. Sie ist außerstande, sich von Beethoven loszureißen. Ringsum versinkt die Welt. Mitten in der Nacht hat Frau Liebernickel ein tiefes Erlebnis.

„Eugen, eigentlich ist er daran gestorben, daß er sich während der Fahrt auf einem Milchwagen erkältet hat!"

Eugen ist an den Spinnen angebacken, er pfeift auf Beethoven. Ganz außer Atem verkündet er, daß in Amerika eine Art vorkommt, die nicht nur Wendeltreppen anlegt, sondern sogar mitten im Netz ein seidenes Ruheplätzchen.

Hilde ist außer sich und möchte es in alle Winde schreien, daß für den gesamten Nachlaß Beethovens keine tausend Gulden ersteigert wurden ... einschließlich der unveröffentlichten Manuskripte.

Eugen ist nicht minder außer sich, eine Welt hat sich ihm aufgetan. Manche Spinnen liefern binnen zehn Tagen einen Faden von zweitausend Meter Länge. Ein Forscher hat mehrere Tiere in hohle Korkstückchen so eingeklemmt, daß nur der Hinterleib frei blieb, hat ihnen dann eine Fliege vorgehalten und den Faden auf einer Haspel abgewickelt. Großartig.

Hilde kämpft mit den Tränen, Hilde ist erschüttert. Denn eines schönen Tages wurde Beethoven von der Polizei aufgegriffen, weil er wie ein Bettler aussah, und als er seinen Namen nannte, hat man ihn angeschnauzt, er sei ein Lump, und der Beethoven sähe ganz anders aus.

... So verwich die Nacht.

Der eine las sein Kosmos-Bändchen, der andere seinen Beethoven.

Als der Morgen graute, sanken Liebernickels in Schlaf.

Es wurde eine glückliche Ehe.

Dank der Tombola? Durch die Spinnen und durch Beethoven? Infolge des Mokka?

Infolge Rismet?

Einerlei.

Wer sich entspießert, hat mehr vom Leben.

Brauchen Sie DIE KLEINE ANZEIGE der „Jugend"

SCHRIFTSTELLERN

bietet große Buchdruckerei mit angegliedertem bekanntem Verlag für wissenschaftliche oder belletristische Werke sehr vorteilhafte

VERLAGSVERBINDUNG

Anfragen unter Literaria 846 an die Expedition der „Jugend", München, Herrnstraße 10.

Zur Anfertigung jeder Art Drucksachen empfiehlt sich G. Hirth Verlag AG. München, Herrnstr. 10

GRATIS Liste sendet über hygienische u. sanitäre Artikel MARTIN Gummiwaren-Versand Frankfurt a. M. 1 Postfach 203/J.

Wer kauft schafft Arbeit!

Ein ergötzliches Bilderbuch ist der Kunstblätter-Katalog der „Jugend" mit über 1000 verkleinerten Abbildungen der in Millionen von Exemplaren als Wandschmuck verbreiteten Vierfarbendrucke. Preis ohne Porto RM. 2.70. Bestellungen durch den Buchhandel oder den unterzeichneten Verlag G. Hirth Verlag AG., München, Herrnstr. 10

ZEITUNGS-AUSSCHNITTE liefert ADRESSEN schreibt WURFSENDUNGEN erledigt FÜR SIE ADOLF SCHUSTERMANN FERNRUF: F7, JANNOWITZ 5116, 5117 UND 5811 DRUCKSCHRIFTEN BITTEN WIR ANZUFORDERN! GEGRÜNDET 1911 BERLIN S.O. 16 RUNGESTR. 20

LEST DIE „JUGEND"

Neurasthenie

Nervenschwäche Nervenzerrüttung b. mit Schwin- d. best. Kräfte. e ist dieselbe v. it. Standpunkte ohne wertlose waltmittel zu be- deln u. zu hei- ? Wertvoller, n. est. Erfahrungen rbeitet. Ratgeber Jedermann, ob oder alt, ob gesund oder n erkrankt. Gez. endg. v. M. 1.50 Briefmarken zu ehen vom lag Silvana 66, isau (Schweiz).

Fidus-Bilder

in Postkartenformat. Wiedergaben der besten Werke dieses Berliner Meisters, sind zum Preise von 50 Pfg. für die Serie von 12 Stück herausgegeben. Der großen Verehrergemeinde von Fidus wird diese Veröffentlichung willkommen sein. G. HIRTH VERLAG AG. München, Herrnstraße 10

GRATIS Preisliste Nr. B4 senden Gummi-Industrie „Medicus", Berlin SW 68, Alte Jacobstr. Nr. 8.

Männer die ihre Kräfte schwinden fühlen, werden wieder jung u. lebensfroh durch die bewährte „Sexursan". Lebenskraft u. Lebensfreude bis ins höchste Alter. Prospekt diskret durch Sexursan Co. Bad Reichenhall 536

In 3 Tagen Nichtraucher Erfolge verblüffend. Auskunft kostenlos. 1000de Dankschreiben Geheilter. Laboratorium Hansa, Friedrichshagen V 916 b. Berlin, Ahorn-Allee 49

KUNSTPOSTKARTEN in vortrefflichem Vierfarbendruck nach Bilderwiedergaben aus der „Jugend" liefern wir 12 St. für 90 Pf., die ganze Serie von 130 St. für RM 6.— franko G. HIRTH VERLAG AG. München 2 NO — Herrnstraße 10

SCHÖNE BILDER an den Wänden machen die Wohnräume behaglich. Wo das Geld für Erwerbung von Originalen fehlt, hat der Bilderliebhaber Ersatz an den Vierfarben-Kunstblättern der „Jugend", die zu den erstaunlich billigen Preisen von 50 Pfg., 75 Pfg. und 1.— Mk. je nach Größe durch den Kunsthandel und den unterzeichneten Verlag zu beziehen sind. Der reich bebilderte Katalog (Preis RM. 2.70) erleichtert die Bestellung. G. Hirth Verlag AG., München, Herrnstr. 10

Lest den Sportfischer die vortrefflich ausgestattete Fachzeitschrift. Halbjahrespreis 3 M. Fischereisport-Verlag Dr. Hanns Schindler München NW 2 Karlstraße 44

Große Münchener Kunstausstellung 1934 in der Neuen Pinakothek • Glaspalast-Ausstellung 1. Juni bis Anfang Oktober Eintritt 50 Pfg. - Geöffnet von 9–6 Uhr

Bei etwaigen Bestellungen bittet man auf die Münchner „Jugend" Bezug zu nehmen.

Eine amateurphotographische Schrift, die bisher fehlte, aber oft verlangt wurde:

RICHTIGES ENTWICKELN

VON GERHART ISERT

erschien soeben als Beginn einer modernen Reihe **„DIE KLEINE PHOTOBÜCHEREI"**

Interessenten sind das große Heer der Amateurphotographen

Preis RM. 1.—, mit Porto RM. 1.10

G. HIRTH VERLAG AG. MÜNCHEN
HERRNSTRASSE 10

REDAKTIONELLE NOTIZ: KÜNSTLER DER „JUGEND"

Karl Schleinkofer-München. Es hat den Anschein, als hätten die wenigen Schüler Karl Haiders nicht nur etwas von der künstlerischen Diktion ihres Meisters, sondern auch dessen übergroße Bescheidenheit geerbt. Wenn die „Jugend" nicht schon einmal früher die Gelegenheit, ein Werk des Haiderschülers Karl Schleinkofer zu zeigen, wahrnahm, so gewiß nur deshalb, weil es hier einer vorzog, zu malen, anstatt seine Gegenwart mehr oder minder geräuschvoll zu manifestieren. Ich halte das Werk Schleinkofers aus zwei Gründen für wichtig und mitteilungswürdig: einerseits bietet es uns die Gewähr dafür, daß jener Geist, den eine mißverstehende Öffentlichkeit heute mit einem fatalen Lächeln als „Postkutschenromantik" abzutun sich bemüht, in Wirklichkeit als die beste Erfahrung unserer künstlerischen Entwicklung durch Jahrhunderte noch lebendig ist; und anderseits, weil es uns als Kriterium für den heute nicht minder mißverstandenen Begriff „deutsche Kunst" dienen kann und uns zu der Einsicht bekehrt, daß selbst der Einbruch des Impressionismus in die deutsche Malerei, jenes hohe Gefühl der inneren Beseelung, wie es uns aus den Werken der „letzten" Romantiker Hans Thoma und Haider entgegentritt, noch lange nicht verloren gegangen ist. In diesem Sinne will mir der Maler Schleinkofer als bedeutend wichtiger erscheinen, als so mancher, der sich heute mit revolutionärem Getue auf den gewissermaßen über Nacht entdeckten Boden nationaler Tatsachen stellt. *A. W. R.*

Ehe

„Nun, wie fühlst du dich denn in deinem Ehestande?"

„Genau so wie auf der Bühne!"

„Was soll denn das heißen?"

„Ein Auftritt folgt stets dem andern!"

F. S.

Kindermund

Mutti ist mit Klein-Elli auf dem Lande und beobachtet gerade das Auskriechen der jungen Rücken. Frägt die Mutter: „Warum glaubst du, Elli, kriechen die kleinen Rücken aus den Eiern?" — Klein-Elli: „Weil sie Angst haben — — gekocht zu werden!"

Die Wirkung

Gurke liebt Gartenbau. Aber Gurke hat keinen Garten. Ergo baut sich Gurke breite Fensterkästen. Hängt sie außerhalb seiner Fenster an das Haus und sät Radieschen, Bohnen, Kresse, Wicken und Tomaten.

„Was glaubst du wohl, was zuerst gekommen ist?", fragt er einen Freund.

„Die Radieschen?"

„Nein."

„Die Kresse?"

„Nein."

„Die Wicken, Bohnen, Tomaten?"

„Nein. Zuerst ist ein Schutzmann gekommen, der verlangt hat, ich soll die Kästen sofort wieder hereinnehmen." *er.*

Rubey



„Möchten Sie mir nicht meinen Pfeil wieder geben, Frau Müller?"
„Wo soll denn dein Pfeil sein, Fritzchen?"
„In Ihrer Katze."

Das Treppengeländer

„Aber Lenchen, ich würde doch nicht immer das Treppengeländer runterrutschen!"

„Das kriegst du auch gar nicht fertig, Großmama!" *F. S.*

Abgeblitzt

„Ich könnte nie einen Mann heiraten, der sich nicht stets vorher überlegt, was er tut."

„Dann wollen Sie also ledig bleiben?"

Hochbetrieb

Bei Lachners kamen Drillinge an. Man legte sie in einen Waschkorb. Der kleine Fritz wird zum Vater ins Büro geschickt, um ihm die Nachricht zu bringen.

„Papa", sagt er, „wir kriegen dauernd Kinder. Ein Waschkorb ist schon voll!"

Nicht empfehlenswert

„Auf deine Treue kann ich doch Häuser bauen?" fragte Egon seine Braut, die schwerreiche Erbin.

„Gewiß!" antwortete diese, „aber ich möchte dir empfehlen, auf diese Häuser keine Hypotheken aufzunehmen!" *F. S.*

Der arme Mann

„Mutti, bitte, gib mir doch zehn Pfennige für einen armen Mann!"

„Wo ist denn der arme Mann?"

„Der steht dort unten an der Ecke und verkauft Eis." *F. S.*

Alles in Ordnung

„Wollen Sie mich heiraten, Ellen?"

„Ja, Dick. Aber nur, wenn Ihr Einkommen recht viele Nullen hat."

„O, Ellen, es besteht sogar nur aus Nullen!"

Kindermund

Am Land. —

„Mutti, warum gackern die Hühner so?"

„Weil sie Hunger haben!"

„Warum legen sie sich dann kein Ei und essen es?" *F. H.*

In Texas

Polizist: „Mann, wie sehen Sie denn aus! Sie bluten ja aus Nase und Ohren!"

„Ich habe nur hier in dem Zeitungsgebäude angefragt, ob der Redakteur zu Hause sei."

„Nun, und?"

„Er war zu Hause."

Herzklopfen

„Herr Doktor, was soll ich nur tun? Ich habe den ganzen Tag Herzklopfen!"

„Sind Sie doch froh! Wenn Sie das nicht hätten, wären Sie ja tot!"

Liebe Jugend

Ich erzählte meinem Jungen vom listigen Fuchs: — „Da kam ein Mädchen mit einem Korbe frischer Semmeln. Gleich stellte der Fuchs sich tot. Das Mädchen wollte den hübschen Balg haben und stellte den Korb nieder. Flugs war der Fuchs zur Stelle und stahl den Korb mit den Semmeln."

Nun sollte der Junge die Geschichte nacherzählen. Das geschah folgenderweise: „Zuerst stellte der Fuchs sich tot. Das Mädchen stellte seinen Korb beiseite. Da stellte sich der Fuchs schnell wieder lebendig — — —"

*

Das Mitglied eines Kaffeekränzchens hat sich unerhört verspätet und wird nun unter allgemeiner feierlicher Stille von ihrer Nachbarin über den Grund ihrer Unpünktlichkeit verhört. Ich belausche folgenden Dialog:

„Jessas Frau Hofrat — wo sind's denn so lang g'wesen?"

„Ich? Ich komm' grad vom Arzt!"

„So, Sie kommen grad vom Arzt?"

„Ja, und der hat mir ein Rezept aufg'schrieben; ich hab' nämlich Arterienverkalkung!"

„So, gehn's sind's so gut und lassen's mich das Rezept abschreiben, ich hab nämlich auch Arterienverkalkung." *C. R.*

Rubey



„Hams net an kleineren Stern, vielleicht ein um a Fünferl?"

Jede Nummer der „JUGEND" wird von ca. 50000 Menschen gelesen. **Darum inseriere!**

DIE KUNSTZEITSCHRIFT



„Der Sportfischer"

soll von **jedem waidgerechten** Sportfischer gehalten werden. *„Der Sportfischer"* bringt Text- und Bildermaterial aus aller Welt, darunter auch große mehrfarbige Kunstdrucke

½jährlich RM. 3.—, jährlich RM. 6.—. Man abonniert bei seinem Briefträger, beim Postamt oder direkt beim

FISCHEREISPORT-VERLAG DR. HANNS SCHINDLER,
Fischerei-Buch- u. Kunsthandlung
München NW 2, Karlstraße Nr. 44
Tel. 596160

Das behagliche Heim

Dr. Alexander Koch's



INNEN-DEKORATION

nach wie vor anerkannt beste internationale Zeitschrift unter Mitarbeit namhafter Architekten über

Neuzeitliche Wohnungskunst

Reichillustriertes Probeheft RM. 2.80 postfrei

Verlagsanstalt Alexander Koch, G.m.b.H., Stuttgart O 42

Begründer: Dr. GEORG HIRTH. — Verantwortlich für die Schriftleitung: ARNOLD WEISS-RÜTHEL; für die Anzeigen: GEORG POSSELT, München. — Verlag: G. HIRTH VERLAG AG., München. — Für die Herausgabe in Österreich verantwortlich: J. RAFAEL, Wien I, Graben 29a (Eingang Trattnerhof). — Für die Redaktion in Österreich verantwortlich: MARIANNE RAFAEL, Wien XIX, Hochschulstraße 25. — Alle Rechte vorbehalten. — Nachdruck strengstens verboten. — Copyright by G. HIRTH VERLAG AG., München. — Druck: G. HIRTH VERLAG AG., Buch- und Kunst-Druckerei, München, Herrnstraße 10. — D.-A. 9000. — Entered as second class matter, Postoffice New York, N. Y. — Manuskripte sind nur an die Redaktion der „Jugend", München, Herrnstraße 10, zu senden; Rücksendung kann nur erfolgen, wenn Rückporto beiliegt.

Die Unentwegten

Erich Wilke

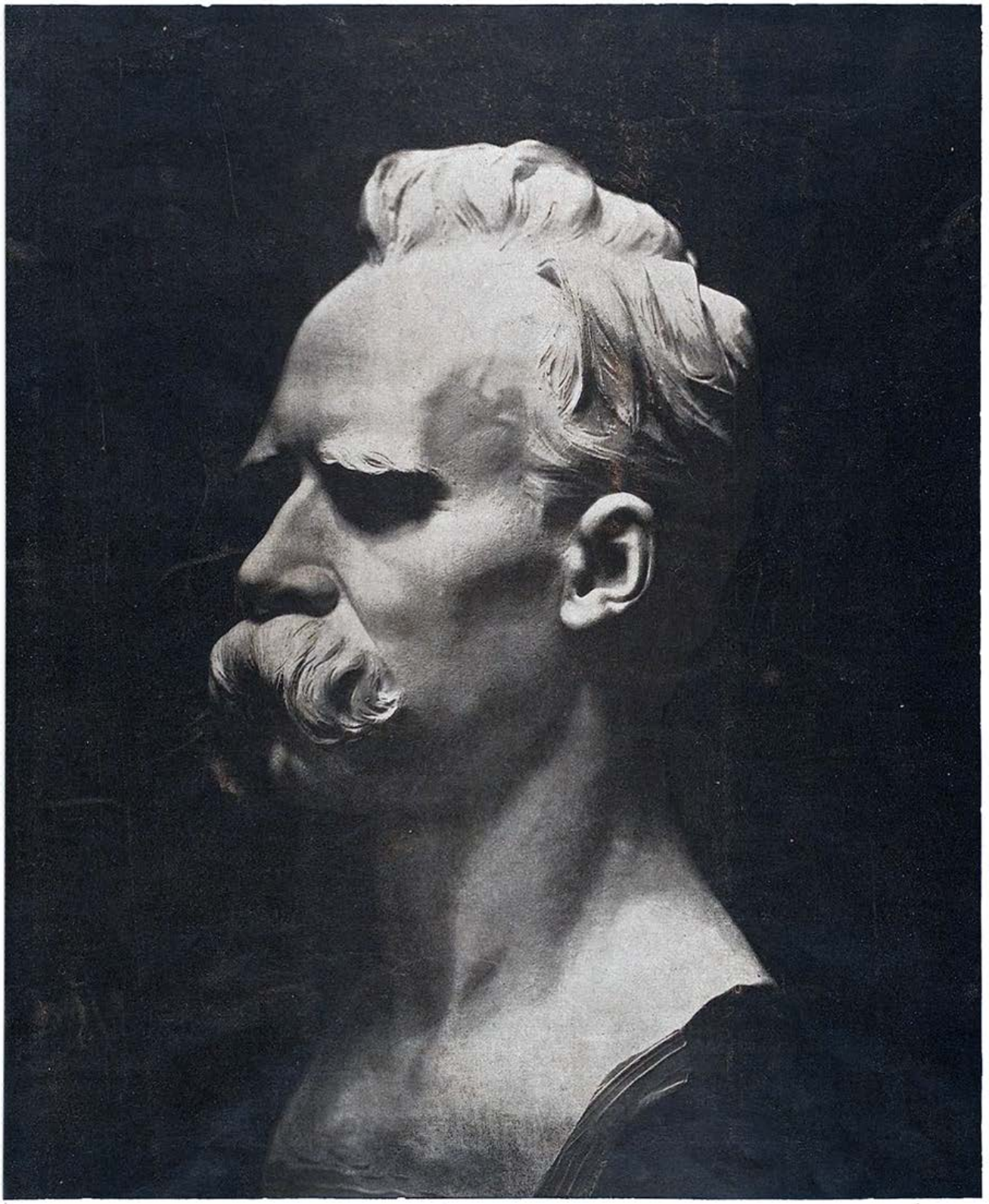


„Daß die Kerls durch die vielerlei Verpflichtungen kaum noch ins Kolleg kommen, ist schließlich nicht zu bekritteln — aber daß sie keinen ordentlichen Bierjungen mehr saufen lernen, ist einfach ein Skandal!"

JUGEND

PREIS 60 PFENNIG

MÜNCHEN 1934 / NR. 25



Friedrich Nietzsche

Karl Donndorf

J U G E N D

39. JAHRGANG

1934 / NR. 25

Demut vor den Dingen

Ein Tag erhebt sein Haupt
und weiß, wofür er lebt;
ein Baum blüht, trägt und laubt;
ein Vogel singt und schwebt.

Der Wald lebt sein Geschick,
spürt Lenz- und Herbstbeginn,
ein Stern strahlt süßen Blick
und weiß um seinen Sinn.

Nur du mit raschem Blut
verfällst der Weltgewalt,
erglühst in jeder Glut,
lebst vielerlei Gestalt.

Der Schatten deines Ich
wiegt gaukelnd sich im Tanz,
verzweifelt fühlst du dich
bald König, bald Popanz.

Gib doch den Menschen frei,
du trügende Begier —
daß er nicht ärmer sei
als Stern, Baum, Wald und Tier!

Georg Schwarz

Hermann Hesse:

BRIEF AN EINEN PHILISTER

An Herrn M. in Z.

Sie werden sich wundern, Herr M., daß ich Ihnen schreibe, und werden sich noch mehr wundern, wenn Sie erfahren, daß es in der Erinnerung an unser letztes Zusammensein und Gespräch geschieht, denn vermutlich haben Sie dies Zusammensein und Gespräch längst vergessen. Mir ist es indessen damit umgekehrt gegangen, das heißt, ich legte jenen Augenblicken und Worten damals zunächst gar keinen Wert bei, ich vergaß Sie, Herr M., und das, was Sie mir damals sagten, sozusagen noch während unseres Gespräches selbst und ging weg, ohne irgendeinen fühlbaren Eindruck davon in mir behalten zu haben. Nachher aber, noch am selben Tage, fiel unsere kleine dumme Unterhaltung mir plötzlich wieder ein, schon mit einem kleinen bösen Stachel, und dann kam die Erinnerung daran öfter und öfter wieder und wurde immer mahnender und unangenehmer. Es sind seither Monate vergangen, ja fast ein ganzes Jahr, aber ich habe in jedem dieser Monate mindestens zwei-, dreimal an Sie denken müssen, Herr M., und habe jenes Gespräch in mir wiederholt und habe lange Auseinandersetzungen mit Ihnen daran geknüpft, Auseinandersetzungen, deren Sie vermutlich nicht wert sind und die ich mich hüten werde, Ihnen mitzuteilen.

Beginnen wir von vorn, da Sie wahrscheinlich doch alles längst vergessen haben! Also, es war vor etwa zehn oder elf Monaten, ich war gegen Mittag in Ihrer Stadt angekommen, trug eine kleine gelbe Ledertasche und einen Regenschirm bei mir, und ich traf mit Ihnen in der Trambahn jenseits vom Tunnel zusammen. Ich wollte nach der Vorstadt hinausfahren, wo ein Freund von mir wohnt, und Sie fuhren vermutlich von Ihren mir nicht näher bekannten Geschäften zum Mittagessen nach Hause, denn Sie besitzen, wie ich damals sah, dort draußen in der schönsten Gegend ein prächtiges Haus mit einem großen Garten.

Ich grüßte Sie, weil ich mich Ihrer von mehreren früheren Zusammentreffen her erinnerte. Bei literarischen Vorlesungen, bei Konzerten und ähnlichen Veranstaltungen war ich Ihnen mehrmals begegnet, ich glaube, Sie gehörten auch irgendeiner Kunst- oder Literaturkommission an. Jedenfalls hatten wir beide mehrmals miteinander gesprochen. Sie hatten ein gewisses Interesse für mich gezeigt, und ich hatte von Ihnen den Eindruck eines angenehmen Weltmannes, gebildet genug, um eine Ahnung von der Kunst zu haben, doch immerhin zu viel Geschäftsmann, zu sehr am Geld, zu sehr am Nichts interessiert, um je ganz frei zu kommen und die Luft atmen zu können, in der das Schöne selbstverständlich gedeiht. Sie kannten das Schöne, so schien mir, wohl, aber nur als Sklavin, als eine heimlich geschätzte, heimlich bevorzugte Sklavin. Sie empfanden, so schien mir, je und je Sehnsucht nach einer Verklärung des Lebens, nach einem Klang aus der Welt, in der es kein Geld und keine Geschäfte gibt. Darum saßen Sie ja auch in Kunstkommissionen und besuchten literarische Abende, und gewiß hatten Sie in den Zimmern Ihres schönen Hauses manches gute Gemälde hängen.

Ich grüßte Sie also mit der Freundlichkeit und harmlosen Freude, die man beim Wiedersehen von Menschen empfindet, an die man nur leichte, arglose, angenehme, unverbindliche Erinnerungen hat. Sie dankten ebenso, mit einem kleinen, erfreuten Lächeln des Wiedererkennens und mit jenem kleinen, mir keineswegs etwa widerlichen Zug von Herablassung, den fast alle reichen oder einflußreichen Leute Künstlern und ähnlichen abseitigen Existenzen gegenüber haben. Unterhalten konnten wir uns nicht, wir saßen nicht nebeneinander, und der mittägliche Trambahnwagen war überfüllt.

Aber Sie stiegen an derselben Haltestelle aus wie ich, und Sie schlugen dieselbe berganführende Seitenstraße ein, und so kamen wir dazu, einander noch die Hand zu geben und ein paar Worte miteinander zu plaudern. Sie fragten mit Freundlichkeit, was mich nach Z. führe, und ich gab Auskunft; ich war zu einer musikalischen Aufführung hergereist, die ein Freund von mir dirigieren sollte und von der wir nun sprachen. Ein dritter Herr, den Sie mir soeben vorgestellt hatten, ging nebenher, und wenn ich mich recht erinnere, war es dieser Dritte, der die recht schwachflüssige Unterhaltung (wir stiegen bergan und waren alle hungrig) auf das brachte, was mich seither so oft beschäftigt hat. Er sprach von einem neuen Buch von mir oder fragte mich, ob diesen Winter eines erscheinen werde, und knüpfte daran halb scherzhaft eine kleine Bemerkung über den materiellen Ertrag literarischer Arbeit, über Honorare und Auflagen. Ich suchte lächelnd abzuwehren, und das war nun der Augenblick, den ich vom ganzen Gespräch allein noch genau im Gedächtnis habe.

Nämlich Sie wurden plötzlich lebhaft und Ihre Stimme wurde laut und etwas gehässig, als Sie mich mit einem boshaften Lächeln ansahen und riefen: „Ach was, ihr Künstler und Dichter seid auch nicht anders als andere Leute! Ihr denkt ans Geld und ans Verdienen, an weiter nichts!"

Das war es. Ich gab keine Antwort mehr und war im Augenblick zwar über die seltsam aggressive Unhöflichkeit Ihrer dummen Worte leicht erstaunt, blieb aber mit den Gedanken nicht daran hangen, wehrte mich darum auch gar nicht. Immerhin war ich unangenehm berührt und war froh, daß Sie schon Ihr Haus erreicht hatten. Ich zog den

Hut und sagte guten Tag, gab aber, schon in einem Gefühl von Mißstimmung, Ihnen nicht mehr die Hand, trennte mich auch sofort kurz von jenem zweiten Begleiter und ging allein den kurzen Rest meines Weges.

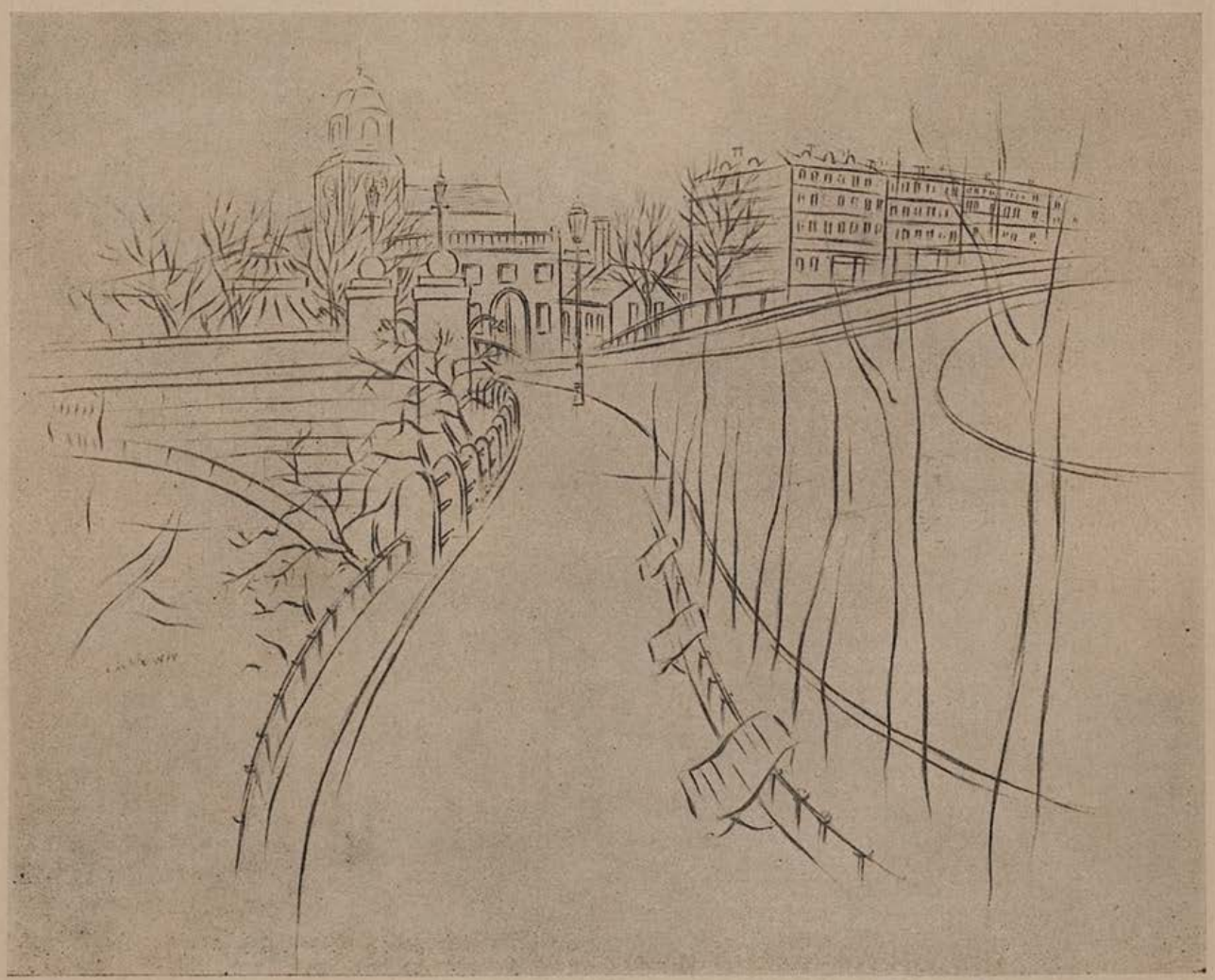
Die Begrüßung mit meinem Freund, seiner Frau und seinen Kindern, das Mittagessen, Gespräche und Musik nachher löschten die Begegnung mit Ihnen völlig in mir aus, bis sie am Abend plötzlich wieder sich meldete. Ich empfand ein Gefühl von Mißvergnügen und Störung, ja etwas wie das häßliche Gefühl von Ungewaschenheit, mir lief der vage Schatten einer Erinnerung nach, als sei ich heute beleidigt worden, als habe ich heute etwas Unwürdigem beigewohnt und mich selber unwürdig dabei betragen. Und plötzlich war mir klar, das waren Ihre Worte, Herr M., Ihre dummen und rohen Worte über mich und die Künstler überhaupt.

Indessen merkte ich bald, daß nicht die kleine Beleidigung, die in Ihren Worten etwa mich treffen konnte, mir Qual bereitete, sondern ein Gefühl von Reue, von schlechtem Gewissen. Ich hatte zugehört, wie ein Mensch, den ich gewohnt war ziemlich ernst zu nehmen und zu achten, sich roh und häßlich über alle Künstler aussprach, und ich hatte dazu geschwiegen. Ich hatte den Augenblick verpaßt, wo diesen Mann vielleicht ein ernstes Wort doch in die Seele getroffen hätte, wo dieser Herr M. vielleicht doch einen Augenblick stutzig geworden wäre und sich innerlich vor einer Welt gebeugt oder doch geschämt hätte, die er als reiner erkannte als die seinige.

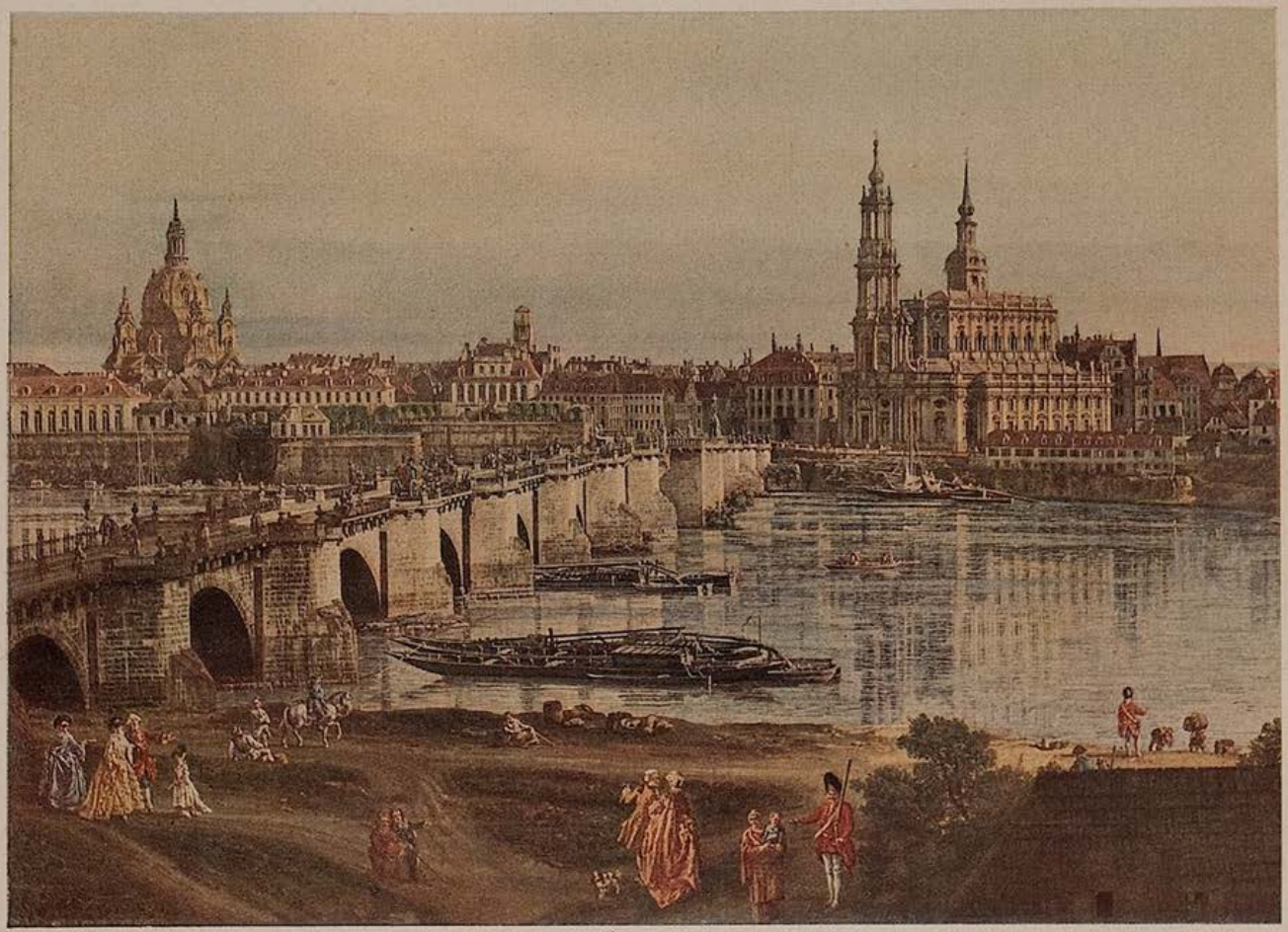
Seither habe ich, wie gesagt, jene Worte viele Male in Gedanken wieder gehört. Und immer mehr kam es so, daß der Ärger über Ihre Person, Herr M., zurücktrat und der Ärger über mich selbst zur Hauptsache wurde. Daß ich Sie nicht mehr kennen und Ihnen nicht mehr die Hand geben würde, das war eine kleine Angelegenheit, die mit einem einmaligen Entschluß erledigt war. Mein Fehler war damit nicht gutgemacht, meine Lässigkeit dadurch nicht entschuldigt. Das Gefühl von Unbehagen, Ärger und Scham, das ich im Gedanken an mein stummes Hinnehmen Ihrer törichten Worte empfand, war ganz genau dasselbe, das ich zwei oder drei Jahre vorher schon einmal empfunden hatte. Und nun fiel auch diese Geschichte, die ich vergessen glaubte, mir wieder ein und begann mich, zusammen mit der Ihrigen, eine Zeitlang ordentlich zu quälen.

Jene andere Geschichte war diese. Auf einer Seereise ging ich einst, während das Schiff im Hafen lag und Kohlen faßte, in Begleitung eines Herrn an Land. Er kannte sich in jener exotischen Hafenstadt schon aus und machte den Führer, und es gelang ihm, mir in zwei oder drei Stunden alles zu zeigen, was an Tingeltangeln, Tanzlokalen, Animierkneipen und anderen übeln Vergnügungsorten dort zu finden war. Ich aber, der ich vom Betreten der ersten Bude an heftigen Ekel fühlte und nicht nur diese mir unsympathischen Orte, sondern namentlich den Mann, seine Reden, sein Zwinkern und Lachen im höchsten Grade als häßlich, widerlich und unanständig empfand, ich ging verbissen und ärgerlich nebenher und fand einfach nicht den Mut, mich loszumachen, dem anderen laut oder schweigend meine Mißbilligung kundzutun und fortzugehen. Nein, das ging einfach nicht; seine fette, lustige, naiv-robuste Natur hatte meine schwächere überwältigt, ich folgte ihm wie meinem Henker, und während ich mich über ihn und mich auf das wildeste ärgerte, hörte ich schweigend seine Reden mit an.

Ja, das war es. Mich beleidigte nicht, daß es in der Welt Häßlich-



Promenade R. Winkle-München



Augustusbrücke in Dresden — **Canaletto †**

keit und Schweinerei gab; ich konnte daran vorbeisehen, konnte darüber lachen. Aber daß ich einmal diese Seite der Welt, die ich verachte und ablehne, ruhig hatte gelten lassen, so daß es scheinen konnte, ich billige diese Dinge und billige meinen Begleiter, der sie suchte und liebte, das war als Stachel in mir geblieben. Und dazu war nun dies kleine Erlebnis mit Ihnen, Herr M., als zweiter kleiner Stachel hinzugekommen.

Ich schreibe Ihnen das nicht, um mich etwa nachträglich zu rechtfertigen, ganz im Gegenteil. Ich schreibe dies für mich, nicht für Sie, und ich schreibe es, um eine Schuld zu bekennen. Es war damals meine Pflicht, Ihre unschönen Worte über die Künstler nicht ohne Protest anzuhören. Vielleicht waren sie ja nicht so gemeint! Vielleicht hatten Sie, der reiche Geldmann, mit dem heimlichen Hunger nach Kunst, eigentlich nur mich reizen, eigentlich nur meine Rechtfertigung hören, eigentlich nur meine Antwort provozieren wollen, die Ihrem eigenen zweifelnden Herzen das Vorhandensein der Ideale, das Dasein jener reineren Welt bestätigte. Und indem ich schwieg, sank auch in Ihnen die heimliche Bestätigung, die heimliche Lust zum Glauben nieder und erlosch, und indem ich verstimmt weiterging und schwieg, gab ich Ihre schwankende Seele vollends dem Unglauben und jener dummen, billigen Skepsis preis, die der Kunst und dem seelischen Leben überhaupt feindlicher und gefährlicher ist als jedes Laster.

Wenn ich Ihnen nach beinahe einem Jahr dieses Bekenntnis mache, so will ich damit keineswegs das rückgängig machen, was ich mir Ihnen gegenüber im stillen vorgenommen habe. Ich habe nicht mehr das Bedürfnis, mit Ihnen zu reden oder Ihnen die Hand zu geben. Ach, es wäre so leicht, Ihren dummen Vorwurf von damals zu widerlegen, ohne alle Sentimentalitäten, einfach mit Tatsachen, Zahlen und Rechnungen. Aber auch damit ist jetzt nimmer gedient. Nicht Sie klage ich ja an, wenn ich Sie auch nicht sonderlich mehr schätze, sondern mich selbst, der mitschuldig wurde, der durch sein Schweigen und vielleicht sogar durch ein leicht zu mißdeutendes Lächeln den Anschein erweckte, er sei mit Ihnen einverstanden, er teile Ihre Gesinnung, die ich doch aus voller Seele ablehne und verabscheue.

Denken Sie von mir, was Sie mögen! Denken Sie von mir, ich habe damals tatsächlich Ihnen zugestimmt! Denken Sie meinetwegen, ich sei immer dieser Meinung gewesen und sei es heute noch! Halten Sie mich für einen von den Künstlern, die mit der Kunst nur durch Zufall und Handwerk verbunden sind. Einerlei, ich kann auf Ihre Achtung sehr gut verzichten. Aber, Herr M., Sie reicher Mann in Ihrem schönen Garten und Haus, glauben Sie nun ja nicht, daß man ungestraft solche kleine Morde begehen könne, wie Sie ihn mit Ihren Worten damals begingen! Ich weiß, Sie spüren die Strafe schon längst, und ich weiß, sie wird zunehmen und fühlbarer werden, sie wird Ihnen mehr und mehr das Leben verderben. Und ehe Sie nicht einen Schritt tun, den Glauben in Ihrer Seele wieder aufzurichten, ehe Sie nicht den Gedanken an das Vorhandensein des Guten ernstlich aufs neue denken, so lange wird Ihre Seele krank sein und leiden. Sie werden stets alles haben, was man mit Geld kaufen kann, aber Sie werden dazu verurteilt sein, zu sehen, wie man immer und überall gerade das Beste, gerade das Schönste, gerade das Begehrenswerteste nicht mit Geld kaufen kann! Das Beste, das Schönste, das Begehrenswerteste auf der Welt kann man nur mit der eigenen Seele bezahlen, wie man Liebe niemals kaufen kann, und wessen Seele nicht rein, nicht des Guten fähig, nicht wenigstens des Glaubens an das Gute fähig ist, dem klingt auch das Beste und Edelste nicht mehr rein und voll entgegen, und er muß sich für immer mit dem verkleinerten, verdorbenen, getrübten Bilde der Welt begnügen, das seine Gedanken sich zur eigenen Qual und Verarmung geschaffen haben.

Leuchtturmlied

Von Julius Maria Becker

Es klopft mit harten Hufen
die Flut, der Flut Gebraus
an sandgetürmte Stufen.
Der Sturm ist aufgerufen.
Ein Leuchtturm ist mein Haus.

Er ragt in Nacht und Kühle.
Er glänzt auf Sund und Bai.
Wie Flügel einer Mühle
dreht er sein Lichtgewühle
am Fenster mir vorbei.

Und in mein Traumerbeben
schickt er sein grelles Licht.
Ich muß mich jäh erheben,
des Lichtes Flügel schweben:
Wer tut des Müllers Pflicht?

Laßt mich zum Werke schreiten,
gebt mir des Traumes Recht,
auf runden Stein zu breiten
die schwarze Saat der Leiden
als treuer Müllerknecht!

Reicht mir die Frucht der Qualen,
das Mutterkorn der Not;
ich will mit Herz und Schalen
die Finsternis zermahlen
zu Gottes blondem Brot!

Heumorgen

Von Georg Schwarz

Ein sonnendürstiges Gesprudel
taunasser Blüten blitzt und funkt,
ein löwenzahniger Feuerstrudel
inmitten lodert, flammt und prunkt.

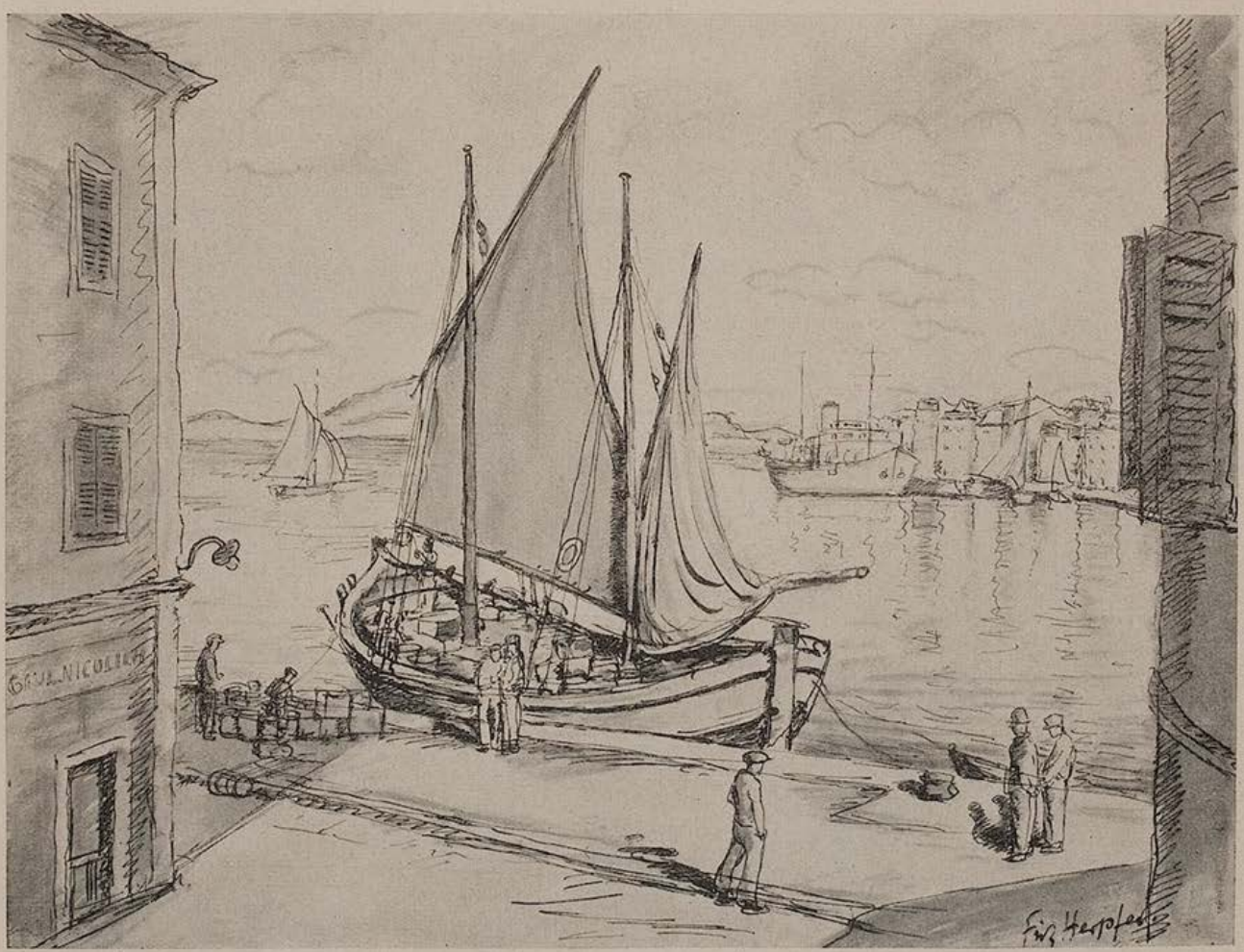
Ein silberhelles Mondchen sichelt
den Himmel ab, noch blitzt es scheu,
und wellenreihig hingestrichelt
liegt bald die Wiese da als Heu

Nachts

Von Walter Grohmann

Der Tag geht schweigend nun zur Ruh.
Ein alter Stern ist bleich erwacht.
Mit schwarzem Flügel deckt die Nacht
Feld, Wald und Weiher leise zu.

In alten Bäumen weilt der Mond.
Ein braunes Tier erschrickt an Rain.
Bleich tritt das Wild aus dunklem Hain.
Ein Schweigen überm Weiher wohnt.



Sizilianischer Hafen — Fritz Herpfer



Das Orchester K. H. Mäder

KLEINE MUSIK-GESCHICHTEN

Das Nachspiel

Haydn kam während seiner großen Konzertreisen, die ihn bekanntlich auch nach England führten, gegen das Ende eines Gottesdienstes in eine Dorfkirche und bat den dortigen Organisten, ihm das „Nachspiel" zu überlassen. Die Bitte wurde gerne gewährt, obwohl der ländliche Künstler seinen Kollegen nicht kannte. Haydns meisterhaftes Spiel nahm die Anwesenden so gefangen und hielt sie so in Bann, daß niemand Miene machte, das Gotteshaus zu verlassen. Da schüttelte der heimische Organist mißbilligend den Kopf und meinte selbstbewußt: „Laßt mich machen, Herr, Ihr versteht die Sache nicht!" — Und den Fremden barsch bei Seite schiebend, griff er selbst feste in die Tasten und siehe da, es wirkte plötzlich: im Nu hatte sich die Kirche geleert. — —

„Ja ja", bemerkte mit begründetem Künstlerstolz am Schluß der aus- und eindrucksvollen Postludien mit ihren sichtbar „treibenden Kräften" der Dorforganist zu Haydn, „so geht es, wenn man seine Sache versteht!" *si*

Der hereingefallene Leoncavallo

Leoncavallo begab sich in der Zeit, da sein „Bajazzo" über die Bühnen Europas ging, einmal nach England und wohnte in Manchester inkognito der Aufführung dieses Werkes bei. Ein Herr, der neben ihm saß, brach während der Vorstellung mehrere Male in gedämpfte Rufe spontaner Bewunderung und Begeisterung aus. Leoncavallo beschloß, sich mit diesem Verehrer und Bewunderer seiner Tonkunst einen harmlosen Spaß zu machen und in der nächsten größeren Pause erklärte er ihm mit überlegenem Lächeln, er sei selber Musiker und müsse ihn darauf aufmerksam machen, daß das Werk bei all seiner Schönheit doch eigentlich nur ein wohlgelungenes Plagiat sei. Die Cavatine befinde sich bei Berlioz, das Duett des ersten Aktes stamme von Gounod und das Finale sei eine geschickte Nachahmung einer wenig bekannten Partitur von Verdi. Wenn man nur ein klein wenig mit dem Handwerkszeug umgehen könne, mache es gar keine besonderen Schwierigkeiten, aus den vielen guten Opern, die es schon gäbe, eine, die wie neu anmute, zusammenzusetzen. Der Herr antwortete nicht viel auf diese bewußte Herunterſetzung und Schmähung seines hochverehrten Lieblingskomponisten Leoncavallo. Er schien mit der schonungslosen Kritik des boshaften musikalischen Fremden einverstanden zu sein.

An dem nächsten Morgen aber las der Inkognito-Künstler und schmähsüchtige Herunterreißer und Nörgler Leoncavallo zu seinem größten Schrecken in einer der größten Zeitungen ein paar fett gedruckte Überschriften und Schlagzeilen mit dem vernichtenden Inhalt:

„Authentische Meinung des Maestro Leoncavallo über sein eigenes Werk ... Eingeständnis des Plagiats ... Ein Musiker ohne jede Originalität ..."

Der Herr, mit dem Leoncavallo gesprochen hatte, war Musikreferent und hatte den Komponisten erkannt, ohne es sich merken zu lassen.

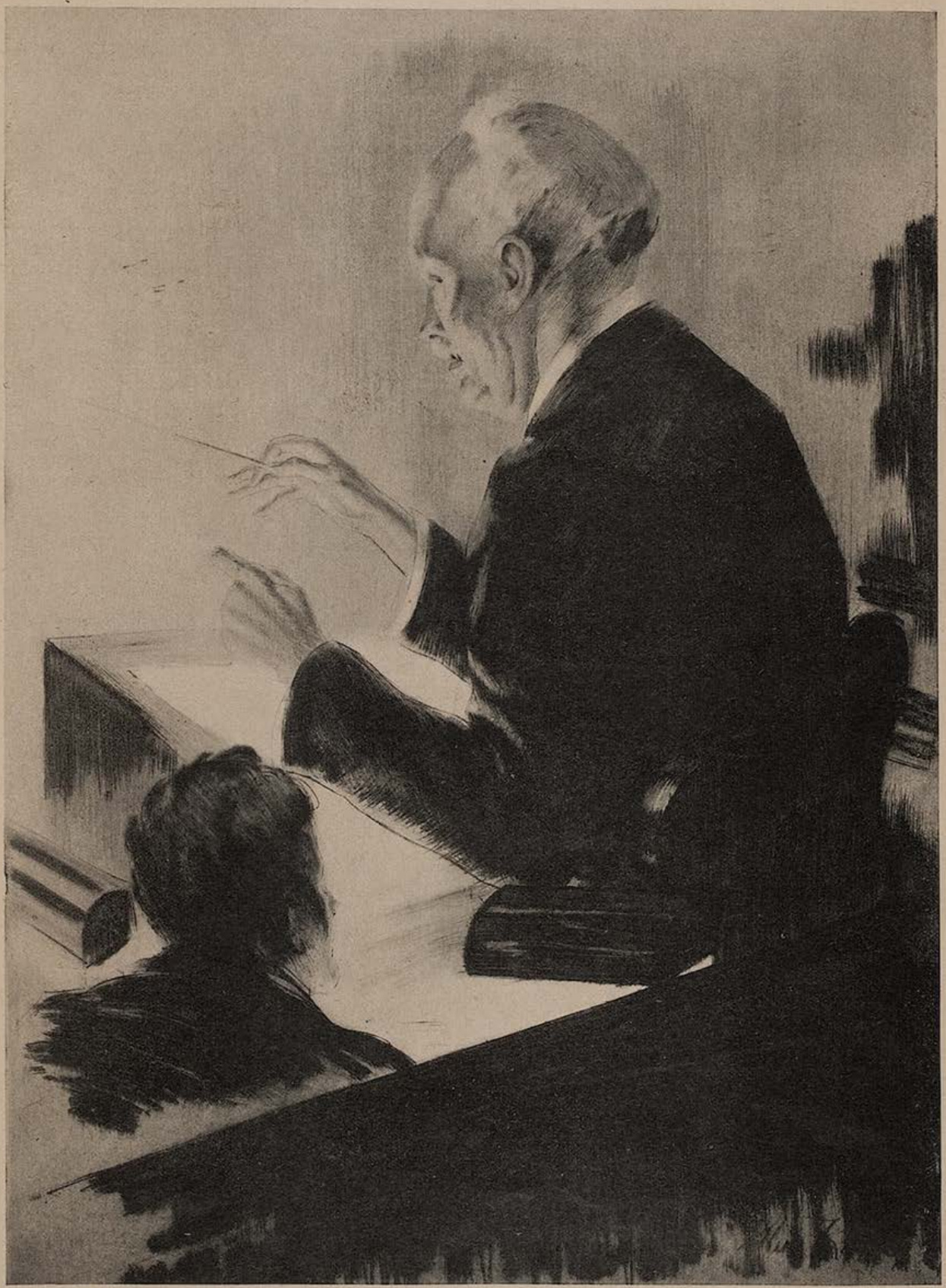
si

Die Höchstleistung

Bei der Generalprobe von Richard Strauß' letztem Werk „Arabella", die vom Komponisten geleitet wurde, geschieht es, daß der Dirigent wiederholt absetzen muß, weil der Hornist nicht die Tempi einhält. Als sich Richard Strauß nun zum fünftenmal gezwungen sieht, abzuklopfen und dabei den ersten Bläser mit strafendem Blick mustert, steht dieser langsam auf, wischt sich umständlich den Schweiß von der Stirn und stöhnt: „Alba bitt' schön, Herr Doktor, jetzt hab ich schon dreimal falsch geblas'n ... und 's stimmt noch allerweil net, mehr kann i' net tun ..."

„Kritik"!

Über den Komponisten des „Rosenkavalier" schrieb der bekannte Wiener Musikkritiker Hans Liebstoeckl den tiefsinnigen Satz: „Ursprünglich der Musik bestimmt, wandte er sich später dem Kaufmannsstand zu."



Richard Strauß am Dirigentenpult

Alois Kolb

Richard Strauß, der Siebzigjährige

„Nichts ist vergnüglicher, als seinen Nachruhm noch bei Lebzeiten einzuheimsen" sagt Nestroy, „... denn erstens erfährt man dadurch, daß man wirklich berühmt ist und dann besteht die durch solche Wissenschaft geförderte Möglichkeit, immer noch berühmter zu werden. Am Schluß ist man so berühmt, daß man sich vorkommt wie sein eigenes Denkmal und den Hut vor sich zieht."

Eigentlich sind das keine schicklichen Einleitungsworte für einen Gratulationsbrief, sintemalen sie auf Richard Strauß ganz gewiß nicht zutreffen, aber daß es ein Vergnügen ist, seinen Nachruhm noch bei Lebzeiten einzuheimsen, wird selbst er uns bestätigen; denn schließlich gehört so ein Renaissance-Schicksal nicht mehr zu den Alltäglichkeiten; es ist die Ausnahme, die die Regel bestätigt und insofern kein Pappenstiel, an dem man jeder Verwunderung bar schnöd vorbeiläuft. Und es ist etwas Wunderbares, daß so ein Großer 70 Jahre alt wird, ohne auch nur ein Quentchen von seiner Bedeutung dabei einbüßen zu müssen, ja, ohne daß man die Köpfe zusammensteckt und sich zuflüstert: „Sie, der Strauß ist aber alt geworden!"

Nein, es ist selten ein Künstler so jung geblieben, wie dieser Musiker, in dessen Leben sich alles so glücklich ordnete, daß man versucht wäre, den Neid der Götter zu befürchten. Aber da trotz aller Wohlordnung die Erfolge dieses Mannes nicht kampflos errungen wurden, darf man getrost die Erklärung abgeben: es kann ihm nichts mehr passieren.

Wer Richard Strauß vom Dirigentenpult her kennt, weiß wie zeitlos sein Wirken anmutet. Kein alter Knacker, der eben noch ein bißchen mitmachen darf, weil er früher einmal ... long, long ago ...!, nicht einer, der sich selbst überlebt hat und jetzt von gratulierenden Spekulanten noch einmal aus der Versenkung hervorgeholt wurde — nein! Richard Strauß kann seinen siebzigsten Geburtstag feiern mit dem hohen Bewußtsein, heute ein noch genau so wichtiger und unentbehrlicher Mann zu sein, wie vor dreißig Jahren. Niemand hat ihn überflügelt, in der ganzen jungen Generation ist keiner, der ihm das Wasser reichen könnte, der sich anmaßen dürfte zu sagen: was der kann — kann ich längst. Er hat seinen Platz behauptet von opus 1 bis auf den heutigen Tag — denn er ist der Letzte einer großen und eigenwilligen Generation, der letzte Vertreter einer Kultur, die noch organische Wurzeln besaß — ein monumentaler Schlußstein in der Geschichte der Musik des 19. Säkulums. Gewiß, wir leben heute nicht mehr im 19. Jahrhundert —, aber das zwanzigste ist noch jung und was eben heranwächst will erst einmal reifen und werden. Richard Strauß hat das Glück, mit hinüberzuwachsen in diese neue und andere Zeit — und da die Umrisse seiner Persönlichkeit keiner kritischen Deutung mehr bedürfen, um erkannt zu werden — dürfen wir ihm freudigen Herzens auch heute noch die Führerrolle im großen Orchester der jungen Generation zubilligen; ja, wir können von Glück reden, daß wir ihn noch dahaben; denn der Zauber einer großen Tradition wird uns durch sein Wesen und Wirken vermittelt, jener Tradition, die wir niemals aufgeben dürfen, wenn unser junges Schaffen Wert und Sinn haben soll. Es ist viel Imponierendes an diesem Mann: seine prätentionslose Offenheit, sein gerades Drauflosgehen, sein von allen zimperlichen Gebärden freies Schaffen, seine Geschäfts- und Organisationstüchtigkeit, kurz das Kernhafte seiner starken Natur. Er war und ist kein Schwächling, kein ästhetisierendes Schwatzmaul; er trägt keine Locken, seine Augen verraten Klarheit in allen Dingen, ein großartig gleichgültiger Zug

Albert Weisgerbert



„Ick schlachte morjen vier Schweine, Meester, möchten Se det nich in Musik setzen?"

Albert Weisgerber in der „Jugend" 1909

um den Mund beweist, daß ihm die Tat näher steht, als die Phrase — aber über allen diesen harten und eindeutigen Äußerungen waltet der Reichtum seiner nieversiegenden Phantasie und das feinziselierte Spielwerk seiner wahrhaft großen und empfindsamen Seele. Er hat das Zarte mit dem Robusten gepaart, die echte Würde mit der Courteoisie eines galanteren Zeitalters, die Tragik mit dem Humor, den tiefen Ernst alles Seins mit der überschwenglichen Heiterkeit einer dyonisischen Laune. Das war und ist das Bezwingende an ihm, was die Anerkennung herausfordert, allen Anfechtungen zum Trotz — diese glückliche Mischung von bestem Künstlertum und dem Leben, dem wirklichen, währenden Leben. Sie trug ihm den Sieg ein über alle Widersacher und Besserwisser. Er ist ihm nicht in den Schoß gefallen dieser Sieg; er hatte keinen königlichen Mäzen wie Richard Wagner. Er stand oft herausfordernd allein da, von Skepsis umwabert und Spottgesängen umbrandet; aber er schob seine derben Ellenbogen vor und machte sich Luft und ließ den Spott für sich werben, wenn es sein mußte. Daß ihn seine Zeit nicht begriff, nimmt uns heute nicht wunder. Die Äußerlichkeiten seiner Neuerungen konnten nicht unwidersprochen bleiben. Hatte schon Wagner Befremden erregt mit seinen Mitteln, Strauß, der noch weiter ging, mußte Entsetzen erregen. Man sah immer nur den Apparat, dessen er sich bediente, nie die unerhörte Delikatesse und Feinheit, mit der er dieses große Instrument handhabte. Man pries seine Lieder und verdammte seine Symphonien, witterte Dekadence und Fin de siécle-Geist auf allen seinen Wegen. Sicher — er ist nicht frei von zivilisatorischen Einflüssen, aber diese Regungen in seiner Musik sind die letzten großen Apotheosen auf eine Macht, die sich heute von jeder kulturellen Substanz freigemacht hat und nackt und nüchtern einherschreitet; aller Kunst zum Hohn. Heute, da wir etwas darum gäben, wenn uns noch einmal so einer geboren würde wie Richard Strauß bleibt uns nichts übrig, als die restlose Bewunderung des Vorhandenen und der stille Seufzer: das war doch noch etwas! Alles in allem — wir haben Grund, ihm zu danken und ihm zu sagen, daß wir es als ein Glück ansehen wollen, wenn wir ihm in den nächsten dreißig Jahren noch alljährlich zum Geburtstag gratulieren dürfen. Diesmal aber zu seinem siebzigsten überreichen wir ihm als bescheidenes Angebinde eine kleine Auswahl aus der Lästerecke der Münchner „Jugend", die seinerzeit das ihrige mit dazu beitrug, den Streit der Meinungen mit kleinen spitzigen Aperçus zu kontrapunktieren. Heute haben wir nichts mehr zu sagen, als: Herr Doktor Strauß, wir gratulieren!

Die Redaktion und der Verlag der „Jugend".



„Für seine nächste Oper hat Richard Strauß bereits ein ganz eigenartiges neues Riesenorchester zusammengestellt."

Arpad Schmidhammer in der „Jugend" 1906

Richard Strauß

in der Karikatur der „Jugend"

Die Zahl der Karikaturen über Richard Strauß und sein Werk ist Legion. Selten hat ein Musiker den Glosseuren so viel Anregung und Stoff geboten, wie Strauß, der Erfinder der sogenannten „Programmusik". Wie sehr man sich damals noch an die Äußerlichkeit seiner Partituren hielt, beweist das köstliche Blatt von unserem leider viel zu früh dahingegangenen Albert Weisgerber. Hier stellt ein biederer Berliner Metzgermeister an den Tongewaltigen das dankbare Ansinnen, ein ganzes Schlachtfest in Musik zu setzen. Die Vergrößerung des Instrumentalapparats, dessen sich Strauß zu bedienen pflegte, glossierte Arpad Schmidhammer durch dementsprechende Vorschläge, während Fritz Heubner das Dresdner Opernhaus nach den furchtbaren Stürmen der Elektra-Aufführung in einem Zustand darstellt, der jeder Beschreibung spottet. Das kleine Bild „Richard Strauß im Wiener Reichsrat" liefert einen illustrativen Beitrag zur Geschichte des Parlamentarismus aller Zeiten und Zonen. Leider war es uns aus räumlichen Gründen nicht möglich, alle Strauß-Karikaturen der „Jugend" wiederzugeben.

„Jugend" 1909



Richard Strauß als Gast im Wiener Reichsrat

„Donnerwetter! Die Kerle sind mir doch über!"

Zur Dresdener Richard-Strauß-Woche



„Vom 25. bis 29. Januar wütete in Dresden ein Musik-Sturm. Die Aufräumungsarbeiten sind in vollem Gange."

Fritz Heubner 1909

Der Dachauer hinkende Bote

Herausgegeben von Martinus Pfeffer aus dem Bayerland

Der hinkend Bot bin ich genannt, durchstelz das ganze teutsche Land mit meinem prügelhölzern Bein, jahrein-jahraus, jahraus-jahrein.



Die Wissgier ist mein Reiseziel, ich bring der Newen Zeitung viel, damit die Welt, der Plagen satt – statt weinens auch zu lachen hat.

Verlegt bey Georg Hirth sel. Erben zu München in der Herrngass

Jahrgang 1 Nr. 4

Ein Kapitel bayerischer Kunstgeschichte

(Ort der Handlung: Die hintere Plattform der Linie 9)

Schaffner: Nächste Haltestelle Hohlweinstraße ... Steigt jemand aus ..!?

Der Herr: (räuspert sich) Holbein ..., mein Wertester! ... bein, bein ... Holbein!

Schaffner: Ha ...?

Der Herr: Holbeinstraße ...! Nicht Hohlweinstraße ... be ... nicht: we ...!

Schaffner: Sagns amoi, ... wo kemman denn Sie her ...? Ha ...?

Der Herr: Wieso ...? Wo soll ich denn herkommen ...?

Schaffner: Sie san do koa Münchner net ...?

Der Herr: Nee, ... das nich ...!

Schaffner: Wia wolln denn Sie nacha wiss'n, wia unsere Straßn hoaß'n, ... ha? Wia kennan denn Sie nacha sagn, daß die Straßn da Hohlbeinstraßn hoaßt ...? ... wos doch Hohlweinstraßn hoaßt ... ha!?

Der Herr: Na, erlauben Sie mal ...! Das liegt doch klar auf der Hand! Die Straße ist doch nach dem berühmten Maler benannt ...!

Schaffner: No oiso ...! Was wolln's denn nacha ...?

Der Herr: Aber hören Sie mal, ... der Maler heißt doch: Holbein — und nicht: Hohlwein ...!

Schaffner: Woher woll'n denn Sie des wissn ...?

Der Herr: Aber, Bester, ... das weiß doch jedes Kind ...!

Schaffner: Geh, lassn's Eahna fei net auslacha ...! Holbein ... daß i net rutsch ...! Hohlwein ... hoaßt er! ... bald's was wiss'n wolln!

Der Herr: Aber Sie sind wohl meschugge, Mensch! Sie werden doch mir, der ich drei Jahre lang Kunstgeschichte studiert habe, nicht erzählen wollen, wie einer der größten Maler Deutschlands heißt!

Schaffner: Herrschaftseitn! ... Und Sie werd'n do mir, der i jetzt scho zwölf Jahr lang allaweil die gleiche Streck da fahr, net erzöihn wolln, wia die Straßn hoaßn! Moanans eppa ... i spinn ...!

Der Herr: Nee, nee ... Gott bewahre! Aber das ändert doch nichts an der Tatsache, daß der Maler Holbein und nicht Hohlwein heißt!

Schaffner: Der Maler ...! Was wolln's denn allaweil mit Eahnan Maler ...! Wia die Straß hoaßt — dös is 's wichtige! ... Der Maler ...!

Der Herr: Na ja, ... die Straße heißt natürlich so wie der Maler ...!

Schaffner: Sie, ... jetzt woaß i fei net, ... san Sie a Depp — oder bin i oaner? Aber freili, ... da hoaßt's allaweil: man soll freindlich sein gegen die Herren Preißn, ... ja, ... wanns nur net grad allaweil gar a so gscheit daherredat'n ... I wär woi besser wissn, wia unsere Straßn hoaßn ...! No dazu, wo der Hohlwein selber a Münchner ist ...!!



Der Herr: Na, nu hören Sie aber uff, ... Wertester! Holbein ... 'n Münchner! Daß ich nich kichere! Der Mann ist in Augsburg geboren, ... vastehnse ...! und hat Zeit seines Lebens teilweise in der Schweiz ... und teilweise in England gelebt!

Schaffner: Sie, jetzt kennans mi nacha fei glei ...! Jetzt hätt' i bald was gsagt! ... Zeit seines Lebens ...! In England ...! Daß i net lach! In England ...! Wann waar denn dös nacha gwehn ..., ha ...?

Der Herr: Wann ...? Na, warten Sie mal, ... geboren wurde Holbein um 1495 ...

Schaffner: Wann ...?

Der Herr: Vierzehnhundertundfünfundneunzig ... zu Augsburg ...

Schaffner: Ausgschlossn!

Der Herr: Wieso ...?

Schaffner: Ausgschlossn sag i ...! So alt is der no net!

Der Herr: Wer ...?

Schaffner: No, ... der Hohlwein ...

Der Herr: Aber Menschenskind, ... der lebt ja gar nicht mehr ...!

Schaffner: Was ...? Wer lebt nimmer ...?

Der Herr: Der Maler Holbein ...!

Schaffner: A, ... daß i fei net lach! Der lebt nimma ...! Derwei hat er erst neili wieder a neichs Plakat gmacht, ... fürn bayrischen Fremdenverkehrsverband ...

Der Herr: Wer ...?

Schaffner: A wer ...! Der Hohlwein halt ...!

Der Herr: Menschenskind ... Sie sind köstlich! N' Plakat ... sagen Sie ...?

Schaffner: Ja, dös sag i!

Der Herr: Aber, Bester, ... das scheint ja ein ganz exorbitanter Irrtum zu sein. Ich meine ja doch den Maler Holbein, ...! ...den großen deutschen Maler Holbein ...!

Schaffner: Ja, Kruzinesen ... moanans vielleicht i moan an andern ...?

Der Herr: Na, ...das wäre doch immerhin möglich ... es gab übrigens zwei Holbein! ... einen älteren und einen jüngeren ...

Schaffner: I moan den ältern ...!

Der Herr: Wunderbar, Männeken ...! Sie sind unbezahlbar ...! Aber glauben Sie mir ... die Familie hieß: Holbein ..., mit be ... Das können Sie in jeder Kunstgeschichte nachlesen ...!

Schaffner: Dös is halt a Druckfehler ...!

Der Herr: Aber lächerlich, ...! Sie meinen eben einen ganz anderen Maler!

Schaffner: Ja, ... moanan Sie, alle Leit müssn dös sölbe moana, was Sie moana ...?

Der Herr: Na, ja, ... schon gut! Sie sind eben auch so ein bayerischer Dickschädel ...!

Schaffner: Oha, ...! Teans Eahna fei nix, Herr Nachbar ...!

(Das Fahrgeräusch hört auf, die Trambahn hält.)

Schaffner: Hohlweinstraße ..., steigt jemand aus ...!

Der Herr: Bitte, Herr Schaffner ...! Nun schauen Sie sich gefälligst mal das Schild da an, ... ja ...? Na ... lesen Sie doch ...! Wie heißt der Mann ...??

Schaffner: (buchstabiert) Hol ... bein ... straße ...

Der Herr: Na, ... wer hat jetzt recht ...? Sie oder ich ...?

Schaffner: Jetzt dös is guat ...! Dös muaß a neichs Schild sei ...

Der Herr: Ach Unsinn ...! Der Mann heißt eben so ...!

(Klingel! Der Wagen setzt sich wieder in Bewegung.)

Schaffner: Nächste Haltestelle Sternwartstraße ..., steigt jemand aus ...!!

Der Herr: Na, ... Sind Sie nun zufrieden ...?

Schaffner: Na, ... weil dös der Maler gar net is, den i moan ...!

Der Herr: Ja, welchen meinen Sie denn eigentlich ...??

Schaffner: An andern ..., an Hohlwein ...

Der Herr: Aber Menschenskind, ... nach dem ist doch die Straße gar nicht benannt!

Schaffner: Net ...? Nach wem denn ...?

Der Herr: Aber ich sage Ihnen doch ...: nach dem Maler Hans Holbein aus Augsburg ...!

Schaffner: Ja sooooo! ... Nach dem ... Ja mei, ... Manderl ... den kennt ja bei uns in Münchn koa Sau.

Martinus Pfeffer.

Kirchenrechnung

In einer Kirchenrechnung des Dorfes Uterbach bei Apolda findet man aus dem Jahre 1632 in der Ausgabe verbucht:

„15 Groschen jährliche Besoldung an Hansen Gartten, die Schlafenden in der Kirche jeweils aufzuwecken."

Bekanntmachung

In einer Kirche in Holland war kürzlich folgende Bekanntmachung angeheftet:

„Es wird bekannt gemacht, daß auf diesem Kirchhof niemand begraben wird, außer wer in der Pfarrei lebt und diejenigen, welche daselbst begraben zu sein wünschen, sich von 3 bis 7 an den Pfarrschreiber zu wenden haben."

Zoll

Zocks müssen zum Zoll.

Der Zöllner prüft die Koffer und wühlt zwischen Wäsche, Wolle und Waschlappen.

Plötzlich schreit der kleine Zock begeistert:

„Achtung, Papa — jetzt wird er gleich deine Zigarren finden."

Die volle Schale

Als der Schah Mamun, gefürchtet wegen seiner Grausamkeit und unerbittlichen Strenge eines Abends speiste, hatte der aufwartende Diener das Unglück, einen Tropfen aus der Schale, die er trug, auf den Ärmel des Gewaltigen zu verschütten. — Mit zornglühendem Gesicht sah der Schah den Sklaven an. Der erkannte, daß sein Vergehen den Tod für ihn bedeute. Kurz entschlossen ergriff er die Schale und entleerte deren Inhalt über den Kopf seines Herrn und entfloh. Er wurde zurückgebracht und der Schah sprach zu ihm: „Ich weiß, daß du den ersten Tropfen ohne Absicht vergossen hast. Was aber konnte dich Verwegenen veranlassen, die ganze Schale über mich auszugießen?" — „Gnädiger Fürst", erwiderte der Sklave, ich habe dir mein ganzes Leben treu gedient und es hätte mich um deinetwillen geschmerzt, um eines einzigen Tropfen willens von meinem Herrn getötet zu werden. Da habe ich denn meine Schuld freiwillig vergrößert, indem ich aus Geringfügigem das Große machte, damit es von dir, der du vor den Augen deines Volkes nicht als grausam gelten willst, nicht heiße: er hat einer unbedeutenden Sache wegen einen Menschen getötet ..."

Diese kluge Antwort kühlte den Zorn des Gewaltigen ab und er schenkte dem Schuldigen Leben und Freiheit.

Die Weisheit des Statthalters

Ein Araber ließ sich einmal beim Statthalter melden, daß er ihn in einer dringenden Angelegenheit zu sprechen wünsche. — „Was ist denn geschehen", fragte ihn dieser. Darauf der Araber: „Herr — ich habe jüngst in der Moschee folgenden Spruch des Propheten sagen hören: ‚Gesegnet die, die sich frühzeitig erheben' — heute nun bin ich sehr frühzeitig aufgestanden und dann bin ich unter die Räuber gefallen, die mich bis aufs Hemd ausgeplündert haben. Wo bleibt da der Segen, Herr?" —

Der Statthalter besann sich. Und er antwortete dann dem Weisheitsbedürftigen: „Die Räuber sind eben noch früher aufgestanden als du!"

Eine amateurphotographische Schrift, die bisher fehlte, aber oft verlangt wurde:

RICHTIGES ENTWICKELN

VON GERHART ISERT

erschien soeben als Beginn einer modernen Reihe **„DIE KLEINE PHOTOBÜCHEREI"**

Interessenten sind das große Heer der Amateurphotographen

Preis RM. 1.—, mit Porto RM. 1.10

G. HIRTH VERLAG AG. MÜNCHEN

HERRNSTRASSE 10

Als Nelly starb . . .

Anton Leidl



Als Nelly starb, weinte Miß Dolores sieben Tage und sieben Nächte lang



Am achten kam sie auf den überaus pietätvollen Gedanken, sich aus dem Fellchen ein warmes Jackenfutter machen zu lassen



Der Kürschner aber erklärte das Fell für zu kurz



Da brach Miß Dolores aufs neue in Tränen aus, reichte dem brutalen Mann ihren zweiten Liebling Bully und sagte schluchzend: „Dann nehmen Sie in Gottes Namen noch ein Stück dazu."

Josef Geis

Alte Liebe



Ihren Schäfer zu erwarten valleri di vallera
schlich Marianne in den Garten valleri di vallera
Schäfer kam und dachte nur:
„Siehste – on revient toujours . . . . . !"

Der Aufsatz

„Es war einmal eine Mama, die wünschte sich ein Kind. Da kam der Storch und brachte ihr eines. Sie legte das Kind in eine Wiege. Abends kam der Vater nach Hause und sagte: „Hanna, vom wem hast du denn das Kind?" *H. M.*

Vielversprechend

Kunde: „Ist diese Hose auch dauerhaft? Ich sitze nämlich sehr viel!"

Verkäufer: „Da drin können Sie das ganze Strafgesetzbuch absitzen!" *H. M.*

Richtigstellung

„Nee, Julius, Geld pumpen is nich", erklärt Krippaal vor seiner Molle. „Sowat untergräbt die Freundschaft."

„Na, so dicke Freunde sind wa doch jar nich, det da wat zu untergraben wäre", kopfschüttelt Rinderpimmel verletzt. *K. E. S.*

Mißverständnis

„Du, da las ich kürzlich, ein Maharadscha hätte oft über hundert Kinder!"

„Die arme Frau!" *F. H.*

Schlechte Zeiten

Räuber: „Geld oder Leben!"

Spaziergänger: „Leider, Geld habe ich gar keins!"

„Schon der Dritte", murrt der Räuber achselzuckend und trollt sich davon. *F. H.*

Kinder

Der Lehrer zum Schüler:

„Sage mir einen Satz in der Mitvergangenheit."

„Mein Vater kaufte eine goldene Uhr."

„Versetze den Satz in die Gegenwart!"

„Die goldene Uhr ist im Versatzamt."

In der Chemiestunde

„Nenne mir die chemische Beschaffenheit des Wassers!"

„Bitte, Herr Lehrer, es fällt mir in der Eile nicht ein, dabei habe ich es aber im Kopf . . ." *M. E.*

Ein Lexikon — aber noch mehr!

Das deutsche Nachschlagewerk von heute, wie wir es am ausgeprägtesten und wohl auch am vollendetsten im „Großen Brockhaus" finden, zeigt ein ganz anderes Gesicht, als wir dies bei dem Konversationslexikon von ehedem gewohnt waren. Schon rein äußerlich kündet sich dies an: eine verschwenderische Fülle von Karten und Bildern, bunten und einfarbigen, in mannigfachsten, sorgsam ausgewählten Druckverfahren hergestellt, unterstützt heute das Wort in eindringlicher Weise. Mit Recht hat der „Große Brockhaus" das unschöne Wort „Konversationslexikon" abgelegt und nennt sich heute schlicht und treffend „Handbuch des Wissens". Die Art und Weise, wie er das gesamte deutsche Geistesgut unserer Zeit uns zugänglich macht, läßt seine Aufgabe weit über den Rahmen, in den ein Konversationslexikon von früher gestellt war, hinausgehen. Sein Besitz spart Zeit und Geld. — haben wir den „Großen Brockhaus" zur Hand, finden wir alles in einem Werk, mit einem Griff, wozu wir sonst vielleicht viele Stunden oft vergeblichen Suchens gebraucht hätten. Ein paar Fragen, die er uns in den letzten Tagen beantwortet hat, mögen zeigen, daß sein Aufgabenkreis eigentlich unser ganzes Leben umspannt, von der Hilfe bei einem praktischen Handgriff bis zur Beantwortung einer schwierigen wissenschaftlichen Frage. Wie war der Verlauf der Marneschlacht? Welche Staaten gehören zur Kleinen Entente? Woher kommt das Ameisenlaufen der Haut? Sind die Flamen mit den Deutschen verwandt? Was nehme ich am besten zum Gurgeln? Was sind die D-Banken? Wie kann man mit Hilfe eines Barometers die Höhe messen? Was bedeutet der Ausdruck Downing Street in der Politik? Wie unterscheidet sich der Konsul vom Gesandten? Wie sollen im Badezimmer die elektrischen Schalter angebracht sein, damit eine Gefährdung des Badenden ausgeschlossen ist? Was ist gegen den Hausschwamm zu tun?

Bedarf es noch mehr solcher Beispiele, um zu zeigen, daß der „Große Brockhaus" mehr als ein Konversationslexikon ist, ein wirklicher Freund und Berater eines jeden von uns, mit welchen Fragen und Sorgen er auch zu ihm kommen mag? Wir schlagen wahllos den 17. Band*) auf, der soeben erschienen ist. Wie kommt es, daß sich der Mensch in einem Segelflugzeug, also ohne Motor, stundenlang in der Luft halten kann? Fünfzehn Bilder und ein klarer Text geben Antwort. Wenn wir jetzt in der Zeitung von Hangsegeln, Wolkensegeln, Wärmesegeln oder Frontensegeln lesen, werden wir Bescheid wissen. Ein wichtiges Kapitel ist „Siedlung" mit dem bemerkenswerten Abschnitt „Politische, soziale und volkswirtschaftliche Bedeutung der Siedlung". Dazu zwei Bildertafeln mit 16 Darstellungen der wichtigsten Siedlungsformen, — oft unter Zuhilfenahme des Lichtbildes, um in jedem einzelnen Fall letzte Anschaulichkeit zu gewährleisten. — Für die Frauen „Spinnen" und „Spitzen" (wunderschöne Abbildungen dazu!), auch „Spielzeug" wird ihre Anteilnahme finden. Die weite Welt gibt sich ein Stelldichein: Siam, Sibirien, Spanien, Schweden. Vorbildlich die Landkarten dazu: nach dem letzten Stand für den „Großen Brockhaus" neu gezeichnet, ersetzen sie einen vollständigen Weltatlas. Besonders glücklich ist die Ausnutzung der Rückseiten zu statistischen und völkerkundlichen Darstellungen (Handel, Verkehr, Wirtschaft, Siedlung, Bevölkerung). Begrüßenswert ist übrigens auch, daß bei jedem geographischen Namen, soweit er auf einer Karte vorkommt, im Text die Karte und das Gradfeld angegeben werden, — eine Neuerung, durch die uns viel Suchen erspart wird. — Von der bei uns in Deutschland erprobten Einrichtung des „Schulfunks" erfahren wir, daß sie im Ausland noch so gut wie unbekannt ist. — Sportsfreunde und solche, die es werden wollen, lesen den Artikel „Ski" und holen sich aus einer Bildtafel Auskunft über die gebräuchlichen Bindungen. Ja, der „Brockhaus" vergißt nichts und berichtet über alles in so erschöpfender Weise, wie wir es eben nur in solch einem sorgsam bearbeiteten, dem einzigen, wirklich großen deutschen Nachschlagewerk finden können. Wir sagen nicht zuviel, wenn wir behaupten, daß er nicht nur in jeder öffentlichen Bibliothek, sondern auch im Bücherschrank eines jeden stehen sollte, der ihn sich leisten kann. Und das wird durch das großzügige Ratensystem heute den weitesten Kreisen ermöglicht. Wer irgendwie die mäßigen Ratenzahlungen für dieses unvergleichliche Werk in seinen monatlichen Haushaltplan noch aufnehmen kann, der tue es recht bald, er bekommt dafür einen „Alleswisser", dessen Anschaffung sich schon in kürzester Zeit hundertfach bezahlt macht.

*) „Der Große Brockhaus", Handbuch des Wissens in 20 Bänden, Band 17: Schra—Spu (in Ganzleinen RM. 23.40; bei Umtausch eines alten Lexikons nach den festgesetzten Bedingungen RM. 21.15).

FOTO-FERNBERATUNG

Alle Freunde der „Jugend" haben Gelegenheit zu kostenloser fotografischer Auskunft aller Art. Sie schreiben an Gerhard Isert, Magdeburg-S., Halberstädter Straße 117a, unter Beifügung von Rückporto. Hier einige der letzten Fragen von allgemeinem Interesse.

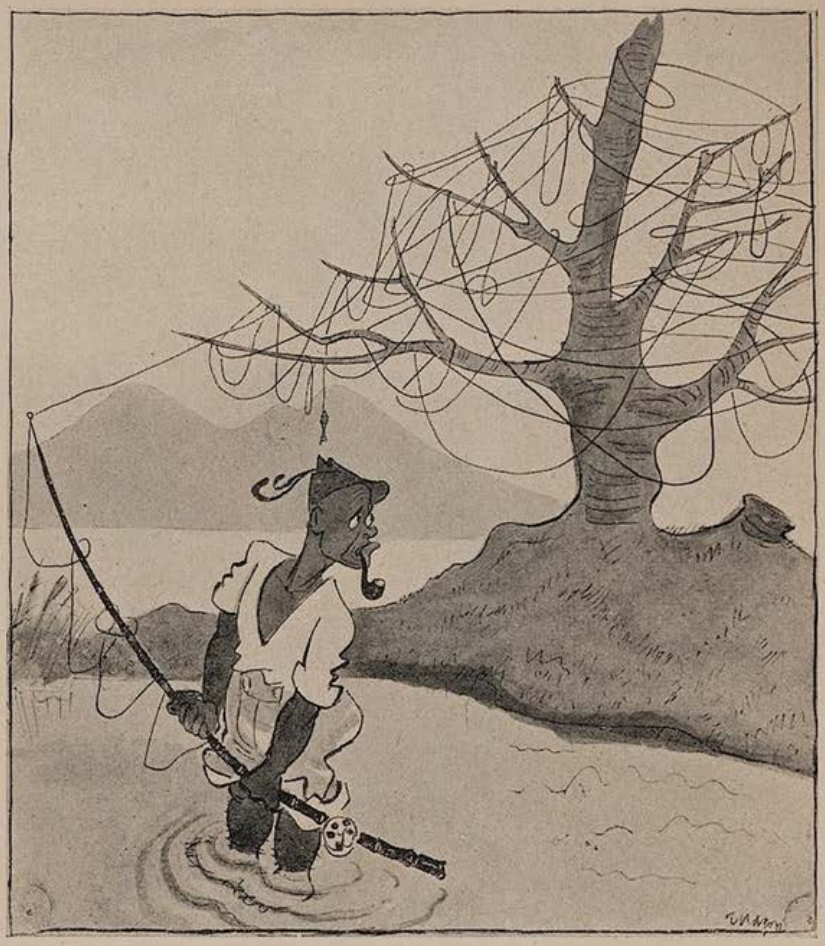
Dr. K. W. in M. Die Herstellung von Blütenaufnahmen im Freien ist nicht immer ganz einfach, zumal wenn Sie die Blüte groß wiedergeben wollen. Viel leichter arbeitet es sich im Zimmer vor einem neutralen Hintergrund mit Kunstlicht. Es kann vor allem lange belichtet werden, womit eine weite Abblendung und damit absolute Schärfe möglich wird. Sie müssen aber aufpassen: Manche Blüten verändern mit der Zeit ihre Gestalt; es würden also Unschärfen entstehen. Solche Pflanzen werden dann mit Blitzlicht fotografiert.

H. A. in Bln. 36. Ihre Frage, ob eine Entwicklung der Negative nach Zeit in der Tageslichtdose genau so zuverlässig ist wie die in der Dunkelkammer bei rotem Licht ist, kehrt oft wieder. Ihre Besorgnis ist vollkommen unnötig; ich kann Ihnen im Gegenteil die Agfa-Tageslichtdose sehr warm empfehlen. Denn es muß bedacht werden, daß heute die Gradationsverhältnisse der Emulsionen eine automatische Entwicklung absolut zulassen. Es muß nur die Mindestbelichtungszeit eingehalten werden. Und dann stehen schließlich in den vielen Härtegraden der Papiere Möglichkeiten zur richtig abgestuften Kopie als Endkorrektur zur Verfügung.

K. G. in N. Eine etwas ausführlicher gehaltene Darstellung über die neuen DIN-Grade, die bereits jetzt von der Industrie teilweise eingeführt werden, finden Sie von mir in Heft 3 „Der Naturforscher", Hugo Bermühler, Verlag, Berlin-Lichterfelde.

W. J. in E. Die Mindestbelichtungszeit bei Schnappschüssen richtet sich neben den bekannten Faktoren nach der Geschwindigkeit des Aufnahmeobjektes wie nach dessen Bewegungsrichtung. Es kann länger belichtet werden, wenn ein Passant auf die Kamera zugeht, als wenn er seitlich an ihr vorüberläuft. Im normalen Straßenverkehr werden Sie mit 1/25 Sekunde scharfe Bilder bekommen. Dabei kann im Sonnenschein auf 9 abgeblendet werden, wenn höchstempfindliches Aufnahmematerial verwandt wird. Günstig ist eine Einstellung auf 6 Meter, da sich dann eine vorteilhafte Tiefenschärfe ergibt. Es ist damit so zu arbeiten, daß Sie sich von Ihrem Aufnahmeobjekt möglichst in der genannten Entfernung befinden.

Richtiges Entwickeln:
Der Wunsch eines jeden Fotoamateurs! Jetzt kann er Wirklichkeit werden, wenn Sie sich die neue Schrift Richtiges Entwickeln von Gerhard Isert besorgen. Für Mk. 1.— erhältlich beim Buch- oder Fotohändler oder direkt vom G. HIRTH VERLAG AG., MÜNCHEN 2 NO, Herrnstraße 10



Anglerfreuden von Macon

Browsen Sie DIE Blaue ANZEIGE der „Jugend"

SCHRIFTSTELLERN
bietet große Buchdruckerei mit angegliedertem bekanntem Verlag für wissenschaftliche oder belletristische Werke sehr vorteilhafte
VERLAGSVERBINDUNG
Anfragen unter Literaria 846 an die Expedition der „Jugend", München, Herrnstraße 10.

Zur Anfertigung jeder Art **Drucksachen** empfiehlt sich G. Hirth Verlag AG. München, Herrnstr. 10

GRATIS
Liste sendet über hygienische u. sanitäre Artikel
MARTIN
Gummiwaren-Versand
Frankfurt a. M. 1
Postfach 203/1.

Wer kauft schafft Arbeit!

Gegen üblen Mundgeruch
Chlorodont
die Qualitäts-Erzeugnisse

Neurasthenie
Nervenschwäche Nervenzerrüttung verb. mit Schwinden d. best. Kräfte. Wie ist dieselbe v. ärztl. Standpunkte aus ohne wertlose Gewaltmittel zu behandeln u. zu heilen? Wertvoller, n. neuest. Erfahrungen bearbeitet. Ratgeber für jedermann, ob jung oder alt, ob noch gesund oder schon erkrankt. Geg. Einsendg. v. M. 1,50 in Briefmarken zu beziehen vom
Verlag Silvana 66, Herisau (Schweiz).

Fidus-Bilder
in Postkartenformat, Wiedergaben der besten Werke dieses Berliner Meisters, sind zum Preise von 50 Pfg. für die Serie von 12 Stück herausgegeben.
Der großen Verehrergemeinde von Fidus wird diese Veröffentlichung willkommen sein.
G. HIRTH VERLAG AG.
München, Herrnstraße 10

GRATIS
Preisliste Nr. B 4 senden Gummi-Industrie „Medicus", Berlin SW 68, Alte Jacobstr. Nr. 8.

Männer
die ihre Kräfte schwinden fühlen, werden wieder jung u. lebensfroh durch die bewährte „Sexurjan". Lebenskraft u. Lebensfreude bis ins höchste Alter. Prospekt diskret durch
Sexurjan Co.
Bad Reichenhall 536

ZEITUNGS-AUSSCHNITTE liefert
ADRESSEN schreibt
WURFSENDUNGEN erledigt
FÜR SIE
ADOLF SCHUSTERMANN
GEGRÜNDET 1911 BERLIN S.O. 16 RUNGESTR. 20
FERNRUF: F7, JANNOWITZ 5116, 5117 UND 5811
DRUCKSCHRIFTEN BITTEN WIR ANZUFORDERN!

Inserieren bringt Gewinn!

Inserate in der „JUGEND" finden weiteste Verbreitung!

KUNSTPOSTKARTEN
in vortrefflichem Vierfarbendruck nach Bilderwiedergaben aus der „Jugend" liefern wir 20 St. für 90 Pf., die ganze Serie von 170 St. für RM. 6.— franko
G. HIRTH VERLAG AG.
München 2 NO — Herrnstraße 10

SCHÖNE BILDER
an den Wänden machen die Wohnräume behaglich. Wo das Geld für Erwerbung von Originalen fehlt, hat der Bilderliebhaber Ersatz an den Vierfarben-Kunstblättern der „Jugend", die zu den erstaunlich billigen Preisen von 45 Pfg., 65 Pfg. und 90 Pfg., je nach Größe, zuzüglich Portospesen durch den Kunsthandel und den unterzeichneten Verlag zu beziehen sind. Der reich bebilderte Katalog (Preis RM. 2.70 zuzüglich Portospesen) erleichtert die Bestellung.
G. Hirth Verlag AG., München, Herrnstr. 10

Lest den
Sportfischer
die vortrefflich ausgestattete Fachzeitschrift.
Halbjahrespreis 3 M.
Fischereisport-Verlag
Dr. Hanns Schindler
München NW 2
Karlstraße 44

Ein Buch fürs Leben ist: KREMPELHUBER
Für Stille Stunden
Die gesunde und praktische Lebensweisheit nach gesammelten Erkenntnissen der Philosophie vom Altertum bis zur Gegenwart. 450 Seiten in Ganzleinen gebunden nur RM. 2.85 zuzüglich 40 Pfg. für Porto. Zu haben in den Buchhandlungen oder beim unterzeichneten Verlag
G. HIRTH VERLAG AG. MÜNCHEN, HERRNSTRASSE 10

BÜCHER

Hans Friedrich Blunck: „Werdendes Volk". Romantrilogie. („Stelling Rotkinnsohn". Die Geschichte eines Verkünders und seines Volkes. — „Hein Hoyer". Ein Roman von Herren, Hansen und Hagestolzen — „Berend Fock". Die Mähr vom gottabtrünnigen Schiffer.) (Verlag Albert Langen-Georg Müller, München 1933.

Diese drei Romane, vor Jahren schon erschienen, vom Dichter jetzt neu bearbeitet, geben ein lebendiges Bild vom Wesen niederdeutscher Menschen in historischer Vergangenheit. Es ist nicht jedes Autors Sache, Menschen, Dinge und Ereignisse heraufzubeschwören, die nicht mehr sind. Von Blunck kann man sagen, daß er dazu berufen ist. Seine Art, zu gestalten, ist unmittelbar und überzeugend bis ins kleinste. Dabei hat er den zaubernden Blick des rückwärts gewandten Sehers und sieht „werdendes Volk", wo Geschichtswissenschaftler vielleicht nur Episode oder nebelhafte Zwischenzeit zu registrieren imstande sind. — Unter den drei Romanen ist der wesentlichste „Stelling Rotkinnsohn". Wesentlich deswegen, weil seine Problematik über das Persönliche, ja, auch über das einmalig Historische weit hinausgreift. Die Tragik eines Grüblers und Suchers, den das Volk für den Führer ins erlösende Neue hält und der den Forderungen der Wirklichkeit nicht gewachsen ist, erschüttert uns jenseits ihrer historischen Stofflichkeit als tiefste Tragik des zwar entflammten, aber nicht erleuchteten Menschen. *Walther C. F. Lierke*

Hanns Johst: Standpunkt und Fortschritt. (Stalling Bücherei, Schriften an die Nation; Verlag Gerhard Stalling, Oldenburg i. O.)

Dieses kleine, schmale Bändchen bildet eine Ergänzung zu des Dichters Bekenntnisbuch „Ich glaube". Wuchtig und zielsicher fallen seine Worte gegen die Verworrenheit und Verwaschenheit von Begriffen. In allem offenbart sich aber immer wieder der Kämpfer des Glaubens im Aufbau eines neuen Reiches und mit ihm einer neuen kultischen Hochzeit der Dichtung, offenbart sich immer wieder der Fanatiker des Wortes und der Sprache. Hier wird auf schöpferischer Basis um die Ehrlichkeit und Gestaltung der Gegenwart, um den Sinn und die Zielsetzung der Zukunft gerungen. Und Hanns Johst schenkt Glauben und Zuversicht.
Wolf Braumüller

H. Prehn v. Dewitz: „Marie Antoinette". Der Lebensroman einer galanten und unglücklichen Königin. Mit vierzig Reproduktionen. (Verlag Georg Westermann, Braunschweig, Berlin, Hamburg.

Wenn etwa ein Konditorgehilfe sich die Aufgabe stellt, die Kämpfe um das Fort Douaumont in Zuckerguß und Eiweiß darzustellen, dann weiß man: Zuckerguß bleibt Zuckerguß. Wenn der Autor des vorliegenden Buches das Leben der Marie Antoinette literarisch zu präsentieren versucht, dann kann man selbstverständlich nicht behaupten, daß er im Konditoreigewerbe tätig sei. Aber an Zuckerguß und Eiweißschaum muß man beim Lesen dieses Romans trotzdem denken. Das Schicksal der Marie Antoinette, dieser Nur-Lebedame größten Stils, kann uns allenfalls dann interessieren, wenn es dargestellt wird ohne süßliche Schönfärbung, ohne widerspruchsvoll „zartfühlende" Rehabilitierungsversuche, ohne das allzu gemütvolle Guirlandengewinde einer so privaten Geschichtsbearbeitung, wie sie der Autor des Buches vornimmt. Mehr ist über diesen Roman nicht zu sagen. Die meisten der beigefügten vierzig Reproduktionen haben, von diesem unbeeinträchtigt, den Wert historischen Bildmaterials. *Walther C. F. Lierke*



„Denke dir, dem Doktor Schmidt ist es tatsächlich gelungen, mein Alter zu erfahren."
„Na, Kunststück . . ., für einen Prähistoriker . . ."

DIE KUNSTZEITSCHRIFT

„Der Sportfischer"



soll von **jedem waidgerechten** Sportfischer gehalten werden. *„Der Sportfischer"* bringt Text- und Bildermaterial aus aller Welt, darunter auch große mehrfarbige Kunstdrucke

½jährlich RM. 3.—, jährlich RM. 6.—. Man abonniert bei seinem Briefträger, beim Postamt oder direkt beim

FISCHEREISPORT-VERLAG DR. HANNS SCHINDLER,
Fischerei-Buch- u. Kunsthandlung
München NW 2, Karlstraße Nr. 44
Tel. 59 61 60



Auf in die WELT

im GROSSEN BROCKHAUS

Unter 200000 Stichwörtern und 42000 Abbildungen bringt er alles, was man wissen will und wissen muß.

„Hier würde nicht nur ein großes Nachschlagewerk, sondern ein lieber voller Menschenbegleiter geschaffen."
Münchener Neueste Nachrichten

Möchten Sie mehr über ihn erfahren, über seine Darstellungskunst, seine Zuverlässigkeit, seine hervorragende Ausstattung und – über die günstigen Bezugsbedingungen? Dann senden Sie den untenstehenden Abschnitt an eine Buchhandlung oder an den Verlag

F. A. BROCKHAUS · LEIPZIG C 1

Der Unterzeichnete bittet um kostenlose und unverbindliche Übersendung des reich bebilderten Prospekts über den Großen Brockhaus

Name und Stand: .....

Ort und Straße: .....

Männer

die durch vorzeitige Schwäche ihre best. Kräfte schwinden fühlen, verwend. d. wissenschaftl. anerkannte Keimdrüsen-Hormon-Präparat

„RASPUSAN"

Hergestellt a. Grund neuest. Forschungsergebnisse u. als Sexualtherapeutikum hervorragend bewährt. **In allen Apotheken!** „Raspusan" bringt kraftvolles Leben u. Jugendfrische. Verlang. Sie ohne jede Verpflichtung wissenschaftl. Broschüre m. Probepackung kostenlos in verschlossen. Doppelbrief ohne Absender!
Friedrich-Wilh.-Apotheke
Berlin · Charlbg. 2. Block 103.

Jede Nummer der „JUGEND" wird von ca. 50000 Menschen gelesen.

Darum inseriere!

egründer: Dr. GEORG HIRTH. — Verantwortlich für die Schriftleitung: ARNOLD WEISS-RÜTHEL; für die Anzeigen: GEORG POSSELT, München. — erlag: G. HIRTH VERLAG A.G., München. — Für die Herausgabe in Österreich verantwortlich: J. RAFAEL, Wien I. Graben 29a (Eingang Trattnerhof). — Für die Redaktion Österreich verantwortlich: MARIANNE RAFAEL, Wien XIX, Hochschulstraße 25. — Alle Rechte vorbehalten. — Nachdruck strengstens verboten. — Copyright by G. HIRTH ERLAG AG., München. — Druck: G. HIRTH VERLAG AG., Buch- und Kunst-Druckerei, München, Herrnstraße 10. — D.-A. 9000. — Entered as second class matter, Postoffice New York, N. Y. — Manuskripte sind nur an die Redaktion der „Jugend", München, Herrnstraße 10, zu senden: Rücksendung kann nur erfolgen, wenn Rückporto beiliegt.

Zeitgemäße Gemeinschaftspflege

Erich Wilke



Zehn Maler malen an einem Bild



Zehn Friseure rasieren einen Mann



Zehn Kleinrentner pflanzen einen Kaktus

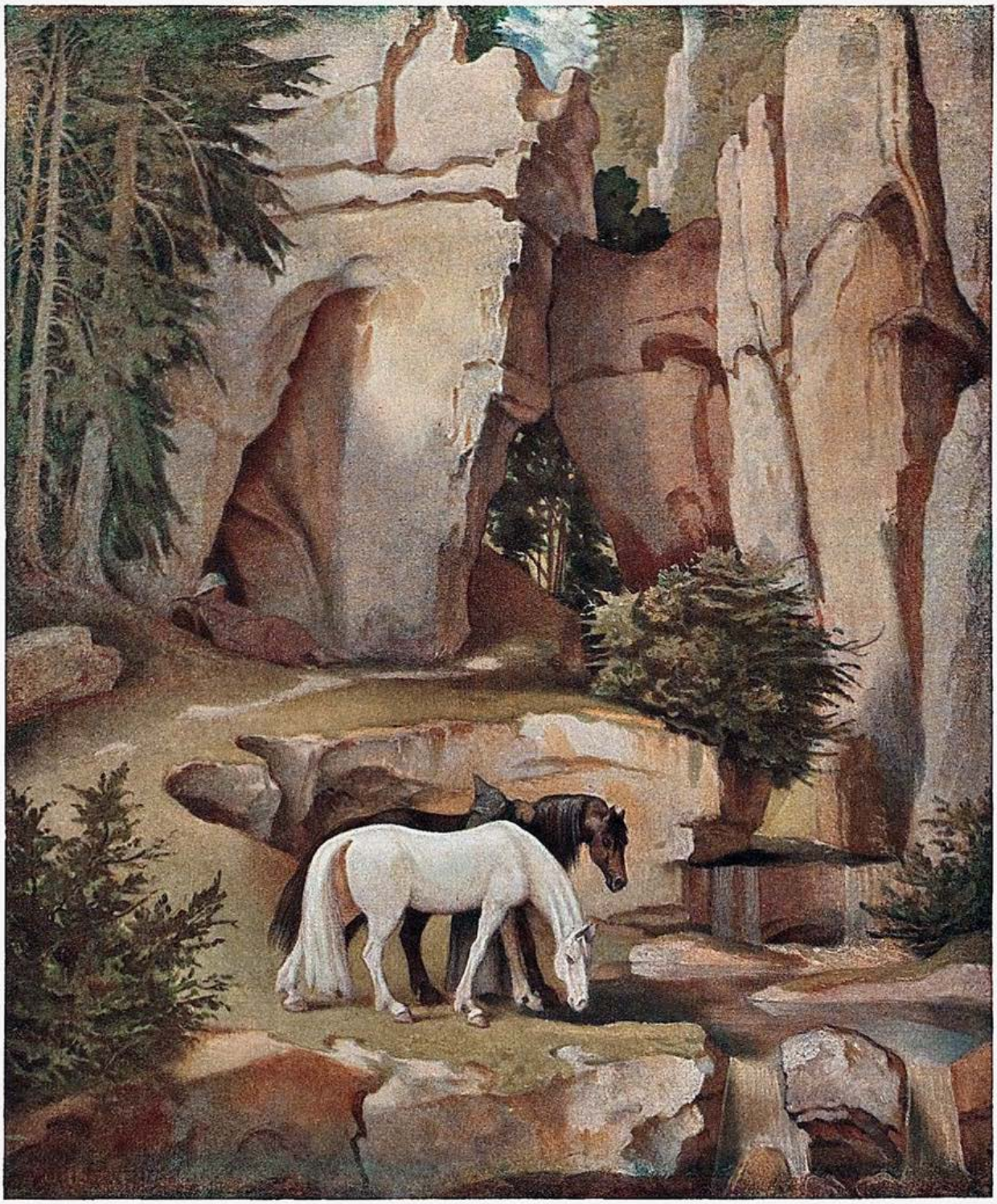


Zehn Liberalisten haben einen Gedanken

JUGEND

PREIS 60 PFENNIG

MÜNCHEN 1934 / NR. 27



Einsiedler tränkt die Rosse seines Gastes

M. v. Schwindt

J U G E N D
39. JAHRGANG
1934 / NR. 27

Vikar Mörike

Von Georg Schwarz

Wo unser Herr Vikar so lange bleibt? Hat er sich denn heute schon sehen lassen?" fragte Frau Pfarrer Wolf ihre Tochter, die gerade das Frühstück auftischte.

„I glaub', er liegt im Bett und schwätzt mit seinem Star!"

„Ja, hat er denn auch einen Staren im Zimmer? Er scheint ja ein recht großer Tierfreund zu sein."

„Du weißt das nicht? O, er hat auch eine Amsel auf der Stube. Die läuft so gravitätisch umher in ihrem schwarzen Rock, als wäre sie und nicht er der Vikar. Neulich meinte auch der Eduard — ah! der Herr Vikar —, daß er gerne mit der Amsel oder dem Staren tauschen möchte. Der schwarze Rock stünde diesen Vögeln von Natur besser als ihm, — und wenn es schon sein müßte, freue ihn der Gesang mehr als die schwarze Vikarswürde!"

„Ach, der unglückliche Mensch!" sagte die Pfarrerin. „Man hört's ja überall, daß ein ganz begabter Dichter in ihm steckt. Im ‚Morgenblatt' und in der ‚Damenzeitung' werden seine Gedichte gedruckt. Wenn man ihm nur helfen könnte! Aber weißt du, Rike, es ist doch sehr traurig, wenn einer Vikar mit Widerwillen ist und Dichter nicht ganz sein darf! Aber ich habe ihn doch sehr gern im Haus. Er versteht sich recht gut mit unseren Bauersleuten und versieht auch seinen Dienst ganz ordentlich, — seit unser Papa gestorben ist."

Da tönten neun kräftige Schläge von der großen Uhr der Dorfkirche und zu gleicher Zeit riß der Kirchenmesner, zugleich Postbote für das Pfarrhaus, so heftig am Klingelzug, daß das schrille Geläute der Hausglocke die beiden Frauen jäh erschreckte.

Rike sprang die Treppe hinab, so schnell sie konnte.

Ein kühler, herbstlicher Luftzug brauste in den Hausflur, als sie das große Tor des herrschaftlichen Pfarrhauses öffnete. Ohne sich auffordern zu lassen, drang der Mesner Roeckle in das Haus, verlangte nach der Frau Pfarrer und ließ sich auf keine Frage der neugierigen Rike ein.

Als er die Treppe hinaufgestampft war, machte er auf dem Vorplatz plötzlich halt und rückte die Mütze vom linken Ohr. „Was ischt des?" fragte er. Im Oberstock war lauter Lärm. Schallendes Gelächter einer wohllautenden Männerbaßstimme vermischte sich mit heftigem, vielstimmigem Vogelgezwitscher, das sich wie Zank und Schimpfen anhörte, aber doch heiter klang. „Ischt des der Vikar?" —

„Ja", sagte Rike zögernd und fügte hinzu: „Er ist aber nicht zu sprechen!"

Im Wohnzimmer entledigte er sich seiner Post. Das war ein kleiner, zierlicher Brief an den Herrn Vikar Mörike und an denselben auch ein umfangreicheres Päckchen, Gedrucktes enthaltend. „Ich soll auch der Frau Pfarrer die unangenehme Mitteilung machen, daß der alte Walz vis-à-vis heut nacht gestorben ist. Gott hab' ihn selig! Er war der fleißigste Mann und der ärmste Tropf in der ganzen Gemeinde. Der Herr Amtsverweser möchte das doch gefälligst in seiner Leichenrede bemerken!"

In beinahe tadellosem Schriftdeutsch, mit merklicher Anstrengung und unerfindlich lauter Stimme hatte Roeckle seine Sache vorgebracht, blieb aber noch stehen, als warte er auf etwas.

Die Pfarrerin tauschte einen vielsagenden Blick mit Rike, die gut verstand und aus einem Wandschränkchen die gebauchte Flasche mit dem Kirschengeist hervorholte. Roeckle atmete auf. Als er sein Gläschen getrunken hatte, fragte ihn Rike lächelnd: „Noch eins?"

„Ja, noch eins!" sagte er.

— — — — — — —

„Spricht er denn immer noch mit seinem Staren?" fragte die Pfarrerin nach einer Weile.

„O ja! Meinst du nicht, wir sollten ihn einmal belauschen, Mutter?"

„Hoffentlich merkt er's nicht!"

Die beiden Weiblichkeiten machten sich so leise als möglich auf den Weg. Die Stiege knarzte zwar verräterisch, aber der saumselige Vikar im Bett merkte nichts im Eifer seiner rednerischen Improvisationen.

„Hui, hui! Was suchen Sie in meinem Tintenfaß, Meister Starmatz?" rief er laut. „Fehlgetreten, verehrter Herr! Soll ich Ihnen aus der schwarzen Brühe heraushelfen? Gottlob! Es gelingt Ihnen selbst. Schaudert Ihnen nicht auch vor dieser trübseligen Essenz, diesem Allheilmittel gegen melancholische Gemütszustände, diesem Urelement unseres tintenklexenden Säkulums, um Karl Moor zu zitieren? Hu, welch ein Schauder des Abscheus schüttelt euren geschmeidigen Leib! Jetzt aber, o Gott! Mein teueres Postpapier in Leinen! Bitte, sind Sie nicht so ungehörig, es mit ihren beklexten Kratzfüßen ganz zu beschmieren. Ich bin der ärmste Vikar im ganzen Deutschen Reich und außerdem . . . Bitte, bitte! Und jetzt wollen Sie mir Ihre geistvollen Sudeleien auch noch vorenthalten? Bitte, ein Blatt von Ihrer werten Hand! Ich bin Autographensammler."

Das kuriose Selbstgespräch des Herrn Vikar brach plötzlich ab und die Stimme des Staren ließ sich laut kreischend und plappernd vernehmen.

Die Pfarrerin auf dem Oehrn schüttelte belustigt den Kopf und Rike mußte sich Mühe geben, ein Kichern zu unterdrücken.

Auf einmal dröhnte ein überlautes Gelächter aus der Stube und ein Krach erfolgte, wie wenn sich eine erwachsene Person mit ganzer Wucht auf eine Bettlade wirft.

„Welch eine hochinteressante Entdeckung, mein hochverehrter Herr!" klang es in geändertem Ton.

„Das Inkognito Ihrer mysteriösen Person ist gelüftet. Sie sind — Virtuose, Violinist!

E. Berger



Mörike

Bitte, unterbrechen Sie mich nicht! Das Notenblatt in meiner Hand erklärt alles. Ihr scheinbar unbeabsichtigtes Geschreibsel wird durch meine Kennerangen entlarvt und ist ein raffiniertes Violinsolo im italienischen Stil. Serenada oder Sarrabande? — Keine falsche Bescheidenheit, Maestro Tartini!"

Da unterbrach der Star den niederprasselnden Redesturz mit so erregtem Geplauder, daß es sich wirklich anhörte, als verstünde er die lobhimmelnden Worte des pp. Musikkenners, als setze er sich mit Ausdrücken schämiger Bescheidenheit zur Wehr. „Mein Herr, gestatten Sie mir ein weiteres über die hochinteressante Materie!" fuhr der Musikkenner fort. „Die italienische Musik in allen Ehren — aber finden Sie nicht auch, daß Ihre hochverehrten Maestros, hm! im Vergleiche mit den Herren Gluck, Händel und Mozart und ihrer goldgediegenen Kunst nur seichte Schnörkler von bestechender Routine sind? Kennen Sie z. B. die unvergängliche ‚Zauberflöte' des letztgenannten, die Oper der Opern, die meisterliche Glanzleistung, klassisches Muster und ewiges Vorbild zugleich?"

Bald sanft, bald schmeichelnd, bald in den rasendsten Ausdrücken seiner kauderwelschen Waldsprache begann der Star zu widersprechen und überschrie die bescheiden vorgebrachten Einwände seines Gesprächspartners, der sich zuletzt genötigt sah, den Disput zu unterbrechen, indem er sich erregt auf seine Musikkennerschaft berief und sich wiederholt vorstellte als der weitbekannte, vielgereiste Bel-esprit und Commisvoyageur:

Liebmund Maria Wispel!

Jetzt konnte die Pfarrerin nicht mehr an sich halten und lachte laut auf. „Ist jemand draußen, Rike?" rief die Stimme kleinlaut aus der Stube.

„Ach, verzeihen Sie, Herr Vikar, daß wir Sie belauscht haben. Wir wollten Sie nur zum Frühstück bitten und sagen, daß wichtige Post da ist!" — „Auch ein Briefchen von Plattenhardt!" rief Rike.

„Ah, ich komme gleich."

Es dauerte nicht lange, bis der Vikar mit großen Sprüngen über die hölzerne Treppe herunterkam und im Wohnzimmer des Pfarrhauses erschien. Seine blauen Augen schauten gut ausgeruht und frisch durch die funkelnden Brillengläser. Seine Laune war sehr fröhlich.

„Bevor ich Ihnen Ihre hochwichtige Post ausliefere, Herr Mörike, hören Sie zuerst eine örtliche Hiobspost. Der alte Walz ist gestorben. Sie kannten ihn ja und werden dem fleißigen Manne in der Leichenrede sein gebührendes Ehrenkrönlein nicht versagen können."

Der Vikar machte ein trauriges Gesicht und sagte: „Der arme Tropf hat heute nacht viel leiden müssen. Ich hab' ihn über den Hof herüber stöhnen hören."

„Nun wollen wir aber den Herrn Vikar mit der Post allein lassen. Komm, Rike, wir haben im Garten zu tun!" Die beiden Frauen waren schnell verschwunden und die Türe fiel zu.

An ein halboffenes Fenster gelehnt, genoß Mörike mit wachen Sinnen den Zauber des kräftigen Herbstmorgens, den herbstkühlen Hauch der Luft, die nach Ohmd, Obst, Wein und frischem Laub roch, und folgte mit den Augen der Wogenlinie des Waldes, der beiderseitig das keilförmig zulaufende Tal der Glems bis zu ihrem Ursprung begleitete.

Unter seinen Augen lag der wildverwachsene Pfarrgarten mit der Feuerbohnenlaube, die er oft in musischen Augenblicken aufzusuchen pflegte. Langsam kehrte sein Blick aus der Ferne zurück. Heute war ein Freudentag für ihn. Ein Blick auf das geschnürte Paket und seine Absenderadresse unterrichtete ihn, daß der Druck seines Romans „Maler Nolten" begonnen hatte. Das Paket enthielt die ersten Korrekturbogen. Er scheute das nun bevorstehende, peinliche Geschäft der Verbesserung und Durchsicht nicht, aber bevor er sich ihm unterziehen wollte, nahm er rasch den kleinen Brief zur Hand, der schon lange auf ihn wartete. Das Briefchen wies e'ne sanfte Wölbung auf. Er befingerte die nachgiebige Stelle und stutzte einen Augenblick, lächelnd.

„Gut erraten! — Eine Locke von ihr!" sagte er leise, den Brief öffnend. Während er die Zeilen las, hielt er das goldblonde Geringel leicht auf der flachen Rechten.

Er vergaß sich ganz über dem holden Geplauder des Briefchens, las einmal, zweimal, dreimal.

Ein unmerklicher Windhauch bewegte das andere Fenster.

Er schaute auf — die Locke war nicht mehr da!

Schon trug sie der Wind fort, sie flog, schwebte langsam über den Garten. Er rief. Er schrie. Der Pfarrerin, der Rike. „Die Locke! Eine Locke von Luise! Fangt sie doch! Hascht sie doch!"

Verzweifelnd beugte er sich über das Fenster, fuchtelte mit dem zerknitterten Brief in der Hand, deutete in die Luft und wies der Pfarrerin die Richtung des fortschwebenden Löckchens. —

Die Pfarrerin hatte Glück. Sie erhaschte es mit zwei Fingern der Hand. Wie dankbar war der Vikar. Er lief in den Garten und holte die Fluchtverdächtige.

Schon wieder stand er am Fenster und träumte.

Was sollte es bedeuten, daß ihm die Locke so unversehens hatte entwischen können? Hielt er sein Glück nicht fest genug in Händen? Er mußte sich gestehen, daß schon seit einiger Zeit Schatten am Horizont seines Lebens aufgestiegen waren.

Der Tod seines Bruders August, das Unglück seines älteren Bruders, der in politische Händel geraten war und nun auf dem Hohen-Asperg büßte, seine eigene ewige Vikarsmisere — es standen genug schlimme Zeichen für ihn am Himmel.

Schien es nicht, als ob die Angehörigen seiner Braut gewisse Zweifel in ihn setzten, seinem Willen zum geistlichen Beruf mißtrauten? Hatten sie ganz unrecht? —

Aber noch konnte er sich auf das Herz seiner Luise verlassen! Sie war weder kühl, noch berechnend.

Er trank noch mit vollen Zügen den Becher dieser jungen Liebe, die ihn frei machte und zum Dichter erhob.

Noch nie war ihm das Leben, das tägliche Leben so herrlich vorgekommen. Tief spürte er die menschliche Daseinslust, die selige Adamswonne, von der er zu singen voll war.

Keinen Tag konnte er vergehen lassen, ohne einen Brief an das liebe Mädchen zu schreiben, für sie etwas Ernstes und Schalkhaftes zu dichten. — Auch jetzt, wie er so am Fenster stand und sich seinen Gefühlen überließ, berührte ihn der Gott der Lieder, zogen Bilder von anakreontischer Lebensheiterkeit in ihm ein. Wie? — Wenn er den Vorfall mit der entflohenen und wieder eingefangenen Locke behandeln würde? — Vielleicht im Stil der tändelnden Schäferzeit? Etwa so:

„Ach, wie schalkhaft Amor handelt
Und ein zärtlich Herze schreckt,
In Zephiren sich verwandelt,
In die Windsbraut sich versteckt!

Unwillkürlich reimte er flüsternd weiter:

Lilli schickte mir ein Löckchen
Jüngst im zierlichen Kuvert,
Und ich trug das goldne Flöckchen
Engelselig hin und her.

Wie den Mädchen ihre Docke,
Knaben oft ihr Schaukelpferd,
War mir Lillis härene Locke
Mehr als Gold und Gulden wert.

Aber als ich in der Kammer
Unbesorgt am Fenster stand,
Kam der Schelm und blies, o Jammer,
Mir mein Schmuckstück aus der Hand.

Zappeln, ach, und Arme strecken
Half mir nichts vor diesem Wind,
Und ich rief im höchsten Schrecken
Nachbarn an und Hausgesind.

Amor wollte mir nicht schaden,
Scherzte nur — zum guten Schluß
Waren auch Frau Pfarrers Waden
Schneller als Mercurius.

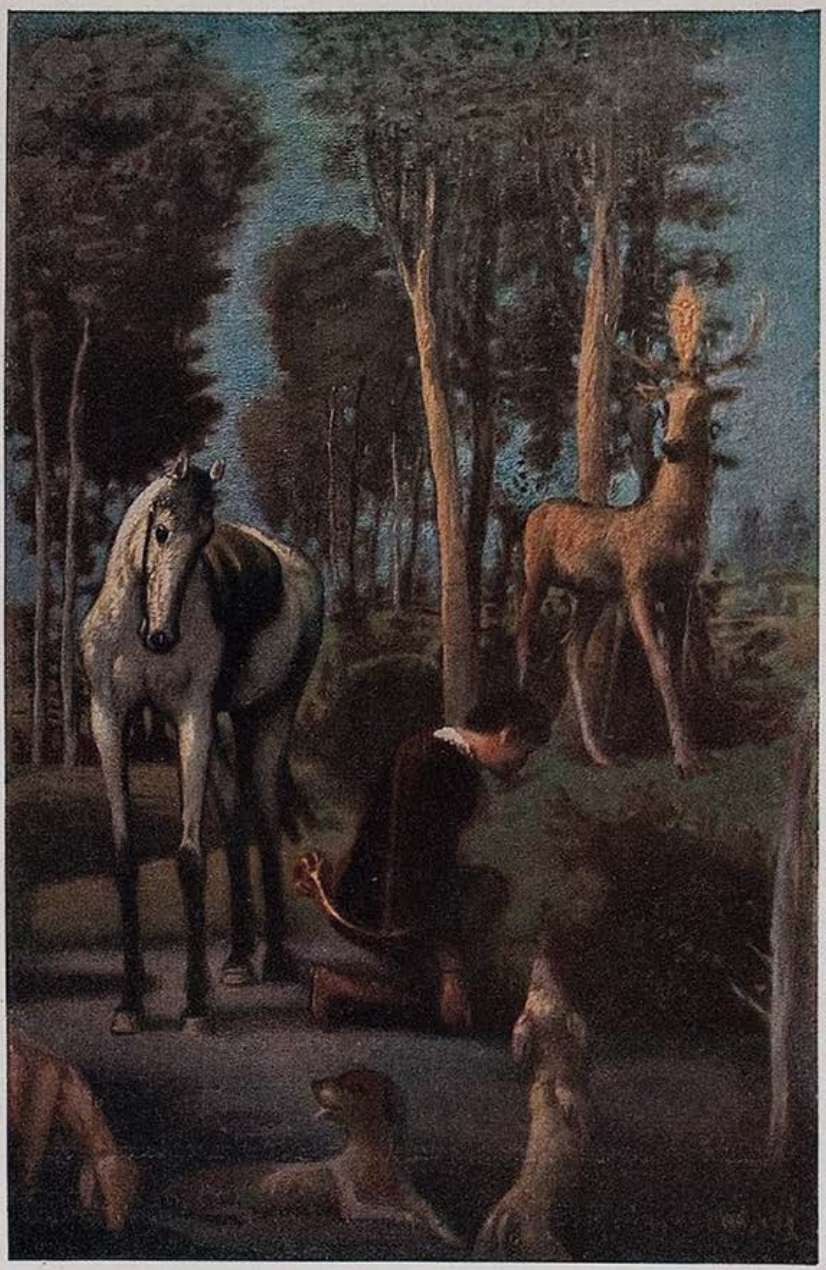
Und sie hat mit kühnem Sprunge
Mein Juwelen-Stück erwischt,
Grad als eine freche, junge
Elster schon darnach gezischt.

Wie doch Amor schalkhaft handelt
Und ein zärtlich Herze schreckt,
In Zephiren sich verwandelt,
In die Windsbraut sich versteckt!

Die Ballade erschien ihm reichlich geziert, aber den gleichlautenden Anfangs- und Schlußvers wollte er sich doch merken und in einem Brief an Luise scherzhaft einflechten.

Da — wurde er unvermutet gestört. Rike stand lachend unter der Tür mit der Gießkanne in der Hand. Sie hatte ihn belauscht.

Verdutzt sah sich der Dichter um — und stimmte dann laut in ihr helles Gelächter ein.



St. Hubertus — Marées †

Hirschjagd zu Wasser im Glemstal im Jahre 1748

Auf, auf zur Jagd! Heut ist das rechte Wetter,
der Wald wird herbstig und der Hirsch wird fetter.

Nach Seehaus haben herzogliche Gnaden
die Herrn und Jäger sich zu Gast geladen.

Nun hetzt das Wild und scheucht es auf, ihr Bauern,
und treibt es durch des Platzes Bogenmauern!

Jagt ins Bassin des Waldes stolzen König,
den Herzog schmerzt ein dutzend Hirsche wenig!

Seht Serenissimus im Schützenstande,
das Haupt umwölkt von Pulverrauch und -brande!

Und Serenissima klatscht in die Hände,
und zählt die toten Hirsche im Gelände.

Rot glüht der Himmel! — auch das Wasser rötet
vom Blut der Hirsche sich, die man getötet.

Noch eh es Nacht wird fallen hundert Tiere;
die Hörner künden's laut durch die Reviere.

Ein kalter Imbiß labt bei Fackelscheine
in heller Nacht die bunte Jagdgemeine.

Zum Aufbruch winkt der Herzog. Seine Meute
umtobt, umtanzt den Wagen mit der Beute.

Vom Walde schallt Gesang. Sie singen alle;
des Liedes Kehrreim tönt im Widerhalle:

„Gebt Sankt Hubertus, dem Patron, die Ehr!
Heil unserm Herrn, dem würdigsten Chasseur!"

Hermann Hesse:

APOLLO

EIN WANDERTAG AM VIERWALDSTÄTTER SEE

Der Wanderer lag allein, abseits des Weges, in der warmen Sonne. Sein Blick ging dem Spiel des Lichtes auf den gelben Felsen nach, sein Ohr ruhte im Geräusch des rückwärtigen Sturzbaches aus, welches aus der Ferne noch eben heranreichte, leis und stetig. Seine Seele, im leichten Halbtraum, ruhte wie ein Vogel mit ausgebreiteten Flügeln über dem lichten Land seiner Kindheit. Ein brauner Falter flügelte langsam über der Straßenmauer und durchschnitt mit der unruhigen Linie seines Fluges die Umrisse der schmalen Seefläche, die dem Liegenden ins Auge leuchtete. Auf dem dunkelgrünen glänzenden Grund spielte die matte Farbe der Falterflügel heller und reicher, die zarten Flügelränder zitterten wechselnd in einem weißlichen Lichtstreif, als ob der bewegte scharfe Umriß das Licht anzöge.

Im Gedächtnis des Ruhenden stiegen die leidenschaftlichen Wonnen der Knabentage auf, die erregte Lust der sommerlichen Schmetterlingsjagd auf großblumigen Gartenbeeten und auf windstillen, duftenden Matten, über denen die heiße Luft in glänzenden Wellen zitterte.

Dem Träumer glitten unvermerkt die schwer gewordenen Lider über den ermüdeten Blick. Sein Traum lief in atemloser Luft falterjagend über heimatliche Matten und Hänge, und aus der entschleierten Tiefe ferner Erinnerungen überkam den Schläfer eine langvergessene Sehnsucht aus Kinderzeiten — einen Apollo zu sehen. Das Ziel begieriger Knabenwünsche, schneeweiß mit roten Flecken, hing das Bild des schönen Falterkönigs vor ihm im Blauen. Vertraut und leise anklingend traten andere seltsam liebe Melodien aus vergangenen Jahren heran. Über den Schlafgedanken des Wanderers wölbte sich wundervoll und zart der Himmel seiner Kindheit in sehnlicher Bläue empor.

Ein leichter Wind flog kühl vom jenseitigen Gebirge her und traf die gesenkte Stirn des Schlafenden. Lächelnd und langsam schlug er die Augen auf, von der Klarheit der reinen Seeluft und von den fröhlich leuchtenden Farben der Landschaft erquickt. Er richtete sich wohlig auf.

Da glitt ein weißer Schein an ihm vorüber. Er hielt inne, er blickte leuchtend auf. Unhörbar und ruhig senkte sich ein heller Schmetterling in elegantem Bogen aus der Luft herab, flog am Boden hin, flatterte, Umschau haltend und blieb an der abschüssigen, sonnbeglänzten Fläche eines Felsens hängen. Er schien zu lauschen, er bewegte die feinen Flügelhörner, und dann breitete er alle vier Flügel weit und ruhig im warmen Licht aus. Apollo! Auf den seidenen, weißen Flügeln traten dunkle Adern in zarten Linien mit metallischem Glanz hervor, und mitten auf dem weißen seidenen Grund glänzten hellblutrot die prachtvollen Augen.

Der Apollo schlug die Flügel zusammen, daß ihre vornehm-längliche Form mit der untadeligen Rundung der Oberflügel deutlich sichtbar ward, breitete sich noch einmal wohlig, wie atemholend, in voller Dehnung aus und flog auf. Er flog vom Felsen auf die Spitze einer hohen violetten Distel, von da gegen den See in die dunklere Tiefe. Dann erhob er sich wieder, schwebte einen Augenblick unschlüssig, tat plötzlich eine Reihe jauchzender Flügelschläge und verschwand nach oben in den tiefen, leuchtenden Himmel.



Nachbarskinder — Erich Wilke

HANS WEBER:

DER RENEGAT

In den wenigen Monaten seiner Gefangenschaft hatte sich die wütende Auflehnung des Löwen in mürrische Teilnahmslosigkeit gewandelt. Er hat sich darein fügen gelernt, daß die Eisenstangen des Käfiggitters stärker waren als die wuchtigen Tatzenhiebe; stärker als der verzweifeltste Ansprung. Resigniert lag er im hintersten Winkel des Käfigs, erduldete gleichgültig die Lockungen und Zurufe des Wärters und enttäuschte die Besucher des Zoologischen Gartens, die nach kurzer Zeit meinten, daß eine an sich verständliche Trauer um verlorene Freiheit selbst bei einem Löwen Grenzen haben müsse.

Mit Überwindung nahm er die Fleischstücke, die der Wärter ihm jeden Tag in den Käfig warf. Zwar sah der Wärter in der Annahme der Nahrung Grund zu der Hoffnung, daß das Tier sich eingewöhnen werde; — aber er begriff nicht, daß das, was er für den ersten Schritt zur Gewöhnung hielt, in Wahrheit der letzte Schritt und — wenn man so will — die letzte Demütigung war, die eine umgitterte Kreatur vom weder gewünschten noch mehr gefürchteten Tode trennten. Als jedoch Monat um Monat seine wohlwollenden Lockungen und Ermunterungen unbeachtet blieben, wurde der Wärter nachdenklich. Weit davon entfernt, die Nichtachtung seiner Bemühungen einem Charakter zuzuschreiben, der es ablehnte, sich nicht selbst gewählten Lebensbedingungen zu unterwerfen, verfiel er auf das Mittel, mit dem gemeinhin unverstandenes Leid zu heilen versucht wird: Er verschaffte dem Löwen „Gesellschaft". —

Als Gesellschafter kam nur Sambo in Frage, der von jedem Tierfreund der Stadt gekannte und geschätzte Löwe Sambo, dessen liebswürdig-verspieltes Benehmen schon so viel Besucher des Zoologischen Gartens aufgeheitert hatte, daß eine ähnliche Wirkung auf seinen älteren, melancholischen Artgenossen mit Sicherheit zu erwarten war. Und als er in dessen Käfig gebracht wurde, war es für die Umstehenden eine oft erlebte und immer wieder neue Freude, ihn zu beobachten, der durch den Käfig tänzelte, sich am Gitter hochstellte, vom Wärter kraulen ließ und einmal treuherzig-täppisch seine mächtige Tatze durchs Gitter steckte, damit sie der Wärter ergreife und sie beide den Beifall des Publikums ernten möchten.

Der alte, mürrische Löwe hatte seinen Kopf gedreht und verfolgte angespannt jede Bewegung seines neuen Käfiggenossen. Sambo, diesen Blick auffangend, sprang zu ihm hin und stieß ihm kordial und aufmunternd seine Schnauze in die Flanke. Sofort aber sprang er mit einem Satz zurück, denn der andere war bei der Berührung mit gesträubtem Fell und lautem Knurren tiefer in seine Ecke zurückgewichen.

Sambo war einen Augenblick lang ehrlich erschrocken; aber als er in der Haltung des Abweisenden nichts sah, was einen Angriff oder eine Abwehr seiner eigenen guten Laune vermuten ließ, ging er zum Käfiggitter zurück,



G. Bettermann — Junger Araber

wo ihn Wärter und Publikum mit doppelt zärtlichen Zurufen bedachten. Denn sie alle hatten die Szene beobachtet und waren empört und ungehalten über den alten Löwen, der Sambo — den von jedem Tierfreund der Stadt gekannten und geschätzten Löwen Sambo — in dieser schroffen Art behandelte. —

Später allerdings, als sich die Menschen vor dem Gitter verlaufen hatten, verlor Sambo ein gut Teil jener Sicherheit, auf die ihm seine Vertrautheit mit den Lebensgewohnheiten des Zoologischen Gartens, mehr aber noch seine unzweifelhafte Beliebtheit, von der er wußte, ein Anrecht gab. Jedesmal, wenn sein Blick im gravitätischen Umherschreiten den seines neuen Käfiggenossen traf, schrak er zusammen — so unverhüllter, unendlicher Widerwille leuchtete aus dessen Blicken; und eine Verachtung gegen ihn und seine Lebensäußerungen, die peinlicher war als grollende Tatzenhiebe. — Mühsam versuchte Sambo seine Haltung zu bewahren, trotz der Blicke voll tiefen Ekels, die aus der Ecke des alten Löwen heraus auf sein Fell brannten. Langsam wuchs sein Unbehagen, langsam auch sein Haß auf jenen Unbekannten, der ihm offensichtlich seine Beliebtheit und seinen vertrauten Umgang mit den Menschen neidete.

Vorsichtig, gleichsam seine Position sorgsam abwägend, legte auch er sich auf dem Boden des Käfigs nieder. Beide verharrten stumm; der alte Löwe voll unveränderten, leidenschaftlichen Widerwillens, voll vorwurfsvollen Ekels ... und Sambo, langsam begreifend, warum ihn Widerwille, Vorwurf und Ekel treffe, sich aus tiefster Beunruhigung zu grollender Empörung, zu haßvoller Kampfbereitschaft wandelnd. — So traf sie der Wärter, der ihnen die tägliche Fleischportion vorwerfen wollte. Ahnungslos, was sich in der Zeit seiner Abwesenheit mit den Tieren begeben haben könne, rief er Sambo mit lockendem Zuruf an. Der antwortete — ohne seine Lage zu verändern — mit einem halb entschuldigenden, halb beschwerdeführenden Knurren und richtete seine Augen auf den Wärter; so, als wolle er sich

Sommerabend

VON HERMANN STAHL

Der Wind ist ein junger Gesell
der mit den schrägen zwinkernden Strahlen
der glühgelb untergehenden Sonne
mir folgt und um die Wette rennt
mit meinem springenden kreiselnden
unglaubhaft lebendigen Forterrierhund.
Ziellos gedankenvoll radfahrender Mädchen
Bänder am Kleid läßt er nicht gern
aus seinen verspielten Händen.

Doch wenn die Menschen beim Nachtmahl
unter den Lampen sitzen in Küchen, Balkonen —
leergelaufen die fleißigen Straßen ermüden —
sinken die Wimpern dem Wind, er spielt wie ein Schlafkind
mit seiner Mutter Haar, in den Blättern
dicker Kastanien, ruhig ausgerichtet am Bordstein.

Müd ist der Wind wenn der Mond
über den Park glimmt kühl aus der blauen Entfernung
und er entschläft über den Bänken, die dunkeln
zwischen den uferlos nächtigen Tiefen der Büsche.

Da er nun schweigt, singt in der ungründigen Schwärze
schmaler Rabatten und breit gelagerter Büsche
leise die Nacht ihren harfenverzauberten Ton.
Unendlich groß und Geheimnis, schwingen die Wege
wie Knabenherzen wünschender Schlag in die große
grünsamtene Nacht. Geigen ertönen
lockend und lächelnd sirenengleich aus dem Verschweigen,
wo eines Weihers oval aufgehaltener Spiegel
sprühende Sterne zum Grunde zieht und zerfächert.



Heißer Tag — L. Beck-Gauting

(Fortsetzung von Seite 422)

des unveränderten Wohlwollens von dieser Seite überzeugen.

Der alte Löwe sah das — war es wohl auch müde, die Demütigung seines ganzen Geschlechtes, die er in dieser Geste las, länger zu ertragen und wandte sich ab — mit einem letzten Blick Sambo streifend. Aber dieser Blick, gesättigt mit Ablehnung, gemischt mit demütigendem Mitleid über soviel Würdelosigkeit, war für Sambo zuviel, war unerträglich; er kauerte sich zusammen... und dann entlud sich die grollende Spannung seines Leibes in einem wilden Sprung auf seinen Gegner!

Der wehrte sich nicht; nach einem kurzen Aufheulen, aus dem man weder Angst noch Abwehrwillen, sondern nur erschreckten Ekel vor der unerwartet nahen Berührung mit einem verachteten Artgenossen heraushörte, endete er in wenigen Sekunden unter einem Genickbiß, dessen Wucht und Präzision Sambo selbst einen Augenblick später überraschte. Er ließ ab von seinem toten Feind, erlöst von dem Alpdruck der letzten Stunde, und kroch zum Käfiggitter, wo der Wärter — vollkommen überrumpelt von dem unvermuteten Geschehen — kopflos schrie und mit einer viel zu kurzen Eisenstange in den Käfig hineinzuschlagen versuchte.

Er schlug nicht mehr, als Sambo, der von jedem Tierfreund gekannte und geschätzte Löwe Sambo, täppisch-treuherzig näherkroch, auf die Frage des Wärters: „Ja was hat denn da mein guter Sambo angestellt?!" demütig mit dem Schweif schlug, um dann voll schmeichlerischer Gier die Fleischportion in Empfang zu nehmen, die eigentlich für zwei bestimmt gewesen war. —

Das Unglück war nun einmal geschehen; man fand sich damit ab, ohne nach seinen Gründen zu suchen. Erst viel später begann der Direktor des Zoologischen Gartens hinter dem Ereignis eine „Moral" zu entdecken, jedoch vermochte diese seine Zuneigung zu Sambo, dem von jedem Tierfreund der Stadt gekannten und geschätzten Löwen Sambo, keineswegs zu trüben. —

Anton Leidl



W. E. Süskind

KLEINE LEBENSBESCHREIBUNG

VON W. E. SÜSKIND

Manchmal, vielleicht im ganzen fünf- bis sechsmal während meiner Schulzeit, besuchte unsere Klasse der Photograph. Der Schuldiener, oder der Pedell (wie er später hieß), oder (wie er noch später genannt wurde) der Hausmeister brachte auf seinem Rundgang eine Kundgebung mit: und soundso viel Uhr, in der und der Pause werde ein Photograph zur Stelle sein, um mit direktorialer Genehmigung unsere Klasse im Lichtbild festzuhalten. Das Festgehaltenwerden verpflichte nicht zum Bezug eines Bildes, doch werde einige Tage später ein Abzug in unsere Hände gegeben werden samt anliegender Bestell-Liste, in die jeder sich einzeichnen könne.

Ein Name des Photographen war nicht genannt; er hatte durch seine Anonymität ebenso etwas von einer Schicksalsgestalt wie die anderen in außerordentlichen Abständen wiederkehrenden Figuren unserer Schuljahre. Zur bestimmten Stunde traten wir einem unansehnlichen, doch kommandierlustigen Mann gegenüber; er gruppierte uns auf die Stufen einer Treppe, wobei zweierlei Formen des Ehrgeizes in uns miteinander rangen: ob man als ein großgewachsener Knabe eine tiefere Stufe, oder, um mehr hervorzuragen, eine höhere wählen solle. Dies Dilemma entschied karg und wenig überzeugend der Spruch des Photographen, welcher sodann, unter schwarzem Tafttuch verschwindend, seinem Apparat sozusagen einen beobachtenden Höcker aufsetzte und mit wenigem Kommando und schließlichem Druck auf einen Gummiball unsere Gruppe festhielt.

Festhielt in Bildern, die ich heute nicht ohne Ergriffenheit betrachte. Es ist aber nicht die Ergriffenheit, mit der uns die Bilder und Zeugnisse der Kindheit in tränennaher Seelenstunde so leicht erfüllen, sondern es ist mehr eine Art von Erstaunen. So unbekannt wie der Name des Photographen ist mir eigentlich das, was er abgebildet hat: sowohl das Kind, der Knabe und Jüngling, der ich sein soll und der da mit hängenden, später mit verschränkten Armen auf seiner ihm zudiktierten Treppenstufe steht — als auch die Station meines Lebens, die in dem Gruppenbild, der Beziehung der Jungensgesichter, dem Schulhintergrund wohl oder übel ausgedrückt sein müßte. Ich möchte sagen, daß ich selber auf dem Bild mir von allen den Abgebildeten fast der fremdeste bin; von den anderen kann ich oder könnte ich mir eine Geschichte ausdenken, aus meiner Erinnerung an sie und aus dem Anblick ihrer kindlichen, milchbärtigen Gesichter von damals, meine eigene Geschichte aber, wenn es die überhaupt gibt, ist für meinen Blick ganz bestimmt *nicht* zu finden in dem mich darstellenden Fleckchen auf dem alten Bild.

Nun besinne ich mich: ist das eine Erfahrung, die jeder Mensch macht, und ist also das im Bild festgehaltene Ich immer etwas Ausgeblasenes, vor allem wenn das Bild ein *Lichtbild* ist? Oder bezeichnet es die Wesensart, die man die künstlerische nennt, daß das eigene Leben nicht in seinem äußeren Verlauf wichtig genommen wird, daß man es nicht in seinen objektiven Dokumenten versammelt findet? Natürlich sind wir allzumal Sünder und ermangeln des Ruhms einer *wirklichen* Künstlerschaft: wir streben, begehren, wollen das Ziel der Klasse erreichen, in der Schule wie im Leben, und sind, kurzum, auf der *bewußten* Seite unseres Wesens ganz bürgerliche Zeitgenossen. Auf der unbewußten aber ist das von uns gewischt: unser Gedächtnis ist lauterer als wir selbst, es vergißt das Datum, das erreichte Klassenziel, den scheinbar wichtigen Erfolg, und bewahrt dafür Ereignisse, die in der Schulsprache „Nebendinge" geheißen hätten, die „zu nichts geführt haben", und auf die kein chrono- oder sonstwie logischer Zusammenhang zurückweist von unserem heutigen Haltepunkt aus. Nun sagt man freilich den Künstlern nach, sie seien so ungemein ichbezogene Menschen, aber das ist vielleicht nur ein ungeschickter und etwas liebloser Ausdruck für die eben besprochene ichferne und mit sich selber ungenügsame Art ihres Gedächtnisses und inneren Wesens. Ichbezogen — das heißt nicht, daß sie besonders stur nur an sich und ihre Entfaltung dächten (manche tun es außerdem, das ist wahr!), sondern es heißt, daß sie eine ungewöhnlich persönliche Auffassung von der Welt haben. Der Nachdruck liegt aber darauf, daß die *Beziehung* zur Welt besteht: im Du, im Nachbarn, in der Fülle der umgebenden Menschen- und Dinge-Landschaft spielt sich das Leben des Künstlers ab, und sein so mißtrauisch betrachtetes Ich ist nur der große Verwandler aller dieser Dinge; es muß wohl stark entwickelt sein, aber nicht zu selbstsüchtigen Zwecken.

Ist es nicht auffallend, wie schwach es mit den Selbstbiographien gerade bei den Meistern des erzählenden Worts bestellt ist? Das macht: der Stoff des eigenen Lebens ist ihnen nicht am Fädchen der äußeren Jahresfolge aufgeperlt, sondern er erstreckt sich immer am verlockendsten nach der Seite hin, abseits von der Landstraße des rein Biographischen, und wie der Hund ohne Leine bewegen sie sich in unberechenbaren Sprüngen und verjagen sich wohl gar. Mit anderen Worten: in den Werken der Erzähler (ich wage nur für sie zu sprechen, aber vielleicht gilt es für jeden Künstler) muß man ihre autobiographischen Angaben suchen, und auch ihre weltanschaulichen Bekenntnisse werden dort reiner zu finden sein als in direkten Erklärungen: im Bild der Heimat, das sie schauen, im glaubwürdigen Abstand der Gestalten, die sie zeichnen, in der Wärme und Ursprünglichkeit der Sprache, die sie sprechen, in der Sicherheit ihrer Leistung, die ein Gleichnis ist für die Kulturkraft ihres Volkes.

*

Der Junge im weißen Hemd mit Umlegekragen, auf der Freitreppe eines Volksschulhauses in einer kleinen oberbayerischen Stadt — der junge Mensch in den kriegsmäßigen Breecheshosen, mit dem etwas ladenschwengelhaften Haarbusch, auf der Treppe eines Münchener Gymnasiums, ist inzwischen ein zweiunddreißigjähriger, ziemlich glatzköpfiger Mann geworden, aber wenn er den dabei zurückgelegten Weg auch nur einigermaßen geordnet und mit Daten und Stempeln wiedergeben sollte, wäre er in der größten Verlegenheit. Es kann doch, müßte er sagen, keinen Menschen interessieren, daß ich mittwegs zwischen München und Garmisch geboren bin, daß ich mit fünfzehn Jahren nach München gekommen und seither zwar oft, aber nie für ganz von dort weggezogen bin, daß ich ergebnis-, und wie ich glaube auch fruchtlos (denn ich war damals ohne Lernkraft und viel zu befangen vom Taumel der Inflation), studiert habe und schließlich Schriftsteller „geworden" bin, ein tätiger, der Bücher und Gedichte schreibt, ein vermittelnder, der Bücher übersetzt, beurteilt, zu fördern versucht, ein erleidender, der fremde Manuskripte verschlingen muß, weit über seinen Appetit. Wollte ich aber wirklich von meinem Leben zu erzählen beginnen, so kämen wir nicht weit, denn dann

würde ich bestimmt nicht von mir erzählen, sondern von den großen und kleinen Gegenständen meiner Dankbarkeit, in denen wirklich mein Leben wurzelt, und wohin kämen wir dann! Ich müßte ja so lange von meiner hügelreichen, waldgesegneten Heimat sprechen; ebenso lange aber von der deutschen Heimat, soweit ich sie kenne, und von dem wütenden Heimweh nach ihr die paar Male im Ausland. Von der Musik, vom elterlichen, schwarzlackierten Klavier und seinen beseligenden Tönen. Von der Stadt München, diesem unvergleichlichen, adligen Heimwesen, und ihren großen und bangen Tagen bis hinab zum Frühjahr neunzehn. Von der Nacht, da ich durch ein Reclamheftchen mit Turgenjeffs „Erster Liebe" erfuhr, was eigentlich Dichtung sei, und von vielen Nächten voll wunderbarem Gespräch über Kunst, Gemeinschaft, Pflicht. Von den Stunden, in denen ein Buch sich dem Fertigwerden näherte, daß die Luft wie von Schwingen bewegt war, und von den Stunden heute, in denen meine Arbeit an meiner Zeitschrift „Die Literatur" ihre beste Krönung erfährt: weil ich zu spüren glaube, daß wir auf einer bestimmten Linie ein Stück weitergekommen sind — ich sage „wir" und ich meine ein paar gute Kameraden damit und unbekannte Freunde, die ich eines Tages zu kennen hoffe. Dank abstatten, Heimat erkennen — das bedeutet jede autobiographische Niederschrift. Aber darf man dann noch sagen: M e i n Leben — — —?

ANEKDOTEN

Der Tyrann

Drays, der Tyrann, sah einst im Tempel Jupiters ein knieendes Weib, das mit großer Inbrunst um sein Leben betete. Freundlich lächelnd näherte er sich ihr und fragte er sie, wodurch er ihre Liebe gewonnen.

„Herr", antwortete sie, „du bist der dritte Tyrann, den ich über Sizilien herrschen sehe. Zur Zeit des ersten hatte ich vier Kühe. Er nahm mir eine — ich flehte um seinen Tod, bis er starb. Sein Sohn nahm mir die zweite Kuh — und auch ihn habe ich zu Tode gebetet. Du hast mir die dritte genommen und ich flehe die Götter Tag und Nacht um dein Leben an, um die vierte zu behalten ..."

Emigranten

Kaiser Maximilian, der Vorgänger Karls des Fünften, kam bekanntlich erst in hohem Alter zur Regierung. Seine Gutmütigkeit und seine Friedensliebe waren geradezu sprichwörtlich.

Infolgedessen wurde er bös befeindet.

Namentlich gegen das Gesetz des „Ewigen Landfriedens", das Maximilian als erstes bei Regierungsantritt erlassen hatte, verstießen eine Anzahl ehrgeiziger Adelsherren. Maximilian, ob solcher Hinterlist erbost, wollte die Schuldigen vor Gericht bringen; aber die Übeltäter retteten sich durch eilige Flucht zu Freunden nach England.

Die Engländer jedoch, in dem Gedanken, sich auf diese Weise bei Maximilian einschmeicheln zu können, legten die Flüchtlinge in Ketten und sandten eine Botschaft an den Kaiser, mit der Anfrage, was sie mit den Gefangenen tun sollten.

„Sie sollen sie behalten", entschied der greise Maximilian und lächelte gütig. „Damit sind beide Teile gleich bestraft ..."

K. K. W.



Aus dem Schwarzwald — Kurt Weinhold-Calw



Toni Bichl — Auf einer alten Truhe

Kleine Welt

VON ARNOLD WEISS-RÜTHEL

In den Bildern an den Wänden
spiegeln sich die hellen Scheiben
meiner Fenster ... blinken, blenden ...
und der Wein mit grünen Händen
greift ins Zimmer ... windbewegt.

Goldne Sonnenfinger schreiben
Lettern auf die blanke Diele —
und das Holz der alten Stühle
leuchtet festlich und gepflegt.

Aus den hohen Schränken blicken
meine Bücher ... ernst und weise ...,
ihre roten, derben, dicken,
goldgepreßten Lederrücken
schauen klug und würdig drein.

Und der Pendel im Gehäuse
teilt den Frieden meiner Stunden
in bedächtige Sekunden
leise und gemessen ein.

FROSCHPERSPEKTIVE

Wenn Menschenkinder ein bestimmtes Alter erreicht haben, dann lernen sie in der Schule, daß gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts der italienische Gelehrte Galvani eine neue Art von Elektrizität, den nach ihm benannten Galvanismus, dadurch entdeckte, daß er die zufällig bemerkten Zuckungen zweier frei aufgehängten Krötenbeine auf ihren Ursprung untersuchte.

Wenn Kaulquappen, das sind kleine, großköpfige Froschkinder mit langem Schwanz und kurzen Beinchen, das entsprechende Alter erreichen und somit reif genug geworden sind, große, lebenswichtige Zusammenhänge zu begreifen, dann drückt man ihnen wasserfeste, auf Gänseblümchen-Blätter gedruckte Fibeln in die stets feuchten Händchen und läßt sie diese gleiche, historisch bedeutsame Geschichte auswendig lernen.

Die Welt schrieb das Jahr 1790, heißt es in dieser zierlichen Fibel für bildungsbeflissene junge Frösche. Es war eine beglückend feuchte, insektenreiche Zeit, die Bevölkerungsstatistik der Seen und Gewässer wies für unsere Gattung hohe und höchste Zahlen auf. In diesem bedeutsamen Jahre war es, daß unser größter Ahnherr und Artgenosse, der Frosch Prudentior, in Oberitalien das Licht der Welt erblickte. Schon als Kaulquappe verriet Prudentior eine ungewöhnliche wissenschaftliche Begabung, es gelang ihm ohne jede Hilfsmittel, hinter undurchdringlichem Gestrüpp in seinem See eine bis dato unbekannte Strömung zu entdecken, und bald war sein Name weit über die Grenzen seines Heimatgewässers hinaus bekannt. Als er den Gipfel seines Ruhmes erklommen hatte, tat er sich in Bologna mit dem ebenso bekannten menschlichen Gelehrten Galvani zusammen und stellte gemeinsam mit ihm grundlegende physikalische Versuche an. Unser Vorfahr ließ zu diesem Zweck zwei seiner muskulösen grünen Schenkel auf besondere Art zubereiten, sammelte in diesen ein damals noch unbekanntes Etwas und zeigte geheimnisvolle Zuckungen, als der Wind die an einem Metallhaken aufgehängten Beine gegen ein eisernes Gitter trieb. Der kluge Forscher Galvani glaubte diese Bewegungen auf medizinische Weise erklären zu können, doch belehrte Prudentior ihn bald eines Besseren. Er bewies seinem menschlichen Kollegen, daß die Zuckungen nicht durch den plötzlichen Kontakt von Muskeln und Nerven entstanden waren, sondern eben durch jenes geheimnisvolle Etwas, das sich in seinen schlanken Schenkeln gebildet hatte. Und dieses Unbekannte ließ der scharfsinnige Frosch als jene gewaltige Kraft erkennen, derer das neuere Zeitalter sich nun allerorts ohne Staunen und Schaudern bedient — als Elektrizität! Er allein hat das Verdienst, durch seine unvergeßlichen Schenkel der Welt das Wesen der elektrischen Ströme offenbart zu haben, die nun das Leben der Menschheit beherrschen, und darum muß jeder Einsichtige anerkennen: der Frosch Prudentior gehört zu den wenigen Gestalten der Weltgeschichte, die so groß sind, daß sie durch ihre Tat das Gesicht der Erde zu wandeln vermochten! ...

Karl Ude

KLEINE GESCHICHTEN

Seine Auffassung

Friedrich List, der bekannte Nationalökonom, war in seiner letzten Lebenszeit, bevor er sich erschoß, Korrespondent der „Allgemeinen Zeitung" und lieferte als solcher Berichte über die Verhandlungen der bayerischen Kammern. Hierbei legte er den aufgetretenen Rednern oft ganz andere Worte in den Mund, als sie gesagt hatten, ja oft geradezu solche von entgegengesetztem Sinn.

Als ihm deshalb Vorhaltungen gemacht wurden, sagte List, man möge ihm dankbar sein, daß er die Abgeordneten auch einmal etwas Vernünftiges habe reden lassen.

Bei Pfarrers

Ich bin bei Pfarrers eingeladen, und mir zu Ehren ist der Tisch besonders reichlich und erlesen gedeckt. Dieweil der Pfarrer nun betet, schaut sein fünfjähriges Töchterchen verlangend über die ausgebreiteten Köstlichkeiten. Der Pfarrer betet sehr lange. Noch kämpft die Kleine tapfer mit sich; doch mit einem Male kann sie nicht mehr an sich halten und mahnt in aller Unschuld: „Papa, bitte, Amen." *H.*



Winter

Der Unrechte

Einmal fährt Fridolin von einer feuchtfröhlichen Sitzung mit seinem Kleinwagen nach Hause. Die Fahrt geht daher auch etwas zickzackmäßig vor sich. Einmal stößt er gegen einen Baum. Er steigt aus, verbeugt sich, zieht seinen Hut und sagt: „Verzeihung!" Dann fährt er weiter. Bald darauf rumpelt er gegen einen zweiten Baum. Auch hier steigt er aus, verbeugt sich, zieht seinen Hut und sagt: „Verzeihung!" Zum dritten Male rumpelt er gegen einen Baum. Wieder steigt er aus, doch fällt ihm auf, daß der Baum wie die andern beiden vorher auf seine höfliche Verbeugung gar nichts erwidert. Jetzt erst merkt er, daß es jedesmal Bäume gewesen sind, an die er gefahren ist. Beim vierten Male rumpelt er aus seinem Wagen hoch, packt einen Schraubenschlüssel und wirft ihn erzürnt gegen den Baum. Aber diesmal war es kein Baum, sondern ein Schutzmann. *M.*

Die Perle

Paula heißt die neue Perle von Konsuls. Paula ist ein gutmütiges Mädchen, willig zu jeder Arbeit, fleißig, immer freundlich und gar nicht so leicht aus der Ruhe zu bringen. Na ja, die Leute vom Land haben eben noch Nerven! Einmal soll sie der gnädigen Frau einige Briefumschläge mitbringen. Sie geht in ein Schreibwarengeschäft, um welche zu kaufen.

„Gefüttert oder ungefüttert?" will der Verkäufer wissen.

Paula besinnt sich eine Weile, dann meint sie: „Na, jetzt ist es ja nicht mehr so kalt, es können also schon ungefütterte sein!" *M.*



Herbst

Nur die Ruhe

Frau (aufgeregt): „Sicher war das ein Mensch, den wir eben überfahren haben".

Autofahrer (im dichten Nebel): „Dann sind wir also bestimmt noch auf der Straße". *F. S.*

Liebesgeflüster

„Mimmi, würdest du mit mir so bis an's Ende der Welt gehen?"

„Ja, Hansi! Aber zum Abendbrot muß ich wieder zu Hause sein!" *F. S.*



Sommer

(Illustrationen von F. Kotzian)

Gerechtigkeit

Oberst: „Bist du zufrieden mit dem Essen, mein Sohn?"

Rekrut: „Zu Befehl, Herr Oberst!"

Oberst: „Geht alles gerecht zu? Bekommt nicht mitunter der eine ein großes Stück Fleisch und der andere ein kleines?"

Rekrut: „Nein, Herr Oberst, jeder bekommt ein kleines."



Frühling

Alt-Berlin

Ein Berliner Tagelöhner, der täglich betrunken war und in diesem Zustande seine Frau mißhandelte, wurde vor den Polizeikommissär befohlen. Es entspann sich folgendes Gespräch:

Kommissär: „Wieviele Gläser trinken Sie denn täglich?"

Tagelöhner: „Ja, Herr Cumzarius, das kann ich Sie nich so ansjeben. Das richt' sich danach, wie heiß das Wetter is und ob der Kimmel die jehörige Jüte hat und ob..."

Kommissär: „Schon gut! Ich will nur wissen, wieviel so ungefähr?"

Tagelöhner: „Nu, so zweie, sechse, dreizehn..."

Kommissär: „Genug! Ich dachte mir schon, daß Sie das Trinken im Großen treiben. Ihr Rock und Ihre Weste sind ja über und über voller Flecken!"

Tagelöhner: „Erlauben Sie, Herr Cumzarius! Da ürren Sie sich! Die Flecken kommen nich von's Trinken."

Kommissär: „Nun, wovon denn sonst!"

Tagelöhner: „Von's Überschwappeln, Herr Cumzarius!" *W.*

Der Rohling

„Wie gefällt dir mein neuer Hut, Männchen?"

„Willst du meine aufrichtige Meinung hören, Schatz?"

„Aber nein, du schrecklicher Mensch!"

Der gute Rat

Arzt: „Haben Sie meinen Rat, zu zählen, bis Sie einschlafen, befolgt?"

Patient: „Ja, Herr Doktor. Ich habe bis 18000 gezählt."

Arzt: „Sehen Sie! Und dann haben Sie gewiß recht gut geschlafen?"

Patient: „Nein, Herr Doktor, dann war es Zeit zum Aufstehen."

Die dunklen Punkte

„Haben Neureichs ihre Ahnen nun endlich alle aufgehängt?"

„Ja. Das heißt mit Ausnahme derer, die schon bei Lebzeiten aufgehängt wurden."



Mäzenas: „Kunst ist kein Vorrecht der Reichen; wenden Sie sich an das Volk!"

„Eine Literaturgeschichte eigener Art, ein Orientierungsmittel, wie es in dieser Hinsicht kein zweites gibt" das ist

Die Literatur

Monatsschrift für Literaturfreunde

Das Literarische Echo. 36. Jahrgang

Ich kann mir kaum vorstellen, daß ein literarisch Schaffender oder ein Literaturfreund ohne diese Zeitschrift auskommen kann, die naturnotwendig entstehen müßte, wenn sie nicht bestünde, die einfach alles, was in den Wesensbereich der Literatur fällt, was den Tag beschäftigt, die Vergangenheit erfüllt hat und der Zukunft dienen wird, jahrein, jahraus behandelt. Diese umfangreichen, in bescheidenes Dunkelblau gebundenen Jahresbände stellen ein geistiges Kapitel dar, das unerschöpflich ist; sie werden auch für spätere Geschlechter ein einzigartiges Archiv für literarisches Wissen sein, mehr noch: aus ihnen wird noch lebendig der Herzschlag unserer Zeit tönen, wenn Menschen und Zeitgeschmack sich längst gewandelt haben.

D. H. Sarnetzki in der Kölnischen Zeitung

Die Mitarbeiter: Gottfried Benn, Hans Friedrich Blunck, Waldemar Bonsels, Paul Fechter, Hermann Graf Keyserling, Josef Nadler, Franz Schauwecker, Ina Seidel, Josef Winckler und viele andere.

Vierteljährlich M. 5.—, Einzelheft M. 2.—

Probehefte kostenlos erhältlich

Deutsche Verlags-Anstalt

Stuttgart-Berlin

Josef Geis



Der Herr Gefängnisinspektor im Urlaub

Browsen Sie DIE kleine ANZEIGE der „Jugend"

SCHRIFTSTELLERN

bietet große Buchdruckerei mit angegliedertem bekanntem Verlag für wissenschaftliche oder belletristische Werke sehr vorteilhafte

VERLAGSVERBINDUNG

Anfragen unter Literaria 846 an die Expedition der „Jugend", München, Herrnstraße 10.

Männer

die durch vorzeitige Schwäche ihre best. Kräfte schwinden fühlen, verwend. d. wissenschaftl. anerkannte Keimdrüsen-Hormon-Präparat

„RASPUSAN"

Hergestellt a. Grund neuest. Forschungsergebnisse u. als Sexualtherapeutikum hervorragend bewährt. **In allen Apotheken!** „Raspusan" bringt kraftvolles Leben u. Jugendfrische. Verlang. Sie ohne jede Verpflichtung wissenschaftl. Broschüre m. Probepackung kostenlos in verschlossen. Doppelbrief ohne Absender! **Friedrich-Wilh.-Apotheke** Berlin-Charlbg. 2. Block 113.

Wer kauft schafft Arbeit!

Zur Anfertigung jeder Art **Drucksachen** empfiehlt sich G. Hirth Verlag AG. München, Herrnstr. 10

Jeden Abend! Jeden Morgen!

Chlorodont

die beliebte Qualitäts-Zahnpaste

Neurasthenie

Nervenschwäche Nervenzerrüttung verb. mit Schwinden d. best. Kräfte. Wie ist dieselbe v. ärztl. Standpunkte aus ohne wertlose Gewaltmittel zu behandeln u. zu heilen? Wertvoller, n. neuest. Erfahrungen bearbeitet. Ratgeber für Jedermann, ob jung oder alt, ob noch gesund oder schon erkrankt. Geg. Einsendg. v. M. 1,50 in Briefmarken zu beziehen vom Verlag Silvana 66, Herisau (Schweiz).

Fidus-Bilder

in Postkartenformat, Wiedergaben der besten Werke dieses Berliner Meisters, sind zum Preise von 50 Pfg. für die Serie von 12 Stück herausgegeben. Der großen Verehrergemeinde von Fidus wird diese Veröffentlichung willkommen sein. G. HIRTH VERLAG AG. München, Herrnstraße 10



Inserieren bringt Gewinn!

GRATIS

Liste sendet über hygienische u. sanitäre Artikel MARTIN Gummiwaren-Versand Frankfurt a. M. 1 Postfach 203/J.

Inserate in der „JUGEND" finden weiteste Verbreitung!

KUNSTPOSTKARTEN

in vortrefflichem Vierfarbendruck nach Bilderwiedergaben aus der „Jugend" liefern wir 20 St. für 90 Pf., die ganze Serie von 170 St. für RM. 6.— franko G. HIRTH VERLAG AG. München 2 NO — Herrnstraße 10

Lest die Jugend

Direkt aus der Tuchstadt Gera:

Anzug- Mantel- Kostüm- **Stoffe**

blau, grau, schwarz u. farbig Kammgarn à mtr. RM 5.50, 7.50, 9.80 u. 11.80

Wir liefern porto- und verpackungsfrei! Verlangen Sie unverbindliche Mustersendung!

Geraer Textilfabrikation G. m. b. H. Gera

Lest den **Sportfischer** die vortrefflich ausgestattete Fachzeitschrift. Halbjahrespreis 3 M.

Fischereisport-Verlag Dr. Hanns Schindler München NW 2 Karlstraße 44

Ein Buch fürs Leben ist: KREMPELHUBER

Für Stille Stunden

Die gesunde und praktische Lebensweisheit nach gesammelten Erkenntnissen der Philosophie vom Altertum bis zur Gegenwart. 450 Seiten in Ganzleinen gebunden nur RM. 2.85 zuzüglich 40 Pfg. für Porto. Zu haben in den Buchhandlungen oder beim unterzeichneten Verlag

G. HIRTH VERLAG AG. MÜNCHEN, HERRNSTRASSE 10

Der „Professor"!

An einem gemütlichen Stammtisch verkehrte seit Jahren ein mittelalterlicher Junggeselle, der den Spitznamen „der Professor" hatte, weil er immer alles besser wußte, wie die anderen. Trotzdem war er ein netter, wohlgelittener, witziger Gesellschafter. Nur eine Angewohnheit hatte er, die allmählich den Stammtischfreunden auf die Nerven ging; man durfte erzählen, was man wollte, von Unglücksfällen, Raub, Mord usw., stets fügte am Schluß der Professor hinzu: „Es hätte noch viel schlimmer kommen können." Darüber ärgerte man sich und man beschloß, durch eine erdichtete, schaurige Erzählung den Professor so in Verlegenheit zu bringen, daß er keine Gelegenheit haben sollte, seine stehende Redensart anzubringen.

So geschah es denn, daß eines Abends, als die Stammtischfreunde vollzählig versammelt waren, der Apotheker mit hochrotem Kopf hereinstürzte und sofort in höchster Erregung mit folgenden Worten begann: „Denkt Euch einmal, welche gräßliche Geschichte sich ereignet hat. Ihr kennt doch alle den Strohhutreisenden Moritz Müller aus der Ludwigstraße, der oft wochenlang für seine Firma unterwegs ist, stets aber seiner Frau, an der er mit großer Liebe hängt, die Zeit seiner Rückkehr telegraphisch oder fernmündlich mitteilt.

Gestern abend nun ist Müller ohne vorherige Mitteilung um Mitternacht nach Hause gekommen und findet im Bett bei seiner Frau seinen Freund Berthold Meyer in zärtlicher Umarmung. Rabiat, wie nun Müller einmal ist, zieht er seinen Revolver, den er auf der Reise immer mit sich führt, und feuert blindlings in das Bett vier Schüsse ab mit dem Erfolg, daß er seinen Freund erschießt, während die Frau, der eigentlich die Schüsse galten, unverletzt bleibt. Willig stellt sich Müller der Polizei; nun sitzt er im Gefängnis. Seine Frau heult sich die Augen aus dem Kopf und Frau Meyer sitzt mit ihren vier unmündigen Kindern im tiefsten Elend zu Hause. Man soll nicht für möglich halten, was der sträfliche Leichtsinn zweier törichter Liebesleute für Folgen haben kann.

Alles ist starr und sieht sich entsetzt an ob dieser grauenhaften Geschichte, die man natürlich für wahr hielt.

Da nimmt der Professor seelenruhig seine Zigarre aus dem Mund und unterbricht die peinvolle Stille mit den Worten: „Das hätte noch viel schlimmer kommen können." Nun aber bricht ein Sturm der Entrüstung los; man fällt über ihn her und fragt erregt, was denn noch schlimmer hätte kommen können, als ein Familienvater tot, eine Witwe mit vier unversorgten Kindern, ein unglücklicher Mann im Gefängnis u. a. m.

Unbeeinflußt durch die furchtbare Erregung der Stammtischbrüder sagt dann der Professor: „Natürlich hätte es noch viel schlimmer kommen können; wenn nämlich der Müller *vorgestern* abend nach Hause gekommen wäre, hätte er wahrscheinlich *mich* totgeschossen."

Pariert

„Dieser Soldat —", begann Rechtsanwalt Wendedich seine Einwendungen gegen eine Zeugenaussage.

„Nennen Sie mich nicht Soldat, ich bin Offizier", wirft Dümpelkrug erbittert ein.

„Also, meine Herren, dieser Offizier, der nach seinen eigenen Worten kein Soldat ist — —".

K. E. S.

In Ordnung

„So, so, du kommst also zu Günther, um mit ihm zu spielen?" fragt Frau Teerlapp. „Weiß denn deine Mutter auch, daß du hier bist?"

„Ja", gibt Fritz Unband zur Antwort, „und sie hat auch gesagt, daß ich zum Kaffee bleiben darf, wenn ich eingeladen werde." *K. E. S.*

Die gerechte Sache

„Wie ist denn Ihr Prozeß ausgegangen?"

„Die gerechte Sache hat gesiegt!"

„Konnten Sie denn nicht Berufung einlegen?" *H. M.*

Furchtbar

„Denke dir, Erika, gestern erzählte Mutter, meine Urgroßmutter habe sich von meinem Urgroßvater entführen lassen."

„Wie entsetzlich! So alte Leute!"

Wahrscheinlich

Autofahrer zum Schutzmann, der ihn beanstandet: „Mit meinem Wissen über das Autofahren könnte ich ein ganzes Buch füllen!"

Schutzmann: „Und mit dem, was Sie nicht wissen — — — ein ganzes Krankenhaus!"

F. H.



Platzregen — Otto Nückel

BÜCHER

Jwan Bunin: Im Anbruch der Tage. (Arssenjews Leben.) (Bruno Cassirer Verlag, Berlin.)

Im Anbruch der Tage — das ist in den Jahren der Kindheit, ist in der Zeit der männlichen Jugend. Das eigene Leben und Erleben des diesjährigen Nobelpreisträgers verdichtet sich in diesem Buch zu einem wundervollen, farbenfreudigen Bild. Die unendliche Weite der Steppe, die singende Schwermut ihrer Bewohner und ihre einfältige Religiosität erstehen aus einer lyrischen Prosa, leben und handeln, fließen und wogen in ruhiger aber unaufhörlicher Bewegtheit. Dem Russen der Vorkriegszeit, dem Russen unserer Vorstellung schlechthin ist durch Bunin ein literarisches Denkmal errichtet worden und die tiefe, schwere Unheimlichkeit des Unendlichen an Land und Volk, die mehr erahnen läßt, als sie verrät, zieht uns in einen Bann, den wir seines fremden Reizes wegen lieben. Und wir spüren gar nicht den nihilistischen Atem, der in der beinahe abgrundtiefen und grenzenlosen religiösen Versunkenheit liegt, weil wir immer Zaungäste an diesen lyrischen Reminiszenten Bunins bleiben. Eines aber wird uns klar: Die Gefahr, die im Schoße einer so stolzen und selbstbewußten Behäbigkeit gären mußte, und die, einmal zum Herrschen gezwungen, hinwegbrausen wird über die Dünkelhaftigkeiten einer sterbenden Zeit. Ein zu tiefst lyrisches Buch, doch wenn man es genau liest, eine Warnung vor dem Selbstvergessen und dem Hinabsinken in das Zufriedensein einer Gewohnheit.

Wolf Braumüller

Hjalmar Bergmani: Eros' Begräbnis. (Roman aus dem Schwedischen, R. Piper & Co. Verlag, München.)

Immer mehr gewinnt dieser junge schwedische Dichter und Dramatiker in Deutschland an Beachtung. Verschiedene seiner Stücke erleben in nächster Zeit ihre deutsche Uraufführung und im Piper-Verlag erschien der vorliegende Roman, der inhaltlich an Frechheit und Humor seinem Titel nicht nachsteht. Es ist köstlich dieses Mädchenheim von weiblichen Verwandten verschiedenster Jahrgänge kennenzulernen, die kleinen Bosheiten mit- und nachzuerleben und den Geschichten zu lauschen, die sich jüngferliche Backfische und backfischige Jungfern zu erzählen wissen. Dabei kommt eine eigenartige Mischung von allzu großer Offenherzigkeit und gewiegtester Heuchelei heraus, die nicht geeignet ist, allzu große Sympathien für die Hauptfigur des Buches zu erwecken. Und doch läßt man sich wieder leicht und gerne von dem Charme der dichterischen Erzählung einfangen, die, wenn auch nicht neu an Gestaltung und Form, so doch launig und humorvoll in ihrer Dialektik ist.

Wolf Braumüller

Hermann Haß: „Sitte und Kultur im Nachkriegsdeutschland". Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg.

Von allen sogen. „Sittengeschichten", mit denen gewisse Instinktspekulanten in den letzten zehn Jahren den deutschen Büchermarkt überschwemmten, verdient dieses Werk allein ernsthafte Beachtung und Würdigung. Der — formal auf kleinsten Raum zusammengedrängte..., inhaltlich aber groß angelegte — Versuch, deutsche Sitte und Kultur in ihren tiefsten Verfallstadien einer produktiven, niemals moralisierenden Kritik zu unterziehen, gibt zu grundsätzlichen Betrachtungen und der Erkenntnis ursächlicher Phänomene Anlaß. Das hohe Bestreben, die Dinge nicht nur als unabänderliche Tatsachen zu registrieren, sondern in Perspektive zu stellen zu den Forderungen einer verantwortungsvollen Kulturpolitik, verleiht dem Werk einen ebenso großen sittlichen als wissenschaftlichen Wert. Hier liegt ein Buch vor, das jeder deutsche Mensch wenigstens dreimal gelesen haben sollte!

A. Weiß-Rüthel

Howard Carter: Tut-ench-Amun. Ein ägyptisches Königsgrab. (Verlag F. A. Brockhaus, Leipzig. 1934.)

Mit dem nunmehr erschienenen III. Band beschließt das Gesamtwerk seinen Bericht über die Entdeckung des Königsgrabes Tut-ench-Amuns und den Inhalt der Grabkammern. Noch einmal drängt sich auf den Seiten dieses Schlußbandes die Fülle kaum vorstellbarer Funde, noch einmal wird es uns zur Erkenntnis, daß die Entdeckung des Tut-ench-Amun-Grabes zu den größten altertumskundlichen Ergebnissen aller Zeiten geführt hat. Immer aber, bei allen Berichten über die Arbeit des Spatens und bei allem Scharfsinn wissenschaftlicher Ausdeutung, strömt das Gefühl tiefer Ehrfurcht aus diesem Werk. Der Verfasser spricht selbst dieses Wort aus, und in der Tat bezeichnet es die Grundhaltung des Buches, das hierdurch aus dem Kreis trockener Fachliteratur weit hinauswächst. Eine Fülle vorzüglichen Bildmaterials veranschaulicht die Bedeutung der Grabfunde.

A. Wisbeck

Das schönste und wertvollste

GESCHENK!

Die gesunde und praktische

LEBENSWEISHEIT

nach gesammelten Erkenntnissen der Philosophie vom Altertum bis zur Gegenwart

Zusammengefaßt in dem Buch

„Für stille Stunden"

durch v. Krempelhuber

450 Seiten in Ganzleinen geb. nur M. 2.85 zuzüglich 40 Pfg. für Porto

Zu beziehen durch

G. Hirth Verlag AG., München

Herrnstraße 10

Ein Buch fürs Leben! **Zur Erbauung für Jung und Alt!**

Eine amateurphotographische Schrift, die bisher fehlte, aber oft verlangt wurde:

RICHTIGES ENTWICKELN

VON GERHART ISERT

erschien soeben als Beginn einer modernen Reihe **„DIE KLEINE PHOTOBÜCHEREI"**

Interessenten sind das große Heer der Amateurphotographen

Preis RM. 1.—, mit Porto RM. 1.10

G. HIRTH VERLAG AG. MÜNCHEN

HERRNSTRASSE 10

Begründer: Dr. GEORG HIRTH. — Verantwortlich für die Schriftleitung: ARNOLD WEISS-RÜTHEL; für die Anzeigen: GEORG POSSELT, München. — Verlag: G. HIRTH VERLAG AG., München. — Für die Herausgabe in Österreich verantwortlich: J. RAFAEL, Wien I, Graben 29a (Eingang Trattnerhof). — Für die Redaktion in Österreich verantwortlich: MARIANNE RAFAEL, Wien XIX, Hochschulstraße 25. — Alle Rechte vorbehalten. — Nachdruck strengstens verboten. — Copyright by G. HIRTH VERLAG AG., München. — Druck: G. HIRTH VERLAG AG., Buch- und Kunst-Druckerei, München, Herrnstraße 10. — D.-A. 9000. — Entered as second class matter, Postoffice New York, N. Y. — Manuskripte sind nur an die Redaktion der „Jugend", München, Herrnstraße 10, zu senden: Rücksendung kann nur erfolgen, wenn Rückporto beiliegt.

Wede – und Widukind

Erich Wilke



„Das war notwendig, daß man dem Kerl, der die „Büchse der Pandora" und ähnliche Schweinereien geschrieben hat, auch noch ein Denkmal setzt . . ."

JUGEND

PREIS 60 PFENNIG

MÜNCHEN 1934 / NR. 28



Agathe

Thoma †

J U G E N D
39. JAHRGANG 1934 / NR. 28

ABRAXAS

oder

Man kann nie wissen!

VON MAX MEZGER

„Liebes Kind — ich weiß, du meinst es ja soov gut —, aber könntest du nicht warten, bis ich die Abhandlung über die Folgerichtigkeit des Unbewußten zu Ende — — —?"

„Quatsch", sagte Frau Ingeborg Uhlenkamp, „abgestaubt muß werden, sonst fegst du in deiner folgerichtigen Unbewußtheit den Staub mit den Fingern weg und putzst sie dann an der grauen Flanellhose ab!"

Mit der Unbestechlichkeit blonder Schicksale stellte Frau Ingeborg auf dem Schreibtisch ihres Mannes jene keimfreie Ordnung her, die auf embryonale Ideen wie Flyt auf Fliegen wirkt. Sie schob die scheinbar zerstreut umherliegenden Manuskriptseiten ohne Rücksicht auf die Reihenfolge ineinander, stieß den Packen an den Kanten auf, so daß die Blätter genau übereinander zu liegen kamen, klappte die Nachschlagewerke, ohne Merkzeichen hineinzulegen, zu, türmte die Bände auf das Manuskript, fuhr mit dem Wischtuch über Tischplatte und Schreibgerät, wobei die Spitze des Bleistifts abbrach, stieß mit dem Staubpinsel in die Schreibmaschine, was dem ohnedies revolutionär gesinnten Farbband zur Lockerung seiner gesetzmäßigen Verhaftung half, gab Wolf-Dietrich einen Kuß und rief strahlend: „So, Männe — jetzt kannst du arbeiten!"

Männe lächelte mit der geküßten Gesichtshälfte, wie standhafte Männer zu lächeln pflegen, wenn der Zahnarzt frägt, ob das Bohren weh tue, und schielte mit der ungeküßten nach der Uhr am linken Handgelenk. Wenn Ingeborg ihn jetzt endlich freigab, konnte er — die Wiederaufbauzeit an dem zum Niemandsland gewordenen Schreibtisch miteingerechnet — bis Mittag — — —.

„Was is'n das?" fragte Inge, die inzwischen unter den Postsachen und Zeitungen gekramt hatte.

„Was denn — Liebling — ich kann ja nicht wissen, was du meinst?"

„Hahahaha — — — A—bra—xas! So'n Blödsinn! Nein, was die Menschen sich heutzutage für Schwindeleien ausdenken! Und dazu noch eine Gräfin, die ihren Namen zu so 'nem Mumpitz hergibt!"

„Inge, Inge! — — — willst du mir nicht endlich sagen — — oder lieber später — — bitte, Liebling — —"



Federspiel Bold

Windlied

Hut ab!
Jetzt kommt der frische Wind,
Springt an mir in die Höh.
Er tobt wie ein gesundes Kind
Und wirbelt auf den See.

Kopf hoch!
Er macht die Backen rot
Und tötet Grillen schnell,
Hei, blase, wüte immerzu,
Du trotziger Gesell.

Herz auf!
Und Luft für neue Tat!
Schnell weg den alten Kram!
Viel besser ist, als guter Rat
Der Wind, der heute kam.

Fritz Gundermann

„Nein, das mußt du unbedingt lesen, Dieter!" Frau Ingeborg hielt ihm mit der rechten Hand einen Stoß hellgrün-hoffnungsfarbiger Drucksachen-Blätter vor die Augen, während sie mit der linken einen winzigen Gegenstand an goldenem Kettchen im Kreis herumwirbelte. Auch ein handgeschriebener Brief war unter den Blättern. Als Wolf-Dietrich einsah, daß die Anerkennung seines Rechts auf Arbeit noch im weiten Felde lag, las er zuerst die Unterschrift des Briefes: „Maria Gräfin Plattenberg." Briefe von Gräfinnen lesen Männer immer. Er lautete folgendermaßen:

„Meister! — — Inliegend übermitteln wir Ihnen vertrauensvoll ein in seiner Wunderkraft unübertreffliches Stück: das berühmte Symbol ‚Abraxas', den Träger erstaunlicher Möglichkeiten für das Wohlergehen seines Besitzers. Immer mehr Prominente unseres Wirtschaftslebens und unserer Geistesaristokratie, vor allem Denker wie Sie, verwenden das Symbol ‚Abraxas'. Lesen Sie bitte die Einzelheiten darüber! Nur ausgewählte Namen erhalten das Zeichen und wir verfolgen jedes einzelne in Gedanken und heften unsere Seelenkraft daran, damit sie sich zu der Ihren fügen möge, um Gutes zu schaffen. Vereinte Kräfte bringen Glück — auch Ihnen, Meister, jetzt und über das neue Jahr hinaus! Glauben Sie an ‚Abraxas' und weisen Sie es nicht zurück. Sie werden seine zwingende Kraft bald fühlen.

Maria Gräfin Plattenberg."

Die Anrede „Meister" und die selbstverständliche Einreihung unter die „namhaften Denker" hatte immerhin zur Folge, daß Dr. Uhlenkamp nun auch die hoffnungsgrünen Druckblätter las, die eine Art Eintopfgericht der mystischen Kulten aller Zeiten darstellten, zusammengekocht aus Zoroaster, Buddha, Osiris, Rudolf Steiner und Graf Keyserling. Zum Schluß fiel ihm ein unscheinbarer Zettel in die Hand, worauf ganz klein gedruckt stand, daß das Symbol aus Stierhaut geschnitten sei und RM. 2.80 frei Haus koste. Wo Not sei, die sich ja jetzt hinter manchem guten Namen verberge, solle auch eine geringere Entschädigung genügen. Wer jedoch das Symbol ohne jede Vergütung behalte, der habe sich die unabsehbaren Folgen selbst zuzuschreiben!

„Laß mal sehen", sagte Dieter und haschte das Symbol, mit dem Inge immer noch spielte. Es bestand aus drei kleinen, rautenförmig zugeschnittenen, korallenrot gefärbten und go'd-bedruckten Pergamentblättchen, die, von einem Ring zusammengefaßt, an einer überaus zierlichen Goldkette hingen.

„Eigentlich ist es reizend", sagte Ingeborg. „Ein Krokodil ist darauf, eine Schlange, ein Mann mit einem Vogelkopf, der eine Peitsche und einen Schild hält —. Wie merkwürdig das alles ist — — es riecht ganz eigentümlich — — wonach nur?"

„Nach dem, der es kauft — nach Rindvieh!" grunzte Dieter und schob ihr den Zettel hin.

„Was?" rief Inge, nachdem sie gelesen hatte, „Zwei Mark achtzig! So ein Dreck! Die Gräfin hat wohl 'n Vogel! Dafür kann ich mir gerade meine befohlten Schuhe vom Schuster holen!"

Respektlos spielte sie Fangball mit dem „Träger erstaunlicher Möglichkeiten", während Wolf-Dieter die Finger nach der Schreib-



Der Heimgarten — Machek

maschine zückte. Dann las sie den Zettel noch einmal.

„Du Männe — — da steht doch — — —"

„Aber Liebling, ich hab's ja schon gelesen! Nimm den Kram und mach damit, was du willst — ja? Sei lieb und geh jetzt."

Er war aufgesprungen, legte den Arm um ihre Schultern und schob sie der Türe zu. Ingeborg machte sich schwer, stemmte den Rücken gegen seine Brust, bog den Kopf in den Nacken und biß ihn ins Ohr, was ihn im siebten Jahr seiner Ehe noch genau so verwirrte, wie im ersten.

„Na also", sagte sie, nachdem die Folgerichtigkeit des Unbewußten in einer bestimmten Anzahl Küsse ihren traditionellen Ablauf genommen hatte. „Da steht doch, daß, wenn Not sich hinter einem guten Namen verbirgt, dann bekommt man's billiger. Das paßt doch fabelhaft auf uns — nicht, Männe?"

„Das weiß der Himmel", seufzte Dieter.

„Weißt du, was ich tue?"

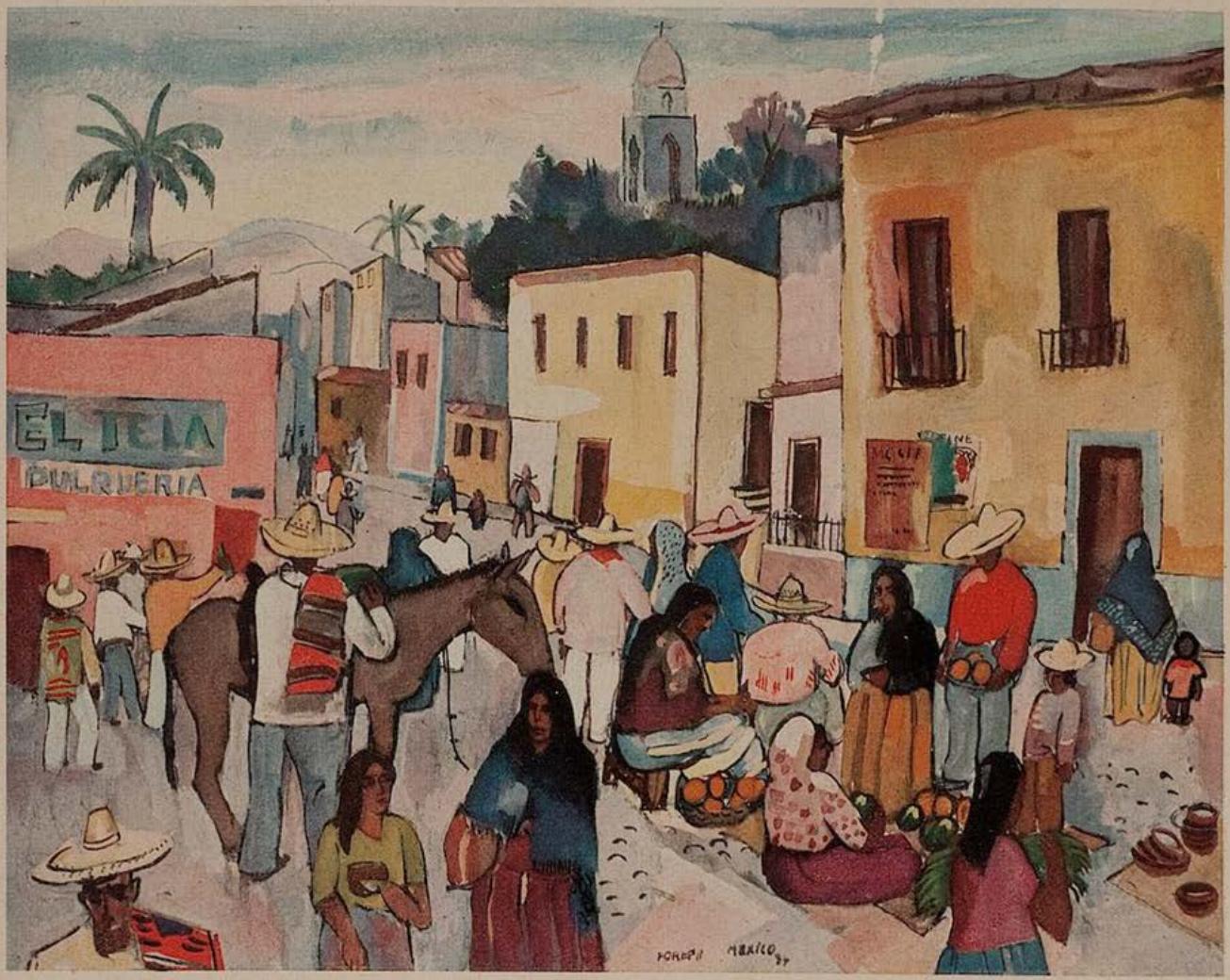
„Nein", schrie der inzwischen wieder ‚bewußt' gewordene Dieter, „ich wills auch gar nicht wissen. Hol der Teufel Abraxas, die Gräfin und dich dazu!" Damit schob er Inge endgültig aus dem Zimmer und knallte die Türe hinter ihr zu, — die sich aber sofort wieder öffnete. „Ich schicke eine Mark, Dieter, nicht? Und wenn Abraxas uns Glück bringt, zahle ich noch eine Mark achtzig nach — aber dann muß es schon ein richtiges Glück sein — zum Beispiel — —"

„Ja, ja, ja — — kauf dein Glück auf Stottern oder wirf es in den Müllkasten — Ruhe will ich haben!" Ein Lexikon flog gegen die Türe und das blonde Schicksal nahm seinen Lauf.

Jetzt und über das neue Jahr hinaus sollte „Abraxas" Glück bringen — so stand in dem Brief der Gräfin zu lesen. Nun, wenn unter „jetzt" die laufende Woche zu verstehen war, dann hatte Abraxas offenbar noch nicht Zeit gehabt, sich zu akklimatisieren. Die Abhandlung über die Folgerichtigkeit des Unbewußten wurde nicht rechtzeitig fertig und mußte zurückgelegt werden, da die nächsten Nummern der „Philosophischen Rundschau" bereits besetzt waren. Aber auch in der folgenden Woche schien Abraxas noch zu fremdln. Der Verleger zog den bereits bestimmt zugesagten Auftrag auf ein größeres Werk zurück, für welches Dr. Uhlenkamp jahrelange Vorstudien gemacht hatte. Es passe nicht mehr in den durch die Weltkrise veränderten „Rahmen des Verlags". Ach, da war er wieder, der gespenstische Rahmen des Verlags, der — so wollte es Wolf-Dietrich jetzt scheinen — sich gleich dem biblischen Nadelöhr den Reichen im Geiste verschloß, um lieber die Kamele passieren zu lassen. Aber auch in den nächsten zwölf Wochen taute Abraxas noch nicht auf: die Wasserleitung fror ein und platzte — der Gerichtsvollzieher holte das Klavier, gerade als es neu gestimmt war —, die Redakteure der Zeitschriften schrieben ihre Artikel selbst und der Rundfunk sendete nur noch Schallplatten. Glück war für Dieter und Inge etwas so Fernliegendes geworden, daß keines von ihnen das Wort mehr aussprach, und die Zeiten scherzhafter Hoffnung auf Abraxas waren tief ins Unbewußte zurückgesunken ...

Als der Frühlingssturm den Schnee von den Krokusknospen im Garten fegte, war es bei Uhlenkamps so weit, daß sie sich anschickten, ihr reizendes Dichterheim mit dem Strohdach, inmitten des mit so vieler Mühe gepflegten Gartens, an fremde Leute zu vermieten und selbst in eine trostlose Einzimmerwohnung nach Berlin-NO zu ziehen. Verzweiflung im Herzen, räumte Ingeborg ihre Schubladen und Schränke aus. Sie leerte die Schale auf ihrem Toilettentisch: Glasperlenschnüre, Straßen-Spangen, falscher Bernstein und echtes Zelluloid — wertloser Tand — der gute Schmuck hatte sich ja schon längst in uneinlösbare Pfandscheine verwandelt. Und doch hing noch das Glitzern froher Stunden an dem bunten Zeug, dessen billiger Glanz im Schimmer ihrer Tränen wie Juwelen leuchtete. Etwas fiel zu Boden. Inge bückte sich und hob drei korallenrote, goldbedruckte Blättchen auf, die an einer dünnen Goldkette hingen: „Abraxas", das Glückssymbol. Inge legte den Kopf auf die Arme und schluchzte, daß ihr fast das Herz brach. Plötzlich stand sie auf und blickte starr vor sich hin. Dann umklammerte sie hart das zierliche Ding und ging damit zu ihrem Mann.

„Ich bin an allem schuld, Dieter!" Leise



Markt in Guernavaca **Porep-Mexiko**

klirrend fiel das Symbol auf den Schreibtisch. Dieter mußte lächeln, als er es erblickte: „Abraxas! — Was für Kinder wir doch waren, Inge! Vielleicht hätte es gewirkt, wenn wir ernsthafter gewesen wären!"

„Nein — nicht ‚wir' Dieter — ich — ich allein habe das Glück betrogen — ich habe die Mark nie geschickt" schluchzte Inge.

„Aber liebes Kind — beruhige dich doch — es ist ja noch lange nicht aller Tage Abend. Wir haben ja uns — wer weiß, zu was das alles gut ist? Sollst sehen, vielleicht werden wir noch die glücklichsten Menschen von der Welt!"

„Nein Dieter! Niemals, solange das Ding existiert! Es rächt sich für meinen Betrug. ‚Unabsehbare Folgen' stand auf dem Zettel. Wir müssen Abraxas vernichten, sonst vernichtet es uns!"

Ganz blaß war Inge und blickte aus wild entschlossenen Augen.

„Gut — vernichten wir es, wenn dich das beruhigt." Schon setzten Dieters Finger an, um die zarten Pergamentblättchen zu zerreißen.

„Nein", rief Inge, „zerreißen genügt nicht. Der Fluch würde an jedem Schnipfel hängen bleiben — verbrennen will ich es!"

Sie riß ihm das Symbol aus der Hand und stürmte in die Küche. Es war Abend geworden und das Teewasser kochte auf dem Herdfeuer. Wütend polterte der Frühlingssturm im Schornstein. Inge schob den Kessel zur Seite und warf Abraxas in die flackernden Flammen. Wolf-Dietrich war ihr gefolgt und beide sahen dicht aneinandergeschmiegt zu, wie die korallenroten Blättchen sich krümmten und ein paar Funken in den Schornstein stoben. Das Kettchen leuchtete noch einmal golden auf und schmolz. Ein leiser Geruch verbrannter Haut war alles, was das Glücks-Symbol zurückließ. Dr. Uhlenkamp gedachte einer Stelle seiner Abhandlung über die Folgerichtigkeit des Unbewußten:

„Gedanken und Taten — was dasselbe ist — fallen wie Steine ins Meer des Geschehens. Ringwellen gehen von der Stelle aus und niemand weiß, wann und wo sie sich totlaufen — — —."

Ob die Abraxas-Wellen sich nun totgelaufen hatten??

Nein — — der Sturm riß die Funken des verglimmenden Symbols im Schornstein hoch und jagte sie aufs Strohdach. Das Haus brannte in der Nacht ab. Mit Mühe retteten Dieter und Inge das nackte Leben.

*

Gegen Ende des Jahres stand an Stelle des verbrannten Strohdachhauses ein nagelneuer Bau, mit roten Ziegeln gedeckt, inmitten flammender Herbstblumen.

Die Versicherung hatte ihre Pflicht erfüllt und das Haus wieder aufgebaut. Frühere Werke Dr. Uhlenkamps erlebten neue Auflagen. Der „Rahmen des Verlags" paßte im neuen, hoffnungsfrohen Deutschland sogar auf Dietrichs letztes Werk, ohne daß er unter die Kamele zu gehen brauchte, und die Philosophische Rundschau hatte längst die Abhandlung über die Folgerichtigkeit des Unbewußten veröffentlicht.

„Siehst du, Inge — nun haben die Abraxas-Wellen sich totgelaufen!" sagte Dieter und legte den Arm um die Schultern seiner Frau.

Inge machte sich schwer, schmiegte sich an Wolf-Dietrichs Brust, wobei sie ihn sanft ins Ohr biß:

„Quatsch, Dieter, am Morgen nach dem Brand habe ich mir zwei Mark achtzig gepumpt und sie der Gräfin Plattenberg geschickt."

FRANZ F. OBERHAUSER:

Ein ganz kleiner Goya

In die milde, dämmerige Vertrautheit meines stillen Cafés in Sevilla flattert plötzlich ein Herr an meinen Tisch.

Ich konnte es mir nicht erklären, welchen Weg der Fremde genommen hatte. Die Straße war leer. Auf den vielen, wundervoll umgitterten Balkonen war auch kein Mensch zu sehen. Es war noch zu früh am Nachmittag. Vor dem Café waren die gestreiften Sonnenschirme ganz tief herabgelassen, und ein weiches, einlullendes Dämmern umgab die Tische und die behaglichen Korbstühle. Ganz im Hintergrund lehnten einige Kellner, ein bißchen schläfrig. Wer ging auch zu dieser Stunde durch eine Calle? Die Leute saßen in ihren kühlen Gemächern. Oder in einem angenehmen Winkel ihres Patios, unter Palmen und Gebüschen, neben silbern flüsternden Springbrunnen.

Es dauerte ein Weilchen, bis ich aus meinen Träumen zur Wirklichkeit zurückfand, dazu das grelle Licht der Sonne und dann der blaue, tiefe Schatten im Lokal.

Aber nun sah ich es deutlich: der Fremde war ein wirklicher Spanier. Ein Andalusier. Er trug einen seidenglänzenden, schwarzen Rock, feine Hosen. Und einen feinen Sevillaner-Zylinder, in der breiten Form, wie ihn hier alle strammen jungen Leute und die vornehmen Herren tragen. Mit einem niederen Kopf und einer mächtigen Krempe. Dann sah ich dunkle Augen, die heftig schimmerten, und ein schwarzblaues Haar. Ein winziges Bärtchen. Gewiß ein ganz vornehmer Sevillaner Bürger, dachte ich. —

Er rückte sich den Korbstuhl zurecht. Er blinzelte ein wenig nach dem blendenden Licht der Gasse, nach der Sonne. Dann sah er einmal kurz hinüber zum Paseo de las Delicias, der für das elegante Publikum der Korso von Sevilla ist.

Dann gab er mir einen vollen Blick aus seinen dunklen Augen. Dann legte er ein kleines, fürsorglich in ein etwas verbrauchtes Papier gewickeltes Paket auf den Tisch. Dann nickte er einmal nachlässig und doch stolz zu mir herüber. Und flüsterte rasch, mit einer von aller Schwere befreiten Zunge seinen Namen.

„Don Miguel Panza de Mendoza y Allanza ..."

„Don Miguel Panza —" wiederholte ich langsam, aber er ließ mich nicht ausreden. Mit einer schmiegsamen Handbewegung unterbrach er mich und gleichzeitig fügte er einen verzeihenden und bittenden Blick hinzu.

„Don! Ich habe Sie beobachtet. Sie haben das Benehmen einer Exzellenz. Jawohl, das haben Sie; ich weiß, Sie sind fremd in unserer Stadt, aber das macht nichts aus, Sie verstehen es, sich mit Ihrem Gehaben in unser Wesen einzuordnen. Jawohl! Sie wollen Sevilla erleben. Den Alcazar, die Kathedrale, eine der schönsten Kathedralen, die sich wie Bibelsprüche in unserem Lande sammeln. Sie suchen sicher einen Kenner, der Land und Leute zu schildern versteht, der Sie führt, der Ihnen die Schönheiten Sevillas wie eine Rose zeigt, die er langsam, Blatt um Blatt ..."

Der Kellner kam. Aber Don Miguel winkte mit einer nachlässigen Bewegung ab. „Später!" sagte er nebenbei und nicht hinauf, sondern hinab, „Sie sehen doch, daß ich mich mit Don — mit Seiner Exzellenz unterhalte!" Und als der Kellner gegangen war, sagte er: „Zu dumm, diese Belästigungen, als ob sich das ganze Leben nur zwischen Bestellen und Bezahlen abspielte!"

Es gibt Augenblicke, die uns durch eine Empfindung zu einem Tun veranlassen, Augenblicke, in denen man etwas unternimmt, aus dem Unterbewußtsein, aus dem Gefühl heraus. Und aus einem solchen Gefühl heraus sagte ich: „Darf ich Ihnen ein Glas Wein anbieten, Don Miguel? Und eine Zigarette vielleicht?" Damit schob ich ihm ein Glas zu und öffnete die Schachtel mit den Zigaretten.

In demselben Augenblick stand Don Miguel auf. Er schuf eine Verbeugung, die ganz vollendet war in Schwung und Grandezza, um



W. Geiger

kein Haar minder in der Ergebenheit wie vor einem der größten spanischen Könige.

„Ihr Anerbieten abzuschlagen, wäre eine Beleidigung, die ich nicht verantworten könnte, mit der ich mein Gewissen die ganze Zeit meines Lebens belasten würde. Ich muß sie annehmen, weil ich weiß, daß Sie über mich als Ihren Diener verfügen werden. Wünschen Sie, was Sie wollen. Den Alcazar, die Straße der Carmen in Triana, aus der sich Murillo, El Divino die Liebe des spanischen Volkes eroberte, indem er die süßäugigen Mädchen aus der Armut mit den verlockenden Engelgesichtern und den innigen Lippen einer heiligen Jungfrau malte! Das Torerocafé mit seinen Tänzerinnen, die einen Bolero oder Fandango ... Tänzerin ..." wiederholte er nachdenklich. Er setzte aus und löste rasch die Schnur um das kleine Paket, holte aus der Hülle ein kleines Bildnis, mit Ölfarben gemalt. Er neigte sich vor und sagte flüsternd: „Es ist wundervoll! Es ist eine Tänzerin in der Stellung einer Sarabanda. Es ist von Goya; kein berühmtes Werk. Aber doch ein Goya; ein kleiner Goya; ein ganz kleiner Goya. Man erkannte es an der Technik, und außerdem habe ich schriftliche Beweise. Mein Vater hatte es von dem seinen. Und mein Großvater war ein Grande wie seine Vorfahren. Goya machte sich eine Ehre daraus, für einen Don Carlos ..."

„Aber Goya —" sagte ich.

Er unterbrach mich wieder. „Nicht so laut. Man beneidet mich um das kleine Werk."

„Sie wollen es verkaufen?" fragte ich.

Ich werde seinen Blick nie vergessen; es war die Sprache eines Augenpaares, die ich nicht sofort verstand; es lag so viel in diesem Blick, so Grenzenloses, Großes und wieder Verzeihendes und ein Erschrecken.

„Bei allen Himmeln der Erde! Verkaufen, Don? Verkaufen? Per los Dios! Nie! Niemals! Aber — ich bin Ihnen ergeben, ich sehe, Sie haben Sinn für Bilder; es gefällt Ihnen. Ich bin Ihnen ergeben, Don ... und ich bewundere Sie, und Ihre Güte, daß ich mit Ihnen zusammen dieses göttliche Sevilla erleben darf! Bitte — bitte — nehmen Sie das Bild! Bitte, nehmen Sie es doch! Sie machen mich glücklich!"

Ich wehrte ab, lächelnd erst, dann resigniert. Don Miguel zündete sich eine neue Zigarette an und nahm wieder ein volles Glas. Er lehnte sich behaglich zurück, fühlte sich dionysisch und fing wieder von Sevilla zu erzählen an. „Wie lange bleiben Sie noch?" fragte er dann unvermittelt.

„Sehen Sie, Don Miguel, ich habe eine eigene Art zu reisen und zu beobachten. Ich will immer allein sein. Allein in den fremden Gassen, vor den Burgen, in den Gärten, vor den Bauten, in den Kathedralen, vor den Gemälden, in den Cafés. Ich will das Geheimnis fühlen, ich will entdecken, erkennen, lernen,

Stück um Stück. Mich fragen und mir antworten. Vor allem, was ich sehe. Den Skulpturen, Architekturen, den Bildern . . ."

Don Miguel war bei dem Worte Bilder plötzlich aufgesprungen. Er legte das alte Papier sorgfältig um den goldenen Rahmen, flocht die Schnur darum, wiederholte zum zweitenmale eine grandiose Verbeugung, deren Grendezza genau dieselbe war — und, den letzten Schluck Wein im Munde und die letzte Zigarette zwischen den Lippen, empfahl er sich, lief über die Straße. Ich blickte ihm nach. Ich sah ihn vor meinem Hotel auf einen Herrn zugehen. Ich kannte ihn. Es war Mister Scharrer, der neben meinem Zimmer wohnte.

Mister Scharrer und Don Miguel setzten sich vor dem Hotel in die behaglichen Sessel. Und eine Viertelstunde später hatte Mister Scharrer den kleinen Goya, den zweifellos ein sonderbares Schicksal vor dem Prado bewahrt hatte. Und wieder nach einer Viertelstunde ging Mister Scharrer mit Don Miguel fort —

Gegen Abend des nächsten Tages aber begegnete ich Don Miguel Panza de Mendoza y Allanza im Maria-Luise-Park, in dem die Rosen, Akazien und Palmen zu einem sinnverwirrenden Farbenklang zusammenrauschen. Er schritt an mir vorbei, mit einem Blick, als würde er mich nie gesehen haben. Er ging langsam und genießerisch dahin.

Und trug wieder mit zärtlicher Vorsicht das kleine Bild.



Portofino H. Mayrhofer-Passau

Asiatischer Konflikt

Bunt ist das Gemisch der Völker in den Straßen von Paris . . .

Lu gehört zu den vielen Europäern, die Chinesen und Japaner nicht mit Sicherheit auseinanderhalten können.

Jüngst treffen wir auf dem „Boul-Mich" einen guten Bekannten von mir, den japanischen Privatgelehrten Terrao. Erfreut stelle ich ihn der Freundin vor, der lächelnde Asiate schließt sich an und ladet uns schließlich in ein Café, dessen runde Tischchen verlockend in der Sonne stehen.

Lu will ihre mangelhaften Kenntnisse vervollkommnen. So fragt sie den kleinen gelben Mann, wie man die beiden großen asiatischen Rassen eindeutig voneinander unterscheiden könne.

Terrao, dem solche Schwierigkeit völlig unbegreiflich ist, befleißigt sich dennoch, höflich in seinem fauchenden Deutsch zu antworten.

„Das ist sehr einfach!" sagt er, während das „r" ihm immer noch mißglückt. „Sieht der betreffende Herr klug aus, ist es ein Japaner. Sieht dieser betreffende Herr aber wenig klug aus, ist es kein Japaner, ist es ein Chinese. Das ist alles!"

Befriedigt lächelt er mit seinen prallen dunklen Augen vor sich hin, Lu aber sieht den Asiaten weit und staunend an und meint:

„Mein Freund sagte mir aber, Sie seien Japaner? . . ." K. Ude

Liebe Jugend!

In einem südwestdeutschen Stadttheater ist die Wärterin, die die Damenretirade des ersten Ranges zu reinigen und zu betreuen hatte, gestorben. Sämtliche Closetfrauen des Parketts und der Ränge bewerben sich um den frei gewordenen Posten. Man kann sich nicht einigen, und die Verwaltung zieht den Betriebsführer zur Hilfe.

Der sucht zu vermitteln und fragt:

„Nun sagen Sie mir bloß, warum sind Sie alle so erpicht darauf, gerade in den ersten Rang zu kommen?"

Nach kurzer Verlegenheitspause erhält er die aufschlußreiche Antwort:

„Ja, wisse Se, die im ersten Rang — d i e m ü s s e m e h r!" W. B.

Die lieben Kleinen . . .

Der kleine Hans war den Tag über sehr unartig gewesen und hatte seine kleinere Schwester geschlagen. Die Mutter erzählte das abends dem Vater, der entschied:

„Wenn du das nächste Mal deine Schwester schlägst, Hans, gehst du ohne Abendessen zu Bett!"

Hänschen dachte einen Augenblick nach. Dann sagte er trotzig:

„Dann haue ich eben das nächste Mal meine Schwester erst n a ch dem Abendbrot!"

Der Lebensmüde

„Du siehst ja ganz verzweifelt aus!"

„Ja. Ich bin lebensmüde."

„Aber dann geh doch mal zum Arzt!"

„Danke, so lebensmüde bin ich noch nicht."



Das Segelboot — K. Dieninghoff

Tischgespräch

Boisrobert, ein Freund Richelieus und bekannt durch seinen sprühenden Witz und seine Schlagfertigkeit, saß bei einer Tischgesellschaft neben einem Marquis, der sich durch keine besonderen Geistesgaben auszeichnete und schrecklich mundfaul war. Boisrobert sprudelte wieder einmal über vor guter Laune und unterhielt seine ganze Umgebung mit dem amüsantesten Geplauder.

Der Marquis hörte ihm staunend zu und sagte:

„Ich verschlinge alle Ihre geistvollen Einfälle."

„Sie haben offenbar eine gute Verdauung, Herr Marquis", erwiderte Boisrobert, „denn Sie geben keinen wieder von sich."

Naßreddin

Der türkische Schelm Naßreddin begab sich in ein Bad, wo ihn die Wärter sehr hochfahrend behandelten. Man gab ihm ein rauhes Handtuch, eine schlechte Schürze und kümmerte sich nicht weiter um ihn. Naßreddin schwieg, nahm sein Bad, und als er ging, legte er zehn Piaster auf den Tisch. Die Wärter waren aufs höchste erstaunt über diese große Summe und verbeugten sich tief.

Als Naßreddin das nächste Mal in das Bad kam, empfingen ihn die Wärter mit vollendeter Höflichkeit. Sie reichten ihm ein zartes Badetuch, halfen ihm beim Aus- und Ankleiden, massierten ihn und erfüllten alle seine Wünsche. Er ließ sich die höfliche Bedienung schweigend gefallen, und als er das Bad verließ, legte er einen Piaster auf den Tisch.

Der Wärter, der das Geld in Empfang nahm, stutzte und fragte mißmutig, warum er diesmal so auffallend wenig gebe.

„Es ist alles in Ordnung", erwiderte Naßreddin, „das Geld, das ich heute zahle, ist für das Bad von neulich bestimmt. Mit dem Geld von neulich habe ich mein heutiges Bad bezahlt."

Grüßte nachlässig und ging.

Sachliche Erledigung

Der preußische Generalstabsarzt von Wiebel, der Leibarzt des geistvollen Königs Friedrich Wilhelm IV., hätte schrecklich gern noch einen Orden gehabt. Kurz vor einem Ordensfest befand er sich eines Tages beim König und dieser sagte beim Abschied: „Na, adieu, lieber Wiebel; beim Ordensfest sehen wir uns ja wieder."

„Da gehe ich nicht hin", erwiderte Wiebel barsch. „Ich habe ja nischt gekriegt!"

„Wirklich?" sagte der König, nahm die auf dem Tisch liegende Ordensliste und sah nach.

„Wahrhaftig!" rief er schließlich. „Sie stehen nicht drin! Na, da gratuliere ich. Da brauchen Sie wirklich nicht hinzugehen."

Milton

Zwei schwere Schicksalsschläge trafen den als Dichter und Staatsmann gleich hochgeschätzten John Milton kurz nacheinander: er wurde Witwer und erblindete. Doch lange blieb er nicht einsam; schon sehr bald nahm er — zur Überraschung seiner Zeitgenossen — eine zweite Frau. Als ein Freund ihn fragte, wie er bei seiner Blindheit eine neue Gattin habe finden können, antwortete er: „O, die Frauen machten es mir nicht schwer. Hätte mich Gott auch noch mit Taubheit heimgesucht, so wäre ich ihnen als die beste Partie in England erschienen." Die zweite Ehe dauerte nicht lange; seine Frau starb, und er heiratete bald zum drittenmal. Einmal verglich Lord Bussingham die dritte Frau des Dichters in seiner Gegenwart mit einer Rose. Milton antwortete sauersüß: „An ihrer Farbe kann ich es nicht erkennen, weil ich blind bin; aber an ihren Dornen fühle ich, daß Sie recht haben." *W.*

Der Philosoph

Immanuel Kant war einst Brautführer bei einem sehr ungleichen Paar; der Bräutigam zählte fünfundsiebzig Jahre, die Braut dagegen nur einundzwanzig. Eine Dame von den Hochzeitsgästen fragte den Philosophen: „Sollten wohl aus dieser Ehe noch Kinder zu hoffen sein, Herr Professor?" Kant antwortete mit sehr ernstem Gesicht: „Zu *hoffen* nicht, aber zu *fürchten*!" *W.*

Ein feines Wort

Bei einem Mittagessen im Palast des Herzogs von Talleyrand, Fürsten von Benevent, hatte man lange vergeblich auf die Ankunft des berühmten, tapferen Generals Montbrun gewartet. Als er schließlich erschien und sich von seinem Gastgeber in Entschuldigungen erschöpfte, sagte dieser mit einem feinen, herzlichen Lächeln: „Es ist wahr, Sie sind der Letzte. Aber was will das sagen? Ich hatte Sie ja nur zu einem Essen eingeladen und nicht auf ein Schlachtfeld; da wären Sie sicher der Erste gewesen!" *W.*

Von der Freiheit

Papst Alexander VII. fragte eines Tages den lebensklugen Philosophen Leo Allatius, warum er denn nicht Geistlicher würde.

„Weil ich die Möglichkeit behalten möchte, mich zu verheiraten, wenn ich Lust dazu bekomme", antwortete der Gelehrte.

„Und warum heiratet Ihr nicht?"

„Um ohne Mühe Geistlicher werden zu können, wenn es mich dazu treiben sollte", entgegnete lächelnd der Philosoph.

Wilhelm Lichtenberg:

STAMMT DER AFFE VOM MENSCHEN AB?

EIN GERICHTSSAALBERICHT AUS DEM URWALD

Viele Tage vor der großen, sensationellen Gerichtsverhandlung schon merkte man dem Urwald die Erregung an, in die ihn der bevorstehende Prozeß gegen den gelehrten Orang Yumbo versetzt hatte. Ganze Affenkolonnen kletterten in langen Tagemärschen über die Palmen, und was auf den Palmen nicht mehr Platz hatte, strebte höchst plebejisch auf ebenen Wegen der Gerichtsstätte zu. Denn alle Affen, die nur irgendwie zu den Tagesereignissen des Urwaldes Beziehungen hatten, wollten zugegen sein, wenn diesem alten, lächerlichen Gelehrten Yumbo der Prozeß gemacht wurde.

Denn Yumbo, der von der zünftigen Affenwissenschaft niemals anerkannt worden war, weil er stets abseitige und aufrührerische Wege ging, hatte nicht mehr und nicht weniger behauptet und in zahlreichen Versammlungsreden verbreitet, als daß der Affe nach dem Ergebnis seiner Forschungen vom Menschen abstamme. Er hatte sogar Anhänger gefunden für seine Theorie, aber selbstverständlich noch mehr Gegner, und das Ende war der heutige Prozeß, der vom Affentribunal wegen lästerlicher Verunglimpfung des Geschlechtes der Affen gegen Yumbo angestrengt worden war.

Pünktlich zur festgesetzten Stunde erschien der Gerichtshof auf der einzigen Wiese, die sich in dem Urwald befand und die aus diesem Grunde als Gerichtsplatz bestimmt worden war. Der Vorsitzende war ein gesetzter Affe, bekannt für seine hohe Gelehrsamkeit und sein unbestechliches Rechtsgefühl, die beiden Beisitzer waren etwas jünger als der Präsident, erfreuten sich aber doch schon allgemeiner Wertschätzung. Die zwölf Geschworenen, Affen verschiedener Gattungen, waren durch das Los bestimmt worden. Als Professor Yumbo die Geschworenen ihre Plätze einnehmen sah, wußte er sofort, daß seine Sache nicht zum besten stünde; denn der Zufall hatte es gefügt, daß das Los ausgerechnet auf sehr konservative Affen gefallen war, die für den Stand der neuesten Forschung bestimmt kein Verständnis aufbringen würden. Das Publikum nahm die reservierten Plätze auf den zunächst liegenden Bäumen ein und verharrte in atemloser Spannung.

Der Präsident Doro, übrigens ein Schimpanse (was für den Angeklagten auch nicht sehr günstig war, weil sich Orangs und Schimpansen im allgemeinen nicht ausstehen können), eröffnete die Verhandlung und ließ vor allem die Anklageschrift verlesen. Nachher erhielt Professor Yumbo das Wort zu einer zusammenhängenden Verteidigungsrede.

Yumbo hielt sich nicht weiter mit Nebensächlichkeiten auf und ging gleich in medias res. Er erzählte von seinen Forschungen, mit denen er schon im dritten Jahr seines Lebens, als ganz junger Affe, begonnen hatte. Immer mehr habe sich im Verlaufe seiner eingehenden Beschäftigung mit der Abstammungslehre der Affen in ihm die Überzeugung festgesetzt, daß das Geschlecht der Affen nicht von einem Sendboten des Gottes Rischa, wie es die primitive Überlieferung lehre, abstammen könne. Er sei ein Anhänger der rationalistischen Weltanschauung und vertrete daher die Überzeugung, daß das Geschlecht der Affen älter sein müsse als die an sich hübsche, aber wissenschaftlichen Forschungen nicht standhaltende Fabel vom Gotte Rischa. Alles, meinte Yumbo fortfahrend, sei das Produkt einer jahrhundertealten Entwicklung. Und was besteht, müsse vorher schon in einer primitiveren Form dagewesen sein. Die nächstprimitivere Form des Affen aber sei der Mensch.

Hier entstand große Erregung sowohl unter dem Gerichtshof, als auch bei den Geschworenen. Das Publikum brach in lebhafte Entrüstungsrufe aus und machte Miene, sich auf den Angeklagten zu stürzen. Der vorsitzende Affe mußte sehr energisch einschreiten, um die Würde des Gerichtes zu wahren. Dem Angeklagten aber legte er strenge nahe, derartige Verunglimpfungen des Affengeschlechtes zu unterlassen, da er sonst mit einer schweren Disziplinarstrafe gegen ihn vorgehen müßte. Professor Yumbo aber erklärte, daß ihm unter diesen Umständen seine Verteidigung unmöglich gemacht würde. Wenn er auch als loyaler Affe zugeben müsse, daß es nicht sehr ehrenvoll sei, von den Menschen abzustammen, so habe er doch das Recht der freien Forschung für sich in Anspruch zu nehmen, das zu sagen, was ist und nicht das, was einem Pöbel schmeichelt. Im übrigen habe er seiner Behauptung nichts mehr hinzuzufügen. Das Produkt seiner Forschung liege vor und er vertraue auf den Gerechtigkeitssinn des hohen Gerichtes, ihm zumindest den guten Glauben zuzubilligen.

Die Zeugeneinvernahme gestaltete sich sehr dramatisch. Anhänger und Gegner des „Menschenprofessors", wie man Yumbo allgemein nannte, erschienen in bunter Folge. Die Gegner des Professors wurden vom Publikum lebhaft akklamiert, die Anhänger mußten manchen wütenden Zuruf über sich ergehen lassen. Ein Gerichtssaalkiebitz rief einem Jünger Professor Yumbos zu: „Ihnen sieht man es sogar an, daß Sie vom Menschen abstammen!" Worauf der Zeuge sofort die Ehrenbeleidigungsklage gegen ihn einbrachte.

Die Sachverständigen waren sich ausnahmsweise einig. Beide lehnten die Theorie Yumbos auf das entschiedenste ab. Abgesehen von der geheiligten Lehre, meinten sie übereinstimmend, daß der Sendbote Rischas der Ahnherr des Affengeschlechtes sei, spreche es auch der seriösen Forschung Hohn, daß der Affe mit dem Menschen irgend etwas gemein haben solle. Gewisse übereinstimmende äußere Merkmale seien ja unbestreitbar vorhanden, aber ein Gelehrter hätte doch die Pflicht, sich bei der Aufstellung einer so wichtigen Theorie nicht an Äußerlichkeiten zu halten. Diese Pflicht hätte Yumbo arg vernachlässigt. Das Affengeschlecht, das in steter Aufwärtsentwicklung begriffen sei, könne es nicht ruhig auf sich



sitzen lassen, daß es mit dem auf einer besonders niederen Entwicklungsstufe stehenden Geschlecht der Menschen in irgendeine genealogische Verbindung gebracht werde.

Nach einem umfassenden Resumé erhielt der Verteidiger das Wort zu seinem Plädoyer. Es war ein ganz junger, unbekannter Anwalt, der sich jetzt auf einen Palmenstamm schwang, um zu plädieren. Denn die alten, berühmten Anwälte hatten es selbstverständlich abgelehnt, einen Mann wie Professor Yumbo zu verteidigen. Der junge Anwalt machte seine Sache übrigens herzlich schlecht. Man merkte es deutlich, daß er mit dem Herzen nicht bei der Sache war. Ohne weiter auf die Abstammungstheorie Yumbos einzugehen, beschränkte er sich darauf, Milderungsgründe für ihn geltend zu machen. Er sprach von der erblichen Belastung des Professors, erzählte die rührende Geschichte, wie der Angeklagte in seiner Jugend einmal von Menschen geraubt worden sei und einige Jahre in ihrer verderblichen Gesellschaft zubringen mußte, und beantragte schließlich die Psychiatrisierung seines Mandanten. Nach einer Bitte um äußerste Milde für Yumbo kletterte er wieder vom Palmenstamm herab und nahm seinen Platz ein.

Atemlose Stille, höchste Spannung lagerte über dem Gericht, als der Staatsanwalt Dschimbi den Palmenstamm emporkletterte, um mit seiner Rede zu beginnen. Dschimbi war der erste Ankläger der Affenkolonie, ein Rhetoriker von höchsten Graden und ein gefürchteter Wahrer der Gesetze.

Nach einer Kunstpause begann er: „Hohes Gericht! Meine Herren Geschworenen! Sie haben heute über einen Affen zu Gericht zu sitzen, der wohl das größte Verbrechen begangen hat, das ein Affe überhaupt begehen konnte. Dieser Affe nennt sich einen Forscher und hat in maßloser Überheblichkeit, in kaum begreiflicher Frivolität die These aufgestellt, der Affe stamme vom Menschen ab. Hohes Gericht! Meine Herren Geschworenen! Es bleibt natürlich dem Angeklagten unbenommen, woher er persönlich seine Abstammung herleiten will. Hat er Lust, ein Menschenstämmling zu sein — bitte, wir werden ihn nicht daran hindern! (Schallende Heiterkeit.) Aber wir anderen, wir Affen, die stolz auf ihre Vergangenheit sind, verwahren uns gegen die Unterstellung, irgend etwas mit den Menschen zu tun zu haben! (Lebhafte Bravorufe, der Präsident droht die Räumung des Urwaldes an.) Die Herren Sachverständigen haben in schöner und seltener Übereinstimmung eine solche Zumutung als wissenschaftlich unhaltbar und für die Affenmoral verderblich abgelehnt. Sie sprachen dabei von gewissen äußeren Merkmalen, die wir Affen mit den Menschen gemein haben sollen. Ich bin kein Wissenschaftler, meine Herren! Ich bin nur ein Affe, der sein Leben in den Dienst des Rechtes gestellt hat. Aber ich für meine Person muß es sogar ablehnen, etwas mit Lebewesen gemein zu haben, die sich mühsam auf zwei Beinen fortbewegen und den Körper unbehaart haben wie neugeborene Paradiesvögel. (Allgemeine Zustimmung.) Trotzdem behauptet Professor Yumbo — und hält an seiner Behauptung fest —, daß der Affe vom Menschen abstamme. Hohes Gericht! Meine Herren Geschworenen! Eine oberflächliche Betrachtung des Menschenlebens schon wird Ihnen sagen, wie niedrig, wie lästerlich, wie absurd eine solche Behauptung ist. Ich frage das Hohe Gericht: Ist es jemals schon dagewesen, daß ein Affe ein anderes Lebewesen tötet, um es zu verspeisen? Führen Affen blutige Kriege gegeneinander? Nimmt ein Stamm der Affen nach einem verlorenen Krieg dem anderen wichtige Gebiete seines Landes weg und weigert sich dann unter tausend Listen, sie herauszugeben? Ist es jemals gehört worden, daß ein Affenstamm sich vom andern die lebenswichtigen Kokosnüsse als Kriegsentschädigung abliefern läßt und sich nicht darum kümmert, ob die anderen Affen noch genügend zurückbehalten, um sich selbst ernähren zu können? Vernichten Affen Lebensmittel, nur um die Preise zu halten? Werfen sie sie ins Meer oder verbrennen sie sie, während Millionen anderer Affen darben und hungern müssen? Nein und tausendmal nein! Wir sind stolz darauf, Affen zu sein und nichts anderes! Und wer da behaupten will, der Affe stamme vom Menschen ab, macht sich des größten Verbrechens schuldig, das überhaupt begangen werden kann. Und deshalb, meine Herren Geschworenen, beantrage ich für den Angeklagten die strengste Strafe, die das Gericht zu vergeben hat!"

Professor Yumbo wurde einstimmig schuldig gesprochen und zu lebenslänglicher Verbannung unter die Menschen verurteilt. Er mußte auch tatsächlich mit dem nächsten Transport nach einem europäischen Zoo abgehen.

Alle Affen sagten, daß die Strafe furchtbar sei. Aber keiner vertrat die Ansicht, daß dem Professor Yumbo Unrecht geschehen war.



Der Alte J. Sauer

MINIATUREN

Ein edles Wort

Herzog Franz von Guise, dem Führer der katholischen Partei gegen die Protestanten in den Hugenottenkriegen, wurde berichtet, im Lager befinde sich ein Verräter, der ihm nach dem Leben trachte. Er ließ ihn vor sich führen. Als der Protestant sein Vorhaben nicht leugnete, fragte ihn der Herzog: „Habe ich dir denn etwas zu Leide getan?" Der verblendete Schwärmer antwortete: „Nein. Doch du bist der ärgste Feind meiner Religion!" — Guise verabschiedete ihn mit den Worten: „Wenn deine Religion dir gebietet, daß du mich ermorden sollst, so gebietet mir die meinige, daß ich dir verzeihe. Geh!" *W.*

Eile tut not

Ein Offizier war an den Hof in Paris geschickt worden, um Ludwig XIV. eine angenehme Nachricht zu überbringen. Als er zu Ende gesprochen hatte, sagte der König leutselig: „Äußern Sie einen Wunsch." Der Offizier bat um das Ordenskreuz des Heiligen Ludwig. Der König meinte bedenklich: „Aber Sie sind noch sehr jung!" — „Sire!" entgegnete der tapfere Offizier, „man lebt in dem Regiment, bei welchem ich stehe, nicht lange." *W.*

Über der Situation

Als der verwachsene französische Marschall Herzog von Luxembourg Wilhelm den Dritten von England zum viertenmale geschlagen hatte, rief dieser in seiner Verzweiflung aus: „Eine Schande, von einem Buckeligen wie Luxembourg immer wieder besiegt zu werden!" Dieser kränkende Ausspruch wurde dem Herzog überbracht, doch er traf ihn nicht. Mit gut gespieltem Erstaunen antwortete er: „Woher weiß Wilhelm, daß ich buckelig bin? Er hat mich doch nie von hinten gesehen!"

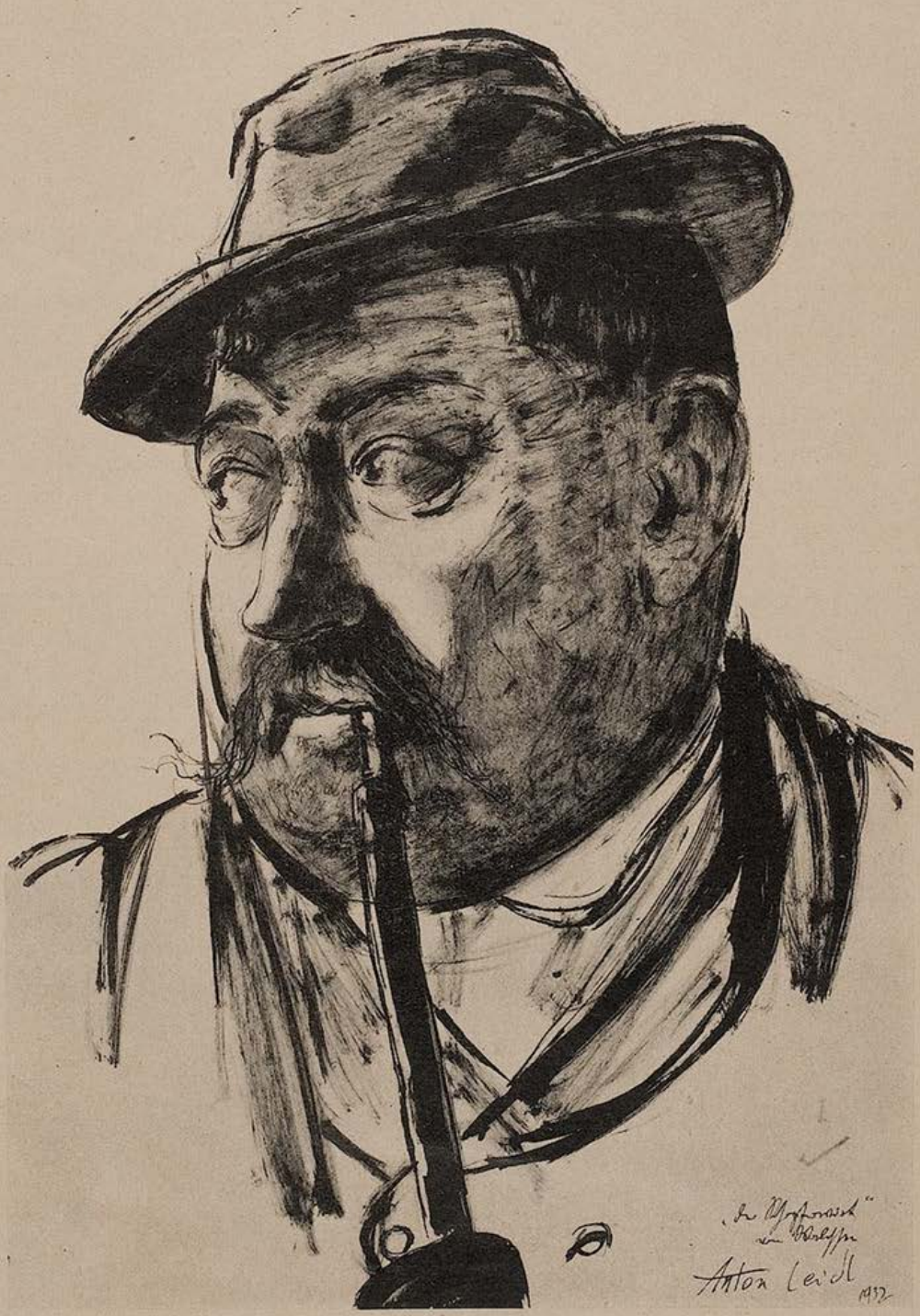
W.

IN EIGENER SACHE

Ein Herr Ve, den zu kennen ich nicht die Ehre habe, hat unter „Kulturpolitische Notizen" unserer armen „Jugend" im „Völkischen Beobachter" einen gar empfindlichen Wischer versetzt und uns dabei mit erhobenem Zeigefinger zu verstehen gegeben, daß wir uns künftighin hüten möchten, jünger zu sein, als die Polizei es erlaubt. Da ich nun nicht zu jenen traurigen Feiglingen gehöre, die sich zwar gelegentlich eine Malice erlauben, dann aber hinter den nächsten Kachelofen verkriechen und hier mit Zittern und Bibbern die Wirkung ihrer Bosheit abwarten und gleichzeitig ein Stoßgebetlein nach dem andern herunterleiern, hoffend, man möchte nicht daraufkommen, wer der Bube war, . . . will ich auch in solanem Falle mein bißchen Zivilkourage nicht unter den Scheffel stellen, sondern in allen Züchten und Ehren Herrn Ve darum bitten, doch nicht gar so humorlos zu sein! Daß die Jugend der „Jugend" keine nationalsozialistische war, dürfte diejenigen, die darum Bescheid wissen, daß unser Blatt bereits im Jahre 1896 auf die Welt gekommen ist, weiter nicht wundernehmen. Denn damals gab es noch keinen Nationalsozialismus — und als es ihn dann gab, war die „Jugend" schon so alt, daß es ihr schlecht angestanden hätte, plötzlich das bunte Mäntelchen nach dem Winde zu hängen. Diese Art Gesinnungsschnüffelei, die man heute so vielen Blättern mit Recht vorwirft, haben wir nicht mitgemacht, und da ich mir einbilde, daß eine solche Standhaftigkeit auch etwas wert ist, hoffe ich nach wie vor gerade bei den Männern, denen die Wahrheit mehr gilt als die Lüge, einiges Verständnis zu finden. Nun muß ich mir sagen lassen, die „Jugend" sei trotzdem ein Nichtsnutz und zersetzend. Lieber Herr Ve. . . . als die „Jugend" noch das war, was diejenigen, die sie gekannt und geliebt haben, an ihr rühmten, leisteten wir uns neben sehr viel und sehr wertvoller Aufbauarbeit — manchen Scherz, an dem gemessen unser so hart gerügtes Germanenblatt eine vollendete Harmlosigkeit ist. Kaiser und Könige, höchste Beamte des Staates und der Kirche, Offiziere und Männer der Kunst und der Wissenschaft mußten es sich gelegentlich gefallen lassen in der „Jugend" unter die Lupe genommen zu werden; aber niemals ist es auch nur einer dieser Autoritäten einzufallen, uns deswegen mit dem Fehdehandschuh zu drohen. Ja, als im Jahre 1914 das deutsche Volk einmütig und treu in das Feld zog, da erwarb die Oberste Heeresleitung ein großes Sonderabonnement auf die „Jugend" und wir schickten das Blatt in tausend und abertausend Exemplaren in die Schützengräben, aus denen uns kämpfende Menschen schrieben, daß ihnen die „Jugend" ein liebes und stets mit größter Freude erwartetes Geschenk sei. Damals galten wir als eine „wertvolle Mittlerin zwischen Heimat und Front" denn die Zeit war sehr ernst und das Lachen nötiger denn je. Nicht daß es mir etwa einfiele, die heutige Zeit als weniger ernst zu erachten. So alt sind wir ja noch gar nicht, wie Herr Ve offenbar vermutet, daß wir den Atem der Gegenwart an uns vorbeistreichen ließen, ohne eine Nase dafür zu haben. Aber im Gegensatz zu den Russen, die das Lachen nicht gelernt haben, weil sie niemals einen Grund dazu hatten, sind wir deutschen Menschen doch schließlich keine so erbarmungswürdigen Trogloduten, daß wir uns nicht gelegentlich ein kleines Gelächter erlauben dürften. Auch die Satire hat ja schließlich ihre traditionelle Berechtigung; ein Sebastian Franck, ein Brandt oder Grupbius, ein Grimmelshausen, ein Hans Sachs, Abraham a Sankta Clara oder Martin Luther — um nur einige Namen zu nennen — kann man doch nicht als zersetzende Elemente ansprechen und trotzdem haben die Herren bisweilen eine Sprache gesprochen, die an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig ließ und sich über Dinge lustig gemacht, die uns jeder Satire zum Trotz heilig sind und immer heilig sein werden. Nicht daß ich mit einem solchen Hinweis denen nicht recht geben wollte, die heute unter allen Umständen recht haben; aber ich möchte nicht den bösen Verdacht einer Schurkerei auf mir sitzen lassen, wenn ich einmal dem Charakter meines Blattes Rechnung trage und zum Lachen ermuntere. Kein Geringerer als der Führer selbst hat die Herausgabe eines Buches „Hitler in der Karikatur" befürwortet und damit den Beweis erbracht, daß er seine Taten nicht unter die Kuratel des öffentlichen Humors stellt. Und warum sollten wir auch nicht lachen. .? Meiner Treu, ich habe in diesem Leben so viel Elend, Not, Hunger und Jammer am eigenen Leibe erfahren, daß ich heute allen Grund hätte, wie ein Trappist herumzulaufen. Glücklicherweise blieb mir die Begegnung mit jenem steinernen Gast, der sein trostloses „Dein Lachen endet mit der Morgenröte" in die nächtliche Friedhofsstille posaunt, bis auf den heutigen Tag erspart und ich freue mich von Herzen dieser Welt, in der ein guter Geist dafür gesorgt hat, daß die Würde und der Ernst des Lebens einen erlösenden Ausgleich erfahren in den vielerlei Spielarten eines offenen Humors. Sind wir denn Verräter, Schubjacks und Hundsfötter, die in Kellern hausen und von hier aus ihr anarchisches Gift gegen die Lenker und Diener des Staates spritzen? Wir stehen, im entscheidenden Augenblick so treu zur Sache wie dieser und jener — und stehen um so treuer, als das Maß unserer persönlichen Freiheit nicht vom unerträglichen Verdacht der Gesinnungslosigkeit geregelt wird. Wir haben keine Gemeinschaft mit jener Klique, die von draußen auf uns einspeit und das schnöde Greuelmärchen verbreitet, in Deutschland sei sogar der Humor verboten. Und darum tut es uns weh, daß Herr Ve uns einen Makel ans Bein hängt, der gerade so aussieht, als sei es uns darum zu tun, einer vollendeten Tatsache die Existenz abzustreiten. Es tut uns weh, daß hier jemand sich nicht davon überzeugen kann, daß wir auch heute noch allwöchentlich einmal für deutsche Kunst und Kultur eine Lanze brechen, daß wir im Rahmen unserer kärglichen Mittel alljährlich hunderte von Kunstwerken deutscher Maler und Dichter reproduzieren, daß wir unentwegt für das Wertvolle und Anständige eintreten und mit allen Kräften versuchen, für das Ansehen unserer Künstler zu werben und zu wirken. Ich bin der Letzte, der nicht wüßte, daß die „Jugend" in den Jahren 27—30 auf einem krummen Geleise stand, aber was stand damals nicht auf einem krummen Gleis . . .? Und was kann schließlich der Schriftleiter von 1934 dafür, daß einige seiner Vorgänger gesündigt haben? Aber ich will mir keinen Weihrauch anzünden, ich habe meine Schwächen so gut wie Herr Ve oder ein anderer. Es war ein Akt höchster Anständigkeit, daß Herr Ve weder meinen Namen, noch den des Zeichners des beanstandeten Blattes genannt hat. Wenn ich mich trotzdem nicht hinter dieser Tatsache verschanze, sondern hervortrete und sage: jawohl das haben wir gemacht! . . nicht weil wir damit irgend jemand beleidigen wollten, sondern weil wir glaubten, das Wesen der satirischen Gattung nicht grundlos preisgeben zu müssen, dann hoffe ich damit die Anständigkeit des Herrn Ve wett gemacht zu haben. Ich weiß, daß unser Germanenblatt — das eigentlich auf den Philosophen Ludendorff gemünzt war — eine Satire darstellt, aber wenn uns jemand nachsagen will, daß wir damit unsere Vorfahren beleidigen wollten, dann kann ich bloß fragen: Weshalb denn . .? Warum sollte ich, der etwas darum gäbe, wenn er in jenen rauhen und herzlichen Zeiten, in der die Kultur noch nicht nach dem Jahresverbrauch an Seife taxiert wurde, gelebt hätte, meine Vorfahren beleidigen wollen . .? Nicht über unsere Vorfahren haben wir uns lustig gemacht, sondern über jene Zeitgenossen, die heute so tun, als sei das Methtrinken, das auf der Bärenhaut liegen und das rauhe Wesen ein Verstoß gegen das, was wir heute Kultur nennen. Ich muß gestehen, weder die von Herrn Ve angeführten Trink- und Sauflieder noch sonst irgendwelche Geschichtsfälschungen hätten mich jemals auf den Gedanken bringen können, die alten Germanen seien Buschräuber gewesen. Daß sie das nicht waren, bedarf eigentlich gar keiner Betonung — und eben weil etwas Selbstverständliches keiner Betonung bedarf, erscheint es mir angebracht, diejenigen die trotzdem immer wieder betonen, ein bißchen anzulächeln. Das ist doch kein Staatsverbrechen; das läßt doch keinen Schluß auf unsere Gesinnung zu; das schlägt den Pulverfaß auf dem zu sitzen wir mit Schrecken vernehmen mußten, doch nicht den Boden aus. Und weshalb, Herr Ve, glauben Sie denn, daß wir auf einem Pulverfaß säßen . . .? Weil wir dafür, daß wir einst jung waren, heute den Vorwurf einstecken müssen, wir seien einst jung gewesen — und dafür, daß wir dann alt wurden, den Rüffel bekamen, wir seien greisenhaft — und endlich dafür, daß wir uns heute bemühen, wieder ein bißchen jung zu sein, ermahnt werden, nicht zu jung zu sein . . .? Verzeihung, wie sollen wir denn eigentlich sein . . .? Jede Zeitschrift hat doch ihr Gesicht und ist bemüht, es nicht zu einer Grimasse zu verzerren. Für die Art Satire, die Sie, Herr Ve, erlauben, ist die „Brennessel" zuständig. Ich glaube, daß die „Brennessel" sich schönstens bedanken würde, wenn wir uns heute plötzlich ihres Gesichtes bedienten, nachdem wir jahrzehntelang ein anderes hatten. Schätzen Sie doch das bißchen Ehrlichkeit, ausgedrückt in dem

Bestreben, nicht fortgesetzt vor lauter Devotion auf den Bauch zu fallen. Vermuten Sie doch nicht hinter jedem Witz der „Jugend" eine Horde meckernder Intriganten! Ich könnte Ihnen die Urteile vieler namhafter deutscher Künstler vorlegen, die alle in der Erklärung gipfeln, daß die „Jugend" auch heute noch ihre Sendung hat und erfüllt. Und wenn wir gelegentlich einmal über die Schnur hauen ...! Seien Sie überzeugt, mein Vertrauen zum Nationalsozialismus ist stärker als die Vermutung, ein Quentchen Spott könnte ihm auch nur den geringsten Schaden anhaben. — Befreunden auch Sie sich mit der Erkenntnis, daß der Reiz des Lebens in den Gegensätzen beruht, in Gegensätzen, die sich zuletzt ja doch wieder berühren und für einen erquicklichen Ausgleich sorgen. Möchten Sie durch die Anerkennung dieser Tatsache zu dem Bewußtsein gelangen, daß wir keinen Grund haben, uns länger mit feindlichen Redensarten abzukanzeln ..., denn ich bin kein alter Wonnegreis, der im Lehnstuhl dämmert, sondern ein mindestens ebenso junger, ebenso ehrlicher und anständiger Mensch wie Sie, der die Absicht hat, zu verhüten, daß der deutsche Humor auf den Aussterbeetat gerät.

Für die Redaktion der „Jugend"
Arnold Weiß-Rüthel.



A. Leidl — Der Wirt von Walchsee

Josef Geis



Die Einladung

Rossini, der gefeierte italienische Komponist, weilte eines Tages als Gast an der Mittagstafel einer Dame des römischen Adels, deren Diners sich durch äußerste Sparsamkeit auszeichneten. Auch die Mahlzeit, an der der berühmte Tonkünstler teilnahm, unterschied sich in keiner Weise von den üblich verabreichten, so daß Rossini beinahe hungrig vom Tische aufstand.

„Hoffentlich werden Sie mir recht bald wieder die Ehre schenken, in meinem Hause zu speisen?!" meinte die Gastgeberin mit freundlichem Abschiedslächeln. „Am liebsten sofort, wenn's angenehm ist", versetzte Rossini mit ironisch-tiefer Verbeugung.

Erklärung

„Aber Herr Wirt, in der Ochsenschwanzsuppe hier schwimmt ja ein Zahn!"

„Na, das begreife ein anderer, lieber Herr! Da muß sich der Ochse gerade in den Schwanz gebissen haben!" *M.*



Der alte Witz

Nicht nur!

„Onkel, weißt du das auch schon, daß bei manchen afrikanischen Stämmen der Mann seine Frau erst kennenlernt, wenn er sie heiratet?"

„Lieber Junge, nicht nur in Afrika!"

E N.

Tirol

Sprachstunde in der ersten Klasse der Dorfschule zu Imsicht, einer sogenannten „Taferlklaß", in der man noch mit Griffeln auf kleine Schreibtafeln schreibt. Ein kleiner Flachskopf beginnt seine Lektion herzusagen:

„I ischt —"

Darauf der Herr Lehrer:

„Man sagt nöt ‚I ischt', Franzel, sondern man sagt: ‚I bin'!"

Gehorsam beginnt der blonde Kleine: „I bin der neunte Buchstab im Alphabet!"

e. e. s.



Brauchen Sie eine DIE Blaue ANZEIGE der „Jugend"

SCHRIFTSTELLERN

bietet große Buchdruckerei mit angegliedertem bekanntem Verlag für wissenschaftliche oder belletristische Werke sehr vorteilhafte

VERLAGSVERBINDUNG

Anfragen unter Literaria 846 an die Expedition der „Jugend", München, Herrnstraße 10.

Männer

d. infolg. Depression, Unlust, vorzeit. Schwäche usw. auch nur d. geringste Verminderg. ihr. Spannkraft fühlen, verwend. d. wissenschaftl. anerkannt. Keimdrüsen-Hormon-Präparat

„RASPUSAN"

Hergest. a. Gehirn neuest. Forschungsergebn. u. als Sexualtherapeutikum hervorrag. bewährt. **In allen Apotheken!** „Raspusan" (braun = f. d. Mann; weiß = f. d. Frau) bringt kraftvoll. Leben u. Jugendfrische. Verlang. Sie ohne jede Verpflichtung illustr., v. Arzt verfaßte Broschüre u. Probepack. kostenlos in verschloss. Doppelbrief ohne Absender!
Friedrich-Wilh.-Apotheke
Berlin-Charlbg. 2. Block 103

Wer kauft schafft Arbeit!

GRATIS
Liste sendet über hygienische u. sanitäre Artikel
MARTIN
Gummiwaren-Versand
Frankfurt a. M. 1
Postfach 203/J.

Jeden Abend **Chlorodont** Jeden Morgen

Neurasthenie

Nervenschwäche Nervenzerrüttung verb. mit Schwinden d. best. Kräfte. Wie ist dieselbe v. ärztl. Standpunkte aus ohne wertlose Gewaltmittel zu behandeln u. zu heilen? Wertvoller, n. neuest. Erfahrungen bearbeitet. Ratgeber für Jedermann, ob jung oder alt, ob noch gesund oder schon erkrankt. Geg. Einsendg. v. M. 1.50 in Briefmarken zu beziehen vom
Verlag Silvana 66, Herisau (Schweiz).

Fidus-Bilder

in Postkartenformat, Wiedergaben der besten Werke dieses Berliner Meisters, sind zum Preise von 50 Pfg. für die Serie von 12 Stück herausgegeben. Der großen Verehrergemeinde von Fidus wird diese Veröffentlichung willkommen sein.
G. HIRTH VERLAG AG.
München, Herrnstraße 10



Zur Anfertigung jeder Art
Drucksachen
empfiehlt sich
G. Hirth Verlag AG.
München, Herrnstr. 10

Inserate in der „JUGEND" finden weiteste Verbreitung!

KUNSTPOSTKARTEN
in vortrefflichem Vierfarbendruck nach Bilderwiedergaben aus der „Jugend" liefern wir 20 St. für 90 Pf., die ganze Serie von 170 St. für RM. 6.— franko
G. HIRTH VERLAG AG.
München 2 NO — Herrnstraße 10

Direkt aus der Tuchstadt Gera:
Anzug- Mantel- Kostüm- **Stoffe**
blau, grau, schwarz u. farbig Kammgarn à mtr. RM 5.50, 7.50, 9.80 u. 11.80
Wir liefern porto- und verpackungsfrei!
Verlangen Sie unverbindliche Mustersendung!
Geraer Textilfabrikation
G. m. b. H. Gera M 91

Lest die Jugend

Lest den **Sportfischer**
die vortrefflich ausgestattete Fachzeitschrift.
Halbjahrespreis 3 M.
Fischereisport-Verlag
Dr. Hanns Schindler
München NW 2
Karlstraße 44

Ein Buch fürs Leben ist: KREMPELHUBER
Für Stille Stunden
Die gesunde und praktische Lebensweisheit nach gesammelten Erkenntnissen der Philosophie vom Altertum bis zur Gegenwart. 450 Seiten in Ganzleinen gebunden nur RM. 2.85 zuzüglich 40 Pfg. für Porto. Zu haben in den Buchhandlungen oder beim unterzeichneten Verlag
G. HIRTH VERLAG AG. MÜNCHEN, HERRNSTRASSE 10

Josef Geis

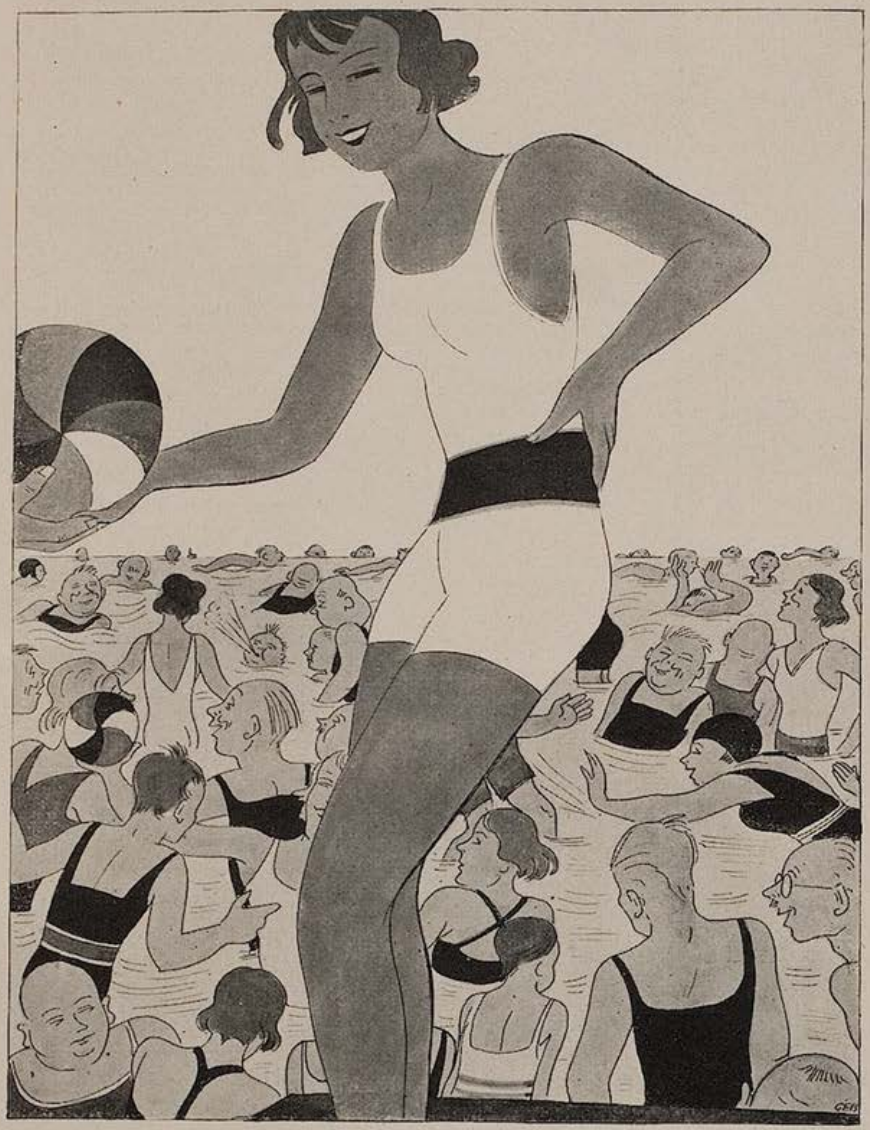


FOTO-FERNBERATUNG

Alle Freunde der „Jugend" haben Gelegenheit zu kostenloser fotografischer Auskunft aller Art. Sie schreiben unter Beifügung von Rückporto an Gerhard Isert, Magdeburg-S., Halberstädter Straße 117a.

Heute einmal etwas anderes: Die letzten Anfragen bezogen sich meist auf die großen Ferien, so daß es richtig scheint, hier alles in konzentrierter Form zu einigen

Tips für die Ferien

zusammenzustellen. Denn so hat jeder etwas davon.

1. Die Kamera kauft man sich nicht erst fünf Minuten vor Abgang des Zuges. Es ist vielmehr angebracht, sie schon gründlich vorher auszuprobieren. Denn was nützen schließlich die besten Ferienmotive, wenn man seine Kamera noch nicht kennt.

2. Die fotografische Ausrüstung, die man mitnimmt, soll so wenig wir irgend möglich umfassen. Neben der Kamera braucht man reichlich (!) Aufnahmematerial, unbedingt eine helle Gelbscheibe und eventuell (was nicht unbedingt nötig ist) das Stativ für besondere Fälle und ein paar Chemikalien, wenn man probeweise entwickeln will. Man nimmt diese am besten in Pulverform mit.

3. Von Filmen sollte man eine einzige Sorte mitführen, deren Eigenschaften genau bekannt sind. Ein wenig Material für Farbenaufnahmen ist angebracht, zumal es heute den Color-Ultra-Film gibt, für den kein besonderes Filter mehr benötigt wird und der sogar Momentaufnahmen zuläßt.

4. Die Kamera gehört nicht in den Koffer. Vor dem Bahnhof, auf dem Bahnsteig — überall gibt es lustige Szenen, die man mitnehmen sollte. Auch vom Zug aus lassen sich gute Aufnahmen machen. Belichtungszeit aber dabei nicht unter $^1/_{100}$ Sekunde.

5. Am Reiseziel selbst gibt es natürlich sehr viel zu knipsen. Was aber nicht fotografiert werden sollte, sind Ansichtspostkarten-Motive. Man erkennt sie vielfach schon daran, daß an der betreffenden Stelle die Filmpackungen und Faltschachteln in großer Menge herumliegen. Und warum ausgerechnet das einfangen, was andere schon knipsten?

6. Einfache Motive sollten bevorzugt werden. Sie geben bildmäßig meist viel mehr als solche Bilder, die möglichst viel zeigen wollen. Panoramaaufnahmen und Fernblicke macht man am besten mit Infrarot. Jetzt gibt es auch Infrarotrollfilme von Ilford.

7. Die Entwicklung auf der Reise ist dann zweckmäßig, wenn einige Proben hier und da zur Kontrolle wenigstens im Negativ fertiggestellt werden sollen. Außerordentlich praktisch sind dazu die Tageslicht-Entwicklungsdosen, die eine Dunkelkammer entbehrlich machen (Vgl. G. Isert: „Richtiges Entwickeln", G. Hirth Verlag AG., München.) Man kann seine Fotos natürlich auch beim Händler fertigstellen lassen, was allerdings mit der Zeit teuer wird.

8. Die Bildauswertung nach der Reise ist wichtig. Ausschnittvergrößerung, besonders Papierwahl und vieles andere will beachtet werden, um Letztes herauszuholen.

9. Und wenn die Bilder fertig sind, dann soll nicht vergessen werden, daß man denen einige Kopien zuschickt, denen auf der Reise Aufnahmen versprochen wurden.

10. Und wer während der Urlaubstage oder hinterher fotografische Ratschläge braucht, der mag sich unserer Fernberatung bedienen (Anschrift oben). Eine Anfrage ist in jedem Falle lohnend.

gi—t.

Wieviele Personen sind auf diesem Bild?

PREISAUFGABE
DER
„JUGEND"

Stellen Sie fest, wieviele Personen in dem oben abgebildeten Familienbad anwesend sind und teilen Sie uns das Resultat bis spätestens ***1. August 1934*** *auf einer Postkarte mit. Für richtige Lösung setzen wir aus*

fünf erste Preise: ein Ganzjahrabonnement auf die „Jugend"
fünf zweite Preise: ein Halbjahrabonnement auf die „Jugend"
fünf dritte Preise: ein Vierteljahrabonnement auf die „Jugend"

Die Karte mit der Lösung ist zu richten an die Schriftleitung der „JUGEND", München NO, Herrnstr. 10

Eine amateurphotographische Schrift, die bisher fehlte, aber oft verlangt wurde:

RICHTIGES ENTWICKELN

VON GERHART ISERT

erschien soeben als Beginn einer modernen Reihe „DIE KLEINE PHOTOBÜCHEREI"

Interessenten sind das große Heer der Amateurphotographen

Preis RM. 1.—, mit Porto RM. 1.10

G. HIRTH VERLAG AG. MÜNCHEN
HERRNSTRASSE 10

BÜCHER

Heinrich Zerkaulen: „Die heimliche Fürstin". Roman. 262 S. In Gzl. 4.20 RM. Verlag Herder & Co., Freiburg i. Br.

Die heimliche Fürstin, von der Heinrich Zerkaulen erzählt, ist Philippine Welser, die sich in aller Heimlichkeit dem Kaisersſohne Ferdinand aus dem Hause Habsburg antrauen läßt. Es ist die Geschichte einer tapferen Liebe, die sich über alle Standesgrenzen hinwegsetzt und, der Welt trotzend, am Ende doch alle Heimlichkeit in Ehren abzustreifen vermag. Diese aufrichtende Geschichte weitet der Erzähler aus dem bewegten Bilde jener großen Zeit; die alte Reichsstadt Augsburg öffnet dem Leser ihre Tore, Till Eulenspiegel, ein Sinnbild heiteren, kreatürlichen Menschentumes, reitet durch das Buch, der Orden der abenteuerlichen Flickmäntel treibt sein Unwesen und die Nöte eines großen Künstlers aus Augsburgs Mauern fangen den Blick. Es ist ein unliterarisches, volkstümliches Buch, dennoch schriftstellerisch sauber gearbeitet, nachdenklich in manchem und menschlich gütig. *Karl Ude*

A. Geißler: „Das Land ohne Gnade". Roman der Amerika-Deutschen. Gzl. 4.50 RM. Drei Türme-Verlag, Berlin W 62.

Dieser Roman möchte mehr zeigen, als sein Blickfeld ihm zu sehen erlaubt: das bewegte, aber keineswegs außerordentliche Schicksal einer Handvoll deutscher Menschen in Kanada und USA., die während des Krieges angefeindet und interniert werden, reicht nicht aus, um den „Roman der Amerika-Deutschen" zu schreiben, der dem Verfasser im Sinne lag. Nirgends findet sich in seiner Arbeit ein Ansatz zu sinnbildlicher Gestaltung: Die Darstellung ist lau, flächig und ohne Atmosphäre, das puritanische Gepräge der Siedlung Neu-Hoffnung bleibt ebenso ohne Tiefe wie das oft erwähnte Heimweh der Siedler nach Deutschland ohne Leidenschaft. Der Dialog verweilt lässig bei Selbstverständlichkeiten und läßt die in der Gesinnung lauteren Figuren nicht zu Menschen mit Eigenleben werden. Ein ehrlicher, sauberer Wille darf dem Autor zuerkannt werden, aber dichterisches Unvermögen ließ sein Buch kraftlos und ohne Bedeutung. *Karl Ude*

Ein Ausweg

Dem kleinen Willi ist gesagt worden, er habe still bei Tisch zu sitzen, bis man ihm etwas gebe, und nie zu fordern. Als er eines Tages vergessen wurde, fragte er seine Mutter:

„Mutti, sag', kommen Jungens, die Hungers sterben, auch in den Himmel?"

Vergeblich vorgebeugt

Sie: „Es betrübt mich tief, Karl, dich in dem Zustand nach Hause kommen zu sehen."

Er: „Ich wußte es, Liebling. Deshalb bat ich dich, nicht aufzubleiben."

Letztes Mittel

Apotheker: „Bestehen Sie darauf, meine Tochter zu heiraten?"

Freier: „Es ist mein heißester Wunsch."

Apotheker: „Ich warne Sie! Meine Tochter ist die giftigste Person, die ich kenne."

Freier: „Trotzdem!"

Apotheker: „Aber sie ist so giftig, daß ich sie ohne Rezept nicht abgeben kann."

Im Zoo

Sie: „Nun stehen wir schon eine geschlagene Viertelstunde hier vor dem Hyänenkäfig, und das Tier hat nicht ein einziges Mal gelacht."

Er: „Und dabei hat es die ganze Zeit deinen neuen Hut angestiert."

Der Lügner

„Egon hat mir gesagt, daß ich schön, interessant und klug sei."

„Und du, Else, willst dein Geschick in die Hände eines Mannes legen, der dich schon von Anfang an belügt und beschwindelt?" *F. S.*

Rubey



Ich hörte, du habest deinen Bruder die Mittel gegeben, ein Juwelengeschäft aufzumachen. Hattest du denn so große Ersparnisse? — Nein. Aber ein Brecheisen.



Leim

An der London and North Western Eisenbahnlinie wurde kürzlich eine Leimfabrik errichtet. Ihre Erzeugnisse waren ohne Zweifel gediegen, aber selbst für wenig empfindliche Nasen unerträglich. Eine Dame, die dreimal in der Woche diese Strecke zu fahren hatte, versah sich daher jedesmal mit einem Fläschchen Lavendelriechsalz.

Eines Tages saß ein schlicht gekleideter Mann, nehmen wir an, ein Bienenzüchter oder Gärtner, in ihrem Abteil. Als sich der Zug der Leimfabrik näherte, nahm die Dame ihr Riechfläschchen hervor und öffnete es. Gleich darauf drang durchs offene Fenster der fürchterliche Geruch ins Abteil.

Der alte Bienenzüchter warf einen entsetzten Blick um sich, rang nach Luft und sagte dann mit halb erstickter Stimme: „Möchten Sie vielleicht so freundlich sein, Madam, das Fläschchen wieder zu schließen?"

Ein unerwünschter Titel

Als Napoleon Sevilla belagerte, sagte er zu dem Gouverneur: „Ergibt sich die Stadt nicht binnen drei Tagen, so lasse ich alles rasieren!" — „Sir, das werden Sie nicht wagen", erwiderte der General. — „Und warum nicht?" — „Weil Sie davor zurückschrecken werden, den Titeln Kaiser der Franzosen, König von Italien, Protektor des Rheinbundes und Vermittler der Schweiz den Titel Barbier von Sevilla hinzuzufügen."

Bürofräulein reist in Urlaub

Sie geht tagtäglich morgens ins Büro.
Sie sitzt acht Stunden an der Schreibmaschine,
Tippfräulein bei der Firma Soundso.
Und jeder Werktag zeigt die gleiche Miene.

Am Mittag rennt sie heim, sich schnell was kochen.
Für abends gibt es ein geliehnes Buch
und manchmal Kino, bis zwei Urlaubswochen
ihr Weite bringen, Wiese, Heugeruch.

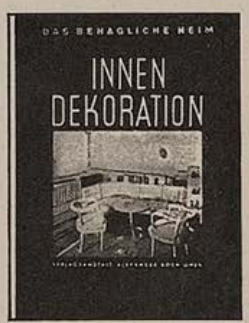
Schon Tage vor der Abfahrt wird das Leben
auf einmal unruhvoll und fremd bewegt.
Die Arbeitsstunden scheinen festzukleben.
Durch schlechtes Wetter wird sie aufgeregt.

Dann kommt der Morgen in der Bahnhofshalle.
Laut ist es dort und doch beinahe wie
in einem Dom. Ihr ist, als reisten alle
mit ihr zu Fest und Freiheit heute früh.

Dann klingt der Takt der Räder auf den Schienen.
Sie lehnt im Fenster, beugt sich in den Wind
und lächelt, wenn der Horizont im Grünen
nun fern sich rundet, selig wie ein Kind.

Walther C. F. Lierke

Das behagliche Heim



Dr. Alexander Koch's

INNEN-DEKORATION

nach wie vor anerkannt beste internationale Zeitschrift unter Mitarbeit namhafter Architekten über

Neuzeitliche Wohnungskunst

Reichillustriertes Probeheft RM. 2.80 postfrei

Verlagsanstalt Alexander Koch, G.m.b.H., Stuttgart O 42

Wer seinen Freunden und Bekannten eine Freude machen will, schenkt ihnen ein Abonnement auf die „Jugend" für 7 Mark im Vierteljahr

Eine Bibliothek für Politik und Wissenschaft von seltener Vollständigkeit ist Umstände halber zu verkaufen

u. a. Die große Politik der Europäischen Kabinette. 40 Bände; Die Vorgeschichte des Weltkrieges (Werk des Untersuchungsausschusses) 4 Bände; Der Weltkrieg (herausgegeben vom Reichsarchiv) 8 Bände; Die Ursachen des deutschen Zusammenbruchs (Werk des Untersuchungsausschusses) 16 Bände; vollständiger Deutscher Geschichtskalender von Purlitz (Felix-Meiner-Verlag); vollständiger Schulthes Europäischer Geschichtskalender (Beckh'sche Verlagsbuchhandlung); Handbuch der Staatswissenschaften, Handbuch der Rechtswissenschaft; Memoiren, Biographien, Gesammelte Werke, Lexikon, Bibliophiles, gesammelte Jahrgänge wichtiger Zeitungen, die wichtigste europäische schöne Literatur

Anfragen unter T. B. 1721 an die Expedition der Münchner „Jugend"

r: Dr. GEORG HIRTH. — Verantwortlich für die Schriftleitung: ARNOLD WEISS-RÜTHEL; für die Anzeigen: GEORG POSSELT, München. — G. HIRTH VERLAG AG., München. — Für die Herausgabe in Österreich verantwortlich: J. RAFAEL, Wien I, Graben 29a (Eingang Trattnerhof). — Für die Redaktion ich verantwortlich: MARIANNE RAFAEL, Wien XIX, Hochschulstraße 25. — Alle Rechte vorbehalten. — Nachdruck strengstens verboten. — Copyright by G. HIRTH AG., München. — Druck: G. HIRTH VERLAG AG., Buch- und Kunst-Druckerei, München, Herrnstraße 10. — D.-A. 9000. — Entered as second class matter, Postoffice New York, N. Y. — Manuskripte sind nur an die Redaktion der „Jugend", München, Herrnstraße 10, zu senden: Rücksendung kann nur erfolgen, wenn Rückporto beiliegt.

Rollenwechsel

Erich Wilke

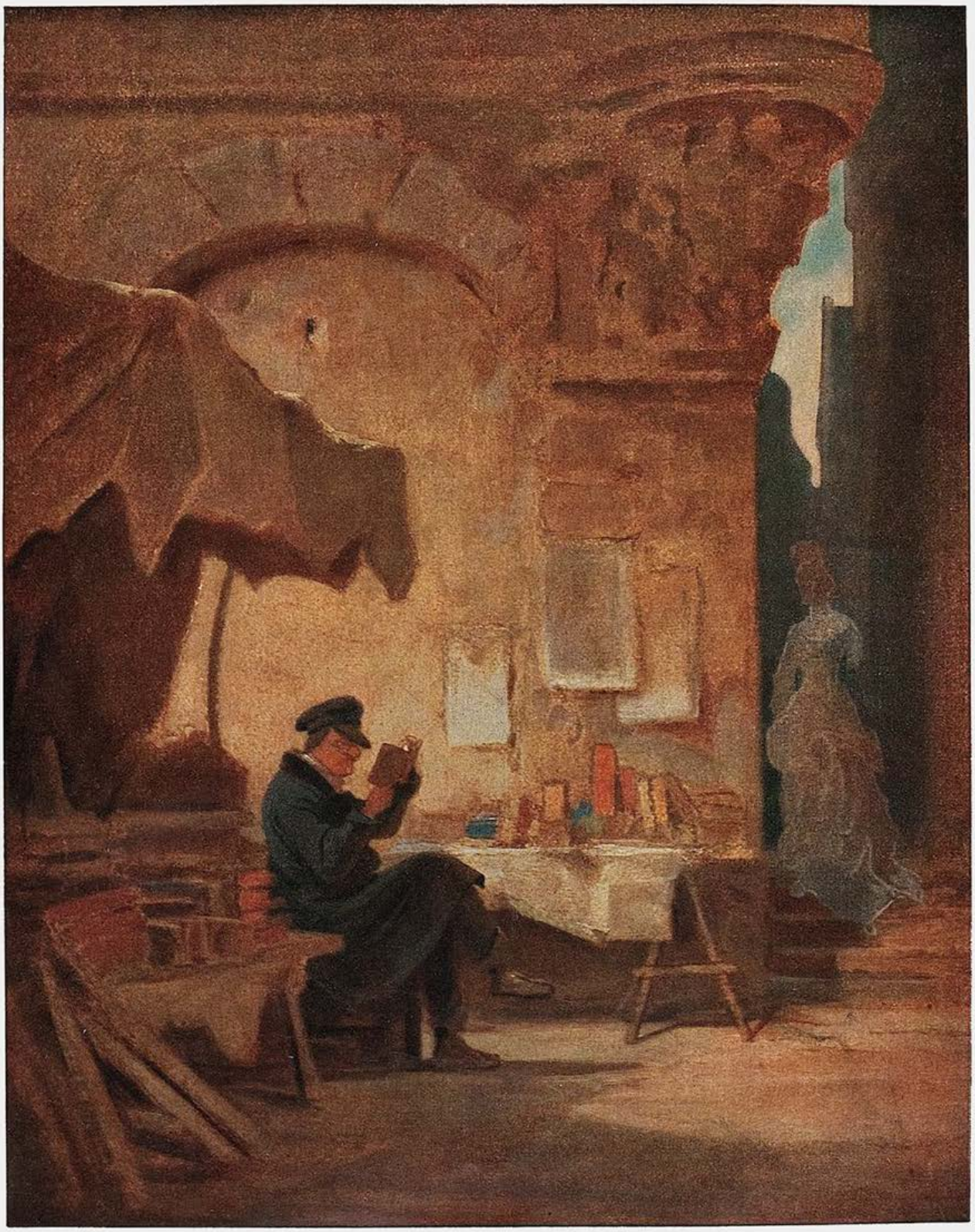


Otto Gebühr als Graf Zeppelin in dem Film gleichen Namens

JUGEND

PREIS 60 PFENNIG

MÜNCHEN 1934 / NR. 29



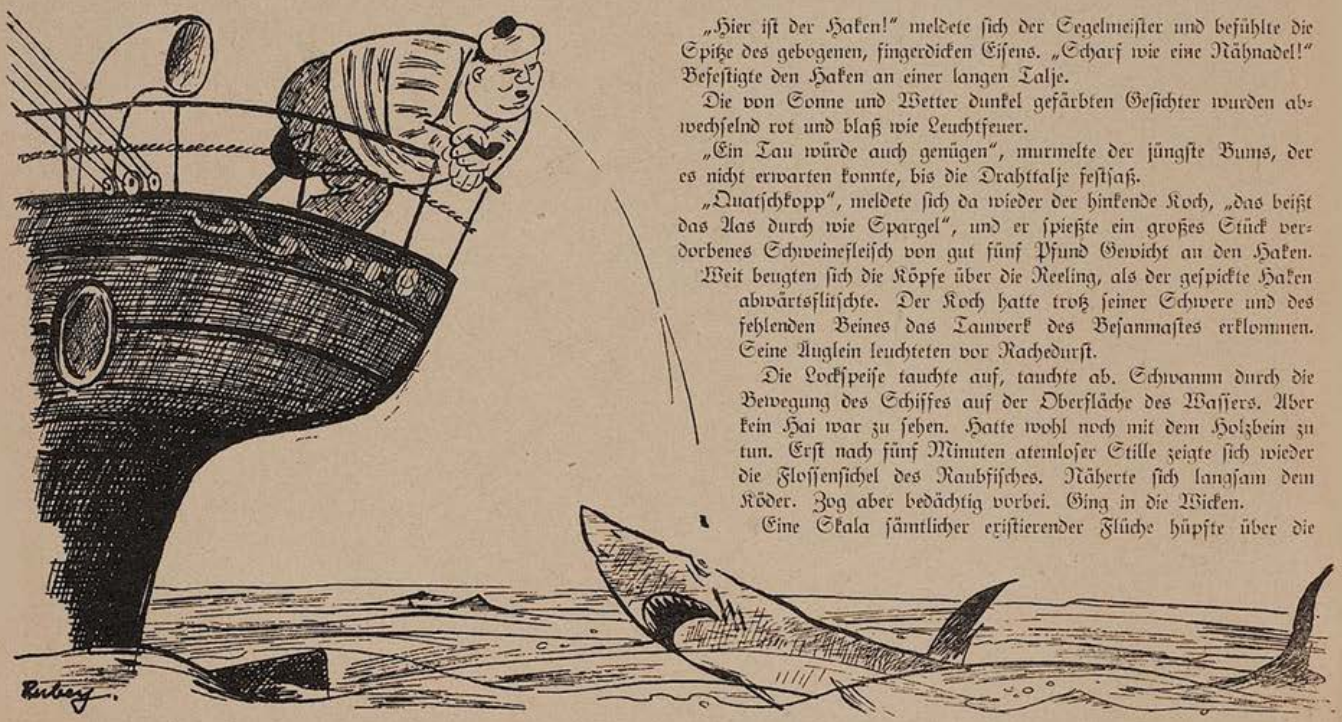
Der Antiquar

Carl Spitzweg †

JUGEND
39. JAHRGANG 1934 / NR. 29

DEM KOCH SEIN BEIN

VON WILHELM AUFFERMANN



Als Hein Pütt, der alte Küchenheld vom Skagerrak, über die Reeling spucken wollte, bemerkte er hinter dem Bug einen hungrigen Hai. Boshaft, wie alle fetten Köche sind, spuckte er sein Priemchen der Bestie direkt ins Auge. Sagte „Servus" und drückte sich hämisch mit der Linken die Rechte. Beugte sich weit vor. Da verlor er plötzlich das Gleichgewicht. Klatschte wie ein Explosivgeschoß ins Wasser.

„Mann über Bord!"

Das Ruder flog herum. Selbst der Skipper lief aus dem Häuschen und ließ die ewige Flöte im Stich. Denn Hein Pütt ist Pütt, besonders wenn er Bohnen schmort. Im Nu war ein Boot klar.

Tatsächlich konnten sie Pütt noch erwischen. Als sie ihn hochhievten, fehlte aber schon ein Bein. „Verdammt!" Der Hai hatte ihn geeicht.

„Pütt, lebst du noch?" schrie ihm der Skipper ins Ohr.

„Ein wenig", stöhnte Pütt, „es war nur das Holzbein!"

Die ganze Mannschaft kämpfte mit Erschütterung, die sich durch Gelächter Luft zu machen drohte: welch ein komischer Anblick, eine dicke Kugel nur noch auf einer schwachen Säule! Sie gratulierten ihm trotzdem.

„Sucht den Haken, ihr Schafsnasen", brüllte der Koch statt aller Antwort und hüpfte einbeinig in die Kambüse um Fleisch. Wollte nicht schlapp machen.

Einige Augenblicke später war die gesamte Mannschaft achtern versammelt. Der Zimmermann, Bootsmann, Donkeymann und andere -mann, -mann der Nobelgarde. Vom Deckarbeiter ersten Grades bis zum Bums vierter Ordnung. Weder aus Liebe noch für Geld wäre ein Zoll breit Verschanzung zu haben gewesen. Nicht die schmalste Ritze.

„Hier ist der Haken!" meldete sich der Segelmeister und befühlte die Spitze des gebogenen, fingerdicken Eisens. „Scharf wie eine Nähnadel!" Befestigte den Haken an einer langen Talje.

Die von Sonne und Wetter dunkel gefärbten Gesichter wurden abwechselnd rot und blaß wie Leuchtfeuer.

„Ein Tau würde auch genügen", murmelte der jüngste Bums, der es nicht erwarten konnte, bis die Drahttalje festsaß.

„Quatschkopp", meldete sich da wieder der hinkende Koch, „das beißt das Aas durch wie Spargel", und er spießte ein großes Stück verdorbenes Schweinefleisch von gut fünf Pfund Gewicht an den Haken.

Weit beugten sich die Köpfe über die Reeling, als der gespickte Haken abwärtsflitschte. Der Koch hatte trotz seiner Schwere und des fehlenden Beines das Tauwerk des Besanmastes erklommen. Seine Äuglein leuchteten vor Rachedurst.

Die Lockspeise tauchte auf, tauchte ab. Schwamm durch die Bewegung des Schiffes auf der Oberfläche des Wassers. Aber kein Hai war zu sehen. Hatte wohl noch mit dem Holzbein zu tun. Erst nach fünf Minuten atemloser Stille zeigte sich wieder die Flossensichel des Raubfisches. Näherte sich langsam dem Köder. Zog aber bedächtig vorbei. Ging in die Wicken.

Eine Skala sämtlicher existierender Flüche hüpfte über die Lippen der Matrosen. Dann war es wieder still. Totenstille. Nur Schweiß tropfte ununterbrochen vom Besanmast. Das war der lauernde Pütt, der sein Bein wieder haben wollte.

Der Hai hatte nochmals Kehrt gemacht. Kam vorsichtig zurück, um sich an dem Hautgout, dem delikaten Geruch des verdorbenen Fleisches, zu ergötzen. Stieß mit der Schaufelnase den Köder hin und her. Legte sich zurück, zeigte die hellere Farbe des Bauches. Hatte das Fleisch gefaßt.

„Zieht!" stöhnte es wütend im Besanmast, „oder soll euch erst der Teufel den Hintern kratzen!"

„Halts Maul, Dickwanst! Er saugt ja nur!" tuschelte der Segelmeister zurück.

Gierig schlürfte der Hai am Fleischbrocken — und verschlang ihn.

Da erst zog mit plötzlichem Ruck der Segelmeister den Haken an. Der Haken saß. Saß tief im Schlund. Alles sprang zur Seite. Ramm, ramm, ramm! sauste die Taje in die Tiefe, spann sich ab wie ein Bindfaden.

Abgelaufen, schleuderte sie mit gewaltsamem Ruck die Bestie wieder empor. Die Barke schaukelte wie ein Holzschuh.

Beifallsgeschrei. „Jungs, holt fast!" schrie aus dem Besamnast der Koch und vermischte die Schweißtropfen mit Tränen der Freude. Wagte sich aber noch nicht aufs Verdeck.

Der Fisch krümmte sich, peitschte das Wasser zu Wogen. Die Hände der Matrosen wurden heiß. Wurden blasig. Die Blasen platzten. Draufgespuckt und angezogen. Weiter! Zoll für Zoll!

Erst nach zehn Minuten war der Hai erschöpft. Schoß wütende Blicke in die Höhe. Eine Schlinge aus starkem Tau wurde an der Talje hinuntergelassen, über des Tieres Kopf gezogen und an der Schwanzflosse geschlossen.

„Alles dicht?“

„Alles dicht!“

„Hiev opp! Raus aus dem Froschteich!“ Und der Hai war an Bord. Wälzte und schrammte den Schauplatz zu größter Verwirrung.

Die erste Operation, das Schwanzabhauen mit der Schiffaxt, nahm der Segelmeister selbst vor. Keine leichte Sache, er durfte weder der Flosse noch der furchtbaren Batterie der Zähne zu nahe kommen.

Erst als das dampfende Blut die Luft verpestete, der Hai sich nicht mehr rührte, rutschte der Koch vom Besanmast. Fiel trotz des fehlenden Beines persönlich den verstümmelten Feind an. Vermöbelte ihn mit dem Küchenmesser. Schlitzte mit geschicktem Schnitt den Bauch auf — und die Sache war vorbei.

Aber Pütt gab sich noch nicht zufrieden, legte den Magen bloß.

Alles drängte näher.

Einen Gegenstand nach dem andern zog er aus der dunklen Höhle, wo sie bunt durcheinanderlagen. Körbe, Strohbündel und Stücke von Tauwerk, die man vor Stunden und auch vortags über Bord geworfen hatte. „So'n verfreß'nes Subjekt!“ Und dann, dann begann der Küchenheld vom Skagerrak haltlos zu greinen, aus Schwäche, aus körperlicher und seelischer Not — er hatte sein Bein gefunden. Zerfetzt, zermalmt, zersplittert! Stückweise holte er die ehrenwerte Kriegsprothese hervor.

Heulte wie ein Kind. Unendliches Entzücken.

„Wird alles wieder, Pütt!“ tröstete der Skipper. „Man gut, daß sich damals schon der Brite das richtige holte!“

Aber — ade, gut Essen und Trinken! Mittags litt die ganze Mannschaft an Verdauungsstörungen. Ein Besenstiel erwies sich zu schwach, denn Hein Pütt blieb Pütt — ein Tisch mußte dran glauben. Der Segelmeister leimte das Bein zurecht.

„Der Satan soll sich den Zahnstocher holen!“ Abends gabs Griespudding mit Himbeersaft. Vom Skipper bis zum jüngsten Bums waren alle bereit, mit ihrem Koch in die Hölle zu fahren.

MORALIN

VON HANS LERCH

„Nein, nein, man findet nur einen Ausdruck: empörend!“ sagte Frau Oberschlamminspektor Aal und machte eine entrüstete Schlangenbewegung.

„So etwas müßte die Polizei verbieten!“ pflichtete ihr der etwas kurzatmige Schilfrat Karausche bei. —

„Ich schüttle nur den Kopf“, rief die dicke Frau Oberteichbodeninspiziantin Schlammbeißer. „Der Herr Jungfischververtungskommissar Hecht hat es mir gestern erst wieder bestätigt ... die jungen Mädchen von heute benehmen sich einfach skandalös ...“

„Nun, nun“, brummte der Schilfrat Karausche, „dieser Herr Hecht soll ja ganz still sein, er zeigt recht großen Appetit nach jungem Fleisch.“

„Gleichgültig“, unterbrach ihn die Frau Oberschlamminspektor Aal, die einen Jungfisch als Kost auch nicht verschmähte, „das liegt nun einmal so in den Hechten darin. Doch wozu haben wir denn unsern Teich von den Schädlingen befreit, die Gelbrandkäfer ausgerottet, wenn man so etwas noch sieht. Paßt es etwa in die neue Zeit, wenn eins von diesen Fräuleins Ellritze neulich bei hellichter Sonne so hoch über den Wasserspiegel springt, daß man bis zu den Bauchflossen sehen kann ...“

„Ach, ach, das ist noch gar nichts“, rief der Schilfrat Karausche eifrig. „Ich hab gestern sogar dort hinten im großen Tausendblattwald beobachtet, wie Fräulein Dora Schleierschwanz — jawohl, die jüngste von den Schleierschwanzens, die sonst doch immer so hochnäsig und unnahbar tun, sich nicht entblödete, vor dem aus dem Bach zugeschwommenen jungen Laichaufseher Forelle mit der ganzen Schwanzflosse zu kokettieren ... mit der ganzen Schwanzflosse! — bitte ... Ein Skandal, wie er zu meiner Zeit einfach — wenn auch nicht unmöglich — so doch geradezu unvorstellbar gewesen wäre ... Wozu trägt dann so ein junges Ding ein schönes langes Kleid ... Ist doch nur Spiegelfechterei, um ihren Körper um so besser zu zeigen ... Einfach schamlos ...“

„Das ist noch gar nichts“, entrüstete sich die Frau Oberteichbodeninspektor Schlammbeißer. „Mich ließ in der letzten Nacht der helle Mondschein nicht recht zur Ruhe kommen. Kurz, ich schwamm aus meinem Schlammwinkel nur ein paar kleine Flossenschläge weit ins Freie ... Was sehe ich? Selbst diese einfachen Dinger wie die Töchter der Familie Plötze steigen ganz nahe an die Wasseroberfläche und machen Sprünge, die sich einfach diese Leute nicht leisten sollten ... Übrigens Verwandtschaft von Ihnen, Herr Schilfrat Karausche ...“



Mudderſprak

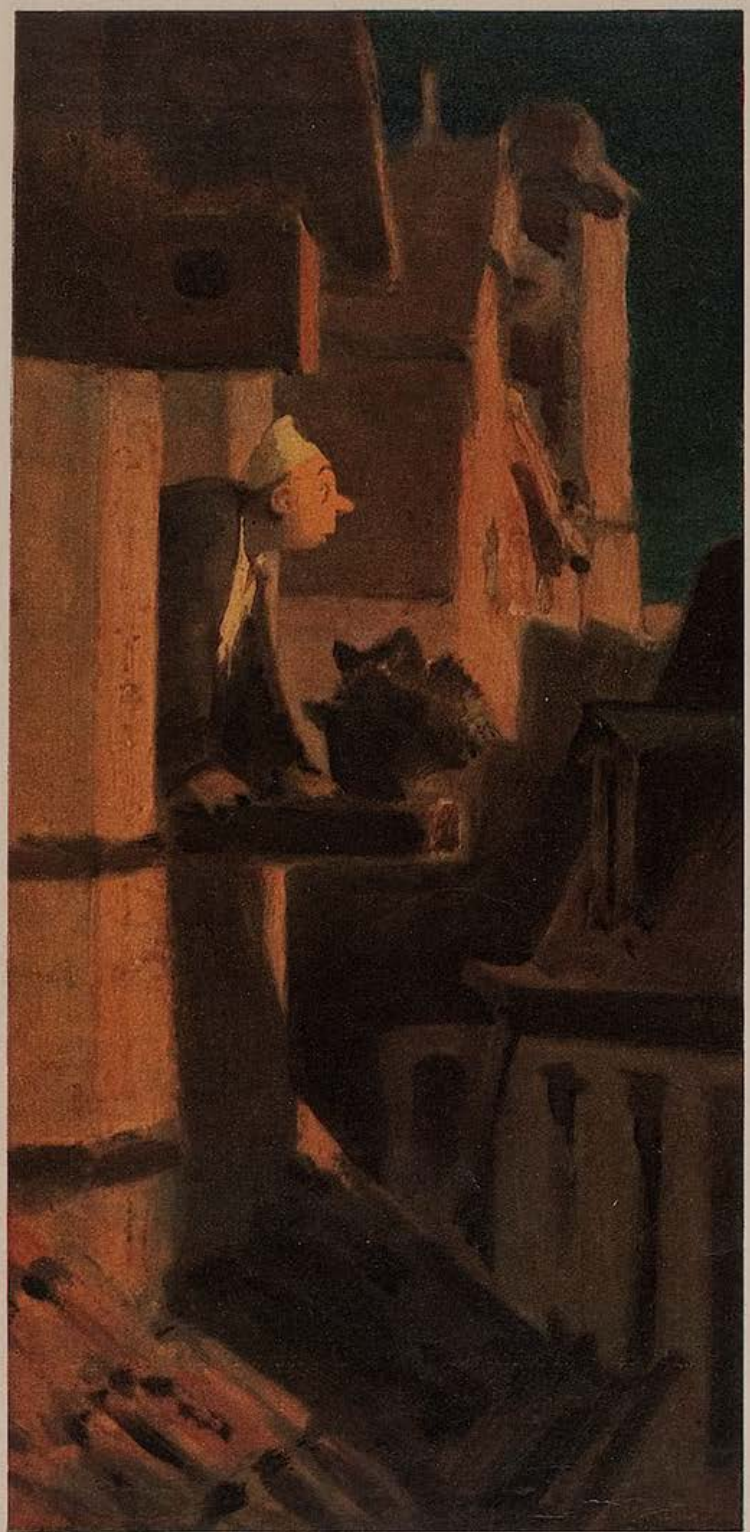
Von Müller-Grählert

Kannſt noch ſo vel lirn,
Studiern un hantiern,
Dine Mudderſprak blivt doch dat Beſt.
Un heit dine Mudderſprak Plattdütſch, min Kind,
Js Plattdütſch dat Beſt, wat du heſt.

Büſt noch ſo hoch ſtellt,
Heſt Gaut un heſt Geld
Un Ordens un Titels ſo vel, —
Doch heſt du vergeten din Mudderſprak, Kind,
Büſt 'ne arm un erbärmliche Seel.

De Tied geiht vörbi,
Un allens üm di,
Dat wendt ſich un weſſelt as Wind, —
Un blots dine Mudderſprak ganz allein,
Dei wannelt ſich niemals, min Kind.

Warſt olt uck un gries,
Ehre leivliche Wies
Blivt ümmer un ewig ſich gliek;
Un ſnurrig, je grieſer un öller du büſt,
Je ſeuter is ehre Muſik.
Ach, alls up de Welt
Vergeiht un verföllt, —
Dine Mudderſprak blivt doch dat Beſt.
Und heit dine Mudderſprak Plattdütſch, min Kind,
Js Plattdütſch dat Beſt, wat du heſt.



Spitzweg †

Wo brennts?

Es brennt

Das ist ein Licht, Potz Wetter!
Wie beim Oktoberfest . . .
Nachbarin, Bas', Herr Vetter
es brennt — wo ist der Retter . . .?
Einschlafen wär das Best'.

Graf Pocci 1862

„Erlauben Sie einmal," hüstelte der Schilfrat, „zumindest sehr entfernte Verwandschaft. Wer die uralten Traditionen in meiner Familie kennt, weiß zur Genüge, daß wir diese ähäm .. ähäm Unfraulichkeiten nie gebilligt haben . . . . Genau so, wie wir es nie verstanden, wenn oben bei den Menschen sich die jungen Mädchen so annalten und noch dazu ganz öffentlich rauchten . . ."

„Jawohl, wir müssen auf die Moral sehen!", rief die Frau Oberschlammінspektor. „So kann das nicht weiter gehen. Wir erfahrenen Frauen sind dazu berufen, Sachwalterinnen der heranwachsenden weiblichen Jugend zu bleiben und ich schlage vor, jetzt auf der Stelle einen Teichbund für die Erhaltung der Moral bei den weiblichen Jungfischen zu gründen, der ganz feste Lebensformen zeigt, diesen jungen unbedachten Dingern die Länge der Flossen und streng darauf achtet, daß sie sich bescheiden und gesittet benehmen. Jeder von uns soll im ganzen Teiche Mitglieder für den neuen Bund werben. Reichen Sie mir ihre Flossen und schwimmen Sie hinaus, damit sich dieser unerträgliche Zustand recht bald bessere. Lassen Sie mich Ihre Vorsitzende sein, der Herr Schilfrat mag die Kasse verwalten und die Frau Oberschlammінspektor Aal mag Richtlinien für das Benehmen der Jugend zu Papier bringen. Das geschah an einem schönen Maimittag. Und wirklich, es gab genug alte Aale, Karauschen, Bitterlinge und Kaulbarsche beiderlei Geschlechts, die willig dem Bund beitraten.

Zehn Tage drauf fand schon die erste große öffentliche Kundgebung statt, zu der sogar der Herr Jungfischverwertungskommissar Hecht sein Erscheinen zugesagt hatte. Natürlich hielt die Frau Oberschlammінspektor Aal das Referat und rief alle Strafen des Himmels wie Angelhaken und Senknetz auf die moralloſe Jugend des Teiches herab. Die Bitterlinge, Kaulbarsche, Aale und Karauschen wedelten mit allen Flossen freudigst Beifall.

Selbst der alte Ufervorsteher von Barsch, den sie alle wegen seines großen Mundwerks sonst garnicht gern mochten, machte mit seinen scharfen Kiefern höchst zustimmende schnappende Bewegungen. Nur der Herr Jungfischverwertungskommissar Hecht verhielt sich merkwürdig schweigend. Es ging ein lebhaftes Flossenzittern durch die ganze Fischgesellschaft, als er auf einmal mit einer Brustflossenbewegung andeutete, er wolle sprechen. Dann stand er über einem Wasserpestbusch und alle andern blieben von ihm in respektvoller Entfernung. Der Herr Jungfischverwertungskommissar jedoch begann: „Es gibt junge Fische und es gibt alte Fische. Die Alten sollten die Erfahreneren sein . . ."

„Bravo!", rief der Schilfrat Karausche . . .

„Warten Sie doch erst ab, was er sagen will", meinte die Frau Oberteichbodeninspizient Schlammbeißer und treten Sie mir ein wenig von Ihrer geschützten Ecke ab, man weiß nie, wie weit so ein Hecht das Maul aufsperrt . . ."

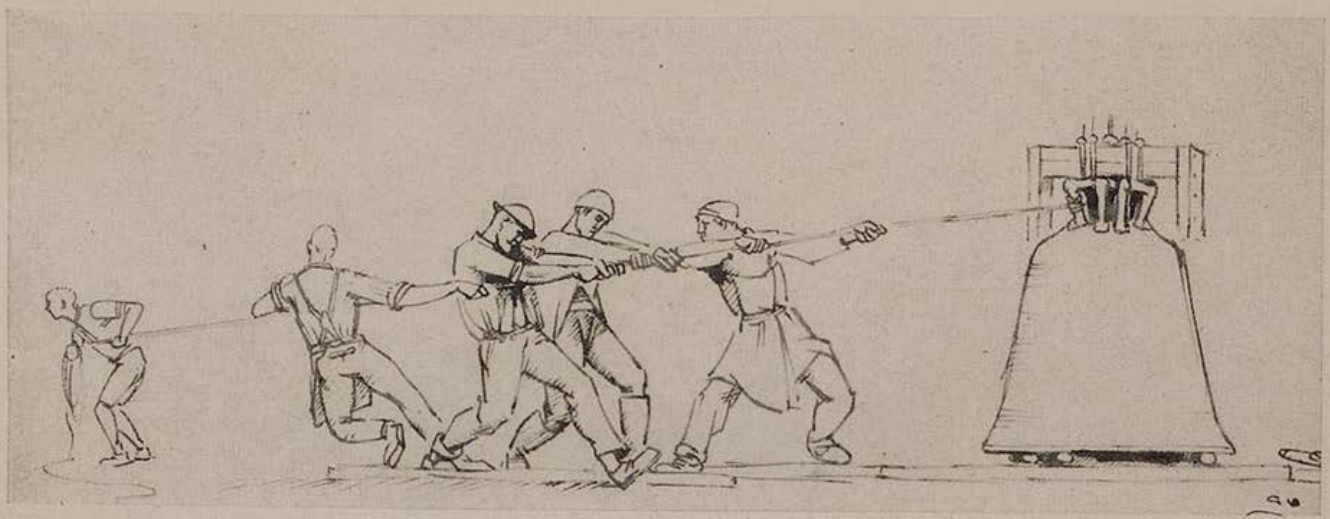
„Wenn die alten Fische so erfahren sind, wie sie immer tun", fuhr der alte Hecht fort, „dann müßten sie wissen, daß sie es in ihrer Jugend auch nicht besser getrieben haben . . . ."

„Oho, oho", rief die Frau Oberschlammінspektor Aal und schickte sich doch vorsichtshalber an, ein wenig in den Schlamm zu kriechen . . .

„Meine Rede ist stets kurz und bündig gewesen", schloß der Jungfischverwertungskommissar . . ., „ich spreche wohl auch verständlich genug. Man soll der Jugend die Jugend lassen und auch die Torheit und darf ihr keine Vorschriften machen, wie lang sie sich die Flossen wachsen lassen soll. . . Wem sie über das Ziel hinaus wachsen, wird schon am besten selbst merken, daß man nicht ungestraft zu schnell schwimmt und zu hoch springt. Selbsterkenntnis ist besser als alle moralinsaure Rederei alter verpimpilter Tanten und gichtbrüchiger Greise . . . ."

„Unverschämtheit", rief der Schilfrat Karausche . . . ."

„Aufhören!!", keifte die Oberteichbodeninspizientin Schlammbeißer, die längst ihre „moralischen Richtlinien für die junge



Die neue Glocke — A. Vollmar-Ulm

weibliche Fischwelt" zurecht gelegt hatte . . .

„Wer will mir widersprechen!", schnob der Hecht und sperrte seinen Krokodilsrachen weit auf. „Im übrigen löse ich die Versammlung auf . . ."

Da keiften die Bitterlinge, das sei ungesetzlich, die Raulbarsche riefen, das widerspräche der Versammlungsfreiheit und die Karauschen tobten, das sei Gewalt, nichts als Gewalt.

Der Hecht jedoch fuhr mit einem blitzschnellen Flossenschlag mitten in die Versammlung hinein und da stoben sie nach allen Seiten auseinander und verkrochen sich in ihren Winkeln oder unter die Wurzeln am Boden. „Ich werde euch helfen", brummte der Jungfischverwertungskommissar Hecht, „der Jugend die Freude am Leben vergrämen zu wollen. Komme mir einer noch einmal mit solch einem Tugendbund und ich fresse ihn mit Haut und Haar auf . . ."

„Wir wichen der Gewalt", so schimpften die Teichbundmitglieder, wenn sie sich heimlich trafen, in ihren Winkeln stöhnten sie auch oft genug über die heutige Unmoral und logen sich dabei vor, wie viel besser und reiner sie selbst gewesen seien, als sie noch jung waren . . . Doch sie wagten sich mit ihrer Meinung nie wieder an die Öffentlichkeit . . . Sie hatten zu große Furcht vor den scharfen Zähnen des Hechtes . . . Und wenn sie eines Tages ausgestorben sind oder ein richtiges Netz den Teich ausgefischt hat, werden wohl wieder andere alt und moralinsauer geworden sein, die der Jugend die Lebensfreude übel nehmen. Doch da wird ein anderer Hecht kommen und ihnen die Wahrheit sagen und schließlich wird trotz alledem die Jugend dabei tun, was sie will und über alle alten Schilfräte, Oberschlammin spektorinnen und Oberteichbodeninspizientinnen lachen . . . . Denn auf sie kommt es an und nicht auf das, was alt und sonderlich wird . . .

Fatime wurde Jussufs Frau

Von Edward White

Fatime war die Tochter des Kadi.

Der Kadi war ein weiser Mann; Fatime war schön wie die Morgenröte und die Zeit nahte heran, da der Kadi für seine liebliche Tochter einen Gatten wählen mußte.

Es kam Abdallah, der wohl arm war, dagegen aber alle Suren des Korans auswendig kannte, bereits dreimal nach Mekka gepilgert war und bei Sonnenuntergang die Rechtgläubigen vom Erker der Minarets so schön zum Gebet zu rufen verstand, daß die Engel jauchzend um Allah tanzten.

Abdallah hielt um Fatimes Hand an.

„Was würdest du tun", fragte ihn der weise Kadi, „wenn du ein Säckchen Gold fändest?"

„Ich würde es seinem Eigentümer zurückerstatten", erwiderte Abdallah ohne Überlegung.

„Du bist ein leichtfertiger Mensch", sprach der Kadi, „du kannst Fatimes Gemahl nicht werden."



Holzklieber — A. Vollmar

Niedergeschlagen entfernte sich Abdallah, und nach ihm sprach Selim vor. Dieser war nicht so gelehrt, aber er besaß zweihundert Kamele, mit denen er einen großzügigen Karawanenhandel unterhielt.

„Was würdest du tun", fragte ihn der weise Kadi, „wenn du ein Säckchen Gold fändest?"

„Ich würde es für mich behalten", erwiderte Selim.

„Du bist ein ehrloser Mann", sprach der Kadi, „Fatime kann deine Frau nicht werden."

Selim ging und Jussuf erschien.

Niemand wußte, woher er gekommen, wer, was er sei, ob er arm oder reich war. Niemand kannte ihn, er stand nur plötzlich vor dem Kadi und hielt um die Hand der schönen Fatime an.

„Was würdest du tun", fragte ihn der weise Kadi, „wenn du ein Säckchen Gold fändest?"

„Ehe ich dir antworte", entgegnete Jussuf, „sage mir erst, wo dieses Säckchen Gold liegt."

Fatime wurde Jussufs Frau.



Bei Grünwald — Adolf Büger

DIE REISE

Von F. Rietig

Wie er darauf verfallen war, hätte er nicht mehr sagen können. Vielleicht war es nur ein Bild, das er in seiner Kindheit einmal gesehen hatte, vielleicht eine Reisebeschreibung, vielleicht auch ein bloßes Phantasiegebilde — jedenfalls war es seine größte Sehnsucht, einmal nach Dalmatien zu fahren. Aber es hatte nie dazu gereicht. Zuerst war sein Gehalt als Bankangestellter zu klein gewesen, dann hatte er geheiratet, und es war noch kleiner geworden. Manchmal war er traurig, daß für ihn nichts übrigblieb; aber er hatte immer eingesehen, daß die anderen Dinge wichtiger waren als seine Reise nach Dalmatien. Und für manches Überflüssige, das seine Frau als unumgänglich notwendig ansah, hatte ihn die Freude seiner Familie entschädigt. Immer wieder mußte er die alten Prospekte in die Schublade seines Nachttisches zurückschieben und sich mit den Gedanken an das Land seiner Träume begnügen. Wenn er an dämmrigen Abenden durch die stillen Gassen seiner kleinen Stadt nach Hause ging, dachte er an das blaue Meer und die blauen Inseln, wenn er an Sonntagen Ausflüge machte, wenn er abends die Zeitung las. Und im Laufe der Zeit war das Land für ihn immer schöner geworden und seine Sehnsucht immer größer.

Seiner Frau war es langweilig geworden, ihn immer wieder von sanften, grünen Weinbergen, vergessenen italienischen Palästen und einsamen Küsten reden zu hören, und so hatte er den Wunsch tief in sein Inneres zurückgezogen und hing mit zäher Verbissenheit daran. Einmal, einmal würde er das Land sehen! Das stand für ihn ebenso unumstößlich fest wie sein Wunsch.

Und einmal kam der Tag, an dem er ausgerechnet hatte, daß er seinen Urlaub in Dalmatien verbringen konnte. Die Kinder waren groß, hatten einen Beruf oder waren verheiratet, seine Frau hatte mit zunehmendem Alter an den hübschen Überflüssigkeiten keine rechte Freude mehr — sie konnten also im September fahren. Seine Frau war sehr überrascht, als er ihr stockend von seinem Plan erzählte; sie hatte geglaubt, daß er diesen Wunsch, der ihr immer überspannt vorgekommen war, längst vergessen hätte. Sie versuchte auch, ihn davon abzubringen: sie seien doch jetzt schon zu alt. Und das viele Geld! Aber zum erstenmal in ihrer mehr als fünfundzwanzigjährigen Ehe blieb er hartnäckig und sehr erregt auf etwas bestehen.

Und endlich, nach einigen Wochen, die ihm um vieles länger erschienen, als die vergangenen Jahre geduldigen Wartens vorher, fuhr er durch das blaue Meer, von dem er so oft geträumt hatte. Er saß still am Ende des kleinen Küstendampfers und sah verloren in den weißen Schaum der Wellen. Er war nicht so glücklich, wie er es sich immer vorgestellt hatte. Müde war er, als er jetzt am Ziel seiner Sehnsucht war, und traurig.

„Na, Mann, was hast du denn? Jetzt bist du in dem Land, von dem du jahrelang erzählt hast, und ... Nein, ich verstehe dich aber wirklich nicht."

„Laß nur sein, das geht schon vorbei. Es ist bloß der erste Ansturm ... Ich weiß eigentlich selber nicht ..."

Später ging er dann im ersten Dämmern durch ein weißes, steinernes Städtchen, sah Frauen mit Krügen auf dem Kopf zum Brunnen gehen, blieb vor alten Toren und halbverfallenen, zierlichen Fensterchen stehen,

stieg ein schmales Gäßchen hinauf und kam auf einen großen Platz vor einer alten Kirche. Er sah über das blaue Meer, sah die blauen Inseln immer leichter und luftiger werden, sah die Sonne in silbergrauen Wolken mit flammenden, goldenen Rändern versinken. Er saß und sah, wie die Wolken blasser wurden, wie das Meer sein Leuchten verlor, wie die Inseln schwerer und dunkler wurden, wie sie endlich fast eins wurden mit dem dunklen Wasser. Er saß und sah, wie die Sterne flimmernd herauskamen und er hörte das leise Rauschen des Meeres. Schließlich ging er langsam in sein Hotel zurück.

„Vielleicht bin ich wirklich schon zu alt", sagte er still zu seiner Frau.

„Ich bin eben doch schon zu alt", sagte er zu seiner Frau, als sie einmal beim Mittagläuten durch die sanften, grünen Weinberge gingen, und ein schönes, junges Mädchen ihnen — — ein paar Schafe vor sich hertreibend — — entgegenkam. „Wenn ich damals, vor fünfundzwanzig, dreißig Jahren hätte hierherfahren können, wäre ich bestimmt hier geblieben, hätte Wein gebaut und Schafe gehabt..." Er sah den zweifelnden Blick seiner Frau. „Es kann auch sein, daß ich nicht hiergeblieben wäre. Damals wäre das alles für mich vielleicht auch nur etwas sehr Schönes gewesen, was mich begeistert hätte. Aber jetzt, jetzt kann ich mich nicht mehr begeistern. Jetzt kommt es mir bloß vor, als ob ich viel versäumt hätte in meinem Leben..." Er blickte auf das ruhige, silberblaue Meer hinaus und mußte vor seinem Flimmern die Augen schließen. Seine Frau sah ihn nur verwundert an.

Sie sah ihn überhaupt oft verwundert an, wenn er alles um sich her mit halb abwesenden, heißen Blicken in sich zog. Sie gingen durch eine helle Hafenstraße mit breiten Palmen in der Mitte, und am Ufer standen buntbesegelte Kähne, in denen Apfelsinen und Zitronen verkauft wurden. Sie gingen durch ein altes, graues Städtchen mit einer mächtigen Kirche und vielen italienischen Palästen, deren vermoderte, feuchte Steine abbröckelten. Sie gingen einsame, steinige Gebirgswege, wo sie nur selten einen Menschen trafen und hier und da einen Hirten mit seiner Schafherde sahen. Sie gingen durch bunte Märkte, voll vom Geschrei der Händler und Geblöke der Schafe, Ziegen und Esel. Und alles betrachtete er mit den hungrigen Augen, die nicht genug bekommen konnten.

„Nein, Mann, man könnte richtig Angst vor dir kriegen! Wie du alles ansiehst!"

„Ich habe doch so viel nachzuholen."

Die wenigen Wochen seines Urlaubs neigten sich dem Ende zu, und er wurde immer stiller. Sie fuhren am Abend mit dem Schiff an der Küste entlang. Er sah auf das bergige Ufer, das sich scharf gegen den klaren, grünlichen Himmel abhob, sah auf das Meer, fast violett unter den leuchtenden, orangenen Wolken, und sein Gesicht war still und friedlich. Unten im Schiff hatte ein Soldat, der wohl nach Hause fuhr, angefangen, ein langgezogenes Lied zu singen, und bald waren andere eingefallen; sie sangen nun im eintönigen Chor, über den sich hell die Melodie schwang. Er saß still da und lächelte. „Jetzt ist mir, als wäre ich dreißig Jahre jünger", sagte er zu seiner Frau. „Es ist ruhig und so einfach. Man fährt, und dann kommt etwas Neues... Ganz wie ich es mir immer, die vielen Jahre lang, vorgestellt habe..."

Je weiter nach dem Süden sie kamen, desto glücklicher wurde er. Erst jetzt schien sein Traum sich ganz zu erfüllen. Er hörte das metallische Rauschen der Palmen wie etwas längst Bekanntes, und der Anblick der kahlen, grauen Berge kam ihm lieb und vertraut vor. Er ging jetzt oft allein am felsigen Ufer spazieren und sah hinaus auf das leuchtende Meer, das offen, nicht mehr eingeengt durch Inseln, lockend vor ihm lag. Er fühlte die Ferne, aber sie lockte ihn nicht mehr. In der Glut der südlichen Sonne dachte er zurück an sein kleines Städtchen, das gewiß schon von kalten Herbstnebeln durchzogen wurde, an die Wälder seiner Heimat, die jetzt feucht und kahl waren, an sein Büro. Und einmal legte er sich die Frage vor, wie er sich wieder in sein altes Leben finden sollte. Er fühlte, daß seine Sehnsucht nicht gestillt war, indem er das Land seiner Träume gesehen hatte, und er wußte keine Antwort auf seine Frage.

Das Endziel der Reise war eine kleine Stadt am Ende einer Bucht. In der Stille des Mittags fuhr er zum erstenmal durch die Bucht und sah, wie die kräftigen Farben zarter wurden, wie hohe Berge sich immer enger in das ruhige Wasser schoben, wie am Ende der Bucht schneebedeckte Gipfel auftauchten, und er wurde von der großen, ernsten Ruhe dieser Landschaft erfaßt. Am Abend nahm er sich ein Boot. Das Rudern fiel ihm schwer, er hatte zu Hause manchmal nur einen Kahn gemietet, um seinen Kindern eine Freude zu machen. Aber er überwand die Müdigkeit und fuhr weiter hinaus. Aus der Stadt drang kein Laut zu ihm, er hörte nur das leise Anschlagen des Wassers an das Boot und sein eigenes Atmen. Er sah, wie ein feiner, bläulicher Nebel die Berge und die toten, ehemals glanzvollen Städte am Rande der Bucht sacht einhüllte, wie die Farben das Schwere und Düstere verloren und einen zarten, fast unwirklichen Schimmer bekamen. Er sah über das dunkle, vollkommen ruhige Wasser, in dem sich die Ufer spiegelten, und er wurde still wie die Berge und das Wasser um ihn.

Er wußte, daß er sein Leben lang einen Traum gelebt hatte und daß ihn sein Traum, da er sich zu spät erfüllt hatte, nicht mehr loslassen würde. Er wußte, daß ihm jetzt die Kraft fehlte, vom Traum zur Wirklichkeit zurückzukehren. Und er wußte, daß der Traum zu Ende war.

Am andern Morgen, als die blauen Nebel verschwunden waren, sah der erste Dampfer ein leeres Boot, das dem Ufer zugetrieben wurde.



Dichterreise Karin v. Hacke



Orig.-Scherenschnitt A. Bertina

REIGEN IN DER KRISE

VON JON KLUG

„Nein, Herr Schwerhand, heute bringen Sie mich nicht los, heute gehe ich von hier nicht eher fort, ehe Sie mir die längst fällige Schuld bezahlt haben!“ sagte Herr Leichtmund ruhig aber entschieden zu seinem Geschäftsfreund, dem als Nichtzahler bekannten Papierhändler Schwerhand.

„Lieber Herr Leichtmund“, antwortete Herr Schwerhand, entschieden und ebenso ruhig, „ich schwöre Ihnen, daß ich kein Geld habe ... aber, da fällt mir gerade ein, daß ich einen großen Posten prima Heftpflaster am Lager habe. — Wenn Ihnen damit geholfen ist?“

„Heftpflaster wollen Sie mir an Stelle meines Geldes geben? — Ja, was soll ich denn als Pappdeckelhändler mit Heftpflaster beginnen?“ sagte Leichtmund.

„Weiter an Zahlungsstatt geben“, antwortete Schwerhand, „machen Sie es so wie ich es mache; ja, ja, wir nähern uns trotz Atomzertrümmerungsforschung und Stratosphärenflug, trotz Tonfilm und Radio, dem biblischen Zeitalter wieder sozusagen. Damals gab es auch einen bargeldlosen Verkehr und man gab für so und soviele Scheffel Getreide, so und soviele Hammel ...“

„Aber kein Heftpflaster ... was macht man mit Heftpflaster?“ ereiferte sich Herr Leichtmund.

„Nun,“ beruhigte Schwerhand seinen Gläubiger, „wissen Sie denn nicht wie notwendig man manchmal Heftpflaster braucht? — Man schneidet sich beim Rasieren oder ritzt sich an einem Nagel die Hand wund ...“

„Weiß ich, weiß ich alles, lieber Schwerhand, aber dann braucht man doch nur ein kleines Stückchen Heftpflaster, während Sie .. wie groß ist denn überhaupt das Quantum?“

„100 Gros prima ...“

„Gerechter Himmel!“ wimmerte Leichtmund und dann ... was ließ sich machen — Schwerhand stand vor dem Konkurs, dann bekäme er gar nichts — willigte er ein und übernahm die 100 Gros Heftpflaster.

„Geld kann ich Ihnen keines geben“, sagte nächsten Tags Herr Leichtmund zu seinem Gläubiger Hartkopf, „ich will Ihnen aber meinen guten Willen zeigen, ich gebe Ihnen für die Schuld 100 Gros prima Heftpflaster, schwarz und rosa ... perforiert und nett verpackt.“

„Sind Sie verrückt?“ schreit Hartkopf, „was mache ich mit soviel Heftpflaster?“

„Dann ... ja, dann, muß ich Ihnen einen Wechsel geben ...“ brachte Leichtmund zynisch hervor.

„Nein, nein, nur das nicht! — Dann lieber das Heftpflaster!“ sagte der von der Drohung mit dem Wechsel überbürdete Hartkopf.

„Was mache ich mit 100 Gros Heftpflaster, frage ich Sie?“ schreit wieder ein paar Tage später Weichfuß, der Juvelier. Und der Briefmarkenhändler Hartkopf schreit zurück:

„Weitergeben! — Weitergeben an die Gläubiger Ihrerseits — so wie ich es tue, tun muß und so wie ich das Pflaster von Leichtmund und dieser von Schwerhand hat nehmen müssen — also wollen Sie ... oder Sie bekommen gar nichts!“

Und Weichfuß, der Juvelier, nahm das Heftpflaster und drängte dasselbe seinem Schneider auf. Dieser heftete die Waren dem Zubehörgeschäftsinhaber und jener wieder dem Rockfutterfabrikanten an — der aber war, o Wunder dieser Zeit, niemanden etwas schuldig, außer dem Papierwarenhändler Schwerhand.

— — Und so kam Schwerhand wieder zu seinem Heftpflaster. Er verbrachte eine schlaflose Nacht und erst in den Morgenstunden, als schon die Sonne durch die Scheiben grinste, hatte Schwerhand einen nahezu genialen Gedanken. Und am Vormittag desselben Tages, denunzierte er sich selbst beim Steueramt. Er schrieb anonym, daß er derzeit Pfändbares im Hause hätte ...

Von allen Behörden ist aber die Steuerbehörde die exakteste und die flotteste. Kaum war das Schreiben angelangt, als sich auch schon Pfändungsbeamte bei Schwerhand meldeten und sich — wie Tiger auf eine Beute — auf das große Quantum Heftpflaster stürzten. Und Herr Schwerhand hatte dadurch um eine Steuerschuld weniger, war auch Herrn Leichtmund nichts mehr schuldig, wie weiter noch eine ganze Reihe Personen reibungslos eine Schuld getilgt hatten.

Und da sage man noch: Eine Steuerbehörde trage nichts zur Hebung der Wirtschaft bei.

Was ist aber nun mit den 100 Gros rosa und schwarzes Heftpflaster geschehen?

Die liegen jetzt im Depot zu Zahl Sch/II. 1433/34a und warten darauf, wieder weitergeleitet zu werden. Doch wo findet sich ein Gläubiger des Steueramtes?

ERNST FRIESE:

SPANISCHE MINIATUREN

Vor Jahren traf ich einen Mann in Spanien, dessen Lage ziemlich verzweifelt war. Er hatte die Kühnheit besessen, im Lande umherzureisen und wollte sich nach einiger Zeit eine bestimmte Menge Geldes nachsenden lassen. An jedem Ort hinterließ er, wohin er nun fahren wollte — aber es half ihm nichts. Das Geld lief ihm zuerst nach, in dem außerordentlich gemäßigten Tempo, in dem alles in Spanien läuft; aber es konnte und konnte ihn nicht erreichen. Und als dieses Spiel — der Mann blieb an jedem Ort mindestens eine Woche und wartete auf sein Geld — den Reisenden einigermaßen erschöpft hatte, machte er kurz entschlossen kehrt, um dem Geld entgegenzureisen.

*

Das war, wie er mir damals erzählte, der größte Fehler, den er hätte begehen können. Denn von diesem Augenblick an kam alles durcheinander. Die Postbehörden verstanden ihn nicht mehr, das Geld fuhr im Zickzack durch Spanien, bald vor ihm her, bald hinter ihm drein. Die spanische Post war unermüdlich im Suchen. Ich habe den Mann vor kurzem wiedergesehen; er war nicht unzufrieden. Denn nachdem er die Geldsuche lange eingestellt hatte, fand ihn zufällig der Postbote und brachte ihm die Summe — zum einstigen Wert umgerechnet. Der Mann stellte fest, daß sich auf diese Weise sein Geld mit fünf Prozent verzinst hatte — allerdings zweifelte er sehr im Geheimen, ob es überhaupt sein Geld und nicht eine andere Rundreisesumme gewesen sei, die man ihm in Anerkennung seines langen Aufenthaltes und seiner guten Führung in Spanien zugeschanzt habe.

*

Aber es kann nicht bezweifelt werden, daß die spanische Post ungewöhnlich findige Beamte hat. So lebt seit vielen Jahren in dem Dorf San Antoni-Abad auf der Balearen-Insel Ibiza ein Postbote, der eines Tages verzweifelt im Dorf umherirrte, um den Senor Antonio Abad zu suchen. Der Name auf der Briefadresse war vom Briefstempel überdruckt und unleserlich geworden; und er nahm allen Ernstes an, es müsse ein Fremder namens Antonio-Abad im Ort leben. Die Aufklärung vermehrte nur seine berechtigte Popularität. Aber die Kollegen in der Stadt Ibiza ließ der Ruhm dieses Mannes nicht ruhen.

Eines Tages klopft der Telegraphenbote bei mir an und fragt, ob hier Senor Juanito Serra wohne. (Er weiß, daß ich seit einem halben Jahr der alleinige Bewohner des Hauses bin.) Ich verneine etwas erstaunt, worauf er sagt: „Aber hier ist doch Plaza Gamil 3!" Ich berichtige ihn sanft, hier sei Plaza Riquéra 3. Worauf sein Gesicht sich erhellt und er mich anstrahlt: „Richtig, hier ist Plaza Riquéra — adios, adios!" Wozu zu bemerken ist, daß Ibiza weniger als siebentausend Einwohner und entsprechend wenige Straßen und Plätze hat.

*

Aber wer wird solche Dinge ernsthaft betrachten? Noch heute ziert den Schlußstein des hohen Gewölbes in der herrlichen, einst maurischen Kirche von San Jorge auf Ibiza der schön gemeißelte Name Allahs und der Anfang einer Koransure — aber die Messen in der Kirche sind deshalb nicht weniger feierlich (und es wäre auch so unbequem, oben heranzukommen, um die islamitische Inschrift zu verdecken).

*

Mein Bäcker, Domingo Puyol y Ramon, bewohnt seit fünfundzwanzig Jahren sein Gewölbe und zahlt eine Monatsmiete von 25 Peseten. Plötzlich teilt ihm der Besitzer mit, er verlange von nun an 40 Peseten. Domingo weigert sich, läuft zum Ayuntamiento (Bürgermeisteramt) und dort wird festgestellt, daß das Haus keinen Besitzer hat! Seit 25 Jahren lebt der Bäcker in einem Haus, das niemand gehört — und zahlte bieder die Miete an einen Mann, der keinen Funken einer Berechtigung hatte, sie einzukassieren. Es gab keinen Prozeß. Der „Besitzer" trat ab — und Puyol zerbricht sich nun den Kopf darüber, wem er und die anderen drei Parteien des Hauses nun zahlen sollen — oder ob das Haus ihnen gemeinsam gehört.

*

Nein, Sie kennen das heutige Spanien nicht aus dem Baedeker oder aus Romanen. In einem anderen Ort der schon genannten Insel Ibiza lebte ein Mädchen, Kind begüterter Eltern. Sie hatte das Unglück, als Folge eines hier sehr seltenen Liebesabenteuers ein Kind zu bekommen. Es gab kein langes Überlegen, sie tötete das Neugeborene und warf es in die See.

Aber wenige Tage darauf wurde die kleine Leiche an Land gespült, es kam heraus, wessen Kind es war und was sich ereignet hatte. Das Mädchen kam vor Gericht und verteidigte sich damit, um ihrer Ehre willen sei es für sie notwendig gewesen, das Kind zu erwürgen.

Sie wurde zu einer Strafe von fünfzig Peseten wegen Verunreinigung des Strandes verurteilt. Die zwar neun Monate vorher stark beschädigte, aber doch noch vorhandene Ehre wog schwerer als ein Kindesleben.

*

Über die Errungenschaften der Technik und ihre Benutzung wäre recht viel zu sagen. Ein schönes Beispiel gibt der Autobus-Chauffeur von Formentera einer der kleinsten Balearen-Inseln. Da der Kühler leckt, läuft unaufhörlich das notwendige Kühlwasser aus. Nun könnte man schließlich auf den Gedanken kommen, den Kühler zu reparieren — aber das hieße, daß der Wagen ein paar Tage nicht benutzbar wäre. Außerdem wäre es einfach und unspanisch. So hat sich der Chauffeur lieber auf dem Dach einen gewaltigen leeren Ölkanister aufgebaut, der vor jeder Fahrt mit Wasser gefüllt wird. Von dem Kanister führt ein Schlauch, der dem Fahrer vor der Nase baumelt, hinab zur Motorhaube. Er endet in den Ansatz einer alten Gießkanne und besitzt eine Wäscheklammer kurz vor dieser Stelle. Sobald der Chauffeur nun das Heißlaufen der Maschine bemerkt — der Wasserrest im Kühler kocht dann geysirähnlich auf — öffnet er das Wäscheklammer-Ventil und ein wohltätiger Sprühregen überströmt die ganze Motorhaube. — Im übrigen fährt der Mann, wie alle Spanier, ausgezeichnet.



Willi Geiger

Sommer 1934

Anton Leidl



Der Redaktionsstab der „Jugend" sucht einen keimfreien Witz

Zarter Wink

„Mütterchen, du sagst ja gar nichts", schmeichelt Trude Seidenbein in der Konditorei.

„Aber Kindchen, was soll ich schon groß sagen?"

„Nun, so das Gewöhnliche, zum Beispiel: iß doch noch ein Stück Torte, Trudchen."

K. E. S.

Bewegung

„Was hat dir der Arzt verordnet?"

„Bewegung!"

„Und hast du seinen Rat befolgt?"

„Und ob! Jetzt stopfe ich mir die Zigaretten selber!"

F. H.

Valuta

Sitzen zwei im Straßengraben.
Und kratzen sich.

„Mensch", meint der eine, „Rumänien soll ein billiges Land sein!"

„Tja", seufzt der andere, intensiv sein Hemd untersuchend.

„Wer dort ein paar tausend Leis hat, der ist ein Krösus!"

„Ach nee", hebt der Hemdforscher sorgfältig ein Tierchen von der Erde auf, wohin er es eben geworfen hat, „so 'ne komische Valuta! Da geh'n wa hin, ich hab hunderttausende!"

H. K. B.

Unbequem

Frau Claire langweilt sich in der Sommerfrische.

Kommt in den Kuhstall.

Sieht die Bäuerin melken.

„Woll'n S' leicht a Milli?" fragt die Bäuerin.

„Ach", staunt Frau Claire, „das ist Milch, was Sie da ablassen?!"

„Jawoi!"

Meint Frau Claire:

„Gott, wie unbequem ... Jetzt, wo Sie doch überall Kondensmilch bekommen können!"

H. K. B.

Zeitbildchen

Kommt ein halbwüchsiger Junge in einen Zigarrenladen.

Und maust eine Schachtel Zigaretten.

„Du Lausejunge", erwischt ihn der Verkäufer beim Schlafittchen, „ich werd dir geben ... Du Rotzbub ... Zigaretten stiehlst du!"

„I bitt schön", heult der Junge, „i — — i — — hab de Zigaretten mein — mein — großen Bruadern bringen woll'n!"

„Und da gehst du stehlen, du elender Bengel; hast du denn nicht an deinen Vater gedacht?"

Schüttelt der Junge schluchzend den Kopf.

„N — na — — — der is Nichtraucher!"

H. K. B.

Ach so!

Redakteur: „Ich habe Ihren Artikel gelesen und muß sagen, er ist sehr originell."

Autor: „Es freut mich, daß Ihnen die Gedanken neu waren."

Redakteur: „O, die Gedanken waren mir nicht neu, aber die Orthographie."

Im Versicherungs-Büro

Agent (dem Kunden die Versicherungspolice übergebend): „So, mein Herr, jetzt ist Ihr Haus für fünftausend Pesos versichert."

Kunde: „Und wenn es nun noch diese Nacht abbrennt, wieviel bekomme ich dann?"

Agent: „Soviel ich weiß, fünf Jahre Gefängnis."

Dilemma

„Pump mir doch bitte fünf Franken. Ich habe nichts zu essen."

„Unmöglich! Hast du denn nichts zum Versetzen?"

„Nur mein falsches Gebiß. Versetze ich es, so kann ich nicht essen, was ich mir für den Erlös kaufen würde."

Arme Leute

Er: „Was für Menschen mögen unsere neuen Nachbarn sein?"

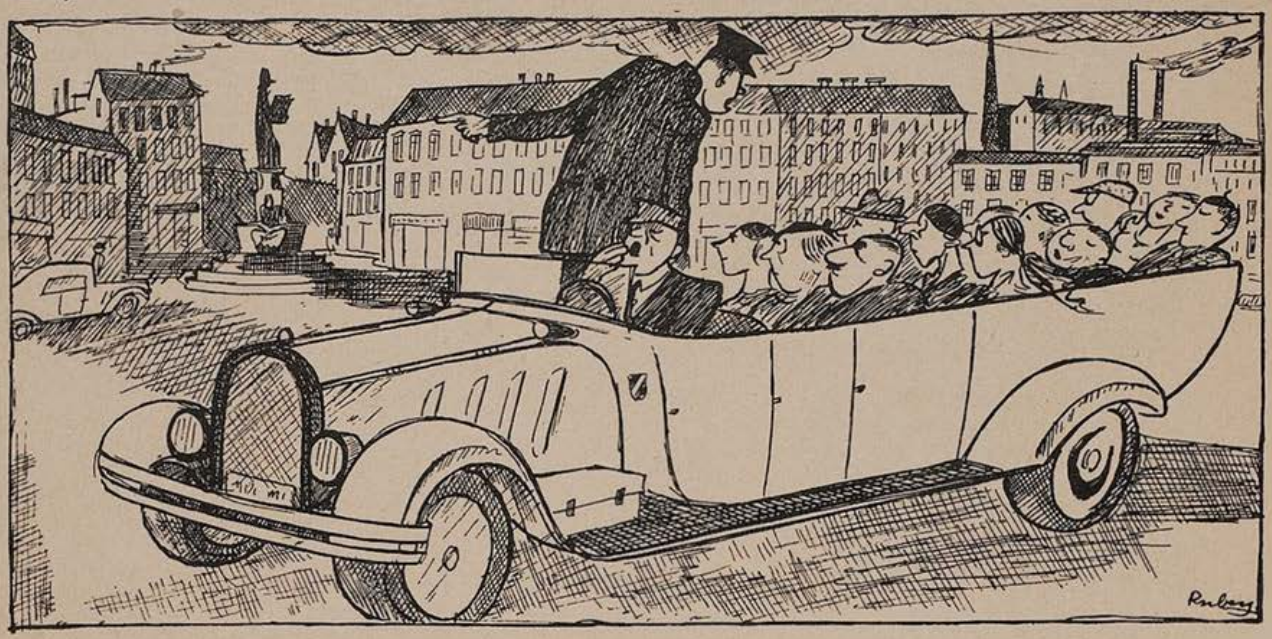
Sie: „Sie scheinen in sehr schlechten Verhältnissen zu leben. Weder Radio noch Grammophon haben sie. Alle ihre Musik machen sie sich selber."

Ohser



„Verzeihung ..... war hier vor ungefähr einem Jahr nicht ein Hilfswärter namens Krause angestellt?"

Ruboy



„Und hier sehen Sie das Gutenbergdenkmal — so benannt nach der Gutenbergstraße, durch die wir soeben fahren."

Für alle Fälle

„Ist das Buch wirklich so lustig, wie allgemein behauptet wird?" fragt Frau Wilhelm den Buchhändler.

„Aber freilich, gnädige Frau!" erwidert der Büchermann.

„Das Buch ist zum Kranklachen und wenn ich Ihnen einen guten Rat geben darf, dann nehmen Sie gleich noch das Werk von Professor Müller mit: „Wie werde ich gesund?"

Frühstück

„Ab morgen", erzählt Tommy seinen Freunden, „werde ich mein Frühstück auf eine gänzlich veränderte Grundlage stellen ..."

„Wieso, Tommy?"

„Ich werde kein Brot mehr essen und auch kein Gebäck. Nur noch Obst. Sehr viel Obst!"

„Hat dir das der Arzt geraten?"

„Nein ...!" sagt Tommy. „Aber der Bäcker liefert nichts mehr auf Pump — der Obsthändler tut es noch, Gott sei Dank!"

S T.

BERICHTIGUNG

Die Redaktion einer uns nahestehenden Tageszeitung erhielt dieser Tage folgende Zuschrift:

Geehrte Redaktion!

Teile Ihnen hierdurch mit
Als ein geschätzter Leser Ihres Blattes,
Als ich zur Lösung Ihres letzten Kreuzworträtsels schritt,
Merkte ich auf den ersten Blick, hier hat es
Eine Verwechslung Ihrerseits gegeben, denn dem Entdecker Amerikas
Fehlen drei Buchstaben und deshalb paßt er nicht richtig rein.
Stellte dieses fest, a's ich heute längere Zeit auf der Toilette saß.
Hatte mir nur ganz zufällig Ihre Rätselecke vom Haken gerissen,
Weil ich als Kaufmann sonst keine Zeit für solche Unterhaltung habe.
Wundere mich nur, daß das die Herren nicht selbst für ihr hohes Schulgeld wissen!
Überhaupt stimmt mir da anscheinend nicht mal ein einziger Buchstabe.
Das kommt davon, wenn man den Entdecker Amerikas auf der Redaktion nicht kennt.
Der heißt nämlich Robinson Crusoe!

Hochachtend

Emil Baucke
Abonnent.

Meierei

„Hören Sie mal, mein Herr, in Ihren Geschäftsempfehlungen steht, daß Sie eine eigene Meierei haben! Das stimmt aber doch gar nicht, wie ich eben erfahren habe!"

„Nun erlauben Sie aber! Freilich stimmt das! Ich heiße Meier, habe eine Frau und sieben Kinder, die auch alle Meier heißen. Ist das vielleicht keine Meierei?!"

REISEN
BRINGT GEFAHREN



Schützen Sie sich deshalb durch eine
REISEUNFALL- UND REISEGEPÄCK-
VERSICHERUNG
BILLIGE PRÄMIE / JEDE ZEITDAUER

AGRIPPINA
VERSICHERUNGEN ALLER ART

Landesverwaltungsstelle Bayern: München, Kaulbachstr. 89, Telefon-Nummer 31174 und 32899

Ersatz

„Na, hat dir der Chef den erbetenen Sommerurlaub bewilligt?"

„Nein — aber er hat dafür das Büro grün streichen lassen!"

Gelassen

Die schöne Gräfin von Jmfingen sucht einen berühmten Arzt auf. Da sie ins Sprechzimmer kommt, sieht sie, wie der Professor am Schreibtisch sitzt, ihr den Rücken zukehrend, und etwas in sein Patientenbuch schreibt. Ohne aufzublicken sagt er:

„Nehmen Sie sich bitte einen Stuhl!"

Die Gräfin entgegnet empört:

„Aber Herr Professor, ich bin die Gräfin Jmfingen."

Darauf der Professor seelenruhig:

„Dann nehmen Sie sich bitte zwei Stühle."

Zarter Wink

Fräulein Lily hörte im Konzertsaal Schuberts berühmtes „Forellen-Quintett", und das Spiel des einen Geigers erschien ihr so himmlisch, daß sie ihm vor Begeisterung am nächsten Tage einen Korb mit frischen Forellen zuschickte.

Der Geiger bedankte sich und schrieb:

„Sehr verehrtes, gnädiges Fräulein! Haben Sie herzlichen Dank für den Korb köstlicher Forellen, über die ich mich außerordentlich gefreut habe. Gestatten Sie mir freundlichst bei dieser Gelegenheit den Hinweis, daß ich demnächst in Haydns ‚Ochsen-Menuett' mitspielen werde."

„Eine Literaturgeschichte eigener Art, ein Orientierungsmittel, wie es in dieser Hinsicht kein zweites gibt" das ist

Die Literatur

Monatsschrift für Literaturfreunde

Das Literarische Echo. 36. Jahrgang

Ich kann mir kaum vorstellen, daß ein literarisch Schaffender oder ein Literaturfreund ohne diese Zeitschrift auskommen kann, die naturnotwendig entstehen müßte, wenn sie nicht bestünde, die einfach alles, was in den Wesensbereich der Literatur fällt, was den Tag beschäftigt, die Vergangenheit erfüllt hat und der Zukunft dienen wird, jahrein, jahraus behandelt. Diese umfangreichen, in bescheidenes Dunkelblau gebundenen Jahresbände stellen ein geistiges Kapitel dar, das unerschöpflich ist; sie werden auch für spätere Geschlechter ein einzigartiges Archiv für literarisches Wissen sein, mehr noch: aus ihnen wird noch lebendig der Herzschlag unserer Zeit tönen, wenn Menschen und Zeitgeschmack sich längst gewandelt haben.

D. H. Sarnetzki in der Kölnischen Zeitung

Die Mitarbeiter: Gottfried Benn, Hans Friedrich Blunck, Waldemar Bonsels, Paul Fechter, Hermann Graf Keyserling, Josef Nadler, Franz Schauwecker, Ina Seidel, Josef Winckler und viele andere.

Vierteljährlich M. 5.—, Einzelheft M. 2.—

Probehefte kostenlos erhältlich

Deutsche Verlags-Anstalt

Stuttgart-Berlin

FOTO-FERNBERATUNG

Alle Freunde der „Jugend" haben Gelegenheit zu kostenloser fotografischer Auskunft aller Art. Sie schreiben an Gerhard Isert, Magdeburg-S., Halberstädter Straße 117a, unter Beifügung von Rückporto. Hier einige der letzten Fragen von allgemeinem Interesse:

E. O. in Br. Um Porträts mit schönen Spitzlichtern zu bekommen, gibt es einen sehr einfachen Trick: Man läßt die betreffende darzustellende Person sich mit Nivea-Creme einreiben. Die Haut erhält so einen leichten Glanz, der bei Bestrahlung mit Kunstlicht herrliche Bilder und damit zugleich außerordentliche Plastik hervorruft.

*

Dr. K. B. in Mü. Die Tageslichtentwicklungsdose muß stets trocken sein, wenn Sie den Film zur Entwicklung dort aufspulen wollen. Ihr Film wurde dadurch mit dem Schutzpapier herausgerissen, daß in der Führung im Innern der Dose noch Wasser vorhanden war, die den Film festnaften ließ. — Sie sparen sich diesen Mißerfolg unbedingt, wenn die Filmführungen stets trocken sind. Darauf ist besonders zu achten, wenn mehrere Filme hintereinander entwickelt werden.

*

C. D. in E. Verschrammte Filme und Platten brauchen Sie nicht fortzuwerfen, auch diese lassen sich vergrößern, ohne daß nachher im Positiv etwas von den Schrammen zu sehen ist. Und zwar so: Der Film kommt zwischen zwei Glasscheiben in Öl zu liegen. Sie können z. B. sehr gut Glyzerin verwenden. Es ist nur wichtig, daß der Film blasenfrei eingebettet wird. Aber mit einiger Übung gelingt auch das. Bei Platten brauchen Sie natürlich nur eine Glasplatte, die auf die Schichtseite kommt.

Ihre anderen Fragen wurden brieflich beantwortet.

*

A. L. in Dr. Zu panchromatischem Material darf auf keinen Fall ein zu strenges Gelbfilter verwandt werden. Sonst bekommen Sie unbedingt viel zu schwere Wolkenwiedergabe, falsche Grautöne usw.

Ich empfehle Ihnen die Verwendung von einem besonderen Panfilter. Das besitzt eine etwas grünliche Färbung, ist außerordentlich hell und verlängert deshalb die Belichtungszeit praktisch überhaupt nicht.

Entwickelt wird zweckmäßig in einer Tageslichtentwicklungsdose. Dann kann nämlich kein Schleier auftreten. Sie finden die Behandlung von panchrom. Filmen auch in meiner Schrift „Richtiges Entwickeln" (G. Hirth Verlag AG., München). gi—t.

Brauchen Sie die Prima ANZEIGE der „Jugend"

SCHRIFTSTELLERN

bietet große Buchdruckerei mit angegliedertem bekanntem Verlag für wissenschaftliche oder belletristische Werke sehr vorteilhafte

VERLAGSVERBINDUNG

Anfragen unter Literaria 846 an die Expedition der „Jugend", München, Herrnstraße 10.

Männer

d. infolg. Depression, Unlust, vorzeit. Schwäche usw. auch nur d. geringste Verminderg. ihr. Spannkraft fühlen, verwend. d. wissenschaftl. anerkannt. Keimdrüsen-Hormon-Präparat

„RASPUSAN"

Hergest. a. Grund neuest. Forschungsergebn. u. als Sexualtherapeutikum hervorrag. bewährt. **In allen Apotheken!** „Raspusan" (braun • f. d. Mann; weiß • f. d. Frau) bringt kraftvoll. Leben u. Jugendfrische. Verlang. Sie ohne jede Verpflichtung illustr., v. Arzt verfaßte Broschüre u. Probepack. kostenlos in verschloss. Doppelbrief ohne Absender!

Friedrich-Wilh.-Apotheke

Berlin • Charlbg. 2. Block 103

Wer kauft schafft Arbeit!

GRATIS

Liste sendet über hygienische u. sanitäre Artikel

MARTIN

Gummiwaren-Versand

Frankfurt a. M. 1

Postfach 203/J.

Zur Anfertigung jeder Art

Drucksachen

empfiehlt sich

G. Hirth Verlag AG. München, Herrnstr. 10

Erst Leokrem dann in die Sonne

Inserate in der „JUGEND" finden weiteste Verbreitung!

KUNSTPOSTKARTEN

in vortrefflichem Vierfarbendruck nach Bilderwiedergaben aus der „Jugend" liefern wir 20 St. für 90 Pf., die ganze Serie von 170 St. für RM. 6.— franko

G. HIRTH VERLAG AG.

München 2 NO — Herrnstraße 10

Neurasthenie

Nervenschwäche
Nervenzerrüttung
rb. mit Schwin-
n d. best. Kräfte.
ie ist dieselbe v.
rztl. Standpunkte
s ohne wertlose
ewaltmittel zu be-
ndeln u. zu hei-
n? Wertvoller, n.
uest. Erfahrungen
arbeitet. Ratgeber
r jedermann, ob
g oder alt, ob
ch gesund oder
on erkrankt. Geg.
sendg. v. M. 1,50
Briefmarken zu
ziehen vom
rlag Silvana 66,
risau (Schweiz).

Fidus-Bilder

in Postkartenformat, Wiedergaben der besten Werke dieses Berliner Meisters, sind zum Preise von 50 Pfg. für die Serie von 12 Stück herausgegeben. Der großen Verehrergemeinde von Fidus wird diese Veröffentlichung willkommen sein.

G. HIRTH VERLAG AG.

München, Herrnstraße 10



Lest die Jugend

Direkt aus der Tuchstadt Gera:

Anzug- Mantel- Kostüm-**Stoffe**

blau, grau, schwarz u. farbig Kammgarn à mtr. *RM* 5.50, 7.50, 9.80 u. 11.80

Wir liefern porto- und verpackungsfrei!

Verlangen Sie unverbindliche Mustersendung!

Geraer Textilfabrikation

G. m. b. H. Gera M 91

Lest den

Sportfischer

die vortrefflich ausgestattete Fachzeitschrift.

Halbjahrespreis 3 M.

Fischereisport-Verlag

Dr. Hanns Schindler

München NW 2

Karlstraße 44

Ein Buch fürs Leben ist: KREMPELHUBER

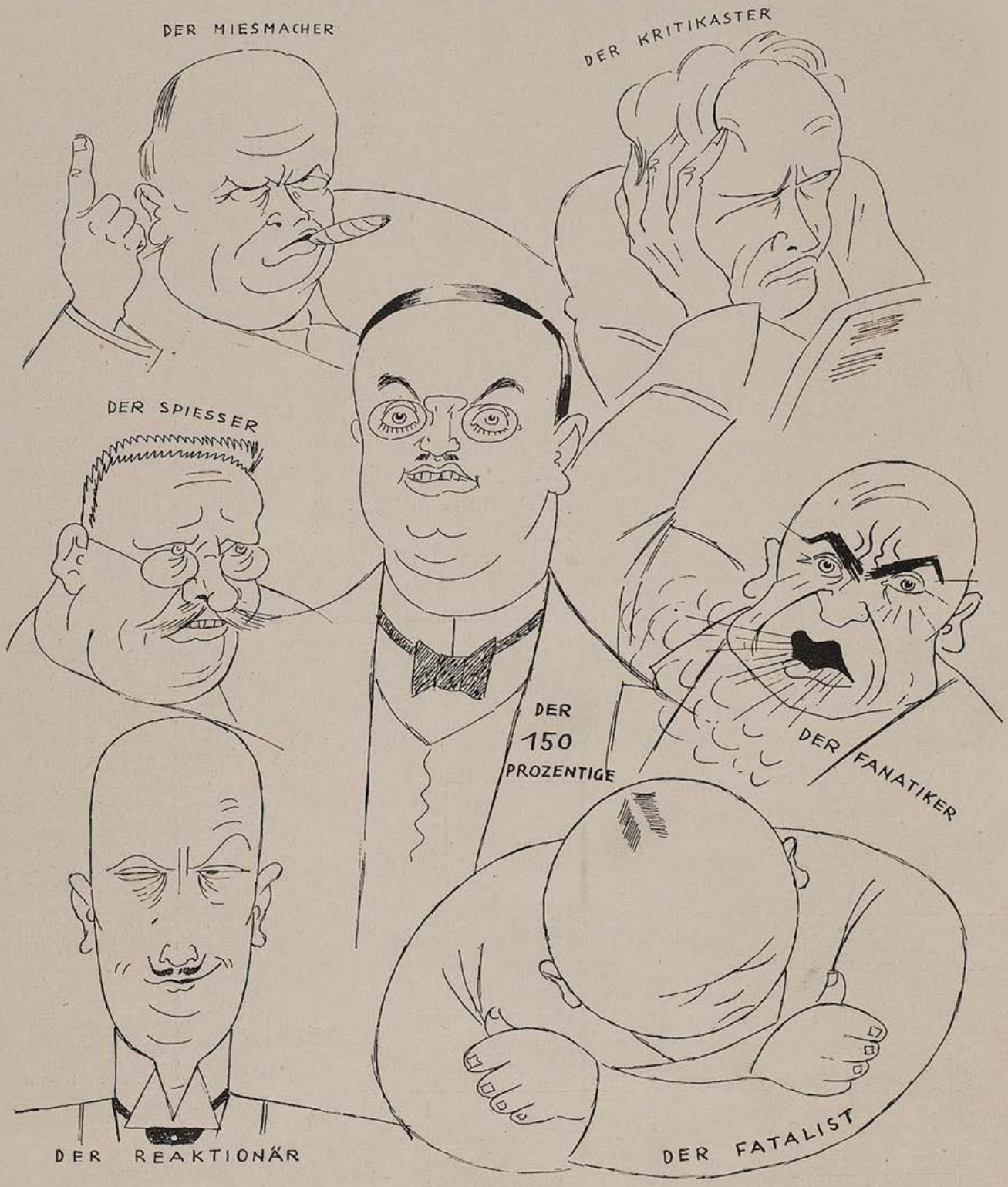
Für Stille Stunden

Die gesunde und praktische Lebensweisheit nach gesammelten Erkenntnissen der Philosophie vom Altertum bis zur Gegenwart. 450 Seiten in Ganzleinen gebunden nur RM. 2.85 zuzüglich 40 Pfg. für Porto. Zu haben in den Buchhandlungen oder beim unterzeichneten Verlag

G. HIRTH VERLAG AG. MÜNCHEN, HERRNSTRASSE 10

Josef Geis

ÜBLE ZEITGENOSSEN



KLEINE GESCHICHTEN

Wilhelm I

besichtigte das neue Reichstags-Gebäude von Wallot. Bei der Frühstücks-Tafel, die danach stattfand, richtet der alte Kaiser an den immer sehr schweigsamen Wallot die Frage: „Wer ist jetzt der größte Baumeister in der Welt?"

Nach einer längeren Pause meinte Bismarck trocken: „Wallot — dem fällt nie was ein!"

Generalfeldmarschall von Hindenburg

wird in Ostpreußen während des Krieges über die Fähigkeiten der russischen Feldherren befragt.

„Ich kenne sie alle nur — flüchtig", war die Antwort unseres allverehrten Herrn Präsidenten.

Wilhelm II

hörte sich gern gute Witze an. Er liebte es auch, selbst welche zu machen.

Bei einem Bier-Abend im Schloß stellte er zu vorgerückter Stunde den eingeladenen Herren die Frage:

„Wie wird man seine Schwiegermutter am schnellsten los — ?"

Nach längerem Kopfzerbrechen der Gäste sagte der Kaiser lachend: „Man schenkt ihr einen neuen Teppich und dann — geht sie drauf."

Der Kenner

Ein berühmter Professor der Kunstgeschichte liegt im Sterben. Man holt den Priester, der hält dem Sterbenden ein Kruzifix vor das Antlitz. Der Professor sieht es an, nickt und sagt mit klarer Stimme:

„Anfang des 16. Jahrhunderts, mittelmäßige Arbeit."

Dann ist er ruhig verschieden.

Königin Luise

fragte bei der großen Cour eine junge Offiziersfrau: „Was sind Sie für eine Geborene?"

Die sehr verlegene Dame stammelte in der Angst ihres bürgerlichen Herzens: „Ach, Ihre Majestät — ich bin gar keine Geborene!"

Darüber brachen die adligen Hofherren in Lachen aus.

Die Königin aber wehrte ab und meinte: „Die Kavaliere irren sich. Bei der Geburt, sowie im Tode sind wir Menschen alle gleich. — Ist Ihre Ehe glücklich liebe Frau, haben Sie damit den höchsten Adel erreicht. Den h ö c h s t e n, meine Herren, merken Sie sich das wohl!"

Der gute Heurige

Abendkonzert in Wien. Man führte Haydns Abschiedssymphonie auf. Es ist in einem Jahr, in dem der „Heurige" ganz besonders herrlich ausgefallen war, so daß sich alle Welt ausgiebig an dem edlen Trunk erlabt.

Haydn schreibt vor, daß während der Abschiedssymphonie allmählich ein Musiker nach dem andern sein Instrument weglegt, die Lampe auslöscht und das Podium verläßt, bis schließlich der Dirigent allein übrig bleibt, um dann auch von dannen zu gehen, womit das schöne Werk zu Ende ist.

Etwa die Hälfte der Musiker ist schon verschwunden, eben löschen wieder zwei ihre Lampen aus und gehen hinweg, da hört man eine klare, naive Frauenstimme laut und vernehmlich sagen:

„Ja, ja, der gute Heurige . . ."

Eine amateurphotographische Schrift, die bisher fehlte, aber oft verlangt wurde:

RICHTIGES ENTWICKELN

VON GERHART ISERT

erschien soeben als Beginn einer modernen Reihe „DIE KLEINE PHOTOBÜCHEREI"

Interessenten sind das große Heer der Amateurphotographen

Preis RM. 1.—, mit Porto RM. 1.10

G. HIRTH VERLAG AG. MÜNCHEN
HERRNSTRASSE 10

Das schönste und wertvollste

GESCHENK!

Die gesunde und praktische
LEBENSWEISHEIT
nach gesammelten Erkenntnissen der Philosophie vom Altertum bis zur Gegenwart

Zusammengefaßt in dem Buch

„Für stille Stunden"
durch v. Krempelhuber

450 Seiten in Ganzleinen geb. nur M. 2.85
zuzüglich 40 Pfg. für Porto

Zu beziehen durch

G. Hirth Verlag AG., München
Herrnstraße 10

Ein Buch fürs Leben!

Zur Erbauung für Jung und Alt!

Eine Bibliothek für Politik und Wissenschaft von seltener Vollständigkeit ist Umstände halber zu verkaufen

u. a. Die große Politik der Europäischen Kabinette. 40 Bände; Die Vorgeschichte des Weltkrieges (Werk des Untersuchungsausschusses) 4 Bände; Der Weltkrieg (herausgegeben vom Reichsarchiv) 8 Bände; Die Ursachen des deutschen Zusammenbruchs (Werk des Untersuchungsausschusses) 16 Bände; vollständiger Deutscher Geschichtskalender von Purlitz (Felix-Meiner-Verlag); vollständiger Schulthes Europäischer Geschichtskalender (Beckh'sche Verlagsbuchhandlung); Handbuch der Staatswissenschaften, Handbuch der Rechtswissenschaft; Memoiren, Biographien, Gesammelte Werke, Lexikon. Bibliophiles, gesammelte Jahrgänge wichtiger Zeitungen, die wichtigste europäische schöne Literatur

Anfragen unter T. B. 1721 an die Expedition der Münchner „Jugend"

ründer: Dr. GEORG HIRTH. — Verantwortlich für die Schriftleitung: ARNOLD WEISS-RÜTHEL; für die Anzeigen: GEORG POSSELT, München. — ag: G. HIRTH VERLAG AG., München. — Für die Herausgabe in Österreich verantwortlich: J. RAFAEL, Wien I, Graben 29a (Eingang Trattnerhof). — Für die Redaktion sterreich verantwortlich: MARIANNE RAFAEL, Wien XIX, Hochschulstraße 25. — Alle Rechte vorbehalten. — Nachdruck strengstens verboten. — Copyright by G. HIRTH LAG AG., München. — Druck: G. HIRTH VERLAG AG., Buch- und Kunst-Druckerei, München, Herrnstraße 10. — D.-A. 9000. — Entered as second class matter, Postoffice New York, N. Y. — Manuskripte sind nur an die Redaktion der „Jugend", München, Herrnstraße 10, zu senden: Rücksendung kann nur erfolgen, wenn Rückporto beiliegt.

Frieden mit Dillinger!

Erich Wilke



„Für kleinere Einbrüche gewähren wir Ihnen gerne ein paar Tage Urlaub — von Morden bitten wir aber, gütigst Abstand nehmen zu wollen . . . . für die nächsten zehn Jahre."

JUGEND

PREIS 60 PFENNIG

MÜNCHEN 1934 / NR. 30



Am Ammersee

Toni Stadler †

J U G E N D
39. JAHRGANG 1934 / NR. 30



Abschied Karl Rössing

Julius Zerfass:

Der Wolkenbruch

Die beiden Wasserläufe, die Gedeih und Verderb des Städtchens bestimmten, entsprangen an den Kämmen des Hunsrück. Sie sind auf dem Globus kaum zu sehen, aber die von ihnen abgeleiteten Teiche treiben das Räderwerk der Mühlen und sind also gute Helfer im Dienste des täglichen Brotes. Im normalen Jahresablauf ist der eine in seinem Bette kaum zu sehen, der andere schleppt sich von Stauung zu Stauung, bis sie vereint in breiter Fülle dem Rheine zuströmen.

In den Augusttagen des Regensommers 1875 hatten die Lohgerber im Zusammenflußwinkel schon seit einigen Tagen ihre Felle aus dem steigenden Wasser zurücknehmen müssen. Sie sahen zu, wie das Lehmwasser über die Lohgruben strich und auch die Erdgeschoßräume ihrer Häuser bedrohte. Die Tuchmacher, die ihre Stoffe im fließenden Wasser schwenkten und auf den schmalen Grasstreifen der Ufer bleichten, waren vertrieben worden.

Im Städtchen stand die Kirmes vor der Türe. Auf der Marktwiese wurde trotz des Regens unentwegt gehämmert. Die Zeltwirte drängten, denn sie wollten ein Dach überm Kopf und war es auch nur eine Zeltbahn. Die Schaubudenbesitzer schlugen ihre Wanderbelustigungen auf. Eine umherziehende Raubtierschau aus einigen alten Zoolöwen, Tigern, Bären, Wölfen, Füchsen und einer Schar verlauster Affen bestehend, harrte als Sensation in den Käfigwägen. Kinder umstrichen diese sonderbare Welt zwischen Wohnwägen, Karussel- und Schiffschaukelgerüsten.

Der ganze Ort bereitete sich auf das alljährliche große Ereignis vor. Die immer wieder einsetzenden Regenschauer machten die Arbeit lästig. Auch die Hausfrauen hatten ein verdrießliches Geschäft, durch den Regen ihre Kuchen zu und von den Backstuben zu bringen. Sie trugen, balancierten sie auf großen Blechen auf gepolsterten Kopftragkissen. Bei den Metzgern und Krämern ging ein gutes Geschäft. Wer Geld hatte, kaufte ein; wer keins hatte, kaufte auch ein und ließ aufschreiben.

*

Pünktlich am Sonntag eröffneten die Schaubuden und Karussels ihren bunten Zauber mit Orgelgequietsch. Aus den Zelten schmetterte die Tanzmusik. Die Trompeten bliesen Löcher in die Luft, die Brummbaß-Bombardons gaben stoßweise ihr Humbaba — Humbaba drein.

Dazwischen plapperte das eintönige graufarbene Regenlied.

Die Wege zwischen den Zelten und Buden waren eine endlose Pfütze und darüber wogte ein Strom von Regenschirmen. Die Landleute fielen auf durch die blauen und karierten großen, auf Fischbein gespannten Paraplui. Die Bäuerinnen darunter hatten ihre schwarzen Überröcke über den Kopf geschlagen und ließen die grellroten Unterröcke und Ansätze zu festen Beinen sehen. Der Regen konnte sie nicht vertreiben und wenn sie, durch das Geschrei der Ausrufer angelockt, stehen blieben, bildeten sie stocksteif angewurzelte Verkehrshindernisse.

In den Zelten drängte sich die Menschenflut. Die Luft war gesättigt von der Häufung regendurchfeuchteter, rauchender, trinkender und tanzender Menschen. Die Bretter der Tanzböden hallten von dem Aufstampfen der Tanzenden. Es wurde gesungen; die Fröhlichkeit trotzte der Mißlaune des Himmels.

Gegen Abend grollte entfernter Donner ins Tal. Das Städtchen und seine Kirmes erhielten vom Rande der Gewitterwolken verdichtete Regenböen. Die Landleute wanderten alsbald heim; das junge Stadtvolk hielt noch zur Stunde aus.

Nach Mitternacht verlärmte der Nachhall der Kirmes aus den Wirtshäusern.

*

Kein Mensch im Städtchen hatte gemerkt, daß die entfernten Gewitter wie Wasserheere über das Quellengebiet seiner Talflüsse herabgebraust waren. Die trächtigen Wolken brachen sich an den Höhenzügen, die Regenmassen rannten in allen Rinnsalen durch Waldschluchten, Wiesengründe, Bergfalten in die Bäche, stießen aufeinander, drückten und schoben sich in das enge Bett, das schließlich die Mengen nicht mehr zu fassen vermochte. Sturzwellen walzten die Felder platt, änderten den Flußlauf.

Der sonst unbeachtete Bach sauste in breiten Sturzwellen zu Tal und ergoß sich über das Tal. Einige Bauernhäuser im Gebirgstal, die solchem Anprall nicht gewachsen waren, wurden von der Flutwelle mitgerissen, die überrumpelten Menschen und Tiere zwischen die Trümmer geschleudert.

Tote Kreatur, Trümmer von Haus und Hof trug das Hochwasser daher. Ein grauenhafter Beutezug ins Nichts.

Das letzte Auftreten

Nie mehr nach diesem Abend wird er sich,
der große Mime, an der Rampe zeigen.
Er, der dem König und dem Helden glich,
wird kranker Mensch sein, grauem Zwang zu eigen.

Und wie er redet nun vor vollem Hause,
wacht vieles auf von ehedem, die Not
der jungen Tage, Kampf um die Applause,
und trägt ihn jetzt als gutes, festes Boot.

Trägt ihn zum letztenmal und läuft auf Strand.
Dann steigt er aus. Noch aber währt die Fahrt.
Noch blinkt die große Geste seiner Hand,
dem Marmorwort der Rolle kühn gepaart.

Und drüben horchen sie in langen Reihen,
lautlos ihm hingegeben, Platz an Platz ...
Wie schwarze Schwäne, die im Fluge schreien,
bricht auf von seinem Mund nun Satz um Satz.

Vergehendes ringt um den letzten Glanz.
Verbrennendes flammt hoch vor dem Verglimmen.
Verwehrtes bäumt sich in bedrohtem Tanz,
und eine Stimme klagt wie hundert Stimmen.

Und wie der Beifall dann den Raum durchschüttert
und grelles Licht aus allen Lampen scheint,
das unterm Prall der Händemassen zittert:
da steht er, Denkmal seiner selbst, — und weint.

Walther C. F. Lierke

Das Städtchen war ehemals von einer Festungsmauer umgürtet gewesen. Nur zwei hohe Zwischentore standen noch. Das eine, an das einige Häuser sich anlehnten, war zugleich Brücke. Wenige andere Häuser standen mit ihren Fundamenten fast im Bachbett.

Das Wasser kam, kam in seiner ganzen gehäuften Gewalt. Schwere Balken und Stämme berannten das Mauerwerk im Brückenwinkel, das wie unter der Wucht mittelalterlicher Rammböcke ächzte. Die dumpfen Stöße weckten die Bewohner, die, seliger Kirmesermüdung voll, im tiefen Schlafe lagen.

Das Wasser! schrie es von den Unter- zu den Obergeschoßen.

Das Wasser! scholl es von Haus zu Haus.

Das Städtchen wurde lebendig. Alles rannte kopflos durcheinander. Immer neues Raubgut brachte die steigende Flut. Große Bierbottiche vom Lagerplatz der Brauerei vor der Stadt türmten sich barrikadenartig an den Hindernissen auf. Das Wasser stieg unheimlich; unheimlich toste es gegen die Uferhäuser.

Wer aus den umspülten Gebäuden noch nicht herausgekommen, saß in der Falle. Von außen her war nichts mehr zu retten. Kinder schrien nach ihren Eltern; Eltern nach ihren Kindern. Eine junge Mutter, noch im Kirmesstaat, rannte ihrem Manne voraus dem Brückenwinkel zu und schrie wie eine Irre nach ihren Kindern.

Die Bewohner hatten sich in die oberen Stockwerke geflüchtet und riefen um Hilfe. Sie eilten im Dunkel gespenstisch von Fenster zu Fenster. Die Dächer waren besetzt von Verzweifelten.

Dumpf gluckste und gurgelte das Wasser und drang in alle Winkel. Viele Häuser standen eingeschlossen im Reigen der Wellen.

Wieder und wieder berannten die schweren Holztrümmer das Mauerwerk. Das erste Haus gab nach. Die Menschen wurden mit den Trümmern in den wuchtenden Durchbruch gerissen. Aus dem Einsturz schaukelten die Wellen eine große Wiege, in der zwei Kindlein nach ihrer Mutter schrien. Die Wiege wippte tänzelnd, ein Wasserwirbel spielte Karussel mit ihr, bis sie mit dem verwimmernden Weinen im raschen Absinken verschwand. Ein vielstimmiger Schrei durchgellte die Nacht.

Die Brücke erlag berstend und krachend.

Haus um Haus sackte nach.

Auf der schlammigen Flut tanzte der Hausrat, griffen Arme vor dem Versinken noch einmal gen Himmel, kämpfte allerlei Getier erbarmungswürdig um das Leben.

Das Wasser drückte stoßweise in das Städtchen hinein. In den Gerbhäusern hatten die Menschen in den höchsten Stockwerken der Trockenräume Zuflucht gesucht. Die Wellen schoben sich um die hohen Grabkreuze des Friedhofs, der zwischen Stadthaus und Kirche lag, drückten allmählich durch die gotischen Bogenfenster des Gotteshauses. Über die Gräber rauschte die monotone Melodie des Todes. Wind fegte durch das Tal wie Gottes Zorn, schneidend und kalt.

Bis zum Kirmesplatz drang die Flut vor. Schauerlich vermischten sich die Schreie der Menschen mit dem Brüllen der Löwen, dem Gebell der Wölfe, dem Schreien der Affen.

Die Klugen, die auf die Anhöhen gebaut hatten, lauschten wie gelähmt in die Nacht des Verderbens hinaus.

Sie hörten immer wieder den Schrei: Das Wasser! Das Wasser! Eine Straße gab ihn der anderen weiter.

Grau dämmerte der Morgen. Fast so schnell, wie sie gekommen war, sank die Flut. Die Wasser liefen rasch ab.

Die geflüchteten Bewohner kehrten zurück und suchten ihre Heimstätten. Inmitten der Zerstörung offenbarte sich ein Wunder: Auf dem Stadtplatz zwischen den Trümmern von Kirche und Rathaus erhob sich die vier Meter hohe Engelsfigur aus weißem Marmor. Auf dem schmalen Grat des Flügels und um ihren Hals klammerte sich ein Knäuel Menschen; der Bürgermeister der Stadt, seine Frau, seine Kinder und ein Arrestant, der im Kellergeschoß des Rathauses eingesperrt gewesen war. Seine Hilferufe hatten das Stadtoberhaupt geweckt und zeitige Rettung ermöglicht. Von den ausgebreiteten Flügeln lösten sich die schon dem Tode Geweihten aus dem Krampfe der Erschöpfung und sanken den Menschen unten in die Arme. In ihren Zügen erhellte sich der Abglanz neuen Lebens.

Das Städtchen lag in starrer Stille. Die Kirmesfahnen hingen wie nasse Putzlumpen an den Stangen. Der Festplatz glich einem Schlammbad. Die Stände der Zuckerbäcker waren wie mit lässiger Hand verstreut. Das Wasser stand noch in den Buden. An den Wänden der Zelte und Wohnwagen zeichneten Schlammlinien die Höhe der Gefahr.

Nur die Schläge der Uhr vom aufrecht gebliebenen Kirchturm tönten im Viertelstundenmaß. Ruckweise im Takt machten die Zeiger ihre Wanderung, die sie nicht unterbrochen hatten.

Die Hochwasserwellen hatten dreißig Tote flußabwärts verächtlich auf die Seite geschoben.



Der Inn bei Passau

Hermann Mayrhofer-Passau



Landschaft mit Kühen **Georg Schrimpf**

Der schlechte Schüler Gero Maltau

Von Fritz A. Mende

Es war eigentlich recht sonderbar, ja undurchsichtig, warum der dritte Sohn des Buchhalters Maltau auf den ausgefallenen Namen Gero getauft worden war, und es gab viel Gerede unter den Verwandten und Bekannten, das in der kleinen Stadt mehr an Bedeutsamkeit gewann, als dieser geringfügigen Angelegenheit zukam.

Der kleine Gero wußte nichts davon. Er lag unterdessen in einem als Wiege hergerichteten Wäschekorb, sah greisenhaft faltig und — wie es schien — nicht sehr lebensfähig aus. Im Grunde war er noch gar nicht recht da, und doch begegnete man ihm schon mit Mißtrauen, das sogar seine beiden Brüder erfüllte, die auf so gleichgültige Namen wie Karl und Hans hörten. Wer auch den Namen Gero außer den Eltern aussprach, der tat es nicht ohne Spott, aber vielleicht konnten die Leute selbst nichts dafür, vielleicht lag es einfach am Namen.

Als Gero aus dem Wäschekorb in ein Bett übersiedelte, als er sich langsam aus eigener Kraft fortbewegte, zuerst unbeholfen, aber nach einiger Übung fast wie ein richtiger Mensch, bekam er ab und zu einen kleinen Vorgeschmack von den Nöten und Schwierigkeiten des Lebens und entdeckte schon als ganz unverständiges Kind, daß unter all diesen Schwierigkeiten eine war, die ihn allein anging und die — wie er während seiner Schulzeit endlich feststellte — mit seinem Vornamen Gero zusammenhing. Wenn er — schüchtern wie er war — von der Schulbank aufstand und, weil er eigentlich nicht darauf gefaßt gewesen, daß ihn der Lehrer beim Namen rufen würde, tief errötete — ja, er errötete immer, denn er war nie auf etwas von außen gefaßt —, dann sagte wohl der Lehrer: „Auch wer Gero heißt, muß aufpassen ...", und er betonte das Wort Gero so von oben herab, daß die ganze Klasse — froh über eine Gelegenheit — zu lachen anfing und sich gänzlich einig war, daß jemand, der Gero heißt, aufpassen müsse, wenn sie auch alle zusammen bei einem anderen Schüler kaum dieser Meinung gehuldigt hätten.

So ergab es sich von selbst, daß Gero ständig abseits lebte, und was vorher eine unverständliche Notwendigkeit war, weil ihn die anderen nicht mochten, das wurde ihm schließlich zur Gewohnheit, ja endlich bildete er sich gar ein, es sei ihm eine l i e b e Gewohnheit. Er wußte noch nicht, daß sich die Menschen oft aus einem Nachteil einen Vorteil machen.

Schon als Junge ging er mit Vorliebe allein spazieren, und dazu war auch die sanft gehügelte Umgebung seiner kleinen Heimatstadt in besonderem Maß geeignet. Auf diesen Spaziergängen spielte er ein sich immer wiederholendes Spiel, von dem er selbst nicht wußte, wie und wann er eigentlich darauf gekommen war. Er wählte einen Hügel, hoch genug, um das Dahinterliegende zu verbergen. Von geheimnisvoller Neugier gepeinigt, eilte er hinauf, zuletzt so schnell, daß er ohne Atem oben anlangte, doch nie eroberte er sich eine Aussicht in das Unbekannte, nie enthüllte sich ihm etwas Seltsames, sondern stets lag hinter dem Hügel nur eine Gegend, die sich kaum von der unterschied, aus der er heraufgekommen. Trotzdem konnte Gero dieses Spiels nicht müde werden. Jedesmal, wenn er einen Hügel vor sich sah, packte ihn wieder dieselbe Neugier, die ihn wie eine Art von Fieber erfüllte, aber jedesmal folgte dem Fieber die Enttäuschung, und da in diesem für ihn wesentlichsten Fall eine Überraschung

immer ausblieb, so war er den kleinen Überraschungen des täglichen Lebens in keiner Weise gewachsen, weshalb er ja auch schon errötete, wenn man ihn plötzlich ansprach.

Dieses Die-Berge-Hinauflaufen voller Hoffnung und doch die Enttäuschung vor Augen war nichts als Spiel, gemischt mit etwas Grausamkeit gegen sich selbst, gewesen, solange Gero nur Freude an der stets wiederkehrenden Hoffnung gehabt hatte. Doch diese Freude übertrug sich immer mehr auf die Enttäuschung. Wieder machte er sich aus einem Nachteil einen Vorteil, und stand er auf einer Hügelkuppe, die ihm nichts Neues enthüllte, dann durchfloß ihn eine Seligkeit, die keine Schwärmerei war, sondern fast schon ein Erlebnis, dem Glück und der Verzweiflung benachbart.

Gero blieb ein mittlerer, um nicht zu sagen schlechter Schüler, doch kam er vorwärts, wenn auch oft nur durch einen Zufall. Leiblich war er schwach geblieben, und als er Primaner geworden war, sah ihm niemand seine siebzehn Jahre an. Nie war er über die engere Umgebung der Stadt hinausgekommen, aber da er sich durch das Erteilen von Nachhilfestunden — er tat das mit mehr Geschick, als ihm zugetraut worden war — einiges Geld verdient hatte, begab er sich in den Sommerferien zum erstenmal auf eine kleine Reise, die ihn ins Hochgebirge führte.

Er sollte von dort nicht mehr lebend in seine Heimatstadt zurückkehren, denn schwach und ungeübt wie er war, hatte er sich bei seiner ersten Gipfelbesteigung zu sehr überanstrengt.

Kleines Lied

Heut sang ein Kind
im Hof so leise.
Die Kinderweise
zerbrach im Wind.

Der kleine Sang
rührte mich sehr.
Weiß nicht woher,
lag wohl im Klang.

Bin ich doch weit
von Mutter gangen.
Wie schön wir sangen
früher zu zweit.

H. STAHL

Zwei junge Leute wußten nachher zu berichten, daß er mit fast krankhafter Hast bei ihnen vorbei dem Gipfel zugeeilt sei. Oben fanden ihn dieselben zwei, sein Gesicht der grandiosen Aussicht zugekehrt, aber er war schon tot. Sein Mund lächelte noch, ob über eine endlich erfüllte Hoffnung oder eine wieder erfüllte Enttäuschung, das blieb, nachdem er es selbst nicht mehr sagen konnte, ungeklärt.

Der Pastor sprach bei der Leichenrede mit guten Worten von dem auserwählten Tod, den Gero Maltau gefunden hatte, nahe bei Gott, im Anschluß an eine Leistung, die zwar nicht übermenschlich, aber doch übermittelmäßig gewesen sei. Die versammelten Trauergäste, und nicht zuletzt die Mitschüler Geros, waren sich gänzlich einig, daß ihr „Freund" — der Pastor hatte ihn so genannt — seines auserwählten Todes würdig gewesen, nur unter Bekannten des Buchhalters Maltau wurde etwas davon geredet, daß Gero an dem Unglück selbst die Schuld trage und daß er ja überhaupt ein sonderbarer Mensch gewesen sei, man denke nur an seinen ausgefallenen Vornamen. Doch dieses Gerede gewann nicht die Bedeutung, die ihm nach Meinung der Urheber zukam, denn Gero Maltau war ausgelöscht, und wenn einer erst gestorben ist, dann lebt er als Gesprächsstoff nur in ungewöhnlichen Fällen weiter.



Berglinden — Karl Schleinkofer

Wo ist die Katze?

Achmed, der Eseltreiber, kam müde und hungrig nach Hause.

„Suli . . . Suli!“ rief er ungeduldig, doch es währte einige Zeit, bis sich Suli, sein Weib blicken ließ. Früher einmal nannte er die Einzige seines Harems nur „Bül-Bül“, was soviel wie Nachtigall bedeutet. Die ‚Nachtigall‘ entwickelte sich aber im Laufe der Jahre zu einer zänkischen, boshaften Eule. Und diebisch war sie wie eine Elster.

Achmed hatte am Morgen drei Pfund frisches Hammelfleisch heimgebracht und freute sich schon auf das Essen. Groß war daher sein Erstaunen und sein Ärger, als er bloß ein Reisgericht vorgesetzt bekam.

„Wo ist das Fleisch?“ frug er, Böses ahnend.

„Das Fleisch . . . . . das Fleisch . . . .“ stotterte Suli.

„Wo ist das Fleisch . . . wo sind die drei Pfund Fleisch, die ich dir heute früh brachte?“ stieß Achmed grimmig hervor

„Die Katze hat's gefressen!“ erwiderte Suli.

„Du lügst, Suli“, schrie Achmed jetzt kaum mehr von Sinnen, packte sein Weib und die Katze, um mit beiden zum Hauptplatz des Dorfes zu rennen. Denn dort waltete gerade Ali ben Omar, der weise Kadi, seines Amtes.

„Allah segne deine Schritte, oh Kadi, sprach Achmed, der Eseltreiber und verneigte sich tief.

„Was führt dich her, fasse dich kurz“, wurde er nun vom Kadi aufgefordert. Und er erzählte von drei Pfund Hammelfleisch, von Suli, seinem genäschigen und verlogenen Weib und von der Katze.

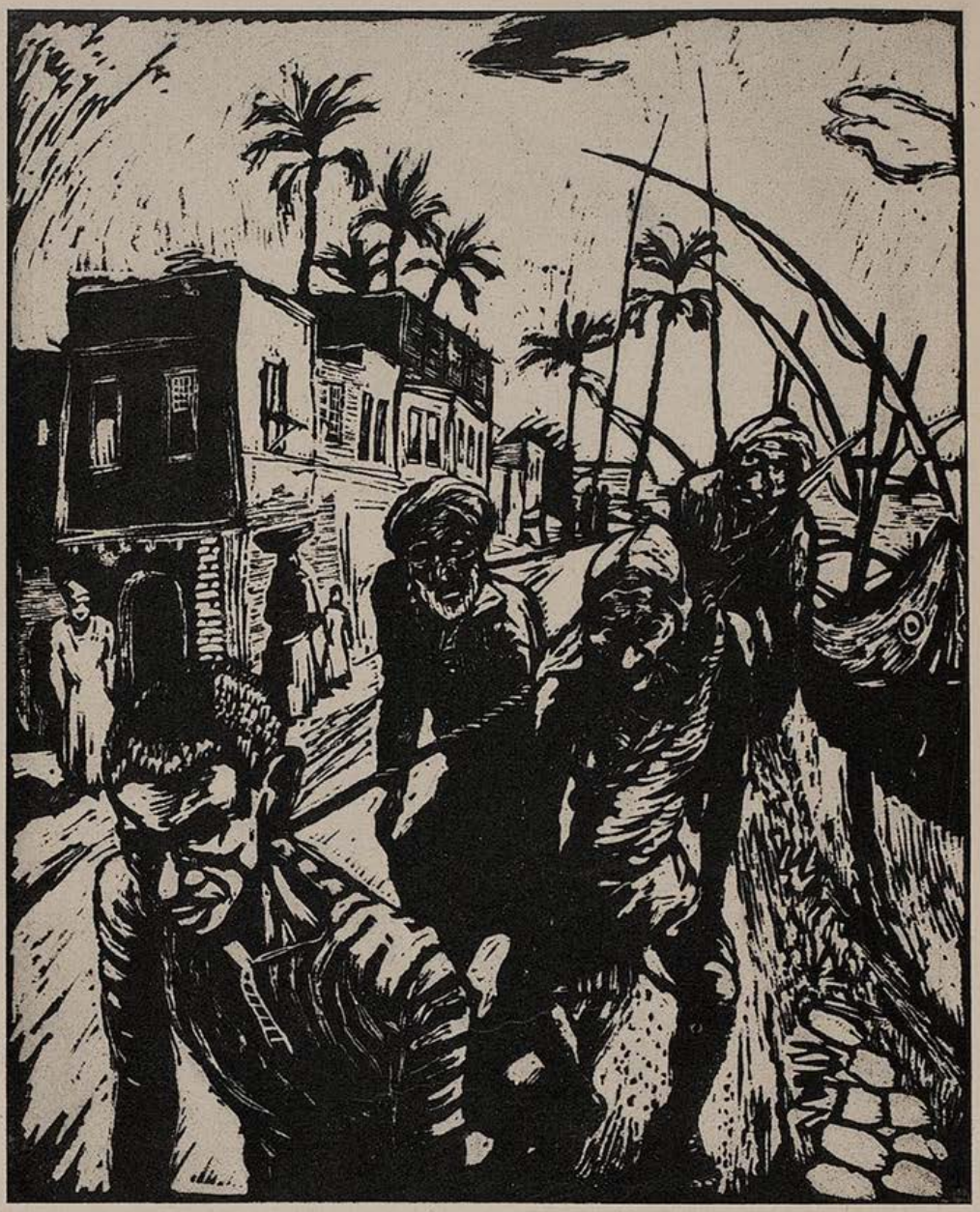
Eine Sekunde bloß dachte Ali ben Omar, der weise und gerechte Kadi, nach, dann rief er:

„Man bringe mir eine Waage!“

Bald war eine solche zur Stelle. Und nun setzte der Kadi die Katze auf die eine der Waagschalen und wog das Tier. Gewissenhaft und genau. Und siehe da, die Katze wog fast auf ein Gramm, drei Pfund.

„Hier haben wir das Fleisch“, und mit einem vernichtenden Blick auf die verschleierte Suli fortfahrend, „. . . wo aber ist jetzt die Katze?“

J. KLUG



Arabische Schiffszieher — Bettermann

J. JEFFERSON FARJEON:

EIN FERKEL KOMMT ZU BESUCH

Hat jemals, wenn Sie mittags nach Hause kamen, im Vorzimmer ein Ferkel auf Sie gewartet? Ein wirkliches, lebendes Ferkel mit zwei Kugelaugen und einer feuchten, rosa Schnauze. Es ist ein einzigartiges Erlebnis, wie ich Ihnen aus eigener Erfahrung berichten kann.

„Um Gottes willen!“ rief ich aus, nachdem ich die Wohnungstür geöffnet hatte. Meine Frau sagte nichts. Sie setzte sich einfach auf die Türmatte mit der Aufschrift „Willkommen“ nieder. Offenbar hielt sie es für notwendig, diese Begrüßung zu verdecken.

„Sch! Sch! Alice!“ sagte ich. Der erste Zuruf galt dem Ferkel, der zweite unserer Hausgehilfin. Alice kam aus der Küche herbeigelaufen. „O pfui, pfui!“ rief sie aus.

Ich wollte ihr schon erklären, daß nicht ich das Ferkel in die Wohnung gelassen hatte, und daß ihr, selbst wenn ich dies getan hätte, nicht eine derart scharfe Kritik zustünde, als ein klatschender Schlag meinen Irrtum berichtigte. Der Schlag galt dem Ferkel.

„Habe ich dir nicht gesagt, daß du unter dem Küchentisch zu bleiben hast?“ fragte Alice vorwurfsvoll.

Unser Besucher wandte sich schuldbewußt, und während in der Küche die Erziehungsversuche fortgesetzt wurden, erhob sich meine Frau von der Matte und erfuhr, was geschehen war.

„Es kam in einem Wagen", sagte Alice.

„Aber es ist doch wahrscheinlich nicht allein gekommen?" fragte meine Frau. „Oder hat es etwa selber kutschiert?"

Außerstande, zwei Fragen auf einmal zu beantworten, erfand und beantwortete Alice eine dritte. „Es war an Sie adressiert!" verkündete sie.

„Was erzählen Sie uns da?" rief meine Frau. „Wie kann ein Ferkel an jemanden adressiert sein?"

„War es etwa in braunes Packpapier gewickelt?" stimmte ich ein. „Und mit einer Briefmarke auf dem Rücken?" setzte meine Frau fort.

„Nein", murmelte Alice, „es hatte einen Zettel an einem Bein."

„Nun, vielleicht ist es ein Briefschweinchen, das sich verirrt hat", kicherte, noch immer fassungslos, meine Frau.

„Lassen Sie mich den Zettel sehen!" griff ich ein.

Alice ging in die Küche. Aus gewissen Bauernhofgeräuschen war es klar, daß die Köchin das Ferkel noch nicht hatte einfangen können. Wenn man sich bemühte, diese Geräusche zu deuten, konnte man erkennen, daß das Ferkel augenblicklich auf Beutejagd war. Während ich einen Hut aufhob, den das Ferkelkind offenbar als Spielzeug betrachtet hatte, öffnete meine Frau die Küchentür, und die Bauernhofgeräusche schwollen an. „Weg da! Eier sind nichts für dich!" rief die Köchin.

Ein neues Geräusch schien darauf hinzuweisen, daß sich das Ferkel Rühreier zubereitete. Während dieser Vorgang noch andauerte, kam Alice mit dem Zettel. Er war undeutlich beschrieben und schien allen Unbillen der Witterung ausgesetzt gewesen zu sein. Es war jene Art von Zettel, die man gleichzeitig ganz nahe an die Augen und weit weg von der Nase halten muß.

„Hör mal!" schrie meine Frau entsetzt.

„Macht nichts", antwortete ich, noch immer mit dem Zettel beschäftigt. „Das Glas ist versichert!"

Alice sprang ängstlich von einem Bein aufs andere. „Wusch!" schrie die Köchin. Sie machte offenbar Fortschritte, da „Wusch" vermutlich „Fort da" in der Schweinesprache bedeutete. „Hinaus aus dem Kübel!" setzte sie unbegreiflicherweise fort.

Das Schwein schien gleichermaßen darauf bedacht, aus dem Kübel hinauszukommen, hatte aber anscheinend Schwierigkeiten. Denn die Geräusche deuteten darauf hin, daß der Kübel genau für den Teil des Ferkels, der in ihm steckte, paßte.

„Klein-Katzelshausen", las ich endlich.

„Heißt so das Ferkel?" fragte meine Frau.

„Sei nicht töricht!" antwortete ich. „So heißt der Ort, aus dem es kommt."

Und dann riefen wir beide wie aus einem Munde aus „T o m b o l a !".

Erinnerung dämmerte. Vor geraumer Zeit hatten wir ein kleines Dorf besucht, wo ein Kirchweihfest abgehalten wurde. Es hatte auch eine Lotterie gegeben, mit einem Ferkel als Hauptpreis. Das Ferkel war, wohl zufolge der Aufregung, gestorben und wir hatten uns eingebildet, daß unser Gewinst eben ins Wasser gefallen sei. Aber der Spender des Preises zahlte offenbar seine Ferkel ebenso gewissenhaft wie seine Einkommensteuer, und hier war Los Nummer 271, ausbezahlt in der gebührenden Ferkelwährung.

„Nun, wenn dem so ist", rief ich nach dieser verblüffenden Entdeckung aus, „sind wir eben die rechtmäßigen Eigentümer und wir müssen zusehen, wie wir mit dem neuen Haustier fertig werden!" Und ich stürmte in die Küche, um von ihm Besitz zu ergreifen.

„Wo ist es?" schrie ich.

Eine sprachlose Köchin wies in die Richtung des Gartens. Durch eine zerbrochene Fensterscheibe sah ich einen Kücheneimer einer Lücke in der entfernten Gartenhecke zugaloppieren.

Das Ferkel sahen wir niemals wieder. Aber der Eimer wurde uns eine Woche später aus Klein-Katzelshausen zurückgesandt.



Die Närrin und der Geizhals — Toni Bichl

BIENENORGEL

Von Robert Walter

Der Linden Honigblüte hängt
tropfsonnig in das Laub gespannt
und hell vom Winde angeglüht.

Tieftönig summt und harfend schwenkt
um Wipfelspiel und grüne Wand
der Honigsucherinnen Lied.

Gesang, vom Flügelflug gelenkt,
Musik auf blauer Schwinge Rand
in sommerliches Land verschäumt.

Hier ist ein Baum in sich versenkt,
— und rings die Welt um ihn gebannt —
der Paradieses Urlied träumt.



Lockung

Kubin

Hermann Hesse:

DIE WELT UNSER TRAUM

Nachts im Traum die Städt' und Leute,
Ungeheuer, Luftgebäude,
Alle, weißt du, alle steigen
Aus der Seele dunklem Raum,
Sind dein Werk und Bild, dein eigen,
Sind dein Traum.

Geh bei Tag durch Stadt und Gassen,
Schau in Wolken, in Gesichter,
Und du wirst verwundert fassen:
Sie sind dein, du bist ihr Dichter!
Alles, was vor deinen Sinnen
Hundertfältig spielt und gaukelt,
Ist ja dein, ist in dir innen,
Traum, den deine Seele schaukelt.

Durch dich selber ewig schreitend,
Bald beschränkend, dich bald weitend,
Bist du Redender und Hörer,
Bist du Schöpfer und Zerstörer.
Zauberkräfte, lang vergessne,
Spinnen heiligen Betrug,
Und die Welt, die unermessne,
Lebt von deinem Atemzug.

Fräulein Brammer

VON HANS REIMANN

Tschuck, Verkäufer in der bestrenommierten Buchhandlung Likander & Söhne Nachf., hatte als letzter den Laden verlassen, überquerte den Margaretenplatz, erblickte eine Geldtasche, spähte in die Runde, hob sie hastig auf, spähte abermals in die Runde, setzte seinen Weg fort, stieg die drei Treppen zu seinem möblierten Zimmer empor und untersuchte den Fund.

Das Geldtäschchen, ein schmales Lederding mit bunter Pressung, enthielt: eine Sechspfennigmarke, etwas englisches Heftpflaster, drei Mark und siebenundzwanzig Pfennig in bar und einen Notizzettel mit den Worten „Malzbonbons, Erbswurst, Luftballon, Schaljapin, Schirm reparieren" und dazu den deutlichen Namen Hilde Brammer nebst Adresse: Piffelsrieder Straße 5 bei Scheibeling.

*

Der pensionierte Geldbriefträger Zwirnmüller hatte seinen Nachmittagsspaziergang beendet und überquerte die auf den Margaretenplatz mündende Pestalozzistraße, erblickte eine Geldtasche, spähte in die Runde, hob sie hastig auf, spähte abermals in die Runde, setzte seinen Weg fort, stieg die vier Treppen zu seiner Wohnung empor und untersuchte gemeinsam mit seiner asthmatischen Gemahlin den Fund.

Das Geldtäschchen, ein schmales Lederding mit bunter Pressung, enthielt: eine Sechspfennigmarke, etwas englisches Heftpflaster, zwei Mark und achtzig Pfennig in bar und einen Notizzettel mit den Worten „Malzbonbons, Kathreiner, Aspirin" und dazu den deutlichen Namen Hilde Brammer nebst Adresse: Piffelsrieder Straße 5 bei Scheibeling.

*

Fräulein Rose Brachetti, blond und vollmundig wie die Lorelei, verließ das seidene Strumpfgeschäft, wo sie seit anderthalb Jahren angestellt war, überquerte die in die Pestalozzistraße einmündende Bonifaziusgasse, erblickte eine Geldtasche, spähte keineswegs in die Runde, sondern hob sie wie selbstverständlich auf, setzte ihren Weg fort, stieg die zwei Treppen zur Wohnung ihrer Frau Mutter empor und untersuchte gemeinsam mit der alten Dame den Fund.

Das Geldtäschchen, ein schmales Lederding mit bunter Pressung, enthielt: eine Sechspfennigmarke, etwas englisches Heftpflaster, zwei Mark und zweiundneunzig Pfennig in bar und einen Notizzettel mit den Worten „Sigrid Undset, Yoghurt, Biomalz, Veterinäranstalt" und dazu den deutlichen Namen Hilde Brammer nebst Adresse: Piffelsrieder Straße 5 bei Scheibeling.

*

Dr. Bannewitz, Apotheker seines Zeichens, hatte Feierabend gemacht, eilte die Bonifaziusgasse entlang, bog in die Schrammstraße, erblickte eine Geldtasche, stutzte, eilte weiter, kehrte zurück, hob sie zögernd auf, setzte seinen Weg fort, betrat seine im Erdgeschoß gelegene Wohnung, rief seine Wirtschafterin herbei und untersuchte gemeinsam mit ihr den Fund.

Das Geldtäschchen, ein schmales Lederding mit bunter Pressung, enthielt: eine Sechspfennigmarke, etwas englisches Heftpflaster von einer infernalisch oberflächlich arbeitenden Firma, eine Mark und drei Pfennig in bar und einen Notizzettel mit den Worten „Meyerbeer-Auszug, Orangeade, Gesichtswasser, Zoo" und dazu den deutlichen Namen Hilde Brammer nebst Adresse: Piffelsrieder Straße 5 bei Scheibeling.

*

Obengenannte vier Personen weisen insgesamt ein Alter von hunderteinundsechzig Jahren auf.

Streng genommen entfallen auf das Viertel 45,25 Jahre.

Aber das Leben gibt sich nicht mit Bruchrechnungen ab, und sei sie noch so dezimal, und hält sich beileibe nicht an rechnerische Gesetze. Im Gegenteil. Herr Zwirnmüller zählte 63 Winter, der Dr. Bannewitz 49 Herbste, Tschuck 27 Sommer und Fräulein Brachetti 22 Lenze.

Jeder einzelne dieser vier beschloß, ohne von den übrigen drei Personen auch nur das geringste zu ahnen, den gefundenen Gegenstand in der Piffelsrieder Straße 5 abzuliefern.

Es gibt noch ehrliche Menschen.

Als erster tauchte der Apotheker auf, denn er wohnte in der Nähe, als zweiter Herr Zwirnmüller, denn er war Geldbriefträger gewesen und fühlte sich amtlich. Beide fanden, jeder für sich, eine ältliche, korpulente, gewaltsam auf Knusprigkeit zurechtgemachte Dame mit beängstigender Ondulation, verplauderten mit ihr ein Weilchen, ließen sich mit einem Gläschen Malaga (aus den Leuna-Werken) bewirten und schwirrten befriedigt ab, von ihren eigenen hohen menschlichen Qualitäten überzeugt.

Dies war am Abend des gleichen Tages.

Tschuck aber und Fräulein Rose begegneten einander am nächsten Morgen. Rose stand vor der Wohnungstür der Familie Scheibeling und wollte soeben auf den Klingelknopf drücken, als Tschuck angebraust kam, dasselbe Täschchen mit Buntpressung in der Hand wie Rose.

Eine Klingelung fand nicht statt.

Fräulein Hildegard Brammer hatte sich den Trick mit dem in mehrfacher Ausfertigung verlorenen Geldtäschchen ersonnen — nicht, um die Redlichkeit ihrer Mitmenschen in Jesu Christo zu erproben, sondern um in diskreter Weise eine Herrenbekanntschaft anzubahnen.

Die Auslagen für das keineswegs unoriginelle Unternehmen betrugen, da ihr verflossener Schatz als Reisender in Bijouterien sein Dasein fristete und die vier Muster gestiftet hatte: Zehn Mark und zwei Pfennig in bar, vierundzwanzig Pfennig für Briefmarken und zwanzig für Heftpflaster.

Was sie investiert hatte, war ihr zurückgeflossen.

Sonst war kein Erfolg zu verzeichnen.

*

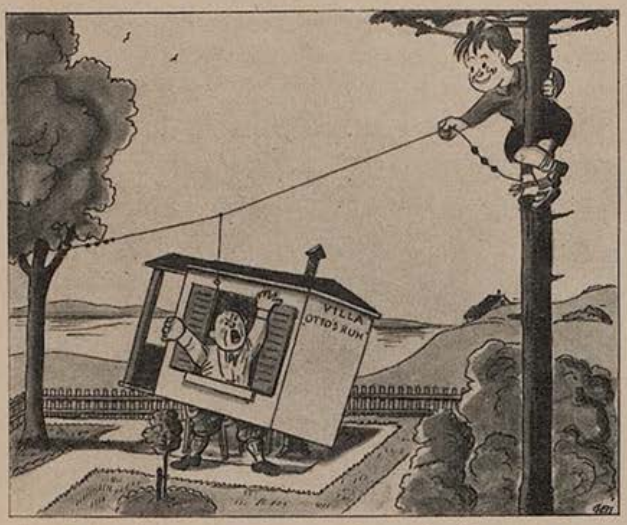
Wenigstens nicht für Fräulein Brammer mit der katastrophalen Ondulation. Denn nicht die reife Schöne schloß die ersehnte Herrenbekanntschaft, nein — Rose aus dem seidenen Strumpfgeschäft, die sich binnen unwahrscheinlich kurzer, durch die stürmische Lebensart der heutigen Jugend zu erklärenden Frist mit Herrn Joachim Tschuck i. Fa. Likander & Söhne Nachf. erfolgreich verlobte.

Der Kulturmensch

Anton Leidl



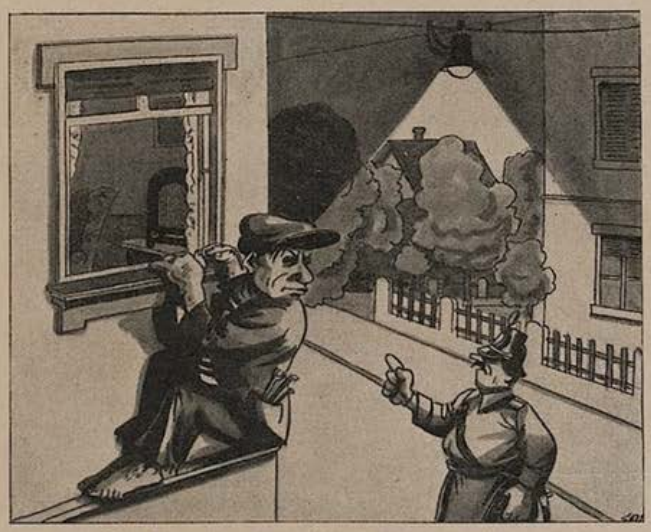
„So, und jetzt noch ein Reclambändchen und der Kulturmensch ist fertig."



„Verdammter Lausejunge — habe ich dir nicht gesagt, du sollst nicht immer an der Antenne ziehen!“



Deplacierte Aufforderung



„Pst, Herr Wachtmeester · ick höre jerade den Abendbericht der Frankfurter Börse.“

F. M. REIFFERSCHEIDT:

DIE GEBURT DES STEMPELS

Unvorstellbar, daß jemand so frivol ist, die Wichtigkeit des Stempels für die Entwicklung der menschlichen Gesellschaft in Abrede stellen zu wollen. Wie wären wir je zu einem geordneten Schalterverkehr, wie je zu einem lebendurchpulsten Vereinsleben gekommen — ohne Stempel!

Nun ist aber der Stempel natürlich nicht aus sich heraus entstanden, sondern von einem verdienstvollen Manne erfunden worden. Die individuelle Gestaltungskraft hat uns den Stempel beschert und nicht etwa irgendeine banale Notwendigkeit, die es höchstens bis zum Siegel gebracht hat. Doch von da bis zum Stempel ist noch ein Stückchen Weg.

Im 14. Jahrhundert hauste im Hradschin zu Prag Herr Wenzel, seines Zeichens Landesvater von Böhmen. Seine goldenen Tage flossen dahin unter Spiel und Jagd und Gekose mit Weibern und wiederum Spiel und Jagd und so blieb denn begreiflicherweise für die Regierungstätigkeit selbst wenig Zeit. Die Geschichte, eine Erfindung von Leuten, die wenig Verständnis für Landesväter haben, nannte Herrn Wenzel „den Faulen“, so daß man annehmen muß, der allerhöchste Zeitmangel sei unter anderem auch auf eine allerhöchste Abneigung gegen Anstrengungen irgendwelcher Art zurückzuführen gewesen.

Nun muß ein Landesvater bekanntlich viel unterschreiben. Todesurteile, Ernennungen, Ordensverleihungen, Diplome, die das Tragen besonderer Uniformen erlauben, dann und wann auch eine kleine diplomatische Note und, nicht zuletzt natürlich, die Quittungen über die ohnedies viel zu geringe Apanage.

Wenzel empfand diesen Zwang zur Abgabe seiner Unterschrift als Belästigung. Statt nun aber, wie ein Mann minderen Geistes vermutlich gehandelt hätte, das Unterschreiben radikal abzulehnen und dadurch das Land Böhmen in unsägliches Unheil zu stürzen, sann Wenzel darüber nach, wie es sein könnte, daß er ohne persönliche Bemühung täglich die erforderlichen 200 Unterschriften lieferte.

Eines schönen Tages war es soweit. Wenzel ließ seinen Leibförster kommen, der sich auf Schnitzarbeiten verstand, und erteilte ihm einen geheimen, von den fürstlichen Räten mit Unmut und Eifersucht beschnupperten Auftrag. Das Ergebnis der nun einsetzenden fieberhaften Tätigkeit des Leibförsters war ein schönpoliertes Stück Holz. Wenzel händigte dem Manne bei der Ablieferung seines Werkes persönlich den Wenzelorden verbunden mit erblichem Adel aus.

Eines späteren schönen Tages ließ dann Wenzel zur Zeit, da sonst mit dem Unterschreiben begonnen wurde, seinen Kammerdiener kommen und erteilte diesem Getreuen hinter verschlossenen Türen Unterricht in der Handhabung der neuartigen Maschinerie, die es ermöglichte, ohne persönliches Dazutun, ja selbst ohne Dabeisein beliebig viele Scripta zu unterschreiben.

So vergingen die letzten gesegneten Lebensjahre Wenzels in eifriger Regierungstätigkeit, die nun keineswegs mehr kollidierte mit Jagd und Spiel und Weibergekose. Wenzel mochte sein, wo er wollte, auf geheimnisvolle Weise wurden zur gleichen Zeit in seinem Schlafzimmer im Hradschin die erforderlichen Unterschriften geleistet. Die Räte zerbrachen sich den Kopf und trugen sich schon mit dem Gedanken, dem Heiligen Vater in Rom die Gewissensfrage vorzulegen, ob nicht der Teufel seine Hand in Wenzels Spiel haben müßte. Aber noch ehe das geschah, starb der Herr von Böhmen, sicherlich bei der Jagd oder beim Würfelbecher oder in den Armen einer schönen Dame. Im Nachttisch des Herrn fand man ein Stück feinpoliertes Holz und einen Fetzen tintegetränkten Wollstoffs. Niemand wußte damit etwas anzufangen, so daß man beschloß, es dem Wenzel-Museum zu übergeben. Der Kammerdiener Wenzels, den die Räte und Großen des Reiches seiner bevorzugten Stellung wegen grimmig haßten, ging sofort nach dem Tode seines Herrn außer Landes und zwar nach Flandern, wo die Kommerzien zu blühen begannen und wo er schließlich als Herr einer gutgehenden Stempelfabrik, der ersten ihrer Art, seine Tage beschloß.

Michel

Michel hat einen neuen Wagen und einen ebenso neuen Führerschein. Stolz auf den Wagen und seine Fahrkunst, ladet er Moritz zu einer Spazierfahrt ein. Moritz sagt ja, setzt sich bequem zurecht und los gehts. Unterwegs merkt Moritz jedoch zu seinem Schrecken, daß Michel ein Neuling am Volant ist. Als an einer Straßenkreuzung der Wagen für eine Minute halten muß, benützt Moritz daher diese Gelegenheit, um still und unauffällig Michels Wagen zu verlassen. Michel merkt nichts. Er fährt weiter. Auf freier Strecke gibt er richtig Gas, und wie das schon so zu gehen pflegt, landet er mittendrin an einem Baum. Der Wagen ist kaput, Michel eine Leiche.

Drei Wochen später trifft die Frau des Moritz die trauernde Witwe.

„Na, wie geht es denn?"

„Wie wird es einer Witwe gehen! Allerdings, pekuniäre Sorgen habe ich nicht. Die Versicherung hat mir zwanzigtausend Mark ausbezahlt!"

„Hm", erwidert Moritzens Frau ärgerlich: „Und der Trottel von meinem Mann muß während der Fahrt aussteigen!" *M.*

Gott sei Dank

Mutter: „Aber Tommy, hast du denn gar nicht an deine kleine Schwester gedacht, als du die Bonbons geschenkt bekamst?"

Tommy: „Gewiß, Mutti! Aber Gott sei Dank erst, als sie alle waren!"



Veräppelt — Bold

Unter Freundinnen

— Ich werde doch sicher auf deiner Hochzeit sein, nicht wahr, Maud?

— Versprechen kann ich es dir nicht, Daisy. Nach den letzten Äußerungen meines Vaters ist es sehr ungewiß, ob ich selbst dabei sein werde.

Idylle

Kurt will sich ein Paar Schuhe kaufen.

Pirscht sich an die Gattin heran.

„Tina", säuselt er, „stopf mir die Strümpfe, ich will mir Schuhe kaufen!"

„Na schön!" seufzt Tina, betrachtet sorgenvoll die Strümpfe und fädelt die Nadel ein.

„So —", sagt sie nach einer geraumen Weile, „da hast du ... Was du auch Strümpfe zerreißt ... Unglaublich!"

Kurt zieht die Strümpfe an, hält inne und reißt den Mund auf.

„Tina! ... Ich habe dich gebeten —"

„Na, und?" fährt Tina herum.

„— du hast mir nur einen Strumpf gestopft!"

Pfaucht Tina pikiert:

„Seit wann probiert man beide Schuhe?" *H. K. B.*

Abgeblitzt

„Fräulein Rosalie, würden Sie etwas dabei finden, wenn Ihre Frau Mutter meine Schwiegermutter würde?"

„Durchaus nichts — — aber ich habe leider keine Schwester." *E N.*

Auf dem Standesamt

Schreiber: „Woran ist Ihr Vater gestorben?"

— „Ich weiß nicht."

— „Welcher Arzt hat ihn behandelt?"

— „Gar keiner."

— „Er ist also eines natürlichen Todes gestorben."

Brauchen Sie eine DIE kleine ANZEIGE in der „Jugend"

SCHRIFTSTELLERN

bietet große Buchdruckerei mit angegliedertem bekanntem Verlag für wissenschaftliche oder belletristische Werke sehr vorteilhafte

VERLAGSVERBINDUNG

Anfragen unter Literaria 846 an die Expedition der „Jugend", München, Herrnstraße 10.

Das grosse **65000 RM Preisausschreiben** über



Thagee Exakta

Das Ende des Blind-Photographierens!

Exakta-Prospekt mit Preisausschreiben Beding. gratis durch alle Photohändler oder vom Thagee

DRESDEN-STRIESEN 589

Fidus-Bilder

in Postkartenformat. Wiedergaben der besten Werke dieses Berliner Meisters, sind zum Preise von 50 Pfg. für die Serie von 12 Stück herausgegeben. Der großen Verehrergemeinde von Fidus wird diese Veröffentlichung willkommen sein.

G. HIRTH VERLAG AG. München, Herrnstraße 10

Zum Sonnenbad stets

Leokrem

LAFONTAINES

Ergötzliche Geschichten

mit 12 Kuptern nach Charles Eisen sind im unterzeichneten Verlag in einer vortrefflich ausgestatteten Ausgabe zum Preise von RM. 2.70 erschienen.

Zu beziehen durch den Buchhandel oder durch den Verlag

G. HIRTH VERLAG AG. MÜNCHEN, HERRNSTR. 10



GRATIS

Liste sendet über hygienische u. sanitäre Artikel

MARTIN Gummiwaren-Versand Frankfurt a. M. 1 Postfach 203/J.

Inserate in der „JUGEND" finden weiteste Verbreitung!

Männer über 40

die ihre Kräfte schwinden fühlen, werden wieder jung und lebensfroh durch das bewährte „Sexursan" Lebenskraft und Lebensfreude bis ins höchste Alter. Prospekt diskret durch die Sexursan & Co. Bad Reichenhall 536

Zur Anfertigung jeder Art

Drucksachen

empfiehlt sich

G. Hirth Verlag AG. München, Herrnstr. 10

Lest die Jugend

Direkt aus der Tuchstadt Gera:

Anzug- Mantel- Kostüm- **Stoffe**

blau, grau, schwarz u. farbig Kammgarn à mtr. RM 5.50, 7.50, 9.80 u. 11.80

Wir liefern porto- und verpackungsfrei! Verlangen Sie unverbindliche Mustersendung!

Geraer Textilfabrikation G. m. b. H. Gera M 91

Lest den

Sportfischer

die vortrefflich ausgestattete Fachzeitschrift.

Halbjahrespreis 3 M.

Fischereisport-Verlag Dr. Hanns Schindler München NW 2 Karlstraße 44

Ein Buch fürs Leben ist: KREMPELHUBER

Für Stille Stunden

Die gesunde und praktische Lebensweisheit nach gesammelten Erkenntnissen der Philosophie vom Altertum bis zur Gegenwart. 450 Seiten in Ganzleinen gebunden nur RM. 2.85 zuzüglich 40 Pfg. für Porto. Zu haben in den Buchhandlungen oder beim unterzeichneten Verlag

G. HIRTH VERLAG AG. MÜNCHEN, HERRNSTRASSE 10

BÜCHER

Rudolf Haas: Die losen Geschichten vom guten Fürsten Ernst Kasimir. Mit Zeichnungen von C. Oenström. Verlag Straubing & Müller, Weimar. Broschiert RM. 2.50, Leinen RM. 3.70.

Leben und Treiben in einem kleinen Duodezstaate vor der französischen Revolution, locker, leichtsinnig, schwelgerisch und üppig, in dessen Mittelpunkte Serenissimus Ernst Kasimir, gutmütig und frivol, Landesvater und Despot zugleich, steht. Diese fünf inhaltlich zusammenhängenden Geschichten haben den Vorteil, daß sie sich einmal tatsächlich zugetragen haben und der durch seine „Trieblromane" bestbekannte Verfasser weiß das Milieu des deutschen Kleinstaates damaliger Zeit mit viel Phantasie, großer Schilderungskraft und in ihrem Stil vor unserem geistigen Auge lebendig erstehen zu lassen —, gleichzeitig ein einprägsames Bild damaliger Kultur und loser Sitten entwerfend. Geist und Satire sprühen in dem, keineswegs für Spießer und Mucker geschriebenen Buch —, der reife Mensch aber, der die „Moral" dieser morallosen Erzählungen erkennt, wird sich an den ebenso unterhaltlichen, wie oft witzigen Begebenheiten einer längst entschwundenen Zeit nicht nur „fürstlich", sondern „königlich" ergötzen; hierzu trägt der treffliche Bilderschmuck ein übriges bei. *F. Hocke*

Hubert Mumelter: Die falsche Straße. Roman. Paul Zsolnay Verlag, Berlin-Wien-Leipzig.

„Im Sommer ein ernster Romandichter, im Winter ein in Geduld sich fassender Skilehrer", so charakterisierte einmal eine größere Zeitschrift den Südtiroler Hubert Mumelter. Von einem solchen Mann erwartet man sich nun eigentlich eine — vielleicht reale, vielleicht sublime — aber immerhin handfeste Sache und ist — enttäuscht. Was die „falsche Straße" bietet, ist eine Teils-Teils-Angelegenheit. Wunderbar die Schilderung der Landschaft und ihrer Bewohner, knapp, aber farbenreich und von feinem Humor erfüllt all jene Szenen, die mit dem alten Damian, mit den Bergen und mit dem Wachsen des Dorfes zusammenhängen. Unerträglich aber die langatmige, psychologisch zersetzte Liebesgeschichte. Ältester Romantik taucht hier auf und verdirbt alle Freude, die man an den übrigen Begebenheiten des Buches haben kann. Daß der Autor mit seinen Sezierungen nicht mehr fertig wurde, zeigt der unmotivierte Schluß, der die Abneigung gegen diesen Roman noch verstärkt. Wenn man trotzdem den Glauben behält, daß der wahre Kern des Autors die gute Seite ist, warum dann diese literarischen Mätzchen einer verflossenen Epoche? Herr Mumelter schreiben Sie das, was in Ihnen ist und nicht das, was Sie irgendwo einmal gelesen haben und was seinerzeit vielleicht „modern" war. *Wolf Braumüller*

Eine amateurphotographische Schrift, die bisher fehlte, aber oft verlangt wurde:

RICHTIGES ENTWICKELN

VON GERHART ISERT

erschien soeben als Beginn einer modernen Reihe **„DIE KLEINE PHOTOBÜCHEREI"**

Interessenten sind das große Heer der Amateurphotographen

Preis RM. 1.—, mit Porto RM. 1.10

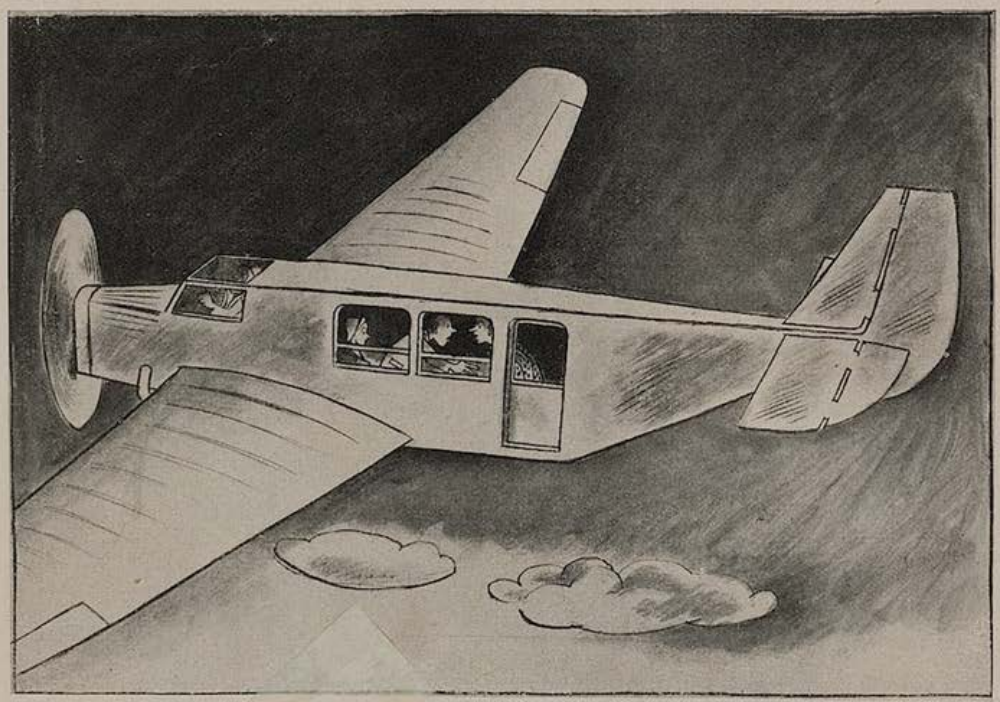
G. HIRTH VERLAG AG. MÜNCHEN
HERRNSTRASSE 10

Eine Bibliothek für Politik und Wissenschaft von seltener Vollständigkeit ist Umstände halber zu verkaufen

u. a. Die große Politik der Europäischen Kabinette. 40 Bände; Die Vorgeschichte des Weltkrieges (Werk des Untersuchungsausschusses) 4 Bände; Der Weltkrieg (herausgegeben vom Reichsarchiv) 8 Bände; Die Ursachen des deutschen Zusammenbruchs (Werk des Untersuchungsausschusses) 16 Bände; vollständiger Deutscher Geschichtskalender von Purlitz (Felix-Meiner-Verlag); vollständiger Schulthes Europäischer Geschichtskalender (Beckh'sche Verlagsbuchhandlung); Handbuch der Staatswissenschaften, Handbuch der Rechtswissenschaft; Memoiren, Biographien, Gesammelte Werke, Lexikon, Bibliophiles, gesammelte Jahrgänge wichtiger Zeitungen, die wichtigste europäische schöne Literatur

Anfragen unter **T. B. 1721** an die Expedition der Münchner „Jugend"

Ohser



„Herr, Sie starren fortwährend meine Braut an, darf ich Sie vor die Türe bitten."

Feine Ehe

„Ich habe gehört, daß deine Frau seit fast drei Wochen vermißt wird!"

„Ja, das stimmt, aber nicht von mir!"

Beim Arzt

„Herr Doktor, unser Junge hat starken Durchfall und hohes Fieber!"

„Hat er denn in der Nacht phantasiert?"

„Ja, Herr Doktor, aber nur ganz dünn!"

Geburtsanzeige

Bei Apothekers ist der erste Familiennachwuchs angekommen. Auf Wunsch der jungen Mama telegraphiert der glückliche Papa an ihre Eltern:

„Zwei reizende Mädchen angekommen heute . . . morgen mehr!" *F. S.*

J. Maçon



„Jetzt da schau her, a Dirndl des wo i net kenn, schaugt aber grad her wiara hiesige.“

Galant

Es war einmal ein beliebtes Gesellschaftsspiel, nach Unterschieden zu fragen. Auf die Frage der Herzogin du Maine: „Was für ein Unterschied ist zwischen mir und einer Uhr?“ entgegnete der Kardinal v. Polignac: „Eine Uhr zeigt die Stunden, und bei Ihnen, Madame, vergißt man sie!“

Je nach dem

Zur Frage, ob Autoren den Proben ihrer Stücke beiwohnen sollen, meinte der einstige Direktor des Wiener Hofburgtheaters: „Es gibt Autoren, die Proben abhalten —, aber es gibt auch solche, die die Proben a u f halten!“

Der Uneigennützige

Der Hofschauspieler Beckmann sagte einst zu seinen Freunden, als sich ein Journalist näherte: „Man kann sagen soviel man will —, uneigennützig ist er: denn so vielen Leuten er die Ehre abgeschnitten hat, nicht das kleinste Stückchen hat er für sich behalten!“

Schlagfertig

Blücher hatte einmal in einer Kleinstadt Truppenbesichtigung. Der dortige Bürgermeister, ein Original in seiner Art, war durch seine Respektlosigkeit höheren Personen gegenüber, mit denen er in der jovialsten Weise Umgang pflegte, bekannt. Als Blücher ankam, begrüßte ihn der Bürgermeister und fragte gleich: „Also, Exzellenz, wann werden w i r morgen die Truppen visitieren?“ — Blücher, der von der Eigenart dieses Mannes bereits gehört hatte, entgegnete trocken: „Ich werde morgen um 8 Uhr Inspektion halten, wann Er es tun wird, weiß ich nicht!“

Anekdote

Als Hugo Thimig noch ein junger, stets geldknapper Schauspieler war, gastierte er einmal an einer Provinzbühne. Knapp vor der Vorstellung wurde konstatiert, daß die Pistole, die in dem Stück Verwendung finden sollte, kaputt sei. Doch der Direktor wußte Rat: Er nahm einen alten Schlüssel und stellte sich hinter der Szene auf. Mit ein wenig Pulver erzeugte er sodann einen kräftigen Knall. Doch das Unglück reitet schnell — der Knall kam zu früh; denn Thimig hatte noch nicht die Pistole gezogen. Da rief Thimig erfreut aus: „Hurrah! Endlich hat es einen Vorschuß gegeben!“



„Tach, Frollein! Sind wohl von hier, wat?“

Hans Riebau:

KRACH UM HUNDERT MARK

Es war nicht das erste Mal, daß sie sich gezankt hatten. Aber könnte es nicht vielleicht das letzte Mal gewesen sein?

Die Erregung zitterte wie ein elektrisches Sprühfeuer im Zimmer. „Sinnlos“, sagte er, und seine Stimme klang hart und kalt, „sinnlos ist es, zu glauben, daß eine Frau überhaupt w a h r h a f t i g sein könnte. Eine Frau lügt. Sie kann nichts anderes als lügen.

„Ach“, lächelte sie — aber ihr Lächeln war gefrorene Ironie — „wenn eine Frau stets lügt, warum hast du es überhaupt über dich bringen können, mit Frauen, und also auch mit mir, zu sprechen?“

Wozu war er Jurist und Anwalt dazu? Er brauchte also nicht einen Augenblick zu zögern, um zu antworten: „Die Rückschlüsse, die ich aus dem, was eine Frau spricht, ziehe, überlasse nur mir. Ohne auch nur einem Wort Glauben zu schenken, kann ich doch sehr wohl wichtige Dinge aus den Aussagen einer Frau — auch aus deinen — ziehen.“

„Sehr interessant“, zischte sie, „wenn ich dir also nochmals sage, daß ich unbedingt hundert Mark für Wäsche und Gardinen brauche — —“

„So bin ich überzeugt“ — unterbrach er — „daß die Notwendigkeit allmählich dringend geworden ist, das Abendkleid und den Hut vom letzten Winter zu bezahlen.“

Sie stieß einen zitternden Ton hervor.

„Und wenn ich dir erkläre, daß ich dich — trotz allem innig liebe?“

„So ist das“, seine Worte klangen nach wie vor wie Glas, „für den Augenblick wenigstens, erlogen. Innige Liebe äußert sich in anderem, als in pathetischen Sätzen.“

Ihre Augen blitzten.

„Und wenn ich sage, daß ich dich hasse?“

„Auch unglaubwürdig“, zuckte er die Achsel, „in diesem Falle hättest du längst die Türe hinter dir zugeknallt.“

„Und wenn ich zugebe, dich zu betrügen?“

„Wiederum gelogen“, sagte er, „falls du mich betrügst, würdest du es nicht zugeben.“

Sie schwieg einen Augenblick. War sie besiegt? Gab sie es auf? „Und wenn ich dir sage“, flüsterte sie schließlich, „daß ich auf die hundert Mark verzichte, daß ich sie garnicht haben will, daß ich sie zurückgeben würde, falls du sie mir aufdrängst?“

„In diesem Falle“, murmelte er, „in diesem Falle würde ich sagen: Siehst du wohl, liebes Kind, nun bist du endlich vernünftig geworden!“

Rettungstat

— Was ist denn das für eine Auszeichnung, die Ihr Hund da um den Hals trägt?

— Die Lebensrettungsmedaille.

— Hat er Sie aus dem Wasser gezogen?

— Nein. Er hat keinen Arzt an mein Bett gelassen, als ich krank war.

Was man so hört . . .

Sie: „Du glaubst also an garnichts?"

Er: „Ich glaube an alles, was ich begreifen kann!"

Sie: „Nun, das kommt dann ja ziemlich auf dasselbe hinaus!" *Nielsen*

Umgekehrt

Ein Schüler hat als Aufsatzthema bekommen: „Ein Ausflug in das Gebirge." Unter anderem schreibt er dann: „An dem kleinen See war es wunderschön. Hübsche Sennerinnen saßen dort und melkten stattliche Kühe. Im Wasser sah es umgekehrt aus!"

Wenn

„Wenn ich Ihre Frau wäre, hätte ich Ihnen schon längst Gift in den Kaffee getan!"

„Und wenn ich Ihr Mann wäre, dann hätte ich ihn gern ausgetrunken!"

Nielsen

Unsere Perle

Unsere Anna war auf dem Ball der Fensterputzer und meldet uns freudestrahlend, sie habe sich dort verlobt.

Auf unsere Frage nach Nam und Art des Auserkorenen, erwidert sie: „Nu, das weiß ich noch nich, da mag man ja nich gleich nach fragen!"

Nielsen

Die Richtige!

Die Gnädige: „Wo haben Sie schon gedient?"

Mädchen: „Haben Sie ein Adreßbuch, dann streich ich Ihnen die paar Plätze an, wo ich noch nicht war!"

Kleiner Praterdialog

Torkelt ein frühsommerabendlich Angeheiterter durch den Wurstelprater, verliert das bürgerlich nüchterne Gleichgewicht und erfängt sich an einer spindeldürren Dame.

„Oeha —" murmelt er, „oeha — Padaun!"

„Sie —", schreit der Gatte der Spindeldürren den Feuchtfröhlichen an, „mir scheint, Sie haben zuviel getrunken!"

Läßt der Taumelnde seinen knochigen Stützpunkt fahren und konstatiert philosophisch:

„Und Eahner Alte hat z'wenig g'essen!"

H. K. B.

Ein Philosoph

„Ober, das Beefsteak ist ja steinhart, das kann ich nicht hinunterwürgen!"

„Mein Herr, das Leben ist auch hart und wir müssen es auch hinunterwürgen!"



„Was fällt Ihnen ein, bin heute erst anjekommen."

Namen

Ein Reisender, der eine sehr entlegene Kleinbahn benutzte, sah zu seiner Verwunderung, daß jede der Liliput-Lokomotiven ihren eigenen Namen trug. Die eine hieß zum Beispiel „Galilei", die andere „Wallenstein". Als er auf der Hauptstation als einziger Fahrgast ausstieg, kam er in ein Gespräch mit dem Stationsvorsteher und fragte ihn:

„Merkwürdige Namen, die Ihre Lokomitiven führen. Warum heißt denn die eine ‚Galilei'?"

Der Geizige

Der geizige Lord Ravel hatte einen Anteilschein vom Drurylane Theater und er konnte deshalb jeden Abend umsonst ins Theater gehen. Das gefiel ihm sehr gut, aber daß er für die Garderobe bezahlen sollte, paßte ihm durchaus nicht. Endlich fand er einen Ausweg. Er gab seinen Mantel ins Leihhaus, ließ ihn mit einem Schilling belehnen, zahlte nach Schluß der Vorstellung einen halben Penny Zinsen, war also weit billiger daran als wenn er Garderobegebühr hätte zahlen müssen. (Damals hatten eben die Leihhäuser bis Mitternacht ihre Pforten geöffnet.)

Sommernacht

Wir saßen auf dem Dach wie manches Mal
in jenen Wochen. Um uns lag Berlin.
Am Horizont der Neumond mußte schmal
die Kurve seines frühen Abstiegs zieh'n.

Bald war er fort, von einem Turm verschluckt,
der wie Gefrornes ihn zur Kühlung aß.
Der Häuser Horde, dumpf zur Ruh geduckt,
sog aus dem Nachtwind Duft von fernem Gras.

Aus einem Hinterhofe scholl verwischt
zu uns heran ein Radiogequäk.
Groß über uns war Nacht und Sternengischt.
Wir sah'n hinauf, von Julihitze träg.

In langen Ruhestühlen träumten wir.
Der dunkle Sums noch wacher Straßen traf
nur leise her in unser Dach-Revier
und summte wie ein Dschungellied zum Schlaf.

Walter C. F. Lierke



„Ja nacha geh nur glei her, du Menscherl, du gschmachs."

ründer: Dr. GEORG HIRTH. — Verantwortlich für die Schriftleitung: ARNOLD WEISS-RÜTHEL; für die Anzeigen: GEORG POSSELT, München. — ag: G. HIRTH VERLAG AG., München. — Für die Herausgabe in Österreich verantwortlich: J. RAFAEL, Wien I, Graben 29a (Eingang Trattnerhof). — Für die Redaktion sterreich verantwortlich: MARIANNE RAFAEL, Wien XIX, Hochschulstraße 25. — Alle Rechte vorbehalten. — Nachdruck strengstens verboten. — Copyright by G. HIRTH LAG AG., München. — Druck: G. HIRTH VERLAG AG., Buch- und Kunst-Druckerei, München, Herrnstraße 10. — D.-A. 9000. — Entered as second class matter, Postoffice New York, N. Y. — Manuskripte sind nur an die Redaktion der „Jugend", München, Herrnstraße 10, zu senden: Rücksendung kann nur erfolgen, wenn Rückporto beiliegt.

Italienische Reise 1934

Erich Wilke



„Unverständlich, wie der olle Goethe aus den paar Kilometern so'n dickes Buch machen konnte."

JUGEND

PREIS 60 PFENNIG

MÜNCHEN 1934 / NR. 31



Bäuerin mit Krug

Hermann Groeber

J U G E N D
39. JAHRGANG 1934 / NR. 31

Ein Versäumnis

VON JÖRG ENGLSCHALK

Heumahd! Durch die Luft fliegt der Sommer! In der Kirche in Schondorf steigt der Heiland vom Kreuz. Es ist doch Mittag, elf Uhr, warum wird nicht geläutet? Sein gutes Recht. Seit fast tausend Jahren hängt er nun da und nie hatte er es nötig sich darüber zu ärgern. Noch jeden Mittag wurde hinten die Glocke gezogen.

Krieg war im Land, die Glocke schrillte um elf Uhr! Die Pest war im Dorf, wimmernd flehte um elf die Glocke! Frieden war, und feierlich erbat sie sich vom Himmel den Segen!

Der Herrgott war böse. Im Runtersteigen tritt er der Eva, die ihm ihr sündig Haupt unter die Füße gelegt, so kräftig darauf, daß sie sich wunderte. Sie wußte nicht, daß es nicht geläutet. Sie hatte trotz allem wieder an die Stunde mit dem Adam gedacht und darüber alles vergessen. Der Fußtritt des Gottes schreckte sie aus dem Träumen.

Der Heiland begibt sich zum Fenster. Schaut hinaus. Ein Sonntertag, wie er schon so viele erlebt. Gar nichts besonderes. Ein leiser Wind treibt den See an das Ufer. Fleißig nagen und beißen die Wellchen in die Wurzeln des Schilfes. Ein Kahn, schwarz und morsch schaukelt auf dem Wasser. Fischergarn trocknet am Strande.

Nirgends ein Mensch! Alles im Feld, beim Heuen!

Auch beim Seewirt kein Mensch im Garten! Die Kastanien dunkeln den Kies am Boden.

Auf dem Dachreiter der Kirche schlägt die Uhr schon viertel.

Es geht doch nicht, daß er sich selber zu Ehren läutet, denkt sich der Herrgott, und setzt die Dornenkrone, die ihm verrutschte, wieder gerade.

An solchen Tagen hat die Wirtsresl die Arbeit des Läutens zu besorgen und nebenbei in der Wirtschaft, wenn jemand kommt, die Gäste zu befriedigen.

Der Herrgott schaut durch das blinde Fenster der Kirche in das blankgeputzte des Wirtshauses. Wo früher vornehm die Nonnen und fromm und gelehrt die Mönche gewandelt, schenkt man jetzt Bier aus.

Auch in der Wirtsstube sitzt keine Seele!

Aber er hat doch ein Recht auf das Läuten, er kann und will es nicht fordern.

Wenn man tausend Jahr steht, und tausend Jahr die Arme ausgestreckt am Holze hält, so schmerzt einem das Gehen und die Arme tun weh, wenn man sie fallen läßt. Das fühlt auch der Herrgott. Er ist auch den Kopf der Eva unter den Füßen gewöhnt. Geht deshalb wieder zurück, an das Holz. Wohlig streckt er die Arme in die Breite. Stellt seine Füße auf die Haare der Eva. Wie treu hält die ihm das Haupt hin, und die Magdalena wie schön hat sie seine Füße gesalbt, und die Wirtsresl vergißt einfach das Läuten! Wie die Zeiten sich ändern!

Er schaut nüber auf den Altar. Dort steht der heilige Nikolaus, hält drei Äpfel, auf einem Buche, in der Hand. Auch er schüttelt bedenklich den Kopf. Er traut sich nichts zu sagen, der heilige Nikolaus. Vorigen Dezember hat er die Resl tief in das kalte Seewasser getrieben und glaubt, das Nichtläuten heute sei nun die Rache. Denn er war überzeugt, daß, da ihm auch die Kirche geweiht, ihm die Ehre der Glocke sei!

Aber der Heiland ist doch der Heiland, da will man doch nicht mit ihm um die Ehre streiten.

Eigentlich sei ja dies Läuten um elf Uhr der Muttergottes. Aber die Schondorfer haben ja keine Muttergottes mehr, seit ihnen die Schweden die ihre gestohlen.

Auf dem Dachreiter schlägt es halb. Die Sonne stiehlt sich durch den Bogen eines Fensters; spielt mit den Farben der Fresken, spielt mit den Quadern der Mauern, mit den Fliesen am Boden. Trägt einen Duft von Sommer und Leben in das alte Gemäuer. Der Herrgott ist ruhig. Der Nikolaus verdrückt ein Niesen. Beide sind sich einig, daß sie ihr doch den Rang abgelaufen, und die Sonne aus der Kirche vertrieben haben. Gott sei Dank, die Zeit ist vorbei, wo die Leute draußen warteten bis die rote Scheibe sich über dem Wasser des Sees erhob, um sich dann vor ihr zu verneigen.

Und der Heiland denkt sich; lieber verzicht ich auf das bißchen Läuten als nochmal den Kampf und den Streit mit der Sonne.

Der heilige Nikolaus sieht seine Äpfel an. Die brauchten ja Sonne und derweilen könnte er dann im Buche, das sie ihm so lange schon verschließen, lesen. Aber er verzichtet lieber auf den Inhalt des Buches, als sich seiner Feindin zu ergeben. Wie hat er gekämpft, als ihn die Mönche über das Meer brachten, um alle die Zeichen der Jäger und Fischer aus dem Tempel zu bannen, und hat nur um des Friedens willen sich die Äpfel auf das Buch stellen lassen.

Wäre nicht ein Fenster der Kirche extra so gebaut, die Sonne fände ja überhaupt nicht den Weg hierher.

Da wird es im Wirtshaus lebendig. Eine Tür knallt zu.

Eine Stimme kommt aus der Küche: „Ich mach dir gleich deine Fisch!“ „Is scho recht“, klingts gemütlich wider.

Zum See zu geht ein Mann! Sträht sich mit den Fingern die Haare; fährt mit der Hand über den Bart. Seine samtene Joppe hebt er mit den Schultern an sich. Er reckt sich und streckt sich, geht den Bootssteg hinaus; schaut über das Wasser und besieht sich im Wasser! Spielt jetzt mit den Händen Schatten und Licht.

Da dreht er sich um! Sieht die alte Kirche in der Sonne und im Schatten der Kastanien. Geht auf sie zu, in sie hinein.

Da kommt wieder die Stimme aus dem Wirtshaus: „D' Fisch senn forti!

Aus dem Haus kommt die Wirtsresl, sucht ihn, für den die Fische im Wasser ziehen!

Die Kirchentür steht auf. „Is halt doch a Maler!“ sagt die Resl zu sich, „etz in der Kurcha, mitten unter der Zeit!“

Und sie geht ihm nach. Da steht er, vor dem alten Kreuz, und schaut wie die Sonne darauf spielt, hört, daß jemand kommt, redet zu ihm, ohne hinzuschauen: „Eigentümlich, wenn man annimmt die romanischen Meister haben mystisch empfunden, so scheint alles ganz anders, wenn man ihre Arbeiten im Sonnenlicht sieht! Hier zum Beispiel der Farbenkontakt zwischen diesem Rot und dem Grau-blau ist doch ganz auf Sonne . . ., da schaut er um: „a, du bist es!“ Die Resl hat still zugehorcht.

Jetzt schaut sie ihren Maler an, schaut den Herrgott an, da fällt's ihr ein: „Jessas, 's Läuten hab i ja vergessen! Und die andern

Leibl

Von Richard Billinger

Die Kirchen voller Heiligenrauch
kennst du und alter Küchen Brauch.
Du horchtest, schautest, schwiegest viel.
Des Mannes Pfeil und Säule,
die Knechte und die Gäule,
die Wiesen, sanft wie Nonnen,
hast du im heiligen Würfelspiel
von Gott, dem Herrn, gewonnen.
Du Runder, Riese, Mannathlet!
Weib und Magd dein Herz angeht.
Die Fülle ward dir eigen.
Um dich die Nymphen schweigen.



Pastorale — A. Vollmar-Ulm

aufn Feld warten da drauf mit'n Heimgehn!" Sie will auf den Glockenstrang zu. Da hält sie der Maler.

„Können's nicht die auch überhört haben?"

Die Resl lacht ihn an, ist erlöst, die Maler wissen immer a Ausred! Und wenns auch verlogen ist! Aber sie wissen eine!

Da schlägts zwölf Uhr. Am Glockenseil zieht die Resl, und zieht der Maler. Das heißt, die Resl hält nur an, daß nicht die Leute draußen merken, am Klang, daß nicht sie es ist, die läutet. Viermal setzen sie ab, viermal läuten sie neu an!

Zwölf Uhr, schreit die Glocke, und die Leute auf den Feldern bleiben stehen, halten ein mit der Arbeit und beten das Ave!

Im Weingartenviesl hört der Seewirt die Glocke anschlagen, steckt die Gabel in den Boden. A langer Vormittag heut! Seine Frau, weiter oben tut's ihm nach. Die Dirn legt den Rechen auf einen Haufen Heu. Jedes betet für sich und schnauft dabei etwas aus!

Da setzt die Glocke ab! Alle drei schauen auf! Was ist denn? Sie beten weiter: vielleicht blieb das Seil hängen! Da, nochmal, wieder setzt es ab. Die Seewirtin geht zu ihrem Mann hin. Isch doch erst elfi, sagt sie! Die Magd kommt auch her: isch doch erst Mittag! Vorbei ist es mit dem Beten. Die Drei warten... Wirklich nochmal setzt's ab. Da stellt der Seewirt einen Finger auf die Hand, läßt die Sonne draufscheinen: „Wirklich", sagt er, „wirklich, es ist schon zwölfi!"

Der Seewirt geht über die breite Tenne seines Hauses. „Resl", schreit er, „was ist denn mitn Läut'n heut g'wes?"

Da kommt aus der Wirtsstube der Maler: „Ah, der Herr Leibl!" sagt grüßend der Wirt. Und hat schon auf's Läuten vergessen. Dies isch a Mann, der Herr Leibl, dies soll a Preuß sein! Auf was für Gedanken einem d' Leut gern bringeten.

A paar Monat drauf hat dann der Maler g'meint, ob er nicht d' Resl mitnehmen dürft! Es würde richtig g'heirat'! Und alles wär dann erledigt, weils halt doch etz dann soweit wär mit ihr!

Der Seewirt hat an dies sell Elfiläuten denken müssen: „aha, drum hat er 's Läuten dort überhört!"

„Aber mei Resl bleibt da! Leibl, it wegen enk, aber weil mei Resl da auch einen findet, weil dies bei meiner Resl gar nichts macht!"

Am Sonntag drauf isch 's Gäuwägerl vom Bot z' Oberschondorf Türkenfeld zu g'fahren. Dies ganz Wägerl hat nach Farb g'stunken. Vorn, beim Botenwaschl, sitzt der Leibl und noch a Maler. Und man kanns it anders sagen, sagt am andern Tag der Botenwaschl, allweil hat er wieder umgschaut, der Leibl, aber i glaub doch, daß a Preuß isch, und er wills beweisen, zeigt an Fünfmarkthaler her: „den hat er mir g'schenkt!"

Und wieder an Sonntag später isch der Botenwaschl von Oberschondorf beim Seewirt z' Unterschondorf in der Kuchel g'sessen. Und der Seewirt und die Seewirtin haben ihm ganz recht geben, wie er g'meint hat: „Dies Kind von dem Maler werd auch groß!

Und d' Resl hat nachher auch ja g'sagt.

In der Kirche in Schondorf hängt noch das alte Kruzifix. In der Kirche in Schondorf läutet täglich, pünktlich um elf Uhr die Glocke.

In Louvre in Paris hängt das Bild eines Bauernmädchens von Leibl. Tausende haben es gesehen, Tausende bewundern es weiter.

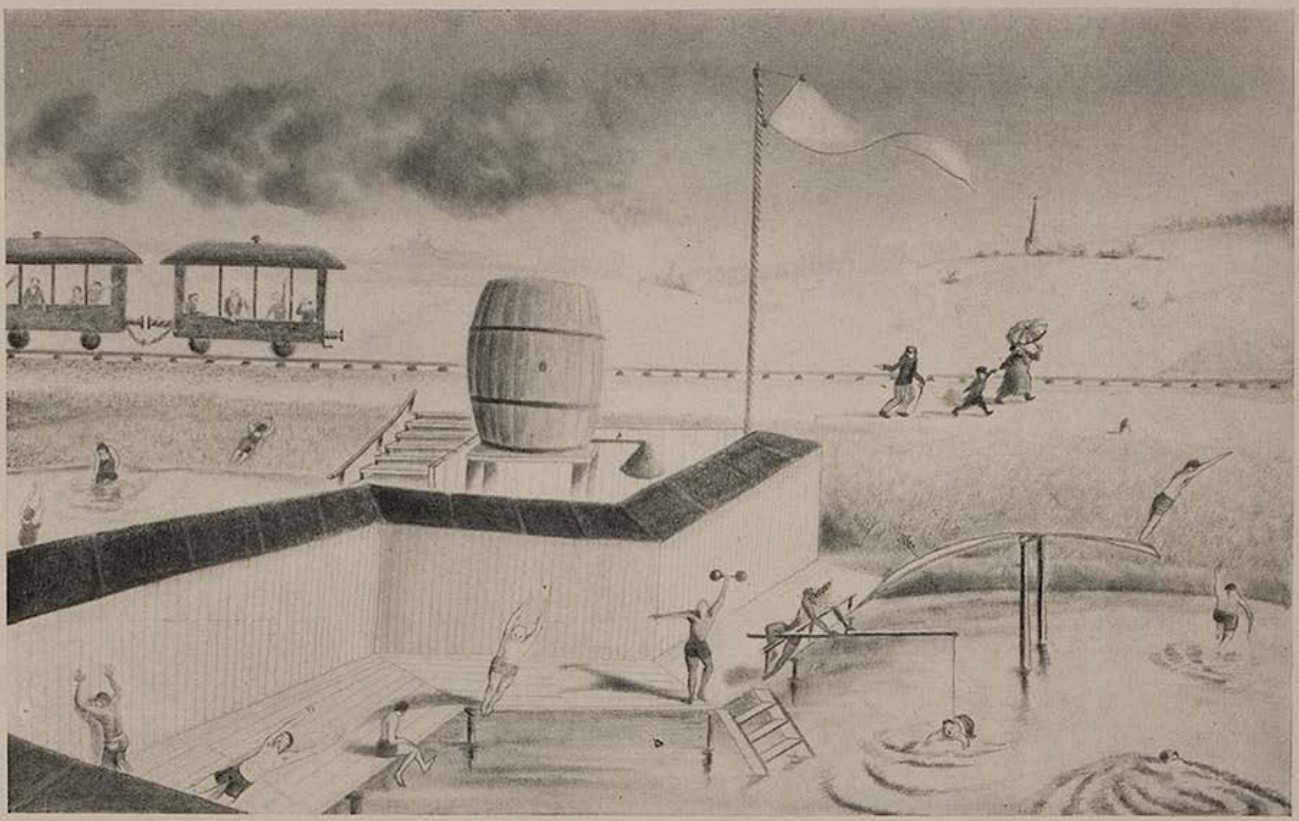
Der Maler ist tot! Das Modell trug man in Oberschondorf zu Grabe!

Das Bild aber lebt und wirbt weiter, für uns!



In der Frühe

Rudolf Sieck



Badeanstalt

Machek

Was hätten Sie erwidert?

Sagen Sie stets und unter allen Umständen die Wahrheit? Ich nicht. Zum Beispiel nicht in einem Fall wie dem folgenden.

Auf dem Wege zur Untergrundbahn hielt ich mich unlängst in einem Laden auf. Meine Frau hatte mich darum ersucht. Es war ein Fleischerladen, aber ich hielt ihn irrtümlich für eine Fischhandlung. Die beiden Läden sind so dicht Tür an Tür, daß man, wenn man nicht sehr aufmerksam ist, leicht das falsche Geschäft betritt. „Haben Sie Krebse?", fragte ich.

„Haben Sie keine Augen?" gab der Fleischer zur Antwort.

Er war ein großer kräftiger Mann. Ich sagte „Ach so" und trat einen beschämten Rückzug an. Es war kein glorreicher Augenblick meines Lebens. Aber während ich im Laden nebenan Krebse bestellte, dachte ich darüber nach, was ich dem Fleischer hätte erwidern sollen, und als ich dann auf der Straße Müller traf, war ich schon halb überzeugt, es auch wirklich gesagt zu haben. „Geh' heute nicht zu dem Fleischhauer", warnte ich ihn, „er ist heute schlecht gewickelt."

„Was ist denn los mit ihm?" fragte Müller.

„Nun, nichts Besonderes. Ich war eben bei ihm, weil ich seinen Laden mit der Fischhandlung nebenan verwechselt habe — die beiden Türen liegen so dicht aneinander, daß man kaum ein Blatt Papier zwischen ihnen durchstecken kann — und fragte, ob er Krebse habe. ‚Haben Sie keine Augen' fragte der Idiot. ‚Doch, aber sie sind leider nicht halb so scharf wie Ihre Zunge', gab ich ihm zur Antwort. Und darüber denkt er jetzt noch nach."

Ich verließ Müller, während er ebenfalls noch darüber nachdachte. Ich hinwieder überlegte, ob ich den Fleischer auch schlagfertig genug abgefertigt hatte. Als ich dann Schmidt traf, hatte ich schon eine bessere Erwiderung gefunden. „Wohin gehst du?" fragte ich ihn. „Hoffentlich nicht zum Fleischer."

„Was ist denn mit dem Fleischer los?"

„Ich habe ihm gerade eine Lektion erteilt", lachte ich. „Ich war eben irrtümlich in seinem Laden, den ich mit der Fischhandlung nebenan verwechselt hatte — die beiden Türen liegen nämlich so dicht aneinander, daß nur ein Meisterschütze die richtige treffen kann — und fragte ihn, ob er keine Krebse habe. In einem Fleischerladen findet man selten Krebse', gab er mir höhnisch zur Antwort. ‚Noch seltener aber gute Manieren' erwiderte ich, ‚und die sind für jeden Geschäftsmann unerläßlich'."

Das klang schon besser. Schmidt lachte und erzählte mir, wie schlagfertig er einmal einen unhöflichen Installateur abgefertigt hatte. Aber ich kann darüber nicht berichten, weil ich nicht zuhörte.

Ich mußte nämlich zur Untergrundbahn eilen. Im Zug kam ich mit einem Mann ins Gespräch, der nach Lektüre des Morgenblattes der originellen Ansicht Ausdruck gab, daß die Menschen heute so ganz anders seien als früher. Ich stimmte eilends zu.

„Sogar die Geschäftsleute beginnen mit einem unhöflich zu sein", sagte ich. „Nehmen Sie folgenden Fall. Er ist mir erst heute früh passiert. Ich ging irrtümlich in einen Fleischerladen anstatt in eine Fischhandlung — die beiden Türen sind so knapp nebeneinander, daß es auf einen Zufall ankommt, in welches Geschäft man hineinstolpert — und als ich dem Fleischer sagte, er solle mir ein halbes Dutzend Krebse nach Hause schicken, fragte er mich, ob ich nicht lesen könne! Was sagen Sie dazu? Zufälligerweise fiel mein Blick gerade auf seine Firmentafel. ‚W. Ungeschlacht' hieß der Geselle. So sagte ich ihm, daß ich seinen Namen wohl lesen könne und ihn äußerst passend finde!"

„Sehr interessant", nickte mein Gegenüber. „Der Fall erinnert mich daran, wie ich einmal ..." Doch das ist meine Geschichte und nicht die seine.

Im weiteren Verlaufe des Tages verbesserte ich meine dem Fleischer erteilte Antwort immer mehr, bis sie zu einem wahren Muster an Witz und Schlagfertigkeit geworden war und diejenigen, die sie zu hören bekamen, nicht mehr den Mut aufbrachten, mir mit ähnlichen Erfahrungen aufzuwarten.

*

Als ich abends nach Hause kam fragte mich meine Frau, wie es zu erklären sei, daß man ihr Krebse ins Haus gestellt habe, wo sie mich doch ersucht habe, ein wenig Kalbsschulter für sie zu bestellen.

Jefferson Farjeon



Prof. Ludwig Hohlwein

LUDWIG HOHLWEIN

Zu seinem 60. Geburtstag am 26. Juli 1934

Von Hubert Wilm

Die neue deutsche Gebrauchsgraphik, die in den prachtvollen Holzschnitten des späten Mittelalters ruhmvolle Vorläufer hat, ist in den letzten Jahren des neunzehnten Jahrhunderts am deutschen Kunsthimmel emporgestiegen. Die Jahre 1896 und 1897 etwa umgrenzen den Zeitpunkt, zu dem die deutsche Reklamekunst eine fröhliche Urständ feierte. Damals wurde die deutsche Öffentlichkeit durch Leistungen überrascht, die sehr eindringlich den Willen zu einer neuen künstlerischen Wiedergeburt kundgaben und die richtunggebend blieben für eine ganze Generation von Schaffenden: Franz von Stucks Kopf der Pallas Athene und Sütterlins Plakat mit dem Hammer. Zwei mächtige Kunstmittelpunkte wuchsen empor, einer im Norden, Berlin, und einer im Süden, München. Und München mit seinen Wochenschriften „Jugend" und „Simplizissimus" war, wie so oft vorher und nachher, der Schrittmacher einer neuen Zeit.

Folgerichtig, wie auf dem Gebiet der freien Kunst hat auch die zweckgebundene Kunst, die Gebrauchsgraphik, in ihrem Aufblühen im Norden und im Süden verschiedene Wege beschritten: in Berlin verlief die Entwicklung auf streng sachlichen, ja zuweilen nüchternen Bahnen, während in München das lebensvolle Element, das gemütvoll Natürliche, das herzerfrischend Lebenswarme eindeutige Bevorzugung errang.

Nun, inmitten dieses Kampfes, der um die Jahrhundertwende den Norden und den Süden des künstlerischen Deutschlands gleichermaßen erregte und begeisterte, stand ein junger Künstler, dessen Wiege an der Grenze zwischen Nord und Süd gelegen war: der am 26. Juli 1874 in Wiesbaden geborene Ludwig Hohlwein.



Wenn jemand die natürlichen Vorbedingungen für den Kampf um die neue Ausdruckskunst in sich vereinigte, so er: die ewig lachende Sonne im Blütengarten des gottgesegneten Rheingaus blieb als unvergängliches Erbteil der Heimat in seinem Herzen wach und der natürliche, zeitgemäße Drang nach Luft und Freilicht, nach körperlicher, sportlicher Betätigung, gab dem schöpferischen Geist die nötige Spannkraft. Daß sein Tatendrang sich zunächst auf den Gebieten der Architektur und der Innenarchitektur auslebte, war für seine spätere künstlerische Entwicklung von ausschlaggebender Bedeutung. Das bei aller Begeisterung für die Vielfältigkeit der lebendigen menschlichen, pflanzlichen und animalischen Erscheinung streng tektonische Element in seinen Arbeiten verdankt seine stetige Weiterentwicklung dieser anfänglichen, sehr ernsten und auch erfolgreichen Beschäftigung mit architektonischen Problemen.

Sind auch jene Erfolge des jungen Architekten unvergessen, so müssen sie im Rahmen der künstlerischen Erscheinung Ludwig Hohlweins zurücktreten gegen die Leistungen des geborenen Gebrauchsgraphikers, des unbestrittenen deutschen Plakatmalers, zu dem er sich in raschem Aufstieg entwickelt hat. Sein Werk liegt eindeutig und klar umrissen vor unserem geistigen Auge; er hat erreicht, was hunderte vergebens zu erreichen sich bemühten: mit der bloßen Nennung seines Namens verbindet sich in unserem Geist ein ganz bestimmter Stilbegriff, ein Lebenswerk, das nur für ihn, für ihn allein wesentlich und eigentümlich ist.

Die Frage nach der besonderen Eigenart seines Schaffens ruft die Erinnerung an den Gang seiner künstlerischen Entwicklung als Plakatmaler wach. Seine ersten Treffer, die figürlichen Plakate für den Münchener Sportschneider Hermann Scherrer, sind den Schöpfungen moderner englischer Gebrauchsgraphiker verwandt; der streng stilisierte Rosenstrauß für ein Damenkonfektionshaus geht dann schon eine beträchtliche Stufe weiter ins rein Persönliche und gleichzeitig ins Münchnerische. Reiterplakate folgen und als ein Markstein aus jener Zeit erscheint das unvergeßliche Blatt für den Marco-Polo-Tee: der stehende Chinese mit dem Tablett und den Tassen, die aufrechte Figur vor tiefdunklem Hintergrund, die mit den drei hellen Quadraten des Grundes eine Raumeinheit von visionärer Ausdruckskraft bildet. Dann kommt die lange Reihe der schlagkräftigen Tierplakate: der Flamingo des Münchener Zoologischen Gartens, der Fuchs des „Roberin-Parkettwachses" und als Krone dieser Folge das zweite Plakat für den Münchener Zoo: der fleckige Leopard mit der Silhouette des schwarzen Panthers im Hintergrund, ein Blatt von erstaunlicher Prägnanz und Schlagkraft. Prachtvoll die im Zickzack segelnden Möven auf dem Plakat „Terranova", seltsam beruhigend die mächtigen Frauentürme auf dem Ausstellungsplakat des „Künstlerbunds Isar" und funkelnd wie die unvergänglichen Farben gotischer Glasfenster das in Blau, Violett und Gold sich schichtenweise dehnende Gedicht auf Berchtesgaden, die Perle der bayerischen Alpen. Marco-Polo-Tee und Riquet-Pralinen gaben Stoff zu treffenden figürlichen Kompositionen; es folgen Flugzeug- und Kriegsplakate, schließlich Einzelfiguren in unabsehbarer Fülle: Höhepunkte sind hier „Frühling in Wiesbaden" und „Casa Nova-Sigrid Cigaretten".

Das besondere all dieser Schöpfungen ist der bis zur feinsten Überspitzung ausgebildete Plakatstil, der sie auszeichnet, die unerhörte Konsequenz, mit der dieser Künstler jedes Teilstück seiner Kompositionen ins Flächige übersetzt und damit eine Fernwirkung erzielt, die ebenso überraschend wie schlagend ist.

Ludwig Hohlwein hat den Ruhm der Münchener Plakatkunst in alle Welt hinausgetragen; seinem erfolgreichen Schaffen wird es verdankt, wenn die Gebrauchsgraphik in unseren Tagen wieder jene Stellung errang, die ihr ohne jeden Vorbehalt zukommt und München wird diesem im deutschen Süden heimisch gewordenen Rheinländer, dem ewig — jungen Sechziger, am 26. Juli mit heißem Dank den frischen Lorbeerbruch überreichen.



ERNST HOFERICHTER:

Weekend im Wirtshaus

Weekend ... Ein Realschüler übersetzte das Wort und Sinn aus einer Illustrierten. Und der Parkettbodenschreiner Benno Plattlinger griff es auf wie ein Trambahnzehnerl. Von ihm aus verbreitete es sich gleich dem Geruch angebrannten Kindsmuses durch alle Stockwerke ...

Vorbereitungen wuchsen übergroß aus Dreizimmerwohnungen und Aftermieten hinaus.

In den Küchen saßen Familien um gemeinsame Fußbäder. Aus dem Pappdeckel mit der aufgezogenen „Schlacht bei Mukden" wurden Schuheinlagen geschnitten. Kragenknöpfe waren zum Mittelpunkt von ehelichem Streit geworden. Kinder lernten auf den Kanapees die Gefahren der Kreuzottern auswendig und formten aus dem hervorquillenden Seegras Gebüsch und Wald. Aus der „Ecke für Hof und Haus" schrieben Hausfrauen die Winke gegen Hitzschlag, Ertrinken und Tropenkoller ab.

Den gewaltigsten Anlauf zum beginnenden Weekend aber nahm die Familie Plattlinger. Und sie hatte es auch am nötigsten. An den Wänden ihres Alkovens schwitzten die Tapeten wie Möbeltransporteure. Die Sonne fiel nur als Reflex eines Blechdaches in den Verhau ihrer Betten. Die Gesichter der Kinder leuchteten als wasserliniertes Kanzleipapier.

Aber jetzt sollte alles anders werden!

Schon bereitete der Vater auf dem Küchenbalkon den Kinderwagen. Der imitierte Panamahut wartete, mit Schwefel und Zitronensaft frisch geputzt, am Fensterbrett.

Draußen lag der Morgen glanzpoliert wie von einem Abzahlungsgeschäft geliefert. Die Sonne lächelte aus einem Schulaufsatz. Die lauen Winde, welche wehten, erinnerten an den Luftzug eines Warenhausfahrstuhles. Und die Vögel zwitscherten wie aus Grammophonplatten — — — „Auf geht's ...!" rief Vater Plattlinger seinem Zimmerfräulein durchs Schlüsselloch zu. Und die Familie versammelte sich am Ausguß, wo die kleine Fanny zum Tropfen der Wasserleitung ein Frühlingsgedicht aufsagte. Durch drei Hinterhöfe ging's auf die Straße ... Ins Freie ... Wo die Trambahnschienen wie Ringelnattern glänzten und vom vierjährigen Hansi jetzt mit Vaters Spazierstock ausgekratzt wurden.

Durch die geschlossenen Läden der Delikatessenhändler roch es nach Weekendresten und Frau Plattlinger atmete Lungenzüge.

„Göi, Mari, dö Luft tuat dir guat ...?"

„Ma sollt halt öfters 'rauskomma in dö Natur ..." entgegnete der Gemahl und kontrollierte den Kurs des Kinderwagens.

„Der Weekenddrang is vom Amerika aussi kemma ..." lispelte das Zimmerfräulein mit Familienanschluß und Morgenkaffee.

„'s Gefrierfleisch aa ...!" ergänzte Frau Plattlinger.

„Vata, da schaug her ... da fließt a Bach ... a echt's Wasser ...!" schrie Hansi und blieb über einem Kanaldeckel stehen, durch dessen Gitter er in die Tiefe sah.

„Ja, da wohnen in den Fluten die Nixen und Meerjungfrauen, d'Forellen und Karpfen."

„Wo's Pfund Zwoamarkdreiß'ge kost' ..."

„Wistahö ...! Fahr links umi ... da scheint d'Sunna so schön an die Wirtschaft hin ...!"

Links und rechts vom Eingang zur Gaststube standen zwei Föhren in leeren Konservenbüchsen. Darüber stand „Zum weißen Stierl".

„Da is' schön warm ...! Und wia dö Bäum riacha ... Wia an Zimmerfreilein sei Brennscheer, wenn's überm Spirituskocher liegt ..."

„Wia im Wald ...!"

„Was ...? Dös i s scho a kloaner Wald ... no a paar Baam mehra — und d' Wilderer sand a scho da ...!"

„Direkt a gewisse Natur is da scho beinanda."

„Da kumnt ma glei amal a frische Maß trinka ... Auf daß wir a Schneid kriagn ..."

„Freili ... sich glei' auf oamal in die Natur zu stürzen, dös wär gar net g'sund ..."

„Prost ... 's Weekend soll leb'n ...!" schrie Vater Plattlinger in der hintersten Ecke über den Schaum des Maßkruges hinweg.

Hinter ihm hingen Raupenhelme, Hinterlader, Turkosmützen und ein Tölzer Floß mit Baumstämmen und dreifachem Jodlerecho.

„Vata, tua d' Joppen runter ...!"

„Da is' kühl wia im tiefsten Wald ... Und von der Küch her riacht's nach Kartoffisalat."

„Was hab i g'sagt ...? Stimmt's mit'm Weekend ...? Was dem Amerikaner und Berliner recht is', muaß den Bayern billig sei' ...!"

„Jetzt wär a kloaner Haferltarock was feins ...!"

„Fanny, Hansi ... teats mit'm Kinderwag'n in Hof 'naus fahr'n, nacha könnt's spiel'n in der frischen Luft ... Dös tuat euch a guat ...!"

„... I spiel' a Solo ...!"

„Schmier, Mari, tua dein Zehner aussi ...!"



Der Zimmermann — Erich Wilke

Draußen im Hof fingen Hansi und Fanny zwischen Ausklopfstangen und Kehrichttonne Fleischfliegen.

„No a Maß ... Und g'stocha ...!"

In der anderen Ecke hat sich inzwischen der „Cowboy-Verein zur Vertretung der Wildwestinteressen in Bayern" zu seinem Weekend niedergelassen. Banklehrlinge, ergraute Familienväter und Abonnenten der Buffalo-Bill-Serie benützten das Wochenende, um in weiten Schlapphüten mit Tomahawkwerfen und Lassoschlingen in der Wirtshausecke Leib und Seele zu entspannen.

Plattlinger erklärte soeben seiner Familie die Tiefen des Tegernsees, der auf dem Halbekrügel seiner Gemahlin abgebildet war, als vom Cowboytisch her eine Lassoschlinge schwirrte und das Zimmerfräulein mit merikan'scher Wildheit umarmte.

Augenblicklich fühlte Plattlinger, daß er inmitten dieser Weekendnatur die Dame zu schützen habe. Und sein Finger verließ die lieblichen Ufer der aufgemalten Landschaft und schleuderte den ganzen Tegernsee mit all seinen Tiefen gegen den Wildwestvorstand, daß die Fluten mit acht Prozent Stammwürze über die Symbole Texas tropften ...

Sogleich fuhren niederbayerische Messer mit dem Solinger Gruß durch den Raum und Qualm auf — —

Aber zunächst galt es, das Opfer des Sees zu bergen, das bereits unter den Tisch gerutscht war. Der Wirt alarmierte die Sanitäter ... Diese trugen den Cowboy auf der Bahre durch die Gasthofstube. Plattlinger organisierte den Rückzug aus der Natur — in den dritten Hinterhof zurück.

Seine Gemahlin schluckte eine Serie Kopfwehpulver: „Dö Luftveränderung spürt ma halt do, wenn ma gar nia naus kommt ... Und d' Sunna hat a bisserl grell beim Wirtshausfenster 'rein brennt ..."

„Ja, nacha müaß ma uns das nächste Mal halt mehr in Schatten sitzen und d' Fenster zuamacha ..."

„D' Fanny hat sich Glasscherb'n in d' Füaß tret'n — und da Hansi hat gar koan Appetit mehr, weil er d' Fleischfliag'n alle g'fressen hat."

„Die freie Bewegung in der Natur is für dö Kinder halt a weng ung'wohnt ... Unds Weekend is in Bayern a bißl z'schnell eing'führt word'n ...!"

Aus der hübsch möblierten Kammer schrie das Zimmerfräulein in hysterischen Krämpfen. Sie fühlte sich immer wieder auf weiter Flur überfallen — bis Plattlinger ihr Kamillentee kochte, Kartoffelschnitz um ihre Stirn band, sie bis zum Lachkrampf, und zum zweitenmal sich als Retter „betreffs Natur" erwies — — —

So begann das bayerische Weekend. Bald wurde nach Berliner Muster eine Wochenend-Ausstellung eröffnet, auf der Diagramme über den Bierkonsum, Sonntag, Wallfahrtsandenken, Taschenapotheken, Stiletts, Fingerabdrücke aus dem Polizeialbum, Kammerfensterleitern, Rehgewichtel, Bierzeichen, Staubsauger und die Wochenendspielpläne der Kinotheater zu sehen waren.



Ausflug L. Beck-Gauting

SAURE GURKEN

Aus der Schule

Fritzchen: „Nachsitzen hab' ich müssen, weil ich keine Federn hatte."

Karlchen: „Gemeinheit! Als ob unsereins ein Vogel wär'!"

Das Dienstmädchen

„... und dann wollte ich mich noch erkundigen, ob das Dienstmädchen Guste auch anrichten kann."

„Oh, die hat bei mir alles Mögliche angerichtet!"

Der Haushahn

„Wecken ist wohl nicht nötig, Herr Professor, der Haushahn wird Sie schon morgen früh wachkrähen!

„Schon gut. Stellen Sie ihn bitte auf fünf Minuten vor sieben!"

Die Tropfen

„Warum mußt du nur diese scheußlichen Tropfen nehmen, Großpapa?"

„Weil ich früher zu viele gute genommen habe, mein Kind!"

Ausgleich

Gnädige zum neuen Dienstmädchen: „Sie essen genau das Doppelte wie Ihre Vorgängerin!

Dienstmädchen: „Nur keine Aufregung! Dafür bleibe ich nur halb so lang!"

Neid

„Sieh dir bloß die Meiers an, was die wieder hierherstarren! Die reden sicher über unsern Konkurs!"

WILHELM WELDIN:

FERDINAND DER FAULE

Der rote Wasserball, der vom Schicksal dazu ausersehen war, gleich einer Brisanzgranate in das behagliche Dasein Mr. Ferdinand Brimsbranes einzuschlagen, machte einen flachen Bogen, schlug zweimal auf einer Welle auf und landete mit einem vergnügten Sprung auf einer Nase.

Die Nase gehörte einem jungen Mann, der schlummernd auf einem Gummischwimmer dahintrieb. Der Gummischwimmer gehörte der Badeanstalt von Sigsby on Sea. Der Wasserball gehörte einem jungen Mädchen von amazonenhaftem Wuchs, das in diesem Augenblick einen etwas bestürzten Ausdruck zur Schau trug, der ihr ausgezeichnet zu Gesicht stand.

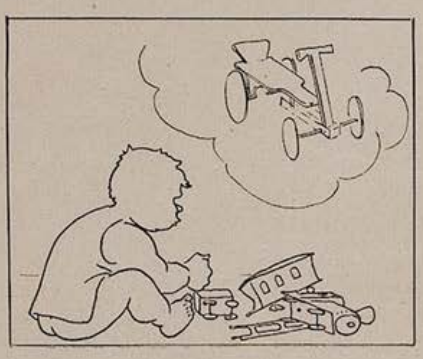
Die Nase des jungen Mannes zuckte unter der Berührung des Balles leicht zusammen. Seine Augen öffneten sich und warfen einen unwillig erstaunten Blick auf den Wasserball, der eben einen letzten matten Sprungversuch unternahm.

Mit einer Geste unendlicher, geradezu kosmischer Faulheit streckte der junge Mann die Hand aus um den Ball zu fangen, aber — sei es, daß er ihn verfehlte, sei es, daß dem Ball die Sache zu lange dauerte — die störende rote Kugel fiel ins Wasser, wo sie kokett auf den Wellen zu tänzeln begann.

Der junge Mann, den die unerwartete Anstrengung des Armhebens sichtlich schwer erschöpft hatte, wollte sich mit einem Seufzer wieder zur Ruhe begeben, um in einer weiteren Stunde gesunden Schlafes die eben verbrauchten Kräfte zu regenerieren, als er das schönste Mädchen der Welt erblickte.

„Hallo!" rief das schönste Mädchen der Welt. „Wollen Sie mir nicht den Ball herüberstemmen?"

So kam es, daß Mr. Ferdinand Brimsbrane, von allen die ihn näher kannten Ferdinand der Faule genannt, Miß Arrow kennenlernte und — beinahe mechanisch — dem Kreis der zahlreichen Verehrer dieses außerordentlich attraktiven Mädchens einverleibt wurde. Nicht länger trieb er in seligem Nirwana auf den Wellen des Kanals dahin. Er mußte prustend wie ein Seehund Wasserbälle apportieren, er mußte tauchen wie ein Fisch. Von neun bis elf mußte er Golf spielen, von vier bis sechs Tennis, von sechs bis sieben hatte er zu reiten, Und so fort.



Eines Abends beim Dancing nahm Diana von ihm Notiz (was sie nicht häufig zu tun pflegte).

„Sie sehen so bleich aus, Mr. Brimsbrane. Fehlt ihnen etwas?"

Ferdinand der Faule zuckte resigniert die Achseln. Es war, als würden seine Schultern eine Zentnerlast heben, um sie hoffnungslos wieder fallen zu lassen.

„Ja und nein," sagte er. „Nein und ja."

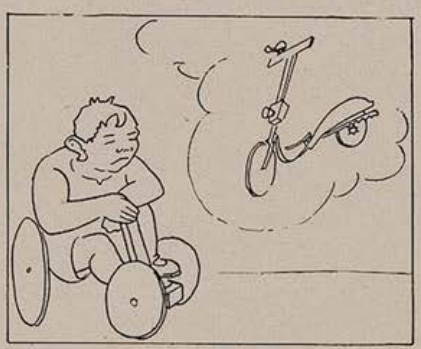
„Wie mysteriös! Woran leiden Sie also wirklich?"

„An Ihnen!"

Diana sah ihn einen Augenblick grenzenlos erstaunt an. Dann lachte sie ein helles, perlendes Lachen.

„Sie Armer! Wissen Sie denn nicht, daß Sie gerade das Gegenteil meines männlichen Ideals sind? Sie sind unsportlich, bequem, faul — —"

Ferdinand des Faulen Stirn umwölkte sich. Zum ersten Male in seinem Leben war er mit seiner Faulheit unzufrieden. Generationen von Pädagogen, die ihm seine Faulheit als schrecklichstes aller Laster angeprangert hatten, hatten das nicht erreicht — im Gegenteil, Mr. Brimsbrane war im Laufe eines ziemlich ereignislosen Lebens zu der Erkenntnis gekommen, daß nur eine Arbeit süß ist, nämlich die Arbeit die andere für einen besorgen, worin man ihm im wesentlichen recht geben muß. Aber nun war er an einen Punkt gekommen, wo diese Philosophie versagte. Mit leisem Bedauern gedachte er der schönen Zeiten, da er Mädchen in weitem Bogen aus dem Wege gegangen war, weil seine geradezu monumentale Faulheit ihn instinktiv vor ihnen warnte. Mädchen waren in Mr. Brimsbranes Lebensbild bisher nur Ruhe-



störer gewesen, schusselige Geschöpfe, die einen Pakete tragen ließen und auf die unberechenbarste Weise Unordnung in ein behagliches Dasein brachten. Und jetzt war das alles aus. Traurig, Traurig ...

„Ich bin nicht faul!" widersprach Ferdinand der Faule ohne Überzeugung. „Ich schwimme den ganzen Tag wie ein Seehund, ich tauche wie ein Fisch, ich, ich ... ich benehme mich überhaupt, als ob ich verrückt geworden wäre!"

Diana sah ihn mit sanfter Verachtung an.

„Haben Sie je gearbeitet, Mr. Brimsbrane?"

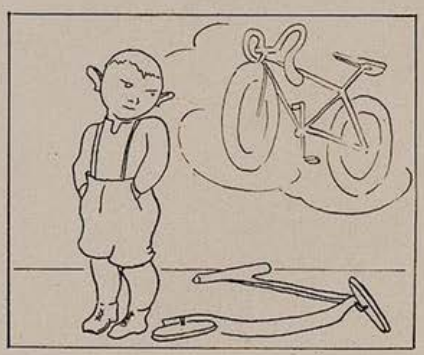
„O ja. Ich wollte ein Monumentalwerk mit dem Titel ‚Apologie der Faulheit' schreiben, aber ... es wurde nicht fertig."

„Sehen Sie!" sagte Diana plötzlich zerstreut. „Entschuldigen Sie mich, da kommt Johnny ..." „Einen Augenblick!" sagte Mr. Brimsbane nervös. „Sagen Sie mir eines, Diana: habe ich die geringste Chance bei Ihnen?"

Diana sah Ferdinand den Faulen mit Augen an, die durch ihn hindurch in märchenhafte Fernen blickten.

„Wenn Sie etwas leisten", sagte sie träumerisch, „etwas Großes, etwas wirklich Großes, etwas, was der Mann meiner Ideale meinetwegen tun würde, dann — —"

Mr. Brimsbrane versuchte es mit dem Hechtsprung. Jonny konnte ihn besser. Er lernte binnen drei Tagen den Doppelsalto und tauchte auf zwanzig Meter. Johnny tauchte zwanzigmal und blieb Sieger. Als Ferdinand der Faule einen Preis im Hindernisspringen gewann, wurde man zuerst auf ihn aufmerksam und als er vor Johnny den zweiten im



Wer immer strebend sich bemüht. — — —

Golfturnier besetzte, wurde er sogar vereinzelt als Outsider gewettet und die Börse für Johnny fiel von zehn auf neundreiviertel.

Ferdinand der Faule hatte zehn Kilo abgenommen, er war nur mehr der Schatten seiner selbst, aber er genoß jetzt das Privileg mit Diana allein ausreiten zu können und einmal durfte er sogar im Kino ihre Hand halten. Alles schien sich zum Besten zu wenden, als jäh und unvermittelt die Katastrophe kam.

Mr. Brimsbrane war auf dem Weg zum Bad, zwei schwere Hanteln in der Hand, bleich aber aufrecht. Da schoß Dianas roter Rennwagen um die Ecke und hielt mit kreischenden Bremsen.

„Hallo!" rief Diana mit leuchtenden Augen. „Wollen Sie nicht mit mir zum Flugplatz kommen? Johnny hat seinen Sport-Eindecker aus London kommen lassen und will mir fliegen lernen!"

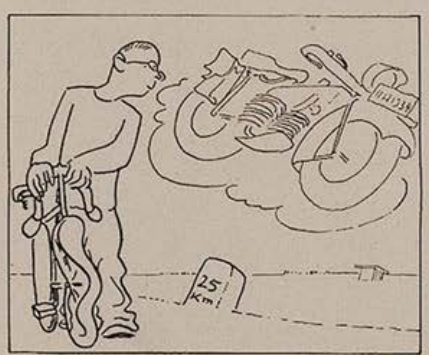
Einen Augenblick stand Mr. Brimsbrane sprachlos da. Sein Verstand weigerte sich, die ganze Tragweite dieser furchtbaren Nachricht voll zu erfassen. Dann schwankte der junge

Mann leicht und mußte sich an die Klinke der Wagentür stützen.

„Ist Ihnen unwohl?“ fragte Diana kühl desinteressiert. „Na ja, die viele ungewohnte Anstrengung. Sie sind halt einem sportlichen Leben doch nicht gewachsen. Hopp! Hopp!“

Eine halbe Stunde später stand Mr. Brimsbrane am Flugplatz und starrte in die Luft, wo Johnnys Flugzeug mit Diana an Bord halsbrecherische Kunststücke vollführte. Er überlegte gerade, ob der Nagel in seinem Hotelzimmer auf dem das kolorierte Panorama von Sigsby on Sea hing, sein Gewicht aushalten würde, oder ob der Haken mit der Photographie der Badeanstalt vorzuziehen wäre, als ihn plötzlich eine ungeheure Müdigkeit überkam. Die Reaktion auf die Anstrengungen der letzten Wochen kam jäh und mit überwältigender Heftigkeit. Und langsam kroch, von der Müdigkeit gedeckt, seine alte Faulheit aus den Schlupfwinkeln seiner Seele hervor und verführerische, ketzerische Stimmen begannen sirenenhaft in ihm zu reden.

Mr. Brimsbrane sah sich auf dem Flugfeld um und fand es abscheulich. Kein Platz zum sitzen weit und breit, das Gras naß vom letzten Regen. Nach Sigsby on Sea zurück aber waren es vier Kilometer gerade einsame Landstraße . . .



. . . den können wir erlösen
(Zeichnungen von Toni Bichl)

Es geschah in diesem Augenblick, daß Mr. Brimsbrane den großen Doppeldecker erblickte. Er stand in einem Hangar und schien außer Betrieb zu sein.

In diesem Doppeldecker — flüsterten die ketzerischen Stimmen — gibt es Sitze, weiche bequeme Ledersitze, auf denen ein müder, gequälter Mann sich ausruhen, ja vielleicht sogar ein Nickerchen tun könnte . . .

Wie magnetisch angezogen, näherte sich Mr. Brimsbrane dem Flugzeug und erkletterte es. Der Sitz, das merkte er bald, war unbequem, dafür gab es hinten im Rumpf einen gedeckten Raum, in dem man sich bequem ausstrecken konnte.

Ferdinand der Faule kroch tief in den Rumpf des Flugzeuges hinein und legte sich hin. Wundersam kroch Müdigkeit seine Wirbelsäule entlang. In herrlicher, gottbegnadeter Faulheit streckte er seine Glieder. Er spürte den Geruch von Benzin in der Nase, einmal stieß er mit dem Fuß gegen eine Blechkanne, dann fielen seine Augen zu und seliges Vergessen breitete sich über ihn.

Er erwachte erst wieder, als ihn jemand heftig rüttelte. Ein Mann in Fliegerdreß zerrte ihn aus dem Hohlraum heraus und Mr. Brimsbrane folgte schlaftrunken. Er hatte kaum den Kopf aus dem Flugzeug herausgestreckt, als er bereits einen gigantischen Lorbeerkranz um den Schultern hatte.

„Drei Cheers der Stadt Neuyork für die Helden der Luft!“ schrie jemand.

*

Erst später, als die offiziellen Reden vorüber waren, erfuhr Mr. Ferdinand Brimsbrane, daß er sechsunddreißig Stunden in einem Flugzeug geschlafen hatte, das in aller Stille von Sigsby on Sea zu einem Ozeanflug gestartet war. Die Besatzung bemerkte seine Anwesenheit erst, als die Benzintanks nachgefüllt werden mußten. Alle Versuche, ihn vor Neuyork zu wecken, waren vergeblich gewesen.

Man nahm allgemein an, daß er sich als blinder Passagier eingeschlichen hatte und Mr. Brimsbrane ließ es dabei bewenden. Die Zeitungen feierten ihn als „Ferdinand den Schläfer“ und „Brimsbrane, den Mann mit den eisernen Nerven“.

Nach vierzehn Tagen schiffte sich Mr. Brimsbrane auf einem Schnelldampfer nach England ein. Am Pier von Southampton wurde er von einer tausendköpfigen Menschenmenge empfangen, aus der sich ein Mädchen von amazonenhaftem Wuchs löste, das ihm öffentlich um den Hals fiel.

„Darling!“ sagte das Mädchen. „Held meiner Träume . . .“

Nun ist Ferdinand der Faule seit drei Jahren mit Diana Arrow verheiratet. Er schießt, reitet, schwimmt, fliegt. Aber die stille Hoffnung seines Herzens bleibt unerfüllt: es findet sich kein zweiter Fauler, der ihm Diana Arrow wieder abnimmt.



Kapitalanlage

„Nu is Lieses Gesangsausbildung beendet“, erzählt Drägemöhl.

„Na, da wirst du auch zufrieden sein“, meint Peppmöller, „das hat doch sicherlich eine Stange Geld gekostet?“

„Nu ja, aber alles in allem war's doch 'ne gute Kapitalsanlage.

„Ach? Nu, verdient sie denn schon was?“

„Keine Spur. Aber die Nachbarhäuser habe ich dadurch billig erstehen können.“

K. E. S.

Besser so

— „Du hast also den Posten in der Bank bekommen? Kennt dich der Direktor denn?

— „Nein, eben nicht!“

Kinder

„Deine Mama hat also Zwillinge bekommen? Habt Ihr denn auch schon Namen dafür?“

„Ja, Papa sagte gleich, als er sie zum ersten Male sah: Donner und Doria!“

Aus der Schule

„Also, in England wird ein Artikel für beide Geschlechter benutzt. Das habe ich euch ja schon in der letzten Stunde erklärt. Ernst, wie heißt der Artikel?“

„Pullover, Herr Lehrer!“

Grammatik

Der Bub lernt Grammatik; Gegenwart, Zukunft, Vergangenheit. Er fragt Mutter: „Mama, was für eine Zeit ist das: Vater spielt Karten?“

„Verlorene Zeit, mein Junge!“

Laßt Blumen sprechen

„Meine Frau hat heute Blumen nach mir geworfen!“

„Was Sie nicht sagen! Wohl in Ekstase?“

„Nein — in einer Vase!“

Zu gewagt

Erstes Kindermädchen: „So gern ich morgen den Ausflug mitmachen möchte, es geht nicht.“

Zweites Kindermädchen: „Warum denn nicht?“

Erstes Kindermädchen: „Ich kann doch unmöglich Baby einen ganzen Tag mit seiner Mutter allein lassen!“

Die Reiserute

„Warum heulst du denn so schrecklich, Fritzchen, wo wir doch jetzt auf's Land fahren?“

„Weil Papa gestern gesagt hat, daß er sich schon die Reise-Rute zurechtgelegt hat.“ *F S.*

Das Hindernis

Besucherin: „Ist Frau von Borem zu Hause?“

Mädchen (nach einigem Zögern): Möchten Sie nicht den Schleier abnehmen?“

Besucherin: „Aber warum denn?“

Mädchen: „Wenn Sie eine Warze auf der Nase haben, ist Frau Borem nicht zu Hause.





Vor dem Urlaub



Im Urlaub



Nach dem Urlaub

KLEINE GESCHICHTEN VON GROSSEN LEUTEN

Gesammelt von F. H.

Trotz seinem hohen Alter und seinen verschiedenen Leiden ließ es sich Friedrich der Große nicht nehmen, seine Inspektionsfahrten durch das Land regelmäßig vorzunehmen. Als man ihn einmal sehr schonungsbedürftig fand und von der Reise abhalten wollte, meinte er: „Laßt mich nur, ich muß sie antreten, sonst werden noch meine Minister Könige und meine Generale Tyrannen!"

*

Kurz nachdem Südwestafrika eine deutsche Kolonie geworden war, verbreitete sich das Gerücht, Bismarck wolle die neue Erwerbung selbst in Augenschein nehmen. Als man den Fürsten fragte, was denn hieran wahr sei, ob er wirklich nach Angra Pequena zu reisen gedenke, erwiderte Bismarck: „Ja, aber nur auf dem Kamel, das diese Neuigkeit verbreitet hat!"

*

Bei der Erstaufführung der „Meistersinger" in Berlin war auch Moltke anwesend. Nach dem zweiten Akt sagte er: „Da hat man es im Reichstag doch besser — —, dort kann man wenigstens auf Schluß beantragen!"

*

Während der nordamerikanischen Befreiungskriege stellte einmal ein Abgeordneter den Antrag, das Bundesheer dürfe die Zahl von dreißigtausend Mann nicht überschreiten. George Washington stimmte zu, unter der Bedingung, daß sein Gegenantrag angenommen würde, daß nämlich das feindliche Heer nicht mehr als zwanzigtausend Mann stark sein dürfe. Unter allgemeinem Gelächter wurde der letztere Antrag angenommen.

*

Stephan, der Begründer des Weltpostvereins, war ein leidenschaftlicher, aber nicht gerade besonders erfolgreicher Nimrod. Anläßlich einer großen Jagd begrüßte er einen Treiber, der ihm bekannt vorkam, mit den Worten: „Wo habe ich Sie zuletzt getroffen?" — Mit verschmitzter Miene deutete der Treiber nach seiner Rückseite, gegen das Ende der Wirbelsäule: „Hier!"

Lincoln, der berühmte Präsident der Vereinigten Staaten, wurde einmal von einem Bekannten um ein Darlehen angegangen. Er entgegnete: „Werden wir lieber gleich — — — bös!"

*

Clemenceau charakterisierte treffend seine jeweiligen Ministerkollegen, die aber noch öfter seine Widersacher waren. Über Poincaré und Briand sagte er: „Poincaré weiß alles und versteht gar nichts —, Briand wieder weiß gar nichts, versteht aber alles!"

*

Von Talleyrand, diesem typischen Franzosen, stammt der in Frankreich zum Sprichwort gewordene Satz: „Hüte dich vor der ersten Regung, denn — sie ist die gute!"

Vorstadtcafé

Es liegt im Vorort und an einem See,
Was ihm den Nimbus „Strandcafé" verleiht.
Der See hat keinen Strand und das Café
Für seine Gäste wochentags nie Zeit.

Am Sonntag kommen wohl Familien her,
Da ist es manchmal sogar überfüllt,
Doch in der Woche ist es immer leer,
Und nur das überdrehte Radio brüllt.

Wenn wirklich wochentags ein Pärchen kommt,
Dann ist die trockene Torte ganz verstaubt.
Durch chronisch tote Fliegen wird ihm prompt
Die Illusion des Winkelglücks geraubt.

Die Kellnerin ist plötzlich nicht mehr da,
Man wartet ärgerlich, denn man muß gehn,
Sie kommt und grunzt, nachdem sie sich versah
(Zu ihren Gunsten) mürrisch: „Wiedersehn!"

Ernst Klotz

Wahre Briefe zum Lachen

Voltaire

Trotz allen Sträubens wurde Voltaire einmal von einem sehr musikeifrigen Bekannten in ein Konzert geführt. Sie saßen zusammen in einer Loge und lauschten dem Spiel eines Flötenbläsers, der sich in nichts weniger als angenehmen Tönen erging. Voltaire schien denn auch nicht sehr aufmerksam zu sein.

„Du hörst ja gar nicht zu", versetzte nach einiger Zeit sein Begleiter, „weißt du denn nicht, daß das ganz außerordentlich schwer ist?"

„Schwer?" versetzte Voltaire und seufzte. „Ich wollte, es wäre unmöglich!"

An einen Piloten

„Werter Herr! Wir sandten heute den von Ihnen bestellten Fallschirm an Ihre Adresse ab. Wir möchten Sie nochmals darauf aufmerksam machen, daß der Schirm in einer Höhe von weniger als sechstausend Meter nicht benützt werden soll. Sollte es aber doch vorkommen, daß sich der Schirm nicht öffnet, so sind wir gerne bereit, ihn zurückzunehmen, falls Sie ihn portofrei senden."

Große Münchener Kunstausstellung 1934

in der Neuen Pinakothek • Glaspalast-Ausstellung

1. Juni bis Anfang Oktober

Eintritt 50 Pfg. - Geöffnet von 9–6 Uhr

Trost

Herr Müller litt seit längerer Zeit an Schwindsucht. Eines Tages besuchte ihn eine Bekannte und fand ihn sehr elend. Der Kranke klagte über seine Leiden, vor allen Dingen über den Mangel an Luft und äußerte, daß er es wohl nicht mehr lange werde machen können. Die Bekannte wollte ihn nun trösten und sagte: „Aber, lieber Herr Müller, Sie müssen doch nicht alle Hoffnung verlieren! Ich weiß so viele, die sind kurz vor ihrem Tode noch ganz frisch und gesund geworden!"

An einen Lehrer

„Entschuldigen Sie bitte, daß Heinz heute nicht zur Schule kommt. Er hatte zufällig die Gelegenheit, zu einer Trauerfeier mit der Kutsche zu fahren, und da er so wenig Vergnügen hat, ließ ich ihn mitfahren.

Eine Tochter an die Mutter

„Liebe Mutter! Ich habe schöne Ferien. Ich werde Dir auch ein Geschenk mitbringen, aber ich möchte Dich überraschen. Es ist eine Zuckerdose. Schick mir doch bitte eine Mark, damit ich sie kaufen kann. Ich möchte aber nicht, daß Du weißt, wieviel sie kostet.

Deine liebe Tochter."

Bewerbung eines Organisten

„Ich höre, daß Sie eine Stelle als Organist frei haben, Mann oder Frau. Da ich dies seit mehreren Jahren bin, bewerbe ich mich um den Posten."

An eine Versicherungsgesellschaft

„Ich muß Ihnen leider mitteilen, daß mein Wagen gestern von hinten angefahren wurde. Ich habe ihn im Graben liegen lassen und erwarte Ihre weiteren Instruktionen."

Eine Mutter an ihre Freundin

„Mein Sohn hat für mich einen Küchentisch ganz aus seinem Kopf gemacht. Er hat noch genug Holz übrig, um daraus einen Stuhl zu machen."

Ein „Vergeßlicher"

Werte Firma! Senden Sie mir noch einen Zentner Seife. Scheck für meine letzte Rechnung füge ich bei.

Hans Meier.

P. S. Vergaß, den Scheck beizulegen.

Browsing Die DIE Blum ANZEIGE der „Jugend"

SCHRIFTSTELLERN

bietet große Buchdruckerei mit angegliedertem bekanntem Verlag für wissenschaftliche oder belletristische Werke sehr vorteilhafte

VERLAGSVERBINDUNG

Anfragen unter Literaria 846 an die Expedition der „Jugend", München, Herrnstraße 10.

Zur Anfertigung jeder Art **Drucksachen** empfiehlt sich G. Hirth Verlag AG. München, Herrnstr. 10

GRATIS Liste sendet über hygienische u. sanitäre Artikel **MARTIN** Gummiwaren-Versand Frankfurt a. M. 1 Postfach 203/J.

Wer kauft schafft Arbeit!

Millionen gebrauchen täglich Chlorodont die Qualitäts-Zahnpaste

Fidus-Bilder

in Postkartenformat, Wiedergaben der besten Werke dieses Berliner Meisters, sind zum Preise von 50 Pfg. für die Serie von 12 Stück herausgegeben. Der großen Verehrergemeinde von Fidus wird diese Veröffentlichung willkommen sein.

G. HIRTH VERLAG AG. München, Herrnstraße 10

Direkt aus der Tuchstadt Gera:

Anzug- Mantel- Kostüm- **Stoffe**

blau, grau, schwarz u. farbig Kammgarn à mtr. RM 5.50, 7.50, 9.80 u. 11.80

Wir liefern porto- und verpackungsfrei! Verlangen Sie unverbindliche Mustersendung!

Geraer Textilfabrikation G. m. b. H. Gera M 91

ZEITUNGS-AUSSCHNITTE liefert **ADRESSEN** schreibt **WURFSENDUNGEN** erledigt **FÜR SIE**

ADOLF SCHUSTERMANN

FERNRUF: F7, JANNOWITZ 5116, 5117 UND 5811

DRUCKSCHRIFTEN BITTEN WIR ANZUFORDERN!

GEGRÜNDET 1904 BERLIN S.O. 16 BUNGESTR. 20

Inserate in der „JUGEND" finden weiteste Verbreitung!

Männer über 40

die ihre Kräfte schwinden fühlen, werden wieder jung und lebensfroh durch das bewährte „Sexursan". Lebenskraft und Lebensfreude bis ins höchste Alter. Prospekt diskret durch die Sexursan-Co. Bad Reichenhall 536

Lest die **Jugend**

Lest den **Sportfischer** die vortrefflich ausgestattete Fachzeitschrift. Halbjahrespreis 3 M.

Fischereisport-Verlag Dr. Hanns Schindler München NW 2 Karlstraße 44

SCHÖNE BILDER an den Wänden machen die Wohnräume behaglich. Wo das Geld für Erwerbung von Originalen fehlt, hat der Bilderliebhaber Ersatz an den Vierfarben-Kunstblättern der „Jugend", die zu den erstaunlich billigen Preisen von 45 Pfg., 65 Pfg. und 90 Pfg., je nach Größe, zuzüglich Portospesen durch den Kunsthandel und den unterzeichneten Verlag zu beziehen sind. Der reich bebilderte Katalog (Preis RM. 2.70 zuzüglich Portospesen) erleichtert die Bestellung.

G. Hirth Verlag AG., München, Herrnstr. 10



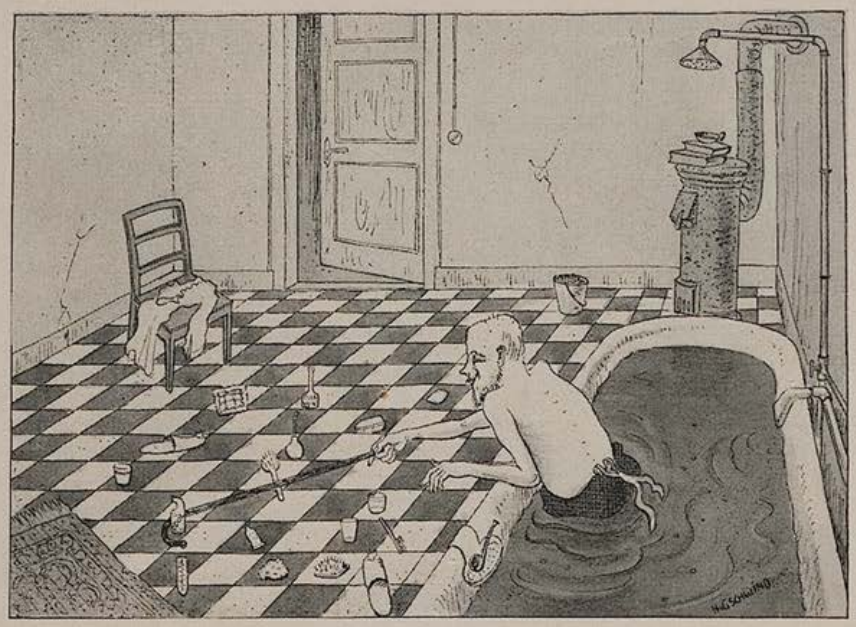
Ein Buch fürs Leben ist: KREMPELHUBER

Für Stille Stunden

Die gesunde und praktische Lebensweisheit nach gesammelten Erkenntnissen der Philosophie vom Altertum bis zur Gegenwart. 450 Seiten in Ganzleinen gebunden nur RM. 2.85 zuzüglich 40 Pfg. für Porto. Zu haben in den Buchhandlungen oder beim unterzeichneten Verlag

G. HIRTH VERLAG AG. MÜNCHEN, HERRNSTRASSE 10

H. Gschwind



Der Herr Professor Schachhuber im Bad

Männer

d. infolg. Depression, Unlust, vorzeit. Schwäche usw. auch nur d. geringste Verminderg. ihr. Spannkraft fühlen, verwend. d. wissenschaftl. anerkannt. Keimdrüsen-Hormon-Präparat

„RASPUSAN"

Hergest. a. Grund neuest. Forschungsergebn. u. als Sexualtherapeutikum hervorrag. bewährt. **In allen Apotheken!** „Raspusan" (braun = f. d. Mann; weiß = f. d. Frau) bringt kraftvoll. Leben u. Jugendfrische. Verlang. Sie ohne jede Verpflichtung illustr., v. Arzt verfaßte Broschüre u. Probepack. kostenlos in verschloss. Doppelbrief ohne Absender!

Friedrich-Wilh.-Apotheke

Berlin-Charlbg. 2. Block 103...

Viel verlangt

Der Imker Mayreder saß in seinem Garten. Da kam ein Nachbar gelaufen, wutschnaubend, mit einem ziemlich angeschwollenen Gesicht.

„Schaun S' her, Herr Mayreder", rief er, „wie mich Ihre verflixten Viecher hergerichtet haben!"

„Jo, mei Liaber", meinte achselzuckend der Imker, „weg'n Eahner kann i net a jeder Biene an Maulkorb umhäng'n!"

Spt.

Ein kleines Mißverständnis

„Warum arbeiten Sie nicht?" fragte die mildtätige Hausfrau den Bettler, vor den sie einen gehäuften Teller Suppe hingestellt hatte.

„Weil Sie mir keinen Löffel gegeben haben!" antwortete der Bettler.

Geschlagen

Ein amerikanischer Farmer steigt in Newyork in einem Hotel ab. In der Hotelhalle läßt er seinen Schirm stehen, um einige Besorgungen zu machen. Bevor er geht, befestigt er jedoch einen Zettel an dem Schirm, worauf geschrieben steht: „Dieser Schirm gehört einem Manne, der mit der Faust einen Ochsen zu Boden schlägt! Ich bin in zehn Minuten zurück!"

Als der Farmer zurückkommt und seinen Schirm sucht, ist die Ecke leer. An der Wand aber ist ein Zettel angeheftet: „Diese Karte ist von einem Manne, der zwanzig Meilen in der Stunde macht; er wird nicht zurückkommen!"

Nielsen

Boshaft

Irma: „Wenn ich an meinen dreißigsten Geburtstag denke, wird mir angst und bange."

Clara: „Noch immer? Das müßtest du doch längst überwunden haben."

Der Sproß

Besuch (pflichtschuldig den Jüngsten in der Familie rühmend): „Er hat die Augen der Mutter."

Mutter: „Und den Mund seines Vaters".

Der Junge: „Und die Hosen seines Bruders".

F. S.

Statistik

„Es ist doch fabelhaft, was so eine Kuh Milch gibt! In fünf Minuten etwa einen Liter, das macht pro Tag rund hundertfünfzig Liter!"

Sailer



„Wissen's den neuesten Witz schon?"
„Na . . ."
„I a net."

Unverständlich

„Also Bücher schreiben Sie?" staunt Frau Pumke. „Ist das eigentlich sehr anstrengend?"

„Das kommt darauf an, gnädige Frau", sagt Lichtschädel. „Für mich jedenfalls, da ist es Nachtarbeit."

„Wozu quälen Sie sich aber nur so, wo man die Bücher doch so billig in der Leihbibliothek bekommen kann?"

Einfache Erklärung

„Vater, was ist das: suggerieren?"

„Jemanden so lange anlügen, bis er's glaubt."

Der Tierfreund

Junger Dichter: „Haben Sie mein Ihnen vor acht Tagen gesandtes Gedicht „Liebesglück" gütigst anzunehmen geruht, Herr Schriftleiter?"

Der Schriftleiter: „Nein, mein Herr! Aber wenn Sie den armen Pegasus noch einmal in dieser Weise mißhandeln, so werde ich den Vorstand des Tierschutzvereins auf Sie aufmerksam machen!"

F. S.

Frauen

„Meine Frau ist sehr weichherzig! Wenn sie jemand weinen sieht, weint sie gleich mit!"

„Meine Frau ist so ähnlich! Wenn sie jemand schimpfen hört, schimpft sie gleich mit!"

Tatsache

„Wie geht es dir denn in deiner neuen Stellung?"

„Gut! Ich habe elf Leute unter mir!"

„Wirklich?"

„Ja; ich arbeite im ersten Stock!"

Der Beweis

„Ich hätte ja den Brillantring so gerne gehabt, aber mein Mann sprach immer von dem schlechten Geschäftsgang, und da habe ich dann halt darauf verzichtet. Mein Mann war mir sehr dankbar dafür!"

„Und hat er dir seine Dankbarkeit denn auch bewiesen!"

„Freilich! Zum Beweis hat er mir dann den Ring doch gekauft!"

H. M.



Johann Fabricius: Löwen hungern in Neapel. Roman. (Paul Zsolnay Verlag, Berlin-Wien-Leipzig.)

Hinter diesem klangvollen, Urwaldgeheimnisse raunenden Titel verbirgt sich eine wundervolle, einfache und klare Geschichte von Menschen und Tieren, eine Zirkusgeschichte, frei all jener phosphoriszierenden Sentimentalitäten, die sonst bei diesem Motiv gang und gäbe sind, frei aller kitschigen Liebesepisoden zwischen trikotseidenen Mädchen und banknotenbeschwerter Lebegreise. Fabricius hat sich das Schicksal des deutschen Zirkus Schneider, der in Italien zusammengebrochen ist, zum Vorwurf seines Romanes genommen und daraus eine ehrliche Geschichte gemacht. Man hangt und bangt mit den 60 hungrigen Löwen, mit ihrem Bändiger und ihren Wärtern, man hofft mit dem jungen italienischen Advokaten, der sich durch Zufall dieser Sache angenommen hat, auf ein mitleidiges Schicksal und man ist ehrlich begeistert und innerlich froh als die lebendige Fracht glücklich im Dampfer verstaut ist und einer neuen Welt, einer neuen Heimat entgegenfährt. Eine eigenartige, aber doch männliche, kräftige Atmosphäre, die dieses Buch hinterläßt. *Wolf Braumüller*

Deutsche Kultur im neuen Reich. Herausgegeben von Ernst Adolf Dreyer. (Schlieffen-Bücherei: „Geist von Potsdam" Band 7, Schlieffen-Verlag, Berlin.)

Unter Mitarbeit der Präsidenten und Präsidialmitglieder der sieben Fachkammern der Reichskulturkammer ist hier ein wirklich grundlegendes Volksbuch des deutschen Kultur-Neubaus entstanden, das in übersichtlicher und klarer Form Wesen, Aufgabe und Ziel der Kulturkammer Aufschluß gibt. Es würde hier zu weit führen, die einzelnen Formelierungen zu zitieren, vielmehr sei jedem, dem es ernst ist, mit der kulturellen Erneuerung Deutschlands dieses Buch auf das beste empfohlen. Es klärt alle Zweifel und Anschauungen und ist in seiner Gesamtwirkung so positiv, daß unbedingt für seine Verbreitung eingetreten werden muß. *Wolf Braumüller*

Josef Wenter: „Spiel um den Staat". Roman. In Leinen 4.80 RM. Verlag Georg Westermann, Braunschweig.

Josef Wenters vielbeachtetes Schauspiel „Spiel um den Staat" schildert jüngstes politisches Geschehen: eines großen Führers Wille und Weg zur Macht und orientiert sich dabei ebenso sehr an deutschen wie an italienischen Gegebenheiten, an Hitlers wie an Mussolinis Kampf, so daß die zwingend geradlinige geschliffene Szenenfolge etwas von einem dramatisierten Paradigma der politischen Machtergreifung hat. Bei der Fassung des gleichen Stoffes in Romanform hat der Dichter nicht nur wesentliche Teile des pointierten Dialogs übernommen, sondern auch das Streben nach paradigmatischer Gestaltung: er verschweigt auch hier die Namen der agierenden Menschen und den Namen des Landes, dessen Schicksal er darstellt. Was aber in der knappen Szenenfolge für die Bühne möglich war, ist in der Breite des Romans, der seine Atmosphäre selber bilden muß, bedenklich: den Leser begleitet bei seinem Aufenthalt in solchem hypothetischen Raume das stete Gefühl, die dünne Luft der Abstraktion zu atmen. Wer indessen bereitwillig das „Spiel" des Autors mitmacht, dem wird das Buch, das im zweiten Teil mehr und mehr in eine gesättigte Anschaulichkeit hineinwächst und (auf Kosten der geistreich geschliffenen Dialogführung) menschliche Motive stärker hervortreten läßt, ein wirklicher Gewinn sein: Das kluge Werk ist ganz aus dem Geiste der neuen Zeit geschaffen, ohne auch nur eines der naheliegenden Schlagworte zu verwerten, es ist aufklärend, erzieherisch, erhebend und ermöglicht, da es außerdem von einem großen schriftstellerischen Können getragen ist, auch Freude an seiner sprachlichen Gestalt. *Karl Ude*

Das schönste und wertvollste

GESCHENK!

Die gesunde und praktische

LEBENSWEISHEIT

nach gesammelten Erkenntnissen der Philosophie vom Altertum bis zur Gegenwart

Zusammengefaßt in dem Buch

„Für stille Stunden"

durch v. Krempelhuber

450 Seiten in Ganzleinen geb. nur M. 2.85 zuzüglich 40 Pfg. für Porto

Zu beziehen durch

G. Hirth Verlag AG., München

Herrnstraße 10

Ein Buch fürs Leben!

Zur Erbauung für jung und alt!

Eine amateurphotographische Schrift, die bisher fehlte, aber oft verlangt wurde:

RICHTIGES ENTWICKELN

VON GERHART ISERT

erschien soeben als Beginn einer modernen Reihe „DIE KLEINE PHOTOBÜCHEREI"

Interessenten sind das große Heer der Amateurphotographen

Preis RM. 1.—, mit Porto RM. 1.10

G. HIRTH VERLAG AG. MÜNCHEN

HERRNSTRASSE 10

ründer: Dr. GEORG HIRTH. — Verantwortlich für die Schriftleitung: ARNOLD WEISS-RÜTHEL; für die Anzeigen: GEORG POSSELT, München. — ag: G. HIRTH VERLAG AG., München. — Für die Herausgabe in Österreich verantwortlich: J. RAFAEL, Wien I, Graben 29a (Eingang Trattnerhof). — Für die Redaktion sterreich verantwortlich: MARIANNE RAFAEL, Wien XIX, Hochschulstraße 25. — Alle Rechte vorbehalten. — Nachdruck strengstens verboten. — Copyright by G. HIRTH LAG AG., München. — Druck: G. HIRTH VERLAG AG., Buch- und Kunst-Druckerei, München, Herrnstraße 10. — D.-A. 9000. — Entered as second class matter, Postoffice New York, N. Y. — Manuskripte sind nur an die Redaktion der „Jugend", München, Herrnstraße 10, zu senden: Rücksendung kann nur erfolgen, wenn Rückporto beiliegt.

Camping 1934

Erich Wilke



„He, Herr Hoteldirektor, schicken Sie mir mal 'n Glas Wasser runter!"

JUGEND

PREIS 60 PFENNIG

MÜNCHEN 1934 / NR. 32



Alter Tiroler

Defregger †

J U G E N D
39. JAHRGANG 1934 / NR. 32

GERTRUD AULICH:

DAS TESTAMENT

Nein, ich begreife von dem ganzen keine Silbe, sagte der junge Mann, der mit den Fäusten auf dem Rücken im Zimmer herumlief und ab und zu ratlos stehen blieb, um ein junges Mädchen, das ruhig in einem Sessel saß, fassungslos anzustarren.

Was ist da zu begreifen? erwiderte, der Unterredung müde, das Mädchen. Wir können ja alle Tage heiraten, wenn du willst.

Wenn ich will, wenn ich will! äffte spöttisch der junge Mann nach. Als ob das allein von meinem oder deinem Willen abhinge. Zum Heiraten gehört erstens Geld, zweitens Geld, drittens . . . .

Drittens Geld usw. in alle Ewigkeit. Ach, immer dieselbe Litanei! Es ist widerlich, einen Mann mit deinen Armen so hilflos jammern zu hören. Im übrigen kannst du es ja auch bleiben lassen.

Was denn?

Alles miteinander. Du brauchst ja auf die Bedingung nicht einzugehen.

Ach, hör doch mit dieser Bedingung auf! Das ist es eben, was ich nicht verstehe. Erst sollte ein Haufen Geld da sein und jetzt ist statt dessen eine Bedingung da, aus der ich nicht einmal klug werden kann.

Was ist da klug zu werden? widerholte das Mädchen. Es ist doch alles so klar wie möglich. Das Testament besagt . . .

Nach dem Testament solltest du bare 50 000 Mark erben, soviel verstehe ich schon.

Ich erbe sie ja, Paul, sagte zaghaft das Mädchen und sah weg.

Allerdings. Unter einer Bedingung. Unter dieser Bedingung, die ich idiotisch finde, sinnlos geradezu.

Ich nicht, sagte schlicht das Mädchen.

Nein, du nicht, höhnte der junge Mann und unterbrach seine Wanderung. Du freust dich womöglich noch.

Gewiß, ich freue mich. Und auch du wirst dich freuen.

Ich? — Machst du dich über mich lustig? Ja, ich werde, mit der Mistforke in der Hand, ein wahres Triumphgeheul veranstalten. Wenn ich mir vorstelle, daß ich fünf Jahre lang Acker umgraben, Mist fahren, Salat pflanzen und Schweine mästen soll, könnte mich vor Freude der Schlag treffen.

Das Mädchen lächelte. Niemand zwingt dich dazu. Verzichte auf die 50 000 Mark und auf mich.

Auf dich? — Bist du verrückt? Seit ich denken kann, habe ich mir das Glück mit dir in allen Farben ausgemalt. — Nein, weißt du, Irene, wir pfeifen auf das Testament, deinen verrückten Onkel, die Klitsche in Dingsda und die ganze verdammte Bedingung. Es muß sich doch mit der Kunst so viel verdienen lassen, daß zwei Leute davon leben können. Was meinst du?

Irene stand auf und trat nahe zu Paul. Ich bleibe nicht in der Stadt, sagte sie fest. Ich verkomme hier. Und auch du verkommst. Was du deine Kunst nennst, ist nichts als ein Vorwand. Alles hier ist nur eine verzweifelte tote Betriebsamkeit, die Leib und Seele auffrißt. Ich brauche Umgang mit Erde, mit Bäumen, Tieren . . . und auch du brauchst das.

Suchst du etwas?

Zeig doch nochmals diesen Wisch, dieses sogenannte Testament.

Ach laß, es ärgert dich nur. Übrigens liegt es zerknüllt unterm Schreibtisch. Du hast es vorhin selbst fortgeworfen. Da.

Paul bückte sich und hob es auf. Seine unkünstlerisch breiten und knochigen Hände glätteten es überm Knie, er stellte sich ans Fenster, zu dem bereits der Abend hereindämmerte und begann es, nachdem sein Ärger sich etwas gelegt hatte, nochmals zu studieren. — Die 50 000 Mark sind uns also sicher, sagte er, den ersten Absatz zusammenfassend. Allerdings erst in fünf Jahren, wenn abrakadabra homunkulus paperlapap . . . da steht es: Das Gut Georgswalde samt Wiesen und Äckern und babebibobub fällt nur dann an meine Nichte Irene Sowieso, wenn sie sich vor der Erbschaftsübernahme mit einem Manne verheiratet, mit dem gemeinsam das Gut von Grund auf zu bewirtschaften ist und zwar so usw. amen . . . .

Paul begann wieder auf- und abzurasen, die Ader auf seiner Schläfe schwoll an, die linke Hand, breit wie eine Bärentatze, schloß und öffnete sich wütend . . . Was für ein Deutsch! schrie er, hör doch: „fällt nur dann" — fällt! wenn sie sich mit einem Manne verheiratet . . . Mit einem Manne! ach du grundgütige Barmherzigkeit. Und dazu bewilligt man uns sogar einen Knecht und eine Magd pro Jahr. Nein, welche Großmut!



Leserin H. Mayrhofer

Das ist so eine Art Prinzip von ihm, wandte ruhig Irene ein.

Na schön. Versuchen wirs also mit Georgswalde und dem Testament und dem Prinzip deines Onkels. Aber das sage ich dir: länger als einen Sommer halte ich dieses Dingsda nicht aus. Ich bin kein Bauer, ich bin Maler!

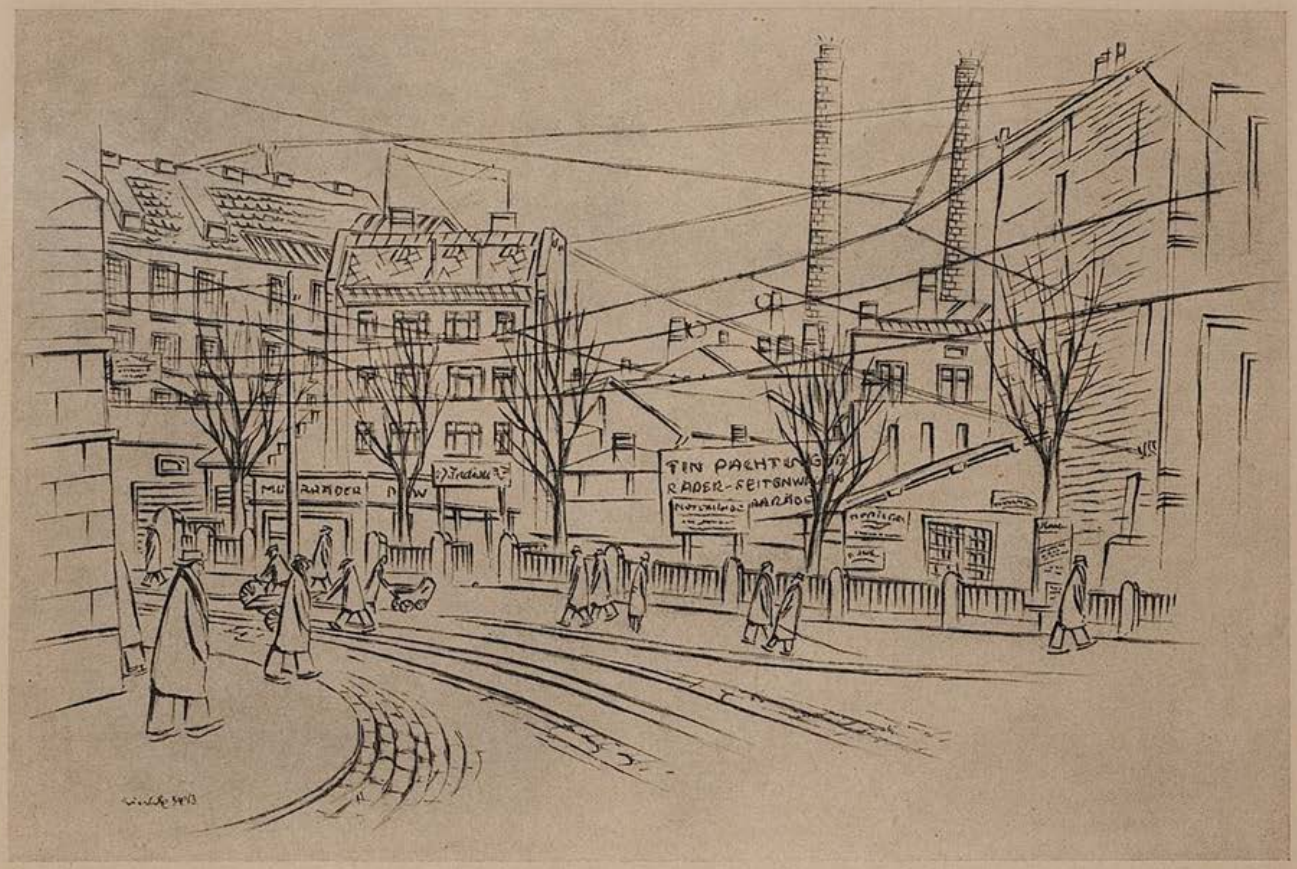
Ach, betrachte doch einmal deine Muskeln! Wozu braucht ein Maler solche Keulen von Arm? fragte listig Irene und ihr Gesicht strahlte.

*

Er hielt es doch länger aus. Es war nicht leicht, die Klitsche war verwahrlost, das Haus zerfiel ihnen unter den Händen, der Garten lag verwildert da und die Äcker brach und steinig. Die vier Kühe im Stall zeichneten sich durch üppige Magerkeit aus und das Federvieh hatte Läuse. Alles war bis zur äußersten Grenze der Möglichkeit vernachlässigt. Irenes Onkel war ein alter Sonderling und zog aus dem kleinen Gute nur den notwendigsten Lebensbedarf. Fluchend begriff Paul, was diese „sinnlose" Klausel: von Grund auf! zu bedeuten hatte.

Doch seltsamerweise machte die ungewohnte Arbeit ihm Freude. Seine Riesenkräfte kamen ihm zugut, sein eiserner Rücken und seine breiten Schultern. Er fand einen eigenen Reiz darin, seine starken Muskeln im Rhythmus der Bewegung spielen zu lassen, seine Hände, grob wie Hämmer und groß wie Schaufeln meisterten jedes Gerät, bald achtete er nicht mehr der Schwielen und Blasen und schämte sich, über Schmerzen in Rücken und Beinen zu klagen. Wie hätte er es auch vor Irene tun können, dieser jungen Frau, die mit roten Backen und blauen Augen umherging, lachend und aufgeräumt und jede Arbeit weit über ihre Kräfte hinaus mit Lust und Liebe anpackte.

Im ersten Jahr setzten sie das Haus einigermaßen instand, deckten das Dach neu, richteten den Zaun und gruben den Garten um. Der Kartoffelacker und die Wiese hinter der Scheune brauchten keine Aufbesserung, die Wiese lag am Bach hatte feuchte fette Erde und half den vier Kühen auf, die Irene eigenhändig molk.



In der Stadt — Reinhold Winkle

Von den Feldern bestellten sie zunächst knappe 10 Morgen, ein Geviert, das sie mit Hilfe des Knechts und der Magd leicht bestellen und abernten konnten. Paul hatte Irene beredet, mit Hinsicht auf die große Erbschaft ein kleines Darlehen aufzunehmen, 5000 Mark. Irene wollte seltsamerweise nichts davon wissen, gab aber schließlich nach. Es half ihnen herrlich vorwärts.

Im zweiten Jahre schon verdoppelten sie den Umfang ihrer Arbeitsleistung und die Anzahl der Hilfskräfte. Ein stämmiger rothaariger Knecht kam ins Haus und eine derbknochige Dienstmagd, die einen eigenen ledigen Sohn von 12 Jahren mitbrachte, der gut zum Viehhüten und allerlei Handreichungen zu verwenden war.

Du vergehst dich gegen das Prinzip, scherzte Irene mit ihrem Mann und strich dabei über den schwarzen Kopf des Jungen. Sie spürte ein Kind wachsen und war besonders lieb gegen Menschen und Tier, sie war der gute Geist des Hauses, wie ihr Mann die gute Kraft war.

Mit Beginn des dritten Jahres kam das Kind, eine Tochter. Sie hatte die dunklen Augen des Vaters und sein weiches Kinn. Es kamen Kälber und Kücken und junge Gänse und nach Ostern warf die Sau 14 Ferkel. Das war ein Betrieb, — das war ein Tempo der Arbeit, dagegen aller Rummel der Stadt wie ein Kinderspiel erschien, an manchem schönen Tage war kaum Zeit, einen Imbiß herabzuschlingen, den Irene schnell in der Küche zubereitete. Aber auch das kargste Mahl bekam ihnen, sie wurden zwar nicht fett dabei, aber sie blieben gesund und bei guter Laune.

Paul wollte wieder ein Darlehen aufnehmen, es machte ihm Spaß, aus dem Vollen zu schöpfen, aber Irene sträubte sich hartnäckig. Wir haben von dem ersten noch nichts abbezahlt, sagte sie, hab doch Geduld, wir brauchen heuer weder den Pavillon noch den Fischteich, man muß es nicht gleich so großartig haben wollen. Sie schränkten sich also etwas ein, unterließen den neuen Anstrich der Gebäude, verkauften alles Entbehrliche an Getreide und Vieh und es ging.

Das vierte Jahr war weniger stürmisch, alles ging im Lot, es erübrigte sich sogar, die nach dem „Prinzip" fällige vierte Garnitur Dienstleute einzustellen. Die acht Paar eingeübter Arme, die des bereits konfirmierten Kleinknechts, des eingeschuggelten Magdsohns ungerechnet, arbeiteten im Takt wie eine einzige Maschine. Es zeigte sich, daß ein nach eines Malers Begriffen großes Gut recht klein sein konnte, Paul fand bereits Zeit, seine Arme auszuruhen und mit Pinsel und Palette durch Wald und Felder zu streifen.

An einem hellen Herbsttage, den eine milde Sonne beschien, malte der aus dem Bauern ausbrechende Künstler nach Jahren wieder sein erstes Bild. Seine Tochter, vergnügt in einem Rudel junger Katzen sich tummelnd. Er selbst fühlte, daß ihm diesmal etwas gelang, er beschickte eine Ausstellung, wurde prämiiert und gewann mehr, als das aufgenommene Darlehen samt Zinsen ausmachte. Als er es erfuhr, ging er in den Wald hinaus und schrie im Abendrot vor Freude.

Die fünf Jahre des Testaments waren um, alles ging herrlich, sie konnten zufrieden sein. Die Erde, die sie bebauten, nährte sie, die Tiere, die sie hegten und liebten, vergalten es ihnen zehnfach. Es war ein schweres schönes Leben zwischen Wald, Wiesen, Feldern und Ställen.

Paul dachte an das Geld, er dachte an bare 50 000 Mark nebst Zinsen für 5 Jahre und rieb sich im Stillen die Hände. Seine Frau ging in dem geräumigen Wohnzimmer auf und ab, sie war blaß und ihr Blick verdunkelte sich zuweilen. Paul, sagte sie endlich, ich muß dir etwas anvertrauen, etwas . . .

Ja, antwortete Paul wie aus einem Traum, willst du wissen, woran ich die ganze Zeit denke? Wir machen eine Reise um die Welt, ich und du . . . ein halbes Jahr, ein Jahr . . . wir lassen 10 000 Mark springen oder mehr . . . wir haben es ja jetzt.

Wir haben es nicht sagte ruhig und fest Irene.

Nein, natürlich nicht, du mußt es erst beheben, mein Schatz.

Ich kann es auch nicht beheben, weil . . . weil nichts da ist.

Wie denn, weil nichts da ist? . . . Ach, was für Scherze!

Höre Paul, sagte Irene ernst und legte den Arm um seinen braunen breiten Nacken. Du mußt dich damit abfinden, daß die 50 000



Der Witwer **Carl Spitzweg †**

Mark überhaupt nie existierten. Sie standen nur auf dem Papier.

Wie denn, nicht existierten? . . . . Fängst du schon wieder mit irgend so einem Unsinn an? Nicht existierten! . . . Ich verstehe keine Silbe!

Ich weiß, du bist manchal so schwerfällig. Denken war nie deine Sache, aber arbeiten kannst du. Ich sah es gleich.

Nicht wahr, du? Ich habe tüchtig geschafft . . . Und jetzt will ich meinen Lohn . . . her damit!

Wenn du mir einen Augenblick zuhören wolltest, es ist mit einem Wort gesagt. Mein Onkel hinterließ außer dieser heruntergewirtschafteten Klitsche keinen Pfennig. Er war ein bankrotter Mann. Nun weißt du es.

Keinen Pfennig? Und das Testament?

Ach, hör damit auf. Das setzte ich selber auf!

Hahahahaha! . . . Nicht übel! . . . Und das soll ich dir glauben?

Es ist so, du kannst dich beim Notar erkundigen.

Er lachte noch, verstummte aber vor ihrem schweren Blick, in dem Tränen hingen. Ja, in drei Teufels Namen, weshalb das alles? Weshalb diese alberne Komödie? . . . Ich verstehe von dem ganzen . . . .

Nicht eine Silbe. Stimmt. Vor fünf Jahren schon verstandest du keine Silbe. Das hat meinen Plan so wunderbar gefördert.

Deinen Plan?

Ja, diesen Plan, aus einem schlechten Maler einen guten Bauern zu machen, und mit dir gemeinsam das verwahrloste Erbteil meines Onkels wieder hochzuarbeiten. Ich liebte das Bauerntum und ich liebte dich. Da ich keines lassen konnte, mußte ich beides zu vereinigen trachten.

Das ist dir gelungen, wie ich sehe.

Ja, bereust du es?

N — nein.

Aber um die 50000 Mark tut es dir sehr leid?

Unaussprechlich. Das ist doch kein Pappenstiel.

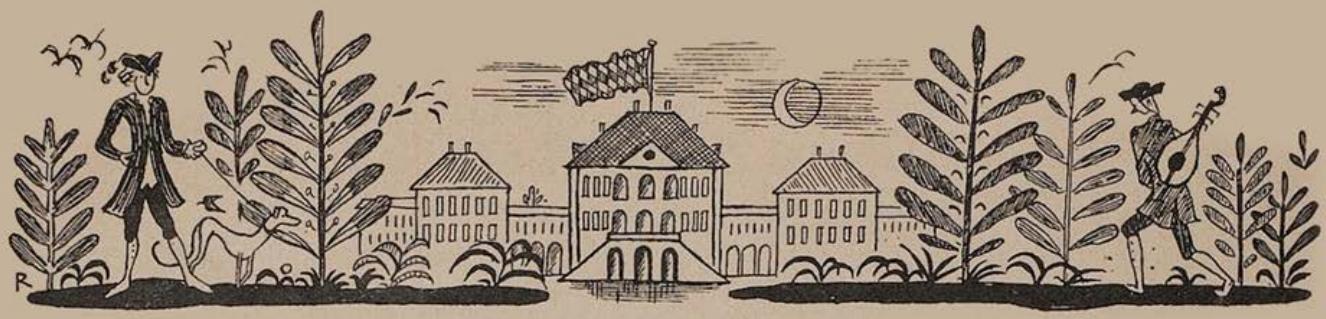
Irene wurde noch einen Schein blasser. Und um die letzten fünf Jahre tut es dir auch leid? fragte sie mit angehaltenem Atem.

Um die letzten fünf Jahre? Bist du verrückt? Das waren die schönsten meines Lebens . . . Aber, daß du mich so anführen mochtest!

Sie errötete und senkte den Blick. Unsicher fragte sie: Ja, wärst du denn — ohne das Testament — vor fünf Jahren mit mir hierhergegangen? Ich meine freiwillig und ohne Aussicht auf das Geld?

Er bedachte sich und senkte seinerseits den Kopf. Wie kann ich das heute noch wissen, wich er mit leiser Stimme aus. Und nach einer Weile: Ich war ein Esel, . . . aber daß ich ein so schlechter Maler bin, bestreite ich.

Nein, sagte Irene nachgiebig und sah ihn dankbar an: Hier ist alles gut: Erde, Felder, Wald, Tier und Mensch.



Morgen in Nymphenburg

VON ARNOLD WEISS-RÜTHEL

Ich bin ein Kavalier und schreite
gemessen durch das Schloßrondell...
das Windspiel kläfft an meiner Seite
und schreckt die Schwäne mit Gebell.

Im weißem Sande knirscht das Leder
von meinen Stiefeln — derb und dick —
der Jagdhut mit der Straußenfeder
sitzt mir zerknittert im Genick.



Ermattet von den Serenaden
schleicht dort ein Page durchs Boskett
zwei goldbetreßte Diener laden
den Kurfürst in das Himmelbett.

Wie neunundneunzig Kanoniere
schnarcht ein Trabant auf seinem Fell...
im Posthof schäkern die Kuriere
mit einer Magd aus Bayrischzell.



Die Hähne schmettern in der Ferne,
die Spieluhr zirpt im Gartenhaus,
der Frühwind bläst das Licht der Sterne
mit dünngespitzten Lippen aus.

Ein alter Bauer zieht die Mütze,
krault sich den Kopf und lächelt schlau —
und auf des roten Daches Spitze
klatscht eine Fahne — weiß und blau.



Illustriert von Rubey



Weinberg — Franz Doll

Eberhard

I.

Eberhard steht vor Gericht wegen Körperverletzung. Er soll in einem Streit, den sein Bruder mit einem anderen hatte, eingegriffen und den Gegner seines Bruders ganz barbarisch vermöbelt haben. Aber nichts ist aus Eberhard herauszubringen; er leugnet konsequent. Schließlich versucht es der Richter, dem der Delinquent nicht ganz unbekannt ist, ihm auf andere Weise beizukommen:

„Also, Eberhard, du hast es ruhig mitansehen können, daß der Hannes deinen Bruder halbtot schlägt und du hast deinem Bruder nicht geholfen? Hast du denn so wenig Bruderliebe in dir?"

„Nee, Herr Richter!" platzt da Eberhard heraus, „des därfen Se vunn mir net glaawe! Wie ich g'sähne hab, daß der Hannes mein Bruder verschlacht, hab ich än Brischel genumme unn demit dem Hannes des Fell gegärbt, bis der mäh dod als lewändisch uff ännm Blatz lische geblive isch."

II.

Eberhard war Soldat geworden. Da konnte es nicht ausbleiben, daß er in seinem neuen Wirkungskreis auch mit der Kugelspritze Bekanntschaft machte. So erklärte denn eines schönen Nachmittags der Unteroffizier des Langen und Breiten die Einzelteile und die Wirkungsweise des Infanteriegewehrs, Modell 98. Als der Musketierbändiger zur Überzeugung gekommen war, daß nun eigentlich auch der Dümmste der Dummen begriffen haben müsse, hielt er inne, um den Erfolg seiner Bemühungen zu prüfen. Er fragte also Eberhard: „In wieviele Teile zerfällt das Gewehr?" Worauf dieser ihm prompt antwortete: „Des kummt grad druff an, wie ich's hinschmeiß, Herr Unneroffizier!"

III.

Eberhard sollte einmal bei einer Felddienstübung auf Vorposten gehen, und zwar war als Standort eine hohe Buche ausersehen, auf die er sich hinaufbequemen mußte. Bevor der Unteroffizier ihn seinem Schicksal übergab, schärfte er ihm nochmals ein, daß er mit größter Wachsamkeit gegen den Feind hin aufzupassen habe. Um zu sehen, ob Eberhard seine Aufgabe auch richtig verstanden habe, fragte er ihn schließlich: „Worauf sollst du also acht geben, wenn du da droben auf Posten stehst?" Darauf Eberhard sachlich: „Wann ich 'mol drowe bin, muß ich uffpasse, daß ich nit widder runnerfall, Herr Unneroffizier!"

IV.

Eberhards Bruder steht vor dem Haustor und läßt sich von der Sonne den Faulpelz wärmen. Da sieht er den Gendarm die Straße herunterkommen, und von der nicht unberechtigten Ahnung getrieben, daß sein lieber Bruder wohl wieder etwas ausgefressen haben werde, geht er ins Haus, um Eberhard das Herannahen des grünen Unwetters anzukündigen. Der kriecht in seiner schuldbewußten Angst schnell ins Jauchefaß. (Auf Pfälzisch heißt Jauchefaß „Puhlfaß"!). Da kommt auch schon der Gendarm zum Tor herein und frägt nach Eberhard. Dessen Bruder antwortet ihm mit lausbübischer Gleichgültigkeit, er wäre nicht da. Doch der Gendarm sagt ihm mit kriminalistischer Totsicherheit auf den Kopf zu: „Du lügst! Ich weiß genau, daß er im Hause ist! Also, wo steckt er?" Worauf Eberhards Bruder harmlos über den Hof ruft: „Ewerhard, soll ich's sache, daß d' im Puhlfaß schteckscht?"

Enges Bergtal

Viel Abend ist in diesem Tal
Und auch die Nacht drückt schwer und lang.
Früh schatten sich die Berge fahl,
Spät lichtet sich des Tages Saal
Und spät erwacht der Vögel tröstender Gesang.

Zum nächsten Dorf klimmt hart und weit
Den Hang hinan der steile Weg
Im Winter starrt er tief verschneit.
Dann lagert sich die Einsamkeit
Stummäugig über Gassen, Dächer, Turm und Steg.

Ein starkes Herz braucht, wer hier haust,
Und winters einen warmen Herd,
Sich nahzurücken, wenn es braust
Und geisternd im Gebälke saust, —
Und einen festen Glauben, der ihn hoffen lehrt.

Hermann Sendelbach



Der Meister

Erich Wilke



Hohenmeißen E. Berger

MINIATUREN

Die anderen Gauner

Ein alter Gauner steht, des Straßenraubes angeklagt, vor dem Friedensrichter. Dieser entsinnt sich, den Burschen in früheren Jahren schon einmal gesehen zu haben.

„Waren Sie nicht früher einmal bei Tom Burkins Bande —?" fragt er freundlich den Strolch.

„Gewiß ...", antwortet der, „ich hatte bereits einmal die Ehre, von Euer Gnaden verurteilt zu werden."

„Hm ...", sagt der Richter, „und was ist aus allen den anderen Kerlen geworden, die damals in die Sache verwickelt waren?"

Da tat der Strolch einen tiefen Seufzer und sagte traurig:

„Ah, mit meiner und Euerer Lordschaft Ausnahme wurden sie alle gehängt."

Arithmetik

Ein berühmter Lehrer der Arithmetik war schon viele Jahre kinderlos verheiratet.

„Madame", sagte eines Tages jemand zu seiner Frau, „Ihr Gemahl ist ein glänzender Arithmetiker."

„Jawohl", erwiderte sie, „nur kann er nicht multiplizieren."

Er weiß schon ...

Ein junger Mann, der seinem Onkel einst einen silbernen Teller mitgenommen hatte, erhielt den Lohn dafür in seines Onkels Testament, das lautete:

„Ich vermache meinem Neffen N. elf Silberteller, er weiß schon, warum ich das Dutzend nicht voll mache."

Gedichte

Ein eingebildeter Autor, der eine Sammlung Gedichte eigener Prägung veröffentlicht hatte, dedizierte Jack Smart sein Buch. Nach einiger Zeit kam er zu diesem, um ihn zu fragen, wie ihm seine Verse gefallen hätten.

„Nun, Herr, wenn ich meine Meinung äußern muß, gefallen sie mir ganz und gar nicht, denn sie sind auf solch einem beschämenden, gänsehäutenen Papier gedruckt, daß es mich hinten kratzt wie ein Reibeisen."

Feuer

Ein Geck war in einer Taverne bei Kerzenlicht über eine Kopie seiner Gedichte gebeugt und las sie einem Freunde vor. Dieser nahm ihm, nachdem er die Tortur des Anhörens solch kaltlassenden, miserablen Zeugs überstanden hatte, das Papier aus der Hand und legte es feierlich zusammen. Dann hielt er es über die Kerze, um damit seine Pfeife anzubrennen.

„Zum Teufel", sagte der Poet, „was machst du mit meinen Versen?"

„Einzig und allein", erwiderte der Freund, „ich gebe ihnen d a s Feuer, dessen sie so sehr bedürfen."

In der Verlegenheit

Als Kaiser Ferdinand einmal Iglau besuchte, brachte der dortige Bürgermeister vor Aufregung kein Wort der Begrüßungsansprache heraus.

Ferdinand lächelte wohlwollend und sagte: „Gott grüß euch, ihr Bürger von Iglau."

Aber auch jetzt wußte der Bürgermeister kein Wort der Entgegnung. Da sagte der hohe Gast:

„Ich komme in sechs Wochen wieder, dann sollt Ihr mir auf meinen Gruß eine Antwort geben. Aber die Antwort muß sich reimen, denn Reime klingen nicht nur schöner, man behält sie auch leichter."

Es war nicht schwer, auf diesen Gruß einen passenden Reim zu finden, es lag sehr nahe, daß es etwas Frommes sein sollte, aber keinem der Herren fiel etwas ein.

Da hörte des Bürgermeisters Köchin davon und sogleich schlug sie vor: „Wir grüßen Euch im Namen unserer lieben Frau" zu sagen.

Als aber der Bürgermeister wieder vor dem König stand, hatte er auch diese paar Worte wieder vergessen, und stotternd sagte er, als der Kaiser „Gott grüß euch, ihr Bürger von Iglau", sprach, die Worte: „Und wir grüßen Euch im Namen der Mutter Gottes".



Baron G.

Anton Leidl



Mütter und Kinder — A. Vollmar-Ulm

DRYADEN-LIEBE

Novelle von Willy Seidel

Vom Ufer des Sees baute sich das Land terrassenförmig auf mit Laub- und Nadelwäldern. Auf dem oberen Hügelgrat, dem Ufer folgend, lief ein Fußweg, von Leuten gerühmt, die gern in Aussichten schwelgen. An der Kante des Abhangs hatten Buchen- und Tannensamen gekeimt und heute standen dort zwei Bäumchen, durch einige Meter Zwischenraum getrennt. — Ich sage: „Heute" — und dies Wort greift in den Wind. Es verfließt, denn das Alter von Bäumen mißt man nicht nach heute oder morgen. Man mißt es vielleicht mit nach Vogel-Ältern. Im Wind, der selten ruhte, bewegten sich die Bäumchen jedes auf seine Art.

Die kleine runde Buche bewegte sich wie ein pulsierendes Lebewesen; spreizte und schloß elastisch hochstrebende Zweige; tastete mit fächelnden Blättern, als wolle sie das Himmelsblau sanft quirlen oder bei Regen dem Grau die Perlen entraffen. Die schlankere, zugespitzte Tanne streckte erdnahe Arme aus mit vielfingrig-segnenden Händen; Arme, die sich verjüngten und leise wippten, als wolle das dunkelgrüne Wesen sein stetiges Eins mit der Erde betonen. Die Buche deutete hinauf, und die Tanne hinunter. In der Buche tanzte das Licht; in der Tanne versank es.

— — — Nun greift wieder ein Wort in den Wind, und es heißt: „Morgen." Eine Spanne ist dazwischen von fünfzig Jahren, oder vielen Vogel-Ältern... Nun waren beide schon stattliche Bäume, und der Zwischenraum war geschrumpft. Daß vor ihnen ein mächtiges Panorama hingebettet lag und bei Regen die Gebirgskette so nah, wie blauer Bestandteil fernen Südufers; — daß über ihnen der hinschmelzende Pfiff eines Bussards aus seiner herrischen Flugspirale tropfte; — daß näher und ferner unzähliges Getuschel und Wipfeldünung und Vogelstimmwirrwarr und Insektenorchester waren, davon ahnten die Bäume ganz leise etwas, da sie ja inbegriffen waren im großen Bewußtsein, dessen Sprache der Wind ist. Dies All-Ich bebte in ihnen, unendlich verkleinert. Noch blind und taub, f ü h l t e n sie bloß; es schien ihnen nimmermüde gewaltige Anregung; noch wußten sie nicht, wohin damit und suchten mit den Zweig-Enden umher, um einen dunklen Durst zu stillen. Sie wußten ja auch gar nichts voneinander! Auf einmal spürte die Buche an ihrer Wurzel den sanften Reiz einer Berührung; einer Frage. Das war die Tannenwurzel, die sich herangeschoben; von nun ab vermählten sich die nackten Fasern und streichelten sich in tief-schlürfender Erdversunkenheit.

Dies wurde zwischen ihnen das, was man „erste Bekanntschaft" nennen könnte. Jetzt hatten sie eine Ahnung von der Gegenwart des andern, wenn auch noch sehr unklar. Die Tanne war erregt; und dies Gefühl schien Ausdruck zu finden im Zirpen der Dompfaffenbrut, das aus einer Astgabelung tröpfelte als Regen von winzigen Fragezeichen. Und die Dompfäffin, die kurz darauf mit einer Spannerraupe aus der Buche zum Vorschein kam, schien von dorther Bote zu sein. Aber sie sollte noch zweimal in der Tanne nisten, ehe das schwebende Verhältnis der Bäume zueinander klar wurde. — Den Ausschlag gab ein Edelmarder. Er hatte sich die Nachkommen der Dompfaffen-Nestlinge schmecken lassen; hatte sich die Wackelhälse, die Zirp-Quellen aus Kelchschlünden, schmatzend einverleibt, ungeachtet maßlosen Geschreis der Eltern und ihrer um ihn stiebenden roten Brustdaunen. Dann hatte er gemächlich den kleinen Sprung getan von Tanne zu Buche und mehrere Zweige in Aufruhr versetzt. Und bei dieser Gelegenheit war gewissermaßen ein erstes Händeschütteln bei beiden erfolgt, denn beider Zweige, nun lang genug, waren vorübergehend aneinander haften geblieben . . . selige Minuten lang.



A. Vollmar

Der Vorgang läßt sich nur mit dem Schließen eines elektrischen Stroms vergleichen. Das Bewußtsein der Buche verschmolz mit dem der Tanne; von den verschwisterten Wurzeln bis zu den verhafteten Zweigen hinauf flammte ein einziges Behagen; e i n e Wärme des Zwei-Seins. Aufbrausend umschwoll sie riesige Bläue und Wasserferne; — Vogelstimmwirrwarr und Insektenorchester. Aus Tausenden grünblanker Augen rieselte Widerschein erster Erkenntnis: das war das Laub der Buche. Und auch die Tanne war in's pflanzliche Mark getroffen und eine bernsteingoldne Träne trat mählich, solang die Zufallsverankerung der Zweige dauerte, aus einem ihrer Borkenrisse. Es war wie bei zwei Leuten, die sich lediglich

aus Briefen kennen, dann einander persönlich so jäh schätzen, daß es ihnen die schlichte Rede verschlägt und sie nur stammeln können. Wir nehmen das für Gestammel, was wir vom Geflüster der Bäume erlauschen; — eigentlich täuschen wir uns. Sie reden vermittels des Windes; der Luft — wie wir ja auch. Aber es klingt anders: nach zartem Geraschel; nach zischendem Pfeifen; nach Geknarr und Ächzen; dabei sind es leuchtende Urbegriffe; äußerst silben- und konsonantenreiche Wortschatten, Lied-Gespenster auf ihrer Harfe, deren Saiten keiner gezählt.

In dieser so geschilderten Sprache verständigten sie sich ohne Verzug; sie hatten einander im Ergänzungsdrang und -Fieber unendlich viel zu erzählen, und da einer dem andern nur Bestätigung gab des selbst schon Empfundenen, gerieten sie in einen Taumel von Zustimmung. Menschlich gesprochen sah es freilich so aus, als wachse die Windstärke und wühle sie auf, so daß der Kontakt plötzlich auseinanderriß. Die Finger lösten sich, erlahmt von übergroßer Teilnahme: die Zweige schnellten zurück. Trotz heftigsten Schwankens und Gemurmels hatten sie sich v e r l o r e n! — Und beide überkam auf einmal Einsamkeit und Sehnsucht, sich wiederzufinden . . .

— — — Aber für die nächste Zeit blieb der freundliche Zufall, wie jener Marder, aus. Wohl trafen sich zuweilen, wenn sie aufrauschten in tobender Ungeduld, irr suchende Zweigspitzen. Doch dann sank in sie die stille Bescheidung: je mehr wir wachsen, desto n ä h e r rücken wir uns! Desto eher und dauernder! Und in dieser Zukunftsgläubigkeit, die sie umspann wie gemeinsame Religion, huben sie an, inniger zu wachsen, sich zu recken und zu breiten. Der Donner der Wälder unter ihnen, das große Massen-Ich der Bäume und endloses Sammelbecken der Verschmelzung, schwang wie ein rastloser Orgelton und Mahnruf durch die grüne Dämmerung ihrer halbentschlafenen Zellenherzen, ihrer dumpfen Fibern, und ließ sie nie ruhn. — Diese Spannung, — dies so unendlich diskrete Geschehn, das der liebe Gott nachdenklich aus dem Augenwinkel zu betrachten Muße fand, — es dauerte, soweit man's genau nehmen mag, an die dreißig, vierzig Menschenjahre und dementsprechende Vogel-Alter . . . bis ein besonders freundschaftsdurstiger knorriger Buchenast in einer Sturmnacht den niedergepeitschten Baldachin eines Tannenwedels fing und nimmer fahren ließ.



A. Vollmar

Wild knarrte der Schaukelrhythmus ihrer Erfüllung . . . länger als das erstemal währte die Seligkeit.

Doch dann kamen rundköpfige Wesen mit Leitern, gaben seltsame Töne von sich, die wie „verdorbene Aussicht" und „Luft schaffen" klangen, hackten die Verschlungenen auseinander und bauten hinter ihnen ein Brettergebilde namens „Bank". — Wieder stürzte die Einsamkeit auf sie, und sie trugen's dieses Mal schwerer, da sie die Süßigkeit länger gekostet.

— — — Wieder schwanden zehn Jahre, und die rundköpfigen Wesen, die meistens paarweise auf der Bank hockten und einander betasteten wie windgerührte Zweige, trugen wieder anders geformte und gefärbte Kleider. Solch' paarweises Auftreten und Tuscheln erregte die getrennten Bäume bis zur Melancholie; und neuerdings, besonders zur Zeit der Samenreife, wuchs die Spannung schier unerträglich. Bis eine Feuerzunge herabtauchte aus dem Himmel — der aussah wie eine große Verneinung und graue Feindschaft — und wie ein Keil die Tanne bis zur Wurzel spaltete, so daß sie nicht einmal Zeit hatte, den Strom von Bernsteintränen zu vergießen, den das Ereignis wert war. Sie schrie auf: Ihr Schrei war ein zersplitternder Krach; — ihr Notruf und Blitz-Tod betäubte die Welt . . .

Und dann sank sie ruckartig, mit Hunderten klammernder Arme, wie von allzulanger Qual entkräftet und gefällt, rauschend in den erzitternden Schoß der Buche.

JUNGE SIEDLUNG

In helles Frühjahr ziehen sie hinaus
und fangen an, die Erde aufzugraben.
Im Industriegebiet war grau das Haus
die Freude selten, Arbeit schwer zu haben.

Sie stechen ein den Spaten in den Grund,
um erst ein Rechteck Boden auszuheben.
Und jeder Meter Tiefe ist ein Fund:
ist Vorwärtsfinden in ein neues Leben.

Die schwarze Erde, die zum Wall sie schichten,
riecht kraftvoll, besser noch als Blumenduft. —
Nach Tagen können sie die Bretter richten,
um den Beton zu formen in die Gruft.

Dann wächst es weiter, Ziegel über Ziegel.
Es haust derweil sich garnicht schlecht im Zelt.
Der nahe Bach gibt Wasser und ist Spiegel
für eine weite wändelose Welt.

In wenig Wochen wird die Siedlung stehn.
Die Männer schuften. Bärte wachsen ihnen.
Sie lernen heiter in den Himmel sehn
und sie vergessen langsam die Maschinen.

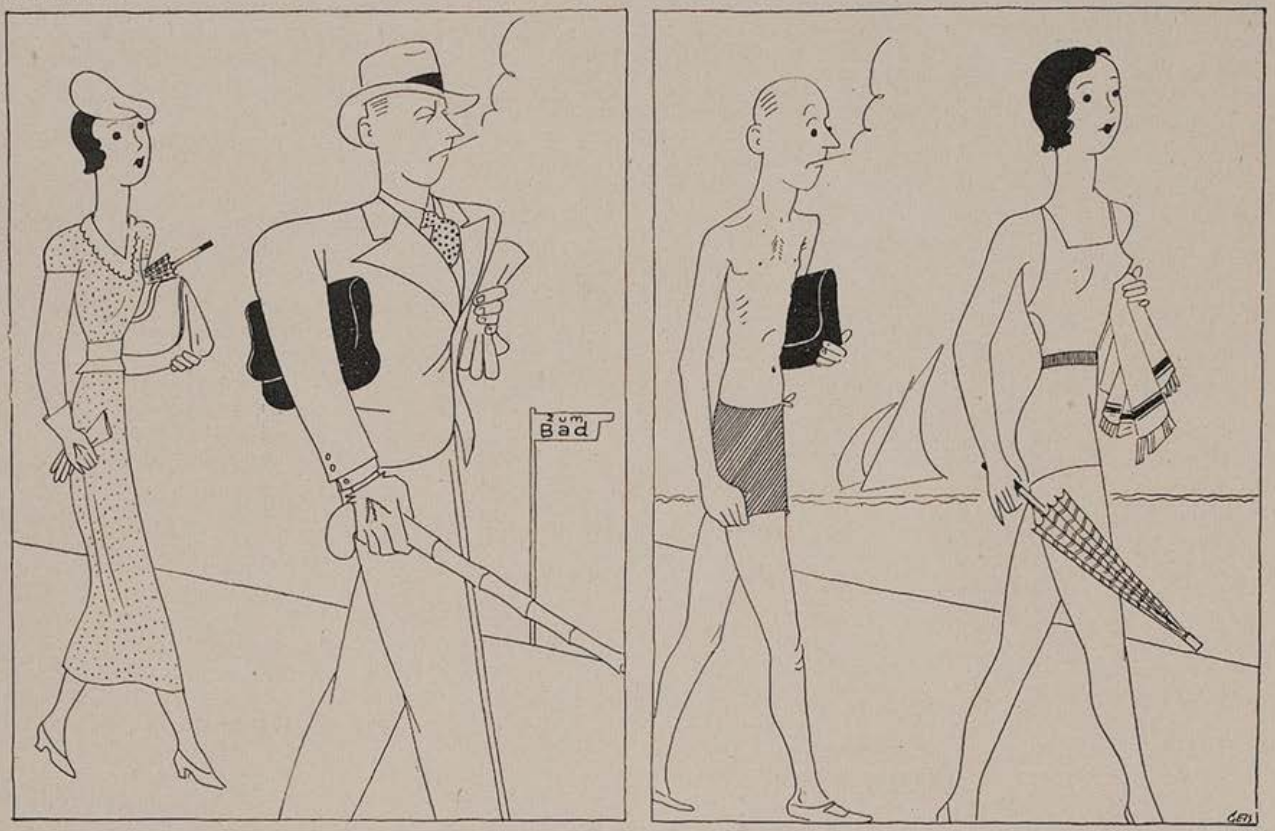
Die Frauen kochen und sie helfen auch
beim Bau. Und alle sind gesund verbündet.
Wie Knospen sind sie an demselben Strauch,
der blühen darf, sobald der Nachtfrost schwindet.

Und Mann und Frau und Kind, sie sehen täglich
die Zukunft wachsen, die sie besser birgt
als Mietkasernen, wo, beengt und kläglich,
das Leben dumpf an leeren Stunden würgt.

Walther C. F. Lierke

Josef Gels

Metamorphose im Bad



Kleider *und* *keine Kleider machen Leute*

Drucksachen für Ihr Unternehmen DIE RICHTIGE ANZEIGE für „Jugend"

SCHRIFTSTELLERN

bietet große Buchdruckerei mit angegliedertem bekanntem Verlag für wissenschaftliche oder belletristische Werke sehr vorteilhafte

VERLAGSVERBINDUNG

Anfragen unter Literaria 846 an die Expedition der „Jugend", München, Herrnstraße 10.

Männer über 40

die ihre Kräfte schwinden fühlen, werden wieder jung und lebensfroh durch das bewährte „Sexurjan". Lebenskraft und Lebensfreude bis ins höchste Alter. Prospekt diskret durch die Sexurjan-Co. Bad Reichenhall 536

Wer kauft schafft Arbeit!

Und nächsten Sonntag?

Da wollen wir tüchtig die Sonne genießen! Wir müssen nur fleißig den Daumen drücken, damit die Sonne auch wirklich scheint. Und vorher auch rechtzeitig an Leokrem denken, denn natürlich wollen wir uns möglichst keinen Sonnenbrand holen, sondern unsere Haut soll sich richtig erholen! Leokrem mit Sonnen-Vitamin bräunt schneller und hilft die Sonne doppelt genießen. Leokrem, ein Erzeugnis der Chlorodont-Fabrik, ist schon von 22 Pfg. ab in allen Fachgeschäften erhältlich.

SCHÖNE BILDER

an den Wänden machen die Wohnräume behaglich. Wo das Geld für Erwerbung von Originalen fehlt, hat der Bilderliebhaber Ersatz an den Vierfarben-Kunstblättern der „Jugend", die zu den erstaunlich billigen Preisen von 45 Pfg., 65 Pfg. und 90 Pfg., je nach Größe, zuzüglich Portospesen durch den Kunsthandel und den unterzeichneten Verlag zu beziehen sind. Der reich bebilderte Katalog (Preis RM. 2.70 zuzüglich Portospesen) erleichtert die Bestellung.
G. Hirth Verlag AG., München, Herrnstr. 10



ZEITUNGS-AUSSCHNITTE liefert
ADRESSEN schreibt
WURFSENDUNGEN erledigt
FÜR SIE
ADOLF SCHUSTERMANN
FERNRUF: F7, JANNOWITZ 5116, 5117 UND 5811
DRUCKSCHRIFTEN BITTEN WIR ANZUFORDERN!
GEGRÜNDET 1904 BERLIN SO 16 RUNGESTR. 20

Inserate in der „JUGEND" finden weiteste Verbreitung!

KUNSTPOSTKARTEN

in vortrefflichem Vierfarbendruck nach Bilderwiedergaben aus der „Jugend" liefern wir 20 St. für 90 Pf., die ganze Serie von 170 St. für RM. 6.— franko
G. HIRTH VERLAG AG.
München 2 NO — Herrnstraße 10

● Direkt aus der Tuchstadt Gera:
Anzug- Mantel- Kostüm- **Stoffe**
blau, grau, schwarz u. farbig Kammgarn à mtr. RM 5.50, 7.50, 9.80 u. 11.80
Wir liefern porto- und verpackungsfrei!
Verlangen Sie unverbindliche Mustersendung!
Geraer Textilfabrikation
G. m. b. H. Gera M 91

Fidus-Bilder

in Postkartenformat. Wiedergaben der besten Werke dieses Berliner Meisters, sind zum Preise von 50 Pfg. für die Serie von 12 Stück herausgegeben. Der großen Verehrergemeinde von Fidus wird diese Veröffentlichung willkommen sein.
G. Hirth Verlag AG.
München, Herrnstraße 10

Lest den
Sportfischer
die vortrefflich ausgestattete Fachzeitschrift.
Halbjahrespreis 3 M.
Fischereisport-Verlag
Dr. Hanns Schindler
München NW 2
Karlstraße 44

Ein Buch fürs Leben ist: KREMPELHUBER
Für Stille Stunden
Die gesunde und praktische Lebensweisheit nach gesammelten Erkenntnissen der Philosophie vom Altertum bis zur Gegenwart. 450 Seiten in Ganzleinen gebunden nur RM. 2.85 zuzüglich 40 Pfg. für Porto. Zu haben in den Buchhandlungen oder beim unterzeichneten Verlag
G. HIRTH VERLAG AG. MÜNCHEN, HERRNSTRASSE 10

Vorschlag zur Güte

Kurt: „Mutti, darf ich mit Egon im Garten spielen?"

Mutter: „Aber Kurt, du weißt doch, daß ich Egon nicht ausstehen kann!"

Kurt: „Darf ich ihn dann vielleicht im Garten verhauen?" *F. H.*

Die Haarfarbe

Das Kindermädchen betrachtet sinnend die gnädige Frau und sagt: „Ja, gnädige Frau, Baby hat Ihre Haarfarbe!"

Da fährt die Mutter zusammen, der Roman entgleitet ihren Händen und entsetzt ruft sie: „Um Himmels willen, was stehen Sie hier? Laufen Sie ins Kinderzimmer und nehmen Sie dem Jungen sofort die Flasche weg!" *F. S.*

Wink

„Hast du mein neues Speisezimmer schon gesehen?"

„Im Betrieb noch nicht, Herr Onkel!" *F. S.*

Vergleich

Sie: „Du kannst doch nicht behaupten, daß ich hinter dir hergelaufen bin, um dich zu heiraten."

Er: „Nein, aber die Falle läuft auch nicht hinter der Maus her, um sie zu fangen."

Ach so!

Kunde: „Könnte ich den Kassierer sprechen?"

Portier: „Bedaure!"

Kunde: „Wann kommt er denn zurück?"

Portier: „Schwer zu sagen. Die Verhandlung ist erst morgen."

In der Straßenbahn

Dame: „Darf ich Ihnen eine Zeitung anbieten?"

Herr: „Wie kommen Sie dazu?"

Dame: „Ich dachte, Sie könnten Ihr Gesicht dahinter verbergen; es muß Ihnen doch schrecklich sein, immer die vielen stehenden Damen zu sehen." *J. D. W.*

Sailer



Ces Messieurs . . . .

— Unerhört! Mir, einem Deputé, hier Betrug vorzuwerfen! Das kann ich in der Kammer billiger haben!

Trip durch Europa

Auf dem Potsdamer Platz, mittags um zwölf Uhr. Ein Mann in Knickerbockers steht da und redet in miserablem Französisch auf einen Schupo ein. Der Schupo macht ein verlegenes Gesicht. Hin und wieder läßt er ein zaghaftes „Oui" und „Non" hören. Ich fühle ein menschliches Erbarmen und greife, mit Sprachkenntnissen mancher Art gewappnet, ein.

Es stellt sich heraus, daß der Mann kein Franzose, sondern ein Engländer ist, und da ich englisch besser als französisch spreche, ist alsbald eine Unterhaltung im Gange, in deren Verlauf ich im Handumdrehen zum Fremdenführer werde.

„Hätte mir den Verkehr auf dem ‚Place de l'Opéra' doch noch lebhafter vorgestellt", sagt der Engländer und zeigt auf den Potsdamer Platz.

Ich mache ein verdutztes Gesicht. „Place de l'Opéra?"

„In Ihrem herrlichen Versailles bin ich schon heute morgen gewesen", fährt der Engländer fort, „es war wundervoll".

Ich beginne zu verstehen. Der Mann kennt Paris und überträgt — sicher in der Absicht, uns Deutschen ein Kompliment zu machen — Pariser Berühmtheitsbegriffe auf Berliner Sehenswürdigkeiten. Natürlich gehe ich sofort darauf ein.

„Das dort ist unser ‚Arc de triomphe', lächelte ich und zeige auf das Brandenburger Tor. Und als wir im Tiergarten sind, mache ich eine kreisende Handbewegung: „Unser ‚bois'." „Bois de Boulogne?" fragte der Engländer.

„Gewiß", nicke ich, „es ist gewissermaßen das ‚Bois de Boulogne'."

Ein wenig später ist auch der Dom als unsere „Notre Dame" vorgestellt, und so geht es weiter und weiter, und der Engländer muß, so scheint es, Paris (oder wenigstens den Baedeker) sehr genau studiert haben.

Schließlich aber scheint er doch etwas zu vermissen. „Der Louvre", fragt er, „wo ist denn nun eigentlich der ‚Louvre'?"

Ich überlege einen Augenblick. „Wenn ich ehrlich sein soll", sage ich, „einen ‚Louvre' haben wir hier nicht, der ‚Louvre' ist, wenn es schon sein muß, in München und nennt sich ‚Pinakothek'."

Der Engländer bleibt stehen. „Wie bitte?", flüstert er. „In Berlin gibt es kein eigentliches Gegenstück zum ‚Louvre'", wiederhole ich. „Unsere Galerien sind etwas ganz anderes."

„Ich verstehe Sie nicht", schüttelt der Engländer den Kopf, „warum sprechen Sie von Berlin, wo wir doch — — —"

Er stockt. Seine Augen weiten sich, und ich sehe, wie er auf das Schild „Adolf-Hitler-Platz" starrt. „Goddam", flüstert er schließlich, „haben wir nicht heute den sechzehnten Juli?"

„Den fünfzehnten", sage ich.

„Oh", flüstert der Engländer und zieht sein Cook-Rundreiseheft aus der Tasche. „Ich habe mich tatsächlich um einen Tag geirrt. Dann wird also Paris erst morgen besichtigt!"

R.—

Der Traum des Hagestolzen



Toni Bichl

Foto-Fernberatung

Alle Freunde der „Jugend" haben Gelegenheit zu kostenloser fotografischer Auskunft aller Art. Sie schreiben unter Beifügung von Rückporto an Gerhard Isert, Magdeburg-S, Halberstädter Straße 117a. Hier einiges aus den letzten Anfragen von allgemeinem Interesse:

Panfilme sind durchaus keine Modeerscheinung, wie Sie glaubten, Herr A. W. in L. Diese werden im Gegenteil immer weitere Verbreitung finden. Während das bisherige Aufnahmematerial für rotes Licht unempfindlich war (daher konnte ja bei rotem Licht entwickelt werden), reagieren panchromatische Emulsionen auf alle Farben mit Ausnahme eines bestimmten Grüns. Man entwickelt sie automatisch im Dunkeln in einer Dose oder bei grüner Dunkelkammerbeleuchtung. Es gibt im wesentlichen zwei Sorten: Einen hochempfindlichen Film zu 18/10° DIN und einen mit ca. 14/10° DIN, der außerordentlich feinkörnig ist. Beide Sorten liefern Agfa, Perutz und Kodak. Der feinkörnige Film ist für die Kleinkamera wichtig.

Belichtungszeiten für Zimmeraufnahmen bei Tageslicht kann ich Ihnen, Herr O. M. in Mü., leider nicht angeben. Denn es sprechen dabei so viele Faktoren mit, wie Größe und Anordnung der Fenster, Abstand von diesen, Helligkeit der Tapete usw., daß Sie in solchen Fällen unbedingt einen optischen oder elektrischen Belichtungsmesser brauchen. Eine Tabelle kann auch nicht zuverlässig sein. — Ich glaube, daß Ihnen Kunstlicht die besten Dienste bei Zimmeraufnahmen leisten wird. Denn dann können Sie das Licht willkürlich führen, und es kommen vor allem die starken Lichtgegensätze in Fortfall, die bei Tageslicht allein auftreten und große Entwicklungsschwierigkeiten bringen.

Sie sparen ungefähr 30%, Herr B. R. in Dr., wenn Sie Fotopapier in Packungen zu 100 Blatt verwenden. Auch bei kleinerem Bedarf besteht keine Gefahr, daß die Emulsion verdirbt, sofern das Papier kühl, trocken und dunkel gelagert wird.

Eine Bitte erlaubt sich der Fernberater noch zum Schluß: Es wird oft gefragt, welche Kamera besonders zu empfehlen sei. Diese Frage läßt sich so natürlich nicht beantworten, und es entsteht daraus stets ein reger Briefwechsel. Denn ich weiß natürlich nicht, ob eine Kamera zu vierhundert oder zu vier Mark gewünscht wird. Und dann gibt es dazwischen noch so viele Modelle, die alle einem bestimmten Zweck entsprechend Besonderheiten aufweisen. Also bitte angeben, wieviel Geld angelegt werden soll, auf welches Gebiet man sich besonders legen will und ob man schon eine Kamera besitzt. gi—t.

OHSER



Wiedersehen im Zoo.
„Frieda!" . . . „Otto!"

Das schönste und wertvollste

GESCHENK!

Die gesunde und praktische
LEBENSWEISHEIT
nach gesammelten Erkenntnissen der Philosophie vom Altertum bis zur Gegenwart

Zusammengefaßt in dem Buch

„Für stille Stunden"
durch v. Krempelhuber

450 Seiten in Ganzleinen geb. nur M. 2.85
zuzüglich 40 Pfg. für Porto

Zu beziehen durch

G. Hirth Verlag AG., München
Herrnstraße 10

Ein Buch fürs Leben! **Zur Erbauung für Jung und Alt!**

Eine amateurphotographische Schrift, die bisher fehlte, aber oft verlangt wurde:

RICHTIGES ENTWICKELN

VON GERHART ISERT

erschien soeben als Beginn einer modernen Reihe **„DIE KLEINE PHOTOBÜCHEREI"**

Interessenten sind das große Heer der Amateurphotographen

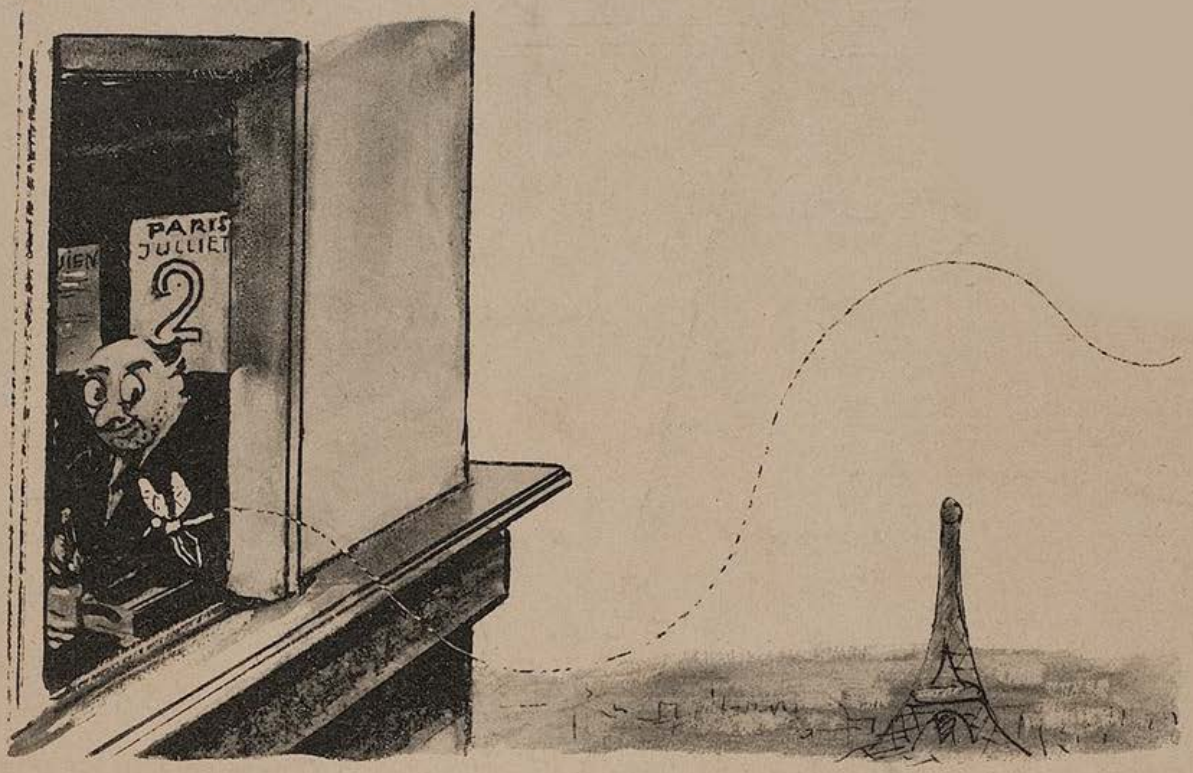
Preis RM. 1.—, mit Porto RM. 1.10

G. HIRTH VERLAG AG. MÜNCHEN
HERRNSTRASSE 10

ründer: Dr. GEORG HIRTH. — Verantwortlich für die Schriftleitung: ARNOLD WEISS-RÜTHEL; für die Anzeigen: GEORG POSSELT, München. — ag: G. HIRTH VERLAG AG., München. — Für die Herausgabe in Österreich verantwortlich: J. RAFAEL, Wien I, Graben 29a (Eingang Trattnerhof). — Für die Redaktion sterreich verantwortlich: MARIANNE RAFAEL, Wien XIX, Hochschulstraße 25. — Alle Rechte vorbehalten. — Nachdruck strengstens verboten. — Copyright by G. HIRTH LAG AG., München. — Druck: G. HIRTH VERLAG AG., Buch- und Kunst-Druckerei, München, Herrnstraße 10. — D.-A. 9000. — Entered as second class matter, Postoffice New York, N. Y. — Manuskripte sind nur an die Redaktion der „Jugend", München, Herrnstraße 10, zu senden: Rücksendung kann nur erfolgen, wenn Rückporto beiliegt.

Erich Wilke

Redaktionszauberei





J U G E N D

PREIS 60 PFENNIG

MÜNCHEN 1934 / NR. 33



Die Hochzeitsreise

Moritz von Schwind †

J U G E N D
39. JAHRGANG 1934 / NR. 33

HANS LORENZ:

ZWISCHEN TSITSIKAR UND CHARBIN

Transsibirischer Expreß. Zehn Kilometer hinter Irkutsk. Obwohl der Zug schon recht besetzt war, freute man sich über jedes neue Gesicht. Es ist ja alles so grenzenlos ermüdend. Immer dieselben Menschen, dieselben Erzählungen, derselbe Tratsch. Dieser merkwürdige und luxuriöse Zug — 6 Waggonladungen voll phantastischer Schicksale und undurchsichtiger Existenzen — gleicht im Grunde einer Familienpension. Er hat seine ständigen Gäste, er hat Passanten, die nur für eine Nacht oder ein paar flüchtige Stunden einkehren. Und er hat seinen Klatsch. Vor sechs Tagen bezogen die ersten Gäste ihre Quartiere. Vor sechs endlosen Tagen. Und noch weitere sechs, sieben Tage werden folgen. . . .

Einer der neu eingestiegenen Passagiere machte es sich in unserem Abteil bequem. Ein Armenier, aus Erzerum, sah aus wie ein Großhandelsmann, war aber laut eigener Aussage Geheimer Rat des Chans von Buchara. Er usurpierte sofort die ganze Unterhaltung, was wir uns gerne gefallen ließen. Ich unterbrach sogar meine Schachpartie mitten im aufregendsten Kampf und fegte zum großen Ärger meines Gegners die Figuren vom Brett — so wich ich noch einem Matt aus, wodurch mir der Armenier gleich sympathisch wurde. Er fuhr diese Strecke bereits an die dreißigmal, eröffnete er uns, war also einer Strecke bereits an die dreißigmal, von den Stammgästen. Er wußte Bescheid über jedes Dorf und jeden Fluß und vor allem — er kannte die übrigen Passagiere und ihre Geschäfte und Schicksale oder er tat wenigstens so. Jeden, der sich auf dem Wege zum Speisesalon an der Tür unseres Abteils vorbeischob, stellte er gleichsam vor, mehr als das, er konferierte ihn.

Da gab es Diplomaten, Kaufleute, Schieber und Schmuggler. Die Kaufleute schoben, die Schieber schmuggelten und die Schmuggler kauften. Da gab es aber auch Würdenträger aller Art, Minister und Generale, chinesische und mandschurische hohe Militärs. Einen berühmten Banditen zeigte er, der augenblicklich Marschall der Mandschu-Armee war... Kurz, der Armenier war das lebende Lexikon des Zuges. Eine Ausgabe in allen Sprachen. Er konnte russisch, deutsch, französisch, englisch, türkisch und beherrschte 47 verschiedene chinesische Dialekte. (Das sagte er jedoch bloß, wenn keine Chinesen dabei waren...) Nein, Geheimnisse kannte der Mann nicht. — In welchen Geschäften er selbst reiste? In einer Versicherungsangelegenheit. Er wäre nämlich bei Lloyd in London gegen Eisenbahn-Raubüberfälle versichert. Wunderbarer Einfall, nicht? Er dürfe alle Linien der Welt benützen, zöge es aber vor, ständig zwischen Irkutsk und Wladiwostok zu pendeln. Die Verhältnisse hier waren günstig. Sehr günstig, erst vorige Woche wäre ein Zug beschossen worden...

Noch während er uns das mit orientalischer Lebhaftigkeit recht bildhaft erzählte, wurde unsere Aufmerksamkeit durch einen Herrn und eine Dame abgelenkt. Das Paar, das sich draußen vorbeizwängte, war vor zwei Tagen in Nowosibirsk eingestiegen, es hatte sofort brennendstes Interesse erweckt, ja, wenn große Worte erlaubt sind, unsere ganze rollende Pension alarmiert. Einige französische Herren hatten die Dame gleich erkannt. Es war Erry Sterry, Star der Eastern-Desperado-Movietone-Corporation. Blendende Erscheinung, von einem Legendenkranz umwoben. Ein Film mit Erry Sterry ist, wie man weiß, eine seltene Sensation; alljährlich wird höchstes ein einziger gedreht... Die wenigen Damen im Zuge bekamen vor Aufregung rauhe Zungen und Basedow-Augen. Ihn kannte niemand. Aber wer kann sich eine Reise mit der Extravaganten Erry Sterry leisten?

Nur unser Armenier ist natürlich orientiert. Rätselhaft woher. „Erry Sterrys Begleiter ist Amerikaner", erklärte er, „Smith heißt er, einfach Jack Smith. Ganz richtig, wie der Flüstertenor, von dem heute schon längst nicht mehr geflüstert wird. Ich wette, sein Zobelpelz allein ist mehr wert als alle Pelze im ganzen Zuge zusammengenommen. Vor zwei Jahren war er noch ein gewöhnlicher Agent, reiste in Büchern kreuz und quer durch die Staaten, von Pennsylvanien nach Kalifornien und von Minnesota nach Texas. Dann hatte er seine große Idee. Eine geniale Idee, denn sie trug ihm bisher fünf Millionen Dollar."

Man begann plötzlich schlecht zu verstehen. Der Expreß hatte den Baikalsee verlassen und durchquerte in ungezählten Kurven und über halsbrecherische Viadukte schlendernd, die pittoreske Felsenlandschaft des Chantar-Gebirges. Donnernd wurde Tunnel auf Tunnel durchrast. Der Armenier hatte den Versuch, sich durch Schreien verständlich zu machen, bald als aussichtslos aufgegeben. Dann kam Kultuk. Das Bild ist wieder ganz verändert. Weite sumpfige Ebenen, sandbraune und olivengrüne Flächen, traurig wie die Tundra in der Polarsonne. Ein sanfter und melancholischer Zauber geht von diesen eigenartig zarten und welken Farbtönen aus.



Japanisches Theater A. Bertina



Tuschzeichnung Waibel

Selbst unser armenischer Lexikon vergaß an die Fortsetzung der Geschichte von dem Amerikaner im Zobelpelz. Aber vielleicht hatte er auch bloß wieder seine Versicherung im Kopf und betete um einen netten kleinen Raubüberfall . . .

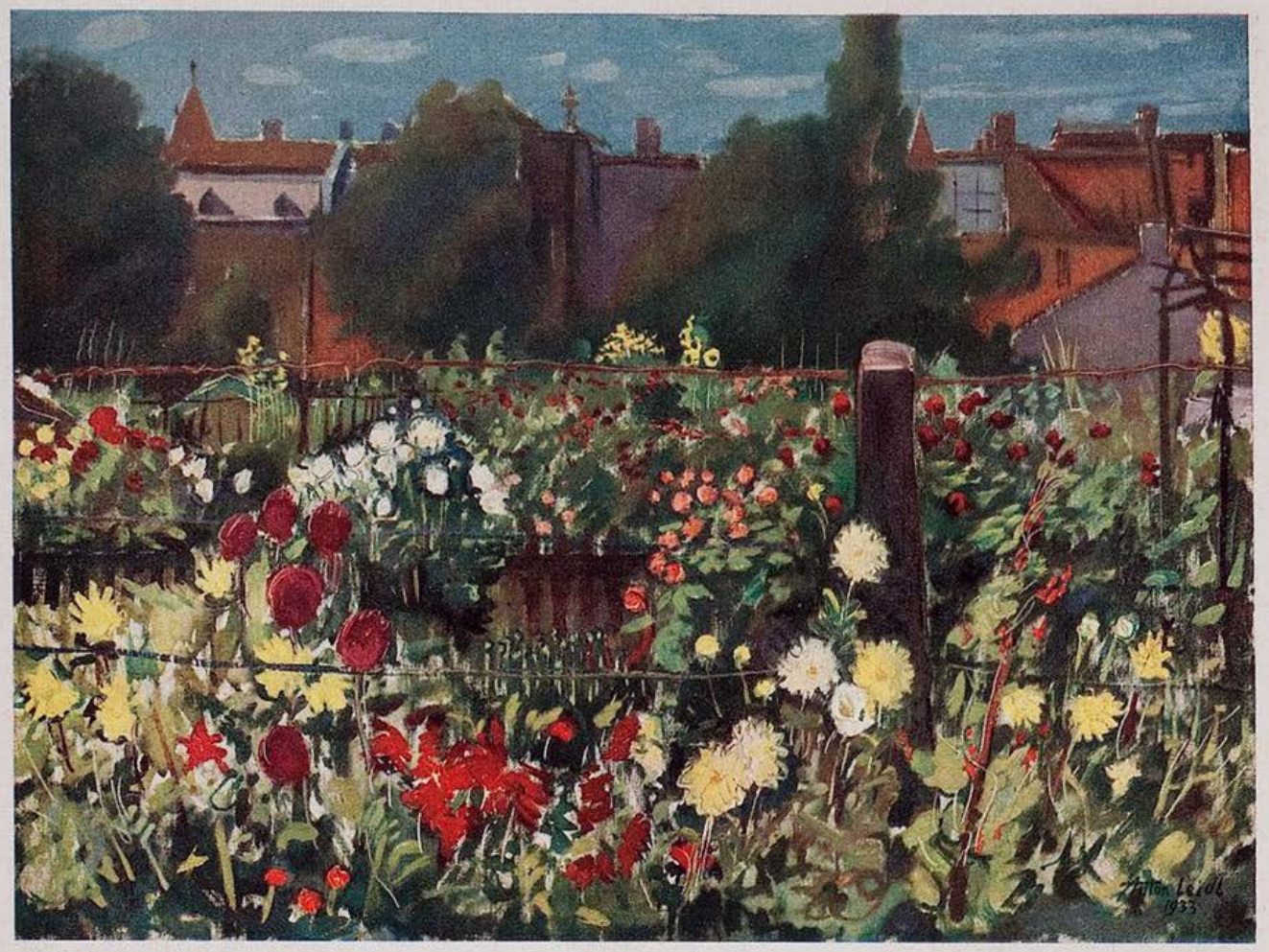
Am nächsten Morgen, als man an einer gewissen Unruhe unter den Passagieren merken konnte, daß Karymskaja nicht mehr fern sei, machte sich auch der armenische Geheimrat langsam fertig. Karymskaja ist nämlich jener große Knotenpunkt, von dem die Strecke nach Charbin und in die Mandschurei abzweigt. Man muß wissen, auch auf diesem Wege kann man Wladiwostok erreichen. Aber er ist ein wenig ungemütlich. Zwischen Tsitsikar und Charbin sollen sich allerhand Banden umhertreiben.

Während der Armenier seine beiden kleinen Handkoffer packt, fällt ihm ein, daß er uns noch das Ende der Geschichte vom Vortag schuldig ist. Also, um es zu wiederholen, dieser Kerl hatte tatsächlich einen kapitalen Einfall. „Erzählte ich es bereits? Smith war Kaufmann. Kaufmann durch und durch, mit dem nüchternen Sinn des Yankees für Sachlichkeit und Logik. Eines Tages bestellte ein Kunde bei ihm einen neuen Weltatlas. Den alten könnte er seit dem Kriege nicht brauchen. In Europa, in Afrika, ja selbst in Asien — überall Grenzveränderungen. Städte hätten ihre Namen, mit denen sie jahrhundertelang verheiratet gewesen, ohne alle Sentimentalität gewechselt, viele Länder wären überhaupt nicht verzeichnet, andere längst verschwunden — zum Rasendwerden. Den Atlas hätte er um fünfzehn Dollar im Jahre 1912 gekauft. Kurz und gut, er brauche einen neuen. — Smith überlegte — der Mann hatte einen Schaden von fünfzehn Dollar. Wo ein Schaden, ist auch jemand, der dafür haftet, muß auch eine Ursache sein. Er überlegte weiter. Wieso wurden die Grenzen verändert? Durch die Friedensverträge. Wer diktierte die Friedensverträge? Die sogenannten „Siegerstaaten". Die Kette schloß sich. Die „Siegerstaaten" sind also letzten Endes daran schuld, daß hunderttausende, vielleicht Millionen von wertvollen Atlanten wertlos geworden sind. Aber, sagte sich Smith, es gibt ein öffentliches Recht, es gibt noch eine Gerechtigkeit unter dem Sternenbanner und als letzter Ausweg bleibt noch immer der Internationale Schiedgerichtshof im Haag. Der Überlegung folgte die Tat. Er engagierte einen Stab von Vertretern, die planmäßig jedes Haus und jede Wohnung der Vereinigten Staaten durchsuchten. Sie fahndeten nach Besitzern von Atlanten . . . Es ist das gewöhnliche Los von Agenten, hinausgeworfen zu werden. Jack Smith's Agenten wurden jedoch überall mit offenen Armen empfangen. Denn sie wollten kein Geld — sie brachten Geld ins Haus. Sie zahlten einen halben Dollar bar auf die Hand. Für nichts und wieder nichts. Es wurde bloß die Fertigung eines verrückten Formulars verlangt. Man lachte, unterschrieb und nahm das Geld. In dem Formular stand im Wesentlichen nichts anderes, als daß der Unterzeichnete seine allfälligen Schadenersatzansprüche aus der durch die Friedensverträge erfolgte Entwertung seines Atlanten unwiderruflich und rechtsgültig an Mr. Jack Smith zediere.

Nach drei Monaten hatte Jack Smith fast eine halbe Million Zessionen in der Hand. 500.000 neue Atlanten kosten — das Stück zum Durchschnittspreis von fünfzehn Dollar — siebeneinhalb Millionen Dollar. Jack Smith klagte den amerikanischen Bundesschatz bloß auf 2 Millionen Dollar. Den Rest wollte er von den andern Diktatmächten im Verhältnis ihres quotativen Anteiles an den Rechten und Pflichten der Verträge von Versailles, St. Germain und Trianon fordern.

Es ist keine Zeit, um viele Worte zu machen und ich kann Ihnen nicht von den endlosen, komplizierten und umständlichen Verhandlungen erzählen, jedenfalls verglich sich Amerika mit Smith auf der Basis von 1,500.000 Dollar. Damit war sein Anspruch im Prinzip anerkannt. Die übrigen Staaten wollten nach diesem Resultat keine kostspieligen und langwierigen Prozesse riskieren, deren für Smith günstiger Ausgang nunmehr vorauszusehen war. Man zog den friedlichen Weg vor. Smith bekam weitere 5 Millionen Dollar. Rund eine Million waren seine Spesen — eine Viertelmillion für die Zessionskäufe, der Rest für Agenten, Rechtsanwälte, Zeitungen und allerlei öffentliche Fonds." Der Armenier, der auf diesem Gebiete scheinbar reiche Erfahrungen hatte, zwinkerte. „Smith wollte nämlich verhindern, daß die Sache in die Öffentlichkeit dringt. Er wird auch in anderne Ländern arbeiten — die Welt ist groß — und die Zessionen billig in die Hand bekommen. Seitdem reist der Mann, ein Kriegsgewinner, aber, Sie werden zugeben, nicht einer von der schlimmsten Sorte, durch die Kontinente und überwacht seine Agentenorganisation. Nächsten Monat ist er in Japan. Dort soll bloß jede fünfzigste Familie einen Weltatlas haben. Trotzdem bewertet Smith diese Tatsache mit rund achthunderttausend Dollar . . . ."

Noch während der letzten Worte war der Expreß in Karymskaja eingelaufen. Der armenische Geheimrat warf seinen grauen Burjatenpelz um die Schultern, winkte den Zurückbleibenden gönnerhaft zu und verließ den Zug. Er wählte, wie schon angedeutet, aus gewichtigen Gründen die mandschurische Strecke. Es waren nicht allzuviele Menschen, die hier umstiegen. Ich blickte aus dem Fenster. Unser Freund hatte anscheinend noch jemanden gefunden, dem er seine Geschichten erzählen konnte. Lebhaft gestikulierend schritt er mit einem Mann von mongolischem Typus den Bahnsteig auf und ab. Als die beiden näher kamen, erkannte ich in dem Mongolen den Marschall der Mandschu-Armee, den ehemaligen Banditenführer. Hoffentlich sind sie handelseinig geworden. Zwischen Tsitsikar und Charbin. . . . .



Der Garten **Anton Leidl**

Hochsommer

Von Rudolf Kreutzer

Entlang an Gärten, die im Sommer stehn:
Das stille Dorf, am Hügel hingezogen.
Wie lind die Kühle alter Bogen
Dich anhaucht im Vorübergehn.

Im Floß den grünen Fluß hinunter
Die Flößer schwer das Steuer drehn.
Gitarreklänge leise wehn
Und gehn in Duft und Ferne unter.

In Gluten flirren gelbe Felder.
Ganz weiß verblutet sich der Mohn
Am Feldkreuz unter Gottes Sohn
Im Schweigen stehen rings die Wälder.

* * *

Es ist des Sommers hohe Zeit,
Da reift am Stab der Wein zur Süße
Und Sonnenblumen nicken Grüße
Vom Zaun in Gottes Einsamkeit.

Segen der Heimat

Von Walter Steinbach

Der Heimat sind wir beigesellt
Wie Wind und Regen jeder Wolke
Und sind verbunden unserem Volke,
Des Schicksal mit uns steigt und fällt.

Der Acker, der uns Brot beschert,
Der Strom, drauf unsere Schiffe fahren,
Das Meer, das uns mit Fischen nährt,
Der Dom, der wie vor tausend Jahren
Sein ungewandelt Antlitz trägt
In Ewigkeit, die uns bewegt,
Der Winkel selbst im Vaterhaus,
Im Walde Baum und Ast und Blatt,
Das Reh, der Has, die Wurzelmaus,
Der Schoß, der uns geboren hat,
Und auch die Scholle, die uns deckt,
Eh' wir vom Tode auferweckt —

Wie sind wir all' dem beigesellt
Gleich Wind und Regen jeder Wolke:
Ein Herz, ein Leib mit unserem Volke,
Für das uns gnädig Gott erhält!

HEIMAT

SONETT VON A. DE NORA

Nicht aussen ist die Heimat. Nicht die Stelle
ist Heimat schon, wo unsre Wiege stand!
Nein, wir erschaffen uns das Vaterland
erst in der eignen Brust geheimster Zelle.

Erst das ist Heimat, was den Weg zur Schwelle
des Herzens aus der Welt der Dinge fand,
was unauflöslich sich mit uns verband.
das Liebgewordne, das Erinnerungshelle...

Das lässt sich nicht wie Nam' und Wappen erben
durch ein Geborenwerden. Das gebiert
sich selbst aus Leid und Lust, Glück und Verderben:

Ein Stück Natur, das ein Stück Seele wird!
Das ist die Heimat, die man nie verliert,
und mag man in der fernsten Fremde sterben.



Straße in Anatolien

J. Vierthaler



Römischer Brunnen — H. Mayrhofer-Passau

Das Los des Schönen

Von Friedrich Rückert

Was du gebildet jahrelang,
dann von dir gesandt mit Ehren,
es ist nun gegangen seinen Gang
und wird nicht wiederkehren.

Es ist geschwommen den Strom hinab,
ein Ton mit andern Tönen
und ist gesunken ins große Grab
von allem vergeßnen Schönen.

Wo nun des Lebens Marktschiff fährt,
kommt aus der Tiefe ein Klingen;
das achten sie nicht Hörens wert, —
sie fahren nach anderen Dingen.

Anton Tschechoff:

DAS RÄTSEL

Ein Abteil erster Klasse.

Eine hübsche kleine Dame sitzt weit nach hinten gelehnt auf dem mit rotem Samt gepolsterten Divan. Ein kostbarer Spitzenfächer bebt in ihrer Hand, ihr Kneifer hat fortwährend die Neigung, von ihrem hübschen Näschen herabzugleiten und die Brosche auf ihrer Brust hebt sich und senkt sich wieder, wie ein Kahn im Sturm. Sie ist stark erregt.

Ihr gegenüber sitzt ein Gouvernementsbeamter für außerordentliche Aufträge, ein junger Schriftsteller, von dem bereits kleine Novellen in der Gouvernements-Zeitung gedruckt wurden, die er als „Schilderungen der höheren Gesellschaft" bezeichnet hat.

Er blickt ihr mit Interesse ins Gesicht. Er beobachtet sie mit der Miene des Kenners, er studiert sie, er sucht das Rätsel ihrer Natur zu ergründen; er versteht sie, ja, er erfaßt sie bereits vollkommen ... Ihre Seele, ihre Psyche ist vor ihm klar und offen.

„Oh, ich verstehe Sie gut!" flüstert der Beamte für außerordentliche Aufträge und küßt ihre Hand. „Ihre empfindliche und leidende Seele sucht einen Weg aus diesem Labyrinth ... Es ist ein furchtbarer Kampf, aber — Sie dürfen nicht verzagen. Sie werden siegen, es ist ganz sicher!" Sie lächelt melancholisch. „Schildern Sie mich, Woldemar! Mein Leben ist so vielfältig, farbig und voll ... doch vor allem bin ich tief unglücklich. Eine Märtyrerin im Sinne Dostojewskis ... Drücken Sie es aus, Woldemar, schildern Sie meine arme Seele der Welt! Sie sind ein Psychologe. Es ist nicht mehr als eine Stunde vergangen, seit wir uns hier im Abteil trafen und sprechen, und Sie haben mich in dieser kurzen Zeit vollkommen erkannt und erfaßt!"

„Sprechen Sie weiter, ich flehe Sie an!"

„Nun bitte, hören Sie mich an. Mein Vater war ein armer Beamter ... Er war ein guter Mensch, er war auch klug — aber der Geist der Zeit, die Wirkung der Umgebung ... Sie verstehen, ich verzeihe ihm. Er trank und spielte Karten — außerdem war er auch bestechlich ... Meine Mutter aber ... Aber wozu soll ich über all dies sprechen! Die Not, der Kampf ums trockene Brot, die eigene Schwäche und Nichtigkeit — zwingen Sie mich nicht, mich damit zu befassen! Die Jahre im Institut, die Lektüre dummer Romane, die erste Liebe ... Meine Zweifel ... Entsetzliche Kämpfe mit mir selber ... Ach, Sie sind ein Schriftsteller und verstehen uns Frauen ... Zu allem Unglück hatte ich eine tiefe Natur — ich wartete auf ein unerhörtes Glück, ich hatte die Sehnsucht, Mensch sein zu dürfen! Ja — Mensch sein zu dürfen — das war mein Sehnen!"

„Sie Wundervolle!" Stammelnd küßt der Schriftsteller ihre Hand. „Mein Kuß gilt nicht Ihnen, Königin, sondern der leidenden Menschheit! Erinnern Sie sich an Raskolnikoff, er hat auch so geküßt."

„Ach Woldemar! Ich sehnte mich nach Glanz und Ruhm, wie es eine jede, nicht alltägliche Natur tut. Ich suchte etwas Besonderes, etwas Außerordentliches. Und eines Tages — führte mich das Schicksal mit einem reichen Greis zusammen. Ein General ... Verstehen Sie mich, es war Selbstaufopferung und Entsagung. Sie werden mich verstehen! Ich konnte nichts anderes tun. Meine Eltern und Geschwister wurden dadurch wohlhabend. Ich reiste viel und konnte wohltätig sein ... Ich litt aber, abscheulich, ekelhaft waren die Umarmungen dieses Generals, wenn ich auch, um die Wahrheit zu sagen, bekennen muß, daß er zu seiner Zeit sicher ein mutiger Krieger war. Aber ich litt unsagbar. Nur die Hoffnung tröstete mich, daß der Greis jeden Tag sterben könne und ich dann ein neues Leben beginnen würde, ein Leben, das ich mir Jahre hindurch ersehnt habe — mit meinem Geliebten ein glückliches Leben ..." Erregt fächelt sich die Dame und setzt mit traurigem Lächeln fort: „Der Greis starb eines Tages ... Er hinterließ mir etwas Geld und die Freiheit ward mein. Jetzt hatte ich die Möglichkeit, endlich glücklich zu werden. — Nicht wahr, Woldemar? Nun klopft das Glück an meinem Fenster — ich hätte nur aufzumachen und dennoch — ich kann nicht, ich kann nicht! Wie schön wäre es, jetzt zu dem Geliebten gehen und seine Freundin sein, seine Gefährtin ... glücklich und ruhig zu leben. Aber alles ist so häßlich auf dieser Welt, Woldemar! Ich bin so unglücklich, lieber Freund! Denn es steht mir ein Hindernis im Wege und läßt mich mein Glück nicht erreichen. Welche Pein, dies zu wissen, welche Pein!"

„Was ist es? Was steht Ihnen im Wege? Bitte, sprechen Sie? Was ist es?"

„Ein zweiter reicher Greis ..."

Das hübsche Gesicht der Dame ist durch den Fächer verdeckt. Der Schriftsteller versinkt mit einem Seufzer in tiefsinnige Betrachtungen. Seine Miene ist die eines Menschenkenners und eines Psychologen. Die Lokomotive zischt und pfaucht und die untergehende Sonne wirft ihr rotes Licht auf die Vorhänge an den Fenstern.



Original-Scherenschnitt Hertha Gumppenberg



Gelände am See — Paul Bürck

Die Vereinsgründung

Von A. Wisbeck

Früher hatten die Bauern von Kreuzbirnbach nach des Tages Arbeit ruhig ihre zwei oder drei oder auch einmal ihre vier Maß Bier getrunken, ohne sich etwas Schlimmes dabei zu denken. Das dachten sie nun allerdings auch späterhin nicht, doch hätten sie es eigentlich von dem Tage an tun müssen, als der Assessor Aschenfleck aus seiner unterfränkischen Heimat nach Niederbayern, an das für Kreuzbirnbach zuständige Bezirksamt verschlagen worden war. Man konnte gewiß nicht über den jungen Herrn klagen, denn er war gleichermaßen in, wie außerhalb der Amtsstube von freundlicher Gemütsart und dem Bauernstande herzlich zugetan. Doch haftete ihm sozusagen ein Geburtsfehler an: Unter den Rebenhügeln des Maingaues aufgewachsen, konnte er zum Bier keine rechte Einstellung finden, ja, er stand ihm sogar mit einer gewissen Feindseligkeit gegenüber. Tatsächlich sah man den Herrn Assessor niemals auch nur ein Schlückchen Bier trinken, und wenn er einmal beim Forstmeister oder Notar zum abendlichen Schafkopf geladen war, dann erbat er sich an Stelle des Bieres freimütig ein Glas frischen Brunnenwassers. Denn dieses genüge, erklärte er, dem Flüssigkeitsbedürfnis seines Körpers ebensogut wie ein alkoholhaltiges Getränk, besitze aber nicht dessen schädliche Eigenschaften.

Nun wollte allerdings die Frau Apotheker Dobmayer durch die Fenstergardinen der vom Assessor bezogenen Wohnung beobachtet haben, wie dieser allabendlich hinter einer Flasche Bocksbeutel sitze. Und die Zugehfrau Hopfenspirger wußte dazu noch zu berichten, daß sie gelegentlich des Stöberns unter dem Bett des Herrn Assessors ein Lager von achtunddreißig ausgetrunkenen Weinflaschen aufgespürt habe. Hierzu mußte jedoch bemerkt werden, daß die Frau Apotheker an Kurzsichtigkeit litt, und daß es bei der Neigung von Frau Hopfenspirger zu Übertreibungen ebensogut nur siebenunddreißig statt achtunddreißig Flaschen gewesen sein können, die sie unter der Liegestatt des Assessors auffand.

Wie dem auch sei, der Herr Assessor ließ es bald nicht mehr dabei bewenden, sich nur passiv gegen das Bier zu verhalten, er ging vielmehr zum offenen Angriff über, indem er seine Ansicht über die Schädlichkeit des Biergenusses über den ganzen Amtsbereich zu verbreiten suchte und seiner Mißbilligung gegenüber diesem Getränk unverhohlen Ausdruck gab. Daß die Wirte seinen empfehlenden Hinweis auf die Bekömmlichkeit des Brunnenwassers mit geringer Freude aufnahmen, läßt sich wohl verstehen. Doch konnten sie bald mit Gelassenheit über die Auswirkungen dieser Propaganda denken, denn es erwies sich, daß die Bauern zwar in der Theorie den Meinungen des Herrn Assessors nicht widerstreben zu dürfen glaubten, eine praktische Nutzanwendung jedoch nicht daraus zogen. Und so erklärte sich denn auch der „Metzgerbräu" von Kreuzbirnbach ohne weiteres damit einverstanden, einen Versammlungsraum zur Verfügung zu stellen, der einer temperenzlerischen Kundgebung unter dem Vorsitze des Herrn Assessors dienen sollte. Ja, der Wirt ging in seinem Entgegenkommen sogar so weit, den für den Tag in Aussicht stehenden verstärkten Bierbedarf durch eine persönlich geleitete Fuhre einzudecken.

Lange schon, bevor der Einberufer der Versammlung zugegen war, saßen die Bauern von Kreuzbirnbach Stuhl an Stuhl im Versammlungsraum und unterhielten sich angeregt über das Wachstum des Woaz, über Rossezucht und Viehpreis. Schon wurde der dritte Banzen angezapft, als der Assessor erschien und nach einer herzlichen Begrüßung der Anwesenden das Rednerpult bestieg.

„Sie alle, meine lieben Freunde", begann er seine Ausführungen, „kennen den Grund, der mich veranlaßt hat, die heutige Versammlung zu veranstalten. Um es kurz zu sagen: es handelt sich darum, uns einmal über die Schädlichkeit des übertriebenen Biergenusses auseinanderzusetzen, und dies zu Nutz und Frommen der körperlichen, geistigen und moralischen Wohlfahrt."

„Bravo! Bravo!" rief es aus der Versammlung, „dös hat er guat g'sagt, inser Herr Assessor!" Es wurde reichlicher Beifall gespendet, während aus der Schenke das dumpfe Dröhnen des Bierschlegels gegen einen neuen Banzen klang. „Ich komme aus einer Gegend," fuhr der Redner fort, „in der Bier nur mit Mäßigkeit genossen wird, und, wie ich glaube, sehr zum Vorteil ihrer Bevölkerung. Gewisse körperliche Schäden, die ich hierorts zu beobachten Gelegenheit habe, sind meines Erachtens lediglich auf den überreichlichen Biergenuß zurückzuführen."

„Damit moant er an Haberl sein Kropf!" rief einer im Saal. „Lieber an Kropf am Hals, als wia du oan im Hirn!" kam schroffe Antwort. Rauhes Gelächter durchbrauste den Raum, und es bedurfte einiger Zeit, bis sich der Redner wieder Gehör zu schaffen vermochte. Auch auf die geistige Regsamkeit, führte er weiterhin aus, wirke der starke Biergenuß in ungünstiger Weise, denn er verlangsame den Denkprozeß. Diese Tatsache trete besonders beim Abschluß von Handelsgeschäften in Erscheinung und stehe im Widerspruche mit den Forderungen der Zeit, die oft auf blitzschnelle Entscheidungen dränge."

„Kaf' amoi so oam, wia dem Raithberger, a Rooß ab, nacha werst d' as aa zwoa Wocha lang überleg'n müassen!" kam es aus der Versammlung. „Und du muaßt d' as fei no länger überleg'n, bis d' so was sagst!" schrie es an einer anderen Stelle auf. Ein Getümmel entstand, Stuhlbeine krachten, Bierkrüge brachen splitternd entzwei. Wirt und Schankburschen mußten eingreifen, um die Meinungsverschiedenheiten gegnerischer Gruppen zu schlichten.

Endlich kam der Redner wieder zu Wort. „Es liegt im Wesen des Menschen, daß die festgefügte Gemeinschaft von Gleichgesinnten den Willen und die Entschlossenheit des Einzelnen stärkt, dem Wankelmütigen als Hort und Stütze dient. In diesem Sinne schlage ich vor, einen Verein zu gründen, der seine Mitglieder zur engen Kampfgenossenschaft gegen den Mißbrauch des Bieres zusammenschließt." „Bravo! Bravo!" rief es beifällig aus der Versammlung, „a Verein is allawei was guat's, und inser bekannte Zacherl Quirin das Pult und führte aus:

So wurde denn einstimmig die Vereinsgründung vollzogen. Der Assessor hatte bereits die Statuten aufgesetzt und ein Schriftstück vorbereitet, auf dem sich die Mitglieder des neuen Vereines unterschriftlich verpflichteten, mit Wort, Tat und Beispiel die Bestrebungen des Vereines nach Möglichkeit zu fördern. Nun betrat der als wortgewandter Redner Herr Assessor muaß den ersten Vorstand macha!"

„Indem daß inser hochverehrter Herr Bezirksamtsassessor Aschenfleck einen neuen Verein zu Kreuzbirnbach gegründet hat, können wir nicht umhin, und tun es auch nicht, ihm dafür zu danken. Er lebe, er lebe dreimal hoch! Dans — zwoa — drei — g'suffa! — — Ist es denn nicht derselbige, so frage ich, der ins mit leuchtendem Beispiel voranleuchtet? Hat ihn oaner vo ins scho amoi a Bier trinka sehg'n, ha? So frage ich wiederum. Nein, keiner hat es noch nie nicht gesehen, und was er z'haus trinkt, inser Herr Assessor, dös geht ins nix o. Jedenfalls wage ich es zu behaupten, und tue es hiermit, daß mir a Verein san, und wo a Verein is, da muaß a Fahna her, und wo a Fahne is, da muaß a Schutzpatron d'rauf kemma. Und da frage ich nun, wer soll es sein, der selbige?"

„Der heilige Gambrinus", kam es aus der Versammlung. „Na, g'rad der sell net", wurde entgegnet, „wei' der für's Trinka is. Aber der Petrus war' der richtig' Wasserheilige." „Naa, der aa net", kam Widerspruch. „Warum? Wei' den scho d' Fischer hab'n. Kunnt' ma ins leicht für Angler hoiten. Aber wia war's denn mit'm heiligen Florian? Der löscht mit Wasser und net mit Bier. Tat' ma net übi g'foin, der sell Flori!" „Is aa nix", wurde widersprochen, „indem, wei' den sellenen scho d' Feuerwehr vo Hinterkindlbach hat. Zwoa Verein' mit'n gleichen Schutzpatron und nur a Stund' vo anander, dös tuat nia koa guat net, kunnt' leicht an' Unfrieden geb'n."

„Nun", mengte sich hier der Assessor in die Debatte, „ich hätte einen Vorschlag, der vielleicht Ihre Billigung finden wird. Ich denke an den heiligen Christophorus." „Is ins nicht bekannt, der sell", murmelte es in der Versammlung. „Es ist jener Gottesmann", erklärte der Assessor, „der das Kindlein über das Wasser trug. Und insoferne, nämlich als



Hüter vor der Gefahr, hätte er als Schutzpatron des Vereines noch eine besondere symbolische Bedeutung." „Bravo! Bravo!" stimmte die Versammlung bei, „der Christophi soi's sei', aber sei' Nama muaß auf d' Fahna d'rauf kemma, damit ma woaß, wia er si schreibt!" Und in zwoa Wocha muaß d' Fahnaweih' sei'!"

Und so kam es auch. Der Herr Assessor stiftete das für die Fahne benötigte Material, Frau Apotheker Dobmayer verarbeitete es zu einer prächtigen Fahne. Auf azurblauem Seidengrund in Gold gestickt, trug der heilige Christophorus das Kindlein über das Wasser, und auf einem kunstvoll applizierten Spruchband prangte der Name des Schutzpatrones.

Der Tag war ungewöhnlich heiß, an dem im Garten des „Metzgerbräu's" die Fahnenweihe gefeiert wurde. Ob der Wirt dem Rat des Assessors nachgekommen war und sich mit fünfhundert Flaschen Fruchtwasser eingedeckt hatte, konnte niemals festgestellt werden. In der Tat aber erhielt jedes Vereinsmitglied eine Flasche Fruchtwasser vorgesetzt. Kurz nach der Rede des ersten Vorstandes, die mit starkem Beifall aufgenommen worden war, entfernte sich der Hunglinger Martin mit dem Vorgeben, daß ihn ein plötzliches Übelsein befallen habe. Bald folgten ihm der Allmannseder, der Wiesbeck, der Goller, der Faistinger in das Innere des Hauses nach. Eine Stunde später befand sich der erste Vorstand mit der Vereinsfahne allein im Wirtsgarten. Hingegen erscholl aus dem Hause lebhaftes Stimmengewirre, und als der Assessor ans Fenster trat, mußte er zu seinem Erstaunen wahrnehmen, daß sämtliche Vereinsmitglieder hinter schäumenden Bierkrügen saßen und eine lebhafte Unterhaltung über das Wachstum des Woaz, über Rossezucht und Viehpreise pflogen. Ohne ein Wort zu verlieren, entfernte er sich von der Veranstaltung mit dem Entschluß, des gleichen Tages noch in einem kurz gefaßten Schreiben die Vorstandschaft niederzulegen. — Frau Apotheker Dobmayer wußte zu berichten, daß sie an diesem Abend den Herrn Assessor nicht nur hinter einer Flasche Bocksbeutel, sondern sogar hinter zweien habe sitzen sehen. —

Das Fest beim „Metzgerbräu" nahm indessen noch einen lebhaften Verlauf, als auch die Mitglieder des Schützenvereines von Kirchbergstetten in der Wirtschaft einkehrten. Denn es fielen bald abfällige Äußerungen über die Fahne der Kreuzbirnbacher, ja ein Kirchbergstettner ließ sich schließlich sogar zu der Bemerkung hinreißen, daß der Schutzpatron der Kreuzbirnbacher von schwächlichem Wuchs sei. Während sich nun diese mit der Person ihres Patrones bisher nur wenig beschäftigt hatten, so mußte es nun doch als Ehrensache gelten, ihn mit dem Augenblicke einer Beleidigung tatkräftig zu verteidigen. Und so geschah es denn, daß im Verlaufe der Auseinandersetzungen der Fahnenschaft des Vereinsbanners am Kopf eines Kirchbergstetteners zersplitterte. Gelegentlich der hieraus entstehenden Gerichtsverhandlung trat der Verein der Kreuzbirnbacher zum letzten Male öffentlich in Erscheinung. Das Fahnentuch mit dem heiligen Christophorus geriet in den Akten-Faszikel D. III. 37 des Amtsgerichtes.



CHAN MACHT SCHWEIGSAM GESCHÄFTE...

EINE GESCHICHTE AUS DEM CHINESENVIERTEL VON WALTER PERSICH

An der Ecke einer Nebenstraße der Hamburger Reeperbahn liegt im Obergeschoß das „Ballhaus Indra". Das Publikum? Na, reden wir nicht viel davon: schiefe Mützen der Männer, kesse Gesichter die Mädel, und dazwischen die reglosen, undeutbaren Mienen der Gelben. Wir Deutschen können schwer unterscheiden, ob Chinamann oder Japs. Aber die Mongolen selbst wissen ganz genau, wer Freund, wer Feind ihres Volkes ist. In allen Chinesenvierteln der Welt hassen sich Japaner und Chinesen...

In dieser Welt spielt die Geschichte, die ich hier wahrheitsgemäß berichten will. In dieser Welt geschieht es, daß ein chinesischer Händler, der auf den Schiffen mit billigen Galanteriewaren hausiert und nebenbei eine Chinesenkneipe betreibt, spurlos verschwindet. Man findet keine Spur... Die Polizei sucht die ganze Unterwelt ab. Presse und Publikum sind beunruhigt. Ein Reporter schreibt eine große Sache über die „Tongs", Geheimbünde der Gelben, die gegenseitig mißliebige Artgenossen erledigen und verschwinden lassen, ohne daß ein Fetzen ihres Anzugs zu finden ist. Am zweiundzwanzigsten Tage steht der Vermißte, nennen wir ihn Chan, in seinem Laden. Erklärt grinsend dem Kommissar, er habe nur in Bremerhaven ein Schiff besucht, das sonst immer Hamburg anlief und dessen Mannschaft zu seinen Kunden zählt.

Am gleichen Abend nach diesem Vorfall erscheint ein Mann im Smoking im Ballhaus „Indra". Das kommt nicht oft vor. Ein Kellner kennt ihn — Chan aber sitzt verträumt in einer Ecke und trinkt Tee.

„Chan", sagt der Kellner, „dieser Herr möchte dich was verdienen lassen!" und geht wieder, nachdem er eine Flasche Taragona auf den Tisch gestellt hat.

Der Herr schenkt Chan ein. Der schüttelt den Kopf. Sie sprechen zusammen. Chan will nichts von der Sache wissen, die der Weiße vorschlägt. Einmal zieht der Herr seine Brieftasche und zeigt ihm einen Hunderter.

„Ich will nur einmal das Leben bei euch kennenlernen", sagt er.

Chan kneift seine Augen zusammen. Unbewußt greift er zum Glas, trinkt.

„O, sie mich verhauen alle, wenn ich komme mit Weißen. Zu sehen nix, Herr, gar nix. Chan Ihnen sagen, es ist wahr. Chan nie lügt..."

„Hundert Mark, Chan!"

Zwei Stunden später steht Chan auf, schwankend. Der Mann im Smoking hat sich an seinen Arm gehängt. Sie gehen zusammen über die Straße zu Chans Kneipe. In einem Hinterzimmer zieht der Fremde eine Blechdose aus der Tasche und legt eine Kugel auf den Tisch. Schnell greift des Gelben Hand danach. Seine Nase schnuppert...

„O, Herr", stöhnt er, „Sie armen Chan machen unglücklich! Polizei schlimm aufpaßt, Herr!"

Der andere lacht nur. Nimmt einen Gepäckaufbewahrungsschein aus der Brieftasche.

„Hier, Chan. Im Koffer sind zwanzig Kilo Opium. Frisch in Berlin aus Charkow eingetroffen. Hole morgen den Koffer vom Hauptbahnhof. Ich komme um sieben Uhr abends hierher. Du hast die Chinesen an der Hand.



Sie können kaufen. Für deine Bemühungen bekommst du ein Kilo Opium und heute diesen Hunderter. Willst du?"

Chan windet sich — und nimmt das Geld. Der Fremde geht.

Kommenden Morgen wird auf dem Hamburger Hauptbahnhof Fu Jong verhaftet, der kleine chinesische Hausdiener des „Indra", als er einen etwas verdächtig schweren Koffer bei der Gepäckaufbewahrung abholen will. Nur mühsam gelingt es ihm, auf dem Stadthaus den Kommissaren klarzumachen, daß er den Gepäckschein von Chan erhielt.

Abends ist der neue Bekannte Chans wieder im Hinterzimmer erschienen, diesmal im unauffälligen Ulster und Sacko. Achtzehn Chinesen drängen sich im engen Zimmer. Nun wird gefeilscht, das Kügelchen, das der Mann gestern Chan unter die Nase hielt, geprüft. Es ist echt. Sie warten auf den Jungen, um das langentbehrte Opium zu kaufen. — Chan lugt einmal nach vorn. Der Hausdiener kommt um die Ecke. Unter dem Lichtschein der Gaslaterne sieht der Chinese, daß Fu Jong den Koffer trägt. Chan greift in den Ärmel. Er öffnet zugleich die Tür zum Hinterzimmer, stellt sich hinter des Fremden Stuhl — die Gelben sehen, wie er die Hand mit dem Messer hebt. Reglos reden sie mit dem Weißen — und Chan — sticht zu.

Lachend dreht sich der Getroffene um.

„Chan", sagt er, wie jener entgeistert die Waffe fallen läßt, „es gibt wunderbare Stahlwesten. Lauter kleine, feine Ringe. Chinesische Arbeit. Durch die sticht nicht einmal ein chinesischer Dolch!"

Die Tür wird aufgestoßen. Der Junge kommt — und sechs Kriminalbeamte drängen hinter ihm in den Raum.

Die Chinesen nehmen auch ihre Verhaftung stoisch hin. Der weiße Händler erhebt sich mit unverständlicher Fröhlichkeit.

„Ah, meine Herren, ein guter Fang, scheint Ihnen? Bitte, legen Sie mir nur ruhig Handschellen an..."

„Wir kennen Sie", sagt Kommissar Hell. „Sie reisen in Spielwaren. Diesmal waren Sie unvorsichtig, mein Lieber. Die gepreßten Opiumtafeln im Koffer sind zu gut erkennbar.

Und ihre Firma Seelmann und Krüger in Berlin wird von unseren Kollegen jetzt auch schon unter die Lupe genommen."

„Das wird nichts nützen", erklärt der Gefesselte. „Ich habe mich mit den zwei Chefs überworfen und wollte nun auf eigene Faust etwas verdienen. Haben Sie zufällig ein Kursbuch bei sich? Ich muß nämlich heute nacht den Zug nach Mannheim noch erreichen."

Hell gibt ihm keine Antwort. Der grüne Transportwagen der Polizei ist inzwischen vorgefahren.

*

Hell kommt nachts an meinen Tisch im Kaffeehaus.

„Na, Untersuchung läuft wohl?"

„Keine Spur!" Er ist, was selten bei ihm vorkommt, wütend. „Die chemische Untersuchung hat ergeben, daß die Platten kein Opium enthielten. Es ist dem Mann gelungen, auf chemischem Wege Opiumduft und ein völlig giftloses Schwindelpräparat herzustellen. Weil der Kauf noch nicht vollzogen war, konnte keiner der Chinesen behaupten, geschädigt worden zu sein. Der Kerl erreichte noch den Abendzug. Nur den Koffer haben wir ins Kriminalmuseum gestellt. Ein Gutes hat auch dieser Fall: Wir kennen nun sämtliche heimlichen Giftkäufer des Viertels."

Eben kommt ein Zeitungshändler mit den Abendblättern. Ich kaufe eines, lese eine Weile, während Hell in die Gegend starrt. Meldung aus Mannheim? denke ich, lese und reiche Hell die Zeitung.



„Im Schlafwagen des heute 5.43 in Mannheim eintreffenden Nachtzuges wurde die Leiche eines Mannes gefunden, der seit langem des Rauschgifthandels verdächtig ist. Die Vernehmung des Zugpersonals hat ergeben, daß der Reisende während der Nacht Wasser verlangte. Als der Nachtschaffner das Glas durch den Gang trug, wurde er in die Kabine eines Chinesen gerufen, der den Zug ebenfalls in Hamburg bestiegen hatte, und in sehr schwer verständlicher Weise nach dem Dolmetscher fragte. Der Beamte ließ sich bewegen, seinen Kollegen zu rufen. Inzwischen stand das Glas in dieser Kabine. So dürfte der Chinese dem Getränk Gift beigemengt haben. Niemand vom Zugpersonal weiß, wann der Mongole den Zug wieder verlassen hat. Sachdienliche Mitteilungen ..."

„Wollen Sie nicht gleich Chan vernehmen?" fragte ich Hell.

„Chan? Der wird nachweisen können, daß er in Hamburg war. Und außerdem — ein Chinese sieht aus wie der andere! Nun finden Sie einmal den Mann, der aus dem Zug verschwand!"

*

Wäre Hell am Abend nicht „zufällig" noch ins „Indra" gegangen, hätte er ihn wohl auch nicht gefunden. Der Hausdiener Fu Jong fehlte im Dienst. Hell schlug im Kursbuch die Ankunftszeit des nächsten süddeutschen Zuges nach und konnte richtig auf dem Bahnhof den jungen Chinesen festnehmen lassen. Hell war überzeugt, daß Chan den Jungen angestiftet hatte — aber niemand konnte herausbringen, wodurch der Schiffshausierer eine derartige Macht über den Täter bekommen hat. Fu Jong wanderte schweigsam für sein Lebensende ins Zuchthaus. Chan handelt auf den Schiffen mit Galanteriewaren und verschwindet von Zeit zu Zeit. Angeblich nach Bremerhaven. Wer weiß?

Illustriert von Rubey

Ausweg

„Wer von euch kann mir nun ein nützliches Insekt nennen?" fragt Fräulein Eulenpflug in der Klasse.

„Die Bremse", ruft Otto Dollbrägen.

„Aber Otto, die ist doch nicht nützlich."

„Na, und die Notbremse dann, Fräulein?" triumphiert Otto.

Vorsorge

„Marie, Sie sorgen bestimmt dafür, daß ich morgen frühzeitig geweckt werde und den Zug nicht versäume!"

„Sie können sich auf mich verlassen, gnädige Frau! Ihr Herr Schwiegersohn hat mir schon gedroht, daß ich hinausfliege, wenn Sie den Zug versäumen."

Der Kenner

„Jean, laufen Sie mal rasch hinauf, in meinem Schreibtisch liegen in der linken Schublade ..."

„Zigarren, gnädiger Herr."

„Wie, haben Sie die gefunden?"

„Ausgezeichnet!"

Probates Mittel

„Du, ich sag' dir, ich weiß nicht, was ich vor Langeweile beginnen soll!"

„Da gib ich dir einen Rat. Unterschreibe einen Dreimonatwechsel und du wirst staunen, wie die Zeit verfliegt!"

Schwerkraft

Der Lehrer erklärt den Kindern das Gesetz der Schwerkraft und weshalb die Menschen nicht von der Erde herunterfallen können. Plötzlich zeigt der kleine Max auf: „Bitte, aber wie war das, Herr Lehrer, als man das Gesetz noch nicht entdeckt hatte?"



Studie Maçon

Der Grals-Ohrendoktor

Ein junger Ohrenarzt, der erst seit ein paar Jahren seine Praxis betreibt, wird von seinem Freunde gefragt, wie es ihm beruflich ginge.

Der Arzt antwortet: „Mir geht's wie Lohengrin — alljährlich naht vom Himmel eine Taube."

Wie sie's versteht

Er: „Hier steht, daß die Kleider jetzt länger getragen werden."

Sie: „Nun, länger als fünf Jahre, wie ich mein letztes, kannst du doch wirklich nicht verlangen."

Belohnung

„Womit wurde Napoleon III. für seine Hilfeleistung von Italien belohnt?"

„Mit dem Abtritt von Nizza."

Unverschämt

Gläubiger: „Gestern war ich dreimal hier."

Schuldner: „So? ... und da kommen Sie heute schon wieder?"

Gewissenhaft

Lehrer: „Also morgen kommt der Herr Doktor impfen, daß Ihr alle den Oberarm gewaschen habt!"

Der kleine Moritz: „Links oder rechts, Herr Lehrer?

Erich Wilke

Alles Regie!



„Donnerwetter! Wo haben Sie bloß diese Urwüchsigkeit her?"
„Ja mei, wir ham halt an guaten Reschissär . . ."

Poesie und Prosa

Rubey





„O, ich stelle mir das herrlich vor, so im Urwald zu liegen und ein gutes Buch zu lesen . . ."

Brauchen Sie DIE Kleine ANZEIGE der „Jugend"

SCHRIFTSTELLERN

bietet große Buchdruckerei mit angegliedertem bekanntem Verlag für wissenschaftliche oder belletristische Werke sehr vorteilhafte

VERLAGSVERBINDUNG

Anfragen unter Literaria 846 an die Expedition der „Jugend", München, Herrnstraße 10.

Männer

d. infolg. Depression, Unlust vorzeit. Schwäche usw. auch nur d. geringste Verminderg. ihr. Spannkraft fühlen, verwend. d. wissenschaftl. anerkannt. Keimdrüsen-Hormon-Präparat

„RASPUSAN"

Hergest. a. Grund neuest. Forschungsergebn. u. als Sexualtherapeutikum hervorrag. bewährt. **In allen Apotheken!** „Raspusan" (braun = f. d. Mann; weiß = f. d. Frau) bringt kraftvoll. Leben u. Jugendfrische. Verlang. Sie ohne jede Verpflichtung illustr., v. Arzt verfaßte Broschüre u. Probepack. kostenlos in verschloss. Doppelbrief ohne Absender!

Friedrich-Wilh.-Apotheke Berlin-Charlbg. 2. Block 103

Wer kauft schafft Arbeit!

Zur Anfertigung jeder Art

Drucksachen

empfiehlt sich

G. Hirth Verlag AG. München, Herrnstr. 10

Ein ergötzliches Bilderbuch

ist der Kunstblatter-Katalog der „Jugend" mit über 1000 verkleinerten Abbildungen der in Millionen von Exemplaren als Wandschmuck verbreiteten Vierfarbendrucke. Preis ohne Porto RM. 2.70. Bestellungen durch den Buchhandel oder den unterzeichneten Verlag

G. Hirth Verlag AG., München, Herrnstr. 10

SCHÖNE BILDER

an den Wänden machen die Wohnräume behaglich. Wo das Geld für Erwerbung von Originalen fehlt, hat der Bilderliebhaber Ersatz an den Vierfarben-Kunstblättern der „Jugend", die zu den erstaunlich billigen Preisen von 45 Pfg., 65 Pfg. und 90 Pfg., je nach Größe, zuzüglich Portospesen durch den Kunsthandel und den unterzeichneten Verlag zu beziehen sind. Der reich bebilderte Katalog (Preis RM. 2.70 zuzüglich Portospesen) erleichtert die Bestellung.

G. Hirth Verlag AG., München, Herrnstr. 10



LEST DIE „JUGEND"

Männer über 40

die ihre Kräfte schwinden fühlen, werden wieder jung und lebensfroh durch das bewährte „Sexursan". Lebenskraft und Lebensfreude bis ins höchste Alter. Prospekt diskret durch die Sexursan-Co. Bad Reichenhall 536

KUNSTPOSTKARTEN

in vortrefflichem Vierfarbendruck nach Bilderwiedergaben aus der „Jugend" liefern wir 20 St. für 90 Pf., die ganze Serie von 170 St. für RM. 6.— franko

G. HIRTH VERLAG AG.

München 2 NO — Herrnstraße 10

• Direkt aus der Tuchstadt Gera:

Anzug- Mantel- Kostüm-**Stoffe**

blau, grau, schwarz u. farbig Kammgarn à mtr. RM 5.50, 7.50, 9.80 u. 11.80

Wir liefern porto- und verpackungsfrei! Verlangen Sie unverbindliche Mustersendung!

Geraer Textilfabrikation G. m. b. H. Gera M 91

Fidus-Bilder

in Postkartenformat. Wiedergaben der besten Werke dieses Berliner Meisters, sind zum Preise von 50 Pfg. für die Serie von 12 Stück herausgegeben. Der großen Verehrergemeinde von Fidus wird diese Veröffentlichung willkommen sein.

G. Hirth Verlag AG.

München, Herrnstraße 10

Lest den

Sportfischer

die vortrefflich ausgestattete Fachzeitschrift.

Halbjahrespreis 3 M.

Fischereisport-Verlag

Dr. Hanns Schindler

München NW 2

Karlstraße 44

Ein Buch fürs Leben ist: KREMPELHUBER

Für Stille Stunden

Die gesunde und praktische Lebensweisheit nach gesammelten Erkenntnissen der Philosophie vom Altertum bis zur Gegenwart. 450 Seiten in Ganzleinen gebunden nur RM. 2.85 zuzüglich 40 Pfg. für Porto. Zu haben in den Buchhandlungen oder beim unterzeichneten Verlag

G. HIRTH VERLAG AG. MÜNCHEN, HERRNSTRASSE 10

Ohser



„Au, zum Donnerwetter sehen Sie denn meine Füße nicht?“

„Entschuldichens, bidde, awer ich hab gedacht, die gehären niemanden“

MINIATUREN

Gritli spielt mit Murmeln, glatten, buntbemalten Glasmurmeln. Plötzlich rollt eine vom Tisch, plumpst auf den Teppich und verschwindet unter dem Bücherschrank.

Ein paar Augenblicke später stochert ein Kinderärmchen mit Papas Spazierstock hinter der verschwundenen Glaskugel her. Als Ergebnis der Bemühungen erscheint plötzlich ein verstaubter Radiergummi, von der Kleinen mit dem wütenden Ausspruch empfangen:

„Wer hätt dich denn gerufe?“

*

In einem kleinen Garnisonsstädtchen in Ostpreußen ist Reitstunde. Vom wütenden Schnurrbartgezwirbel des Feldwebels Angermaier begleitet, rotiert die Reihe der Rekruten um die Bahn, sichtlich bemüht, zwischen sich und dem Gaul eine gewisse Harmonie herzustellen.

Plötzlich wird das Zwirbeln Angermaiers erregter, seine Augenbrauen schließen sich dem nervösen Zucken an, und dann bricht er los: „Mensch, Schulze, Sie hocken auf dem Pferd wie der selige Ariadne auf dem Naxos!“

Während der angeschriecene Rekrut eine noch unmöglichere Haltung einnimmt, naht aus dem Hintergrund der Rittmeister vom Dienst:

„Mein lieber Angermaier, Ihre Bibelkenntnisse in Ehren, aber das Wort Gottes gehört nicht auf die Reitbahn!“

*

Ein Hotelgast kann nachts nicht schlafen, da im Zimmer über ihm ständig jemand hin- und herläuft. Verzweifelt schellt er dem Kellner, der ihm mitteilt, über ihm logiere ein Kaufmann, der vor dem Konkurs stehe. — „Dieser Schafskopp! Geh'n Sie mal rauf, bestellen Sie ihm einen schönen Gruß von mir, ich sei Praktiker, er solle sich endlich ruhig schlafen legen und das ewige Herumlaufen seinen Gläubigern überlassen!“

J. Maçon



„Wen habe ich den Schmerz zu melden?“

Eine amateurphotographische Schrift, die bisher fehlte, aber oft verlangt wurde:

RICHTIGES ENTWICKELN

VON GERHART ISERT

erschien soeben als Beginn einer modernen Reihe **„DIE KLEINE PHOTOBÜCHEREI“**

Interessenten sind das große Heer der Amateurphotographen

Preis RM. 1.—, mit Porto RM. 1.10

G. HIRTH VERLAG AG. MÜNCHEN
HERRNSTRASSE 10



W. H. Edwards: Paul III. oder die geistliche Gegenreformation. (Verlag Jakob Hegner in Leipzig.)

In einer überaus klaren, auf streng historischer Forschung beruhenden Darstellung behandelt der Verfasser die geistigen und politischen Kämpfe, die dem Trientiner Konzil voraus gingen und Europas Schicksal für Jahrhunderte bestimmt haben. Mit scharfem Strich werden die bewegenden Kräfte dieser schicksalsträchtigen Zeit umrissen, werden die geheimen Triebfedern aufgedeckt, die in der Wirrnis sich teils fördernder, teils durchkreuzender kirchlicher und dynastischer Interessen gewirkt haben. Denn hinter dem Kampf des Glaubens steht, ihn beträchtlich überragend, der Kampf des Hauses Habsburg gegen das Haus Valois, jener verewigte Widerstreit dynastischer Machtpolitik, der das Abendland immer wieder zerrissen hat. — Edwards hat seinem Werk den Titel „Paul III." gegeben. Dies wohl mit Recht. Denn in der Hand dieses Papstes liefen die Fäden zusammen, er kann im realpolitischen Mit- und Gegenspiel als typischer Repräsentant seiner Zeit gelten.

A. Wisbeck

Gedichte, Gedichte von Einstmals und Heute. Von Joachim Ringelnatz. Ernst Rowohlt-Verlag, Berlin.

Kuddeldaddeldu ein Fünfziger! Wie soll man sich das vorstellen! Nun, ein wenig merkt man den neuen Versen an, daß der Seemann eine Landratte geworden ist, die Gedichte von Heute sind nicht mehr so meersalzig, manche sind klug und weise, zu klug. Besonders dann, wenn sie unter allen Umständen morgensternisch sein wollen. Einzelnes ist sogar schwach und sollte in einem Auswahlbändchen lieber fehlen. Dafür aber wird der Leser durch eine immer noch erkleckliche Anzahl dichterischer Leckerbissen entschädigt. Es stehen Sätze von Einmaligkeit da, die man laut vor sich hinsagen möchte, um sie in ihrer schrulligen Wissenschaft um die Kreatürlichkeit voll zu genießen, ihre Tiefsinnigkeit mit einer Krokodilsträne, die zur Perle wird. Zum Entzücken das Gedicht von der Briefwaage auf dem Meeresgrund oder die echt schwabingische Losung:

Unsere Kasse darf leer sein,
doch dein Herz darf nicht schwer sein.

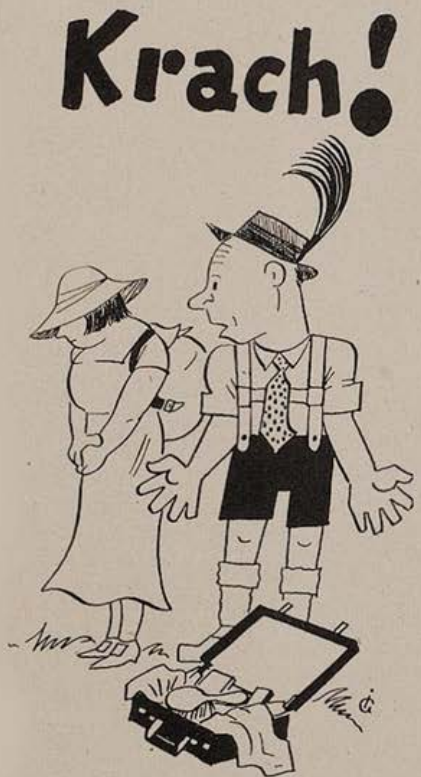
Köstlichkeiten sind auch: Der Globus, Die Briefmarke, Lächelnd ab, Übergewicht, Natur.

Wie viel steht in den fünf einfachen Zeilen:

Kinder weinen,
Narren warten,
Dumme wissen,
Kleine meinen.
Weise gehen in den Garten.

Fügen wir hinzu: Und nehmen die Gedichte von Ringelnatz mit.

Zerfass



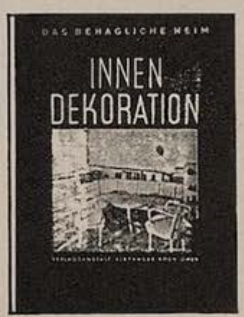
„Man kann alles vergessen aber nicht die

JUGEND

die gehört nun mal zu einem gemütlichen Sonntag!"

Jeden Dienstag neu!

Das behagliche Heim



Dr. Alexander Koch's

INNEN-DEKORATION

nach wie vor anerkannt beste internationale Zeitschrift unter Mitarbeit namhafter Architekten über

Neuzeitliche Wohnungskunst

Reichillustriertes Probeheft RM. 2.80 postfrei

Verlagsanstalt Alexander Koch, G.m.b.H., Stuttgart O 42

Eine Bibliothek für Politik und Wissenschaft von seltener Vollständigkeit ist Umstände halber zu verkaufen

u. a. Die große Politik der Europäischen Kabinette. 40 Bände; Die Vorgeschichte des Weltkrieges (Werk des Untersuchungsausschusses) 4 Bände; Der Weltkrieg (herausgegeben vom Reichsarchiv) 8 Bände; Die Ursachen des deutschen Zusammenbruchs (Werk des Untersuchungsausschusses) 16 Bände; vollständiger Deutscher Geschichtskalender von Purlitz (Felix-Meiner-Verlag); vollständiger Schulthes Europäischer Geschichtskalender (Beckh'sche Verlagsbuchhandlung); Handbuch der Staatswissenschaften. Handbuch der Rechtswissenschaft; Memoiren, Biographien, Gesammelte Werke, Lexikon, Bibliophiles, gesammelte Jahrgänge wichtiger Zeitungen, die wichtigste europäische schöne Literatur

Anfragen unter **T. B. 1721** an die Expedition der Münchner „Jugend"

Begründer: Dr. GEORG HIRTH. — Verantwortlich für die Schriftleitung: ARNOLD WEISS-RÜTHEL; für die Anzeigen: GEORG POSSELT, München. — Verlag: G. HIRTH VERLAG AG., München. — Für die Herausgabe in Österreich verantwortlich: J. RAFAEL, Wien I, Graben 29a (Eingang Trattnerhof). — Für die Redaktion in Österreich verantwortlich: MARIANNE RAFAEL, Wien XIX, Hochschulstraße 25. — Alle Rechte vorbehalten. — Nachdruck strengstens verboten. — Copyright by G. HIRTH VERLAG AG., München. — Druck: G. HIRTH VERLAG AG., Buch- und Kunst-Druckerei, München, Herrnstraße 10. — D.-A. 9000. — Entered as second class matter, Postoffice New York, N. Y. — Manuskripte sind nur an die Redaktion der „Jugend", München, Herrnstraße 10, zu senden: Rücksendung kann nur erfolgen, wenn Rückporto beiliegt.

Gewitter über U. S. A.

Josef Geis



Diesmal gerade noch ins Haus gekommen!

JUGEND

PREIS 60 PFENNIG

MÜNCHEN 1934 / NR. 34



Am Fenster

Hans Thoma †

J U G E N D
39. JAHRGANG 1934 / NR. 34

DIE BELAGERUNG VON KREMNA

ERZÄHLUNG VON HERMANN HESSE

Zur Zeit der Kaiser Aurelian, Tacitus und Probus hatte in den seit Jahrhunderten als Räubernester verrufenen kleinasiatischen Provinzen Isaurien, Pisidien und Lykien ein gewisser Lydius einen gefürchteten Namen. Er war ein Isaurier und unter Philippus Arabs geboren, und fast alle seine Vorfahren waren Räuber gewesen. Sein Vater war auf einem Beutezug in Lykien umgekommen, sein Großvater und zwei Oheime am selben Tage am Galgen gestorben. Sein ursprünglicher Name ist unbekannt; von seinem zwanzigsten Jahre an nannte er sich Lydius und machte sich unter diesem Namen in jenen Ländern berühmt.

Lydius war von Natur ein kluger und besonnener Mensch, kühn, doch maßvoll in seinen Unternehmungen. Er wußte die Menschen zu benützen und ihre Liebe oder Furcht seinen Absichten dienstbar zu machen. So klomm er rasch von Erfolg zu Erfolg und kostete schon als Jüngling Ruhm und Macht, ohne dessen müde oder gesättigt zu werden. Erst in der Zeit nach seinem dreißigsten Jahre, als ihm immer kühnere Handstreiche wie Wunder glückten, begann ihn der Rausch und Übermut der Unbesiegbaren zu erfassen, so daß er die von den Göttern gesetzten Grenzen überschritt und endlich jäh zu Fall kam.

Bei einem Zuge durch Kilikien, den Lydius mit seiner zahlreichen Schar unternahm, stieß einst ein jonischer Grieche namens Hephaistion zu ihm, der bisher den kilikischen Seeräubern Dienste getan hatte, nun aber es vorzog, dieser berühmten Schar zu folgen. Von da an vermochte Lydius immer größere Dinge zu unternehmen, die ihm alle gelangen, denn dieser Hephaistion war ein listenreicher, geschickter Mensch voller Anschläge und Erfindungen. Er sprach wohl fünf Sprachen, konnte Karten zeichnen und Spionage treiben, verstand Kriegs- und Belagerungskünste, namentlich aber zeichnete er sich als Scharfschütze und Maschinenbauer aus. Er stellte sinnreiche Wurfmaschinen her, mit deren Hilfe er, sei es mit Pfeilen oder Steingeschossen, seinen Mann auf große Entfernungen sicher traf, und im Fernkampf verstand er sich jedes Gelände listig zunutze zu machen, auch mußte er bei Belagerungen die Erdarbeiten an Schanzen und Gräben leiten.

Lydius wußte wohl, was er an diesem Manne besaß. Er erwies ihm Ehre und Freundlichkeit, gönnte ihm doppelten Beuteanteil und die nächste Stelle nach ihm selbst. Anfangs hatte er ihn nicht ohne Mißtrauen und Eifersucht betrachtet, da er fürchtete, es möchte ihm in diesem griechischen Tausendkünstler ein gefährlicher Nebenbuhler erwachsen, der ihn am Ende eines Tages stürzen könnte. Doch sah er bald, daß Hephaistion ihm selbst zwar in manchen Künsten und Gaben überlegen, dennoch aber nicht zum Herrschen geboren sei. Und wirklich hätte jener, trotz seines Geistes, nicht zum Führer getaugt; dazu fehlte ihm der beherrschende Blick, die mächtige Gebärde und der blinde Todesmut, ohne welche niemand auch nur die kleinste Schar Männer in Gehorsam und Abhängigkeit zu halten vermöchte. Darum ließ er sein Mißtrauen fahren, und auch der Grieche war es ganz zufrieden, sein Ratgeber und oberster Untertan zu sein, statt selber nach der Herrschaft zu streben.

Lange Zeit hielt sich die Schar, mehrere hundert Mann stark, in der kleinen Provinz Pisidien, einem Teile von Pamphilien, auf. Die Bauern wurden um Vieh und Korn, Obst und Wein, die Städter und Kaufleute um Geld und Waren gebracht, und niemand wagte sich dem mächtigen Hauptmann zu widersetzen. Es liefen Klagen und flehentliche Bitten um Beistand beim Statthalter der Provinz und auch in Rom beim Kaiser und Senat ein, und je und je ward eine Abteilung Soldaten gegen die Räuber geschickt, doch wurden sie entweder geschlagen oder mußten sie unverrichteter Dinge wieder abziehen, da die Räuber vor der Übermacht in das unwegsame, zerklüftete Gebirge des Taurus verschwanden, wo jeder Kampf unmöglich war.

So entstand in Lydius allmählich ein unbändiger Stolz und die Meinung, er könne es im Notfalle wohl auch mit dem römischen Reich und dem Kaiser aufnehmen, deren Macht sich gegen ihn so oft hilflos erwiesen hatte. Er forderte nun auch die Staatsgewalt unerschrocken heraus, schonte Soldaten und Beamte nicht und ließ gelegentlich hören, er gedenke die ganze Provinz dem Reiche streitig und zu seinem Eigentum zu machen. Es fehlte auch in der Tat daran nicht viel, denn Lydius brandschatzte ganze Dörfer und Weiler, nahm an sich, was er nur wollte, und hatte nicht nur Hunderte von streitbaren und geübten Kriegern zu seiner Verfügung, sondern auch überall Späher und Hehler, Spione und heimliche Verbündete.

Indessen war in Rom auf eine schwächliche Regierung der tapfere und rechtliche Kaiser Probus gefolgt. Die immer wiederholten Beschwerden und Notrufe aus jenem übelberüchtigten Winkel Kleinasiens veranlaßten ihn bald, strenge Befehle zu erlassen und den dortigen Statthaltern einen regelrechten Krieg gegen die Banditen anzubefehlen. Das bekam Lydius bald zu spüren, und nun schien ihm die Zeit gekommen, seine Macht zu zeigen und dem Römischen Reiche offen Hohn zu sprechen. Da er überall von streifenden römischen Truppen verfolgt und belästigt wurde, beschloß er, in offener Empörung Trotz zu bieten und einen großen Gewaltstreich zu wagen.

Auf einen steilen Felsenhang des Taurus gebaut, lag in Pisidien die Stadt Kremna, von Natur und durch Kunst uneinnehmbar, denn sie war auf drei Seiten hart an den schwindelnden Abgrund gebaut und auf der vierten Seite durch eine gewaltige Mauer befestigt. Diese Stadt beschloß Lydius zu nehmen und von da aus aller Welt zu trotzen. Er besprach sich mit Hephaistion und einigen bevorzugten Genossen, die seine verwegenen Absichten billigten, und führte den tollkühnen Plan schon nach einer Woche wirklich aus.

*

An einem Morgen im April erschienen am Stadttor von Kremna zehn Männer, welche unsichtbar die steile Bergstraße heraufgekommen waren. Sie besetzten das Tor geräuschlos und ohne ernstlichen Widerstand zu finden, steckten eine rote Fahne auf und ließen die beiden zu Tode erschrockenen Wächter lachend laufen. Kurz darauf kam die ganze Schar des Lydius den Berg herangezogen. Der Anführer ritt auf einem Maultier voraus ein schöner, brauner Mann mit schwarzen, mächtigen Augen. Er schwieg und winkte seinen Leuten, von denen manche sangen und scherzten, daß sie stille seien. Aufmerksam betrachtete er den Weg und die kühn am Absturz hängende Bergstadt. Er wußte wohl, daß er seinem größten Abenteuer entgegenritt, und daß er aus diesen Mauern nur als gekrönter Sieger oder tot wieder hervorkommen werde. Nachdenklich schaute er zur hohen Mauerzinne empor, vielleicht die Wende seines Glückes im Herzen ahnend, doch kühl und fest, denn Furcht war ihm fremd. Heimlich stach ihn der Stolz, daß er, der vaterlose Abenteurer, als Herr in eine befestigte römische Stadt einritt.

Hinter ihm folgte zu Fuß in guter Ordnung seine Mannschaft, etwa hundert Bewaffnete, eine Auswahl der besten aus seiner Bande, und zuletzt ein Troß von Wagen mit Gut und Getreide samt einer Herde geraubten Viehes. Den Zug beschloß Hephaistion, auf einem kleinen, grauen Bergrößlein sitzend, außer dem Anführer der einzige Berittene, ein kleiner, stiller Mann mit einem anscheinend gewöhnlichen und harmlosen Gesicht, in dem aber hinter seinen Falten hundert Listen sich verbargen.

Der Einzug vollzog sich ruhig und geordnet. Die Städter sahen verwundert und beunruhigt zu, an Widerstand dachte niemand, und müßige Herumtreiber, die im Schatten an der Westseite der Gassen standen oder kauerten, riefen den Bewaffneten Scherzworte zu, die munter erwidert wurden.



Die Engelsbrücke — H. Mayrhofer-Passau

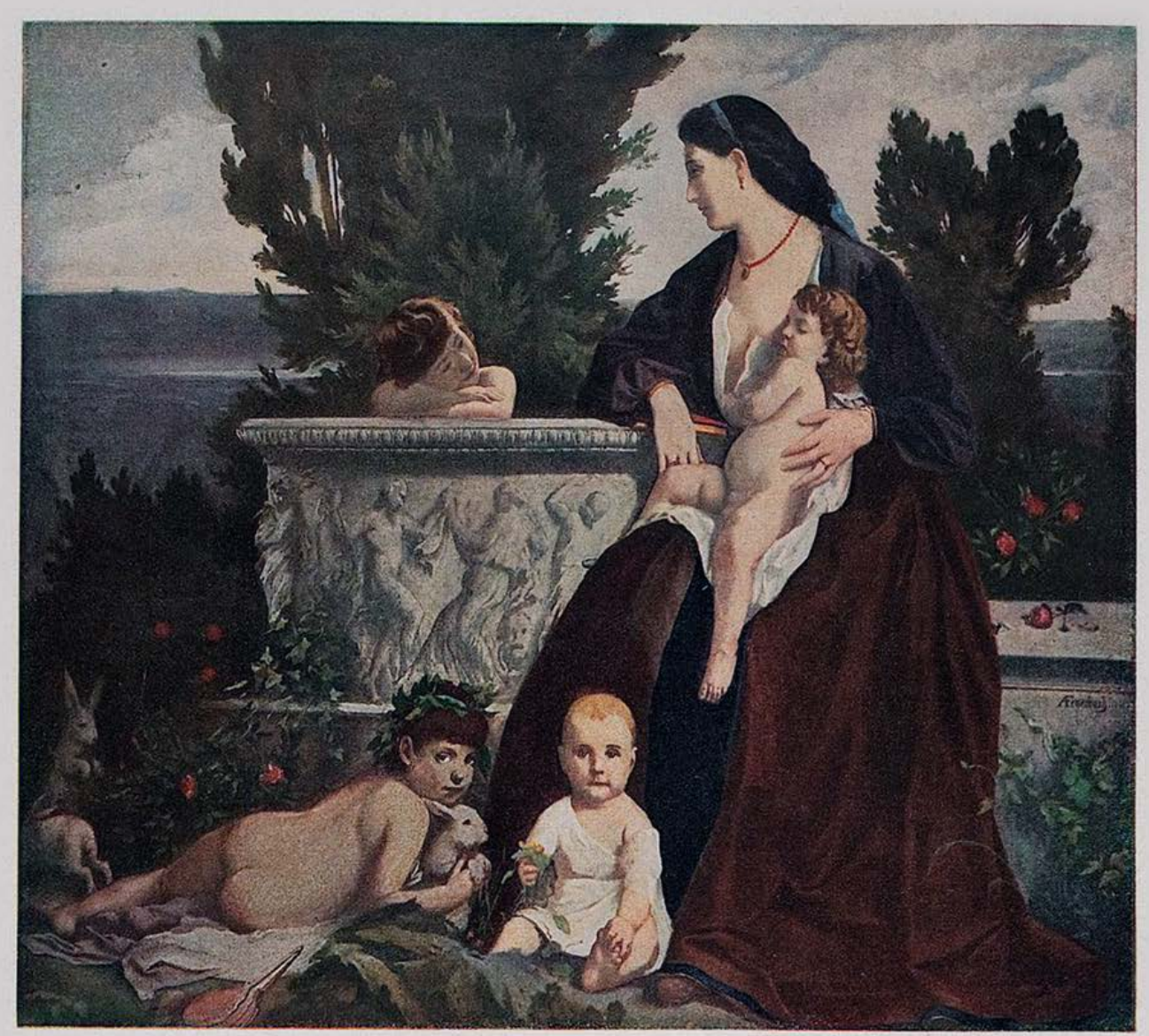
Aus einem kleinen Hause, in dessen Erdgeschoß ein Holzschnitzer seine Werkstatt hatte, trat, als eben der Zug vorüber war, ein großes Mädchen mit einem Krug auf dem Kopf, das schaute den Männern aus großen Augen erstaunt nach. Hephaistion, der zuhinterst ritt, sah ihr einige Augenblicke in die verwunderten braunen Augen, fand ein großes Gefallen an dem schönen Mädchen, nickte ihr freundlich lächelnd zu und summte den Schlußvers eines alten jonischen Liebesliedes vor sich hin.

Lydius besetzte indessen das Stadthaus und ließ sich durch Läufer als Herrn der Stadt Kremna ausrufen. Da seine Leute gute Zucht hielten und weder Eigentum noch Freiheit der Einwohner gefährdeten, hatte niemand etwas wider den Eroberer einzuwenden. Es sprach sich herum, er sei der berühmte Lydius, und viele freuten sich, den merkwürdigen, gefürchteten Helden einmal mit Augen zu sehen. Er achtete dessen nicht, hieß seine Leute bei den Bürgern Quartier nehmen und zog sich, nachdem er Wachen ausgestellt hatte, bald zurück. Die Stadt wurde nun laut und lustig, die meisten Soldaten fanden freundliche und bereitwillige Quartiergeber. Gesang ertönte in allen Gassen, Hephaistion aber hatte im Hause jenes Holzschnitzers Wohnung genommen und sich bei den armen Leuten durch ein paar Silbermünzen beliebt gemacht. Danach begab er sich ohne Eile und vergnügt zu seinem Anführer und brachte den Nachmittag mit diesem über Plänen und Beratungen hin. Abends traktierte er seine Wirtsleute mit Wein und Fleisch, schlug die Leier und sang lustige Lieder, erzählte von fremden Ländern und hatte zu seinen Füßen das große, braunäugige Mädchen, dessen Kopf in seinem Schoße ruhte, während er mit ihren langen, dunklen Haaren spielte. Sie hieß Phoebe und folgte ihm zwar nicht in seine Kammer, versprach es ihm aber auf morgen, wobei er es bewenden ließ.

Tags darauf erhielt Lydius Nachricht, daß ein römisches Heer gegen ihn aufgeboten und im Anzuge sei, wie er es erwartet hatte. Nun ließ er seine gesamte Mannschaft auf dem Marktplatz den Kriegseid schwören und begann ungesäumt die erschrockene Stadt zur Belagerung vorzubereiten. Zweihundert Bürger samt ihren Familien mußten noch am selben Tage die Stadt verlassen, wobei ihnen gestattet war, ihre bewegliche Habe, jedoch nichts Eßbares, mitzunehmen. Es entstand Wehklagen und Entsetzen in allen Häusern, aber keiner wagte sich zu widersetzen, und am Abend waren die Verbannten fort. Tags darauf wurden hundert andere verjagt, und viele weitere flohen aus Angst.

Eine Woche später sah man aus dem ebenen Lande her das römische Heer aufziehen, und zugleich kehrten jene vertriebenen Bürger zurück, begleitet von einem Gesandten des Statthalters, der ihre Wiederaufnahme forderte und den Lydius mahnte, die Stadt zu verlassen. Schweigend zogen die Bürger durch das geöffnete Tor hinein, der Gesandte aber blieb ohne Antwort.

(Fortsetzung Seite 533)



Mutter und Kinder **A. Feuerbach †**

Hans Brandenburg:

DIE RÖMISCHE BROSCHE

„Wenn du mich liebst" — so steht auf der Fibel, die,
das Kleid mir schließend nach unsrer Abschiedsnacht,
du auf mein Herz mir geheftet hast,
Publia, süße, klammernde Fibel.
„Wenn du mich liebst" — dies Wort auf dem Angebind,
das mich anbindet, rund auf dem Anfangs-P,
dem angenadelten deines Namens,
vielfach läßt es zum Satz sich ergänzen.
„Wenn du mich liebst" — das les ich vor allem heraus,
„löst keine Ferne, Geliebter, von mir dich los:
bleibst mir durchstochen angenestelt."
— Vielfach Geliebte, hör meine Antwort:
Wenn du mich liebst, dann wird mir die Ferne Rom,
dann erst wird Rom Erdnabel, Weltherrscherin,
folgt mir zum Dienst und nun zur Kur auch
hier in den Schwarzwald kimmerischen Nordens.
Wenn du mich liebst, gesegnest mir du das Bad,
ja, aus der Tiefe den Sprudelquell wärmst du,
leihst mit den Wassern innige Heilkraft
dem unter deinem Zeichen Entblößten.

Wenn du mich liebst — — weh! mir entfiel mit eins
die Nadel, dein Buchstabe und dein Spruch,
ein Blitz, ein goldner, fuhr es zum Orkus
zwischen den Fugen, unauffindbar.
Wenn du mich liebst? Wie? Wäre denn das geschehn?
Doch seis! Mich wird im Orkus drunten dein P,
Pfeil Amors, golden von neuem treffen,
aber bis dahin bedarfs kein Zeichen,
wenn du mich liebst. Dann mögen Jahrhunderte
noch diese Thermen, ehe sie bröckeln, stehn,
und fallen nur, daß dereinst neue
Menschengeschlechter den Quell neu fassen.
Wenn du mich liebst, so werden, im Altertum
fromm forschend, erstaunt sie finden das goldne P
und, nachgebildet es erhandelnd,
badegeheilt mitbringen den Liebsten.
Doch wenn du nicht — — dann, Unterirdische, brennt
in stickigen Dämpfen gleich mich, stürzt zum Grab
die Halle und das Becken,
und es bleibt zwischen Trümmern schweflige Lache.

Am nächsten Morgen war Kremna von einem großen Kriegsheer umzingelt und in Belagerung gehalten. Lydius zeigte fröhliche Mienen, sein Plan stand nun fest und er war entschlossen, eher selbst samt der ganzen Stadt unterzugehen, als nachzugeben. Er begann damit, daß er die gestern zurückgekehrten Verwiesenen von der sichtbarsten und höchsten Stelle der Felsenhöhe hinabstürzen ließ. Drohungen und Flüche schallten aus der Tiefe herauf, die Verurteilten heulten und wehrten sich mit Händen und Zähnen, einige sprangen auch freiwillig in den Abgrund, und in der Stadt verbreitete sich Schweigen und Entsetzen. Jedermann fühlte, welch verzweifeltes Unternehmen im Gange sei, und jedermann zitterte für sein Leben. Wer konnte, entfloh noch jetzt auf Schleichwegen, die Dableibenden zogen sich angstvoll in Häuser und Keller zurück. Von diesem Tage an gab es in der Stadt kein Eigentum mehr, und alle Lebensmittel wurden von Lydius in Beschlag genommen. Er selbst ging hin und wider, befahl und tadelte oder lobte. Die Mannschaft bekam schwere Arbeit. Lydius ließ nämlich einen Teil der Häuser niederreißen, den Boden umgraben und düngen und Korn darauffäen.

Die wenigen in der Stadt verbliebenen Einwohner, kaum ein Drittel der früheren Bürgerschaft, gerieten bald in die äußerste Not. Denn alles Vieh, alle Vorräte an Getreide, Mehl, Wein, Obst und anderen Nahrungsmitteln waren von Lydius gesammelt und in Magazinen verwahrt worden. Eine tägliche Ration an Fleisch, Brot und Wein ward gleichmäßig und ohne Ansehen der Person verteilt, jedoch nur an solche, die täglich eine bestimmte Zahl von Stunden an den Bau- und Erdarbeiten teilnahmen. Die anderen waren dem Hunger und dem Mitleid der Bande überlassen, das zumeist nur den Weibern zugute kam.

Hephaistion hatte seinem Hauswirte, dem Holzschnitzer, und dessen Frau zur Flucht verholfen und sie mit einigem Gelde versehen, die Tochter aber hatte er bei sich behalten, und nun lebte er mit ihr, wobei sie zugleich seine Magd und Geliebte war. Doch vergaß er über ihr seinen Dienst nicht, sondern war fleißig mit Kartenzeichnen, Pläneschmieden und Beobachtung des Feindes beschäftigt. Zuweilen, wenn einer vom römischen Heere sich unten zu weit vorwagte, richtete Hephaistion sein Geschütz auf ihn und schoß ihn weg. Von den Belagerern reichten nur vereinzelte Schüsse und Steinwürfe bis in die hohe Stadt, sie gaben sich auch nur wenig Mühe damit und waren entschlossen, die Räuber auszuhungern. Darum tat Lydius mit Hephaistions Hilfe alles, um eine künftige Hungersnot zu vermeiden. Fleisch wurde eingesalzen und geräuchert, und schließlich kam Hephaistion auf den Gedanken, einen unterirdischen Gang nach dem freien Felde herzustellen. Man begann sofort damit, manche natürliche Höhle und Kluft kam der kühnen Absicht entgegen, und in wenig mehr als einem Monat war der Gang fertig.

Am Tage, da der Gang zum erstenmal benützt werden konnte, hatte Lydius den Griechen öffentlich umarmt und mit einer goldenen Halskette beschenkt. Nun hob in der abgesperrten Stadt ein vergnügtes Leben an. Durch den Gang ward jeden vierten oder fünften Tag gekauftes oder geraubtes Vieh, Korn, Brot und anderer Vorrat reichlich zugeführt, auch Wein gab es nun genug, und die Belagerten ruhten von der schweren Erdarbeit bei doppelten Rationen aus. Man hörte Flötenspiel, Würfelklappern und Gesang, die Mädchen mußten tanzen und Lydius selbst veranstaltete auf dem Marktplatz ein Gelage, dem er mit bekränztem Haupt beiwohnte. So ging es bis in den Sommer, und die Römer lagerten mißmutig und ermüdet vor der fröhlichen Räuberstadt. Zuweilen versuchten sie, auf halsbrecherischen Kletterwegen die Stadt in nächtlichen Überfällen an sich zu bekommen. Aber Lydius hielt scharfe Wache. Wo irgend im braunen Geklüfte ein Kopf sich zeigte oder ein Schritt erklang, da schlug im selben Augenblick ein Hagel von Pfeilen und Steingeschoßen ein.

*

Im Sommer geschah es an einem Abend, daß eine Frau im Felde ihre Kuh suchen wollte, die sich verlaufen hatte. In einem kleinen Tale zwischen Weidengebüsch und Felsen ging sie suchend und lockend hin und wider, da hörte sie Stimmen, erschrak und verbarg sich im Gestein. Und sie hörte und sah, wie aus dem Boden Männer stiegen und talaufwärts gegen die Berge hin verschwanden. In der Hoffnung auf einen guten Botenlohn lief das Weib sofort zum römischen Feldherrn, meldete ihm die Sache und erhielt denn auch ein Goldstück mit dem Bildnis des vorigen Kaisers geschenkt. Der Feldherr aber legte sich ohne Verzug mit hundert Mann in den Hinterhalt, und als die Räuber mit ihren Vorräten zurückkamen, wurden sie überfallen und alle festgenommen. Der Gang aber wurde verrammelt und mit einer starken Wache besetzt.

Mit diesem Tage hatte das sorglose Leben in Kremna ein Ende. Wein wurde den Leuten nicht mehr gereicht, die Rationen an Mehl und Fleisch setzte Lydius auf die Hälfte herab. Ihm war klar, daß seine einzige Aussicht jetzt nur noch darin bestand, unbesiegt und trotzig zu sterben.

Tag und Nacht ging Lydius umher und sann, wie er die Stadt am längsten halten könnte. Sein Gesicht wurde dunkel wie eine Wolke. Mit dem Schwert in der Hand trat er in die Häuser, und wo er jemanden fand, der ihm entbehrlich schien, stieß er ihn nieder. Es blieben nur die zur Wache nötigen Leute verschont, sowie einige Weiber, die die Räuber gemeinsam besaßen. Einzig Hephaistion, der sich unentbehrlich wußte und sein Mädchen wohlverborgen hielt, blieb guter Laune und sah dem Unwetter gleichmütig zu. Die anderen wurden von Entsetzen erfaßt, da keiner mehr sich seines Lebens sicher sah und die Rationen täglich magerer wurden. Lydius schlief nicht mehr und trug zu allen Stunden des Tages die blanke Waffe in der Hand.

Manche von seinen Leuten waren entschlossen, ihn umzubringen. Doch es wich vor seinem glühenden Blick ein jeder zurück, und alle diese groben Männer fühlten mit Grauen, daß dieser Mann vom Dämon ergriffen dahin ging, ein furchtbares Schicksal zu erfüllen.

Bald machte ihn sein tödlicher Wahnsinn auch gegen die bewährten und getreuesten Anhänger mißtrauisch. So umschlich er in einer Nacht das Häuschen, in dem Hephaistion wohnte, und erlauschte dessen Zusammensein mit Phoebe.

Tags darauf rief er den Griechen zu sich und sagte: „Du hast ein Mädchen bei dir verborgen. Die bringst du mir heute abend, wenn es dunkel wird."

Hephaistion erschrak. Er war nicht willens, sein Täubchen, zu dem er eine zärtliche Liebe gefaßt hatte, herzugeben, und da er sie doch nicht behalten konnte, stieß er dem Mädchen am Abend einen Dolch ins Herz, schlug einen Teppich um die Tote und ließ sie von zwei Männern in die Wohnung des Lydius tragen.

Anderen Tages stand Hephaistion bei seiner Schießmaschine auf der Festungsmauer und beobachtete den Feind. Da trat Lydius zu ihm, lächelte und sagte: „Danke für das hübsche Mädchen. Nun könntest du mir noch einen Gefallen tun. Richte deine Maschine auf den Posten dort am oberen Torturm und schieße mir den Mann herunter. Ich brauche diese Wache nimmer."

Der Grieche, der noch das Blut seines Mädchens an seinen Händen fühlte, sah den Lydius scharf an und weigert sich.

„Schieß doch selber!" sagte er. „Ich habe keinen Pfeil für meine Kameraden."

Da rief Lydius drei Leute her, die stets in seiner Nähe und ihm wie Hunde ergeben waren, die mußten den Hephaistion festnehmen, nackt ausziehen und mit Ruten streichen. Danach ging er weg und schien sich nicht mehr um ihn zu kümmern.

Der Schießmeister aber wußte wohl, daß sein Leben nun verloren sei. Er verbarg sich in einer Zisterne, wartete die Nacht ab und sprang alsdann, mit einem über zwei Bogenhölzer gespannten Leintuche als Fallschirm versehen über die Mauer ins Ungewisse hinab. Es gelang, und er kam lebend im römischen Lager an, wo er sich zum Feldherrn führen ließ. Diesem entdeckte er sich, erbat Straflosigkeit und versprach dafür, den Lydius zu Falle zu bringen.

Dies gelang ihm auch schon nach wenigen Tagen. Hephaistion hatte sich mit Hilfe der römischen Ingenieure eine Wurfmaschine gebaut, mit welcher er Geschoße bis zur Höhe der Stadtmauern emporschleudern konnte. Nun kannte er den Platz, an dem Lydius hinter einer Mauerlücke zu stehen und den Feind zu beobachten pflegte, genau, und als er ihn wieder dort vermuten konnte, schoß er einen eisernen Pfeil dahin.

Damit war die Belagerung von Kremna beendet. Der Pfeilschuß traf den Lydius ins Auge und verwundete ihn tödlich. Doch hielt er sich noch einen ganzen Tag gewaltsam aufrecht, tötete noch zwei von seinen Leuten und ließ, als er den Tod unaufhaltsam nahen fühlte, seine ganze Mannschaft einen furchtbaren Eid schwören, daß sie nach seinem Hingang die Stadt nicht übergeben, sondern bis zum letzten Blutstropfen verteidigen wollten.

Als er aber starb und sein gefürchteter Blick aus dem dunklen Angesicht verleuchtet war, erwachte die Mannschaft wie aus einer rätselhaften Bezauberung und ergab sich den Belagerern auf Gnade und Ungnade.

MINIATUREN

Der Nachweis

Eine ergötzliche Geschichte vom heiligen Bürokratius erzählt in einer seiner letzten Ausgaben das große führende Pariser Blatt Figaro: Ein Abteilungschef im französischen Finanzministerium ging, da er die Altersgrenze erreicht hatte, vor einem Jahre in Pension und unternahm, froh darüber, daß er endlich die langersehnte Freiheit genießen konnte und nicht mehr die dumpfe Luft des mit staubigen Akten vollgepfropften Büros zu atmen brauchte, eine längere Erholungsreise. Als er nun dieser Tage nach Paris zurückkehrte, galt sein erster Gang natürlich der Erhebung seiner fälligen Pension, die er schon vier Quartale hatte anstehen lassen.

Da er während seiner dreißigjährigen amtlichen Tätigkeit Erfahrung genug erlangt hatte, um allen Anforderungen einer Herz und Nieren prüfenden Bürokratie vollauf bis auf das letzte I-Tüpfchen gerecht zu werden, erschien er an der Kasse des Ministeriums mit einem Attest, in welchem ihm amtlich bestätigt wurde, daß er noch am Leben sei.

Er sollte jedoch noch eine bittere Enttäuschung erleben. Der mit der Auszahlung der Pension betraute Beamte besah sich nämlich das ausgestellte Zeugnis mißtrauisch nach allen Seiten genau und sagte mit der impertinentesten Gelassenheit: „Ich bitte um Entschuldigung, mein Herr, aber dieses Attest reicht nicht aus!"

„Aber weshalb denn nicht?" fragte der Pensionär ärgerlich.

„Das ist doch ganz klar!" erwiderte der Schalterbeamte der Pensionskasse mit einem gewissen schikanösen hämischen Wohlgefallen, „Sie wissen ja wohl selber nur zu genau, daß für jedes Quartal eine besondere Lebensbescheinigung beigebracht werden muß. Dieses Schriftstück aber ist nur für das letzte Quartal gültig, und Sie müssen demzufolge wohl oder übel vorschriftsgemäß für jedes der übrigen drei Vierteljahre eine Beglaubigung nachbringen."

Der über solchen Aufschluß wie aus den Wolken gefallene arme Abteilungschef außer Dienst glaubte einen Augenblick, daß er selber oder doch zum wenigsten der betreffende Beamte da vor ihm plötzlich vollkommen verrückt geworden sein müsse. Dann aber nach kurzem Besinnen, sich seiner höheren, vorbildlichen Gesetzestreue und Willfährigkeit (auch den unsinnigsten, deplaziertesten Vorschriften gegenüber) verlangenden Beamteneigenschaft erinnernd, machte er vor dem übergenauen, hochnotpeinlich gewissenhaften, pendantischen Kassenbeamten (innerlich wütend, äußerlich aber eine gute Miene zum bösen Spiel machend) eine korrekte Verbeugung und ging zum Maire seines Bezirkes, zu dem er also wohlerwogen sprach:

„Herr Bürgermeister. Wie Sie sich eben jetzt mit Ihren hochwohllöblichen Augen überzeugen können, lebe ich augenblicklich. Wollen Sie nun die Güte haben mir das zu bescheinigen!" „Sehr gern", erwiderte darauf das gestrenge Stadtoberhaupt..., „aber was nützt Ihnen das, wenn Sie nicht beweisen können, daß dies auch schon vor drei, sechs und neun Monaten der Fall war?"...

Ferdinand

Zu viel des Guten

Anfang vorigen Jahrhunderts reiste einmal ein junger Edelmann im heißesten Sommer durchs Land. Sein Diener sah, wie die Hitze seinem Herrn zusetzte, und sagte: „Ich will Euer Gnaden ein Glas kaltes Wasser besorgen." — „Um Gottes willen! Nur das nicht!" hinderte ihn der Edelmann an diesem Vorhaben. „Wasser erhitzt mich noch mehr! Aber hole die Likörflasche und schenk mir ein Glas ein. Likör kühlt mich immer ab."

Der Diener gehorchte, wenn auch kopfschüttelnd. Er gehorchte auch, als sein Herr immer wieder ein Glas verlangte — wohl zehnmal — und jedesmal, wenn er es ausgetrunken hatte, behauptete, es würde ihm immer kühler. Schließlich aber weigerte sich der Diener doch, als sein Herr sagte: „Noch eins!" — „Nein, nein, Euer Gnaden, ich wage es nicht", rief er aus. Überrascht fragte der Edelmann: „Warum denn nicht?" — „Ich fürchte, Euer Gnaden werden erfrieren!" erwiderte der Diener.

W.



Lesende — Brecht-Coers

Der herrliche Marmor

Cosimo di Medici war nicht nur einer der größten Förderer der schönen Künste, die Italien gesehen hat, sondern er liebte es auch, sich gelegentlich selbst mit der Gestaltung von Kunstwerken zu befassen. Als er eines Tages dabei war, einer Gestalt, die er aus kostbarem Marmor gebildet hatte, die letzte Form zu geben, trat sein Freund Michelangelo zu ihm und sah sich das Bildwerk an. Cosimo forderte ihn auf, er solle ehrlich sagen, wie ihm die Arbeit gefalle.

„Ich werde Gott bitten", sagte Michelangelo, „er möge Euch die Sünde verzeihen, daß Ihr ein so wunderbares Stück Marmor in ein so elendes Kunstwerk verwandelt habt."

Kunstbarbaren

Die „vernünftigen, praktischen" Leute auf Kosten der Kunst werden nie aussterben. — Der Kalif Omar heizte mit den unersetzlichen Büchern der Alexandrinischen Bibliothek seine Bäder. — Raphael Sanzio klagte dem Papst in einem Briefe, daß viele Grundbesitzer antike Statuen, die sie in ihren Bezirken bei den Feldarbeiten fanden, in die Kalköfen wandern ließen. — Ein reicher Mann in Schweden schnitt die „Jo" des Correggio aus dem Rahmen, um mit der Leinwand ein zerbrochenes Stallfenster zu verschließen. — Die Barberinis holten die Steine für ihren Palast zum großen Teil aus den Ruinen des römischen Kolosseums, was ihnen den Spottvers eintrug: quod non fecerunt barbari, fecerunt barberini. (Was nicht die Barbaren taten, das taten die Barberini.) — Die Ratsherren von Nürnberg hatten keine künstlerischen Bedenken, als sie ein kostbares Gitter von Pankraz Labenwolf, mit Basreliefs von Peter Vischer, aus ökonomischen Gründen einschmelzen ließen; und der Bürgermeister derselben Stadt ging sogar mit dem Gedanken um, die schöne Darstellung eines Turniers in Stucco, welche den Plafond eines Korridors im Rathaus schmückt, der Helligkeit wegen herunterschlagen zu lassen.

W.

Weltuntergang

Was beim Weltuntergang die Hauptsache ist, darüber befindet sich in einer süddeutschen Lehrerzeitung folgendes hübsche Kindergeschichtchen:

Der Herr Lehrer schildert bei Erteilung des Bibelunterrichtes in der Schule, um einen recht kräftigen Eindruck auf das Gemüt der Kleinen hervorzurufen, in anschaulicher Weise die Schrecken des Weltunterganges. „Stellt euch vor", spricht er ernst, „es ist die ganze Luft mit Brandgeruch erfüllt; der Sturm geht so stark, daß er die Bäume entwurzelt, die Scheunentore aus den Angeln reißt und die Hausdächer abhebt. Es ist eine furchtbare Hitze. Dabei wird es immer schwärzer und schwärzer am Firmament; der Donner rollt und kracht entsetzlich; Blitze zucken jäh dahin und dorthin; Feuerschlünde in den Wolken tun sich auf und speien Feuer und Flammen auf die Erde ..." Der Herr Lehrer hält plötzlich inne, um die ergriffene Wirkung seiner tief erschütternden Worte zu beobachten und fragt:

„Nun, Xaverl, was denkst du dir da?"

Einen Augenblick stutzt der Kleine, dann sagt er mit jubelnder Stimme: „Da denk' ich mir halt, daß bei einem solchen Sauwetter sicher keine Schule sein wird!" — — —

Die Muttersprache

Lehrer zum Schüler: „Du hast gestern die Schule versäumt. Wo hast du das Entschuldigungsschreiben deines Vaters?"

„Herr Lehrer, ich habs em gsagt, meinem Vater, er soll mer e Zeignis schreive, aber er hat gsagt, er könnt nöt schreive, hat er gsagt."

„Ich hab gsagt, hot er gsagt — ist das Deutsch? Ist das deine Muttersprache?"

„Nee, so sägt mei Vadder. Mei Mudder, die sägt: ‚Ich hunns em gesacht' — die isch ausm Weschtrich d'häm, wo sie widder andersch sache."



Siesta J. Sauer

Eine geistvolle Antwort

Der französische Dramatiker Pierre Augustin Caron de Beaumarchais war, schon lange bevor er seine großen Erfolge mit den Komödien „Der Barbier von Sevilla" und „Figaros Hochzeit" hatte, als ein sehr guter Harfenspieler bekannt, dessen Kunst auch die Königin von Frankreich, Marie Antoinette, begeisterte. Einmal forderte sie ihn in einer Abendgesellschaft auf, zu spielen, und er durfte sich, infolge des Privilegiums seines Instruments, zum Ärger der anwesenden Hofherren, vor der Monarchin setzen. Als sie gegangen war, wollte einer der Günstlinge Beaumarchais demütigen. Er reichte ihm, der der Sohn des Uhrmachers Caron war, seine kostbare Uhr hin und fragte: „Wieviel ist diese Uhr wohl wert?" Der Gefragte begriff sofort die elende Absicht, nahm aber das wertvolle Stück ruhig entgegen und prüfte es fachmännisch. Dabei ließ er es fallen. „Sie sind aber recht ungeschickt!" fuhr der Hofherr ärgerlich auf. Beaumarchais antwortete: „Sie haben recht! Deshalb ist es meinem Vater auch nicht gelungen, einen Uhrmacher aus mir zu machen." W.

Die schlimme Anatomie

Gegen Mitte des vorigen Jahrhunderts waren in Berlin Singakademie und Anatomie in demselben Gebäude untergebracht. Als einmal in der Singakademie eine Probe stattfand und die lauten Stimmen bis auf die Straße hinausdrangen, fragte eine gerade vorübergehende Frau aus dem Volke ihre Begleiterin: „Wat is denn det für'n großes Haus?" Diese antwortete: „Det weeß sie nich, Gevatterin? Det is doch die Anatomie!" — „Die Anatomie?" — „Ja, doch! Wo se die Menschen die Leiber aufschneiden." — „Barmherziger Himmel! Hör' doch, wat sie schrein!" rief die gute Frau empört aus. „Wenn det unser juter Keenig wüßte!"

Goldfischdrama

Ein Goldfisch, ein Stichling, ein Schleierschwanz,
Die schwammen, der Goldfisch voll Arroganz,
Der Stichling krakehlend, der Schleierschwanz dumm,
Seit Jahren im gleichen Behälter herum.
Der Schleierschwanz liebte den Goldfisch sehr,
Der mied aber peinlich jedweden Verkehr
Und glitt immer vornehm an beiden vorbei
Als ob er allein im Behälter sei.
Da stichelte plötzlich der Stichling frech:
„Sie wollen aus Gold sein? Sie sind nur aus Blech,
Denn beim spezifischen Goldgewicht,
Da schwimmen Sie nämlich bekanntlich nicht!"
Der Goldfisch, der tödlich darüber erschrak,
Tat nimmermehr einen Flossenschlag,
Er stierte ins Leere, Frau Schleierschwanz
Umschwamm ihn vergeblich im Schleiertanz
Und nahm ihn dann in der Abendstunde
In Schleier gepackt mit hinab zum Grunde.
Da bat er sie, da sie ihm bleibt,
Damit sie ihn ständig trocken reibt.
Doch die Angst, daß sein Blech trotz des Reibens mal rostet,
Die hat ihm noch wirklich das Leben gekostet,
Denn trotz aller Pflege ist schon nach drei Wochen
Das Herz des Verstörten für immer gebrochen.
Die Witwe hat Ströme von Tränen vergossen,
Der Wasserbehälter ist übergeflossen,
Und der Stichling, so sehr er sich wehrt und stemmt,
Ward schließlich mit über den Rand geschwemmt
Und deshalb hat er nicht mal erlebt,
Wie Frau Schleierschwanz träge zur Tiefe schwebt
Und unter dem schützenden Witwenschleier
Neunhundertundacht kleine Goldfischeier
Diskret in den Sand legt, verschämten Gesichts
Das Trostwort schluchzend: „Doch besser als nichts!"

Ernst Klotz

HELLA ASSAM-HARDT:

DER RENGASBAUM

Er war wie ein Riese und über alle Massen mächtig und schön. Der gewaltige Stamm hoch aufragend, die wuchtigen Äste weit ausgespannt und in grotesken Verrenkungen tief in den Himmel geworfen — so beherrschte er in trotziger Majestät eine weite Fläche.

Man trat in das grüne Dämmerlicht seiner breitschirmenden Kuppel wie in den Tempel eines wilden, barbarischen Gottes. Hier fühlte man nichts von der sanften Kühle und Stille, dem herben Duft beschatteten deutschen Waldbodens, man hörte kein leises, heimeliges Summen schwärmender Insekten, sah nicht den goldenen Schein des Sonnenlichtes das grünblättrige Dach durchschimmern. Hier schlug mir die schwüle, feuchte Wärme tropischer Wälder entgegen, durchwoben vom betäubenden Duft der zahllosen Orchideen, die sich in den Gabelungen der Äste eingenistet hatten. Man stand im tiefen Schatten einer undurchdringlichen Blätterkrone, umdröhnt von dem anhaltenden, dunkelbedrohlichen Akkord unzähliger, schwirrender Insektenflügel.

Über diesen Baumriesen war das Todesurteil gesprochen worden. Er stand auf einem Punkt, über den die Trasse der Bahn geplant war, die Süd-Sumatra durchquert; er mußte also fallen. Dies geschieht in der indischen Wildnis ohne alle modernen Hilfsmittel, einfach durch die Axt des Holzfällers. Diesmal aber stieß man auf eine besondere Schwierigkeit: es handelte sich um einen Rengasbaum, dessen Saft auf der menschlichen Haut schmerzende Schwellungen, in besonders bösen Fällen schwere Erkrankungen hervorruft. Es galt also, einen Arbeiter zu finden, der gegen das Gift immun war. Man suchte ihn unter den Oloenesen, das sind die Bewohner jenes Landstriches, wo diese Geschichte sich ereignete. Der Mann begann die Arbeit, aber schon am nächsten Morgen erschien er nicht mehr am Platze. Man forschte nach der Ursache seines Ausbleibens und erfuhr, daß er in der Nacht gestorben sei.

Das war nun freilich ein höchst fatales und eigenartiges Zusammentreffen. Nur in den allerseltensten Fällen wirkt das Gift des Rengasbaumes tödlich; es war aber kaum anzunehmen, daß ein Mann, der zeitlebens in den Wäldern Sumatras arbeitete und sich gegen das Gift unempfindlich erwies, nun plötzlich daran starb. In der Tat fand der inländische Arzt kein einziges Anzeichen einer Vergiftung an der Leiche und man hatte Mühe, den aufsteigenden Schrecken der Inländer zu bannen und sie an einen tragischen Zufall glauben zu machen.

Immerhin war es nicht ganz leicht und kostete ein Sümmchen von Hollandgulden mehr, um nochmals einen Dorfbewohner für die Arbeit des Baumfällens zu finden. Wieder meldete sich ein Oloenese, der vollkommen sicher war, daß das Baumgift ihm nicht schade.

Am zweiten Tage war auch dieser Mann tot und nun flammte riesengroß das Entsetzen unter den Inländern hoch. Der Baum sei verzaubert, hieß es, böse Dämonen bewohnten ihn und jeder, der Hand an ihn lege, müsse sterben. Was nützte es, daß der Arzt auch diesmal keine Spuren einer Vergiftung fand, daß man selbst krampfhaft den Glauben an einen unglückseligen Zufall festhielt und ihn den Malaien einimpfen wollte! Stand man nicht selbst vor einem vollständigen Rätsel, wußte man selbst eine Antwort für den tragischen Zusammenhang zwischen dem Baume und dem Sterben jener beiden Unglücklichen?

Von da ab wagte sich kein Malaie mehr in die Nähe des Zauberbaumes, der in unnahbarer, bedrohlicher Pracht seinen alten Platz behauptete. Da ereignete sich ein merkwürdiger Zwischenfall: in einer der Arbeitsbaracken fiel ein javanischer Kuli in Krämpfe; er tobte und schrie und begann schließlich zusammenhängend zu sprechen. Aber wie merkwürdig! Er sprach öloenesisch, also einen Dialekt, den er als Javane gar nicht beherrschte. Erschrocken umstanden ihn seine Kameraden und hörten bebend die Botschaft eines Toten, die ihnen aus seinem Munde kam: „Ich bin Hadji Ali, der zu Euch spricht. Seit vielen Jahren ruhe ich unter dem Stamme jenes Rengasbaumes, den die Weißen nun fällen wollen. Eure Vorväter pflanzten ihn, daß er die Stelle meines Grabes weise; er wurde groß und mächtig und seine Wurzeln umfangen meine Ruhestätte wie starke, schützende Arme. Wehe demjenigen, der mir diesen Wächter nimmt und meine Grabesruhe stört! Ich werde jeden töten, wie ich die zwei Männer meines eigenen Stammes getötet habe. Und wehe auch den Europäern, wenn sie meine Warnung mißachten und ihre donnernden Bahnen über mein Grab hinführen: die Stelle wird verflucht sein, Leid und Tränen, Tod und Verderben werden dort wachsen!"

Die Wirkung dieser Worte auf die Inländer war ungeheuer. Nun war ja alles klar; der Tod der zwei Oloenesen, die Unbezwinglichkeit des Baumes — alles fand seine unheilvolle Erklärung durch das gefährdete Grab und den Fluch jenes Toten. Denn die Ruhe eines Grabes zu stören, war das nicht eines der schwersten Vergehen? Und sich dem Verbote jenes längst Begrabenen zu widersetzen, hieße das nicht neues Unrecht auf sich laden?!

Jeder, der die malaiische Seele kennt, weiß, daß ein Kampf gegen diese Volksmeinung unmöglich war. Man mußte also einlenken, mußte versuchen, jenen Toten zu versöhnen und seinen Fluch zu brechen. Der Priester des Ortes wurde berufen; er brachte am Grabe Rauch- und Speiseopfer dar, lag stundenlang im Gebete und verkündete endlich, daß der Hadji nun zur Versöhnung bereit sei, wenn man ihm die üblichen Opfer darbringe: ein Kati Fleisch, ein Kati Reis und einige Zigaretten. In feierlichem Zuge wurden diese Dinge an das Grab gebracht. Die ganze Nacht schwebten die Rauchfahnen des Opferfeuers und der monotone Gesang der Betenden in die dunkeldüstere Krone des heißumstrittenen Baumes.

Dann war der Fluch gelöst, der Tote versöhnt — der Weg war frei! Mühelos fand man nun einen dritten Mann, der ohne weiteren Zwischenfall die Arbeit beendete.

Ich kam gerade dazu, als der gewaltige Stamm unter den letzten Axthieben zu schwanken begann, die mächtigen Äste erzitterten und bebten, wie die erschlaffenden Arme eines Riesen in Todesnot.



Baumstudie — Leo Kaiser †



Dorfstraße J. Sauer

Die kurze Hose

Ein Professor verlangte, daß ihm die Studenten immer in feierlicher Kleidung ihre Aufwartung machen müßten.

Einer aber hatte keine passende Gewandung, und da er sich auch nichts ausborgen wollte, so ging er kurz entschlossen in seinem einzigen Anzug, einer kurzen Hose und einem Sportrock, zur „Audienz".

Als die Unterredung zu Ende war, betrachtete der Professor den jungen Mann von oben bis unten und sagte: „Sie haben kurze Hosen an, das ist wohl die letzte Mode?"

Der Student antwortete ohne weiter zu denken: „Ja."

Der Professor sagte hierauf: „Aber zu ordentlichen Leuten geht man nicht in kurzen Hosen?"

Der Student: „Nein" ...

Das Fräulein

Ebenso wie in Gaststätten jeder Kellner mit „Ober" angeredet wird, so werden in unserem Kleinstädtchen die Lehrerinnen schlankweg mit „Fräulein" tituliert. Eine Lehrerin hatte nun eines Tages eine Schülerin trotz des Verbots der körperlichen Züchtigung geschlagen. Darauf kam folgender Brief der entrüsteten Mutter:

„Geehrtes Fräulein. Sie haben meiner Leni mit der Hand an Kopf geschlagen, was ich noch gesehen habe. Unterstehen Sie sich sowas noch einmal! Dann sag ichs meinem Manne, dann kommt der zu Ihnen und dann sind Sie am längsten Fräulein gewesen! Achtungsvoll! Mutter Fritsch."

Ganz kleine Geschichten

Fleißige Männer

Vor dem Weltkrieg trug sich dies Geschichtchen zu:

Bei den Ausschachtungsarbeiten gelegentlich der Kanalisation unserer Stadt wurden auch eine größere Anzahl italienischer Arbeiter beschäftigt.

Warum?

Weil sie billiger waren.

Ein stadtbekannter Bummler, die Hände in den Hosentaschen, stand eines Tages an einem der Gräben und sah den schuftenden Arbeitern genießerisch zu.

Da kam der Herr Oberbürgermeister. Er blieb stehen.

„Ja, sehen Sie mal, Lehmann, was das für fleißige Männer sind — und arbeiten für so wenig Geld!"

Der Angeredete zwinkerte mit den Augen.

„Das ist schon Stadtgespräch, Herr Oberbürgermeister; und wir wollen uns deshalb auch den Oberbürgermeister aus Italien holen!"

Die Kirschen

Eine Dame versucht Tristan Bernard in großer Gesellschaft sehr eindringlich an alte, gemeinsame Freundschaft zu erinnern.

Bernard kann sich indes durchaus nicht entsinnen.

„Erinnern Sie sich denn nicht", drängt weiter die Dame, „es sind genau vier Jahre her, daß wir zusammen Kirschen gepflückt haben?"

Tristan Bernard antwortet gelassen: „An die Kirschen entsinne ich mich lebhaft ..."

F. S.

Ernst Händel:

DIE WEISSE HOSE

Er hatte sie von dem Kanzlisten Sperling gekauft, als dessen Frau in die Wochen kam. Es war im Februar.

Job hatte die Hose, die ihn schließlich doch mit Freude erfüllte, sorgfältig eingehüllt vom Amt nach Hause getragen. Da hing sie nun, aus weichem Flanell, über den Bügel geworfen, köstlich im Bruch. Der Frühling kam ins Land und seinen Blumen folgten bald Strohhüte. Es gab schöne Tage, die diese Hüte rechtfertigten, obgleich der Sommer sonst recht verregnet war. Doch ihre Schönheit fiel regelmäßig in die Mitte der Woche. Aber eine weiße Hose ist in einem Amte unmöglich, zumal wenn sie von Flanell und echt und gediegen.

Die Sonntage blieben verweint.

Doch Jobs unerhörte Träume von weiß gefalteten weiten Hosenbeinen, braunen Halbschuhen, blauem Rock und schwarzem Hut sollten trotzdem in Erfüllung gehen. Die Sonne machte sich die Mühe und päppelte zart und behutsam einen siebenten Tag der Woche groß, so daß er schon ziemlich kräftig am Himmel sich bog, als Job erwachte.

Das ruhige Gold des Lichtes, das seine Stube erfüllte, ließ ihn sogleich an Ludmilla denken, an Ludmilla, seine Braut, und an Miezchen, deren Freundin, die heute aus einigen Bahnstunden Entfernung her eilen wollte, um eben Ludmillas neu eingerichtete Wohnung, aus zwei Zimmern bestehend, zu besichtigen.

Der Himmel blieb getreulich blau und goldfarbig verbrämt. Der große Augenblick geschah, auf den Job seit Wochen gewartet: er schlüpfte in die weiße Hose und knöpfte sie an die Träger. Als er das Haus verließ, folgten ihm die glänzenden Augen seiner Mutter und die etwas scheelen Blicke seines Vaters.

Sein Weg nach der Vorstadt war peinvoll, weil er der einzige weit und breit, der weiß und dunkelblau einherkam, und seine Vornehmheit wurde verfolgt von allen denen, die es vorzogen, an diesem Nachmittag nur ihre Augen spazieren zu lassen. Indessen fand sich Job sehr bald, ja er konnte die Mechanik seiner Beine wieder sich allein überlassen.

Ludmilla saß mit Miezchen auf der Bank, die an der Wand zwischen Balkontüre und Fenster steht. Er wurde vorgestellt und ob seiner Hose von Ludmilla etwas spöttisch und fröhlich gelobt. Vergebens wußte sie nicht von Jobs Träumen und geheimen Sehnsüchten. Das übliche Gespräch begann, zu dem man Kaffee trank. Späterhin wurde Miezchen mit einer kurzen Vesper gelabt. Ein Gläschen Wein besiegelte den Besuch, und Miezchen, die sich als sehr lieb und nett erwies, wurde gemeinsam an die Bahn gebracht.

Langsam neigte sich der Tag, eine laue Luft floß durch die offene Balkontüre zum Sofa hin, wo Job und Ludmilla lagen und Siesta hielten. Ganz vorsichtig und steif lagen beide, nachdem Ludmilla zweimal zuvor an Jobs Hosenbein gestoßen. Gleichgültige, zufriedene Worte sprachen sie, die silbern in das Zimmer fielen und haften blieben. Da und dort, überall: Freude.

In der Nacht zu diesem Sonntage war es gewesen, wo Jobs Vater eine mächtige Kanne Wasser über etliche Männer, die vor dem Hause lärmten, ausgegossen hatte. Job hatte nur noch die Schimpfreden der Genäßten vernommen, war dann eingeschlafen und hatte den Vorfall am Morgen vollständig vergessen. Denn er hätte es gewißlich nicht versäumt, dieses Vorkommnis Ludmilla und Miezchen mitzuteilen. Etwas ausführlich und aufgebauscht, hätte es bestimmt die lachende Bewunderung der beiden ausgelöst. So aber sprach er vielleicht gerade zu Ludmilla über die Unerzogenheit der Kinder von heute oder darüber, daß man jenes Bild dort etwas tiefer hängen müßte, als es mehrmals schellte und ein Blick vom Balkon Jobs Eltern zeigte. Das mürrische Gesicht seines Vaters und das verängstigte Antlitz der Mutter. Ludmilla beeilte sich, das Gartentor zu öffnen, führte beide alsdann herauf, nötigte sie zum Sitzen, während Job vergeblich zu erraten suchte, was die beiden wohl hierher getrieben. Er brauchte nicht lang zu suchen. Ängstlich und zitternd kam es von den Lippen seiner Mutter, und es fuhr der Vater mit rauhen Worten des Zornes und Ärgers dazwischen. — Zwei von den in der Nacht mit Wasser begossenen Männern hatten sich am Mittag aufgemacht, den Schuldigen zu entdecken, hatten die Parteien im Haus befragt und waren, indem sie Job als den Übeltäter betrachteten, unter der Drohung, ihn am Abend zu verprügeln, fortgegangen. Und nun hatte die Angst die Mutter hierhergeführt, um Job, den Ahnungslosen, zu warnen.

Kaum waren die beiden fort, warf sich Job wütend auf das Sofa. Ludmillas gütigen Zuspruch rauh abweisend, stieß er schnaubend den Rauch seiner Zigarette in das Zimmer.

Verflogen war die Freude seines Tages, die wohlige Stille, die kleine Zufriedenheit, die von seiner Hose ausgegangen war. Weggeblasen das Gefühl und Fühlen, das in ihm gesungen, leise und in der Ferne, wo er, fünfjährig, zum erstenmal den Matrosenanzug getragen. Die weiche weiße Zwecklosigkeit des Seins aus Flanell, heftiger schon angedeutet im Bruch der Bügelfalte, hatte grüblerischer Verdammnis und wütendem Nachsinnen über das Leben schlechthin Platz gemacht.

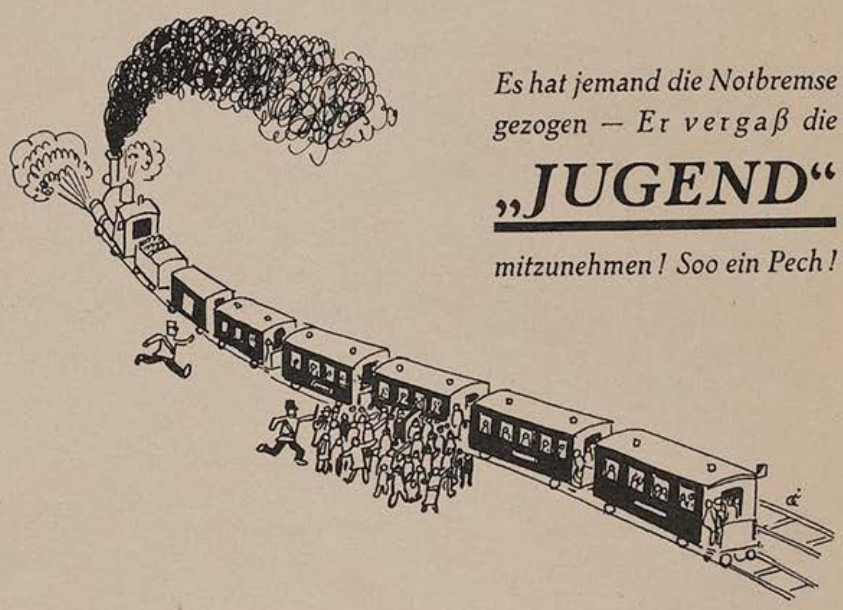
Nicht daß er sich gefürchtet hätte (obgleich ihn ängstigende Ungewißheit quälte), aber hin war der Friede, das befriedete Dasein, zerbrochen der Rahmen und die sich bescheidende Huld: alles ausgegangen von der weißen Hose.

Er achtete es nicht, als ihn Ludmilla mit den Schuhen mehrmals anstieß, gerade an das Hosenbein. Verloren streichelte er den schwarzen Kater der Hausleute, der sich mit den Eltern eingeschlichen und nun langsam Pfote vor Pfote über die Hose hin zu Jobs Brust sich tastete. Doch als er anfing zu maunzen, sprang Job jählings auf, wobei er Ludmilla grob vom Sofa stieß, und jagte das Tier unter Schimpfworten aus dem Zimmer. Dann begab er sich in das Nebenzimmer, nahm seinen Hut und verließ Ludmilla, die gebrochen und unglücklich ihre Augen auf ihn richtete, mit knappem Gruß.

Zorn, Wut, Ärger, Unfriede trieben ihn eilig nach Hause. Sterne leuchteten über ihm, die Menschen plauderten froh in den dunklen Straßen, und der Sonntag meinte es auch im Abend noch gut. Job blieb unbehelligt.

Erst als er die Hose, die weiße Hose, nichtachtend über einen Stuhl geworfen, und, ehe seine Hand das Licht löschte, seine Augen noch einmal über sie hintasteten, begann sein Blick zu verschwimmen. Mit finsterer Männlichkeit zwang er sich jedoch sogleich in den Schlaf.

Was ist denn los ?



Es hat jemand die Notbremse gezogen — Er vergaß die

„JUGEND"

mitzunehmen! Soo ein Pech!

Hochzeitsreise

„Was hat euch denn auf eurer Hochzeitsreise am besten gefallen?"

„Die Regentage. Da hat uns niemand ausgelacht, wenn wir im Hotel geblieben sind!"

Instanzen

Die kleine Eva will Puppenwäsche halten; gerade am Sonntag nachmittag.

„Nein", verbietet es die Mutter, „das darf man Sonntags nicht tun."

„Wer erlaubt es denn nicht?" fragt das Kind.

„Der liebe Gott", sagt die Mutter.

„Ach so", atmet die Kleine erleichtert auf und schleppt ihr Waschzeug herbei, „ich habe schon gefürchtet — der Schutzmann." *K.*

Krach

„Bitte, willst du mir sagen, was dieses blonde Haar auf deinem Anzug bedeutet?"

„Krach mit dir, meine Liebe, schweren Krach!"

F. S.

Erstaunlich

„Jeder zehnte Deutsche hat einen Lautsprecher", verkündet Finkensieb am Frühstückstisch.

„Komisch, daß ausgerechnet hier in unserer Straße lauter zehnte Deutsche wohnen", meint seine Frau nachdenklich. *K. E. S.*

Verhindert

Professor Wüstlich doziert vor seinen Studenten: „Nachdem ich Ihnen nun die Theorie über das Selbstbestimmungsrecht des Menschen und seinen freien Willen vorgetragen habe, müßte ich Ihnen nun die Beweise dafür anführen. Ich werde dies aber erst in der nächsten Vorlesung tun, denn inzwischen ist es Zeit geworden, an meine Verabredung mit meiner Frau zu denken." *K. E. S.*

Sie kennt ihn

„Wie, Sie reisen schon?" fragt Frau Rübenapf bedauernd.

„Ja, ich muß leider nach Hause", bestätigt Frau Zierfischel.

„Ja, ja, die schlechten Zeiten —"

„Ach, das ist es nicht, aber mein Mann hat mir schon zum zweiten Male unaufgefordert Geld geschickt."

Zahnstocher

Herr Meier war ein großer Freund von Antiquitäten. Neulich besuchte er einen ihm bekannten Händler, der ihm den Zahnstocher eines bekannten Komponisten zeigte.

„Wieviel wollen Sie denn für den Zahnstocher haben?"

„Bedauere, derselbe ist unverkäuflich, aber für drei Mark können Sie ihn einmal benutzen!" *F. S.*

Erstaunlich

Sie ist nach vielen amourensen Abenteuern doch in den Ehehafen eingelaufen. Nach der Hochzeit unterhalten sich zwei ihrer Freundinnen:

„Und denke nur, sie soll ihm alles gebeichtet haben. Dieser Mut, diese Offenheit . . .!"

„Und vor allem dieses Gedächtnis!" *F. S.*

Rubey



Schottisch:

„Mac Lean hat ein Haus geerbt. Einige Ziegel sind schadhaft. Klettert Mac selbst auf das Dach und bessert aus. Plötzlich gleitet der Arme aus und saust in die Tiefe. Mac fliegt bei seinem Küchenfenster im ersten Stock vorbei und schreit hinein: „Hallo, nicht zu viel kochen! Ich komm nicht zum Mittagessen!"

O, diese Kinder

„Mutti, warum tust du die Farbe ins Gesicht?"

„Sie soll mich schön machen, Herzchen."

„Warum tut sie's denn nicht, Mutti?"

*

Der Herr Schulrat besucht die Klasse und bemüht sich, recht leutselig zu sein.

„Nun sagt mir mal, ihr kleinen Leute, wer bin ich?"

„Ein Mann."

„Ganz recht; aber ich bin doch noch etwas anderes."

„Ein kleiner Mann."

„Auch richtig. Aber was noch?"

„Ein kleiner, ekliger Mann."

*

Der Besuch hat eine Schachtel Konfekt mitgebracht und Peterchen macht Stielaugen.

„Nein, nein, mein Jungchen", sagt die Mama, „erst wenn du dir die Hände wäschst, kriegst du ein Praliné, und wenn du dir auch das Gesicht gewaschen hast, sollst du sogar zwei haben."

Peter macht schleunigst kehrt, und es dauert lange, bis er wieder erscheint.

„Muttchen", ruft er atemlos, „kann ich jetzt die ganze Schachtel haben? Ich habe gebadet!"

*

„Kinder", sagt die Lehrerin, die gerade den Begriff des Stehlens klarmachen will, „wenn ich in die Tasche eines anderen Menschen greifen und das Geld herausnehmen wollte, das sich darin befindet, was wäre ich dann?"

„Ich weiß, Fräulein", meldet sich der kleine Walter eifrig, „seine Frau!"

*

Kurt kommt zu spät zur Schule und der Lehrer fragt nach dem Grund der Verspätung.

„Da hatte ein Herr 'ne Mark fallen gelassen und beim Suchen kamen so viele Leute, daß ein ganzer Haufen um uns rum war und niemand wollte weitergehen, eh' die Mark wieder da war."

„Na, und warum bist du denn nicht gegangen?"

„Ich stand doch auf der Mark!"

T. Heiß

Beethoven

„Was glauben Sie, wem ich heute begegnet bin?" erzählt stolzgeschwellt Frau Stadlmann. „Steh' ich da grad am Parlament und warte auf die Elektrische, kommt auf einmal der Komponist Beethoven daher, schaut mich von oben bis unten an, wirft mir eine Kußhand zu — und springt auf die 59 auf, die eben abfährt. Ein reizender Mensch, sag' ich Ihnen, ein ganz reizender Mensch, gar nicht stolz, dieser berühmte Komponist Beethoven!"

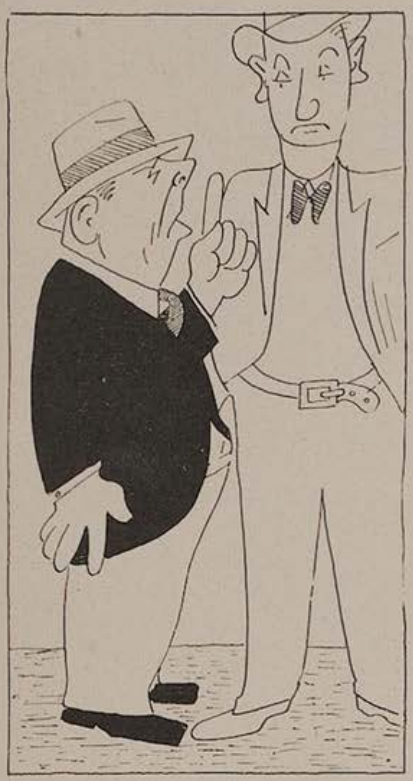
„Das muß wohl ein Irrtum von Ihnen gewesen sein", lächelt verlegen Frau Steinhof, „das ist nämlich gar nicht möglich."

„Wieso", braust die Stadlmann auf, „was wollen Sie damit sagen?"

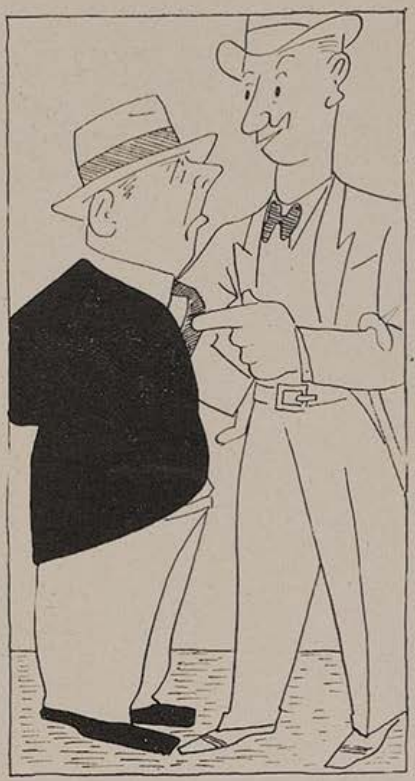
„Ja, wissen Sie, meine Liebe, die 59 — die fährt nämlich gar nicht am Parlament vorbei!"

F. S.

Josef Geis



„Ich sage Ihnen bloß, der Mann gehört beseitigt!"



„Haben Sie gehört? Jetzt ist der Mann beseitigt worden!"



„Natürlich! Immer die besten Leute werden beseitigt."

Inserieren Sie die Anzeige der „Jugend"

SCHRIFTSTELLERN

bietet große Buchdruckerei mit angegliedertem bekanntem Verlag für wissenschaftliche oder belletristische Werke sehr vorteilhafte

VERLAGSVERBINDUNG

Anfragen unter Literaria 846 an die Expedition der „Jugend", München, Herrnstraße 10.

Das grosse 65000RM Preisausschreiben über



Ihagee Exakta

Das Ende des Blind-Photographierens!

Exakta-Prospekt mit Preisausschreiben Beding. gratis durch alle Photohändler oder vom Ihagee

DRESDEN-STRIESEN 589

Wer kauft schafft Arbeit!

Zur Anfertigung jeder Art Drucksachen empfiehlt sich G. Hirth Verlag AG. München, Herrnstr. 10

Erst Leokrem dann in die Sonne

LEST DIE „JUGEND"

SCHÖNE BILDER an den Wänden machen die Wohnräume behaglich. Wo das Geld für Erwerbung von Originalen fehlt, hat der Bilderliebhaber Ersatz an den Vierfarben-Kunstblättern der „Jugend", die zu den erstaunlich billigen Preisen von 45 Pfg., 65 Pfg. und 90 Pfg., je nach Größe, zuzüglich Portospesen durch den Kunsthandel und den unterzeichneten Verlag zu beziehen sind. Der reich bebilderte Katalog (Preis RM. 2.70 zuzüglich Portospesen) erleichtert die Bestellung.
G. Hirth Verlag AG., München, Herrnstr. 10



Männer über 40 die ihre Kräfte schwinden fühlen, werden wieder jung und lebensfroh durch das bewährte „Sexursan". Lebenskraft und Lebensfreude bis ins höchste Alter. Prospekt diskret durch die Sexursan-Co. Bad Reichenhall 536

KUNSTPOSTKARTEN in vortrefflichem Vierfarbendruck nach Bilderwiedergaben aus der „Jugend" liefern wir 20 St. für 90 Pf., die ganze Serie von 170 St. für RM. 6.— franko
G. HIRTH VERLAG AG.
München 2 NO — Herrnstraße 10

Direkt aus der Tuchstadt Gera:
Anzug- Mantel- Kostüm- **Stoffe**
blau, grau, schwarz u. farbig Kammgarn à mtr. RM 5.50, 7.50, 9.80 u. 11.80
Wir liefern porto- und verpackungsfrei!
Verlangen Sie unverbindliche Mustersendung!
Geraer Textilfabrikation
G. m. b. H. Gera M 91

Fidus-Bilder

in Postkartenformat. Wiedergaben der besten Werke dieses Berliner Meisters, sind zum Preise von 50 Pfg. für die Serie von 12 Stück herausgegeben. Der großen Verehrergemeinde von Fidus wird diese Veröffentlichung willkommen sein.

G. Hirth Verlag AG.
München, Herrnstraße 10

Lest den **Sportfischer** die vortrefflich ausgestattete Fachzeitschrift. Halbjahrespreis 3 M.

Fischereisport-Verlag
Dr. Hanns Schindler
München NW 2
Karlstraße 44

Ein Buch fürs Leben ist: KREMPELHUBER

Für Stille Stunden

Die gesunde und praktische Lebensweisheit nach gesammelten Erkenntnissen der Philosophie vom Altertum bis zur Gegenwart. 450 Seiten in Ganzleinen gebunden nur RM. 2.85 zuzüglich 40 Pfg. für Porto. Zu haben in den Buchhandlungen oder beim unterzeichneten Verlag

G. HIRTH VERLAG AG. MÜNCHEN, HERRNSTRASSE 10

Der Mensch

Anton Leidl



„Er nennts Kultur und brauchts allein,
nur tierischer als jedes Tier zu sein."

FOTO-FERNBERATUNG

Alle Freunde der „Jugend" haben Gelegenheit zu kostenloser fotografischer Auskunft aller Art. Sie schreiben an Gerhard Isert, Magdeburg-S, Halberstädter Straße 117a, unter Beifügung von Rückporto. Eine Antwort erfolgt meist postwendend.

Neulich ging ein Brief bei mir ein, in dem es hieß: „. . . So habe ich nun meine Ferienbilder alle fertiggestellt und bin davon so fotobegeistert geworden, daß ich eifrig weiterfotografieren möchte. Was kann ich aber jetzt anfangen? Ich finde hier in Berlin schwerlich etwas. Wissen Sie Rat? . . ."

Und da die Fernberatung wohl nicht nur für die technische Ausbildung zu sorgen hat, ist es wohl einmal wichtig, darauf an dieser Stelle einzugehen. Sicher leiden auch andere unter einem ähnlichen Motivmangel. — Ich gliedere in schlechtes und schönes Wetter:

a) Schlechtes Wetter. Porträtaufnahmen sind sicher lohnend — wenn auch nicht ganz leicht. Es läßt sich dabei viel lernen. Besonderer Wert ist auf die Art der Beleuchtung zu legen. Kunstlicht leistet die besten Dienste. — Das eigene Heim wird noch wenig fotografiert. Auch hier kann Kunstlicht zweckmäßig sein, zumal wenn einseitiges Tageslicht ausgeglichen werden muß. — Schnappschüsse sind im Heim auch gut möglich. Man bedient sich dabei des Blitzlichtes. — Innenarchitekturen (wie Kirchen u. dgl.) nicht vergessen! Das Wichtigste ist dabei ein guter Belichtungsmesser und Belichtung auf die dunkelsten Stellen. — Natürlich kann man auch bei schlechtem Wetter draußen knipsen. Aufnahmen im Regen wirken besonders durch die vielen Reflexe. Bloß Vorsicht: Die Kamera ist wasserscheu.

b) Wenn die Sonne scheint. Dann geht's natürlich hinaus. Das Gesicht einer Stadt charakteristisch zu erfassen, ist lohnende Heimatfotografie. — Mit dem Leben auf der Straße beschäftigen sich noch viel zu wenig Amateure. Man sollte sich einmal ein kurzes Stück Straße systematisch vornehmen. Wer die Augen auf hat, sieht dabei viel. Schon allein das Thema Mensch wird außerordentlich mannigfaltig. — Wenn man gelegentlich einen Blick in die Häuser tut, so läßt sich dort oft Unbekanntes entdecken. Es sei z. B. an alte Höfe erinnert. — Die Peripherie der Stadt bringt mehr landschaftliche Reize. Lohnend wird eine solche Wanderung, wenn schöne Wolken am Himmel sind. Es darf dann allerdings die Gelbscheibe nicht vergessen werden. — Oder wenn man die Türme einer Stadt besteigt, so gibt es dabei für die Kamera außerordentlich zu tun. Das Stadtbild wird von hier ganz besonders wirksam. — Gehen Sie mit der Kamera auch einmal auf den Wochenmarkt. Hier lassen sich besonders leicht Schnappschüsse einfangen, da die Menschen alle voll beschäftigt sind und die Kamera nicht bemerkt wird.

*

Diese wenigen Anregungen mögen heute genügen. Wer etwas Besonderes weiß, mag es mitteilen, damit ich es später an dieser Stelle weitergeben kann. Auf diese Weise ergibt sich dann ein netter und lehrreicher Austausch von Gedanken. Wer hilft mit?

gi—t.

In unserem Verlag erschien soeben.

KARL FRHR. VON FREYBERG

SIGNY

DIE ASENBRAUT

ABENTEUER ZWISCHEN HIMMEL UND ERDE

148 Seiten Großoktav in Leinen gebunden RM. 4.—.

Das Werk schildert das Götterleben Signy's auf Asgard, die aus der deutschen Mythologie bekannte Frau des Asengottes Loki. Als die Katastrophe für den Asenhimmel stellt der Dichter dann die große Hunnenschlacht auf den katalaunischen Feldern dar, die als die „Götterdämmerung" Signy in die Welt zurückkehren läßt.

Nach mancherlei Abenteuern mit Parsival, Roland und dem Zwergenkönig Laurin kommt sie, schon durch Roland zum Christentum bekehrt, in den karolingischen Fürstenkreis hinein, findet aber in den zwischen dem absterbenden Heidentum und der aufblühenden Christuslehre unvermeidlichen Krisen ihren Untergang.

Der Verfasser hat die für das weitspannende Thema fast unvermeidliche Form epischer Darstellung in Versen nach dem Muster der vielgelesenen Dichtung Fr. Webers über Dreizehnlinden gewählt und die Flüssigkeit der Verse läßt den Leser darüber wegsehen, daß Verse heutzutage in weiten Kreisen als antiquiert gelten, im Gegenteil wird sein Interesse durch die spannenden Schilderungen des ganzen Buches gefesselt und rege erhalten.

Zu beziehen durch den Buchhandel oder unmittelbar vom Verlag

G. Hirth Verlag AG. München, Herrnstr. 10



„Wann i net a so a tragende Rolle spielat in Ihr'm Roman, hätt i Eahna scho lang nausgschmissn!"

Anträge auf Ausstellung von Ariernachweisen, wie sie tatsächlich bei Pfarrämtern eingegangen sind:

1. Zum Zwecke der arischen Abstammung suche ich meine Großmutter, aber nicht die amtlich vorgeschriebene.
2. Zwecks allgemeiner Umwälzung brauche ich den amtlichen Nachweis meiner Geburt.
3. Senden Sie mir bitte meine Geburt, Zweck ist die Eheschließung.
4. Ich bin ein Hochzeitskind, am Hochzeitstag meiner Eltern wurde ich geboren, meine Eltern getraut und ich auch gleich getauft.
5. Nähere Angaben kann ich nicht machen, da meine Mutter schon 1878 starb und mich als einziges Vermächtnis zurückließ.
6. Sodann bitte ich um gefällige Auskunft, ob in den dortigen Sterberegistern mein toter Großvater erscheint. Er starb von 1821 bis 1850.
7. Meine Großmutter ist auch schon 1860 in der alten Gartenkirche geboren gewesen, weil sie aber nicht mehr existieren soll, frage ich Sie nach der Zuständigkeit.
8. Senden Sie mir bitte meine arische Großmutter. Sie ist schon 1871 verschieden.
9. Ich bin agrarischer Herkunft, was ich zu bestätigen bitte.
10. Mein Schwiegervater gibt an, arisch zu sein; mündlich will man das nicht wissen, aber schwarz auf weiß kann man daran nicht zweifeln.
11. Helfen Sie mir bitte zu meiner arischen Großmutter. Sie muß sich im dortigen Kirchenbuch befinden.

Die Lintscherl waß gar nix

Die Lintscherl war so vüll a unschuldigs Madel.

Wann so die Weiber tratscht haben und g'redt über die verdorbene Jugend von heute, hat die Muatter von der Lintscherl alleweil ganz glückli g'sagt:

„Mei Lintscherl waß gar nix, rein gar nix."

Amol aber is die Lintscherl auf amal recht bleichsüchtig wordn und alleweil war ihr schlecht und nacher hats zur Großmuatter aufs Land fahrn müassn, damit 's die Großmuatter pflegn kann no und nacher is wieder zruckkomma und war gar nimmer bleichsüchtig und hat an Kinderwagn g'schobn.

Neugierig, wia d' Weiber scho san, hams g'fragt:

„Wer is denn nacha der Vater?"

Sagt Muatter und want:

„Mei Lintscherl waß gar nix, rein gar nix."

H. Rewald



Der Witwer

Unmöglich

„Also die Firma Felsenstein und Sohn ist nach Ihrer Ansicht gut und solide?"

„Was haißt gut und solide? Kann mer sein beides zugleich?"

Der Druck

„Der bei Ihnen wohnende Schriftsteller Huber soll ja auch unter dem Druck der Verhältnisse schwer zu leiden haben?

„Allerdings, aber noch mehr unter den Verhältnissen des — Nichtdrucks."

Die Bekanntgabe der Ergebnisse unseres Preisausschreibens in Nr. 28 erfolgt im nächsten Heft der „Jugend"

Eine Bibliothek für Politik und Wissenschaft von seltener Vollständigkeit ist Umstände halber zu verkaufen

u. a. Die große Politik der Europäischen Kabinette. 40 Bände; Die Vorgeschichte des Weltkrieges (Werk des Untersuchungsausschusses) 4 Bände; Der Weltkrieg (herausgegeben vom Reichsarchiv) 8 Bände; Die Ursachen des deutschen Zusammenbruchs (Werk des Untersuchungsausschusses) 16 Bände; vollständiger Deutscher Geschichtskalender von Purlitz (Felix-Meiner-Verlag); vollständiger Schulthes Europäischer Geschichtskalender (Beckh'sche Verlagsbuchhandlung); Handbuch der Staatswissenschaften, Handbuch der Rechtswissenschaft; Memoiren, Biographien, Gesammelte Werke, Lexikon, Bibliophiles, gesammelte Jahrgänge wichtiger Zeitungen, die wichtigste europäische schöne Literatur.

Anfragen unter T. B. 1721 an die Expedition der Münchner „Jugend".

Das schönste und wertvollste

GESCHENK!

Die gesunde und praktische

LEBENSWEISHEIT

nach gesammelten Erkenntnissen der Philosophie vom Altertum bis zur Gegenwart

Zusammengefaßt in dem Buch

„Für stille Stunden"

durch v. Krempelhuber

450 Seiten in Ganzleinen geb. nur M. 2.85 zuzüglich 40 Pfg. für Porto

Zu beziehen durch

G. Hirth Verlag AG., München

Herrnstraße 10

Ein Buch fürs Leben! **Zur Erbauung für jung und alt!**

Eine amateurphotographische Schrift, die bisher fehlte, aber oft verlangt wurde:

RICHTIGES ENTWICKELN

VON GERHART ISERT

erschien soeben als Beginn einer modernen Reihe **„DIE KLEINE PHOTOBÜCHEREI"**

Interessenten sind das große Heer der Amateurphotographen

Preis RM. 1.—, mit Porto RM. 1.10

G. HIRTH VERLAG AG. MÜNCHEN

HERRNSTRASSE 10

1934 / JUGEND NR. 34 / 14. August 1934 — *Vierteljahres-Preis 7 Mark, Heft-Preis 60 Pfennig*

Begründer: Dr. GEORG HIRTH. — Verantwortlich für die Schriftleitung: ARNOLD WEISS-RÜTHEL; für die Anzeigen: GEORG POSSELT, München. — Verlag: G. HIRTH VERLAG., München. — Für die Herausgabe in Österreich verantwortlich: J. RAFAEL, Wien I. Graben 29a (Eingang Trattnerhof). — Für die Redaktion in Österreich verantwortlich: MARIANNE RAFAEL, Wien XIX. Hochschulstraße 25. — Alle Rechte vorbehalten. — Nachdruck strengstens verboten. — Copyright by G. HIRTH VERLAG AG., München. — Druck: G. HIRTH VERLAG AG., Buch- und Kunst-Druckerei, München, Herrnstraße 10. — D.-A. 9000. — Entered as second class matter, Postoffice New York, N. Y. — Manuskripte sind nur an die Redaktion der „Jugend", München, Herrnstraße 10, zu senden; Rücksendung kann nur erfolgen, wenn Rückporto beiliegt.

Alles für den Frieden!

Erich Wilke

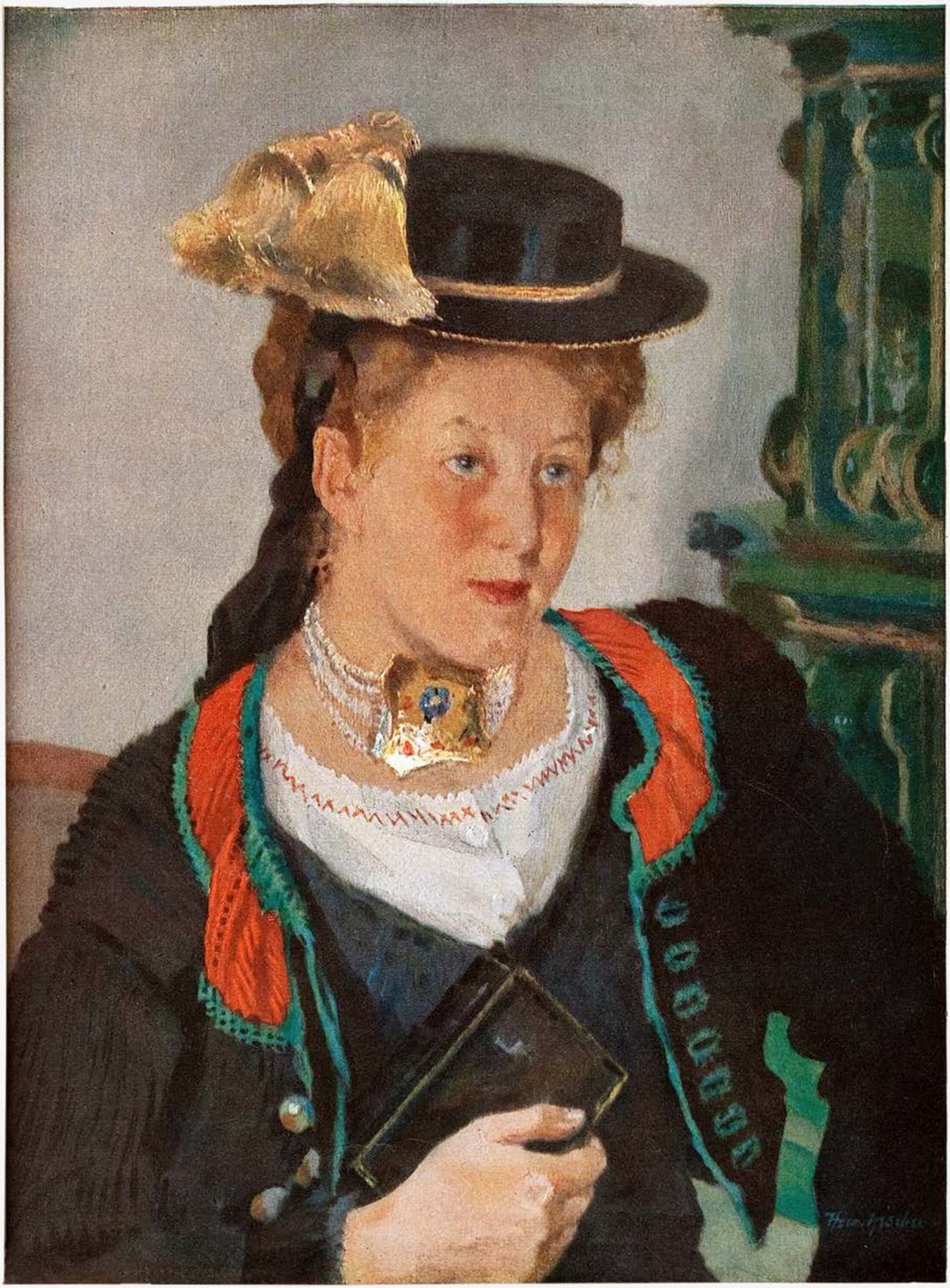


Englands „splendid isolation" dürfte damit den Höhepunkt erreicht haben!

PREIS 60 PFENNIG

JUGEND

MÜNCHEN 1934 / NR. 35



JUGEND
39. JAHRGANG 1934 / NR. 35

Abendfrieden

Der schöne Sommertag vergeht,
Die Vögel singen schon den Abend ein,
Ein Hauch besonnter Wiesen weht
Durch Flur und Hain.

Die sonst sich tief ins Unbegrenzte weitet,
Geheimnisvoll in heller Mittagsglut,
Die Ferne scheinet nahe hingebreitet,
Vertraut und gut.

Die Frösche sind im feuchten Grund erwacht
Und weiße Wolken ziehen rotgesäumt —
Des Tages froh harrt nun die Welt der Nacht,
Still und verträumt.

Johannes G. Arnoldt

Die Fünferkuh

Von Max Peinkofer

„Liebe Frau vom Bogenberg, Liebe Frau von Handlab, Liebe Frau vom Heiligen Berg, alle heiligen Wetterheiligen stehts mir bei!" ruft der Sumperer von Sumpering, den mitten am schönsten Tag ein teuflisches Donnerwetter überrascht und in hellichte Angsten versetzt.

Es pumpert der Donner, wie wann die Welt untergehen möchte; alle Augenblick fährt ein mords Blitz umeinander am Firmament, fährt nieder auf die Erde und schlägt ganz in der Nähe ein.

Und kein Unterstand in der Näh, kein Haus und keine Schupfen. Und einem Baum darf man nicht trauen. Da stellst dich hin unter einen und schon sucht sich der Blitz akkurat diesen Baum aus und schon bist du mausdreckeltot.

Der Sumperer zieht seinen Rosenkranz, will das Beten anfangen, bringt in der Angst und Aufregung die Gsetzl völlig durcheinander; er schlägt ein Kreuz nach dem anderen. Aber der Himmel hat keine Einsicht und kein Erbarmen. Das Wetter wird vielmehr immer drohender. Und schütten tut es, als gössen sie aus lauter Zubern das Wasser herunter vom Himmel. Und der Sumperer soll eh nicht naß werden, wo er doch das Rheumatische hat und einen einwendigen Pecker vom Krieg her. Der wo ihm jeden Monat 9 Markl und ein lausiges Fuchzgerl eintragt.

Daß sein Leben jeden Augenblick ein furchtbares End haben kann, das steht fest. Wenn nicht ein Wunder geschieht, dann finden sie ihn heut auf die Nacht tot, vom Blitz dermermelt, auf der Straßen.

Die Erde ist in ihren Grundfesten erschüttert, der Himmel ein Feuermeer, die Blitze sind kaum mehr zu unterscheiden, einer fährt dem anderen ins Gäu: ein solches Donnerwetter hat man noch nie erlebt seit Menschengedenken!

Da kann nur eine große, eine ganz große Opfergesinnung helfen. Da fällt dem Sumperer ein uraltes Votivtaferl ein in der Wallfahrtskirche zu Handlab: ein Bauer steht betend und händeringend unter einem ebenso ungeheuren Gewitter auf dem freien Feld. Und drüber schwebt in den Wolken die liebe Muttergottes und breitet schützend ihren blauen Mantel aus. Und in einem Eck stehen die trostreichen und dankbaren Worte: Durch die Fürbitt der Muttergottes bin ich aus größter Wettergefahr errettet worden anno 1823.

Da überlegt sich unser Mann die Sache nicht mehr lange. Und er tut feierlich unter Blitz und Donner und Wassergüssen das Gelöbnis: Liebe Frau von Handlab, wann du mich heut gesund und lebendig heimbringst zu meiner Alten und in mein Häusl, dann verkauf ich die schönste Kuh im Stall und opfere dir den Einnahm! — — —

Sapperadi! Schon ist das ungeheuer schwere, verantwortungsvolle Wort gesprochen! Da gibts kein Zurück und keinen Widerruf mehr! Der Himmel läßt nicht spaßen mit sich!

Gehts aber wie es will! Wenn er wieder glücklich heimkommt, dann ist auch nicht schad um die Kuh, um die ihn drei Gemeinden beneiden. Denn eine zweite Kuh von dieser Güte und Schönheit gibt es nicht mehr im ganzen Waldland!

Aber diwidomine nocheinmal, was wird sein Weib sagen, dieses Gnack, diese Zang, die schon bald ausgetrocknet und eingedörrt ist vor lauter Geiz und Knickerei, die ihm keine Halbe Bier vergunnt und keine Zigarr! Die läßt ihn ja Scheitel knien und salitert ihn wieder mit dem Lederpantoffel, wann er sich solche Seitensprünge leistet! Die wird ja stocknarrisch, wann sie die schönste Kuh hergeben muß für ein Opfer, die Kuh, die jeden Tag ihre 19 Maß Milli gibt, die Kuh, die eine Postur hat wie ein Ochs!

Aber schließlich ist seiner Senz ihr Mann doch lieber wie die Kuh! Und sie wird ihn nicht gleich umbringen, wann er ihr Mitteilung macht von seinem Gelöbnis!

Und schau, das Wetter laßt schon nach auch! Der Himmel hat ein Einsehen! Er hat das Versprechen des Sumperer von Sumpering mit Wohlgefallen angenommen und hat Blitz und Donner Einhalt geboten. Und der Sumperer kann sich genau vorstellen, wie das organisiert ist im Himmel droben, wie die Liebe Frau zum Petrus sagt: Mach jetzt einmal ein End mit dem damischen Wetter! Es ist mir zwegen dem Sumperer von Sumpering, dem kreuzbraven Mann, dem sein Weib nicht einmal ein Maul voll Bier und eine Zigarr vergunnt! Mach ein End jetzt, Peterl, denn ich will haben, daß der Sumperer gut ankommt zu Hause, indem er ein so rares Versprechen gemacht hat für meine Wallfahrt auf dem Gnadenberg zu Handlab! — —

Jawohl, genau so wird die Himmelmutter gesagt haben zum Wettermacher, denn schon wird es ruhiger, der Himmel klärt sich auf, die Sonne guckt schon heraus unter dem Gewölk,



Bergdorf — Paul Brachetti

der Regen läßt nach! Ha, und jetzt schickt man ihm, ihm, dem Sumperer einen eigenen Gnadengruß und einen besonderen Dank für sein Versprechen, denn ein wunderschöner Regenbogen steigt auf am Himmel, denn wieder ist es Friede zwischen Himmel und Erde!

Jetzt kann er unbesorgt heimmarschieren. Und seine Alte wird eine mords Freud haben, wenn sie ihren Hansirgl wieder sieht, den sie schon für tot gehalten hat und den sie vielleicht in ihrer Angst entseelt liegen sah auf der Landstraße, vom Blitz gespalten und ganz kohlschwarz im Gesicht! Und wann er dann frisch und fröhlich in die Stube tritt, dann wird sie ihn auch nicht gleich auffressen, wann er ihr eingesteht, wie teuer er sein Leben vom Himmel erkauft hat. Jetzt hat er ein ganz gemütliches Heimgehen der Hansirgl, jetzt wann er bloß eine Zigarr da hätt, dann wär er erst ein gemachter Mann und ein richtiger Hans im Glück.

Und er kommt heim. Und die Frau, die Senz, hat ihr Hirntüchl um! Das Hirntüchl, das wo immer sicher Sturmstimmung und schlechte Laune anzeigt! Das Hirntüchl, aus dem der gspitzige Kopf immer so wenig anheimelnd herausschaut und welches das spitzige Kinn und die endslange Nase noch unheimlicher erscheinen läßt!

Ja, das Barometer des Hirntüchls verkündete starken Sturm, und der brach aus, als der Sumperer eingestand, um welches Opfer er sein teures Leben beibehalten durfte.

„Grasaff, damischer! Überleg dirs zuerst, wann du was versprichst! Zerst kommt das Hirn und nachher erst das Mäul! Einfach die schönste Kuh so mir und dir nichts versprechen und herschenken! Als wann jeder Blitz einschlagen tät! Jetzt ist die gute Kuh, die herrliche Kuh hin, die wo ein Euter hat wie ein Trankschaffel und jeden Tag ihrene 19 Maß Milli gibt, die jedes Jahr ihr Prachtkaibl hat und noch nie galt gangen ist! Die sich brauchen läßt beim Einspannen wie ein schweres Roß! Die Kuh soll jetzt verkauft werden und das ganze Geld einfach hergeschenkt! In diesen notigen Zeiten, wo man eh nichts mehr hat als wie Not und Kümmernis! Nein, derschlagen ghöret ein so saudummes Mannerluder! Ein so furchtsames und blödes! Als wanns nicht eine Kerzen auch getan hätt oder eine Messe! Wo du doch bloß ein Gütler bist und kein Bauer! Nein, scheiden will ich mich lassen, denn mit einem solchen Verschwender und Sachaußiwerfer mag ich nimmer länger beisammen sein!"

So hat dieses zweite Wetter gedroht und gewerkt und es war noch viel ärger und länger als das erste, und es hat kein Versprechen auch nichts genutzt. Und das Wetter ist noch um ein Trumm schlimmer geworden, als sich die Senz auch noch ein Mäultüchl umgebunden hat und als ihr der Mann zitternd gebeichtet hat, daß er obendrein auch noch gelobt hat, die Kuh schon am Petersmarkt zu verkaufen, der nur mehr ein paar Tage entfernt ist.

Da ist das Weib ganz fuchsteufelswild geworden und hat ein paar Millihaferl zerschmissen und aus dem Wandkastl das Zigarrenschachterl herausgerissen, aus dem sie ihrem Mann jeden Sonntag eine Zigarr gewährte, und es in ihrem Zorn in das Feuer geworfen. Und kocht hat sie ihm auch nichts mehr. Und sie hat gepurrt und gewerkt wie ein alter Uhu und hat in der kommenden Nacht das Ehebett gemieden und dafür in der oberen Stube im gefeierten Bett geschlafen, wo ohnehin noch nie jemand drin gelegen ist.

(Fortsetzung Seite 549)



Totentanz — Albin Egger Lienz †

Vorspruch

Wacht auf und seht: die Zeit ist schlimm!
Dem Lande droht des Würgers Grimm.

Merkt auf die Zeichen dieser Zeit,
des bösen Geistes Sichtbarkeit!

Krieg will und Hader weichen nicht,
Gar Bruder gegen Bruder ficht.

An Hunger, Mangel, Seuch und Pest
hält uns mit gieren Krallen fest.

Recht ist verwandelt in Gewalt,
Not geht in vielerlei Gestalt.

Die Laster sitzen frech zu Tisch,
Die Frommheit selbst wird heuchlerisch

Gar häßlich fehden arm und reich,
Tod, komm', und mach sie alle gleich!

Komm, reinige der Erde Leib,
Ein Helfer unserer Seelen bleib!

Scheid' gut von schlecht und falsch von echt,
Spiel' auf zum Tanz für dies Geschlecht!

Georg Schwarz

Und der arme Sumperer hat die ganze Nacht kein Auge nicht zugetan, hat unaufhörlich gezittert wie espenes Laub und hat alle Heiligen des Himmels angerufen, daß sie die Sache, die verwickelte, wieder recht machen möchten! — — —

Am anderen Morgen hatte das häusliche Gewitter ums Kennen nachgelassen, und glücklicherweise ist gerade die Mesnerottili ins Haus gekommen, die sich bestens auskennt in kirchlichen Dingen, die den Liebfrauenboten austragt und Vorsteherin ist vom Jungfernbund. Die wurde um Rat gefragt, ob man sich nicht etwa herumdrücken könnte um das dumme und verbrecherische Versprechen, obs nicht etwa eine Messe auch täte oder ein schöne Pfundkerze?

Da hat die Mesnerottili ein Kreuz gemacht und gesagt: „Helf uns Gott! Da kann man nimmer zruck! Was man geheißen hat, muß man halten, sonst holt einem der Leibhaftige! Da ist einmal einer gewesen in Hinterpolling! Der hat der Lieben Frau fünf Gulden versprochen gehabt! Und auf einmal hat es ihn wieder gereut. Und er hat bloß drei Kreuzer in den Opferstock gelegt! Da ist ihm der Teufel unterkommen in einer Losnacht und hat ihm mit feurigen Fingern das Gesicht zerkratzt. Und das ist gewiß wahr, das hat schon eine ihrige Base erzählt, die hat es von ihrer Ahnfrau gewußt und die hat denselbigen Mann selber noch kennt. Und was derselbige Mann für einen Tod genommen hat, nein, nein und dreimal nein! Lieber die Kuh hergeben, als sein Gelöbnis nicht halten.

Aber das sei doch eine so wertvolle Kuh und kein Schinderluder, meint die Sumpererin, und die Liebe Frau könne doch nicht verlangen, daß man ein solches Stückl einfach herschenke, wo die Zeiten eh so hundsgemein schlecht sind und die Abgaben so hoch. Und ihr Mann sei halt so aufgregt gwesen in dem argen Wetter, und am End hat die liebe Frau eh nichts gehört von dem Versprechen, indem es so wild gepumpert und gedonnert hat, daß man sein eigenes Wort nicht mehr verstehen konnte und überhaupts . . .!"

„Nein", sagt die Mesnerottili und macht wieder ein Kreuz, „da gibts keinen Ausweg! Höchstens der Papst in Rom könnt den Sumperer dispensieren! Aber schließlich und endlich wärs doch eine große Fopperei gewesen unserer Lieben Frau gegenüber, die wo doch den Sumperer so wunderbar am Leben lassen hat selbiges Mal!" — — —

Es gab noch ein großes Überlegen und ein weites Herumfragen bei Zuständigen, und es blieb nichts anderes über: die Kuh m u ß verkauft werden am Petersmarkt, denn der Himmel läßt sich nicht foppen und er will auch nicht warten! Er hat seine Schuldigkeit getan, also muß auch der Mensch sein Gelöbnis erfüllen! Da beißt die Maus keinen Faden ab!

Und weil die Sumpererin eine gescheite und findige Frau ist, denkt sie Tag und Nacht scharf nach, ob sich nicht doch ein Ausweg finden ließe. Sie ist schon öfter in so dumme Geschichten verwickelt gewesen und hat sich immer wieder heraushelfen können. Warum soll es dann keine Rettung geben! — — —

Hallo, hallo, sie hats! Wunderbar dieser Einfall! Glänzend! Die Kuh ist gerettet, d. h. wenigstens das Geld, was sie wert ist. Und das Gelöbnis wird erfüllt werden können, daß der Himmel keine Einwendung nicht machen kann. Wie man nur einen so großartigen Einfall haben kann! Den muß einen der barmherzige Himmel selbst eingegeben haben! Der auch weiß, daß man so ein Kuhgeld nicht mir nichts dirnichts herschenken kann! — — —

•

Am Peterstag in der Früh treibt die Sumpererin ihre Prachtkuh auf den Petersmarkt nach Hengersberg. Der Mann hat Hausarrest! Der Depp soll nur zu Hause bleiben, der tät ja bloß die ganze Handelschaft wieder zunichte machen! Für was hat sie die Hosen an, wenn sie diese Geschichte nicht wieder ins rechte Geleise bringen wollte und könnte!



Haus unter Bäumen — Leo Kayser †

Aber, wie sieht denn diese Kuh aus! Alle Marktleute staunen und wundern sich, alles bleibt stehen und betrachtet diese Riesenkuh, denn zwischen ihre Hörner ist ein leibhaftiger — — Gockel gebunden, festgebunden mit einem Kaibistrickl, daß er sich nimmer rühren kann. Freilich, möcht er sich graupen, rühren, befreien, aber die Fesseln sind zu stark. Er kann höchstens den Schnabel ein bisserl aufsperren, allein nicht einmal zum Krähen langt die Luft! Was nur die Sumpererin für damische Einfälle hat!

Die Marktleute fragen, was denn diese Vorrichtung da zu bedeuten habe. Stumm schreitet die Senz an den Neugierigen vorbei, sie gar nicht beachtend und stolz ihr weises Haupt über das dumme Volk erhebend.

Versteht sich, daß diese Kuh doppelte Aufmerksamkeit findet auf dem Markte. Und daß sich gleich Kauflustige einfinden. Und Neugierige erst recht. Und gleich fragt ein Handler, wieviel die Kuh da Milli gebe und wieviel Kaibi sie schon gehabt habe und so weiter. Und was sie denn eigentlich koste und was denn das eigentlich zu bedeuten habe, das mit dem Gockel zwischen den Hörndeln.

Da klärt die Senz die Käufer auf: „Ein Stückl allein geb ich nicht her! Warum, das ist meine Sach! Die Kuh und der Gockl zusammen kosten 350 Mark und ein Fünferl. Genauer gesagt, ist das so: die Kuh kostet nur ein Fünferl, aber der Gockl, der kommt eben auf 350 Mark! Da beißt die Maus keinen Faden ab!“

Und dann hat sie noch bei Ehr und Seligkeit geschworen, daß die Kuh jeden Tag ihrene 22 Liter Milli gebe und was für eine Milli! Lauter Rahm, lauter Rahm! Und die Kaibi, die wo diese Kuh auf die Welt bringe! Kaibi wie die Kalbinnen, so groß und so gsund und so gut beim Appetit! Lauter Preiskaibi, ein jedes prämiert! Auf Ehr und Seligkeit und sie dürft gleich auf der Stell maustot umfallen, wann nur ein Wörtl nicht wahr sei!“ — — —

J. Hahn



Orig. Scherenschnitt

Schließlich hat der Geier von Goben diese Kuh samt dem Gockl erstanden, um 350 Mark und um ein Fünferl und er hat der Sumpererin auch noch ein Üngerl zahlen müssen beim Streiblbräu und eine Maß Bier als Draufgab, denn das sei diese billige Wunderkuh schon wert. — — —

Siegesstolz und ohne Mäul- und Hirntüchl fuhr die Sumpererin mit einem Bierauto heimzu. Und daheim ist dann alles schönstens in Ordnung gebracht worden. Um 350 Markl hat man sich eine neue Kuh gekauft auf der Versteigerung beim Mooswimmer, und da sind noch bar hundert Markl blieben also, und diese Gantkuh war gleich noch um ein paar Zoll höher, glatthaariger und ihr Euter um eine Spanne größer wie das von der Fünferlkuh.

Und am Sonntag drauf sind der Sumperer und sein Weib wallfahren gangen nach Handlab und haben feierlich ihr Kuhgeld, das Fünferl also, in den Opferstock gelegt und haben der Gnadenmutter dankt für die gütige Hilf und die Senz hat gesagt: „Das wird auch noch nie vorkommen sein, daß jemand gleich ein ganzes Kuhgeld unserer Lieben Frau geopfert hat!“

Und der Sumperer hat geknauckt und dazu gesetzt: „Für was hätt man denn seinen Glauben, wenn man ihn nicht halten tät!“

Gelehrten-Bonmots

„Wie würden Sie mit einem kurzen Wort die Chemie definieren?“ fragte man einst den Berliner Physiker Peter Rieß.

„Die Chemie“, antwortete dieser ohne langes Besinnen, „ist der unreinliche Teil der Physik.“

•

Warum ist eigentlich der Gelehrte K. ordentlicher, der Gelehrte R. außerordentlicher Professor?“ fragte jemand einen Kollegen der beiden an der Universität Heidelberg, einen Privatdozenten.

„Weil“, entgegnete dieser, „K. nichts außerordentliches, R. nichts ordentliches weiß.“

•

„Nach welcher Methode verfahren eigentlich Sie bei Ihren wissenschaftlichen Studien, Herr Kollege?“ fragte ein Gelehrter einen anderen bei einem Kongreß in Leipzig.

„Ich? — Wenn ich mich über ein mir fremdes Gebiet genau orientieren will, schreibe ich ein Buch darüber.“

•

Zwischen den Gießener Juristen Koch und Senckenberg bestand erbitterte Feindschaft.

Bei der Vorlesung über ein juristisches Spezialgebiet konnte Koch einst beim besten Willen nicht umhin, eine neuerschienene Schrift seines Kollegen anzukündigen. Er tat dies mit folgenden Worten: „Die Gießener Dutten- und Käsekrämer haben wieder neues Papier bekommen. Das sind die „Meditationes“; sie sind von Senckenberg.“

Damit warf er das Buch auf die Erde und spuckte darauf.

•

„Wovon hängt nach Ihrer Ansicht“, fragte man einst den bekannten Königsberger Philologen Karl Lehrs auf einer Gelehrten-Abendgesellschaft, „das Glück des Menschen ab?“

„Die Zufriedenheit und das Glück des Menschen hängen eigentlich, wenn man's recht überlegt“, sagte Lehrs, „von der Beschaffenheit seines Sofas ab.“

Ein Pariser Gelehrter wurde einst in Gegenwart eines engeren Fachgelehrten, der jenem nicht besonders hold war, gelobt: „Er weiß einfach alles.“

„Gewiß!“ sagte der Konkurrent giftig. „Er weiß alles. Aber weiter weiß er auch nichts.“

•

„Nach Tisch setze ich mich meist in meinen Lehnstuhl und denke an gar nichts“, sagte eines Tages der Freiburger Theologe B. M. Schnappinger zu einem Kollegen, der ihn wegen seiner Lebensweise befragte.

„Lieber Herr Kollege“, erwiderte dieser freundlich, „in diesem Zustand haben Sie gewiß Ihre Dogmatik geschrieben?“

•

„Meine Herren“, sagte ein Professor an einer kleinen Universität in der Vorlesung, „einige halten die Seele für unsterblich, andere nicht. Die Wahrheit wird hier, wie gewöhnlich, in der Mitte liegen.“

•

Der berühmte Kliniker Theodor Frerichs war von einem Zynismus, der weder andere noch sich selbst schonte. Eines Tages machte er einer Dame einen Heiratsantrag und hielt, kurz und bündig, mit den Worten bei ihr an: „Mein Fräulein, wollen Sie meine Witwe werden?“

•

Der Göttinger Chirurg Langenbeck hatte nur Sinn für sein Fach, für nichts sonst in der Welt. In seiner Klinik erklärte er mehrmals: „Die Menschen zerfallen in solche, die operieren und in solche, die sich operieren lassen.“

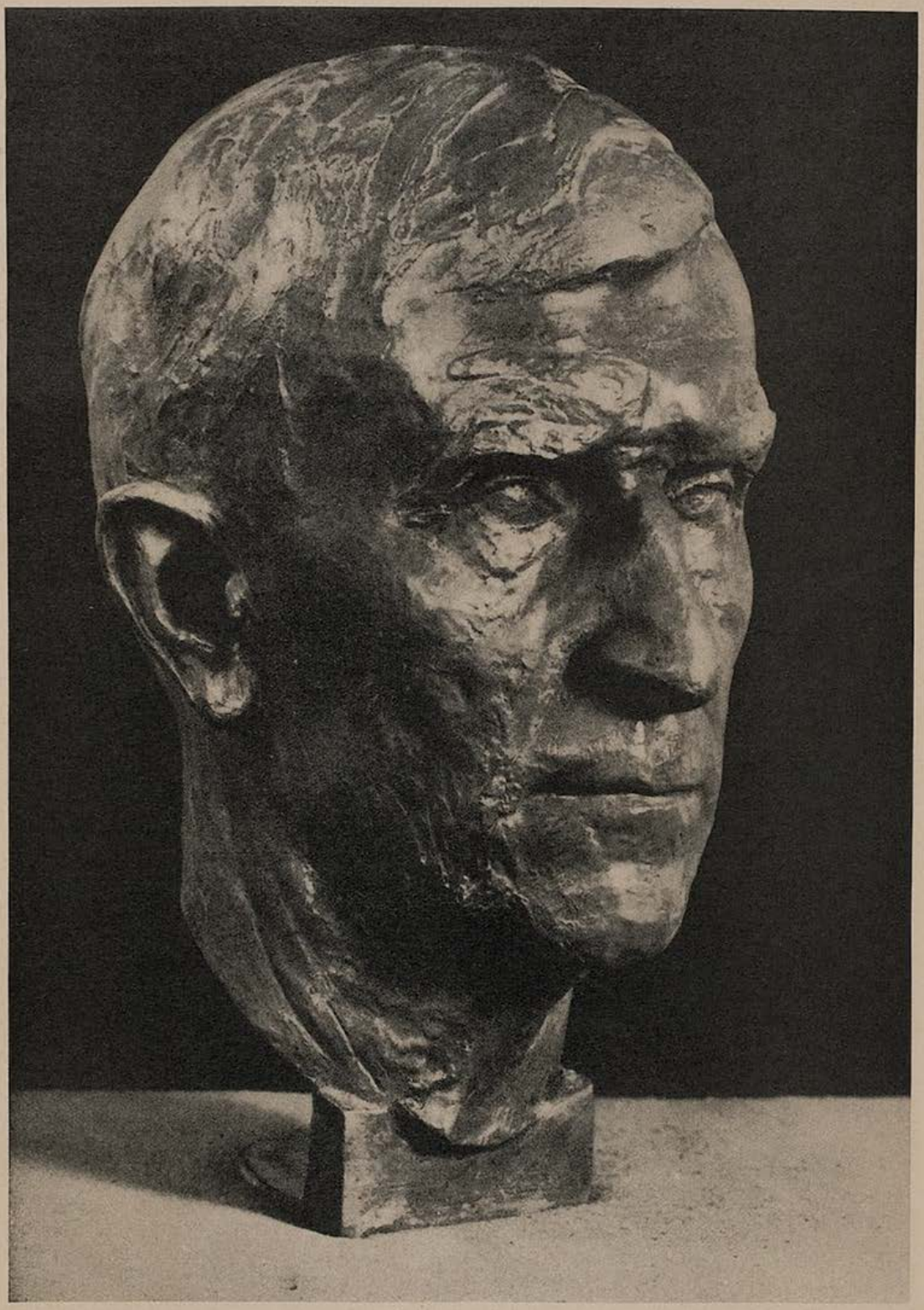
•

Der große Berliner Mathematiker Jacobi wurde oft mit seinem zwar unbedeutenderen, aber lange Zeit berühmteren Bruder, dem Physiker, verwechselt.

Einst fragte ihn eine Dame: „Sind Sie der Bruder des berühmten Jacobi?“

„Nein“, antwortete er mit gerechtem Selbstgefühl. „Das ist mein Bruder.“

Dr. H. R.



Porträtplastik Kick (Aufnahme Dr. Moll, München) Lothar Dietz-München

WILHELM LICHTENBERG:

DER STERBENDE HUMORIST

Der große, gefeierte Humorist lag auf dem Krankenbett und fühlte nur zu deutlich, daß der Tod bereit stand, um eine Pointe hinter sein reiches, glückliches, erfolgverwöhntes Leben zu setzen. „Eine fremde Pointe!" stöhnte der Schriftsteller und seine Lippen verkniffen sich zu einem Ausdruck schmerzlicher Bitterkeit.

Seine Angehörigen, Pflegerinnen, Ärzte, bemühten sich um ihn, obwohl alle wußten, daß es für den Kranken keine Rettung mehr gebe; und da er es selbst, deutlicher als alle anderen, wußte, hatte er sich mit seinem Schicksal abgefunden. Er weinte dem Leben nicht nach, denn er stand als Spötter und überlegener Geist weit über diesen Dingen einer kleinlichen Sentimentalität. Außerdem wußte er, daß mehr von ihm bleiben würde, als ein siecher, gebrechlicher Körper und ein Geist, der nichts mehr für die große Popularität zu leisten vermag, die zeitlebens für ihn das Wichtigste und Entscheidendste gewesen war.



Mazedonischer Bauer — J. Vierthaler

Sein Name war mehr als irgendein Autorenname gewesen; es gab keinen Kreis, keinen Zirkel, keine Gesellschaft, in der seine feingeschliffenen Witzworte und Aperçus nicht von Mund zu Mund wanderten. Er wurde zitiert, genannt, man berief sich auf ihn, wenn man das Bedürfnis hatte, eine geistvolle Bemerkung anzubringen, die Zeitungen der ganzen Welt brachten fast täglich Aussprüche von ihm, die Anekdotenschreiber aller Zungen dankten ihm ihr bißchen Einkommen, und wer das Glück seiner persönlichen Bekanntschaft genoß, wartete auf ein feines Wort des großen Humoristen, auf eine witzige Glosse der Tagesereignisse, wie man von anderen, gleichgültigeren Leuten einen Gruß erwartet. Der Schmerz seines Lebens war nur immer gewesen, daß man ihm auch andere Anekdoten, mit denen er nichts zu tun hatte, zuschob; aber damit hatte er sich dann allmählich abfinden müssen. Für die Welt war er eben die Verkörperung des Witzes an sich, und keine geistvolle Wendung konnte man besser als in Verbindung mit seinem Namen bringen.

Krankheit und Tod empfand der große Humorist trotzdem als häßliche Klexe in seinem humorgesegneten Erdenwallen. Denn zum erstenmal war ein Ereignis in sein Leben getreten, das mit dem Leben nichts mehr zu tun hatte und das ihm keine witzigen Bemerkungen entlocken konnte. Er hatte einmal, vor vielen Jahren, an einem einzigen schwarzen Tag der Börse sein gesamtes Vermögen verloren. Damals kolportierte man seinen Scherz: „Auf meinem Vermögen liegt der biblische Fluch: Aus Papier bist du geworden, zu Papieren sollst du werden!" Er hatte einmal ein Theaterstück geschrieben, das jämmerlich durchfiel. Während noch das Publikum auf Haustorschlüsseln blies, machte er zu einem Logennachbarn den Witz: „Und ich werde doch nicht so tanzen, wie das Publikum pfeift."

Jetzt sollte er also sterben. Die Zeitungen veröffentlichten tiefernste Bulletins über seine Krankheit — zum erstenmal, daß sein Name nicht in Verbindung mit einem Scherz genannt wurde —, die Ärzte hatten tragische Gesichter aufgesetzt, und die wenigen Besucher sahen aus, als ob sie aus einer Tragödie kämen und nicht zum Besuch des größten Humoristen der Gegenwart. Sein Leben, das nur mehr nach Tagen zählte, hatte plötzlich eine Wendung genommen, die ihn tiefer schmerzte als der Gedanke an Tod und Vernichtung.

Das durfte nicht sein! Seine Mitwelt sollte wissen, daß sie am Totenbett des großen Humoristen stehe, die Zeitungen sollten ihre gewohnten Aperçus auch weiterhin haben, und das Publikum, sein Publikum, um dessen Gunst er sechzig Jahre lang gebuhlt hatte, sollte mit einem Lächeln auf den Lippen von ihm Abschied nehmen.

Er hatte für diesen Fall vorgesorgt. In seinen besten Jahren hatte er darangedacht, daß ihm Krankheit und Sterben vor allem seinen Witz nehmen würden; er hatte für diese Zeit

gespart, wie sich ein anderer Geld auf die Bank legt, um sich ein späteres Siechtum leisten zu können. Ein vorsorglich kuvertiertes Manuskript lag in seiner eisernen Kasse und dieses Kuvert trug die Aufschrift: „Aperçus vom Krankenlager." Dieses Kuvert ließ er sich von seiner alten Wirtschafterin, einer besonders vertrauenswürdigen Person, reichen. Die Aperçus langten für eine vielwöchige Krankheit; und da er fühlte, daß ihm nur mehr wenige Tage beschieden waren, konnte er verschwenderisch mit dem umgehen, was er in den Tagen des Überflusses für die Zeit der Dürre gespart hatte.

Durchschnittlich konnte er also täglich etwa zehn witzige Sentenzen über seine Krankheit und sein nahes Hinscheiden von sich geben; und er dosierte mit einer alten, unfehlbaren Routine. Das heißt, er verschwendete sich nur an jene Leute, von denen er annehmen konnte, daß sie Talent und Erfahrung genug besäßen, um seine witzigen Aussprüche auch richtig und im Wortlaut unter das Publikum zu bringen; also hauptsächlich an Journalisten und federgewandte Freunde.

In diesen Tagen, während des Humoristen Kräfte immer mehr verfielen, wuchs er zur größten Popularität hinan. Die ganze Welt bestaunte ehrfürchtig den geistvollen Spaßmacher, den Tod und Auflösung nicht um seinen berühmten Witz bringen konnten.

Wenn er zum Beispiel seine behandelnden Ärzte um das Krankenlager versammelte und zu ihnen sprach: „Ärzte müssen eine große Erfahrung in ihrem Beruf gesammelt haben, um zu wissen, daß sie nichts verstehen!", so wurde dieses Wort in die ganze Welt hinausdepeschiert; oder wenn er von einem talentlosen Kollegen, der ihn literarisch oft bestohlen hatte, sagte: „Mein Tod wird eine empfindliche Lücke in seinem Schaffen hinterlassen!", so löste dieser Satz überall befreiende Heiterkeit aus. Und da er täglich zehn solcher Aussprüche von sich geben konnte, ohne in Gefahr zu kommen, knapp zu werden, so breitete sich allmählich im großen Publikum jene Stimmung aus, die er gewollt und angestrebt hatte: Heiterkeit, welche den Tod um seine Schrecknisse brachte.

Aber gerade als seine Kräfte bedenklich zu schwinden begannen, erschien ein Schreckgespenst vor ihm: Er hatte vergessen, sich wirksame „Letzte Worte" vorzubereiten. Und er wußte, daß diese „Letzten Worte" mehr für die Unsterblichkeit tun, als Millionen aus der Vollkraft. Goethe hatte das Glück gehabt, die Worte „Mehr Licht" zu finden; und wer nichts von Goethe weiß, kennt doch seine „Letzten Worte".

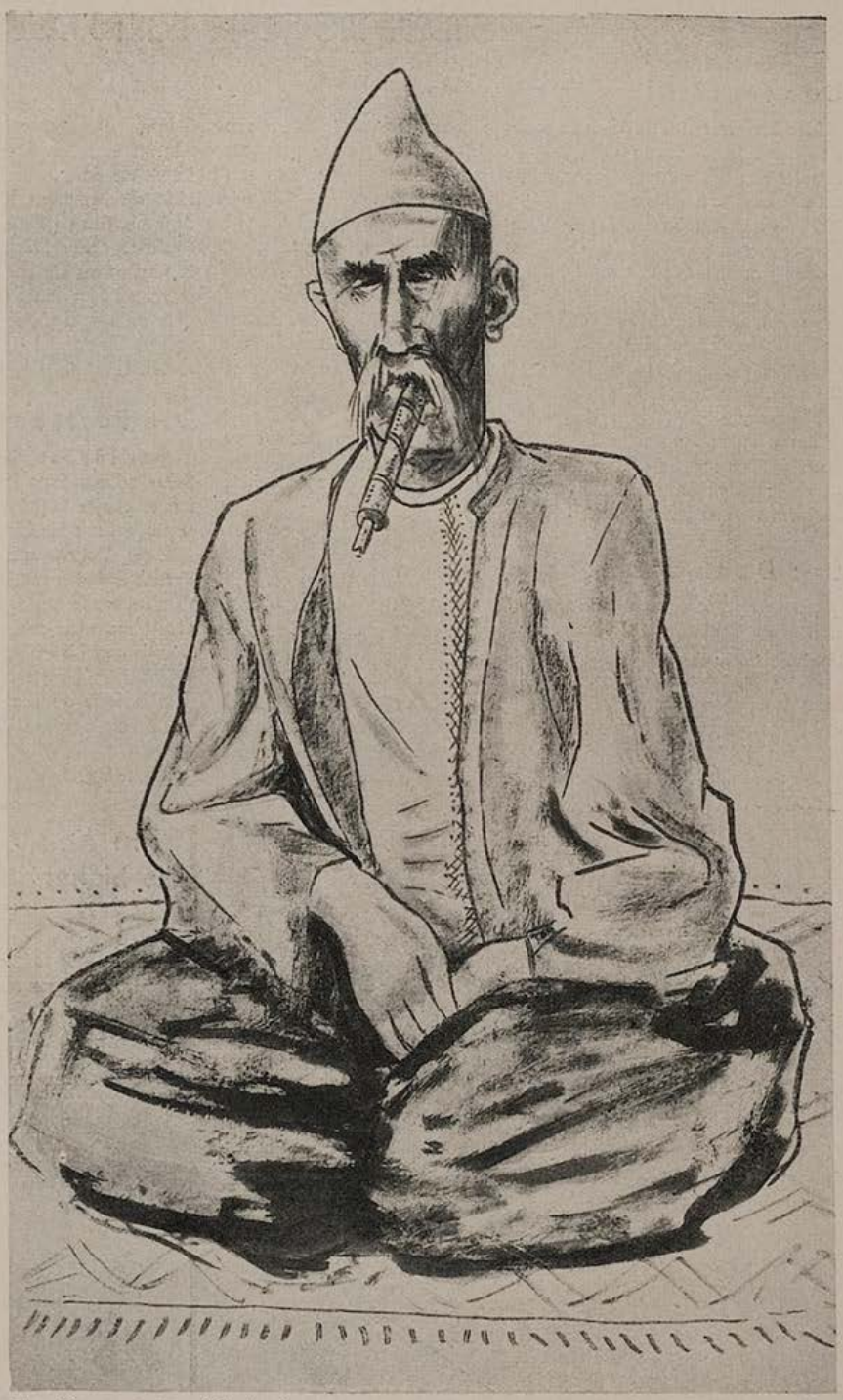
Was aber sollten des Humoristen letzte Worte sein? Der Sterbende machte sich schwere Vorwürfe darüber, daß er an alles gedacht hatte, nur gerade an die „Letzten Worte" nicht! Anderseits wollte er nicht sterben, ohne „Letzte Worte" hinterlassen zu haben!

O, er wäre für sein Leben gern gestorben; denn diese letzten Stunden waren nur mehr eine einzige Qual für ihn. Der Gedanke aber, daß er keine „Letzten Worte" hinterlassen würde, rüttelte ihn immer wieder aus seiner Agonie auf und gab ihm für Viertelstunden eine Klarheit des Geistes, die ihm selbst unfaßbar war.

Er sah, wie sich in seiner Umgebung alles auf seinen Tod vorbereitete. O, er sah es klarer, als jene annahmen, die sein Bett umstanden. Und er tat so, als wäre er schon längst jenseits von Gut und Böse, um keine Panikstimmung unter den Leuten zu erzeugen. Dabei grübelte er verzweifelt über einen Satz nach, der wert gewesen wäre, seine „Letzten Worte" zu repräsentieren.

Und gerade in dem Moment, da sein schwaches Herz bereits wie ein Totenglöcklein schlug, hatte er den erlösenden Einfall. Er winkte einen der Ärzte zu sich heran und flüsterte ihm lächelnd ins Ohr: „Der Tod ist die einzige Majestät, deren Höflichkeit die Unpünktlichkeit ist."

Dann schloß er die Augen und entschwand in ein besseres Leben, von dem er, bei Bewußtsein, bestimmt gesagt hätte, daß er ein gutes Leben dem besseren vorzöge ...



Studie aus der Türkei — J. Vierthaler

HISTORISCHE MINIATUREN

Das teure Klavier

Der berühmte Maler Salvatore Rosa war auch als Dichter und Musiker begabt. Als er eines Tages dabei war, auf seinem schlechten Klavier eine eigene Komposition zu spielen, trat ein Freund zu ihm herein und machte sich über das klägliche Instrument lustig.

„Es ist nicht kläglich", sagte Salvatore Rosa beleidigt, „ich bin fest überzeugt, daß ich es für tausend Dukaten würde verkaufen können."

Der Freund lachte und entgegnete:

„Ich bin überzeugt, daß es keine dreißig wert ist."

„Wir wollen wetten", sagte der Maler, „wenn ich tausend Dukaten dafür bekomme, zahlst du mir noch zweihundert dazu. Erhalte ich weniger als tausend, so muß ich dir zweihundert aus meinem Säckel zahlen."

„Abgemacht!"

Am nächsten Tag setzte sich Salvatore Rosa hin und malte eines seiner schönen und beliebten Landschaftsbilder auf das Klavier. Er ging zu einem Kunsthändler, verkaufte das Instrument genau für tausend Dukaten — und hatte die Wette gewonnen.

Der Dank des Bescheidenen

Als Charles Dickens in England auf der Höhe seines Ruhmes stand, kam er auf Besuch nach Paris, wo Balzac gerade seine stärksten Erfolge hatte.

Auf einem Bankett, das man zu Ehren des englischen Erzählers in der französischen Metropole gab, brachte ein Schriftsteller einen Toast auf Dickens aus, den er als den größten Erzähler seiner Epoche pries.

Dickens hörte zu, erhob sich dann und sagte ebenso kurz wie bescheiden:

„Im Namen Balzacs danke ich Ihnen."

Gnädig

Jean Paul war während seines Aufenthalts in München eines Abends beim Präsidenten von Schlichtegroll zu einer Gesellschaft geladen. Er erschien verspätet und bat um Entschuldigung: er habe leider nicht eher kommen können, da er zur Audienz beim König Max in Nymphenburg gewesen sei.

„War Seine Majestät gnädig?" fragte ihn ein Herr, dessen Brust in funkelndem Ordensschmuck prangte.

„Gnädig mit mir?" entgegnete Jean Paul erstaunt und lachte, „bin ich ein Verbrecher?"

Eine Totenstille flog durch den Raum, in dem leise die funkelnden Orden klirrten.

Die Fortsetzung

Hackländer, der ebenso gefeierte wie fruchtbare Romanschriftsteller pflegte seine Romane fortsetzungsweise zu schreiben, wann und wo er gerade Lust hatte, ohne sie sich vorher zurechtzulegen, und ohne zu wissen, wie die Geschichte auslaufen würde.

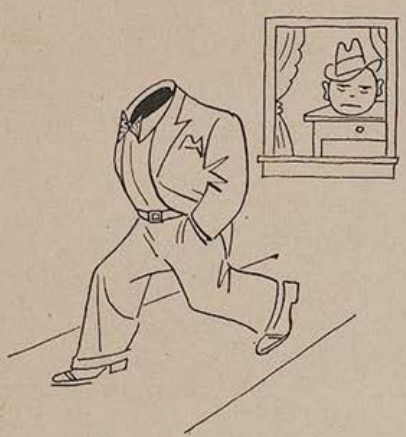
Eines Tages, in seinem Heim am Starnbergersee, suchte ihn ein Freund auf, um mit ihm ein wenig zu plaudern. Hackländer befand sich eben bei der Arbeit und wies mit einer Handbewegung dem Freund einen Stuhl an, ohne sich stören zu lassen. Dann murmelte er halblaut die Worte mit, die er gerade schrieb:

„Plötzlich öffnete sich die Tür — und herein trat — —"

Hier legte er den Federhalter aus der Hand, sah seinen Freund eine Weile nachdenklich an und schüttelte schließlich den Kopf mit den Worten:

„Nun bin ich wirklich neugierig, wer da wieder hereinkommt!"

Ein vergesslicher Mensch



denkt nicht daran, daß die

JUGEND

jeden Dienstag neu!

Eine amateurphotographische Schrift, die bisher fehlte, aber oft verlangt wurde:

RICHTIGES ENTWICKELN

VON GERHART ISERT

erschien soeben als Beginn einer modernen Reihe „DIE KLEINE PHOTOBÜCHEREI"

Interessenten sind das große Heer der Amateurphotographen

Preis RM. 1.—, mit Porto RM. 1.10

G. HIRTH VERLAG AG. MÜNCHEN
HERRNSTRASSE 10

Eine Bibliothek für Politik und Wissenschaft von seltener Vollständigkeit ist Umstände halber zu verkaufen

u. a. Die große Politik der Europäischen Kabinette. 40 Bände; Die Vorgeschichte des Weltkrieges (Werk des Untersuchungsausschusses) 4 Bände; Der Weltkrieg (herausgegeben vom Reichsarchiv) 8 Bände; Die Ursachen des deutschen Zusammenbruchs (Werk des Untersuchungsausschusses) 16 Bände; vollständiger Deutscher Geschichtskalender von Purlitz (Felix-Meiner-Verlag); vollständiger Schulthes Europäischer Geschichtskalender (Beckh'sche Verlagsbuchhandlung); Handbuch der Staatswissenschaften, Handbuch der Rechtswissenschaft; Memoiren, Biographien, Gesammelte Werke, Lexikon, Bibliophiles, gesammelte Jahrgänge wichtiger Zeitungen, die wichtigste europäische schöne Literatur.

Anfragen unter T. B. 1721 an die Expedition der Münchner „Jugend".

DEUTSCHEUROPA

VIERTELJAHRESSCHRIFT FÜR DIE ERNEUERUNG EUROPAS AUS DEM REICHSGEDANKEN, HERAUSGEGEBEN VON DR. DR. DR. **HANS K. E. L. KELLER** FÜR DIE DEUTSCHEUROPÄISCHE ARBEITSGEMEINSCHAFT

Inhalt des letzterschienenen Heftes:

Karl Anton Prinz Rohan: Erziehung zum Reich
Wladimir von Gzowski: Erwachendes Staatsbewußtsein
Stimmen der Zeit
Kampf um Deutscheuropa

Preis des Heftes RM. —.60 • Jahresbezugspreis RM. 2.–

Heft 1 (Alois Dempf, Vergangenheit und Gegenwart des Reichs) kann für RM. 1.—, Heft 2 (Leopold Ziegler, Zehn Leitsätze zur Wirtschaft) und Heft 3 (Hans K. E. L. Keller, Die deutsche Idee Völkerrecht) können für je RM. —.60 nachgeliefert werden.

Im Kampfe gegen alle internationalistisch-paneuropäischen Programme bekennt sich die (im Sommer 1931) begründete Deutscheuropäische Arbeitsgemeinschaft zur deutschgeschichtlichen völkisch-übervölkischen Idee des Reiches als Leitgedanke einer Völkerrechtspropaganda auf weiteste Sicht. Ihr Ziel heißt: **Geistig gerüstet sein für den Tag, an dem die deutsche Revolution zur europäischen wird.**

Im Buchhandel oder unmittelbar vom Kommissionsverlag

G. HIRTH VERLAG AG., MÜNCHEN

Der „unsittliche" Schiller

Dem Professor Johann Gottfried Steiner, einem im Anfang des neunzehnten Jahrhundert angesehenen Gelehrten, war das Lied aus Schillers „Räubern":

„Ein freies Leben führen wir,
Ein Leben voller Wonne,
Der Wald ist unser Nachtquartier,
Der Mond ist uns're Sonne",

ein Greuel, während die gesamte damalige deutsche Jugend, namentlich die studierende, großen Gefallen daran fand. Steiner bezeichnete das Lied öffentlich als ruchlos und kannibalisch und brachte, wenn man die Melodie denn einmal durchaus nicht fahren lassen wolle, folgendermaßen verbesserten Text in Vorschlag:

„Ein Musenleben führen wir,
Ein Leben voller Wonne,
Bescheidenheit ist uns're Zier,
Die Wahrheit uns're Sonne."

Dieser so moralische Herr Professor legte auch am Schlusse jedes Abiturientenexamens den zur Universität abgehenden Schülern besonders ans Herz, das Lied nur mit dem von ihm unterlegten „verbesserten" Text zu singen.

Getan hat's aber keiner. *F. S.*

Der Würgengel

„Mein Mann ist ein Engel . . ., er ißt alles, was ich ihm vorsetze."

„Also der reinste Würgengel?"

Geräuschvolles Spiel

„Wollen wir ‚Verheiratetsein' spielen?" — „Nein. Das können wir nicht; Mutti hat gesagt, wir sollen keinen Krach machen."

Der Gemütsmensch

„Machen dir denn deine Schulden gar keine Sorgen?"

„Nee, die überlasse ich meinen Gläubigern!"

Laßt Sonne herein

„Wie lange waren Sie in der Sommerfrische, Herr Generaldirektor?"

„Sechs Wochen!"

„Sie waren im Gebirge?"

„Ja . . ."

„Schlechtes Wetter gehabt, nicht wahr?"

„Schlechtes Wetter? Wie kommen Sie darauf?"

„Nun, weil Sie gar nicht abgebrannt sind!"

„Ich bitt' Sie, von der halben Stunde Spaziergang täglich!"

Reklamation

In die Redaktion eines Adreßbuchverlages stürzt aufgeregt eine ältliche Dame.

Sie schreit, zweimal hintereinander, wie hysterisch auf:

„Vorne bin ich Witwe — und hinten bin ich ledig!"

Sie ist erregt und sprudelt anschließend vielerlei Unverständliches; bis endlich, nach der Bitte um klare Angaben, aus ihr herauszubekommen ist:

„Vorne bin ich Witwe, und hinten bin ich ledig in Ihrem Adreßbuch — — das stimmt gar nicht, was da im Adreßbuch über mich steht; ich bin überhaupt nur ledig!"

Rubey



„Gnädige Frau, der gnädige Herr liegt ohnmächtig auf dem Fußboden mit einem Brief in der Hand." „Oh, herrlich! Dann ist mein neuer Hut mit der Rechnung schon angekommen!"

Erwartung

Otto Dollbrägen hat sich vor den Baßgeiger gestellt und sieht ihn unverwandt an.

„Na, Kleiner", sagt Heerkloß, „so ein Ding hast du wohl noch niemals gesehen?"

„Doch", sagt Otto, „ich warte bloß darauf, daß Sie das Ding unter das Kinn nehmen."

Die Perle

Gnädige (zum sich vorstellenden Dienstmädchen): „Viele Zeugnisse haben Sie. Wie lange waren Sie eigentlich auf ihrem letzten Posten?"

Dienstmädchen: „So genau nach der Uhr gesehen habe ich nicht!"

Im Botanischen Garten

„Bitte können Sie mir sagen, ob dieser Strauch zur Familie der Schmetterlingsblütler gehört?"

„Det kann ick Ihnen jans jenau sagen. Der Strauch jehört zu jar keener Familie. Der is Eijentum der Stadt."

Sehr einfach

Wettrennen in der Schule, das unentschieden ausgefallen ist.

„Es war ein totes Rennen", erklärt der Lehrer. „Hans, du schläfst ja mit offenen Augen. Wie nennt man das, wenn zweie zu gleicher Zeit ankommen?"

„Zwillinge, Herr Lehrer!"



Auf'm WELT

im GROSSEN BROCKHAUS

Unter 200000 Stichwörtern und 42000 Abbildungen bringt er alles, was man wissen will und wissen muß.

„Hier würde nicht nur ein großes Nachschlagewerk, sondern ein liebevolles Nachschlagebuch geschaffen."

Münchener Neueste Nachrichten

Möchten Sie mehr über ihn erfahren, über seine Darstellungskunst, seine Zuverlässigkeit, seine hervorragende Ausstattung und – über die günstigen Bezugsbedingungen? Dann senden Sie den untenstehenden Abschnitt an eine Buchhandlung oder an den Verlag

F·A·BROCKHAUS·LEIPZIG C1

Der Unterzeichnete bittet um kostenlose und unverbindliche Übersendung des reich bebilderten Prospekts über den Großen Brockhaus

Name und Stand: .....

Ort und Straße: .....

KINDER!

„Dein Schreibheft sieht einfach furchtbar aus. Was würdest du sagen, wenn ich dir das Heft jetzt um die Ohren hauen würde?"

„Daß der ohnehin bedenkliche Zustand des Heftes, dadurch keine Besserung erfahren würde!"

*

Freddie verlangt noch mehr Pudding, obgleich er eben erst eine große Portion verzehrt hat. „Weißt du", sagt die Mutter, „da war mal so ein kleiner Junge, der aß so viel Pudding, daß er platzte". — „Ach Mutti, so viel Pudding gibts ja gar nicht!" — „Doch, Freddie, wieso wäre der kleine Junge sonst geplatzt?" — „Er war eben nicht genug Junge", sagte Freddie und reichte seinen Teller hin.

*

Vater und Mutter haben eben eine stürmische Eheszene beendet. Der Herr des Hauses schlägt hörbar die Türe zu und läßt die Mutter mit dem achtjährigen Töchterchen allein. Da fragt Hannelore: „Mutti, wie lang bist du schon verheiratet?" — „Zehn Jahre, Kind." — „Und wie lang mußte noch?"

*

„Warum ißt du denn dein Ei nicht, Willy?" — „Ich möchte nicht, Tante." — „Als ich so alt war wie du, wäre ich froh gewesen, das Ei zu essen." — „Vielleicht war es damals noch frisch, Tante."

Brauchen Sie DIE kleine ANZEIGE der „Jugend"

SCHRIFTSTELLERN

bietet große Buchdruckerei mit angegliedertem bekanntem Verlag für wissenschaftliche oder belletristische Werke sehr vorteilhafte

VERLAGSVERBINDUNG

Anfragen unter Literaria 846 an die Expedition der „Jugend", München, Herrnstraße 10.

INSERIEREN BRINGT GEWINN!

ZEITUNGS-AUSSCHNITTE liefert
ADRESSEN schreibt
WURFSENDUNGEN erledigt
FÜR SIE
ADOLF SCHUSTERMANN
FERNRUF: F7, JANNOWITZ 5116, 5117 UND 5811
GEGRÜNDET 1911 BERLIN S.O.16 RUNGESTR. 20
DRUCKSCHRIFTEN BITTEN WIR ANZUFORDERN!

Ein ergötzliches Bilderbuch

ist der Kunstblätter-Katalog der „Jugend" mit über 1000 verkleinerten Abbildungen der in Millionen von Exemplaren als Wandschmuck verbreiteten Vierfarbendrucke. Preis ohne Porto RM. 2.70. Bestellungen durch den Buchhandel oder den unterzeichneten Verlag

G. Hirth Verlag AG., München, Herrnstr. 10

LAFONTAINES

Ergötzliche Geschichten

mit 12 Kupfern nach Charles Eisen sind im unterzeichneten Verlag in einer vortrefflich ausgestatteten Ausgabe zum Preise von RM. 2.70 erschienen.

Zu beziehen durch den Buchhandel oder durch den Verlag

G. HIRTH VERLAG AG.
MÜNCHEN, HERRNSTR. 10



LEST DIE „JUGEND"

Inserate in der „JUGEND" finden weiteste Verbreitung!

Männer über 40

die ihre Kräfte schwinden fühlen, werden wieder jung und lebensfroh durch das bewährte „Sexursan". Lebenskraft und Lebensfreude bis ins höchste Alter. Prospekt diskret durch die Sexursan-Co. Bad Reichenhall 536

Zur Anfertigung jeder Art

Drucksachen

empfiehlt sich

G. Hirth Verlag AG. München, Herrnstr. 10

Wer kauft schafft Arbeit!

SCHÖNE BILDER

an den Wänden machen die Wohnräume behaglich. Wo das Geld für Erwerbung von Originalen fehlt, hat der Bilderliebhaber Ersatz an den Vierfarben-Kunstblättern der „Jugend", die zu den erstaunlich billigen Preisen von 45 Pfg., 65 Pfg. und 90 Pfg., je nach Größe, zuzüglich Portospesen durch den Kunsthandel und den unterzeichneten Verlag zu beziehen sind. Der reich bebilderte Katalog (Preis RM. 2.70 zuzüglich Portospesen) erleichtert die Bestellung.

G. Hirth Verlag AG., München, Herrnstr. 10

Lest den

Sportfischer

die vortrefflich ausgestattete Fachzeitschrift.

Halbjahrespreis 3 M.

Fischereisport-Verlag
Dr. Hanns Schindler
München NW 2
Karlstraße 44

Ein Buch fürs Leben ist: KREMPELHUBER

Für Stille Stunden

Die gesunde und praktische Lebensweisheit nach gesammelten Erkenntnissen der Philosophie vom Altertum bis zur Gegenwart. 450 Seiten in Ganzleinen gebunden nur RM. 2.85 zuzüglich 40 Pfg. für Porto. Zu haben in den Buchhandlungen oder beim unterzeichneten Verlag

G. HIRTH VERLAG AG. MÜNCHEN, HERRNSTRASSE 10

Umschrieben

„Na, Peperl, warum weinst du denn so?"

„Der Herr Lehrer hat gesagt, wenn ich heute wieder nichts kann, bekomme ich Prügel und heute war das nächste Mal!"

Neues Spiel

Es gibt wenig schöne neue Spiele. Glücklicherweise ist ein neues erfunden worden. Von drei Schweden, die sinnlos betrunken waren. Die schickten einen raus, und die beiden Zurückbleibenden mußten raten, wer draußen war.

Zoologie

Professor: „Also der Orang Utan unterscheidet sich vom Menschen in der Hauptsache nur durch die Sprache. Wenn er zum Beispiel sagen könnte: „Ich bin ein Orang Utan", dann wäre er schon ein Mensch."

Frage!

„Wie kommt es, daß verheiratete Männer schneller vorwärts kommen, als unverheiratete?"

„Wie kommt es, daß der Hase schneller läuft, wenn die Hunde hinter ihm her sind?"

Aus den Bergen

„Wieviel verlangen Sie denn für die Führung auf die Grandlerspitze?"

„Fünfzig Mark!"

„Donnerwetter! Da ist wohl der Sarg gleich mit inbegriffen?!"

Saufbrüder

„Der Alkohol ist noch mein einziger Trost!"

„Na — dann spende mir mal ein bißchen Trost!"

Der andere

„Weißt du schon, daß der berühmte Fußballspieler Koller gestorben ist?"

„Ja — ich habe es in der Zeitung gelesen. Aber wer war denn der andere?"

„Welcher andere?"

„In der Zeitung stand doch: Mit ihm starb einer der besten Sportsleute der Stadt!"

Im Bauernwirtshaus

„Kann ich ein Zimmer mit fließendem Wasser haben?"

„Ja — wollen Sie denn angeln?!"

Sailer



„Verzeihung, können Sie mir sagen, wieviel Uhr es ist?"
„Nein, mein Kind... aber auf alle Fälle zu spät..., viel zu spät."

In unserem Verlag erschien soeben.
KARL FRHR. VON FREYBERG
SIGNY
DIE ASENBRAUT
ABENTEUER ZWISCHEN HIMMEL UND ERDE
148 Seiten Großoktav in Leinen gebunden RM. 4.—.
Das Werk schildert das Götterleben Signy's auf Asgard, die aus der deutschen Mythologie bekannte Frau des Asengottes Loki. Als die Katastrophe für den Asenhimmel stellt der Dichter dann die große Hunnenschlacht auf den katalaunischen Feldern dar, die als die „Götterdämmerung" Signy in die Welt zurückkehren läßt.
Nach mancherlei Abenteuern mit Parsival, Roland und dem Zwergenkönig Laurin kommt sie, schon durch Roland zum Christentum bekehrt, in den karolingischen Fürstenkreis hinein, findet aber in den zwischen dem absterbenden Heidentum und der aufblühenden Christuslehre unvermeidlichen Krisen ihren Untergang.
Der Verfasser hat die für das weitspannende Thema fast unvermeidliche Form epischer Darstellung in Versen nach dem Muster der vielgelesenen Dichtung Fr. Webers über Dreizehnlinden gewählt und die Flüssigkeit der Verse läßt den Leser darüber wegsehen, daß Verse heutzutage in weiten Kreisen als antiquiert gelten, im Gegenteil wird sein Interesse durch die spannenden Schilderungen des ganzen Buches gefesselt und rege erhalten.
Zu beziehen durch den Buchhandel oder unmittelbar vom Verlag
G. Hirth Verlag AG. München, Herrnstr. 10

Begründete Ängste

Die Warschauer akademische Gesellschaft „Freunde der Philosophie" hatte sich für ihren letztwöchigen Vortragsabend einen berühmten, schon etwas schrulligen Gelehrten aus Wien verschrieben. Sein Thema hieß, kurz und schlicht ausgedrückt: „Das Ende des Kosmos". Diese gedrängte Formulierung stammt von mir; die professorale umfaßte volle vierzehn Druckzeilen.

Zu dem Vortrag des illustren Gastes hatte sich alles eingefunden, was in der polnischen Hauptstadt Rang, Namen und Interesse an den Wissenschaften hat. In der ersten Sitzreihe bemerkte man u. a. den Stadtkommandanten von Warschau, Wieniawa-Olugoszewski, General der Kavallerie, Doktor der Medizin, Maler, Schriftsteller und Übersetzer von hohen Graden; neben ihm hatte der Leibgarde Marschall Pilsudskis, Julius Kaden-Bandrowski, Platz genommen.

Der Professor begann seine gedankenreichen Ausführungen mit der fahrplanmäßigen österreichischen Verspätung. Nachdem er sich ausführlich geräuspert hatte, drang, unter den gegebenen akustischen Verhältnissen nicht gerade gut verständlich, sein unheilschwangerer Einleitungssatz in den gespannt aufhorchenden Saal: „Meine Damen und Herren, der gegenwärtige Kosmos hat nach meinen abschließenden Untersuchungen eine Lebensdauer von allerhöchstens noch drei Millionen Jahren zu gewärtigen."

Hier beugte sich der Stadtkommandant von Warschau mit allen Anzeichen des Entsetzens zu seinem Nachbarn herüber:

„Was hat er gesagt, Kochany, wie lange hat er zu gewärtigen?"

Kaden-Bandrowski antwortete flüsternd:

„Drei Millionen Jahre allerhöchstens."

„Gelobt sei Jesus Christus", gab der General mit einem Aufseufzer der Erleichterung zurück, — „du nimmst mir einen Stein vom Herzen, Bruder; ich habe nämlich verstanden, mußt du wissen, allerhöchstens zwei Millionen Jahre!"

Der Mensch

Anton Leidl



„Hier bin ich Mensch –
hier darf ich's sein!"

Jos. Geis



„Ein wirklich vortreffliches Buch; hier steht: ‚Dieser Berg ist nicht ganz ungefährlich'."

Ergebnis unseres Preisausschreibens in Nr. 28 der „Jugend"

Liebe Jugendfreunde!

Zu unserer größten Genugtuung hat die in Nummer 28 der „Jugend" gestellte Preisfrage eine so rege Beteiligung breitester Lesermassen bewirkt, daß wir nicht umhin können, allen Lesern und Freunden der „Jugend" unseren tiefstgefühlten Dank auszusprechen. Es freut uns von Herzen, daß die Mehrzahl der Teilnehmer sich nach Kräften bemühte, einen eklatanten Beweis dafür zu erbringen, daß es mit den rechnerischen Talenten im deutschen Volk nicht weit her ist. In diesem Sinne hätten wir den Preis am liebsten jenem fröhlichen Optimisten zuerkannt, der sich zu der kühnen Behauptung, es seien 73 Personen in dem Familienbad anwesend, hinreißen ließ. Dieser unerschrockene Mann verdient unseres Erachtens außer dem Adam-Riese-Orden einen Vorzugsposten im Finanzministerium. Nicht schlecht dünkte uns auch die eiskalte Erklärung eines anderen Zeitgenossen, es seien überhaupt keine Personen anwesend, und diese Aussage mit dem Hinweis darauf, daß nicht eine einzige Person ganz zu sehen sei, zu begründen sich unterfing. Da wir aber nicht versprochen haben, die abwegigsten, sondern die richtigen Lösungen zu prämiieren, mußte das Los entscheiden. Diesem Entscheid gemäß erhalten fünf erste Preise:

Joachim Bismarck, stud. med., Marburg-Lahn
Carl Dollmann, Elberfeld
Bert Hartenstein, Augsburg,
Ariadne Peeck, Berlin-Tempelhof
Johanna Gruhle, Leipzig.

Fünf zweite Preise:

Theodor Pöhne, Referendar, München
Gerhard Luckner, Glogau
Dipl.-Ing. Ullmann, Bobseck
Margarete Bergmann, Berlin
Willi Möller, Essen.

Fünf dritte Preise:

Werner Pusch, Frankfurt a. M.
Hermann Klump, Mannheim
Erich Schulz, Essen
Anneliese Lautz, Düsseldorf
Charlotte Neubert, Erfurt.

Die Entscheidung durch das Los ist selbstverständlich unanfechtbar und die richtige Lösung mußte lauten:

Es sind 45 Personen anwesend.

Indem wir uns zum Schluß noch gestatten, unsere lieben Freunde auf das in Bälde folgende Karikaturen-Preisausschreiben aufmerksam zu machen, verbleiben wir mit

deutschem Gruß

Die Redaktion der „Jugend"

Der 18. Band des „Großen Brockhaus" Spy—Tot

(In Leinen 23.40 RM., bei Rückgabe eines alten Lexikons 21.15 RM.). Verlag F. A. Brockhaus in Leipzig.

Mit dem drittletzten Bande des Großen Brockhaus rundet sich das Kultur- und Weltbild, das er gibt, und immer weniger werden die Fälle, daß man sich nicht bei ihm Rat holen kann, weil die entsprechenden Bände noch nicht erschienen sind. Unser Verhältnis zum Staate ist unter der nationalsozialistischen Regierung wieder ein festeres und strafferes geworden. Damit haben die Abschnitte über Staatswesen und Staatseinrichtungen in dem neuen Band besonderes Interesse. Sehr anschaulich ist ein Schaubild über die Großmächte seit 1848, das die Staatsformen und die Revolutionen durch sinnfällige Zeichen zum Ausdruck bringt. Daraus ersieht man, daß allein England und Japan in dieser Zeitspanne ohne Revolution oder Staatsstreich geblieben sind. Dem Städtebau, der Stadtanlage und städtischen Einrichtungen sind ausführliche und gut bebilderte Abschnitte gewidmet. Charakteristisch für das Abwandern der städtischen Kultur und der Großstadtbildung vom Süden zum germanischen Norden ist die Tatsache, daß um 1500 Konstantinopel 400 000 Einwohner hatte, Neapel 200 000 und Venedig 150 000, Köln aber als damals größte deutsche Stadt erst 10 000 Einwohner. In Zusammenhang mit dem modernen Städtebau hat der Abschnitt über Stahlbau eine besonders ausführliche Behandlung erfahren. Gute Stadtpläne mit Straßenverzeichnis bringt der neue Band von Stettin, Stuttgart, Straßburg und Stockholm. Länderkarten von Thüringen, den südamerikanischen Ländern, dem Südpolargebiet und vom „Ozean der Entscheidungen", dem Stillen Ozean, mit sehr lehrreichen Tiefenprofilen.

Für die unmittelbare Gegenwart enthält der Abschnitt über den heutigen Ständestaat alles Wissenswerte und registriert und erläutert alles, was man bisher meist nur in Zeitungsausschnitten hat aufheben können. Auch die Entwicklung der Strafrechtsreform ist in fachmännischen Erläuterungen bis in die jüngste Zeit zu verfolgen. Im Anschluß daran sind auch die Angaben über die Vollziehung der Todesstrafe in den einzelnen Ländern von Interesse. Als außerordentlich praktisch hat es sich erwiesen, daß der Große Brockhaus bei allen Berufen in hervorgehobenem Druck angibt, welche Berufsausbildung, welche Bedingungen der Vorbildung und welche körperlichen Eigenschaften bei ihm in Frage kommen. Außerdem werden die Berufsorganisationen und die Fachzeitschriften genannt. Von demselben Gedanken ausgehend, sind bei allen Giften in auffälliger Schrift die Gegenmittel angegeben, so daß das Auge überhaupt nicht mehr zu suchen braucht, wenn man die Rubrik hat. Von den großen Wirtschaftskonzernen, Industriewerken, Verlagsunternehmungen und Zeitungen, die man bisher meist vergebens im Konversationslexikon suchte, bringt der Brockhaus sorgsam alles Wissenswerte. So läßt der neue Band die Entwicklung der Verlage von Teubner und Stilke, die des Stollwerkschen Unternehmens und die der Standard Oil Co. verfolgen, wobei man erfährt, daß dieser Riesenkonzern selber kein Öl fördert, sondern nur die Rohrleitungen angelegt hat und das Öl raffiniert und verkauft. Technische Probleme behandeln die Abschnitte über Straßenbahn — mit sehr sinnfälligen Bildern über Stromzuführung und Stromleitung — und Straßenbau mit einer Karte über die deutschen Reichsautobahnen und die Kraftwagenverkehrsstraßen in den USA. Auch kleine technische Dinge wie die elektrische Taschenlampe werden durch gute Bilder allgemein verständlich gemacht, und beim Telegraphen wird auch der alte Zeigertelegraph mit seiner umständlichen Zeigerumstellung im Bilde vorgeführt. Er galt noch um die Mitte des 19. Jahrhunderts als Fortschritt, leistete aber noch nicht einmal dasselbe wie die griechische Lichttelegraphie, die in einer Nacht die Meldung von der Eroberung Trojas nach Mykenä übermittelte. Überall wirkt der Brockhaus für ein gutes Deutsch, wenn er z. B. darauf hinweist, daß die landläufige Bezeichnung „Parkett", wenn es sich um einen Stabfußboden handelt, durchaus irrig ist.

Einen interessanten Blick in die Unendlichkeit der Sternenwelt öffnen verschiedene Sternkarten, wenn sie denselben Ausschnitt des Sternhimmels in mehrfacher Vergrößerung und daneben die Sterne bringen, die man mit bloßem Auge sehen kann. Die Bildtafeln über Talsperren geben eine Übersicht davon, was diese moderne Wasserwirtschaft geschaffen hat, und im Hinblick auf die neuen Ölerschließungsarbeiten im Hannoverschen Ölgebiet ist der Abschnitt über Tiefbohrgeräte von größtem Interesse. Sehr anschauliche Bildtafeln erläutern die Technik des Theaters, farbige Tafeln geben einen Begriff von der Schönheit alter und moderner Teppiche. Prächtige farbige Bilder lassen einen Einblick in die Tiefseefauna tun, andere zeigen das Tier in der Kunst. Dem Tierschutz sind zwei lehrreiche Tafeln gewidmet, die sehr beachtenswerte Ratschläge auf diesem Gebiet geben. So zeigt ein Bild, wie man erschöpften Pferden helfen kann, und wie die alte Pferdekrippe doch viel praktischer ist als der Futtersack, bei dem den Pferden der Häcksel in die Nüstern gerät. Wie der Brockhaus seine Leser und Besitzer in allen praktischen Tagesfragen schnell und sicher berät, so sind auch die zahlreichen Abschnitte über Steuerfragen ein sicherer Wegweiser durch die Leitgedanken der Steuerpolitik im Dritten Reiche. Aber auch in Kleinigkeiten erfährt man beim Blättern viel Interessantes. So über die Südjuden, von denen nach ihrer Vertreibung aus Spanien heute noch mehr als 100 000 in Mazedonien leben und noch das Altkastilianisch sprechen, das in Spanien selber längst verklungen ist. Auch daß das Marinelied: „Stolz weht die Flagge schwarz-weißrot" ursprünglich einem Singspiel entstammt, das 1886 über die Bretter der Varietés ging, verzeichnet der Brockhaus. Es ist wieder ein gehaltvoller Band, den man als den 18. in die Reihe stellt, und mit Spannung sieht man dem Erscheinen der beiden letzten entgegen, die das Werk zum Abschluß bringen.

Vierteljahres-Preis 7 Mark, Heft-Preis 60 Pfenni

ründer: Dr. GEORG HIRTH. — Verantwortlich für die Schriftleitung: ARNOLD WEISS-RÜTHEL; für die Anzeigen: GEORG POSSELT, München. — lag: G. HIRTH VERLAG., München. — Für die Herausgabe in Österreich verantwortlich: J. RAFAEL, Wien I. Graben 29a (Eingang Trattnerhof). — Für die Redaktion Österreich verantwortlich: MARIANNE RAFAEL, Wien XIX, Hochschulstraße 25. — Alle Rechte vorbehalten. — Nachdruck strengstens verboten. — Copyright by G. HIRTH LAG AG., München. — Druck: G. HIRTH VERLAG AG., Buch- und Kunst-Druckerei, München, Herrnstraße 10. — D.-A. 9000. — Entered as second class matter, Postoffice New York, N. Y. — Manuskripte sind nur an die Redaktion der „Jugend", München, Herrnstraße 10, zu senden; Rücksendung kann nur erfolgen, wenn Rückporto beiliegt.

Zwanzig Jahre nachher!

Erich Wilke



„Wir sind für eine Sache gestorben, Kamerad! — Vielleicht kommen unsere Nachfahren eines Tages dahinter, daß sie in Würdigung dieser Tatsache die verdammte Pflicht und Schuldigkeit haben, für die gleiche Sache zu leben!"

JUGEND

PREIS 60 PFENNIG

MÜNCHEN 1934 / NR. 36



Kinderbildnis

Karl Truppe

J U G E N D
39. JAHRGANG 1934 / NR. 36

Gott in den Tieren

Wenn am Waldrand schreien die großen Eulen bei Nacht,
im purpurnen Abend die Holztaube lacht,
der Totenwurm tickt in der Truhe im Haus,
Sperberschrei fliegt in die Lichtung hinaus,
wenn der Rehbock ruft, eh er das Schmaltier bespringt:
Du bist es, Gott, der in allem erklingt.

Du bist es, der brüllt, und du brüllst nach mir,
wenn in der Weide jählings dumpf aufröhrt der Stier.
Tausendfach rufst du mich an bei Tage und Nacht,
weckst mich vom Schlafe. Nun bin ich erwacht.
Hörst du mein Herz, das mich schlägt und stößt?
Immerfort schreit das Getier. Wann bist du erlöst?

Wolfram Brockmaier

Josef Wenter:

DIE GAZELLE

Im afrikanischen Busch hatte man das feine Tier gefangen. Kaum zwei Jahre alt, war es seiner Mutter noch so anhänglich gewesen, daß es, als die baumhohen Netze über ihr und über vielen vom Rudel niedergestürzt waren, sich erstaunt und beinahe willig hatte greifen lassen. Denn auch die schlanke, zartgegliederte Mutter war dagelegen wie im Schlafe und hatte keinen Laut von sich gegeben, hatte die hohen Beine von sich gestreckt, als schwarze und weiße Menschen nach ihnen griffen; und es war in dem jungen Tiere, das vor so kurzer Weile erst ins Leben gesprungen war, kein Wissen davon, daß die schönen Lichter der Mutter deshalb so ruhig vor sich hingeblickt hatten, weil der ungeheure Schreck vor dem Lärm, den der Mensch in den stillen und friedlichen Busch gebracht hatte, vor den überall auftauchenden schwarzen Gestalten, vor dem überhinstürzenden Geflecht, sie getötet hatte. Die junge Antilope war aus dem Geschlecht jener zarten Geschöpfe, denen ein friedfertiges und sanftes Herz gegeben ist, das in einer ausweglosen Gefahr zu schlagen aufhört, sich, nicht willentlich wohl, aber wesentlich in den Tod flüchtet.

Dann waren die Begebnisse vielfältig und fremd über Leib und Seele des jungen Tieres hinweggegangen. Wie hatte das Netz auf den Schultern der Träger geschwankt, die die leichte Last singend — — oh, der niegehörte, tiefängstigende Laut! — — ins Lager gebracht hatten. Die lederne Fessel um den dünnen Hals hatte bei oftmaligen Fluchtversuchen eingeschnitten und herrisch Gehorsam gefordert. Die freundliche Stimme des weißen Mannes war von Tag zu Tag ein stärkerer Bann geworden, dem die Kinderseele des reinen Tieres sich staunend und allmählich willig unterworfen hatte. Die seltsame Witterung, die von den guten Händen des Menschen ausging, ward ihr bald ein Gewohntes, ja Erwünschtes, und es waren nicht mehr Schauer von Schrecken und Flucht, wenn die Menschenhände sie den feinen Leib und die Seele hinab streichelten. Beklemmend und schrecklich war die wochenlange Reise gewesen auf dem Ochsenkarren bis an die Küste; seltsam und wie von lauernder Krankheit umkreist, die Tage der Fahrt über den Ozean. Das lärmende Rattern im Eisenbahnwagen nahm sie dann so hin. Die zart schwingende Seele der Gazelle — — welch beschwingten Leib hatte sie sich gebaut! — — hatte in das Gewese des Menschen sich eingeordnet so gut es ging; fremd und sich entwendet freilich, zitterte ihr Gemüt über das, ihrer gotterschaffenen Natur ewig Unwahrscheinliche: von Menschen umgeben zu sein.

Da steht sie im Gehege des zoologischen Gartens. Seit wenigen Tagen erlaubt der nördliche Himmel diesem lieblichen Gast, den die nämliche Sonne glücklich und heiter in seiner Welt umglänzt und gewärmt hat, unter der, o wie viel kühleren blauen Glocke hinzustelzen. Denn wahrhaftig, sie stelzt so hin. Zum schönen Sprung über mannshohes Gras, über Distelgebüsch und Gesträuch begabt, weiß sie und findet hier keinen Anlaß nach der Lust ihres Leibes und ihrer Seele sich zu gebärden. Ihre schmalen Flanken umspült nicht mehr die Woge unübersehbaren Raumes. Die herrliche Weite des Daseins verstellt ein schimmerndes Drahtgeflecht. Geblendet ist das feine Tier nach der winterlichen Haft im geheizten Haus, unter den erblauenden Maihimmel herausgeschritten. Es war wohl ein Erstaunen auch für die große Sonne, diesem Fremdling hier zu begegnen, der aus ruhigen Lichtern, die das ganze leicht geschwingte Leben hindurch wie in einer stillen und sanften Frage blicken, in den nördlichen Tag schaut. Sie äugt furchtsam und neugierig. Ihr feiner Sinn sagt ihr, daß sie hier so sicher vor Gefahren ist, wie hinter den Gitterstäben des Käfiges. Die zarten Hufe haben sogleich die natürliche Erde unter sich erfühlt. Sie beugt den schlanken Hals, um zu äsen. Aber es wächst nichts auf dieser Erde. Da und dort sticht ein Halm aus dem sandigen Boden. Über das Gitterwerk hinweg, grünen die Äste hoher Bäume. Die Fremdlingin schaut in die hellgrüne Wirrnis hinauf, die dem Maiwind erstmalig sich hingibt und frühlingsschüchtern ein wenig zu rauschen anhebt. Erinnert sie sich an das gewaltige Land ihrer Herkunft? Hört sie die Stürme afrikanischer Nachtgewitter? Wartet sie auf eine heißere Sonne, die sie nie mehr bescheinen wird? Ihr Kindergesicht ist ruhig und ernsthaft und voll eines unsäglichen und anmutigen Selbstgefühls und einer sanften Geduld.

Ein Mensch kommt langsam am Gitter vorüber. Ruhig wendet sie den schmalen Kopf ihm zu, beäugt ihn, zieht kaum merklich die Witterung ein und tut dann ein paar steife Schritte neben ihm her. Der Mensch verhält, redet freundliche Worte durchs Drahtnetz. Die Gazelle hebt sich ein wenig auf, horcht mit hohen Lauschern der Menschenstimme, fühlt deutlicher als ein Mensch es fühlen könnte, das Wohlwollen und die Freude, mit der der Herr der Erde den schmerzlichen Abgrund zwischen sich und dem Tier zu überwinden sucht. Sie legt ihre samtweichen Lippen an das Geflecht. Aber als der Mensch die Hand hebt, sie zu kraulen, wirft sie auf und tut einen zierlichen Sprung zur Seite. Der Abgrund hat sich aufgetan. Von dem Sprung wie zu sich selber gekommen, freut sie sich ihres hüpfenden Gemüts und springt, springt in weiten Sätzen, hohen Fluchten, in Kreuz- und Quergängen, schleudert die federnden Beine von sich, als ginge es nun ohne sie, wie im Fliegen. Es ist ein kleines dumpfes Gepolter über der Erde, der diese zarten Hufe ein sehr Fremdes sind, daß im benachbarten Gehege der riesige Giraffenbulle aufmerkt.

Jahrelang schon in der Gefangenschaft des Menschen, hat er sich eingeordnet in die Enge des Daseins. Er kennt seine Nachbarn, er vertraut seinem Wärter, er weiß um die Hälften des Jahres, die ihn aus



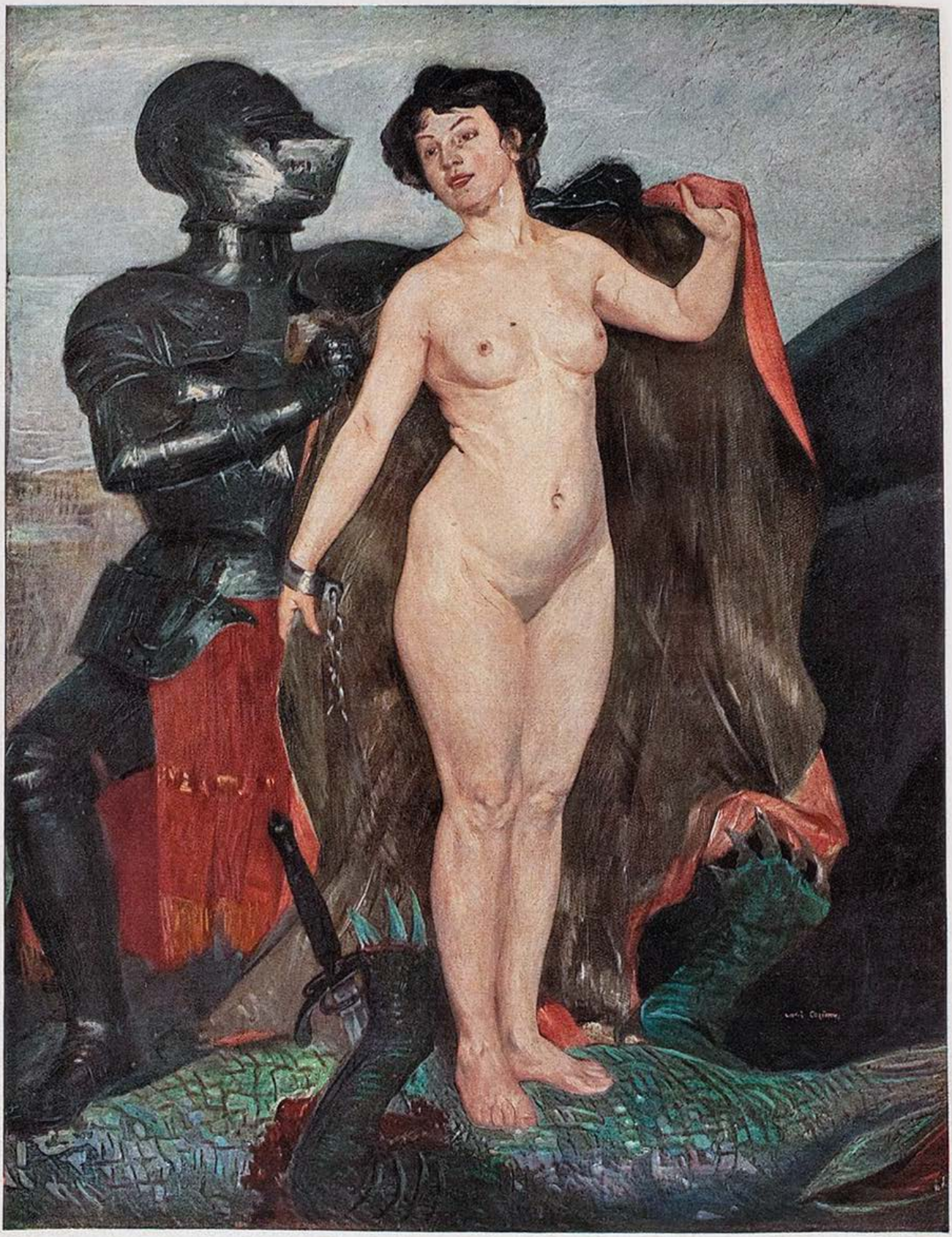
Landschaft H. Mayrhofer-Passau

dem hohen Käfig ins Gehege und wieder hinter die Gitterstäbe ins geheizte Haus führen. Jährlich äugt er im Sommer verlangend nach den Ahornen und Linden, von deren Blättern zu äsen ihm eine große Lust wäre. Aber stets bleiben sie seinem hohen Halse unerreichbar. Dann steigt Erinnerung in ihm auf an die große Freiheit im Busch und er steht wie lauschend und äugt aus den großen Augen viertelstundenlang unbeweglich ins Weite. Seine langsamen großen Schritte fördern ihn in wenigen Minuten den Rand des Geheges hin und her, und er hat es lange aufgegeben, zu traben. Weit blickt er über seine Nachbarn hinweg, deren Schreie ihn an die Heimat unter der großen Sonne erinnern. Das Gebrüll der Löwen, wenn es zuzeiten herüber kommt, schreckt ihn nicht mehr, reizt ihn nicht mehr zum Zorn. Nie noch hat er sie eräugt und auch die Witterung, wenn sie je mit dem Nachtwind herüberkommt, fürchtet er nicht mehr. Es kommt ihm nicht zu Sinn, wie etwa in den ersten Wochen der Gefangenschaft, sich in Flucht zu bringen. Die Gitter, wie sie ihm die hohen Gänge verleidet hatten, geben ihm zugleich ein Gefühl der Sicherheit. Allmählich war aus seinem Gemüt die Freiheit mit ihrer Lust und ihren Fährnissen geschwunden; und gleich wie die hohen Bäume, die außerhalb der Gitter grünen, nicht zu erreichen waren, so erreichten ihn Gefahren nicht mehr. Der große Ernst des Daseins war gewichen, und die Seele des Tieres war mit dem Leibe lange in die Menschengitter eingegangen. Wenn der Wärter das Heu aufschüttelte, grätschte der riesige Bulle die Vorderbeine ein wenig, um mit den Lefzen, die sonst mit schöner Gebärde im hohen Gezweige geäst hatten, mühselig auf den Boden zu gelangen.

Jetzt landet die Gazelle ihre Sprünge am Nachbargitter und äugt durch die Maschen des Drahtnetzes. Hoch schreitet die Giraffe heran und verhält hart am Netz. Die kleine Zärtliche reicht ihr bis ans Sprunggelenk, ihr schöngeschweiftes Gehörn liegt fast waagrecht auf dem schmalen Nacken, weil sie steil aufwärts ins Gesicht der Giraffe schaut. Welch ein seltsames Wiedererkennen. Denn natürlich kennen die beiden Fremdlinge einander. Wochenlang ist das Antilopenrudel mit der Giraffenfamilie durch den Busch gezogen. Die hohen Hälse dieser Wanderkameraden ließen weiten Ausguck zu. Man befand sich mit seinem schwanken, furchtsamen Gemüt bei den Riesigen in guter Hut. Wenn die zu traben oder zu galoppieren anhuben, ach, man sprang ihnen immer noch ein paar gute Längen voraus oder hielt sich seitlings oder rückwärts, eingehüllt in Staub, Dunst und großes Gepolter. Dann rastete man unter hohen Sykomoren, im Schatten breiter Eukalyptusse, ging gegen Abend vereint zur Tränke an die Wasserläufe, traf auf andere Verwandte, hielt guten Frieden mit dem Wassergeflügel, dessen Schreie man jetzt wieder aus irgendeinem entfernten Gehege herüberhört. Erinnerung an die großartige Landschaft des Herkommens wird in den beiden Tieren, die sich da zum ersten Male sehen, lebendig. Denn keineswegs ist etwa die Gazelle mit dem Bullen durch den Busch gewandert und keineswegs hat der aus seinem Rudel, dem er ein herrischer Herr war, die Feine je eräugt. Sie war noch nicht geboren, als über ihm schon der Himmel Europas kühler und durchsichtiger sich wölbte. Und doch kennen sie einander, und wie sie einander nun beäugen, die Gazelle mit tief in den Nacken gebeugtem Kopf, die Giraffe seitlich ein wenig von ihrer Höhe hinab sich neigend, stumm, ernsthaft voll guten Wohlwollens: da ist auf eine lange Weile um sie die große Freiheit und das mächtige großartige Dasein des Erdteils, für das der Schöpfer sie erschaffen hatte.

Dann ist es, als überwältigte den Einzelgänger das Gefühl seiner Ausgesetztheit in der Fremde. Er beugt den hohen Hals weit über das trennende Drahtgeflecht, beugt ihn hinab zum feinen, jetzt ein wenig furchtsam seitlich gelegten Kopf der Gazelle. Die großen ernsthaften Augen begegnen den sanften, schönen der Antilope. So schauen sie sich aus naher Nähe stumm an. Wer vermöchte in diesen stummen, unbewegten, reinen und ernsthaften Gesichtern deutlich zu lesen, was ihre Gemüter bewegt? Denn welche Wallung der sanften Seele vermag die Gazelle jetzt dazu, in einer unsäglichen, weiblichen Zärtlichkeit die Kehle der Giraffe mit ihrem schön gebogenen Gehörn zu kraulen? Sie müht sich, der Riesigen wohl zu tun; sie hat ihre feinen Hufe in das Netz gestemmt, um ein wenig größer zu werden, um der sich Herabbeugenden auch noch ein wenig den Hals streicheln zu können.

Dem Menschen vor dem Gitter schauert das Herz. Frauenhände könnten noch zärtlicher sich gebärden, als das wohlwollende Tier, wie es sein selbst vergessend in vielfältigen Beugungen den edelgeformten Kopf hin und her wendet, um dem großen Bruder, der es sich wohl gefallen läßt, ein Liebes zu tun. Der Bulle, von solcher Zärtlichkeit im Gemüt bewegt, weiß nichts Besseres, als mit seiner großen Zunge den Widerrist, den Nacken der Gazelle hinter dem Gehörn wieder und wieder zu belecken. So stehen die beiden Tiere eine Weile in herzlichem Wohlwollen, in einem unklaren und verirrten Liebesspiel beieinander, und zwischen ihnen ist das stählerne Netz des Menschenwillens, das sie trennt, hoch aufgerichtet. Gleichnis und Wahrzeichen des Geheimnisses menschlicher Schuld am verlorenen Paradies der Geschöpfe Gottes und des Menschen zuerst.



Perseus und Andromeda

Lovis Corinth †

Hans Graven:

BEIM FRÜHSTÜCK

Karl stand leise auf. Seine Frau drehte sich im Schlaf auf die andere Seite und schlief weiter. Karl ging leise hinüber ins Badezimmer. Als er aus dem Bad herauskam, hörte er seine Frau in der Küche hantieren. Ein Deckel klapperte, das Wasser rauschte kurz, dann hörte er die Kaffeemühle. Er ging ins Schlafzimmer zurück und zog sich an. Das Fenster stand offen und es war kühl im Zimmer, und die Luft roch frisch. Karl sah zum Fenster hinaus. Jenseits der asphaltierten Straße mit den Trambahnschienen fing die große Wiese an. Sie war noch leer. Weit in der Ferne verlor sie sich im Wald, der blaugrün herübersah. Der Himmel war zart und blau und voll Luft darübergespannt. Die Sonne schien noch nicht kräftig. Die Vögel lärmten. Die Sonne scheint, dachte er, und die Vögel singen, aber es ist verdammt schwer, jeden Monat das bißchen Geld zusammenzukriegen, das man braucht. Es reicht gerade zum Leben. Für mehr nicht. Manchmal fuhren sie mit den Rädern hinaus an die Seen. Aber dann wurde Ellen immer so müde und weit kam man ja auch nicht. Es fiel ihm ein, daß er ihr jetzt helfen könnte. Er wollte in die Küche gehen. Als er sich umdrehte, ging die Tür auf und Ellen brachte auf einem Tablett den Kaffee und die Tassen. Sie war im Morgenrock.

„Guten Morgen, Liebste", sagte er und ging auf sie zu und küßte sie. Dann nahm er ihr das Tablett ab und stellte es auf den Tisch und deckte.

„Hast du gut geschlafen?" fragte er.

„Wundervoll", sagte sie und setzte sich an den Tisch. Sie war sehr blond und sehr zart. Karl schenkte Kaffee ein, verteilte Milch und Zucker. Dann nahm er die Morgenzeitung, die auf dem Tablett lag und faltete sie auseinander. Dann strich er sich ein Brot und rührte im Kaffee.

„Immer diese blödsinnigen Zeitungen", sagte die junge Frau, „was steht schon drinnen? Nie unterhälst du dich mit mir. Immer liest du!" Sie warf ihr Brot auf den Teller und legte das Messer hin.

„Liebste", sagte Karl, „ich lese doch gar nicht, ich schau ja bloß auf die erste Seite, was alles passiert ist."

„Ach, was ist passiert, es interessiert mich überhaupt nicht! Warum unterhältst du dich nie mit mir?"

„Nie, Liebste?" fragte Karl.

„Nie!"

Er legte die Zeitung wieder zusammen. Er sagte:

„Der Hunderttausendmark-Gewinn in der Staatslotterie ist hierher gefallen. In der gestrigen Ziehung." Er legte die Zeitung auf die Anrichte.

„Interessiert mich gar nicht!" sagte Ellen. „Was haben wir davon?" Karl schwieg. Er aß sein Brot und trank den dünnen heißen Kaffee dazu. Seine Frau strich zwei Scheiben Schwarzbrot und klappte sie zusammen und schnitt sie in der Mitte durch. Er sah zum Fenster hinaus. Der Himmel war hellblau. Eine Trambahn fuhr vorbei und die Löffel klirrten von der Erschütterung leise auf den Untertassen.

„Hunderttausend Mark?" sagte die junge Frau.

„Ja", sagte Karl, „hunderttausend Mark".

„Hierher?"

„Ja."

„Was würden wir tun, wenn wir . . . ?"

„Wir?" sagte der junge Ehemann, „wir gewinnen nichts." Er lachte.

„Warum?" fragte Ellen.

„Weil wir gar kein Los haben, Liebste", sagte er. „Aber auch wenn wir eins hätten, glaube ich nicht, daß wir je etwas gewinnen würden." Er stand auf und ging in die Küche und holte ein Stück Papier zum einwickeln und setzte sich wieder an den Tisch. Er wickelte die Brote in das Papier und stellte die Zigaretten auf den Tisch und den Aschenbecher.

„Du, wie könnten wir das Geld anlegen?" fragte Ellen und nahm eine Zigarette. Sie war ernst und lachte nicht und sah ihren Mann an.

„Liebste", sagte der Mann. Er nahm eine Zigarette und zündete beide an.

„Wieviel Prozent geben die Banken heute auf Sparkonten?" fragte sie.

„Keine Ahnung", sagte Karl.

„Wie ich auf der Bank war, waren es, glaube ich, fünf Prozent", sagte sie. „Fünf Prozent von hunderttausend Mark. Wieviel ist das, Liebling?"

„Fünftausend Mark", sagte er.

„Soviel hätten wir im Jahr! Bloß Zinsen!" sagte sie. Karl sagte:

„Aber das Los ist nur in Achteln gespielt worden, Liebste. Wenn wir ein Los hätten, hätten wir sicher auch höchstens ein Achtel!"

„Ein Achtel?" Sie saß unruhig auf dem Stuhl und dachte nach. „Dann hätten wir bloß hunderttausend durch acht gewonnen?"

„Natürlich", sagte Karl, „ungefähr zwölfeinhalbtausend Mark".

„Ist das nicht herrlich?" sagte sie, „zwölfeinhalbtausend Mark".

„Ja, wir könnten vier Jahre davon leben."

„Vier Jahre?"

„Glatt!" sagte er. „Dreitausend Mark im Jahr, mindestens sechshundert mehr als jetzt. Franz und Lore haben auch dreitausend Mark. Ich kann für mich arbeiten, ich kann dir helfen, Liebste, wir können auch unter der Woche mal raus mit den Rädern. Fabelhaft!"

„Du denkst natürlich nur daran", sagte Ellen, „dann ist das ganze Geld nach vier Jahren einfach weg. Wir nehmen dreitausend Mark und legen das übrige aufs Sparkonto. Wieviel gibt das dann, Liebling?" Sie drückte die Zigarette aus und sah Karl gespannt an.

„Bei fünf Prozent im Jahr, Moment mal, von neuntausend Mark, also wir bekommen vierhundertfünfzig Mark Zinsen im Jahr", sagte der Mann.

„Großartig!"

„Schön!" sagte er.

„So werden wirs machen!" sagte die Frau. Sie lächelte jetzt und sah zufrieden aus. Sie stand auf und ging zu Karl und legte ihm den Arm um die Schulter. „Vielleicht nehmen wir auch gleich viertausend und legen bloß achttausend zurück. Ich muß soviel anschaffen fürs Haus und du brauchst einen Anzug und einen Wintermantel. Und Onkel Fritz können wir auch auf einmal sein Geld zurückgeben."

„An was du alles denkst!" sagte Karl. Er streichelte ihre Hand und zündete sich noch eine Zigarette an. „Aber vier Jahre reicht dann das Geld auch bloß."

„Wer weiß", sagte sie, „vielleicht verdienen wir aber auch etwas in der Zwischenzeit, Liebling. Auf jeden Fall kriegen wir Zinsen. Ich brauche schon so lange neue Handtücher und die Kaffeemühle ist ganz kaput."

„Ja", sagte er, „du wirst es schon richtig einteilen, Liebste." Er sah auf die Uhr. Er erschrak, es war spät. Er stand auf und sagte:

„Schade, daß wir das Geld nicht haben, Liebste." Er lächelte. Es fiel ihm ein, daß er jetzt die Unterhaltung so phantasielos abbrechen mußte. „Warum können wir nicht wirklich die paar tausend Mark haben?" Er ging rasch aus dem Zimmer und nahm den Hut und küßte seine Frau.

„Dreitausend Mark im Jahr sind zweihundertfünfzig pro Monat", sagte sie und sah ihn an. „Wunderbar." Er lachte. Er nahm sein Rad von der Wand und hob es auf die rechte Schulter und küßte seine Frau noch einmal und ging schnell die Treppen hinunter. „Wiedersehen!" rief er. Die Frau sah ihm durchs Treppenhaus nach, bis die Haustür zufiel. Dann ging sie in die Wohnung zurück und schloß die Tür. Sie sah zum Fenster hinaus. In der Ferne sah sie ihren Mann. Er radelte sehr schnell. Schade, dachte sie, er hat es wirklich so verdammt schwer, das bißchen Geld zusammen zu kriegen. Aber sie hatten sich wenigstens gut unterhalten.

Nächtliches Haus

Zelle faßt uns noch ein.
Mächtig bindet das Haus.
Trat nicht einer herein?
Sage, wer schritt hinaus?

Still und schwer hängt das Tor.
Nichts bewegte das Licht.
Blickst zum Fenster empor,
siehst erschreckt ein Gesicht.

Siehst dein eigenes Bild.
Mondlicht raschelt im Wein,
und schon atmest du mild,
lächelst still in dich ein.

Leicht erschloß sich das Haus.
Hast du nicht leise gelacht?
Trittst zur Pforte hinaus,
fällst tief in Nacht.

Wolfram Brockmeier



Ponte Vecchio — Anton Leidl

HISTORISCHE ANEKDOTEN

Eine wahrhaft große Kaiserin

Mehr als einmal zeigte Katharina die Große von Rußland sich über kleinliche Rache erhaben; ganz besonders aber offenbarte sich diese Charaktereigenschaft, als die Kaiserin, von den Türken geschlagen, vor die Aufgabe gestellt wurde, ihr Heer unter einen neuen Oberbefehl zu geben. Ohne Schwanken legte sie ihn in die Hände des Grafen Romanzow, obgleich dieser wenige Jahre vorher bei ihr in Ungnade gefallen und aus dem Heere entlassen worden war. Sich jetzt seiner großen Fähigkeiten erinnernd, schrieb sie ihm diese Zeilen: „Graf Romanzow! Ich weiß, daß Sie mich nicht leiden können; aber Sie sind Russe, und als solcher müssen Sie wünschen, den Feind unseres Vaterlandes zu besiegen. Bewahren Sie Ihren Haß gegen mich, wenn Ihr Herz dies verlangt, aber besiegen Sie die Türken! Ich gebe Ihnen den Oberbefehl über mein Heer." — Zugleich schickte sie dem General 20 000 Rubel für seine Ausrüstung. — Es war eine sehr kluge Handlung Katharinas, denn Romanzow besiegte die Türken. — Als er zurückkehrte, ritt die Kaiserin ihm in Uniform entgegen, stieg vom Pferde und hinderte ihn, dasselbe zu tun. Mit herzlicher Wärme sagte sie: „Mir ziemt es, dem heldenmütigen Verteidiger meines Reiches entgegenzugehen." — In Tränen ausbrechend, sprang der General nun doch vom Pferde und warf sich ihr zu Füßen. — Von nun ab gehörte Graf Romanzow zu Katharinas treuesten Anhängern. W.

Summarische Kritik

Nach der Schlacht von Pavia (1525), in der König Franz I. von Frankreich von seinen kaiserlichen Gegnern gefangen genommen wurde, führte man in Spanien lange Jahre ein diese Schlacht darstellendes Lustspiel auf. Darin setzte ein Spanier dem König Franz den Fuß auf den Nacken und zwang ihn, in den demütigsten Ausdrücken um sein Leben zu bitten.

Dieses Stück blieb so lange auf der Bühne, bis seiner Aufführung einst der Gesandte Heinrichs IV. am Madrider Hof, Emmerich Johier von Barrault, beiwohnte. Dieser stürzte, als sich die besagte Szene abspielte, in auflodernde Zorn angesichts aller Zuschauer auf die Bühne, zog seinen Degen und stach den Darsteller des Königs Franz ohne weitere Umstände nieder.

Da fanden es die Spanier an der Zeit, das Stück vom Repertoire abzusetzen.

Der „tapfere" General

Marschall Lannes trat einmal vor Napoleon für den Kommandanten der Kaiserin-Dragoner ein, der nicht gerade in dem Rufe stand, besonders tapfer zu sein. „Der Ärmste hat einen argen Handel gehabt, Sire", sagte er, „er bekam dabei eine Kugel in den Leib." Napoleon antwortete sehr erstaunt: „Eine Kugel in den Leib, der? Das ist nicht möglich! Er müßte sie verschluckt haben." W.

ERNST KREUDER:

NACHTFAHRT

Der beschleunigte Personenzug hielt auf dem nächtlichen, verlassenen Bahnsteig vier Minuten. Ich warf die Zigarette hin, als er angebraust kam und nahm den Koffer in die linke Hand. Als der Zug stand, riß ich die Tür des III. Klassewagens auf, hob den Koffer aufs Knie und stemmte ihn hoch und schob ihn in den Gang hinein. Dann schnallte ich die Reisedecke ab, hob den Koffer ins Gepäcknetz, breitete die Decke auf der Bank aus, löschte das Licht, der Zug fuhr an und ich streckte mich auf der Bank aus.

Ich versuchte einzuschlafen, aber ich mußte unausgesetzt daran denken, daß ich einschlafen wollte und dann schlief ich nicht ein, ich horchte auf das Rattern und Sausen des Zuges, der durch die Nacht eilte, als wollte er den Morgen einholen.

Plötzlich gackerte ein Huhn in der Nähe. Ich setzte mich auf und drehte das Licht an. Das Huhn lief gackernd durch den Gang zurück, der in der Mitte des Wagens die offenen Abteile trennte. Ich stand auf und folgte dem Huhn und sah, daß alle Plätze leer waren. Aber in dem hintersten Abteil lag ein hemdsärmeliger Mann auf der Bank und schnarchte. Er hatte das blaue Licht eingeschaltet. Auf dem Boden standen Kartons und Schachteln und daneben lag ein Sack, der sich bewegte, und dann kam aus einem Loch des Sackes der Kopf eines weißen Kaninchens heraus. Ich sah mir den Mann an, er hatte einen schwarzen, gezwirbelten Schnurrbart im dunkelhäutigen, faltigen Gesicht, einen geschorenen, eiförmigen Kopf und ein kräftiges Kinn mit einer breiten Narbe. Das Huhn gackerte wieder. Ich klopfte dem Mann auf die Schulter. Er blinzelte und setzte sich auf.

„Ihr Huhn", sagte ich, „es läuft im Wagen herum. Sie müssen es einfangen, sonst bekommen Sie Schwierigkeiten."

„Sehr freundlich, der Herr", sagte der Mann, „wollen Sie eine Zigarette?" Er zog aus der Westentasche ein verdrücktes Päckchen.

„Danke", sagte ich und bot ihm meine Schachtel an.

„Bin so frei", sagte der Mann und nahm eine heraus.

„Nehmen Sie sich noch eine", sagte ich, „sie sind recht gut."

Er nahm noch eine und steckte sie hinters Ohr.

„Verdammte Fahrt", sagte er, machte ein glattes Kinn und bließ den Rauch gegen Schnurrbart und Nase hoch. Dann lockte er das Huhn, aber es kam nicht. Da warf er Maiskörner auf den Boden, es kam, pickte, er faßte es und drückte es in einen Karton, der mit Luftlöcher versehen war.

„So", sagte er. „Trinken Sie einen Kaffee mit?"

Ich nickte. Ich setzte mich hin und war neugierig, wie er hier zu Kaffee kommen wollte. Er zog eine Blechkiste unter der Bank hervor, hob den Deckel ab und darin stand ein Topf auf einem Spirituskocher. Er nahm den Topf heraus und ging in den Waschraum nebenan und kam mit dem gefüllten Topf wieder zurück. Dann zündete er den Spirituskocher an und setzte den Topf darauf. Der Zug fuhr mit unverminderter Geschwindigkeit durch die nächtlichen Ebenen. Der Wagen war neu und gut gefedert. Der Mann schob die Blechkiste wieder unter die Bank und wartete, bis das Wasser kochte.

„So", sagte er, „jetzt gibts Kaffee. Ich will die Tassen spülen." Er ging in den Waschraum um die Ecke und spülte die blaugemusterten, henkellosen Tassen.

Als das Wasser unter der Bank kochte, schüttete der Mann gemahlenen Kaffee hinein. Dann fütterte er die Kaninchen in dem Sack mit Blumenkohlblättern.

„Fahren Sie weit?" fragte ich den Mann, als er mir die Tasse mit dem heißen Gebräu reichte.

„Bis morgen Abend", sagte er, „es ist leider kein Zucker da."

„Es geht schon", sagte ich, „schmeckt ausgezeichnet. Sie sind wohl oft gereist?"

„Ja, früher mit dem Zirkus und dann zu den Messen."

„Sind Sie verheiratet?" fragte ich ihn.

„Jetzt nicht mehr", sagte er und trank und tauchte den Schnurrbart etwas in den Kaffee. Der Zug bremste und hielt. Der Mann stellte die Tassen weg.

„Wie wäre es jetzt mit einem Kognak?" sagte ich.

„Nach dem Kaffee sehr gut", sagte er und ließ seinen Hosenträger knallen. Wir hielten auf dem Bahnsteig 1 in einer größeren Stadt. Das Bahnhofsbüffet war erleuchtet. Ich ging über den leeren nächtlichen Bahnsteig und kaufte an dem Büffet eine Flasche Kognak. Dann nahm ich noch drei Flaschen Bier und bekam zwei Papierbecher dazu.

Es war niemand in den Wagen eingestiegen. Als der Mann die Bierflaschen sah, schnalzte er mit der Zunge.

„So eine Fahrt ist lang", sagte ich und goß das schäumende Bier in die Papierbecher.

„Zum Wohlsein", sagte der Mann und trank seinen Becher auf einmal leer. Der Zug fuhr weiter. Der spärlich erleuchtete Bahnsteig glitt vorüber und dann war nur noch das Dunkel der Nacht vor den Fenstern. Als die Bierflaschen leer waren, tranken wir Kognak. Ich schnitt die Papierbecher kürzer, daß sie zwei Finger hoch waren und spülte sie. Daraus tranken wir den Kognak. Der Mann rauchte ununterbrochen.

„Ich war auch einmal verheiratet", sagte ich, es war erfunden, „es geht eben nicht immer gut aus."

„Jawohl", sagte der Mann, „es kommt eben darauf an."

„Und dann, wer kennt die Frauen?" sagte ich.

„Das ist's," sagte der Mann, „zum Wohlsein."

„Zum Wohlsein", sagte ich, „soll man heiraten oder nicht?"

„Das kann man vorher nicht wissen", meinte der Mann.

„Und wo fahren Sie jetzt mit dem Viehzeug da hin?"

„Mein Bruder ist gestorben", sagte der Mann, „und da habe ich sein Haus geerbt."

„War er verheiratet?" fragte ich.

„Jemand zugestiegen?" fragte der Schaffner und ging vorüber.

„Mit meiner früheren Frau", sagte der Mann.

„Da werden Sie sie also wieder sehen?"

„Sie schrieb mir, sie wollte mich wieder heiraten. Was meinen Sie dazu?"

„Wie mans nimmt", sagte ich, „wenn Sie Lust haben? Kann sie gut kochen?" Ich goß die abgeschnittenen Becher wieder voll.

„Wohlsein, das kann sie. Jetzt wird man alt, und wenn man dann allein ist, das ist auch nichts. Das ist sie." Er hielt mir ein Bild hin. Eine junge, üppige Frau



Der Herr Abbé — Kubin

stand vor einem Gartenhäuschen in der Sonne und lachte vieldeutig. Das war sie, dachte ich.

„Und warum haben Sie sich scheiden lassen?“ sagte ich.

„Weil sie meinen Bruder wollte“, sagte der Mann, „mein Bruder hatte Geld und das Haus.“

„Und jetzt haben Sie das Haus“, sagte ich.

„Das ist es, deshalb will sie mich wieder“, sagte der Mann.

„Dann wünsche ich Ihnen alles Gute“, sagte ich, „ich bin müde und will jetzt schlafen. Also bis morgen früh.“

„Besten Dank der Herr, wünsche wohl zu ruhn“, sagte der Mann.

„Nichts zu danken“, sagte ich, „bitte“, und ging nach vorn, drehte das Licht aus und legte mich auf meine Bank. Ich schlief sogleich ein.

Ich mochte vielleicht eine Stunde geschlafen haben, als ich geweckt wurde.

„Was ist los?“ sagte ich.

„Sie werden entschuldigen,“ sagte der Mann mit dem Viehzeug, es war dunkel, ich konnte ihn nicht sehen, „ich konnte nicht schlafen. Haben Sie noch eine Zigarette?“

Ich drehte das Licht an und gab ihm eine Zigarette.

„Ich glaube, ich kann sie nicht mehr heiraten“, sagte er und sah mich unschlüssig an.

„Was soll man da machen?“ sagte ich. Er saß da, rauchte und schwieg. Der Zug ratterte durch die Nacht, die schon nicht mehr so schwarz war. Jetzt war dem Morgen schon auf den Fersen, der Nachtzug.

„Dann nehmen Sie sie als Haushälterin“, sagte ich, „man soll niemand verstoßen.“

„Soll man wohl nicht“, sagte der Mann, „aber damals hat sie mich verstoßen.“

„Nun ja“, sagte ich, „das kann sie ja wieder gut machen. Glauben Sie nicht, daß sie das wieder gut machen kann?“

„Das kann sie,“ sagte der Mann, „da haben Sie Recht. Natürlich. Also dann besten Dank auch.“ Er ging zu dem Huhn und den Kaninchen zurück, ich schlief wieder ein.



Antilope G. Rheinen



Kinderbildnis Ernst Liebermann-München

Geschick

Keine Stirne kann es zwingen,
Keines Sehers Blick,
Still in rätselhaftes Ringen
Wächst es, dein Geschick.

Eine Deutung gibt kein Spiegel,
Auch der Sterne Bild
Bleibt Geheimnis unterm Siegel,
Läßt dich ungestillt.

Aber suche nur zu lauschen,
Ahnung singt dein Blut,
Dunkel hörst du's drunten rauschen,
Wo dein Wesen ruht.

Was du warst, du bist es immer,
Wage, es zu sein,
Was du hast, es läßt dich nimmer,
Nimm' und sage: mein.

Was du liebtest, blüht wie Bäume,
Blühend steht das Land
Frucht verklärter Kinderträume
Reift dir in die Hand.

Manchen siehst du früh ermatten,
Der sich selbst nicht glaubt,
Und vor Abend fällt ein Schatten
Auf sein Haupt.

Georg Schwarz

FRIEDRICH DEML:

Ewiges Franken

Ein altes Sprichwort sagt: Reben, Meßgeläut und Main und Bamberg, das ist Franken.

Kein Dichter könnte den Reiz dieser Landschaft in edlere Worte fassen, als es der Volksmund tat.

Rebe, das ist Schmack und Würze, aus dem porigen Stein geschlagen, durch den Stab der Sonne, dem duftenden und laubumkränzten, ist andächtig-zähe Arbeit des Heckers, gekrümmter Rücken und hornige Hand, ist wechselvolles Heranreifen durch die Stunden des Jahres, Lese und Fest, trüber Most und dröhnende Kelter und endlich klarer Wein, ein kühles Feuer den Menschen.

Messegeläut mag jene gläubige Schwingung der Seele bedeuten, welche das Land trägt seit urdenklichen Zeiten, seit seine Kultur wuchs aus dem Schoß der mütterlichen Kirche und der männlich überschattenden Zeugungskraft germanischer Wälder.

Der Main ist jenes Band, das den vielfältig lockeren Reichtum der Einzeldinge zusammenfügt zu einem magischen Geschmeide, Nähe und Ferne ineinander fließen läßt.

Bamberg aber ist die heroische Verheißung des neuen Reiches, der Stil einer deutschen Rasse der Zukunft, die im Kampf mit der Milde und Süße der Erde, mit Unzulänglichkeit, Zweifel, Träumerei und Vielerlei sich aufrafft zur festen Form.

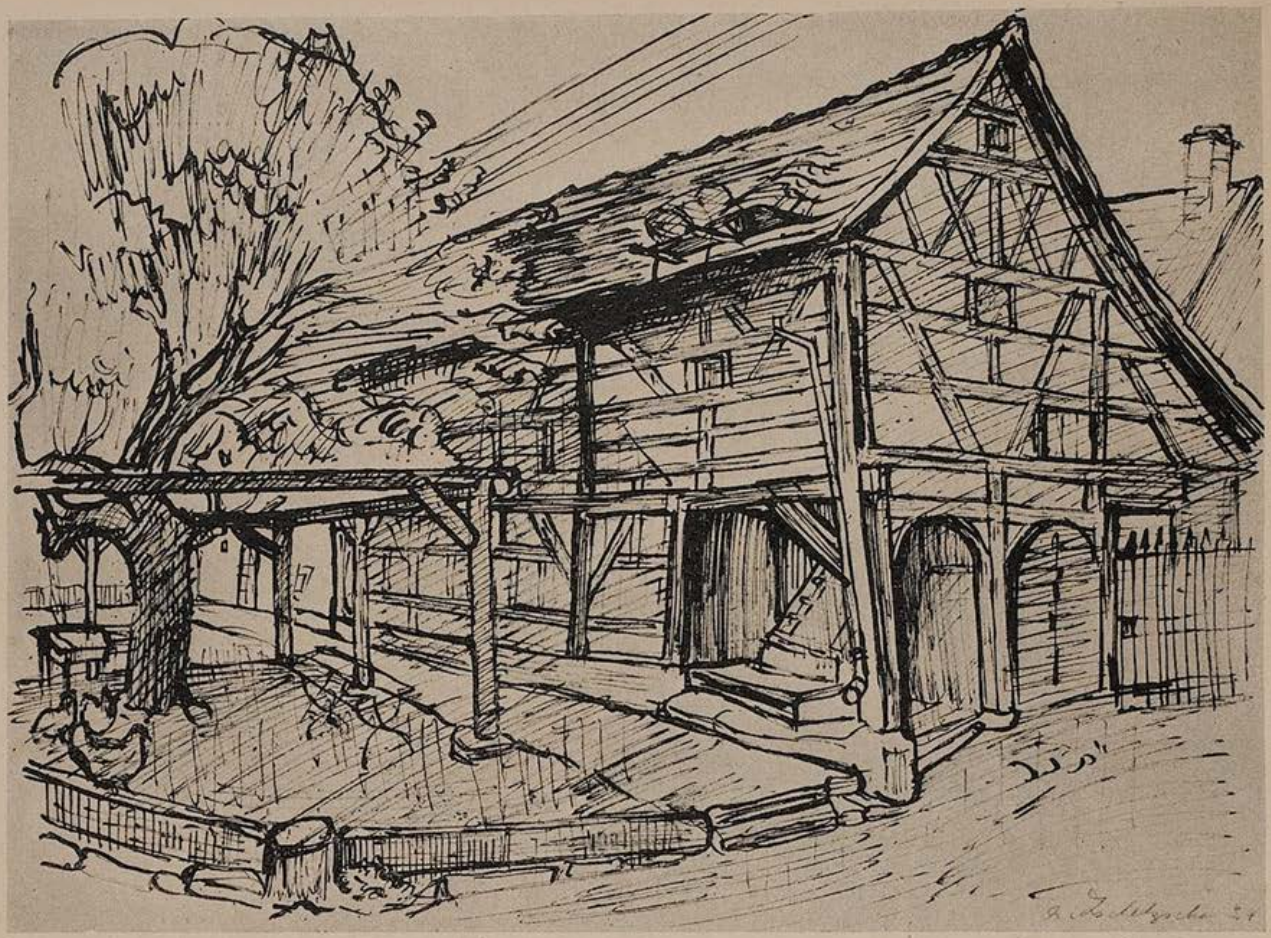
Wenn ich dich künden soll, fränkische Heimat, muß ich mein überschwengliches Herz ernüchtern; denn uferlos ist die strömende Fülle deiner Erscheinungen, betörend das Lächeln deines Gesichts. Wer dürfte den Spiegel deiner Züge in starre Linien vereinfachen, die Laune deiner Stimmungen einfangen, deine Gebärde deuten? So will ich demütig sein und offen.

Der fränkische Raum ist von der Natur mit Bestimmtheit gebildet, wohlumrandet und in sich selber geteilt wie die Schale des heiligen Gral. Im Osten lagert der Granitklotz des Fichtelgebirges. Aus seinen kühlen Kammern bricht der weiße Main, der sich bald mit dem roten vereinigt, und von harzduftenden Flößen befahren, westwärts biegt. Am Staffelstein berührt er die weiße Kante des Jura: die barocken Kirchen von Banz und Vierzehnheiligen schwanken wie zwei Schlachtschiffe Gottes heran und werfen kriegerisch und festlich Anker auf den Hügeln. Bei Bamberg empfängt er die Regnitz, die von den Fabrikwässern Nürnbergs und Fürths getrübt, durch die mittelfränkische Furche zieht, jenen Verbindungsweg zwischen Rhein und Donau, Orient und Okzident bezeichnend, den schon Karl der Große durch einen Kanal nutzbar machen wollte.

Dann betritt der Main das eigentliche Unterfranken, an den buchenholzgezimmerten Torpfeilern des Steigerwaldes und der Haßberge vorbei, und schlängelt sich genießerisch und milde durch die Muschelkalkplatte. Weingärten erklettern seine Ufer, verschlafene Städtchen und fachwerk-



Die Hecke — Walter Dolch-Amberg



Fränkisches Bauernhaus — A. Zschetzsche-Bamberg

braune Dörfer schmiegen sich zutraulich in die Bergfalten und Flußschlingen. Der Wasserspiegel wirft die Sonnenstrahlung blendend in die Luft, eine zarte Musik tänzelt um die sonntäglichen Kirchturmspitzen. Schon taucht Würzburg empor, die heiterste aller Frankenstädte. Der durchbrochene Helm des gotischen Marienhauses am Markt flimmert rötlich, aus den Gärten steigt Gewölk von Düften und der Steinwein fließt hügelab in die behäbig gepreßten Boksbeutel. Hier zu verweilen ist gut und gefährlich: Als ein Zecher und Tor die Dinge einzuschlürfen: den honiggelben Himmel und die sanfte Welle des Bodens, die Überfülle der Kunst und Wissenschaft, Einfalt des Volkes und kreatürliche Wärme von Mensch und Tier, Geborgenheit, Vergessenheit, Spiel.

Du wirst vielleicht aufatmen, wenn die kargere Luft des Spessart dich anweht. Wie ein viereckiger Block aus grünem Erz liegt dieses Gebirge an der westlichen Schwelle des Frankenlandes, Eingang und Ausgang besiegelnd. In seinen feuchten Gründen tummelt sich das Schwarzwild, sein Gewölbe hallt von Axt und Hifthorn, Sage und Einsamkeit, sein Saum aber lächelt und streift wohllautende, köstlich geschnitzte Orte: Mildenberg, Amorbach, Klingenberg, Aschaffenburg. Eine Faltbootfahrt auf dem Main würde gemächlich alle Bilder vorübergleiten lassen. Du entdecktest den beseelten Reiz dieser Hügel und Talungen, die Stille dieser Flur, die von Kapellen und ländlichen Heiligen bewohnt, Korn und Wein, Obst, Bienenstöcke und gelbgeflecktes Vieh geduldig trägt. Du genössest die plaudernde Biederkeit verschrumpelter Städtchen, die hinter ihrem zerborstenen Mauerharnisch von einstigen Heldentaten raunen.

Legendenhaft ist dieses Land und wundersüchtig wie Tage der Kindheit. Ich denke an März und April am Fuße des Jura.

Die Giechburg hebt ihre zerzauste Zinnenkrone, ihren dicken geschwärzten Bergfried in die zitternde Bläue. Weiße Lämmervölkchen weiden, am Ellerbach gruneln die Hecken; morgen wird der Vater mit uns den Osterhasen suchen gehen; unsere Hände werden in die samtne Höhlung der Weidenstöcke tunken, bunte Eierchen herausholen oder Veilchen und Schlüsselblumen zage pflücken. Mutter Sonne wärmt die Sandsteintreppe unseres Hauses, wie eine Henne ihr Nest.

Groß ist der Sommer in Franken! Die Dörfer schwimmen mühsam in der kupfernen Brandung des Weizens, hinter dem Gitter der Hopfenstangen, hinter den Büscheln des Maises verstecken sich die Hauben und Dächer. Thymian wildert auf sandigen Wegen und die Blätter der Heckenrose weht ein seidiger Wind an deine Stirn.

Üppigkeit und Pracht des Herbstes, Blässe und Heimlichkeit des Winters zu malen, ist müßiger Versuch; immer steigt aus der flüchtigen Farbe der Jahreszeit, aus der Ebbe und Flut der Pflanzen die melodische Linie von Turm und Giebel, Tor und Mauer empor. Die Siedlungen fränkischen Stammes ähneln einander im zarten und festen Umriß, in der Gesamtprägung; nur die Gruppierung der Massen ist verschieden, der Akzent bald auf dieses, bald auf jenes Gebäude gelegt. Menschenwerk ist eingebettet in die Natur. Ist Bewußtwerden und Aufklingen der stummen, nachbarlichen Dinge. Der Bauernheilige am bemoosten Bildstock rafft in seiner Gebärde, in der Faltung seines Mantels den Schwung der Landschaft, die Brücke biegt noch einmal die sanfte Streichung ihrer Hügel nach.

Es scheint ein Merkmal fränkischer Kunst und Kultur, daß sie nie in Übermut und Übermaß verfällt, immer das Harmonisch-gegliederte sucht. Das Derbe, Klobige, Plumpe und Breitflächige altbayerischer Stammesart ist ihr fremd. Wohl kennt sie Größe und Trotz, doch ohne Riesenhaftigkeit. Sie ist menschlich. Wohl neigt sie in manchem Bereiche zum Idyllischen; doch sie ist vielfältig und gegensätzlich genug, um in sich selber den Ausgleich zu finden. Neben den weichen und träumeri-

schen Gestalten Til Riemenschneiders wuchs die Kernigkeit und Männlichkeit Dürers. Letztmögliches fränkischer Kunst aber wurde Wirklichkeit in Meister Mathias Grünewalds brennenden Gemälden. Das Vulkanische schlummert noch im Untergrund der fränkischen Seele, der Geist des Weins und die Aufruhrhitze des Pfeifers von Niklashausen.

Schillernd und vielzellig wie der Aufbau der fränkischen Landschaft, dennoch eine Schicksalseinheit, ist der Charakter des fränkischen Menschen. Der Uferbewohner des Maines beweglich, schwärmerisch, gefühlsfroh, voll Laune und Witz und Weltfrömmigkeit; der Fichtelgebirgler und Steigerwäldler aus Wurzelholz geschnitzt, zurückgezogen und ausdauernd, voll Kühnheit und Lernbegier, ausgreifend in seinen Plänen; der reichsstädtische Nürnberger geschickt, bürgerstolz, handelsklug, in der Hefe allerdings laut und anbiedernd, mißtrauisch. Die Rhön- und Juraleute genügsam, haushälterisch, voll Fantasie, die sich entzündet an den schwarzen Basaltkuppen und Hochmooren, oder an den zerfressenen Kalkwänden und Höhlen ihrer Heimat: Kurzum eine landschaftlich bedingte Mischung von Tugenden und Lastern. Selten allerdings zu Unbedingtheit und Dämonie gesteigert. Vor dieser Tatsache gilt es die Augen nicht zu verschließen. Wie das deutsche Leben seit dem Ende der Staufen sich verzettelte in Eifersucht, Kleinseligkeit und Spießbürgerglück, so zerfiel auch Franken, des Reiches Mitte und Schatzkammer in hundert brave Vaterländchen und bot so ein getreues Spiegelbild der allgemeinen Entwicklung. Mächtig blühte es nur in dem Reichtum seiner Kultur. Seit den wilden Tagen der Merowinger bis zum leichtsinnig plätschernden Rokoko überquillt dieses Land von Schaffensfreude. Seine Stunde erlebte es dreimal: Als die kaiserliche Romanik sich aufgipfelte im Dom zu Bamberg, als Nürnberg und die Gotik blühten, als das festliche Barock der Meister Neumann und Dientzenhofer rauschte.

Kein Wunder, daß in diesem götterhaltigen und trächtigen Boden auch heutige Kunst gerne Wurzeln schlägt. Das markgräflich-vornehme Bayreuth und Richard Wagner gehören atmosphärisch zusammen. Jean Paul und die Schnurrigkeit altfränkischer Winkel, mozartische Musik und Würzburg, Beethoven und Bamberg scheinen mir verwandt. Es ist notwendig, daß Kunst und Volk und Landschaft wieder zusammenwachsen zu einer göttlichen Dreieinheit. Es ist notwendig, daß Zukunft sich gebäre aus der fränkischen Erde, eine neue Kunst, ein neuer Mensch. Beide werden nur wachsen im steten Kampf gegen die seligbiedermeierliche Umwelt.

So wollen wir Verheißung glauben, daß aus diesem Raum jener steinerne Parsival erstand, den wir verehren als das Sinnbild unserer Sehnsucht nach dem deutschen Menschen:

Jener Reiter im Dom zu Bamberg, den der Dichter ruft:

Du bist der Adlige im Gleichgewicht,
Der Mensch im Anfang!
Der üppige Trotz um deinen Mund
Ist herrlicher als Frankens Herbst.
Dein Kinn ist eine zögernde Gewährung,
Dein Auge eine spähende Helle,
Ein Dringen durch den Raum.
Ich liebe deine Stirn,
Die lässige Gebärde deiner Hand,
Den falkengleichen Wuchs. — Im Sattel spannt
Sich deine Kraft wie ein verhaltner Bogen.
Du bist der Herrscher, den ich suchte,
Dir will ich dienen ohne Frage,
Nach deinem Antlitz meine Rasse bilden,
Die jähe, die verworrene — ergreife
Des Reiches Zügel, rufe deine Scharen,
Die Zeit ist reif, die deutsche Erde dampft,
Die Völker gären, führe uns!



Jagd

Dagmar v. Bentheim

Die Serenade

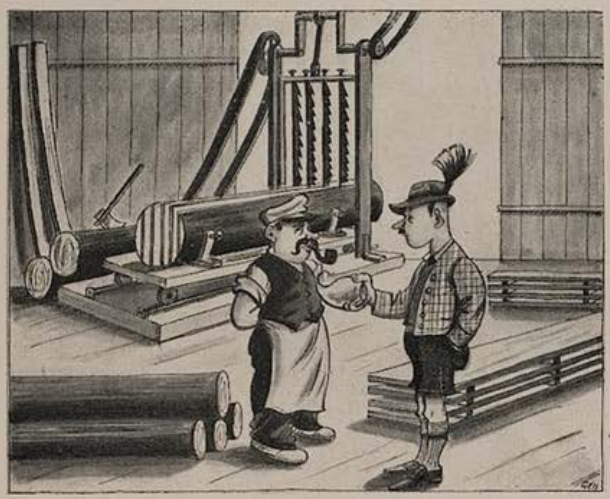
Hellmesberger, der bekannte Wiener Hofkapellmeister, war wegen seines bissigen Spottes, der nicht einmal seine besten Freunde verschonte, allgemein gefürchtet.

Eines Tages besuchte ihn sein Freund Robert Fuchs und legte ihm eine soeben komponierte Serenade vor:

Hellmesberger überflog sie, runzelte die Brauen und reichte dem Freunde die Komposition mit den Worten zurück:

„Fuchs, die hast du ganz gestohlen!"

Josef Geis



„Wolln S' ma net mein Radi in Scheiben schneiden?"

Er läßt sich nicht zum Narren halten

Anläßlich der Zusammenkunft des russischen Zaren mit dem König Friedrich Wilhelm III. zu Memel im Jahre 1802 gingen die beiden Monarchen eines Tages, einfach gekleidet, am Hafen spazieren.

Ein englischer Kapitän war soeben mit seinem Schiff gelandet und begegnete ihnen. Sie unterhielten sich mit ihm und am Ende sagte der König, auf seinen Begleiter deutend, daß er den russischen Zaren vor sich habe. Der Kapitän trat ehrfurchtsvoll, aber doch noch zweifelnd, einige Schritte zurück.

Da sagte der Zar, der andere sei der König von Preußen.

Das kam dem Kapitän jedoch anscheinend spanisch vor. Er spuckte aus und sagte, indem er sich unwillig abwandte und seiner Wege ging: „Das können Sie mit mir nicht machen, meine Herren. Ich lasse mich nicht zum Narren halten!"

Wie ein Falschmünzer entdeckt wurde

Eines Tages im Jahre 1786 kam ein kleiner Junge, von seinem Vater geschickt, in eine Kölner Gastwirtschaft, um einen Taler wechseln zu lassen. Der Zappes warf das Geldstück, das ihm verdächtig schien, prüfend auf den eichenen Schanktisch und sagte: „Hör' mal, min Jong, der Taler scheint mir falsch zu sein!"

„Das kann nicht sein!" rief dieser aus. „Mein Vater hat ihn ja selbst gemacht!"

Der Wirt benachrichtigte die Polizei. Diese stellte gar bald fest, daß der Junge mit dem zweiten Teil seiner Behauptung recht hatte. Der Falschmünzer und seine Frau wurden hingerichtet.

Doppelsinnig

Ein Schauspieler hatte einst in einem Stück von Kotzebue einen Fremden, der bei seinem Auftreten die Tore seiner Vaterstadt anredet, zu spielen. Anstatt sich aber bei seiner Anrede gegen die Torflügel zu wenden, sah er in das Publikum hinab und sprach: „So steh ich denn wieder vor diesen Toren..."

Brauchen Sie DIE kleine ANZEIGE der „Jugend"

SCHRIFTSTELLERN

bietet große Buchdruckerei mit angegliedertem bekanntem Verlag für wissenschaftliche oder belletristische Werke sehr vorteilhafte

VERLAGSVERBINDUNG

Anfragen unter Literaria 846 an die Expedition der „Jugend", München, Herrnstraße 10.

Zur Anfertigung jeder Art
Drucksachen
empfiehlt sich
G. Hirth Verlag AG. München, Herrnstr. 10

20 verschiedene Kunstpostkarten
für 50 Pfg. postfrei
G. HIRTH VERLAG AG. München, Herrnstr. 10

Wer kauft schafft Arbeit!

Schöne weiße Zähne
Chlorodont
die Qualitäts-Zahnpaste

Männer über 40
die ihre Kräfte schwinden fühlen, werden wieder jung und lebensfroh durch das bewährte „Sexurfan". Lebenskraft und Lebensfreude bis ins höchste Alter. Prospekt diskret durch die Sexurfan-Co. Bad Reichenhall 536



ZEITUNGS-AUSSCHNITTE liefert
ADRESSEN schreibt
WURFSENDUNGEN erledigt
FÜR SIE
ADOLF SCHUSTERMANN
FERNRUF: 87, JANNOWITZ 5116, 5117 UND 5811
DRUCKSCHRIFTEN BITTEN WIR ANZUFORDERN!
GEGRÜNDET 1908 BERLIN SO. 16 MUNGESTR. 20

LEST DIE „JUGEND"

Inserate in der „JUGEND" finden weiteste Verbreitung!

KUNSTPOSTKARTEN
in vortrefflichem Vierfarbendruck nach Bilderwiedergaben aus der „Jugend" liefern wir 20 St. für 90 Pf., die ganze Serie von 170 St. für RM. 6.— franko
G. HIRTH VERLAG AG.
München 2 NO — Herrnstraße 10

Fidus-Bilder
in Postkartenformat. Wiedergaben der besten Werke dieses Berliner Meisters, sind zum Preise von 50 Pfg. für die Serie von 12 Stück herausgegeben. Der großen Verehrergemeinde von Fidus wird diese Veröffentlichung willkommen sein.
G. Hirth Verlag A.
München, Herrnstraße 10

SCHÖNE BILDER
an den Wänden machen die Wohnräume behaglich. Wo das Geld für Erwerbung von Originalen fehlt, hat der Bilderliebhaber Ersatz an den Vierfarben-Kunstblättern der „Jugend", die zu den erstaunlich billigen Preisen von 45 Pfg., 65 Pfg. und 90 Pfg., je nach Größe, zuzüglich Portospesen durch den Kunsthandel und den unterzeichneten Verlag zu beziehen sind. Der reich bebilderte Katalog (Preis RM. 2.70 zuzüglich Portospesen) erleichtert die Bestellung.
G. Hirth Verlag AG., München, Herrnstr. 10

Lest den
Sportfischer
die vortrefflich ausgestattete Fachzeitschrift.
Halbjahrespreis 3 M.
Fischereisport-Verlag
Dr. Hanns Schindler
München NW 2
Karlstraße 44

Ein Buch fürs Leben ist: KREMPELHUBER
Für Stille Stunden
Die gesunde und praktische Lebensweisheit nach gesammelten Erkenntnissen der Philosophie vom Altertum bis zur Gegenwart. 450 Seiten in Ganzleinen gebunden nur RM. 2.85 zuzüglich 40 Pfg. für Porto. Zu haben in den Buchhandlungen oder beim unterzeichneten Verlag
G. HIRTH VERLAG AG. MÜNCHEN, HERRNSTRASSE 10

Der Bettler

„Verzeihung, mein Herr, haben Sie nicht eine Kleinigkeit zu essen?"

„Warten Sie mal, ich hole meine Frau!"

„O nicht doch, mein Herr, ich bin kein Kannibale!"

Die Endsilbe

Größere Kinder bekommen als Hausaufgabe Wörter aufzuschreiben mit der Endsilbe bar. Bei einem Mädchen ist dann als Beispiel zu lesen: „Meine Schwester hat einbar Schuhe."

Genügt

„Ich liebe Sie", sagt der Jüngling. „Aber ich hoffe nicht auf ihre Gegenliebe."

„Und warum nicht?"

„Aus drei Gründen. Erstens habe ich kein Geld — — —"

„Danke! — Die andern Gründe interessieren mich nicht."

Rekord

„Minna, Sie Unglückswurm, jetzt haben Sie die kostbare Vase zerbrochen, die 200 Mark gekostet hat."

„Ach, das ist doch nicht so schlimm. Mein Rekord ist eine große chinesische Vase, die 930 Mark gekostet hat.

Leichter Verdienst

Gurke grinst vergnügt.

„Was freust du dich, Gurke?"

„Habe soeben zehn Mark verdient."

„Bravo! Womit?"

Gurke strahlt:

„Bin an einer Wiese vorbeigekommen. An der Wiese stand ein Schild: Betreten bei 5 Mark Strafe verboten."

„Und?"

„Da bin ich schnell zweimal darüber gelaufen, ohne daß es jemand gesehen hat."

Butterbrot

Bobby fährt nach Budapest.

Bobby packt seine sieben Sachen.

Einen Koffer voll Butterbrote. Noch einen Koffer voll Butterbrote. Und dann noch drei Taschen voll Butterbroten.

„Was willst du denn mit den vielen Butterbroten, Bobby?"

Bobby schmunzelt:

„Weißt, ich habe mir sagen lassen, in Budapest sind die Frauen für ein Butterbrot zu haben." *Jo*

Unmöglich

„An dieser Suppe mußt du aber was verkehrt gemacht haben, liebes Kind. Die schmeckt ja ganz bitter!"

„Unmöglich! Im Kochbuch steht ausdrücklich: schmeckt ausgezeichnet." *F. S*

Unmöglich

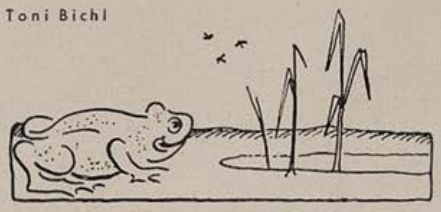
„Sie wissen nicht, wo Ihre Milz sitzt? Da etwa, wo Sie Ihre Taschenuhr haben!"

„Nein, das ist nicht möglich!"

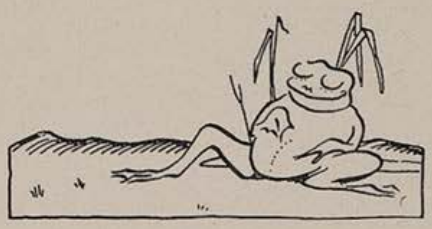
„Unmöglich? Weshalb denn?"

„Na, hören Sie, wie soll denn meine Milz auf das Leihamt kommen?" *F. S.*

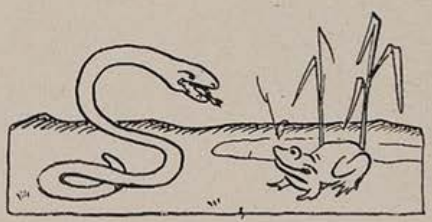
Toni Bichl



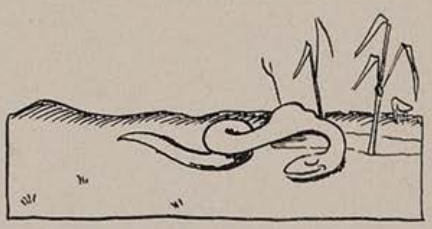
Unendlich ist . . .



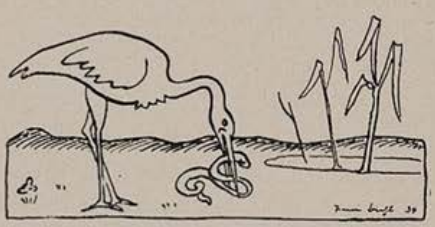
der . . . .



Kreislauf . . .



der . . . .



Natur!

Belanglos

„Ich hörte, Ihre Gattin hatte mit ihrem Auto einen Unfall. Doch nichts Ernstliches?"

„Oh, nein. Beide haben nur etwas Farbe verloren."

Ferien

„Werden Sie heuer im Sommer verreisen?"

„Ja!"

„Mit der Frau Gemahlin?"

„Nein . . . Die wurde freigesprochen!"

Irrtum

Ein Schotte kam nach Berlin. Ging durch das Brandenburger Tor. Und verlor einen Groschen. Der Schotte suchte zwei Stunden. Dann rief er einen Schutzmann. Der Schutzmann und der Schotte suchten zwei Stunden. Dann suchte nochmals der Schutzmann und der Schotte für sich zwei Stunden. Der Groschen blieb verschwunden. Schwer betrübt fuhr der Schotte nach Schottland zurück.

Zehn Jahre später kam er wieder nach Berlin.

Ging zum Brandenburger Tor. Sah just an der Stelle, wo er den Groschen verlor, Erdarbeiter in einem tiefen Straßenloch buddeln.

Blieb der Schotte stehen und sagte:

„Aber meine Herren — das ist doch wirklich nicht nötig — wegen der zehn Pfennige!" *Jo*

Der Aufschneider

Grandbusche nimmt den Mund oft zu voll. Man kann ihn nirgends einladen. Er übertreibt so, daß sich die Tische biegen.

Kürzlich war er bei Klemms.

„Tu mir den einzigen Gefallen", bat Klemm, „erzähl nicht wieder so dicke Lügen. Wenn du wieder aufschneidest, trete ich dir unter dem Tisch auf den Fuß. Dann hörst du sofort auf."

Grandbusche verspricht es.

Grandbusche erzählt den ganzen Abend nichts.

Da aber fällt das Wort „Turnhalle".

Jetzt bricht es aus Grandbusche nach qualvoller Zurückhaltung:

„Ich habe in Amerika Turnhallen gesehen, so etwas können Sie sich überhaupt nicht vorstellen. Erstens waren sie mindestens dreitausend Meter lang —"

Klemm sieht ihn an. Klemm hebt den Fuß.

„— dann waren sie über viertausend Meter breit —"

Klemm tritt zu:

Grandbusche erschrickt. Entsinnt sich und stottert:

„— und nur einen Meter hoch."

Aus einem Roman

. . . da entzog sie ihm plötzlich ihre Hände und verschlang sie unter schweren Seufzern . . .

Erklärung

„Nach der gestrigen Kneiperei ist mir, als ob mir jemand im Kopf herumtrampeln würde!"

„Du wirst halt einen gestiefelten Kater haben!"

Zu eingebildet

— „Sie gebrauchten soeben das Wort „Esel!" Meinten Sie mich damit?"

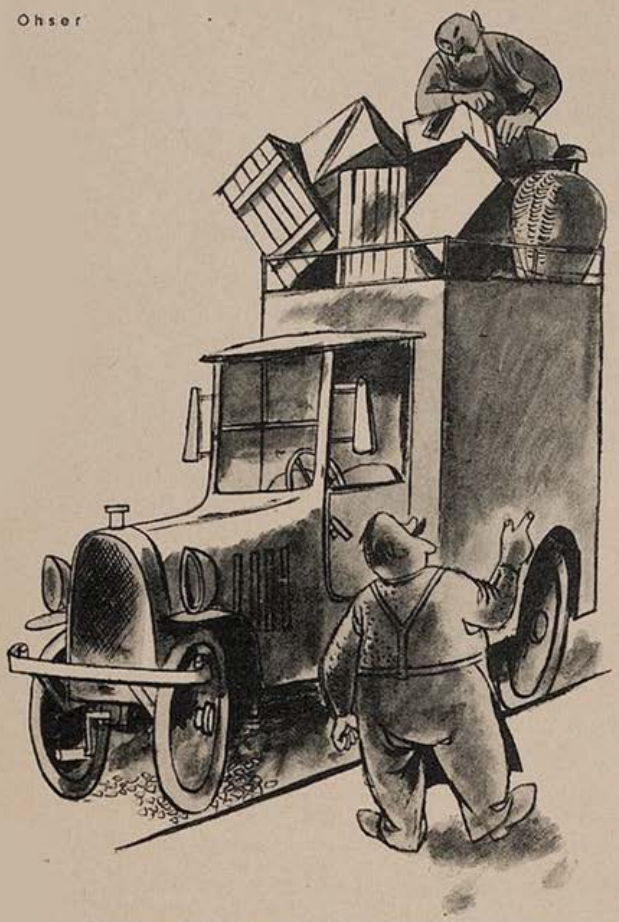
— „Durchaus nicht, mein Herr! Glauben Sie denn, Sie sind der einzige Esel auf der Welt?"

Schwer möglich

Der Schwiegervater in spe fragte den Brautwerber: „Junger Mann, können Sie mit Ihrer kleinen Fabrik überhaupt eine Frau ernähren?"

„Nein", gestand der Bräutigam beschämt, „ich erzeuge doch Schuhwichse!" *Spt.*

Ohser



‚Die kleene rote isses, 's steht ‚Vorsicht' druff ... schmeiß se runter!"

Verkitschter Schwan

O schöner, zarter, sanfter Schwan —
was haben dir die Menschen angetan!
Du schwammst, und sahnig strahlte dein Gefieder,
im Binsenteich des Parkes auf und nieder.

Nun stehst du, in der Mitte hohl,
als billiges Idol auf dem Konsol.
Nun prangst du gleichsam dekorationell
bei Frau Archivratswitwe Piepengrell.

Du wurdest Schund, du wurdest Gips
und rechnest rücksichtslos zur Gattung „Nippes".
Was hilft dein Sträuben, was dein grimmes Schielen?
Verdammt, du mußt Gebrauchsartikel spielen ...

Mal kürt man dich zur Blumenvase,
mal füllt mit Eiern dich der Osterhase,
mal mimst du stur und stumm den Aschenbecher,
doch sei getrosten Muts — es naht ein Rächer!

Mir schwant, ein Geist wird uns beglücken
und allem Plunderkram zu Leibe rücken,
die unentwegt mißbrauchte Kreatur
zu lösen aus dem Fluch der Kitschtortur.

Dann wirst du armes, holdes Wesen
der Aschenbecherhaftigkeit genesen
und fern von Bronze, Vertikow und Bommeln
wie dermaleinst im Binsenteich dich tommeln.

Verwandelt aber wird, wer greulte;
wer schnödiglich die edle Form verbeulte.
Zerfranst von Kunstgewerbeteufelshänden:
er muß als Pißpott seine Tage enden.

Hans Reimann

Der zensurierte Schiller

Die zaristisch-russische Zensur war berühmt-berüchtigt, der berühmteste Zensor Rußlands aber war lange Zeit der Zensor Tumanski in Riga.

Dieser verwehrte sogar Schillers Gedichten den Eingang nach Rußland. Ein besonderer Greuel war ihm das „Lied an die Freude", das der unsterbliche Beethoven selbst so herrlich und erhebend vertont hat. Tumanski kritisierte, zerpflückte und zerzauste es unbarmherzig mit spießbürgerlicher Borniertheit als „höchst verderblich und die guten Sitten verderbend" und das Exemplar mit seinen geistreichen kritischen Randbemerkungen wird auf der Rigaer Stadtbibliothek heute noch als kurioser Schatz aufbewahrt. Folgende Geschmackproben sollen dem Leser nicht vorenthalten bleiben:

„Freude, schöner Götterfunken, Tochter aus Elysium ..." (Abgötterei!)

„Wir betreten feuertrunken ..." (Trunken, also besoffen!)

„Bettler werden Fürstenbrüder ..." (Nach Sibirien mit dem Dichter!)

„Diesen Kuß der ganzen Welt", (welche Unsittlichkeit!)

„Und wer's nie gekonnt, der stehle ..." (Das fehlte gerade noch! — Kann man die Unmoralität weiter treiben? Stehlen! Empörend!)

„Freude trinken alle Wesen ..." (Nichts wie saufen!)

„Gram und Armut soll sich melden ..." (Das fehlte gerade noch, man hat ohnehin genug mit dem Gesindel und Bettelpack zu tun!)

„Unser Schuldbuch sei vernichtet! ..." (Ah, Spitzbube! Schulden hast du auch und willst nicht bezahlen. Das könnte dir so passen!)

„Auch die Toten sollen leben! ..." (Offenbarer Frevel!)

„Allen Sündern sei vergeben! ..." (Zum Henker, das würde eine schöne Wirtschaft werden; usw., usw.).

Der Leser dürfte nun genug haben an diesen Kostproben heiliger Einfalt und geistiger Beschränktheit. *F. S.*

Rubey



„Und wo schwimmen Sie am liebsten?"
„Im Geld!"



Hans Leip: Jan Himp und die kleine Brise. Roman. Gebrüder Enoch-Verlag Hamburg.

Jam Himp, das ist ein Vetter von Abel mit der Mundharmonika, ein ebenso sympathischer Hamburger Junge, nicht nur weil er ein tüchtiger Segler ist, sondern weil der Dichter ihm einen echt niederdeutschen Charakter mitgegeben hat. Und die kleine Brise? Nun, das ist die Tochting eines Hamburger Reeders, ein wenig mondän, aber ein forsches Mädel, das den Sohn des Bootbauers und -vermieters Möller in Oevelgönne wirr macht. Wir erleben eine durch Sonne, Wolken und Böen segelnde junge, tapsige Verliebtheit, wobei die Jolle oft genug an den harten Wirklichkeiten des Lebens aneckt. Jan wird dabei ein guter Segler und reif für den wahren Beruf eines Hamburger Jungen: den Seemann. Was hat er vorher alles schon gesehen, Jan der Kiekindiewelt, verlockt von der abenteuerhungrigen kleinen Brise: die sinnenwirbelnde Reeperbahn, St. Pauli mit all dem Dunklen, das unruhiges Blut ahnungsvoll in Büchern und Träumen aufgespürt, die rätselhaften Gestalten: Schmuggler, Dirnen, internationale Abenteurer und Verbrecher. Der unverdorbene Instinkt hilft Jan immer wieder mit sicherem Kurs die Gefahr überholen und auch die Segel gegen den gefährlichen Wind erster Liebe richtig setzen. Immer ist Jan er selbst, ob er mit Kyri, der kleinen Brise segelt und etwas beflirtet wird oder mit dem klugen Reeder Sandvoß und dem etwas arroganten Studenten Gradeflo; sogar wenn er durch seinen Matrosenbruder Willi in die bedenkliche Nähe der Hamburger Opiumschmuggelei und ihrer Typen gerät. Wir erleben, wie er, der kleine selbständige Bootsverleiher nach und nach see- und lebenstüchtig wird, und unser Glückwunsch begleitet ihn hinaus über die Nordsee nach fernen Häfen neuer Sicht.

Leip hat uns mit diesem Jan ein schönes Ferienbuch geschenkt. Leicht trägt uns die Erzählung über die Wellenberge der Erlebnisse, leicht spielt auch das schwerste Geschehen in- und auseinander. Unbekümmert zupackende Jugend, vor der die Eltern zweifelnd und bewundernd zugleich stehen, wird nur eben gestreift von Kümmernis und geht mutig weiter ihres Weges. Die See, die Unterelbe und der Hafen, die Menschen in ein Sommer- und Segelmärchen eingefangen, es geht nicht allzu rauh her an der sonst rauhen Waterkant; manches ist vielleicht allzu verlieblicht, aber mit Humor und Grazie. Daneben noch ein Buch für Segler und solche, die es werden wollen.

Mechtilde Lichnowsky: „Kindheit". Roman. 260 Seiten. (S. Fischer Verlag, Berlin.)

Kindheitsbücher, von Erwachsenen geschrieben, verfallen leicht dem Fehler, Beobachtungen vom Blickpunkt des späteren Menschen auf das kindliche Denken zu übertragen und damit ein verzeichnetes Bild wiederzugeben. Daß hier dieser Fehler nicht begangen wird, ist nicht der einzige Vorzug dieses bewundernswert natürlich berichtenden Buches; es gelingt sogar der Verfasserin — was gewiß schwierig ist — das Porträt eines ganz bestimmten Kindes (nicht irgendeines) zu zeichnen. In kurzen, aneinandergereihten Absätzen, ohne Kapitelunterstellung, gibt sie die liebenswürdigen Wahrnehmungen ihres kleinen Daseins wieder, ein buntes Mosaik von Belanglosigkeiten — und doch eine ganze Welt, die Welt des Kindes. Nicht nur Mädchen und Mütter, sondern jeder fühlende Erwachsene wird Freude daran empfinden.

Karl Kurt Wolter.

Eine Bibliothek für Politik und Wissenschaft von seltener Vollständigkeit ist Umstände halber zu verkaufen

u. a. Die große Politik der Europäischen Kabinette. 40 Bände; Die Vorgeschichte des Weltkrieges (Werk des Untersuchungsausschusses) 4 Bände; Der Weltkrieg (herausgegeben vom Reichsarchiv) 8 Bände; Die Ursachen des deutschen Zusammenbruchs (Werk des Untersuchungsausschusses) 16 Bände; vollständiger Deutscher Geschichtskalender von Purlitz (Felix-Meiner-Verlag); vollständiger Schulthes Europäischer Geschichtskalender (Beckh'sche Verlagsbuchhandlung); Handbuch der Staatswissenschaften, Handbuch der Rechtswissenschaft; Memoiren, Biographien, Gesammelte Werke, Lexikon, Bibliophiles, gesammelte Jahrgänge wichtiger Zeitungen, die wichtigste europäische schöne Literatur.

Anfragen unter **T. B. 1721** an die Expedition der Münchner „Jugend".

In unserem Verlag erschien soeben:

KARL FRHR. VON FREYBERG

SIGNY

DIE ASENBRAUT

ABENTEUER ZWISCHEN HIMMEL UND ERDE

148 Seiten Großoktav in Leinen gebunden RM. 4.—.

Das Werk schildert das Götterleben Signy's auf Asgard, die aus der deutschen Mythologie bekannte Frau des Asengottes Loki. Als die Katastrophe für den Asenhimmel stellt der Dichter dann die große Hunnenschlacht auf den katalaunischen Feldern dar, die als die „Götterdämmerung" Signy in die Welt zurückkehren läßt.
Nach mancherlei Abenteuern mit Parsival, Roland und dem Zwergenkönig Laurin kommt sie, schon durch Roland zum Christentum bekehrt, in den karolingischen Fürstenkreis hinein, findet aber in den zwischen dem absterbenden Heidentum und der aufblühenden Christuslehre unvermeidlichen Krisen ihren Untergang.
Der Verfasser hat die für das weitspannende Thema fast unvermeidliche Form epischer Darstellung in Versen nach dem Muster der vielgelesenen Dichtung Fr. Webers über Dreizehnlinden gewählt und die Flüssigkeit der Verse läßt den Leser darüber wegsehen, daß Verse heutzutage in weiten Kreisen als antiquiert gelten, im Gegenteil wird sein Interesse durch die spannenden Schilderungen des ganzen Buches gefesselt und rege erhalten.

Zu beziehen durch den Buchhandel oder unmittelbar vom Verlag

G. Hirth Verlag AG. München, Herrnstr. 10

Eine amateurphotographische Schrift, die bisher fehlte, aber oft verlangt wurde:

RICHTIGES ENTWICKELN

VON GERHART ISERT

erschien soeben als Beginn einer modernen Reihe **„DIE KLEINE PHOTOBÜCHEREI"**

Interessenten sind das große Heer der Amateurphotographen

Preis RM. 1.—, mit Porto RM. 1.10

G. HIRTH VERLAG AG. MÜNCHEN
HERRNSTRASSE 10

der: Dr. GEORG HIRTH. — Verantwortlich für die Schriftleitung: ARNOLD WEISS-RÜTHEL; für die Anzeigen: GEORG POSSELT, München. — G. HIRTH VERLAG., München. — Für die Herausgabe in Österreich verantwortlich: J. RAFAEL, Wien I. Graben 29a (Eingang Trattnerhof). — Für die Redaktion rreich verantwortlich: MARIANNE RAFAEL, Wien XIX, Hochschulstraße 25. — Alle Rechte vorbehalten. — Nachdruck strengstens verboten. — Copyright by G. HIRTH G AG., München. — Druck: G. HIRTH VERLAG AG., Buch- und Kunst-Druckerei, München, Herrnstraße 10. — D.-A. 9000. — Entered as second class matter, Postoffice New York, N. Y. — Manuskripte sind nur an die Redaktion der „Jugend", München, Herrnstraße 10, zu senden: Rücksendung kann nur erfolgen, wenn Rückporto beiliegt.

Der Hinderungsgrund

Erich Wilke



„Wollen wir uns denn nicht endlich einmal die Hände reichen?"
„Aber mit Vergnügen . . ., wenn ich bloß eine frei hätte!"

JUGEND

PREIS 60 PFENNIG

MÜNCHEN 1934 / NR. 37



Schwarzwaldbach

Hans Thoma †

J U G E N D
39. JAHRGANG 1934 / NR. 37

NEUES ERLEBEN

VON HERMANN HESSE

Wieder seh ich Schleier sinken
Und Vertrautestes wird fremd,
Neue Sternenräume winken,
Seele schreitet ungehemmt.

Abermals in neuen Kreisen
Ordnet sich um mich die Welt
Und ich seh mich eiteln Weisen
Als ein Kind hineingestellt.

Doch aus früheren Geburten
Zuckt entfernte Ahnung her:
Sterne starben, Sterne wurden
Und der Raum war niemals leer.

Seele beugt sich und erhebt sich,
Atmet in Unendlichkeit,
Aus zerrissnen Fäden webt sich
Neu und schöner Gottes Kleid

KARL KURT WOLTER:

LETZTE BEGEGNUNG MIT EINEM GROSSEN

Das geschah während der Schulferien im Herbst 1919, da mich die Eltern nach München mitnahmen zu Besuch bei meiner Tante in Bogenhausen. Es war ruhig geworden in der Stadt, nach jenen Wirren des Frühjahres mit all dem Trubel und Lärm. Eine Stille wie von müder Abgespanntheit lag über den herbstlichen Straßen und Plätzen, die der Wind fegte und der Regen wusch. Die Not bedrückte die Bewohner, denn die Lebensmittel waren knapp wie zuvor in den Jahren des Krieges. Und allenthalben hauste die Grippe.

Auch mein Vetter — vierzehnjährig wie ich — hatte einige Tage das Bett hüten müssen. Nun, da er wieder aufgestanden war, schien es mir so, als bliebe auch ich nicht verschont. Wir drückten uns beide in den Zimmern der geräumigen Wohnung herum und vertrieben uns die Zeit, so gut es angehen wollte. Wir zeichneten Karikaturen oder deklamierten Verse und spielten Theater, denn mein Vetter liebte es, dramatische Szenen zu verfassen, die er, gemeinsam mit seinem Schulfreund Roland Ziersch, mir vorführte.

Die Erwachsenen aber saßen nebenan im Salon beisammen und unterhielten sich von den Geschehnissen der vergangenen Revolution.

An einem dieser regnerischen Spätnachmittage trat die Tante zu uns ins Zimmer, faßte mich bei der Hand und zog mich zu sich. „Morgen", sagte sie dabei lebhaft erregt, „morgen kommt Possart zum Tee. Er ist auf der Durchreise. Und abends darfst du dann in die Oper."

Possart kam! — ich freute mich, denn ich versprach mir Abwechslung von seinem Besuch. Dabei gedachte ich der Zeit vor dem Krieg, als wir — noch kleine Kinder — im Garten unter seinem Fenster spielten und der komische dicke Mann, der so herrliche Gesichter schneiden konnte, unser Spiel tätig begleitete. Anfangs entfernt, vom Fenster des Badezimmers aus, später aber zwischen uns in weißem Morgenrock schreitend, liebte er es, sich an unserem Treiben zu beteiligen. Wenn aber dann, was manchmal geschah, einer der Erwachsenen hinzukam — etwa meine Tante —, so ereignete sich stets das gleiche. Mit einem Ausruf des entsetzten Erstaunens trat Possart einen Schritt zurück, zog seinen Rock fester zusammen und rief schmerzlichen Angesichts: „Frau Baronin, Sie erblicken mich Unglücklichen im größten Negligé!" Das gefiel mir jedesmal ungemein.

„Fein, daß er kommt", sagte ich deshalb jetzt zu meiner Tante, dann kann er ja wieder mit uns spielen."

„Er ist nicht mehr wie früher", entgegnete meine Tante nachdenklich, ehe sie uns wieder verließ. „Er ist inzwischen alt geworden ..."

„Vielleicht können wir ihm die Regie unseres neuen Dramas überlassen", schlug mein Vetter vor.

„Geben wir ihm lieber eine Sprechrolle", meinte Roland Ziersch.

„Er wird uns jedenfalls nicht enttäuschen", beschlossen wir und waren uns einig.

*

Leider wurden wir aber anderntags doch etwas enttäuscht. „Die Jungens" (das waren mein Vetter und ich) durften nämlich erst nach dem Tee in den Salon kommen. „Possart kann nicht mehr so viele Menschen um sich haben", erklärte die Tante und vertröstete uns. „Später dürft ihr dann Seine Exzellenz begrüßen."

Diese Anordnung brachte für uns zwar auch gewisse Vorteile mit sich — wir konnten beispielsweise der Platte mit den belegten Brotschnitten ungehemmt zu Leibe gehen — anderseits aber hätten wir ebenso gern an der Unterhaltung Teil gehabt, die verworren und gedämpft aus dem Nebenzimmer herüberdrang. Wir warteten ungeduldig bis endlich der Augenblick nahte, da man uns rief. An dem Teegeschirr hinaustragenden Dienstmädchen vorbei, drängten wir uns in den Salon.

Es dämmerte bereits, aber man hatte kein Licht entzündet. Dort, wo die Schatten zur Dunkelheit wurden, saß Possart, klein, ein wenig gebeugt im hohen Lehnsessel, ein Greis mit faltigem Gesicht.

Wir traten vor ihn hin und machten unseren Diener. Der Weißhaarige wendete sein Haupt und reichte uns die Hand.

„Oh", sagte er langsam, während er mir die Hand drückte, und blickte mich aus wasserhellen Augen an, „ich habe Sie schon als kleines Kind gekannt." Ich machte eine neue Verbeugung — Possart hatte „Sie" zu mir gesagt, während man uns doch in der Schule noch ein halbes Jahr lang duzen durfte!

„Sie sind groß geworden, junger Mann", lobte der Greis und klopfte mir leise auf den Arm.

„Ja, die Jugend wächst heran", sagte meine Mutter und seufzte ein wenig.

Dann herrschte eine Weile Stille zwischen den Großen. Wir Jungen setzten uns abseits nieder, wartend, was Possart erzählen werde.

Er sprach jedoch lange nichts. Es schien, als gebe er sich ganz der Erinnerung hin. Sein Blick durchmaß den weiten Raum, in dem die Schatten dunkler wurden. Hier hatte er jahrelang gewohnt; hier hatte er seine Besuche empfangen aus aller Welt, Künstler und Fürsten, Sängerinnen und Komponisten. Dort, auf dem breiten Marmorsims des Kamins, hatten die zahllosen Photos der Auserlesenen gestanden mit Widmungen glühender Verehrung. Auch Caruso war darunter, der sogar uns Kindern immerhin etwas galt — sang er doch im Grammophon. Dies Haus war berühmt gewesen als Stätte des Frohsinns und der Gastfreundschaft, der Prinzregent selbst hatte ihm köstliche Statuen geschenkt aus dem Würzburger Schloßgarten und unten im Hausflur hing eine Tafel der „dankbaren Stadt".

Possart schwieg noch immer; es standen Tränen in seinen Augen.

Da unterbrach meine Tante die Stille. „Du könntest eigentlich ein Gedicht aufsagen", meinte sie aufmunternd zu meinem Vetter. „Herr von Possart wird gewiß erfreut sein ..."

Mein Vetter sprang flink auf und stellte sich in die Mitte des Salons. „Des Sängers Fluch", sagte er an und begann. „‚Es stand in alten Zeiten ...'" Er sprach so, wie man es uns in der Schule lehrte.

Possart saß gebeugt im Sessel und hörte stumm zu. Als mein Vetter geendet hatte, schüttelte er nur schweigend den Kopf. Ich wartete auf einen jener lustigen, verbessernden Ratschläge von ehedem, die er mit volltönender Stimme auszusprechen pflegte, wie das berühmte ‚O, der Bayer sitzt auf seinen Vokalen!' — „Junger Freund", sagte er auf einmal mißbilligend und erhob sich mühsam, „dies herrliche und unvergeßliche Gedicht muß so deklamiert werden ..." und der greise Meister begann — zum letztenmal in seinem Leben — zu sprechen.

„‚Es stand in alten Zeiten —'", leise, wie verloren kamen die ersten Worte aus seinem Munde. Aber dann, als entsinne er sich, straffte sich seine Haltung zu früherer Größe und kräftig, mit weit ausholender Stimme, setzte er Wort an Wort, „‚— ein Schloß, so hoch und her ... Weit glänzt' es über die Lande, bis an das blaue Meer'" — der Satz stand gleichsam im Raum — „‚Und rings von duft'gen Gärten ein blütenreicher Kranz. Drin sprangen frische Bronnen ... im Regenbogenglanz ...'"

Possart hielt versonnen inne; er schien nachzudenken. ‚Im Regen-bogen-glanz' wiederholten seine Lippen leise, wie im Nachhall.

Und dann geschah etwas Unheimliches. Possart hatte den weiteren Text vergessen. Er, der berühmt war für sein Gedächtnis, er, von dem es einst mit Recht hieß, daß er das beste Deutsch sprach aller Lebenden, er stockte unbeholfen und murmelte verworren. Erst nach einer Weile fuhr er fort: „‚Ich singe wie der Vogel singt, der in den Zweigen wohnet. Das Lied, das aus der Kehle dringt, ist Lohn, der reichlich lohnet ...'" Possart stockte von neuem und schien nachzudenken.

Die Erwachsenen flüsterten. Meine Tante bedeutete, daß es an der Zeit sei, sich für den Aufbruch zur Bahn zurechtzumachen. Man drückte sich nebeneinander auf Fußspitzen aus dem düsteren Zimmer. Nur wir beiden Jungen saßen noch und lauschten seltsam ergriffen auf das Murmeln des Greises.

Es waren zusammenhanglose Sätze aus verschiedenen Gedichten — aber dann, plötzlich, ein Schrei: „Das ist des Sängers Fluch!!", der letzte Satz, den Possart zitierte. Er schrie ihn und ballte die Fäuste; es war seine alte Stimme, weltbekannt und erschütternd. Die Scheiben der Fenster zitterten als freuten sie sich, ihren früheren Herrn zu erkennen.

Dann wurde es still. Ruhe, mit Dunkelheit gemischt, ergoß sich spürbar ins Zimmer.

Possart trat ans Fenster, gebeugt, als trage er an einer schweren Last, und spähte hinaus. Mein Vetter benutzte den Augenblick und lief zu den Erwachsenen, die sich im Flur die Mäntel anzogen. Ich blieb unentschlossen auf meinem Stuhl kleben.

„Kommen Sie", flehte Possart mit matter Stimme in die Dunkelheit, „kommen Sie zu mir ..."

Ich folgte gehorsam. Der Alte legte seinen Arm auf meine Schulter und atmete schwer. So blickten wir aus dem Fenster. Ein feiner Regen rieselte draußen auf die herbstliche Anlage nieder. Zeitweise trieb ein Windstoß feuchte, braune Blätter vor sich her.

„Was ist das dort unten?" flüsterte Possart und sah mich geheimnisvoll an.

„Das Auto Eurer Exzellenz", antwortete ich erstaunt.

„Auto ... was ist das?..." murmelte der alte Mann, mehr zu sich selbst, und zitterte mit seinem Haupt. „Was — soll — das — alles ..." Und plötzlich begann er zu weinen, lautlos, wie ein kleines Kind weint. Alles Pathetische, alles Äußerliche war auf einmal von ihm abgefallen. Er erschien mir wie die herbstlichen Bäume drunten in der Anlage — ein knorriger Stamm ohne Laub. Ich fühlte mich ihm gegenüber erwachsen und versuchte ihn zu trösten ...

Aber da öffnete sich die Tür zum Gang und ergoß einen breiten Strom hellen Lichtes in den finsteren Raum.

„Wir müssen gehen, kommen Sie, Herr von Possart", rief meine Tante ermunternd. „Sie versäumen am Ende noch Ihren Zug!" Man half dem alten Mann in seinen Mantel, er ließ es willenlos geschehen.

Ich konnte mich nicht mehr von ihm verabschieden, denn plötzlich verlor ich die Macht über meine Gefühle und flüchtete beschämt aus dem Zimmer.

Spät in der Nacht noch lag ich wach zu Bett und hörte den Regen, der ohne Pause auf das Dach herniederrauschte, und lauschte dem dumpfen Brausen der Isar, die hinter den Bäumen der Anlage floß, vorbei ... vorbei ... Vergänglichkeit und Ewigkeit in einem Geräusch ...



Porträtstudie — H. Mayrhofer-Passau



Schwäbische Hochzeit R. Nägele

KINDER DER NACHT

Ich weiß, daß ich niemals in meinem Leben auf den verrückten Gedanken gekommen wäre, einen Roman zu schreiben. Als ich es tat, trug meine Vergeßlichkeit die Schuld daran und — Jesse Pringle.

Pringle war ein starker Mann, der auf eine schöne Vergangenheit als Boxer zurückblickte; außerdem trug er stets eine ausgezeichnete Pistole bei sich. Der größte Salon in Monika, Nevada, USA. gehörte ihm und er verstand es ausgezeichnet unter seinen Gästen Ordnung zu halten. Er hatte zweifellos gute Eigenschaften — man tat aber besser, ihm aus dem Wege zu gehen. Als ich zu ihm kam, war ich ohne Geld und hatte keine andere Wahl.

Neben dem Salon hielt Pringle auch eine Druckerei. Er gab eine Zeitung heraus, die einzige die in einem Umkreis von 300 Kilometer erschien. Bei dieser Zeitung wurde ich Reporter. Ich beschrieb: Politische Ereignisse, Unglücksfälle, und die Gewohnheiten bedeutender Persönlichkeiten. Außerdem verfaßte ich Moderezepte und gab den Farmersfrauen Ratschläge in allen Dingen.

Eines Tages kam Pringle auf den Gedanken, einen Roman zu veröffentlichen. Es sollte etwas Besonderes werden. Er rief mich und trug mir auf, den Roman zu verfassen. Ich versuchte, ihn von der Idee abzubringen — aber er war hartköpfig wie ein Maulesel. Schließlich trieb er mich mit der Pistole an die Schreibmaschine.

Es war mein erster Roman und ich nannte ihn — um dem Geschmack unserer Leser entgegenzukommen — ‚Kinder der Nacht'. Der Held hieß Jim Smith. Er war Cowboy und besaß alle Tugenden, die ein Mann nur haben konnte. Er pflegte zu singen. Ich weiß den Grund nicht mehr. Eines Tages geriet er an einen musikalischen Mann und wurde verprügelt ...

Dies geschah in der vierzehnten Fortsetzung. Pringle las den Roman und er gefiel ihm.

Als die fünfzehnte Fortsetzung erschienen war, kam ein großer, hagerer, knochiger Mann in die Redaktion. Er trug ein rotes Halstuch und einen Revolver. Mit einer Hand fegte er die Manuskripte vom Tisch, setzte sich auf die Platte, musterte uns eine Weile verächtlich und meinte dann: „Welcher von euch beiden hat denn die ‚Kinder in der Nacht' geschrieben?"

Pringle warf mir einen Blick zu. Ich sagte: „Er ist nicht anwesend. Seine Tante ist über die Treppe gefallen und hat sich ein Bein gebrochen."

„Und — wann kommt er zurück?" fragte der Besucher mißtrauisch.

„In einigen Wochen", meinte Pringle nachlässig. „Soll ich ihm was bestellen?"

Der Mann zog seinen Revolver, warf ihn in die Luft und fing ihn geschickt wieder auf. „Wenn er nicht binnen fünf Minuten hier ist", sagte er freundlich, „schieße ich alles zusammen ..."

Schwobakirbe

Heut ischt Feschttag,
Heut ischt Kirbe!
Guck no, wie's em
„Adler" zugoht,
Aus ond ei goht,
Hörscht d'Musik? —

Kirbegäst ond
Boura tanzet,
Stampfet,
Strampfet,
Trampet,
Gampet.
Wie se schnaufet
Ond sich drucket,
Auf an Haufe
Zemarucket,
Bald hot koiner
Mei an Platz.

Buaba lachet,
Mädla kicheret,
D'Musik ka's
Kaum no verschnaufe,
D'Gmoinderät
Mitsamt em Schultes
Tanzet wie dr
Lomp am Stecka,
Aelle hent an
Rote Kopf.

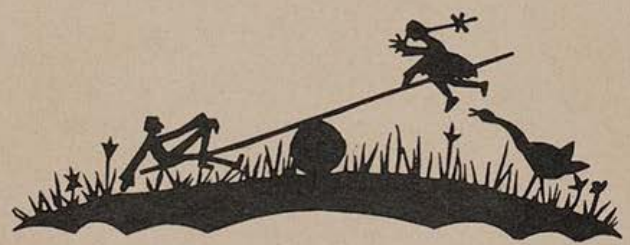
Neue Mosch ond
Neue Wei' gibt's,
Zwetschgakuche,
Zwieblakuche
Ka mer zwischenei
Versuche;
Kirbelkuche koscht koin Knopf.

Jo, em „Adler"
Ischta Leba,
's ganze Dorf
Hockt heut scho drenna.

No! — Ond mir?

Ischt net Feschttag,
Ischt net Kirbe?
Komm, mer ganget
Au en „Adler"!
Guck, se hent an
Schö bekränzt heut —
Ond a Saublos
Hangt am Stecka
Vor dr Tür!

Georg Schwarz



Das war Ernst. Einen Augenblick zögerte ich, dann trat ich näher: „Ich habe das Zeugs geschrieben. Haben Sie vielleicht daran etwas auszusetzen?"

Der Mann stand auf und betrachtete mich von allen Seiten. „Also Sie sind der Mensch", meinte er endlich nachdenklich, „der schreibt, daß Jim Smith verprügelt wurde?"

„Allerdings ..." Ich versuchte zu scherzen. „Wenn es Ihnen aber nicht paßt — mein Gott ... ich kann ja den Mann, der Jim Smith verprügelt hat, im nächsten Kapitel sterben lassen ..."

„Oh .." Der Besucher runzelte die Brauen. „Das macht die Sache noch nicht gut. Schreiben Sie jetzt ..."

„Ausgeschlossen, mein Herr. Schließlich bin ich der Autor des Romans — nicht aber Sie."

Einen Augenblick huschte ein wehmütiges Lächeln um die Lippen des Besuchers. Dann meinte er: „Augenscheinlich sind Sie nicht gesund. Jim Smith muß sechzig solcher Leute erschießen, zwanzig Polizisten verprügeln und zehn Mädchen befreien."

„Was Sie nicht sagen?" Ich faßte Mut. „Mich geht Jim Smith nichts an. In dem Roman wird das geschehen, was ich für gut halte ..."

„So ..." Der Mann furchte die Brauen und schien nachzugrübeln. „Es ist ein Glück für Sie, daß sich Jim Smith gerade in Alaska befindet ..."

„Um Gotteswillen ..." stöhnte ich. „Sie wollen doch nicht behaupten, daß es einen Jim Smith gibt?"

„Und ob es einen gibt ... Wenn er hier wäre, könnte man bereits Ihr Begräbnis ansetzen ..." Eine fürchterliche Ahnung befiel mich ... es gab also einen Cowboy Jim Smith. Warum sollte es auch keinen geben?

Dann schrieb ich ... zwei Stunden lang ... ich schrieb alles, was mir der Mann einsagte ... es waren die Taten Jim Smiths in den letzten zwei Jahren ...

Als uns der Besucher verlassen hatte — fiel ich stöhnend zurück und Pringle begann zu reden. Er sagte einiges ... er fand es unmöglich, einen Cowboy in einem Roman Jim Smith zu nennen ... er sagte ... aber es ist Nebensache, was er alles sagte. Er wollte vor allem Ruhe haben. Vollkommene Ruhe. Keine Aufregungen wegen eines Cowboy, den er nicht kannte ...

Pringle war mein Chef. Er sagte: „Tun Sie was Sie wollen — die Sache muß ausgetragen werden ..." Sie wurde ausgetragen. In der nächsten Fortsetzung, der siebzehnten, erschoß Jim Smith vierzig Leute und — wanderte aus. An seine Stelle trat ein einfacher, biederer Mensch — der Held in weiteren sechzig Fortsetzungen ... Ich hatte lange nach einem passenden Namen gesucht. Und ihn endlich gefunden. Der einfache Mann hieß Dalrymple B. Laughthantonville ...

Und ich hoffe zu Gott, daß keiner der 144 Leser unseres Blattes diesen Namen führt.

R. Esan



Kloster Andechs — Adolf Büger

KIRCHHOF IM SOMMER

Von Rudolf Kreutzer

Des Lämpchens roter Schein erglänzt im Kircheninnern
Und Heilige schaun dich an aus nächtigen Augen.
Des Kirchturms Schatten fällt ins gelbe Korn. Im Kranz der Rosen
Spielt Maria mit dem Kinde.

Leise klingen die Schritte des Fremdlings
Über die steinernen Treppen herab, wo Efeu grünt am rostigen Gitter
Und Duft des Weihrauchs weilt im Dunkel des Fensters.

O die vergessenen Pfade der Kindheit, die purpurne Süße der Schwermut.

Lautlos schattet der Flug der Vögel an der grauen Mauer des Kirchhofs hin

Wo unterm Laubgewölbe des Nußbaums des Ahnen Grab
Der Väter stillere Zeiten schweigt.

Schön ist die Stille der Wälder
Die Trauer des Laubes, das leise Läuten im Winde.
Fromm auch stehen die Blumen im Gras und trunken vom Mohn
Träumt des Einsamen Stirne Vergeßnes.

Immer tönen im Korn die goldenen Harfen des Sommers.

MINIATUREN

Wohltäter auf seine Art

Zu dem großen Pariser Maler Ingres kam ein Bildhauer, der in Not war, weil es ihm an Aufträgen fehlte. Er fand den Meister im Bette liegend. „Ich habe keine Arbeit, Herr Ingres", klagte er. — „Sie haben keine Arbeit", erwiderte der Maler so teilnahmslos, als stellte er irgend eine belanglose Tatsache fest. — „Und ich bin Familienvater", fuhr der Bildhauer fort. — „Sie sind Familienvater", wiederholte der Maler ebenso wie vorher. „Ich habe mich schon an den Minister gewendet, aber man gibt mir keine Antwort", schloß der Bildhauer verzweifelt. Ingres machte es wie der Minister, drehte sich der Wand zu und schnarchte laut. — Der Bildhauer verließ das Haus, in welchem ein großer Kollege kein Verständnis für das Unglück des anderen hatte, unter lauten Verwünschungen. — Acht Tage später erhielt er vom Ministerium den Auftrag, eine Statue für das Stadthaus anzufertigen: Das Schreiben enthielt die Worte: „auf Verwendung des Herrn Ingres."

Die verkannten Najaden

Bald nachdem Napoleon erster Konsul geworden war, beauftragte er einen Baumeister, einen Plan für die Verschönerung des Platzes Louis XV. durch einen monumentalen Springbrunnen auszuarbeiten. Der Entwurf der ihm vorgelegt wurde, bestand in der Hauptsache aus vier Najaden, aus deren üppigen Brüsten Wasserstrahlen in die Höhe schossen. Napoleon war hierüber entrüstet und fuhr den Baumeister an: „Schaffen Sie mir diese Ammen fort! Najaden sind Jungfrauen!"

Gut pariert

Von einem Oberamtsrichter im Pfälzischen war es bekannt, daß er des Nachmittags nicht auf dem Amt anzutreffen war. Den Landgerichtspräsidenten seines Bezirkes, der von dieser Tatsache wußte, führte eines Mittags eine Autopartie durch den schönen Amtssitz des Säumigen. — Während es sich die übrigen Fahrtteilnehmer in einem Gasthof gemütlich machten, begab sich der hohe Herr nach dem Amtsgericht, um den Oberamtsrichter in eine peinliche Verlegenheit zu bringen. Wie überrascht war er jedoch, als der Oberamtsrichter ihn durch den Amtsgehilfen bitten ließ. Seine Bestürzung fand keine Grenzen mehr, als ihn der verschmitzt Lächelnde gar mit folgenden Worten empfing: „Ei, Herr Präsident, da haben Sie aber Glück gehabt, daß Sie mich antreffen; denn nachmittags bin ich selten einmal auf dem Amt."

Ein Heldenwort

Als Marschall Lannes 1809 nach hartnäckiger Verteidigung Regensburg erobert hatte, ritt ein schwerverwundeter Offizier vom Stabe sofort mit aller Schnelligkeit los, um Napoleon die Siegesbotschaft zu überbringen. Er traf den Kaiser, umgeben von seinen Offizieren, auf einem Hügel an. Mit ganz bleichem Gesicht und blutbefleckter Uniform vom Pferde springend, rief er ihm begeistert entgegen: „Sir, Regensburg ist unser! Sehen Sie auf den Mauern der Stadt unsere Fahnen wehen! Sehen Sie Ihre Adler!..." — „Sie sind verwundet, mein Herr?" fragte Napoleon. — „Nein, Sir, ich bin getötet!" erwiderte der heldenmütige Bote und brach leblos zusammen.



Kloster Blutenburg — Siegfried Kühnel

Hilzensauer filmt

Als der Filmregisseur Felda dem Sohn der Berge, Sepp Hilzensauer, auf die Schulter klopfte, da drehte der sich um und sprach zu ihm: „Wos möchst?"

Darauf gab der Filmmann eine längere Erklärung ab in einer Sprache, die bis zum Jahre 1930 in Hinterstoißenwald noch niemals gehört worden war und von der Hilzensauer nur so viel verstand, daß er für eine Stunde fünf Mark bekommen würde, wenn er bei den Aufnahmen des Gebirgsfilmes mitwirken würde. Gerade so, wie er eben kostümiert wäre.

Hilzensauer befand sich in Verhältnissen, die einen solchen Stundenlohn zu einem nicht zu verachtenden Gegenstand machten. Deshalb hatte er nichts dagegen.

Am Nachmittag schleppte er bereits die als Sennerin maskierte Filmdiva über einen Steg. Unten rauschte der Fluß und von allen Seiten rief man ihm zu:

„Nicht so steif! Langsamer, werfen Sie der Dame einen liebevollen Blick zu!"

Hilzensauer warf. Dabei sah er die nach oben gewölbten, fein mit Tusche nachgestrichenen Brauen, die schwarz untermalten Lider und den dunkel himbeerroten Mund. Er sah nicht nur, er roch auch. Und zwar den leichten Puder, der über dem schmelzend emaillierten Gesicht der Diva lag. Ein Windstoß führte ihm eine Prise des Puders zu. Und Hilzensauer mußte — es war gerade in der Mitte des Stegs, unten rauschte der tiefe Fluß — und Hilzensauer mußte niesen. Es war gar nichts dagegen zu machen. Er mußte einfach. Und plötzlich lagen die beiden, Hilzensauer und die Diva, unten im Wasser.

Herrgott, war das naß und kalt! Hilzensauer schimpfte, soweit das überhaupt möglich war, warf sich die schreiende Diva über den Rücken und schwamm ans Ufer.

Von oben war alles gedreht worden. Der schmachtende Blick des Hilzensauer, das wehmütige Ziehen um seine Mundwinkel, das plötzliche Hochfahren, der Sturz in den Fluß, die Rettung der Diva, deren Augen vor Schreck weit offen standen. Besonders prachtvoll war das Schlußbild, wie der urwüchsige Sohn der Berge seine Sennerin auf sehnigen Armen dem Ufer zuträgt. Das war im Film absolut nicht vorgesehen, aber der Herr Regisseur hatte eine derartige Freude, daß er dem Hilzenhauser sofort zwanzig Mark in die Hand drückte. Weil sein Spiel so wunderbar und vor allem so natürlich gewesen war.

Am nächsten Tage mußte Hilzensauer mit seiner Sennerin, die sich mittlerweile von ihrem Schreck erholt hatte, im Saal zur „Alpenrose" einen Schuhplattler tanzen.

Wieder schrie der Regisseur: „Natürlich! Nicht so steif, genau wie sonst!"

Und Hilzensauer plattelte, daß es nur so eine Freude war. Er war die personifizierte Natürlichkeit.

Und dann kam die große Rauferei, von der sich der Regisseur besonders viel versprach.

„Keine Schauspielerei!" schrie er Hilzensauer zu, „nur immer natürlich!"

Da fuhr Hilzensauer dem als Hüterbub verkleideten Filmschauspieler Larisch an den Hals, daß dem die Augen herausbingen, dann schlug er einem Filmschauspieler, der als Holzhacker auftrat, den Maßkrug an den Schädel, warf einen andern als Semmwirt verkleideten Schauspieler die Treppe hinunter, daß es nur so krachte, riß vom Treppengeländer einen Pfeiler und fetzte damit im Saal herum, daß bald die Verwundeten und Halbtoten wie nach einer Schlacht in Haufen am Boden lagen. Auch der Regisseur erhielt einen Schlag auf den Schädel.

Zwei Monate nachher war die Gerichtsverhandlung. Hilzensauer wurde wegen Körperverletzung zu sechs Wochen Gefängnis verurteilt.

„Da", schimpft er, „kanns der Deifi recht machn. Dös eane Mal kriagst fürs natierliche Gspüll zwanzig Markl, dös andere Mal haun sö dir sechs Wochn auffi. Dö ganze Filmerei is a Schwindel!"

Rubey



„Muatta, heb aa dein Arm nauf — nacher woaß da Zugführer nimmer was er tun soll."

Wunderbar

„Wenn man so alles überdenkt, was die Elektrizität zustande bringt, so wird man doch nachdenklich", sinnt Dollbrägen am Stammtisch.

„Tatsächlich", kopfnickt Hans Unband, „man muß sich wundern, was die Elektrizität nicht alles zustande bringen kann."

Genaues Gewicht

„Donnerwetter, das ist ein Kerl, der hat Gewicht", sagt Hübenapf, der seinem Freunde beim Angeln zusieht. „Wieviel denkste denn?"

„2 Pfund, wenn ich ihn rauskriege", keucht Faßkessel „und zehne, wenn er wieder abhaut."

Der andere Nörgler

Anton Leidl



„Es nimmt uns weiter nicht wunder, daß — — — — — — — dieser entwurzelte Intellektuelle kein Verständnis aufbringt für den Kampf eines Volkes"

20 Jahre vorher:



Der, den es weiter nicht wunder nimmt und der entwurzelte Intellektuelle.

Toni Bichel



„Heut san's wieder langweili, die Fischerl!"
,Oh mei, Anderl . . , was du unter Langweilisein verstehst!"

Ein Kopf zu wenig

Nachdem Heinrich VIII. von England fünfmal verheiratet gewesen war, — zwei seiner Gemahlinnen ließ er hinrichten —, war er bald des Alleinseins wieder müde und entschloß sich zu einer sechsten Ehe. Seine Wahl fiel auf die Schwester des Königs von Dänemark. Er sandte ihr einen eigenhändigen Brief, den sie ebenso beantwortete. Kurz und bündig schrieb die Prinzessin: „Ich danke für die mir zugedachte Ehre. Ich hätte sie mit Freuden angenommen, wäre ich so glücklich, zwei Köpfe zu haben. Da ich aber nur einen besitze und diesen gern behalten möchte, so muß ich schon um Nachsicht bitten, daß ich Ihren Antrag ablehne."

Das kann mich nischt helfen!

v. Globig, sächsischer Minister im Anfang des vorigen Jahrhunderts, wurde unterm Tore von der Wache befragt: „Um Vergebung, wer sind Sie?" — „Der sächsische Minister Globig", antwortete er. „Glob" ich? Was Sie globen, kann mich nischt helfen! Ich muß bestimmt wissen, wer Sie sind!" fuhr der Mann ihn an.

Interessante Lektüre

Alexander Dumas Vater, einst der fruchtbarste und meistgelesene Dichter Frankreichs, konnte niemals seine ganze Produktion überblicken.

Eines Tages besuchte ihn sein Sohn, der Verfasser der „Kameliendame", und fand ihn in die Lektüre eines Buches vertieft. Vater Dumas blickte nicht auf, als er ins Zimmer trat, und erwiderte kaum den Gruß. Erstaunt trat der Sohn näher. Aber alle Versuche, ein Gespräch anzuknüpfen, scheiterten.

Schließlich rief er verwundert aus: „Was liest du denn da, Vater?"

Dumas sah einen Augenblick auf und holte tief Atem:

„Ja, siehst du, mein Sohn, das ist eine seltsame Geschichte: Ich habe vorhin beim Durchstöbern meiner Bibliothek dieses Buch gefunden, das mich unwiderstehlich fesselt. Ich muß es erst zu Ende lesen, damit ich weiß, was aus den Personen wird."

„Und darf man fragen, von wem das Buch ist?"

„Von mir. Ich habe es früher einmal geschrieben. Also störe mich bitte nicht!"

Und ohne auf seinen Sohn weiter zu achten, vertiefte sich Dumas von neuem in den Roman.

Eine amateurphotographische Schrift, die bisher fehlte, aber oft verlangt wurde:

RICHTIGES ENTWICKELN

VON GERHART ISERT

erschien soeben als Beginn einer modernen Reihe **„DIE KLEINE PHOTOBÜCHEREI"**

Interessenten sind das große Heer der Amateurphotographen

Preis RM. 1.—, mit Porto RM. 1.10

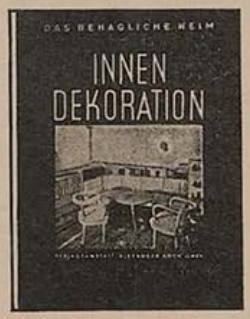
G. HIRTH VERLAG AG. MÜNCHEN
HERRNSTRASSE 10

Eine Bibliothek für Politik und Wissenschaft von seltener Vollständigkeit ist Umstände halber zu verkaufen

u. a. Die große Politik der Europäischen Kabinette. 40 Bände; Die Vorgeschichte des Weltkrieges (Werk des Untersuchungsausschusses) 4 Bände; Der Weltkrieg (herausgegeben vom Reichsarchiv) 8 Bände; Die Ursachen des deutschen Zusammenbruchs (Werk des Untersuchungsausschusses) 16 Bände; vollständiger Deutscher Geschichtskalender von Purlitz (Felix-Meiner-Verlag); vollständiger Schulthes Europäischer Geschichtskalender (Beckh'sche Verlagsbuchhandlung); Handbuch der Staatswissenschaften, Handbuch der Rechtswissenschaft; Memoiren, Biographien, Gesammelte Werke, Lexikon, Bibliophiles, gesammelte Jahrgänge wichtiger Zeitungen, die wichtigste europäische schöne Literatur.

Anfragen unter T. B. 1721 an die Expedition der Münchner „Jugend".

Das behagliche Heim



Dr. Alexander Koch's

INNEN-DEKORATION

nach wie vor anerkannt beste internationale Zeitschrift unter Mitarbeit namhafter Architekten über

Neuzeitliche Wohnungskunst

Reichillustriertes Probeheft RM. 2.80 postfrei

Verlagsanstalt Alexander Koch, G.m.b.H., Stuttgart O 42

Irreführung

Beim Hilzensauer in Bredschlaipf macht die braunfleckige Simmenthalerin, „Sterndl" heißt sie, Anstalt, zu kalbern. Aber Stunde um Stunde vergeht, die „Sterndl" läßt sich noch immer Zeit, Mutterfreuden zu erleben. Sie steht in ihrem Stand und schaut in einemfort zurück auf den Gang, wo der Hilzensauer steht, um das freudige Ereignis abzuwarten und, wenn es gerade notwendig wäre, als Geburtshelfer zu fungieren.

Da kommt sein Nachbar in den Stall, der Schormaier. „Was stehst denn hinter der Kuah her?" fragt er.

„Warten tu i halt, bis sö kalbert, dö Sterndl! Zwoa Stund tu i schc warten, wenns langt. Aber sö tuat nit dazua, grad umschaugn tuat sö dö ganze Zeit!"

„Rindvieh!" poltert der Schormaier. „Du bringst ja dö ganze Kuah aus'm Konzept. Geh halt weg! Solang sö di' hinter ihr steh'n siecht, moant sö, sö hat scho kalbert!"

Liebe Jugend!

In einem kleinen Ort nahe Frankfurt a. M. saß ich eines Sonntags mit ein paar echten, kernigen Bauern in einer Straußwirtschaft zusammen. Nachdem sich die Unterhaltung über Ackerbau und Viehzucht eine Weile hingeschleppt hat, setzt sich ein älterer, einfacher Mann zu uns, der, wie sich später herausstellte, Druckereibesitzer war. Da ich im Jahre 1928 am Kölner Messeamt zur Zeit der „Pressa" angestellt war, komme ich bald mit ihm auf diese Ausstellung zu sprechen. Wir unterhalten uns auch über die älteste Druckausgabe der Gutenberg-Bibel und ich merke, daß uns die Leute am Tisch gespannt zuhören. Ihr Staunen wächst, als ich erzähle, daß für dieses Exemplar seinerzeit von Amerika 630 000 Mark geboten wurden, und sich dieses Angebot auf 800 000 Mark erhöht hat. Als ich nun mit ungefähr denselben Worten sage: „Wenn wir noch einige Zeit weiter sind, hat diese Bibel bestimmt den Wert einer Million", bemerkt einer der Zuhörer treuherzig: „Da verkaafe Se aber aach nit vill davon, wenn die so deier sinn." (Da verkaufen Sie aber auch nicht viel davon, wenn die so teuer sind.)

Ein edler Sieger

Malek, der Vezir des Kalifen Mustad, besiegte die Griechen nach schweren Kämpfen, und es gelang seinen Kriegern, den Kaiser gefangen zu nehmen. Sie schleppten ihn in das Zelt ihres Feldherrn, der ihn fragte: „Welche Behandlung erwartest du von deinem Überwinder?" Der Besiegte antwortete: „Führst du Krieg für einen König, so schickst du mich heim; führst du ihn für einen Kaufmann, so verhandelst du mich; führst du ihn für einen Fleischer, so läßt du mich hinschlachten." — Malek schickte den Kaiser ohne Lösegeld und ohne ihm ein Haar zu krümmen in sein Land zurück. W.

Die Ausnahme

Ein Kandidat der Theologie aus Berlin bewarb sich bei Friedrich Wilhelm I. um eine Pfarre, erhielt jedoch die Antwort: „Die Berliner taugen nichts...", worauf der Bittsteller schlagfertig einfiel: „Es gibt Ausnahmen, Euer Majestät und mich!"

1 Maçon



„Komisch, so Bauern verfügen doch gar nicht über klassische Bildung — aber 'n Götz von Berlichingen kennen se alle!"



„Na, i geb nix mehr aufs Planetenlesen Von meiner Tochter hams a gsagt, daß in der Jungfrau geboren is — und iatz kimmts mit am Kind daher!"

LIEBE JUGEND!

Die Kleinen lernen mit Feder und Tinte schreiben. Plötzlich steht Karlchen auf und ruft erregt: „Herr Lehrer, ich habe ein Schwein!" Der Lehrer, der ja weiß, daß es am Anfang ohne das nicht geht, legt nicht auf die Tatsache, sondern auf das von Karlchen gebrauchte Wort Wert und belehrt ihn also: „Karlchen, wir sagen in der Schule nicht Schwein, sondern Klex." Karlchen nimmt diese Belehrung gelassen und scheinbar ganz unberührt hin. Am nächsten Tage fehlt er in der Schule, und am übernächsten entschuldigt er sich: „Herr Lehrer, ich konnte gestern nicht in die Schule komm', mei Vater hat en Klex geschlacht'!"

•

Wir hatten unseren 5 Jahre alten Enkel aus Potsdam für einige Tage zu Besuch. Bei seiner Rückkehr erwartet ihn seine Mutter auf dem Bahnhof und schließt ihn stürmisch in ihre Arme. Da fragt er sie: „Mutti, hast du mich denn wiedererkannt?"

•

Der obere Teil unseres Küchenschrankes bedurfte dringend einer Ausbesserung. Nach 8 Tagen bringt ihn der Tischlerlehrling zurück und bestellt dabei: „Den scheenen Gruß vom Meister und hier schickt er das Oberteil von der Frau Doktor."

Brauchen Sie eine Anzeige? Dann wenden Sie sich an die „Jugend"

SCHRIFTSTELLERN

bietet große Buchdruckerei mit angegliedertem bekanntem Verlag für wissenschaftliche oder belletristische Werke sehr vorteilhafte

VERLAGSVERBINDUNG

Anfragen unter Literaria 846 an die Expedition der „Jugend", München, Herrnstraße 10.

Männer

d. infolg. Depression, Unlust, vorzeit. Schwäche usw. auch nur d. geringste Verminderg. ihr. Spannkraft fühlen, verwend. d. wissenschaftl. anerkannt. Keimdrüsen-Hormon-Präparat

„RASPUSAN"

Hergest. a. Grund neuest. Forschungsergebn. u. als Sexualtherapeutikum hervorrag. bewährt. **In allen Apotheken!** „Raspusan" (braun = f. d. Mann; weiß = f. d. Frau) bringt kraftvoll. Leben u. Jugendfrische. Verlang. Sie ohne jede Verpflichtung illustr., v. Arzt verfaßte Broschüre u. Probepack. kostenlos in verschloss. Doppelbrief ohne Absender!

Friedrich-Wilh.-Apotheke Berlin-Charlbg. 2. Block 103

Jede Nummer der „Jugend" wird von ca. 50000 Menschen gelesen. Darum inseriere!

Ein ergötzliches Bilderbuch

ist der Kunstblätter-Katalog der „Jugend" mit über 1000 verkleinerten Abbildungen der in Millionen von Exemplaren als Wandschmuck verbreiteten Vierfarbendrucke. Preis ohne Porto RM. 2.70. Bestellungen durch den Buchhandel oder den unterzeichneten Verlag

G. Hirth Verlag AG., München, Herrnstr. 10

LEST DIE „JUGEND"

Inserate in der „JUGEND" finden weiteste Verbreitung!

KUNSTPOSTKARTEN

in vortrefflichem Vierfarbendruck nac Bilderwiedergaben aus der „Jugend liefern wir 20 St. für 90 Pf., die ganz Serie von 170 St. für RM. 6.— frank

G. HIRTH VERLAG AG München 2 NO — Herrnstraße

LAFONTAINES

Ergötzliche Geschichten

mit 12 Kupfern nach Charles Eisen sind im unterzeichneten Verlag in einer vortrefflich ausgestatteten Ausgabe zum Preise von RM. 2.70 erschienen.

Zu beziehen durch den Buchhandel oder durch den Verlag

G. HIRTH VERLAG AG.

MÜNCHEN, HERRNSTR. 10

SCHÖNE BILDER

an den Wänden machen die Wohnräume behaglich. Wo das Geld für Erwerbung von Originalen fehlt, hat der Bilderliebhaber Ersatz an den Vierfarben-Kunstblättern der „Jugend", die zu den erstaunlich billigen Preisen von 45 Pfg., 65 Pfg. und 90 Pfg., je nach Größe, zuzüglich Portospesen durch den Kunsthandel und den unterzeichneten Verlag zu beziehen sind. Der reich bebilderte Katalog (Preis RM. 2.70 zuzüglich Portospesen) erleichtert die Bestellung.

G. Hirth Verlag AG., München, Herrnstr. 10

Lest den

Sportfischer

die vortrefflich ausgestattete Fachzeitschrift.

Halbjahrespreis 3 M.

Fischereisport-Verlag Dr. Hanns Schindler München NW 2

Karlstraße 44

Ein Buch fürs Leben ist: KREMPELHUBER

Für Stille Stunden

Die gesunde und praktische Lebensweisheit nach gesammelten Erkenntnissen der Philosophie vom Altertum bis zur Gegenwart. 450 Seiten in Ganzleinen gebunden nur RM. 2.85 zuzüglich 40 Pfg. für Porto. Zu haben in den Buchhandlungen oder beim unterzeichneten Verlag

G. HIRTH VERLAG AG. MÜNCHEN, HERRNSTRASSE 10

Zur Anfertigung jeder Art

Drucksachen

empfiehlt sich

G. Hirth Verlag AG. München, Herrnstr. 10

Wer kauft schafft Arbeit!

148 Seiten Großoktav in Leinen gebunden RM. 4.—.
In unserem Verlag erschien soeben:
KARL FRHR. VON FREYBERG
SIGNY
DIE ASENBRAUT
ABENTEUER ZWISCHEN HIMMEL UND ERDE
Das Werk schildert das Götterleben Signy's auf Asgard, die aus der deutschen Mythologie bekannte Frau des Asengottes Loki. Als die Katastrophe für den Asenhimmel stellt der Dichter dann die große Hunnenschlacht auf den katalaunischen Feldern dar, die als die „Götterdämmerung" Signy in die Welt zurückkehren läßt.
Nach mancherlei Abenteuern mit Parsival, Roland und dem Zwergenkönig Laurin kommt sie, schon durch Roland zum Christentum bekehrt, in den karolingischen Fürstenkreis hinein, findet aber in den zwischen dem absterbenden Heidentum und der aufblühenden Christuslehre unvermeidlichen Krisen ihren Untergang.
Der Verfasser hat die für das weitspannende Thema fast unvermeidliche Form epischer Darstellung in Versen nach dem Muster der vielgelesenen Dichtung Fr. Webers über Dreizehnlinden gewählt und die Flüssigkeit der Verse läßt den Leser darüber wegsehen, daß Verse heutzutage in weiten Kreisen als antiquiert gelten, im Gegenteil wird sein Interesse durch die spannenden Schilderungen des ganzen Buches gefesselt und rege erhalten.
Zu beziehen durch den Buchhandel oder unmittelbar vom Verlag
G. Hirth Verlag AG. München, Herrnstr. 10

Der Wilderer

Der Loipfingerbauer bittet den Vorsitzenden des Landgerichts, seinen im Gefängnis sitzenden Knecht zu begnadigen.

„Was hat er denn verbrochen?" fragt der Landgerichtsdirektor freundlich.

„Er hat gwüldert, Herr Landgericht, a Gams hat er gschossn, der Halodri", sagt der Loipfingerbauer und reibt sich verlegen die Hände.

„Warum wollen Sie ihn denn freihaben? Brauchen Sie ihn zur Arbeit?" forscht der Richter weiter.

„Na, dös net, Herr Landgericht!"

„Ja, ist er denn so fleißig oder tüchtig, Loipfinger?"

„Na, dös a net. Er is faul, der Gloifi, mordstrumm faul is er, der Haderlump."

„Haben Sie ihn denn so gern, daß Sie ihn freihaben möchten?"

„Erst recht net, Herr Landgericht. Net ausstehn ko i eahm, den Bazi."

„Ja, dann sagen Sie mir doch nur in aller Welt, Herr Loipfinger, warum wollen Sie ihn dann so gerne freihaben?"

Da macht der Loipfingerbauer ein pfiffiges Gesicht, tritt von einem Fuß auf den andern und flüstert, indem er sich zum Richter herabbeugt:

„Dös Fleisch is uns ausganga, Herr Landgericht, dös Fleisch, und da hättn ma halt wieder a frische Gams braucht, a neie, Herr Landgericht!"

Instruktion

„Sie blasen also eine Fanfare, sobald die Tierschau beginnt", instruiert Böte für die Kapelle.

„Und wann beginnt sie?"

„In dem Augenblick, wo ich das Podium betrete."

Im Rausch

„Aber Menschenskind, Sie versuchen ja die Haustüre mit Ihrer Zigarre aufzuschließen!"

„Ja, da werde ich doch nicht aus Versehen meinen Hausschlüssel geraucht haben?!"

Höflich

— „Lehmann soll ja ein so höflicher Mensch sein!"

— „Ja! Der sagt sogar zu seiner Schwiegermutter: Auf Wiedersehen!"

Erschröcklicher Bänkelsang vom gelben Piraten

Von Herbert Lestiboudois

Im Felsenschlupf am Chinameer,
da hausen die gelben Piraten.
Zur Nacht geht's hoch und hurtig her:
sie prahlen mit Beute und Taten.

Ein Kauffahrtsschiff mit Alkohol,
das wurde am Tage das ihre.
Der Sprit gefiel den Brüdern wohl;
denn jeder säuft glattweg für viere!

Der Käppen, der gefangen war,
sitzt schmunzelnd im Hintergrunde
und denkt: Sauft euch nur ganz und gar
den Hals voll, ihr blutigen Hunde! —

Die Jantjes prügeln windelweich
das schreiende Räubergelichter,
und führen sie nach Schanghai sogleich —
Sie machten höchst dumme Gesichter.

Und was dann in Schanghai passiert,
das sei Euch getreulich berichtet:
Am Galgen baumeln sie zu viert,
vom Sonnenschein fröhlich belichtet!

Und als er nach fünf Tagen dann
zurückkehrt mit strammen Jan Maaten,
da schliefen sie noch Mann für Mann
den Rausch aus, die gelben Piraten.

Der eine fällt, der andre fällt ...
bald sind sie nicht wach mehr zu kriegen.
Es reißt der Käppen aus querfeld,
und läßt die Bezopften links liegen.

Ernüchtert taumeln sie dahin ...
Es lachen Kaptein und Matrosen!
Ihr Räuberherz, das kollert in
die lange schon schlotternden Hosen.

Drum merkt, ihr Räuber allzumal:
Trinkt gerne, doch nicht über Maßen!
Verschließt beizeiten den Kanal,
sonst kriegt man beim Hals euch zu fassen!

Dann geht es euch wie diesen hier:
Erst werdet ihr mächtig verhauen,
dann spielt der Wind auf euch Klavier,
hoch oben im Lüftchen, im blauen!

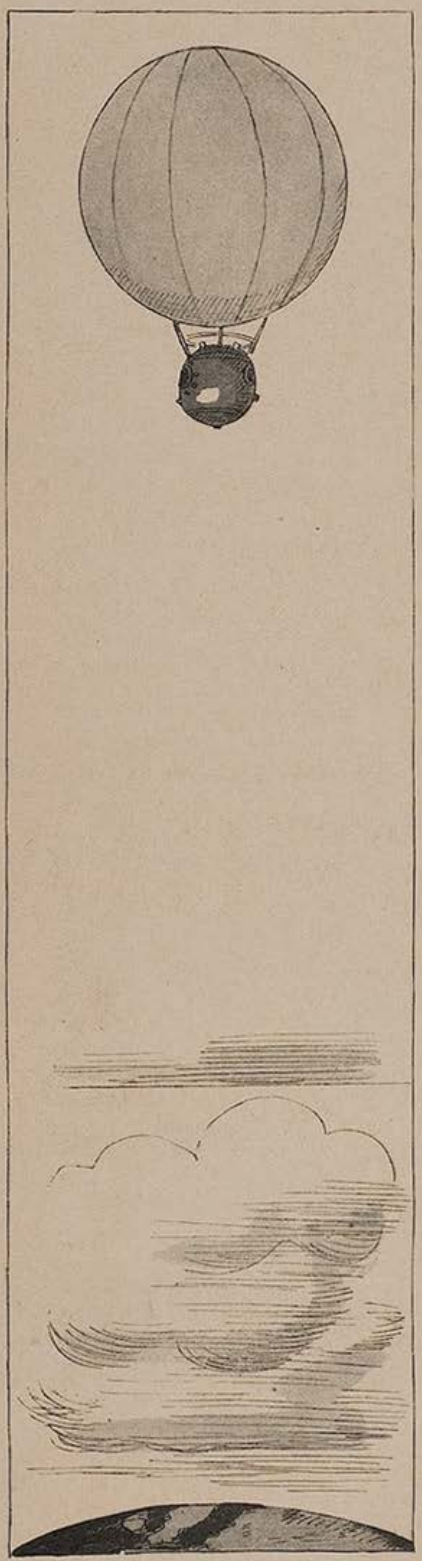
Ohser

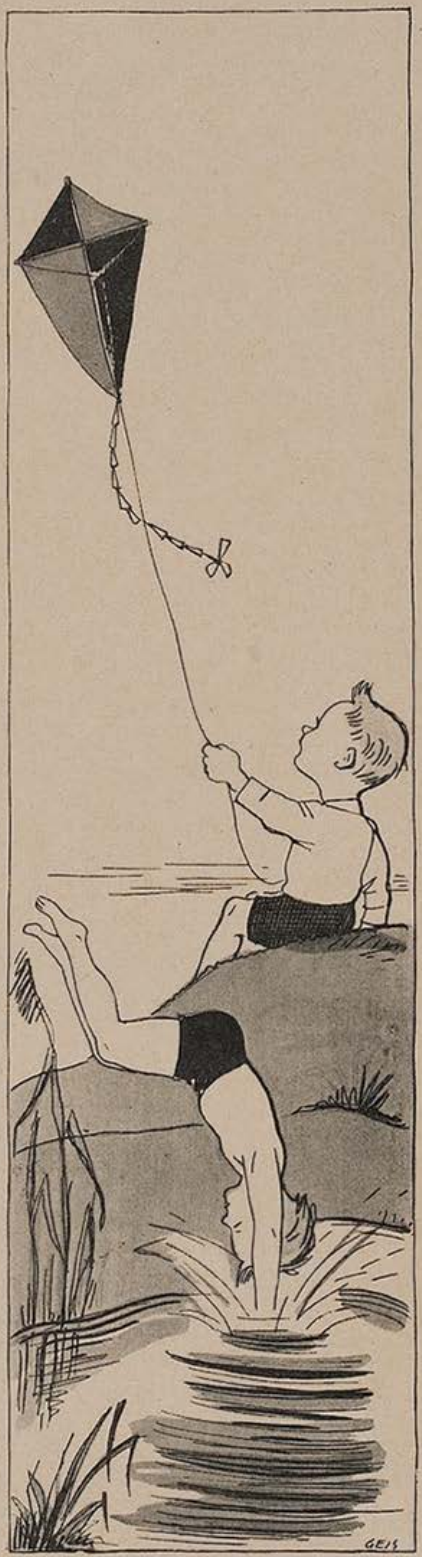


„Ich hab's nicht gemacht, Mutti ..., die waren schon vorher so."

Kindliche Forschungen

Josef Geis









Hubert Mumelter: Bergfibel. (Ernst Rowohlt Verlag, Berlin.)

Seiner Skifibel ließ Mumelter ein ebensolches Bergbrevier in launigen Versen und humorvollen, farbenfreudigen Zeichnungen folgen. Und auch mit ihm verlebt man eine köstliche Stunde des Frohsinns, genießt mit behaglichem Schmunzeln die „Kulturgeschichte" der Berge, erfreut sich an all den wundervollen Typen, die Bergesgipfel und Berghotels bevölkern und die Mumelter so richtig aus dem FF kennt. Dazu kommt noch die neue Sparte der Bergfilmer und die feine Satire der geschmeidigen Verse weiß sich geschickt zwischen Wahrheit und Dichtung durchzuschlängeln. Im Bergjargon gesprochen: Eine reimereiche Kaminkletterei mit herrlicher Aussicht auf die, mit menschlichen Schwächen bedeckten Tausender. *Wob.*

Colin Roß: Haha Whenua, das Land, das ich gesucht. (Verlag F. A. Brockhaus, Leipzig.)

Wer hat seinen Namen noch nicht gehört, wer nicht eines seiner Bücher gelesen? Alle jene, die den Wandertrieb eines echten Deutschen in sich tragen, haben sich mit diesem Globbetrotter, der mit Weib und Kind kreuz und quer durch die Welt streicht zu einer stillen Gemeinde gefunden. Mit zu seinen schönsten Erlebnisbüchern aber gehört bestimmt dieses mit Fotos reich versehene Tagebuch aus der Südsee. Und alle die stillen und verträumten Inseln tauchen auf aus dem blauen Meer, werden gesehen und erlebt durch des Vermittlers starke Darstellungskraft, werden plötzlich Wirklichkeit, verlieren vielleicht manchen Nimbus, den unsere Phantasie darüber gelegt, verlieren aber nie die unstillbare Sehnsucht nach jenen Weiten der beinahe ewigen Sonne. Daneben wird ein Stück deutsche Kolonisationsgeschichte lebendig, wird das Märchen von der kolonisatorischen Unfähigkeit der Deutschen widerlegt und uns ein arbeitsreiches Deutschtum fern der Heimat nähergebracht. Ein reiches, überreiches Buch, das man immer wieder gerne liest. *Wob.*

Otto Flake: Die Töchter Noras. Roman. (S. Fischer Verlag, Berlin.)

Auch in diesem Buche handelt Flake sein eigentlichstes Thema ab: die Beziehung von Mann und Frau zueinander. Die Aufzeichnungen des pädagogischen Publizisten Faber Arnoldi, die den äußeren Rahmen des Romans geben, beschäftigen sich der Reihe nach mit mehreren Vertreterinnen der heutigen Frauengeneration, in der Flake-Arnoldi das zeitgemäß weiterentwickelte „Nora-Problem" sein Wesen oder Unwesen treiben sieht. Wenn man wie Flake fest auf dem Boden der uns überkommenen individualistischen Weltanschauung steht, kann man Probleme der Übergangszeit zu einer neuen Weltanschauung nicht lösen. Man kann die Problemstellung klären und immer wieder klären. Das tut Flake mit seiner meisterhaften Dialektik besser als irgendeiner sonst, aber eine noch so gründliche philosophische und psychologische Inangriffnahme des Themas „Ich und Du" kann wenig nützen, wenn sie nicht über das Ich hinausführt. Es mag klug sein, sich auch der Liebe gegenüber „sichern" zu wollen: lebendiger ist es, das Risiko des Schicksals Liebe zu bejahen und den formenden Kräften Raum zu geben, die das stärkste Erlebnis entwickelt, das es unter Menschen gibt. — Was dem Buche fehlt, ist die Einbeziehung materieller sozialer Faktoren, soweit sie zwingenden Einfluß haben. — Es braucht kaum erwähnt zu werden, daß der neue Flake selbstverständlich zu den lesenswertesten Büchern des Jahres gehört. *Walther C. F. Lierke*

Fritz Mettenleiter: Alaf sig arna. (Loewes Verlag Ferdinand Carl, Stuttgart.

Dieses, von einigen Reichsstellen empfohlene Jugendbuch macht den Versuch in leicht faßlicher und doch interessanter Darstellung der Jugend die Begriffe und Wesen der Rassenkunde, der Vererbungslehre und der Ahnenforschung klar zu machen. Dieser Versuch kann als einigermaßen geglückt angesehen werden, wenn man sich auch nicht darüber hinwegtäuschen darf, daß der Oberlehrer-Stil gerade nicht sprach- und schrifttumsfördernd für unsere Jugend ist. Vollkommen abzulehnen sind dagegen die Kapitel, die sich mit Runen und Runendeutung befassen. Nicht allein, daß der Verfasser neue Runenzeichen erfindet, gibt er ihnen auch noch allerhand mystische Erklärungen auf den Weg und vermehrt so den heillosen Wirrwarr —, der gerade auf diesem Gebiete durch Übereiferer und konjunkturistische Spekulanten hervorgerufen worden ist. Als Nationalsozialist muß man daher das Buch ablehnen, selbst, wenn sein Großteil tragbar ist. Im nationalsozialistischen Schrifttum gibt es eben keine Halbheiten. *Wolf Braumüller*

FOTO-FERNBERATUNG

Alle Freunde der „Jugend" haben Gelegenheit zu kostenloser fotografischer Auskunft aller Art. Sie schreiben an Gerhard Isert, Magdeburg-S., Halberstädter Str. 117a, unter Beifügung von Rückporto. Hier einige der letzten Fragen von allgemeinem Interesse:

Randschleier bei Platten. Herr B. Kn. in Bln., kann verschiedene Ursache haben. Das Material lag entweder zu lange in der Kassette oder es handelte sich um alte Platten, die überlagert sind. Randschleier läßt sich nachträglich selbstverständlich nicht beseitigen. Das Material ist dann noch brauchbar, wenn nur die mittlere Fläche ausgenutzt wird, da sich der Schleier ja nur an den Rändern erstreckt. Bei Filmen kann Randschleier deshalb praktisch nie auftreten, weil auf der Packung jedesmal die Dauer der Haltbarkeit angegeben ist. Diese Einrichtung ist leider für Platten noch nicht eingeführt.

Teleobjektive. Herr H. Z. in Mü., sind durchaus eine lohnende Anschaffung. Bei Vorsatzlinsen muß stets stark abgeblendet werden, um genügende Schärfe zu erreichen. Das führt zu langen Belichtungszeiten und damit zu eingeschränkter Anwendung. Teleobjektive besitzen von sich aus eine Lichtstärke 1 : 6,3 (Voigtländer) und 1 : 5,5 (Meyer). Sie werden zugleich mit eingebautem Verschluß (Compur) hergestellt, so daß das Auswechseln gegen das bereits in der Kamera vorhandene Objektiv sehr schnell erfolgen kann. Der Preis liegt um 100 Mark.

Spiegelreflexkameras vom Rolleiflextyp. Frau H. M. in Br., gibt es in zwei Preislagen. Für Durchschnittsansprüche genügt die billigere Rolleicord oder Foth-Flex (diese sogar mit Schlitzverschluß) in der Preislage um 85 Mark, ein Universalmodell ist unbedingt die Rolleiflex oder Superb um 180 Mark. Die Brillant ist eigentlich mehr oder weniger „Vortäuschung falscher Tatsache". Es handelt sich im Grunde um eine Kamera mit großem Brillantsucher. Natürlich kann man damit auch gute Bilder machen, es muß nur verstanden sein. Die Einstellung erfolgt hier durch Frontlinsendrehung nur für das Aufnahmeobjektiv, nicht gleichzeitig für das Sucherbild.

Porträtaufnahmen. Herr Dr. K. Wdt. in Ha., sind bestimmt das schwierigste Kapitel der Fotografie. Es ist ein richtiger Vorsatz, wenn Sie sich vor der praktischen Arbeit theoretisch unterrichten wollen. Als Bücher kommen in Frage: Feininger, Menschen vor der Kamera (Heering-Verlag, Halle) 2.75 Mark und Fiedler, Das Porträt im Kunstlicht (Photokino-Verlag) 1.50 Mark.

AGRIPPINA

Kraftfahrzeug-
Haftpflicht-
Unfall-
Feuer-
Einbruch-Diebstahl-
Transport-
Reisegepäck-
Wertsachen-
Glas-

Versicherungen

AGRIPPINA VERSICHERUNGEN SEIT 1844

Auskunft bereitwilligst und ohne Verbindlichkeit durch

Landesverwaltungsstelle Bayern: München, Kaulbachstr. 89

FERNSPRECHER 32899, 31174, 32363

Begründer: Dr. GEORG HIRTH. — Verantwortlich für die Schriftleitung: ARNOLD WEISS-RÜTHEL; für die Anzeigen: GEORG POSSELT, München. — Verlag: G. HIRTH VERLAG., München. — Für die Herausgabe in Österreich verantwortlich: J. RAFAEL, Wien I. Graben 29a (Eingang Trattnerhof). — Für die Redaktion in Österreich verantwortlich: MARIANNE RAFAEL, Wien XIX, Hochschulstraße 25. — Alle Rechte vorbehalten. — Nachdruck strengstens verboten. — Copyright by G. HIRTH VERLAG AG., München. — Druck: G. HIRTH VERLAG AG., Buch- und Kunst-Druckerei. München, Herrnstraße 10. — D.-A. 9000. — Entered as second class matter, Postoffice New York, N. Y. — Manuskripte sind nur an die Redaktion der „Jugend", München, Herrnstraße 10, zu senden: Rücksendung kann nur erfolgen, wenn Rückporto beiliegt.

Europäische Kritik

Erich Wilke



„Non — auf keinen Fall, für derartig martialische Figuren haben wir als Kulturmenschen kein Verständnis"



„Noch viel zu kräftig — Madame, etwas reduzierter, wenn ich bitten darf"



„Hm ... die Beine sind noch etwas zu lang; außerdem — was soll die Bewaffnung?"



„So könnte man ihn fast lassen; ich sage fast!"



„Très bien — die Auffassung nähert sich bereits der Vorstellung, die wir von einem vertragsfähigen Gegner haben"



„Ausgezeichnet — so sind wir eventuell bereit, ihn zu akzeptieren!"

JUGEND

MÜNCHEN 1934 / NR. 38
PREIS 60 PFENNIG



Jugend
39. Jahrgang
1934 / Nr. 38

Landsknechtlied

von

Jörg Graff, Landsknecht

um 1518, aus der Grafschaft Ottingen

❖

Gott gnad dem groß mächtigen Kaiser frumme,
Maximilian! Bei dem ist aufkummen
ein Orden, durchzeucht alle Land
mit Pfeiffen und Trummen:
Landknecht sind sie genannt.

Fasten und beten lassen sie wohl bleiben
und meinen, Pfaffen und Mönch sollens treiben,
die haben davon ihren Stift,
des mancher Landsknecht frumme
im Gartsegel umbschifft.

Wurmbs.



In Wammes und Halbhosen muß er springen,
Schnee, Regen, Wind alles achten geringe
und hart liegen für gute Speis;
mancher wollt gerne schwitzen,
wenn ihm möcht werden heiß.

Regenspurg.



Also muß er sich in dem Land umbkehren,
bis er hört von Krieg und Feindschaft der Herren.
Darnach ist ihm kein Land zu weit,
darein lauft er mit Ehren,
bis er auch findt Bescheid.

Erstlich muß er ein Weib und Flaschen haben,
darbei ein Hund und einen Knaben.
Das Weib und Hund erfreut den Mann,
der Knab und Hund soll spüren,
was in dem Haus tut stahn.

Das war der Brauch, Gewohnheit bei den Alten,
also soll es ein jeder Landsknecht halten:
Würfel und Karten ist ihr Geschrei;
wo man hat guten Weine,
sollen sie sitzen bei.

Franckfurt.



Straßburg.



Da sollen sie von Stürmen, Schlachten sagen,
des müssen sie warten Nacht und Tage;
darumb so tut ihnen Lernens Not,
wie man mit langen Spießen
Prozessiones hält.

Wann sie dann ihr Kapitel wölln halten,
mit Spieß und Hellebarten sieht mans balde
zum Fähnlein in der Ordnung stahn;
dann tut der Hauptmann sagen:
die Feind wölln wir greifen an.

Darnach hört man das groß Geschütz und kleine;
„Her! Her!" schreien die Frummen allgemeine,
so hebt sich an das Ritterspiel,
mit Spieß und Hellebarten
sieht man ihr fechten viel.

Sachssen.



„Lerman! Lerman!" hört man die Trummen spechten,
darbei setzens die ihren Rechte:
ein grüne Heid ist Richters Buch,
darein schreibt man die Urteil,
bis eim rinnts Blut in d' Schuch.

Wie möchtens doch ein härtern Orden tragen?
Sie leiden groß Not bei Nacht und Tage,
bis sie überkummen eins Herren Huld:
darbei bleibt mancher Tote,
wollt bhalten seines Herren Huld.

Wimpfem.



Erst hebt sich an die Klag der treuen Frauen,
eine jede tut nach ihrem Mann umschauen;
welcher der ihr ist blieben tot,
darf nit vor Schanden lachen,
bis sie ein andern hat.

Das ist der Kriegsleut Observanz und Rechte,
sang Jörg Graff, ein Bruder aller Landsknechte;
Unfall hat ihm sein Freud gewendt,
wär sonst im Orden blieben
willig bis an sein End.



Bayerische Jäger — Rudolf Müller

Sprichwörter

Sollst dich nicht besaufen,
Aus dem Gefecht nicht laufen,
Gott den Herrn hoch preisen,
Gut verwahr'n dein Eisen,
Auf dein Fähnlein blicken,
Dich in Mühsal schicken.

*

Ein redlicher Kriegsmann ist ehrenwert.

*

Kriegsvolk soll man nicht lassen müßig sein.

Wenn die Kriegswunden heilen,
So bleiben doch Narben und Schrammen

*

Ein Landsknecht muß Spitzen und Radnägel verdauen können.

*

Landsknechte lassen nichts liegen
Als Mühlsteine und glühend Eisen.

*

Man findet selten einen alten Landsknecht.

Es sind nicht alle Landsknechte, die lange Spieße tragen.

*

Buhler geben böse Krieger.

*

Wo die Landsknechte sieden und braten
Und die Pfaffen zu weltlichen Sachen raten
Und die Weiber führen das Regiment,
Da nimmt's selten ein gutes End'.



Generalfeldmarschall
Kronprinz Rupprecht von Bayern

Anton Leidl



Artillerie 1682-1700
Bombardiere a. d. Zeit Max Emanuels

Das Bayernheer in Deutschlands Geschichte

Von Georg Gilardone, Major a. D.

Unter den früheren Teilheeren der deutschen Kriegsgeschichte sieht das bayerische auf eine besonders weit reichende, stolze Vergangenheit zurück. Seine frühesten, urkundlich belegten Leistungen führen uns auf weit voneinander abliegende Schlachtfelder, so nach Ungarn in das Jahr 907 und in den ersten Reichskrieg gegen die Normannen nach den heutigen Niederlanden. Hier haben an der Deyle 891 bayerische Geschwader unter König Arnulf von Kärnten erstmals um die bedrohte Grenze des deutschen Schicksalstromes, den Rhein, mitgefochten, wie später noch so häufig in Deutschlands Geschichte. Auch im ausgehenden Mittelalter sind es hauptsächlich reisige Heerscharen im Rahmen des Lehnswesens, die an den Römerzügen der Kaiser wie an den frühesten Türkenkämpfen neben Schwaben, Franken und Niedersachsen ehrenvollen und manchmal entscheidenden Anteil genommen haben. Daneben konnten, länger wie anderswo, auf deutschem Boden, besonders in Verteidigung der bayerischen Ostmark gegen die Eroberungs- und Plünderungsgelüste der Tschechen die Aufgebote wehrhaft gebliebener Bauernschaften ihre Grenzen erfolgreich verteidigen helfen. So vor allem im Treffen bei Hilgersried 1433, wo kein unverwundeter Hussit dem schwer gereizten Bauernzorn der Oberpfälzer entronnen ist. Es kann deshalb nicht wundernehmen, wenn im Wiederaufleben des deutschen Fußvolkes ein Mindelschwabe, der in engsten Lehnsverhältnis zum Münchener Hof stehende Georg von Frundsberg, und der Tölzer Kaspar Winzerer sich auf den blutigen Schlachtfeldern der fast ausschließlich Oberdeutschland entstammenden „teutschen" Landsknechte ganz besonders als Führer bewährt haben.

Das, aus ödem, religiösem Wortgezänk und dem Mangel eines, für das Land der europäischen Mitte doppelt notwendigen, Einheitsgefühl herausgeborene Nationalunglück des Dreißigjährigen Krieges schuf unter dem als militärischer Organisator wie als Stratege gleich bedeutenden Kurfürsten Max I. eine neue Erscheinungsform bayerischer Wehrhaftigkeit, das in ähnlicher Form sich damals über ganz Europa verbreitende Söldnerheer auf Kriegszeit. Doch gab ihm die Dauer der sehr oft auf dem Boden Altbayerns geführten Kämpfe und seine teilweise Rekrutierung aus den bayerischen Landfahnen einen einheitlicheren nationalen Zusammenhang, wie ihn, das schwedische zu Gustav Adolfs Zeiten ausgenommen, damals



Dragoner-Fähnrich 1704 a. d. Zeit Max Emanuels

die übrigen Werbeheere aufwiesen. Gut bezahlt, strenger und länger in Manneszucht gehalten wie alle anderen damaligen Heere, und mit Feldherrnnamen wie Tilly, Pappenheim, Jan von Werth und Merey an der Spitze, hat diese Heerschöpfung die erste der drei lange dauernden Ruhmesepochen des bayerischen Heeres erlebt. Glänzend Siege wie Höchst, Lutter am Barenberge, Mergentheim und Tuttlingen stehen neben unverdienten und tapfer bestandenen Niederlagen wie Breitenfeld und Lützen. Auch diese haben den ersten Soldaten jener Zeit, den Schweden des nordischen Heerkönigs, anerkennende Achtung abgenötigt.

Unter dem vorsichtig-friedlichen Nachfolger des ersten bayerischen Kurfürsten hat das Land den Übergang vom lediglich für die Kriegszeit geworbenen Söldnerheer zu ständig, auch im Frieden erhaltenen, Truppen beschritten. Während der Regierungszeit seines Enkels Max Emanuel fand dann dieser Übergang seinen Abschluß in der 1682 erfolgenden Aufstellung dauernder Regimentsverbände. Fünf von diesen, drei zu Pferd und zwei zu Fuß, sollten, ebenso wie die 1705 errichtete früheste bayerische Bombardierkompagnie, alle Wechselfälle der späteren deutschen Kriegsgeschichte überleben, um erst nach dem Schmachfrieden von Versailles 1920 ihr ruhmvolles Dasein zu enden. So gehörten das 2. und 10. bayerische Infanterieregiment wie das 1., 2., 3. Chevaulegerregiment unter ihren, teilweise über hundertjährigen, Feldzeichen zu den ältesten Weltkriegsregimentern überhaupt.

Gerade in die Geburtsjahre dieser bayerischen Stammtruppenteile fällt das Aufkommen eines einheitlichen Soldatenkleides, der Uniform. Unsere Bilder (1 und 2) zeigen uns die äußere Erscheinung der damaligen „rotröckleten" bayerischen Dragoner wie der Bombardiere im grauen Rock mit hellblauen Aufschlägen. Das gleichzeitig angenommene Hellblau als Uniformsfarbe für die Hauptwaffe aber sollte die bayerische Infanterie, mit Ausnahme einer vierzehnjährigen, durch Zweieinvierteljahrhundert bis zum Jahre 1913 begleiten. So gewandet, haben die kurbayerischen Truppen unter ihrem kühnen und organisatorisch hochbegabten Führer Max Emanuel von Wien 1683 bis zur zweiten Eroberung von Belgrad 1717 die nächste Epoche ihres Waffenruhms durchfochten. Den glänzendsten Erfolg in dieser kaum unterbrochenen, fünfunddreißigjährigen Kriegszeit stellt die erste Erstürmung der gleichen wichtigen Festung an der Mündung der Save zur Donau 1693 dar. Sie hat dem stets als erster in der Bresche wie der Reiterschlacht kämpfenden Fürsten bei den türkischen Feinden den Ehrennamen des „blauen Königs" eingetragen. Selbst die schwere Niederlage der bayerischen Infanterie bei Donauwörth 1704 in zähestem Widerstand einer beispiellosen internationalen Übermacht, gegenüber am Tore zur Heimat erlitten, konnte den altüberkommenen Ruhm dieser Waffe nur mehren.



Infanterie 1785—89

Der weitere Verlauf des achtzehnten Jahrhunderts hat dem kleinen bayerischen Heere, trotz mancher tapferen Einzelleistungen, unter großenteils unkriegerischen, dagegen politisch anspruchsvollen, Fürsten wenig Siegeslorbeeren gebracht. Truppen, die im Frieden, einer oft sinnlos übertriebenen Repräsentation bei Hofe zuliebe, das Allernotwendigste, einige Male sogar der „eingesparten" Pferde entbehren mußten und im Felde öfter Höflinge wie tüchtige Befehlshaber an ihrer Spitze sahen, mußten in den Erfolgsjahren eines Friedrich des Großen oder der jungen französischen Republik mit Naturnotwendigkeit schlecht abschneiden. So lag der wichtigste Vorgang in diesem langen, im ganzen wenig erfreulichen Zeitabschnitt der bayerischen Heeresgeschichte in der 1778 durchgeführten Verschmelzung des bayerischen mit dem etwa gleichstarken kurpfälzischen Heere unter dem neuen gemeinsamen Landesherrn Karl Theodor. Entscheidend sollte diese Vereinigung besonders die äußere Erscheinung des Soldaten beeinflussen. Denn kurz nacheinander wurden die Uniformen des jetzigen „kurpfalzbayerischen Heeres" zweimal grundlegend verändert. Während die 1787 eingeführte Neuuniformierung (Abb. 3) in der weißen Grundfarbe der Röcke wie im Schnitt deutlich die damalige, fast sklavische Abhängigkeit der Politik Karl Theodors vom Wiener Hofe widerspiegelte, fand es Serenissimus schon im nächsten Jahre für angezeigt, hier neuerdings zu ändern. Diesmal wurde die von seinem augenblicklichen Günstling, dem Angloamerikaner Graf Rumford, empfohlene Errungenschaft des amerikanischen Freiheitskrieges auf dem Gebiet des Soldatenkleides in dem, den Neuenglandstaaten so fern liegenden, Pfalzbayern eingeführt. Die wenigen Vorzüge dieser eigentümlichen Neubekleidung (Abb. 4) lagen auf dem Gebiet der Anähnlichung der äußeren Erscheinung der Offiziere an die der Mannschaften, um allzu hohe Führerverluste zu vermeiden, ihre Nachteile vor allem in der wieder



Infanterie 1789—99

auf übertriebener Sparsamkeit beruhenden Stoffknappheit wie der bei den Hauptwaffen gewählten weißgrauen Farbe. Kurz entschlossen hat der Münchener Volkswitz diese Vaterlandsverteidiger denn auch als „Mehlsäcke" bezeichnet. Obwohl derartige Oberflächlichkeiten und Spielereien im Ernstfall der letzten Reichskriege sich am Gesundheitszustand wie an der Schlagfertigkeit der Truppe schwer rächen sollten, haben Bayern und Pfälzer dennoch in den letzten Verteidigungsschlachten des gealterten ersten Reiches besonders bei Fröschweiler, Kaiserslautern-Hochspeier 1794 — hier unter Blüchers schneidigem Kommando — und bei Hohenlinden 1800 sich ein letztes Mal für das „Heilige Römische Reich Deutscher Nation" außerordentlich zäh geschlagen. In der dritten großen Kampfperiode des bayerischen Heeres, der unter König Max I., hat sich dann aus dem Rumfortkaskett unter dem Modebedürf-



Kavallerie 1800—04 a. d. Zeit Max Josephs IV.

nis jener Tage nach „möglichst martialischen Kopfbedeckungen" der Raupenhelm entwickelt. Er wurde bis zum 24. Dezember 1805 über dem Zopf getragen (Abb. 5). Nach dem Wegfall dieser, besonders von den älteren Soldaten des Heeres nur ungern abgelegten „Manneszierde" (Abb. 6) sollte diese Helmform noch fast während des ganzen neunzehnten Jahrhunderts dem bayerischen Heere eine bezeichnende und unterscheidende Sondernote geben. Denn erst 1886 wurde im Verlauf der fortschreitenden nationalen Anähnlichung auf allen Gebieten der Raupenhelm von der Pickelhaube abgelöst. Opferreiche Schlachten, wie vor allem Hanau und die Siegestage von Pultusk, Borodino, Arcis und Brienne, säumen den Ruhmesweg durch die, unter Zwang ertragene, Fremdherrschaft der Rheinbundzeit wie durch Bayerns Anteil an den Befreiungskriegen von 1813 und 1814.

Auch über dem letzten Abschnitt der Ge-



Kgl. bayer. Infanterie a. d. Zeit König Max I. 1806—09

schichte eines selbständigen bayerischen Heeres, in der losen Bindung des deutschen Bundes, liegt der hemmende Druck der engherzigsten, ausschließlich auf Kosten der Wehrhaftigkeit des Staates ausgeübten Sparsamkeit eines in die ausgesprochenste Kirchturmpolitik versunkenen Landtags. Wiederum war, mit Duldung schwacher Könige, Bayerns Wehrgebäude trotz der wackeren Leistungen einzelner Truppenteile auf den Schlachtfeldern der Romantik, in Griechenland, Schleswig-Holstein wie im ungewollten Bruderkrieg von 1866 zum bloßen Schein eines ungenügenden Rahmens heruntergesunken, als von 1867 ab mit dem Anschluß an den Norddeutschen Bund die langsam zu immer größerer Machtenfaltung fortschreitende Verschmelzung mit den übrigen deutschen Streitkräften zum Reichsheer von 1914 sich ankündigte. Sie sollte das alte bayerische Heer, über die Schlachtfelder von Wörth, Sedan und Orleans hinweg, in ihren stolzesten und letzten Abschnitt, dem des viereinvierteljährigen Weltkriegs, zur Erhaltung der schwerbedrohten Nation führen. So kann rückwärtsblickend das Bayerland, das dem deutschen Volke neben so ungeheuer vielem anderen das Nibelungenlied, als älteste Verkörperung deutscher Reckenhaftigkeit, schenken durfte, auch heute noch von höchster Warte entsagenden Ausgehens im größeren Ganzen die Erinnerung an sein früheres wackeres Heer mit innerster Berechtigung pflegen.

*

„Wenn der Mensch sein Blut für seine Familie, seine Freunde, seinen Gott, sein Vaterland oder seine Mitmenschen hingibt, so wendet er es wohl an. Alles andere Blutvergießen aber ist Verbrechen!" Burke.

*

„Ich kam hierher, um meine Pflicht zu tun; und ich kann in nichts anderem Befriedigung finden als darin, daß ich meine Pflicht gegen mein Vaterland erfülle."

Wellington in Portugal.

ARMIN HAUSLADEN:
HAUPTMANN A. D.

Der Soldat

Das Wort ist für unsern Begriff vom Soldaten völlig falsch — seit dem 16. Jahrhundert gebraucht, aus dem Französischen (soldat) entlehnt und sich zurückleitend auf das mittellateinische „soldatus" gleich — besoldet. Freilich hat der „Soldat" seine Herkunft vom Söldner, dem Kriegsmann von Beruf, der des Soldes wegen heute gegen den und morgen gegen den zu Felde zog, für ein Land oder für die Ziele einer Dynastie — aber von keinem inneren Feuer getrieben, keiner Idee, die ihn erfüllte, zuliebe und nicht zum höchsten Opfer bereit für ein Vaterland, mordend um schnöden Lohnes willen und seinen Brotherrn jederzeit bereit zu verlassen, wenn dessen Stern zu verblassen schien und seine Kriegskassen leer zu werden drohten.

Söldnerheere waren die Erscheinung weit entwickelter Staaten, typische Erscheinung müder, aber vom Handel reich gewordener Völker. Schön war diese Erscheinung nicht und gesund war sie auch nicht. Unser Soldatentum ist ein anderes. Unser Soldatentum war immer stolzester Ausdruck des Wehrwillens des Volkes, aus seinen Reihen heraus, seine beste Kraft, sein treuestes und freistes Menschentum.

Was ist unsere heutige Reichswehr, was war unser Vorkriegsmilitär anders als die Blüte der jungen Männer des Volkes, genau so wie zu Germanenzeiten, wenn vor drohendem Feind sich der Ring der waffenfähigen Männer zusammenschloß, bergend die Frauen und Alten und Siechen und die nötigste Habe. Nur unmittelbar brachte der damalige Kampf — im Anblick der Bedrohten und des Bedrohten — die Gefühle von Schützen und Geschütztwerden — in heutigen Kriegen kämpfen die Reihen der Männer in weiter Ferne für das Gros des Volkes, das sie schützen. Unendlich höher sind die Anforderungen für den Krieger von heute, der nicht mehr im ritterlichen Einzelkampf sich mit dem Gegner messen kann, sondern in tausendfachen Reihen stillen Heldentums aufgeht und einer Hölle gekannter und ungekannter Angriffs- und Abwehrkräfte gegenübersteht, einem Orkan schwerster Naturkatastrophen, ja oft sie überbietend. Der deutsche Soldat des Weltkrieges hat diese Hölle überwunden, überwunden nicht so sehr durch seine Kraft und Mannhaftigkeit und seinen Erfindungsgeist, als durch das innere Glühen in seiner Seele, das eminent Soldatische, das ihn von allen Soldaten der Welt unterscheidet. Der Kampf spannt alle menschlichen Gefühle zum höchsten an, wie Schiller sagt „der Krieg hebt alles zum Ungemeinen". Die Krieger des deutschen Volkes haben diesen Zustand am dauerndsten zu tragen verstanden, Krämerseelen haben ihn bald von sich getan, und Schwache konnten ihn nicht haben und Unehrenhafte. Aber der deutsche Soldat, der einfache deutsche Soldat, der zu Millionen jahrelang schweigend und duldend ein heroisches Leben hinbrachte, er hat ihn gehabt und mit innerem Stolz getragen und es hat ihm die große Stärke gegeben, die der Welt ein Rätsel war. — Und er hatte dazu aus alter herrlicher Überlieferung die großen Soldatentugenden und sie wurden mit jedem Tage des großen Kampfes neu geübt und neu gestärkt: der Opferbereitschaft ohne Grenzen, der heiligen Kameradschaft, der Zuversicht und des Glaubens an den Erfolg, der Entschlußkraft und der Schnelligkeit des Entschlusses (ohne die vielen Belastungen und Voreingenommenheiten, denen der moderne, zivile Mensch ausgesetzt ist), des Willens zur Unterordnung bei Verantwortungsfreudigkeit, des Willens zum Siege, zum Erfolg, aber immer zum Erfolg für andere, nämlich für die Gesamtheit, des ewigen Vorwärts ohne kühle Berechnung, des Wagens bis zur Tollkühnheit, immer den Blick gerichtet auf das sehr oft, ja meist scheinbar Unmögliche, auf den Sieg. Phantasie und Instinkt siegen über Erwägung, Berechnung, Hemmung. Finden wir nicht eine Fülle eminent deutscher Eigenschaften? Brauchen wir uns zu wundern und zu fragen, warum der deutsche Soldat, der deutsche Seemann als der beste der Welt gilt und die Furcht um ihn ist, wo er auftritt und wo man ihn nicht mit einer Vielheit seiner Kraft umstellen kann?

Fritz Erler, der Maler und Kriegsmaler, hat einmal in Worte gefaßt, wie die Mannhaftigkeit im Kriege gesteigert zum Ausdruck kommt: „Ohne Ruhmredigkeit tragen die Männer heute die Waffen. Grimmig und innerlich greinend in endlosen Stunden sitzen sie am Rande der Todeszone in der Finsternis ihrer feuchten und frostigen Unterstände mit der selbstverständlichen Notwendigkeit des Gehorsams und der Geduld im Blute. Lehmig und rußig den Troglodyten in der Primitivität ihres Daseins angenähert, in kargen Augenblicken unter dem Donnern der fremden Trommeln mit klammen Fingern mühsam Briefe schreibend, weiche, treuherzige, derbe, rührende, grämliche und vergrämte, humorvolle und nachdenkliche. Da — im Augenblick des Alarms und der Gefahr — gereizt — springt etwas Schreckliches in ihnen auf: Der uralte Jäger wird wach, der den Höhlenbär angeht, die Reihen der Männer klirrten auf, ein seltsames, nie gesehenes Glimmen erscheint in den Augen. Nein — die Geister der totgeglaubten Vorfahren konnten nicht begraben werden, sie streiten mit, nicht sagenhaft in den Wolken, sondern wirklich unter dem zerschlissenen feldgrauen Rock und unter dem Helm aus Nickelstahl. Es bricht ein Ungeheueres, Vergessenes aus dem tiefsten Grunde der Seele, jeder Vernunft, Voraussicht, Wissenschaft spottend, Niflheims Nacht entstammend, in die Tageshelle, unbegreiflich denen, die einst den Strohtod starben. Und wenn Angriff und Abwehr vorüber, kehren sie blutend, zitternd vor Erregung und Erschöpfung, nur langsam zurück, wie aus einem zeitlosen Rausch in die Nüchternheit der Ruhestellung, immer noch das fremde Glimmen in den Augen. Es ist der Mann in des Wortes reinster und verwegenster Bedeutung, seine ehrwürdige und ernste Erscheinung, vorher durch die Banalitäten des friedlichen Alltags oft lächerlich verkleidet, die wieder deutlich wird, klar und fest, auf dem finsteren Hintergrund der Gefahr. — — —

Der deutsche Staat war einst ein ausgesprochener Soldatenstaat. Der spätere individualistisch-liberalistische konstitutionelle Verfassungsstaat hat lange den Kampf geführt gegen diesen aus hartem, hellem Eisen und hohen Idealen geschmiedeten Soldatenstaat, und er glaubte ihn endlich zu Fall gebracht zu haben, als ihm in des Führers großen Ideen der Retter entstand. Soldatentum ist gekennzeichnet durch die Begriffe Blut und Boden, Bürgertum im Sinne der liberalistischen Ära durch die Begriffe Besitz und Wissen. Der Soldat ist ein Typus, ein sich hingebender für Ideale und Begriffe, für andere, der „Bürger" des liberalistischen Staates, lebt und denkt zumeist als Einzelwesen, mehr egozentrisch als für die großen Ideale des Staates. Darum ist es so wichtig, daß uralte, instinktmäßige Regungen heute wieder Bedeutung gewinnen, gegenüber letzten, überfeinerten und oft belastenden Zuspitzungen weitest getriebener Kulturen. Die Basis, auf der der Führer fußen konnte, war wiederum der deutsche Soldat, dem der alte Preußengeist (im Sinn von Soldatenstaat) Hindenburgs den integren Soldatengeist durch alle Gefahren der Nachkriegszeit hindurch bewahrt hat, indem er die Reichswehr von allem Parteiwesen unabhängig und unbeeinflußt erhielt. Freilich, bürgerliche Gesellschaft und Heer waren längst Gegensätze geworden. Auch der Bauer war mit Fortfall der allgemeinen Wehrpflicht nicht mehr zugleich Soldat. Nur das aber ist gesunder Zustand, wenn die Wehrhaftigkeit und damit alle die Tugenden des Soldaten, des deutschen Soldaten, das ganze Volk immer wieder befruchten und damit lösen von der sonst allzu großen Gebundenheit an die Formen des Alltags, Sucht nach Gewinn, Schwerfälligkeit, Mangel an Opferbereitschaft. Wieviel Gutes hat der Kasernhof von ehedem ins ganze Volk hineingetragen. Das ist nicht in Worte zu fassen, wie überhaupt die hohen Führereigenschaften des deutschen Offizierkorps. Freilich, wichtigste Zeiten des Lebens des waffentüchtigen Mannes hatte der Staat für sich beansprucht, — das aber nicht als natürlich zu empfinden wäre ein Symptom dafür, daß man verlernt hat, natürlich zu denken. Freuen wir uns der Wiederbesinnung des deutschen Volkes. Freuen wir uns, daß wieder männlich-stolzes, aufrechtes Wesen sich zeigen darf und daß Soldatenlieder den Ruhm alter deutscher Soldatenvergangenheit und alter Soldatenvolksverbundenheit künden, und wieder, vom Volk brüderlich aufgenommen, erschallen in den Straßen deutscher Städte und Dörfer, und daß wir aufhörten, uns knechtisch zu beugen. „Und setzet ihr nicht das Leben ein, nicht wird euch das Leben gewonnen sein." In dieser Gesinnung ehren wir am besten das Opfer des „unbekannten Soldaten", das so lange umsonst gebracht schien.



Stadtkommandant
Oberst Döderlein



Deutsche Uniformen

KRIEG UND KUNST

(aus Samuels Smiles „Pflicht")

Man hat behauptet, daß die kriegerischen Perioden in der Geschichte der Völker diejenigen gewesen seien, in welchen die Künste des Friedens am reichsten geblüht, der dichterische Genius am hellsten gestrahlt. Wenn sich auch die allgemeine Gültigkeit dieses Ausspruchs bezweifeln läßt, so finden sich doch mancherlei Belege dafür. Man denke an Griechenland! Sokrates, Äschylos, Sophokles und Xenophon waren sämtlich Männer, die in den Schlachten ihres Vaterlandes mitkämpften und hernach der griechischen Literatur zur Blüte verhalfen. Nicht anders war es in Rom, als dieser Staat auf der Höhe seines Ruhmes stand. Julius Cäsar ist der größte seiner Krieger und auch einer seiner bedeutendsten Schriftsteller gewesen. Der Dichter Horaz war in seiner Jugend Soldat und wurde von Brutus mit der Führung einer Legion betraut.

Es ist eine merkwürdige Tatsache, daß viele berühmte Männer — Dichter, Schriftsteller und Männer der Wissenschaft — Soldaten gewesen sind zu Lande und zur See — in der Heimat und in der Fremde — gekämpft haben. Vielleicht wird der menschliche Charakter durch den Gehorsam, die militärische Übung und Disziplin, welche die Seele des Soldatenlebens bilden, in besonders erziehlicher Weise beeinflußt und empfängt dadurch jene Kraft zielbewußter Konzentration, welche ein wesentliches Attribut des wahren Genies ist.

Dante nahm als Soldat an der Schlacht bei Campaldino teil und kämpfte dort tapfer in der vordersten Reihe der guelfischen Reiterei. Aus diesen und anderen Gründen wurde er später aus Florenz verbannt.

Während der Blütezeit der spanischen Literatur waren alle bedeutenden Dichter und Schriftsteller Spaniens Soldaten und Abenteurer, welche in der Heimat und in der Fremde — zur See und zu Lande — kämpften. Lope de Vega war Soldat an Bord eines Schiffes der spanischen Armada. Er war einer der wenigen, die dem Verderben entrannen; und er kehrte heim, um seine zahlreichen Dramen zu schreiben und dann später Mönch und Mitglied der Inquisition zu werden. Auch der große Cervantes war Soldat und focht zu Lande und zur See. Er zeichnete sich durch seine Tapferkeit in der Schlacht bei Lepanto aus, wo ihn drei Büchsenschüsse trafen, von denen zwei seine Brust verletzten und einer seine Hand durchbohrte. Hierdurch wurde er für immer kampfunfähig. „Aber die Lanze kann nicht die Feder stumpf machen" — wie er selbst später äußerte; er lebte weiter und schrieb seinen unsterblichen „Don Quijote".

Calderon, ein anderer spanischer Soldat, wurde Dramendichter und später Priester.

Ignaz von Loyola war ein spanischer Soldat, der auf die Weltgeschichte einen so großen Einfluß ausgeübt hat wie alle Soldaten seines Vaterlandes zusammengenommen. Eine schwere Verwundung am Bein, die er bei der Belagerung von Pampeluna erhalten, fesselte ihn für längere Zeit ans Bett. Zufällig fiel ihm „das Leben der Heiligen" in die Hände; er las es sorgfältig durch, und sein Geist erwachte zu einem neuen Leben. Er begab sich in das Kloster Montserrat und verblieb darin einige Zeit. In einer Nacht ging er in die Klosterkapelle, hielt dort — nach der Sitte des Rittertums — seine Schwertwacht und schlug sich dann selbst zum „Ritter der heiligen Jungfrau". Er wurde in der Folge der Stifter jenes kampflustigen Ordens der „Gesellschaft Jesu", der — was man auch sonst von ihm sagen mag — doch in jedem Fall Trägheit und weichlichen Luxus verschmäht.

Einer der merkwürdigsten französischen Soldaten ist René Descartes gewesen. Er diente zuerst als Freiwilliger in der französischen Armee in Holland, später unter dem Herzog von Bayern. Er nahm an der Schlacht bei Prag im Jahre 1620 teil und bewies dort eine große Unerschrockenheit. Während seines Soldatenlebens beschäftigte er sich in seinen Mußestunden mit Mathematik und Philosophie.

Nach dem bayerischen Feldzuge bezog sein Regiment die Winterquartiere in Neuberg an der Donau; und dort faßte Descartes mit dreiundzwanzig Jahren den kühnen Gedanken, die moderne Philosophie vollständig umzugestalten.

Auch de La Rochefoucauld — der Verfasser der „Maximes" — war in seiner Jugend Soldat und wurde sowohl bei der Belagerung von Bordeaux als auch bei der Schlacht bei St. Antoine während der Kämpfe der Fronde schwer verwundet. Paul Louis Courier — der Verfasser des „Simple Discours" — stand bei der republikanischen Armee am Rhein und später als Artillerie-Offizier in Italien. Er erwähnt in seinen Briefen den großen Kummer, den er empfunden, als er — mit griechischen Studien beschäftigt — die Entdeckung machte, daß sein Homer während seiner Abwesenheit von den österreichischen Husaren weggeschleppt worden.

Wahlspruch

Hoch weht mein Busch, hell klirrt mein Schild
Im Wolkenbruch der Feindesklingen.
Die malen kein Madonnenbild
Und tönen nicht wie Harfensingen.

Und in den Staub der letzte Schelm,
Der mich vom Sattel wollte stechen!
Ich schlug ihm Feuer aus dem Helm
Und sah ihn tot zusammenbrechen.

Ihr wolltet stören meinen Herd?
Ich zeigte euch die Mannessehne.
Und lachend trockne ich mein Schwert
An meines Rosses schwarzer Mähne.

Liliencron



Gustav Rheinen

Altbayerische Soldatenlegende

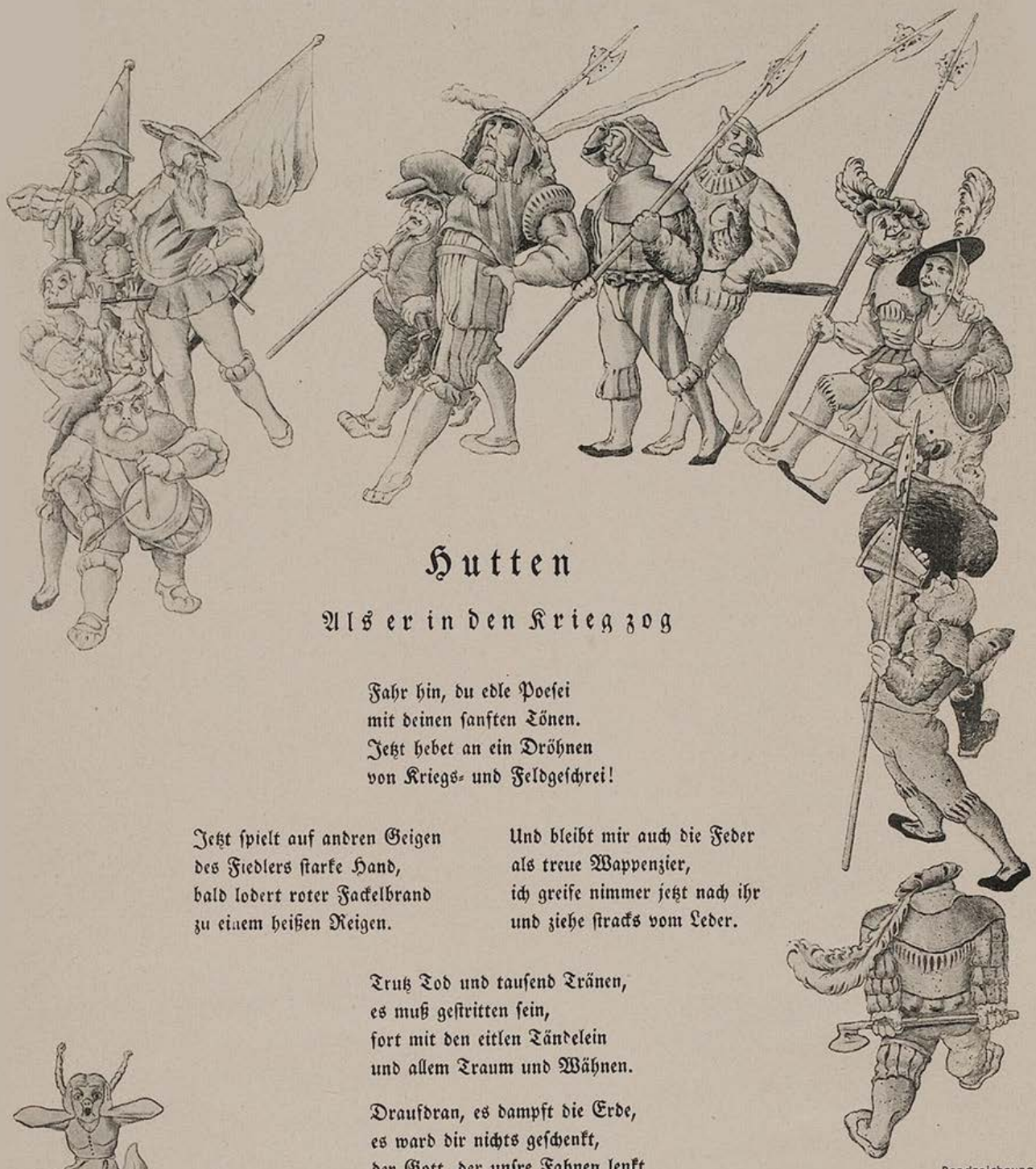
Als der Kurfürst Max Emanuel im Jahre 1688 die von den Türken besetzte Feste Belgrad berannte, diente ein Tambour namens Steinhögl in einem zur Belagerung aufgebotenen, bayerischen Infanterieregiment. Dieser Steinhögl war in dem oberbayerischen Orte Wackersberg beheimatet, und daß er ohne kurfürstliche Genehmigung zur Jagdausübung so manchen guten Hirsch waidgerecht erlegt hatte, sei nur nebenbei erwähnt. Mannhafte Lust an Gefahr und Abenteuer lag in seinem Blut, und die Fallstricke listig ersonnener, in muffigen Amtsstuben ausgebrüteter Gesetze machten ihm die Heimat allmählich zu enge. Als deshalb die Werbetrommel für den Türkenkrieg durch das Land rasselte, da nahm Steinhögl kurz entschlossen das Handgeld an und ließ sich in ein Infanterieregiment einreihen. Am liebsten hätte er freilich seinen Stutzen geschultert, doch da er ein stämmiger Bursche war und im Fotzhobelblasen erstaunliches musikalisches Taktgefühl bewies, so wurde er dazu bestimmt, die große Trommel des Regiments zu bedienen. Dies tat er denn auch mit der ganzen Kraft seiner muskulösen Hände und zur Zufriedenheit von Offizier und Mann. Wo Steinhögl auf das Kalbfell wirbelte, da faßte auch der Müdeste wieder strammen Tritt, und wenn er bei einem Sturmangriff den Generalmarsch schlug, da bekreuzigten sich stundenweit die Bauern auf ihren Feldern.

Manche türkische Flintenkugel schlug vor Belgrad durch seine Trommel, denn wo es gegen die Janitscharen am heißesten herging, da stürmte der Steinhögl voran. Er sah nicht rechts und sah nicht links und nicht hinter sich, er lief den Feind geradenwegs an und schlug dabei auf das Kalbfell hernieder, als müsse er die schwere Trommel zuschanden hauen. Und so geschah es denn eines Tages, daß Steinhögl bei einem von den Türken unternommenen Ausfall von seiner Truppe abgeschnitten wurde und ganz allein trommelwirbelnd hinter den zurückweichenden Janitscharen her in die Feste Belgrad hineinlief. Erst als sich das Festungstor hinter ihm schloß, wurde er seines Mißgeschickes gewahr. Er wurde nach mannhafter Gegenwehr überwältigt und in Ketten gelegt.

Des gleichen Tages noch ließ ihn der Festungskommandant, ein türkischer Pascha, vorführen. Durch Versprechungen und Drohungen sollte der bayerische Trommler dazu veranlaßt werden, über die Stärke der Belagerungsarmee Aussagen zu machen. Doch Steinhögl verhielt sich äußerst schweigsam, und die einzige Antwort, die man ihm nach stundenlangem Verhör entlocken konnte, waren die Worte: „I sog nix!" Da versuchte es der Pascha, den störrischen Gefangenen auf eine andere Weise auszuforschen. Steinhögl wurde von seinen Fesseln befreit und in ein schwelgerisch ausgestattetes Gemach geführt, wo ihn eine jugendschöne, gazellenäugige Odaliske lächelnd empfing. Sie lud ihn ein, auf dem Kissen, an ihrer Seite Platz zu nehmen, setzte ihm köstlichen Wein und erlesene Speise vor und legte ihren Arm um seinen pulvergeschwärzten, zerschlissenen Waffenrock. Der Trommler trank mehrere Flaschen feurigen Semendria-Weines, verspeiste mit gutem Appetit eine Wildschweinkeule und erwies sich auch gegen die Odaliske liebenswürdig, doch als diese beginnen wollte, ihn auszuforschen, da vermochte sie ihm nur ein tiefes Schnarchen zu entlocken. Er wurde wieder in Ketten gelegt und in sein Verließ verbracht.

Am nächsten Morgen wiederholte der Pascha das Verhör des Soldaten. Er versprach ihm bei Mohammed ein Scheffel gemünzten Goldes, ein Schloß am Bosporus und sieben grusinische Frauen, wenn er Aussagen machte. Doch Steinhögl schwieg. Da schäumte der Pascha vor Wut und übergab den Gefangenen dem Henker. Unter Begleitung des Kadi wurde er zur Hinrichtung in den Festungshof verbracht. Schon fühlte er die hänferne Schlinge an seinem Hals, als der Kadi nochmals vor ihn trat, und also sprach: „Zum letzten Male frage ich dich, wie stark sind euere Truppen? Wenn du gestehst, wird dir das Leben geschenkt sein!" Da schmetterte Steinhögl jenes kurze bayerische Sprüchl hinaus, das schroffste Ablehnung in die Form einer Einladung kleidet. Der Kadi spitzte die Ohren. „Wiederhole!" befahl er. Und Steinhögl wiederholte mit rauher Soldatenstimme: „Du kannst mi — — —!" „Gut", sagte der Kadi — denn er war der bayerischen Sprache nicht mächtig — „du gestehst also! Und mithin sei dir das Leben geschenkt!" Der Trommler wurde losgeknüpft und wiederum vor den Pascha gebracht. Ein gelehrter, mit den Sprachen der Ungläubigen vertrauter Hodscha sollte die Aussage des bayerischen Soldaten übersetzen. Nach langem Nachsinnen mußte der Gelehrte jedoch bekennen, daß ihm bei aller Kenntnis der deutschen Sprache die Worte des Gefangenen unverständlich seien. „Ich will dich nicht sofort aufknüpfen lassen", schnaubte da der Pascha den Hodscha an, „falls du aber nicht in einer Stunde die Worte des Soldaten auszudeuten verstehst, wirst du in der gleichen Schlinge enden, die für ihn bestimmt war!" Angstschlotternd entfernte sich der Gelehrte, doch verging kaum eine Viertelstunde, als er wieder zurückkam und mit bebender Stimme erklärte, daß er in seinen Büchern der Sprachwissenschaft die Worte des Soldaten gefunden habe. Sie hätten die Bedeutung, es stünden zweimalhundertundsiebenundzwanzigtausend Bayern — nicht mehr und nicht weniger — vor Belgrad. Da erschrak der Pascha sehr, und als am nächsten Tage der Kurfürst Max Emanuel die Feste stürmte, waren die Türken vor der vermeintlichen gewaltigen Übermacht ihrer Feinde bereits so sehr von Furcht ergriffen, daß sie die Verteidigung bald aufgaben. Kaum war der erste Sturmhaufen der bayerischen Blauröcke in die Festung eingebrochen, so schallte ihm auch schon ein mächtiger Trommelwirbel entgegen. Der Tambour Steinhögl hatte sich vor die Spitze der Stürmenden gesetzt, und daß er an diesem Tage seine Trommel endgültig zuschanden schlug, war ihm wohl nicht zu verdenken.

A. Wisbeck, Major a. D.



Hutten

Als er in den Krieg zog

Fahr hin, du edle Poesei
mit deinen sanften Tönen.
Jetzt hebet an ein Dröhnen
von Kriegs- und Feldgeschrei!

Jetzt spielt auf andren Geigen
des Fiedlers starke Hand,
bald lodert roter Fackelbrand
zu einem heißen Reigen.

Und bleibt mir auch die Feder
als treue Wappenzier,
ich greife nimmer jetzt nach ihr
und ziehe stracks vom Leder.

Trutz Tod und tausend Tränen,
es muß gestritten sein,
fort mit den eitlen Tändelein
und allem Traum und Wähnen.

Draufdran, es dampft die Erde,
es ward dir nichts geschenkt,
der Gott, der unsre Fahnen lenkt
beschirme Städt' und Herde.

Wohin das Werk auch treibt,
mag uns der Sieg gelingen,
daß uns, ein frohes Lied zu singen
noch manche gute Stunde bleibt.

Arnold Weiß-Rüthel
ehem. Kanonier im 7. bayer. Feldartillerieregt.



Randzeichnung von Horwath

MINIATUREN

Soldaten

Einem preußischen Obristen, der außergewöhnlich mager war, wurde in der Schlacht bei Kesselsdorf der Unterleib von einer Kugel gefährlich gestreift, doch die Wunde verheilte bald. Als der alte Dessauer, der Beine dünn wie Stöcke hatte, ihn das erstemal wiedersah, beglückwünschte er ihn zu seiner Genesung und sagte scherzend: „Ich dachte mir gleich, daß es nichts auf sich hatte, denn der soll noch geboren werden, der Ihnen den Bauch und mir die Waden wegschießt!"

•

Zwei Jäger, die im 7jährigen Krieg als tapfere Scharfschützen gedient hatten und sich seither nicht wieder gesehen hatten, trafen sich zehn Jahre später anläßlich eines Jagdessens in der Nähe von Leipzig. „Ei ...", sagte der eine zum anderen, „Kamerad, du nimmst es mir doch nicht übel, daß ich dir auf dein Schreiben von Erfurt noch nicht geantwortet habe."

„I wo ...", entgegnete der andere, „ich habe mir ja gleich gedacht, daß wir uns in nächster Zeit einmal persönlich sprechen würden."

Zwischen der Aufgabe des Briefes und dem Wiedersehen lag ein Zeitraum von acht Jahren.

Eine seltsame Sparbüchse

Selten hielt ein König so streng auf Manneszucht in seinem Heere wie Karl XII. von Schweden. Beim Abmarsch aus Sachsen ließ er jedem Soldaten seinen Sold für längere Zeit im voraus auszahlen. Um aber Verschwendern, denen es in den Fingerspitzen juckte, das Geldausgeben zu erschweren, gab er Befehl, die Münzen in Leinensäcken fest einzunähen und diese außerdem zu versiegeln. Wollte ein Soldat etwas ausgeben, so hatte er sich beim Hauptmann zu melden. Nur dieser durfte die Fäden des Säckchens durchschneiden und die Siegel erbrechen, und er mußte es dem Soldaten neu zugenäht und frisch versiegelt zurückgeben. Mancher derbe Krieger hat wohl über diese unbequeme Sparbüchse gewettert und geflucht, aber es nützte ihm nichts.

Bibelworte im Kriege

Herzog Johann von Anjou ließ, als er sich an der Spitze eines starken Heeres Neapel näherte, um sich der Stadt zu bemächtigen, auf die Fahnen die Stelle des Evangeliums Johannes setzen: „Fuit missus, cui nomen erat Johannes". („Es wurde einer gesandt, der hieß Johannes.") Alphonsus von Aragonien, der Verteidiger der Stadt, antwortete ihm, indem er eine Stelle desselben Evangeliums auf seine Fahnen schreiben ließ: „Ipse venit, et non receperunt eum." („Er kam, und sie nahmen ihn nicht auf.")

Bei einem Manöver ritt Friedrich Wilhelm IV. einst querfeldein, von seinem Adjutanten begleitet, als ein schmerzliches Wimmern an sein Ohr klang.

Er hielt sein Pferd an und sah sich um. Da entdeckte er in einem Graben einen Grenadier, der sich vor Schmerzen wand. Der König befahl seinem Adjutanten, abzusteigen und nachzusehen, was dem Manne fehle. Mit einem Satz war der Offizier vom Pferd.

„Man muß ihm vorn aufmachen!" rief ihm der König nach.

Der Adjutant kam zurück.

„Nun, was fehlt ihm?" forschte der König.

„Der Kerl hat zweihundert Pflaumen gegessen, sagt er."

„Gut", nickte Friedrich Wilhelm, „dann muß man ihm hinten aufmachen!", gab seinem Pferd die Sporen und sprengte davon.

Ein Brief

Im Jahre 1917 kam ein biederer Handelsmann in Breslau auf die hochkünstlerische Idee, Taschentücher mit dem Bildnis des ruhmreichen Generals Mackensen bedrucken zu lassen, offenbar um auf diese Weise einerseits die Popularität des Gefeierten zu steigern, anderseits in der Absicht, ein Geschäft zu machen. Da er um seinen Plan zu verwirklichen die Einwilligung Mackensens haben mußte, richtete er in dessen Quartier einen Brief, der mit den höflichen Worten anfing:

„Sehr geehrter Herr General!

Bezugnehmend auf Ihren gefälligen Sieg vom 18. August dieses Monats erlaube ich mir ... usw."



Bayer. Fliegeroffiziere 1914—18 — Paul Bürck

Rubey



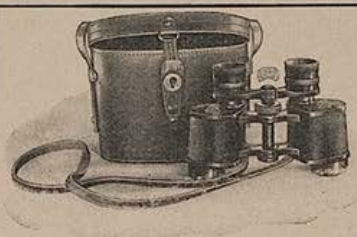
„Was haben Sie denn da für rotes Zeug auf Ihr Brot gelegt?“ — „Zu Befehl, Herr Haupptmann, das sind rote Flaggen, die markieren die Butter!“

Schlechte Orthographie

Ein wackerer Krieger und Soldat von der Fußsohle bis zum Scheitel war der alte General Petèri, der in den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts Kommandant der Festung Spandau war. Er war eine gerade, ehrliche, offene Natur ohne Arg und Falsch, seinem Könige Friedrich Wilhelm III. mit Leib und Seele ergeben; mit der edlen Schreibkunst lebte er indessen gleich dem alten Haudegen Blücher auf sehr gespanntem Fuße, denn die Schulbildung jener Zeit, da Petèri jung war, ließ bekanntlich beinahe alles zu wünschen übrig.

Der Adjutant des Generals erlaubte sich nun einmal, denselben auf verschiedene orthographische Fehler aufmerksam zu machen, die sich in einem für den König bestimmten Rapport vorfanden und riet, das Schriftstück noch einmal abschreiben zu lassen.

„I Gott bewahre“, versetzte Petèri, „wo denken Sie hin? Seine Majestät wissen sehr jut, daß ich nicht mehr recht ortojraphisch schreiben kann, seitdem mich die vermaledeiten Franzosen in dem rechten Arm jeschossen haben.“



Für Wanderung, Reise und Sport:
das preiswerte, gute
Hensoldt GROSSFELD
6×24 und 8×24
Neues Modell mit großem Sehfeld
Preis RM. 84.—
Liste H. L. 57 kostenlos!
M. HENSOLDT & SÖHNE, Optische Werke A.G. WETZLAR
Lieferung der Feldstecher durch die optischen Fachgeschäfte!

Ihr Inserat in DIE KLEINE ANZEIGE der „Jugend“

SCHRIFTSTELLERN

bietet große Buchdruckerei mit angegliedertem bekanntem Verlag für wissenschaftliche oder belletristische Werke sehr vorteilhafte

VERLAGSVERBINDUNG

Anfragen unter Literaria 846 an die Expedition der „Jugend“, München, Herrnstraße 10.





Trübsal blasen bessert nichts!



nimm »OKASA«

DAS BEWÄHRTE DRUSENHORMON-PRÄPARAT

Okasa bekämpft Depressionen und stärkt die Nerven. Okasa belebt den ganzen Organismus, denn es fördert durch Hormonzufuhr die Funktion der lebenswichtigen Drüsen. Das natürliche Ergebnis davon ist:

OKASA schafft neuen Lebensgeist, jugendliche Frische und Leistungskraft

Erschöpfende Unterrichtung gibt die illustrierte Broschüre „ERNEUERUNG DER KRÄFTE“. Zusendung zugleich mit **Gratisprobe Okasa** veranlaßt geg. 24 Pf. für Porto **HORMO-PHARMA, BERLIN SW 189, Alte Jakobstr. 85**

Okasa-Silber f. d. Mann, Gold f. d. Frau, 100 Tabl. 9,50
IN ALLEN APOTHEKEN ERHÄLTLICH

Ein Buch fürs Leben ist: KREMPELHUBER

Für Stille Stunden

Die gesunde und praktische Lebensweisheit nach gesammelten Erkenntnissen der Philosophie vom Altertum bis zur Gegenwart. 450 Seiten in Ganzleinen gebunden nur RM. 2.85 zuzüglich 40 Pfg. für Porto. Zu haben in den Buchhandlungen oder beim unterzeichneten Verlag

G. HIRTH VERLAG AG. MÜNCHEN, HERRNSTRASSE 10

Ein ergötzliches Bilderbuch

ist der Kunstblätter-Katalog der „Jugend“ mit über 1000 verkleinerten Abbildungen der in Millionen von Exemplaren als Wandschmuck verbreiteten Vierfarbendrucke. Preis ohne Porto RM. 2.70. Bestellungen durch den Buchhandel oder den unterzeichneten Verlag

G. Hirth Verlag AG., München, Herrnstr. 10

LEST DIE „JUGEND“

Inserate in der „JUGEND“ finden weiteste Verbreitung!

KUNSTPOSTKARTEN

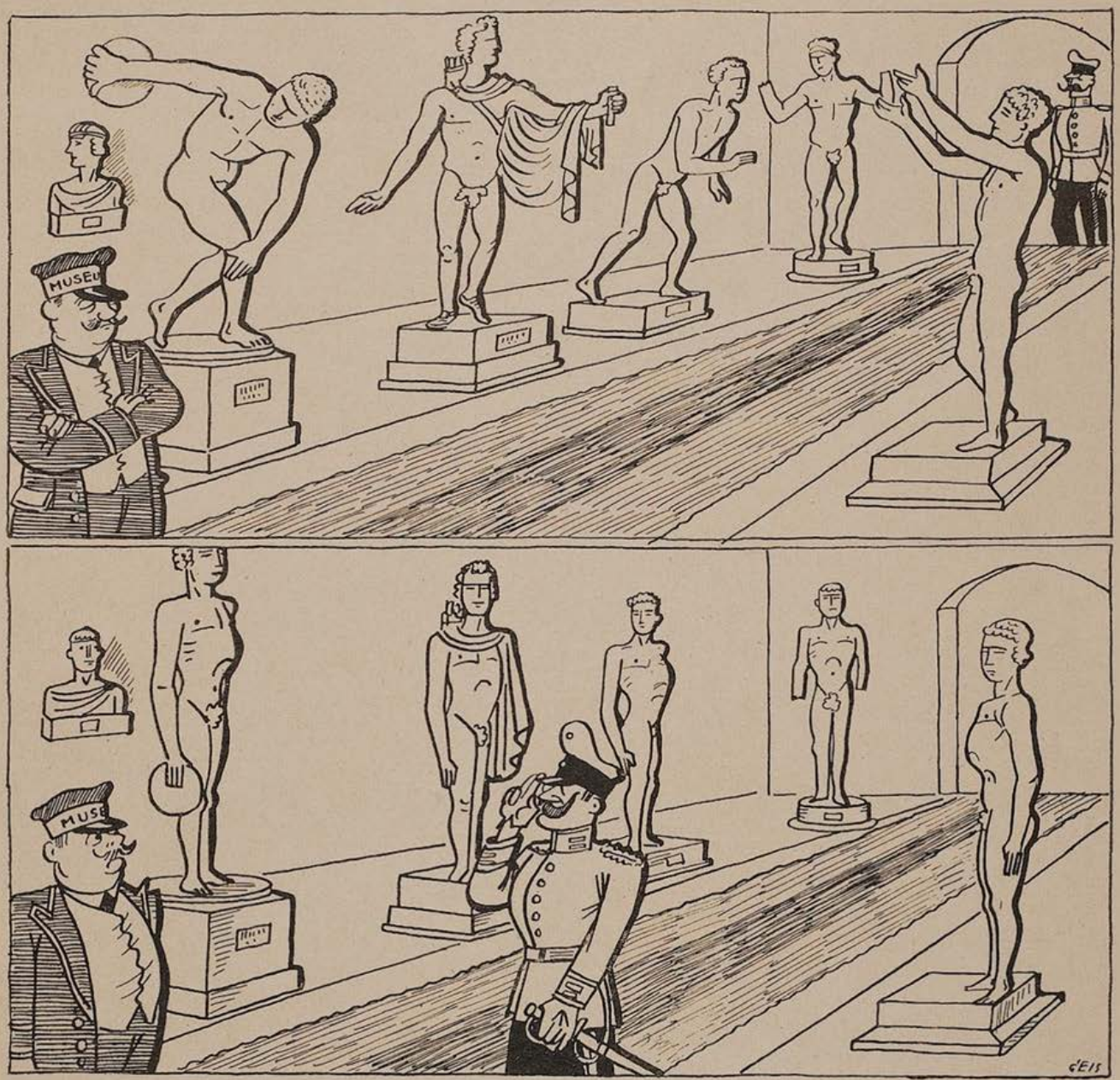
in vortrefflichem Vierfarbendruck nach Bilderwiedergaben aus der „Jugend“ liefern wir 20 St. für 90 Pf., die ganze Serie von 170 St. für RM. 6.— franko
G. HIRTH VERLAG AG.
München 2 NO — Herrnstraße 10

ZEITUNGS-AUSSCHNITTE
liefert
ADRESSEN
schreibt
WURFSENDUNGEN
erledigt
FÜR SIE

ADOLF SCHUSTERMANN
FERNRUF: F7, JANNOWITZ 5116, 5117 UND 5811
DRUCKSCHRIFTEN BITTEN WIR ANZUFORDERN!
GEGRÜNDET 1904 BERLIN S.O. 16 BUNGESTR. 30

Josef Geis

Der Herr General im Antikensaal



Das Zeichen

Das war damals vor dem Kriege. Ein kommandierender General war gestorben. Das Ehrengeleite, ein Bataillon Infanterie, eine Schwadron Kavallerie, eine Abteilung der technischen Truppen und so weiter, marschierte zum Friedhof und nahm Aufstellung zur Ehrensalve.

Inzwischen war eine Batterie ungefähr eine Viertelstunde vom Friedhof entfernt aufgefahren und durch Relaisposten mit dem Trauerkommando in Verbindung.

Die Posten hatten die Aufgabe, durch Armaufheben dem Batterieführer das Zeichen zum Abfeuern der Salve zu geben, sobald der Sarg in das Grab gelassen wurde.

In Kenntnis des ganzen Vorganges sprach ein Herr mit einem nicht besonders geistreich dreinschauenden Posten:

„Na, lieber Freund, Sie haben wohl eine ganz schwere Aufgabe zu erfüllen?"

Der Soldat grinste etwas verlegen und erwiderte: „So schlimm ist es nicht. Ich brauche nur ein Zeichen zu geben!"

„So, so, ein Zeichen müssen Sie geben? Wie machen Sie denn das?"

Der Vaterlandsverteidiger hob den Arm: „So mache ich das!" — und schon dröhnten die Kanonenschläge eine Viertelstunde zu früh über die Stadt. —

Höflich

Ein höflicher Soldat schrieb am Schlusse eines Briefes an einen ihm befreundeten Unteroffizier: „Entschuldigen Sie, wenn ich Ihnen bei der heutigen drückenden Hitze in Hemdsärmeln schreibe."

Vierteljahres-Preis 7 Mark, Heft-Preis 60 Pfenni

der: Dr. GEORG HIRTH. — Verantwortlich für die Schriftleitung: ARNOLD WEISS-RÜTHEL; für die Anzeigen: GEORG POSSELT, München. — G. HIRTH VERLAG., München. — Für die Herausgabe in Österreich verantwortlich: J. RAFAEL, Wien I, Graben 29a (Eingang Trattnerhof). — Für die Redaktion rreich verantwortlich: MARIANNE RAFAEL, Wien XIX, Hochschulstraße 25. — Alle Rechte vorbehalten. — Nachdruck strengstens verboten. — Copyright by G. HIRTH G AG., München. — Druck: G. HIRTH VERLAG AG., Buch- und Kunst-Druckerei, München, Herrnstraße 10. — D.-A. 9000. — Entered as second class matter, Postoffice New York, N. Y. — Manuskripte sind nur an die Redaktion der „Jugend", München, Herrnstraße 10, zu senden: Rücksendung kann nur erfolgen, wenn Rückporto beiliegt.

Der Heimat zum Schutz

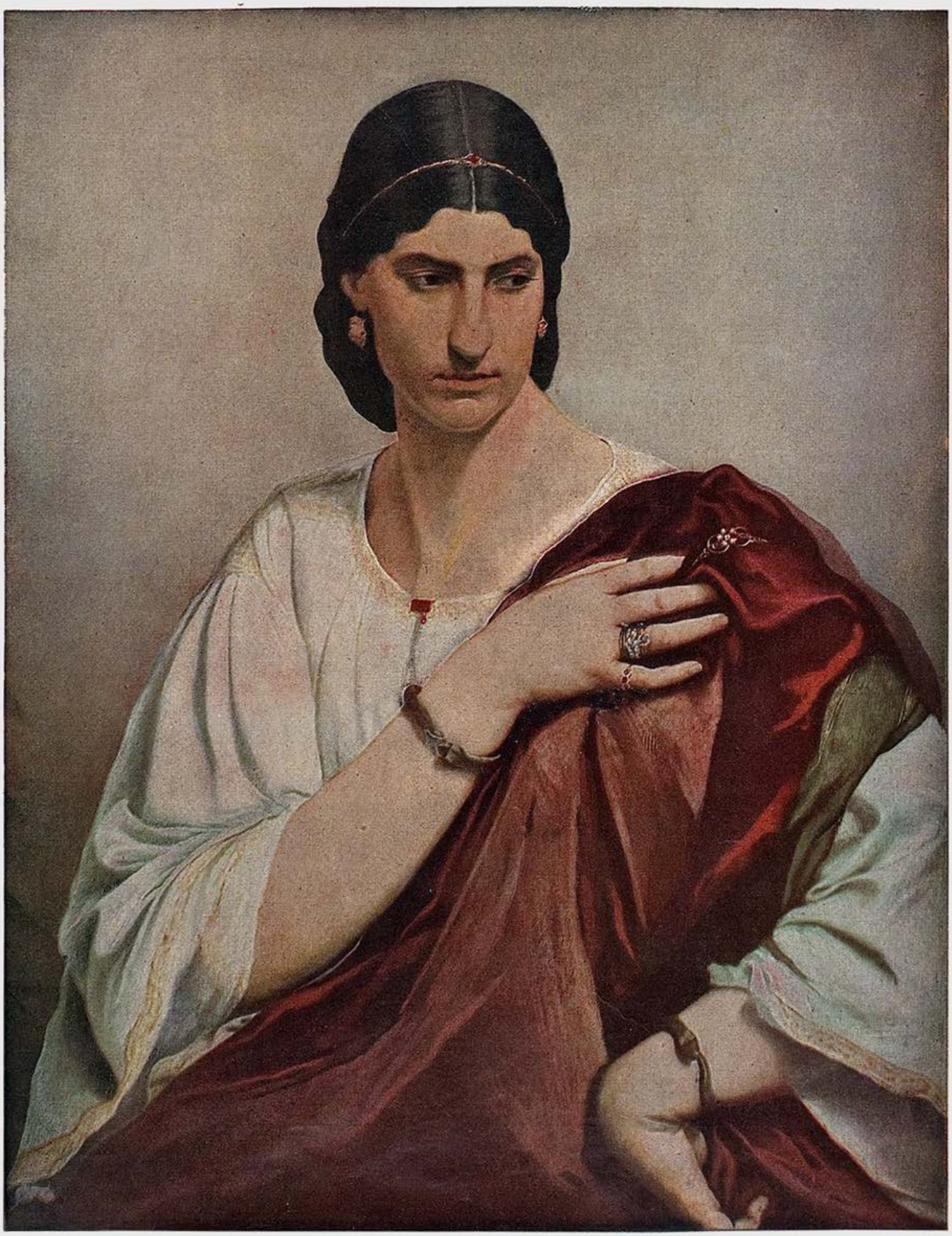
Erich Wilke



JUGEND

PREIS 60 PFENNIG

MÜNCHEN 1934 / NR. 39



J U G E N D
39. JAHRGANG 1934 / NR. 39

Der Zecher im Grab

VON GEORG SCHWARZ

Mit Origin. Bleischnitten von Otto Nückel

Anna, die „Bären"wirtin, steigt auf den Stuhl und rückt den Zeiger der Schlaguhr auf „Neun". Der Schall der Turmglocke schwingt durch die offene Tür in die Wirtsstube — da tritt der erste Abendgast ein. Es ist der Frieder mit seinen verstümmelten Füßen, der zornig schnaufend an seinen Platz humpelt. „Einen Pfiff Alten", verlangt er laut, „damit ich meinen Ärger hinunterschlucke." Anna schwingt den Zinnkrug überm Schanktisch und füllt ihm sein Glas. „Wo fehlt's, Frieder?" fragt sie ruhig und hängt ihm nebenbei seine Kappe, die er im Unmut weggeworfen hat, an den Wandhaken. „Seit meinem Unfall im Steinbruch", legt Frieder zornig los und schaut dabei auf seine verstümmelten Füße, „hab' ich mich nicht mehr so geärgert wie heute! Mit einem Wort: Die Weiber sind respektlos! Pardon! Du bist auch eine. Aber die ich meine, hat den Teufel im Leib, die könnt' mich zum Totschläger machen. Guten Abend, Hermann! Grüß Gott!" Der junge „Bären"wirt kommt gerade aus der Metzig, die er nebenan führt, legt seinen blutigen Schlachtschurz ab und tritt neugierig an den Tisch.



„Der Frieder hat heut wieder seinen Tag!" sagt die Frau und sucht nach einer Nadel im Nähkorb. „Da braucht einer nicht seinen Tag zu haben und regt sich doch auf, wenn er eine Seel' im Leib hat", poltert Frieder los. „Was gibt's denn?" fragt der junge Wirt in gemütlichem Ton, „hat dich ein Schandenmaul verlästert oder bist du mit einer vor Gericht gestanden?" „Das hätt' noch gefehlt", lacht der Frieder bissig, „ich bin auf der Hut! Aber — dem toten Hansjörg sein Weib, das von Tag zu Tag bissiger wird auf dem Witwenstroh, hat mir Feuer gemacht. Wenn man's recht ansieht, geht's mich vielleicht gar nichts an. Aber es geht ums Andenken an den seligen Hansjörg, um den schuldigen Respekt vor dem verstorbenen Ehmann! Da kommen an Ostern ihre Totenkinder zu ihr ins Haus, wie's der Brauch ist, und wollen ihr Osterhäsle holen, klopfen an die Tür und ans Fenster, aber niemand macht auf. So ein Weib ist umsonst auf der Welt, die kein Herz hat für Kinder und keine Freude dran hat, ihnen das Osterhäsle zu verstecken. Das hätt' der Hansjörg nicht erleben dürfen! Aber man weiß ja, wer sie ist und wie sie dem Hansjörg das Leben sauer gemacht hat. Sie macht ihm noch Schand' im Grab!"

„Das hat er nicht um sie verdient!" sagt die „Bären"wirtin. Da erscheinen zwei neue Gäste an der Tür. Gutmütig scherzend schlägt der eine dem andern mit der schweren Hand auf die Schulter, daß eine weiße Staubwolke aufraucht. „Matthes!" lacht der Gutgelaunte, „von dem Mehl, das aus deinem alten Kittel stäubt, können die Armenhäusler Krapfen backen!" „Grüß Gott! Gottlob und Matthes!" sagt Hermann laut und bietet den Gästen einen Platz an. „Alten roten wie immer?" fragt Anna. Matthes nickt. „Was macht denn d e r für ein Gesicht?" sagt Gottlob lachend und stößt den Frieder am Arm. „Hast du Spinnen gewespert auf den Abend oder einen stachligen Igel verschluckt, Frieder?"

Frieder trinkt, macht ein saueres Gesicht und sagt: „Beides nicht. Aber — ein altes Weib würgt mich im Hals!"

„Dann nimm einen Schluck Jungfernblut! Der vertreibt's", ermuntert ihn Matthes und schiebt ihm sein volles Glas zu.

Anna hat sich wieder an den Tisch gesetzt und nimmt für Frieder das Wort. „Man kann's verstehn", sagt sie, „daß sich der Frieder ärgert über das was er gehört hat. Es ist doch eine Respektlosigkeit, wenn eine Wittfrau ihre Totenkinder leer ausgehn läßt am Ostertag. Das tut dem seligen Hansjörg seine, und sie hätte doch das Geld!" „Das tut sie?" sagt Gottlob langsam und senkt den Kopf. Matthes, der Müller, schlägt vor Zorn mit der Faust auf den Tisch. „Wer sie kennt wie ich", fängt Gottlob ruhig an, „hat ja nichts anderes von ihr erwartet. Meinem Freund Hansjörg gönn' ich die Ruh' im Grabe. Nach allem was geschehen ist, hat er sie nötig."

„Es hört sich zwar unschön an, Gottlob, aber es wird schon seinen Grund haben, wenn du's sagst", meint der Wirt.

„So ist's", gibt Gottlob zur Antwort, nimmt einen Schluck und erzählt: „Schon vor der Hochzeit hat sie ihn schikaniert, zum Hausknecht und Hanswursten machen wollen, weil sie ein paar Gülden mehr als er mit in die Eh' hat bringen können. Du weißt's noch gut, Matthes, wie er in der ersten Zeit seiner Eh' nachts an den Tisch zu uns ledigen Burschen und jungen Männern geschlichen ist, als ginge er behlingen zu einer Liebschaft. Sie hat nichts wissen dürfen. Jungen Burschen hat er den Schoppen gezahlt, damit sie ihn nicht bei ihr verklagen sollten."

„Erzähle doch das mit den mehligen Schuhen!" unterbricht ihn Matthes. „Das kommt noch", sagt Gottlob und fährt fort, „manchmal hat er abends zu ihr gesagt, er ginge noch in die Mühl', geschäftehalber und käm erst spät wieder zurück. Jedesmal, wenn er dann in der Nacht heimgekommen ist, ist sie schon im Hemd von seiner Tür gestanden, um seine Stiefel zu visitieren, zu suchen ob sie auch mehlig wären am Sohlenleder. Denn wer in der Mühle gewesen ist, wird weiß! war ihr Spruch. Und einen Krach hat sie ihm gemacht, wenn sie nirgends ein weißes Stäuble hat sehen können. Da hast d u, Matthes, einen Stumpen Saumehl in den „Adler" geschafft und jede Nacht vor dem Heimgehen hat der Hansjörg seine Stiefel in den Sack gesteckt, daß sie weiß worden sind wie den jungen Maidle ihre neumodischen Tanzschuh'. So haben wir dem Hansjörg die nötige Ruh verschafft und seine Alte lange Zeit hinters Licht geführt." Gottlob trinkt seinen Rest aus und fügt hinzu: „Jetzt kommt Nummero drei!" Anna nimmt sein leeres Glas und füllt es auf. „Ich will damit sagen", fängt Gottlob nach einer Weile wieder an, „daß er ein guter Kerl war, der Hansjörg, sein Lebtag lang, und sie ein böser Drachen. Denkst dir noch, Matthes, wie man ihr einmal in der Kirbenacht den Karlfrieder sternhagelvoll ins Haus gebracht hat in der falschen Meinung, es wäre der Hansjörg, ihr Mann? Der Karlfrieder war auf eine Miste gefallen in der Dunkelheit — es gab damals noch kein elektrisches Licht — und man hat ihn für den Hansjörg gehalten, insbesondere weil er auf die Frage: „Bist du's, Hansjörg?" so was wie „Ja, ja" gebrummelt hat. Die Burschen lüpfen ihn auf und bringen ihn heim. Sie, um die's geht, steht



schon vor der Haustür, als sie den Mann in der Dunkelheit bringen und fängt gleich an zu schimpfen: „So, jetzt wird der Lump hergebracht. Stehen kann er nicht mehr. Und wie er stinkt! Tut mir ihn bloß aus dem Gesicht und schmeißt ihn auf die Matratz' in der Kammer!" Die Burschen bringen den Karlfrieder in die Kammer und dem ist's recht. Ein paar Stunden darnach steht der Drachen auf, spürt wieder ein menschliches Gefühl für seinen Mann, und geht mit dem Kerzenlicht in der Hand auf die Kammer. Da merkt sie, wer der Lump ist, den man ihr ins Haus gebracht hat, kriegt schier eine Ohnmacht und schreit um Hilfe. Und ich möcht's nur gesehen haben, was sie für ein Gesicht geschnitten hat, wie sie im Hemd vor dem Karlfrieder gestanden ist. Prost!" Alle lachen — und Gottlob fährt flüsternd fort: „Die Lügenmäuler aber sagen, die Burschen hätten ganz genau gewußt, wen sie ihr in die Kammer gelegt haben." Er nimmt einen kräftigen Schluck und bestellt „Nummero vier".

Durch die offene Tür dringt sommerliche Wärme in die Wirtsstube und Lacher und Erzähler kommen langsam ins Schwitzen. „Der Hansjörg", sagt Müller Matthes nach einer Weile, „war der beste und treueste Kamerad, den man sich hat denken können. Du Hermann", wendet er sich an den Wirt, „du solltest dir ein Bild von ihm besorgen und es an einem Ehrenplatz aufhängen! Der Hansjörg soll zuschauen, wenn wir zusammensitzen. Wenn er's auch nur noch im Bild tun kann."

„Ich bin bei der Witwe gewesen nach seinem Tod und hab' ein Bild verlangt", sagt Hermann, „den Rahmen hätt ich gern beigebracht, aber da war ja nichts zu kriegen." Jetzt erscheint ein neuer Gast an der Tür, stößt mit seinen schweren Stiefeln an die Hauswand, scharrt, brummt „Guten Abend" und tritt ein. Bevor er an den Tisch kommt, schultert er seinen Spaten ab und stellt ihn in eine Ecke neben der Tür. „Bist müd, Schorsch?" redet ihn Gottlob an, „du kommst ganz gewiß grad vom Gottesacker?" So ist's", sagt der Totengräber. Setzt sich und Gottlob schiebt ihm sein Glas zu. „Ist wieder wer gestorben, Schorsch?" „Die Karsten Marie, ja!" antwortet der Totengräber und nachdem er einen kräftigen Schluck genommen hat, wird sein Gesicht freundlicher. „Das Grab von der Karsten Marie", beginnt er langsam, in seiner Art, zu sprechen, „kommt zu liegen — direkt — neben — den Hansjörg."

„Jetzt lügst!" lacht Gottlob verdutzt, „vom wem reden wir den ganzen Abend — als vom Hansjörg?"

„Direkt neben ihn kommt die Marie zu liegen?" fragt Frieder verwundert. Der Schorsch nickt und sagt: „Wie ich fertig gewesen bin mit dem Ausschaufeln, hab' ich mir einen kurzen Schnaufer vergönnt und gelesen, was auf dem Kreuz über Hansjörgs Grab geschrieben steht. Da steht: geboren am 22. Juni und das ist heut!" „Jetzt hört sich die Welt auf!" ruft Anna laut, „soll das ein Zufall sein, daß man den ganzen Abend vom Hansjörg redet, und grad heut ist sein Geburtstag?"

„Drum müssen wir ihn feiern!" sagte Gottlob ernst, steht langsam auf und fügt hinzu: „Und zwar dort, wo sich's gehört. Schorsch geh' mit und führ' uns auf den Gottesacker!" Matthes und Frieder sehen ihn verdutzt an, aber Hermann steht schon auf, um sich parat zu machen.

„Warm genug ist's heut nacht und auch hell", sagt Gottlob, „die große Allmachtslampe am Himmel leuchtet über die ganze Welt. Da kann's nicht fehlen!" Plötzlich legt er den Finger an die Stirn und läuft eilends in die Wirtsküche. Anna, der es ein bißchen gruselt, folgt ihm. Nach einer kleinen Weile steht er wieder da und hat ein paar Weinflaschen unterm Arm.

„Da ist die heilige Wegzehrung!" ruft er laut, „jeder kriegt einen Seelentröster mit auf den Weg. Du Frieder", wendet er sich an diesen, „hast eine besondere Mission."

Flüsternd gibt er seinen Auftrag.

Die Männer zahlen, nehmen ihre Flaschen und gehen hinaus auf die Straße. Anna blickt ihnen nach.

Auf der mondweißen Landstraße marschieren sie unbekümmert los, die vier Torkelbrüder, und ihre Schatten schwanken wie lange schwarze Fahnentücher hinter ihnen drein.

Nach emer kleinen Weile rollt ein Leiterwägelchen, beladen mit einem Faß, aus der Einfahrt des „Bären" und eine humpelnde Gestalt zieht an der Deichsel. Es ist der Frieder.

Bald steht die lustige Gesellschaft vor der Kirchhofsmauer, verschnauft sich und erlaubt sich einen Schluck aus der Flasche. Dann schließt Schorsch, der Totengräber, das eiserne Tor auf und geht voran. Es ist hell über den Gräbern wie am Tag und der Gottesacker sieht genau so friedlich aus wie irgend ein anderer Garten in der Mondnacht.

Am Totenhäuslein trennt sich Schorsch für einen Augenblick von den andern, geht in die Beinkammer und macht sich dort was zu schaffen. Auf einmal hören die andern einen dumpfen Krach, wie wenn eine Kiste oder ein Sarg umfällt, ein beinernes Klappergeräusch folgt nach und drinnen im Totenhäuslein hört man den Schorsch laut umeinanderfuhrwerken und schimpfen.

Matthes bekommt eine Gänshaut und fährt sich mit der Hand durch den mehlbestaubten Haarschopf.

„He! Schorsch, was krustelst du denn bei der Nacht noch in den Beinern umeinander?" ruft Gottlob im gemütlichsten Ton, „komm' heraus, alter Leichenwurm und verdirb uns nicht die ganze Geburtstagsfreude!" Der Schorsch gibt eine brummende Antwort zurück und erscheint alsbald mit einer Laterne in der Hand und erzählt, daß ihm ein halbdutzend verfaulter Sargbretter und Holzkreuze über den Fuß gepoltert seien, als er die Funzel gesucht hätte im Dunkeln. „Gott sei Dank!" seufzt Matthes, „daß es nichts anderes war", entzündet behutsam ein Schwefelhölzchen und reicht es dem Schorsch für seine Laterne.

„Weiter in Gottes Namen!" sagte der und geht mit dem Licht voran. Sie gehen ein gutes Stück kreuz und quer auf schmalen Wegchen, bis sie Hansjörgs Grab finden, neben dem ein tiefes, neugeschaufeltes Grabloch gähnt.

„Da sind wir!" sagt Gottlob ernst, bleibt vor dem Grab stehen und nimmt den Hut ab. „Erst ein halbes Jahr ist's her, daß man dich eingeschaufelt hat, daß du nicht mehr bei uns sitzen kannst im „Bären". Hermann nickt „Du warst dein Leben lang ein guter Kamerad", predigt Gottlob, „hast niemand Schaden gebracht, sondern bloß Nutzen. Freigebig warst du und gutmütig und hast kein Unrecht auf andern sitzen lassen. Auf dir selber wohl! Unversöhnlich warst du nie. Aber Unglück hast du gehabt.

Sie — lebt noch und wir vergessen es nicht, was sie dir angetan hat.





Dorfstraße **Walter Dolch-Amberg**

Wir ehren dein Angedenken, Hansjörg, und singen dir dein Leiblied an deinem Geburtstag. Amen!"

„Gut so!" bekräftigt Matthes und nimmt den Hut ab.

Da hören sie draußen vor dem Gottesacker ein leichtes Wägelchen über den Sandweg fahren — und Matthes horcht auf.

„Das ist der Frieder mit der Leichenkutsch!" sagt Gottlob ruhig und stößt den schläfrigen Schorsch am Arm: „Laß ihn herein mit seiner Kutsch und leucht' ihm auf den Weg mit deiner Funzel!"

Der Totengräber geht. Das Wägelchen mit dem Faß rollt ächzend heran, schlägt bald mit dem einen, bald mit dem andern Radfüßchen in die Höh', hoppelt wie trunken über Grabeinfassungen und Erdhügel und das Fäßchen poltert seinen hohlen Takt dazu und dreht sich hüpfend auf seinem schwankenden Faßlager.

„Jetzt kommt der Frieder!" ruft Matthes erstaunt, als er das Gefährt anfahren sieht und lacht über den sonderbaren Aufzug.

Aber bevor er sich einen Gedanken machen kann über das Faß, hat es Gottlob aus dem Wagen genommen, hochgeschwungen und in die offene Grube hinuntergeworfen.

„Jetzt singen wir dem Hansjörg sein Leiblied!" ruft er laut und fängt mit tiefer Baßstimme an: „Im tiefen Keller sitz' ich hier ...." Matthes und Hermann fallen zögernd ein.

Bei der zweiten Strophe springt Gottlob zum Entsetzen der Zechbrüder in das offene Grab hinein, dröhnt mit seinem Baß von unten herauf mit und schlägt mit den Fäusten den Takt dazu. Er gröhlt, als die andern aufhören, in seinem Erdloch weiter und überschreit sie, als sie ihm abraten wollen, in der Grube zu bleiben. Er läßt sich gar nicht stören, gröhlt wild und singt und hämmert mit der Faust auf das Faß wie ein Tambor.

„Verrückt oder besoffen! Eins von zwei!" sagt Schorsch bedenklich. „Einen Sparren hat er", schimpft Matthes, „von Zeit zu Zeit hat er seinen Sparren. Laßt ihn drunten hocken! Er wird schon rauskommen, wenn's ihm zu dumm wird!" Und die Zechbrüder drückten sich.

Gottlob ist allein, er hebt die Flasche hoch und trinkt aufs Wohl des Freundes im Nachbargrab einen vollen Schluck und kostet ihn. „Prosit Hansjörg, an deinem Geburtstag!" sagt er leise, als spräche er mit dem Toten durch eine Tür. Dann horcht er. Eine Weile ist es still. Dann geschieht etwas unerwartetes.

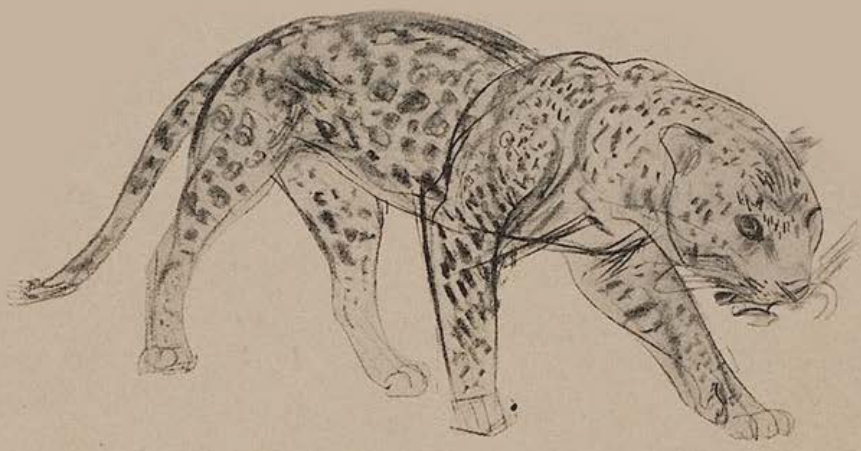
Ein donnernder Krach verlautet im Nachbargrab, wie wenn ein Faß oder ein Sarg zusammenbricht, berstend wölbt sich die Wand in der leeren Grube und zerfällt in Brocken.

Blitzschnell springt Gottlob auf sein Faß, greift mit den Händen in die Erde und schwingt sich aus dem offenen Grab.

„Hoho!" ruft er laut, „ein grober Spaßmacher bist du manchmal im Leben gewesen, Hansjörg! Auf ein bißchen Schabernack kommt dir's auch im Grab nicht an! Sie war nicht schön, deine Antwort, aber ehrlich. Und sie heißt: „Laßt mir die Ruh im Grab, die ich ehrlich verdient hab', freut Euch, daß Ihr noch lebt und daß Euch noch der Wein schmeckt! Gute Nacht, Hansjörg, ich gönn' dir die ewige Ruh!"



Dr. Heinrich Doering; der Leiter des Völkerkundemuseums in München



Leopard

Hans Schuster

Pfirsichblüte

Von Lothar Manhold

In einer großen Stadt im Norden Deutschlands lebte ein junger Italiener namens Ugolino. Eines Tages hört Ugolino, daß eine japanische Schauspielertruppe angekommen ist, die eine Woche lang in der Stadt spielen will. Es ist die Rede von einer Harakiriszene; Ugolino, der schlecht deutsch versteht, nimmt das wörtlich, er glaubt steif und fest, jemand schlitzt sich allabendlich wirklich zur Befriedigung der Schaulust des Publikums den Bauch auf. Ugolino denkt: Da gehst du hin. Das ist einmal was für dich. Er mag gerne Blut sehen, er hat das von seinen Vorfahren geerbt, die im römischen Zirkus rasten, wenn sich die Gladiatoren gegenseitig abschlachteten.

Gleich am ersten Abend geht Ugolino in das japanische Theater. Es wird ein Stück gespielt, das „Pfirsichblüte" heißt. Pfirsichblüte ist eine Jungfrau, aus enttäuschter Liebe geht sie freiwillig in den Tod. Ugolino versteht ja kein Wort von dem, was gesprochen wird, aber die Mienen spielen prächtig, alles wird durch ihre Gesten klar, die Leute im Saal weinen Tränen.

Wie schön du bist, arme, kleine Pfirsichblüte! Ach, stirb uns nicht! Bleibe am Leben!

Ugolino heult, er schüttelt immerzu den Kopf. Mußt du wirklich sterben, Pfirsichblüte? Er möchte ja fortlaufen, aber er bleibt bis zum Ende. Mit flackernder Seele wankt er heim. Er hat sich in Pfirsichblüte verliebt. Nun sitzt er jeden Abend im Theater.

Er weiß natürlich nicht, daß Pfirsichblüte ein Mann ist. Pfirsichblüte wird von dem besten Darsteller der Truppe dargestellt. Der Mann ist in Japan eine Größe, keiner besteht neben ihm. Kein anderer Frauendarsteller kann sterben wie er. Ja, kein wirklicher Selbstmörder vermöchte es ihm nachzumachen. Er stirbt, aber er stirbt nicht nur realistisch, sondern auch schön. Das ist sehr schwer, das ist eine Kunst, große Kunst ist das.

Am Tag vor dem letzten Gastspiel der Truppe faßt sich Ugolino in der Pause ein Herz. Er geht hinter die Bühne. Die Dekoration wird hinausgetragen, ein Zimmer wird aufgebaut. Pfirsichblüte steht in der Kulisse und fächelt sich mit einem großen Fächer Luft zu. Lackschwarz ist das Haar, zwei dünne Bogen sind die Brauen, die Augen sind schwarze Kirschen, und ein kleines, rotes Herz ist der Mund. Das Gewand aus starrer Seide fällt in schweren Falten zur Erde; die Füßchen stehen bloß auf hohen und lächerlichen, hölzernen Sandalen. Das alles sieht Ugolino mit einem Blick. Er tritt näher und spricht Pfirsichblüte an. Natürlich spricht er italienisch. Pfirsichblüte versteht kein Wort. Ugolino merkt das endlich und beginnt zu gestikulieren. Er öffnet die Jacke, pocht mit der Faust auf sein Herz, tippt sich auf die Brust und deutet dann mit dem Finger auf Pfirsichblüte. Ich liebe dich, soll das heißen. Als das nichts hilft, faltet er die Hände, bringt die verschlungenen Finger an den Mund und verdreht die Augen. Er muß sehen, daß auch dies nicht verstanden wird; so umschlingt er Pfirsichblüte und drückt ihr mit den dicken, nassen Lippen einen schmatzenden Kuß auf das schöngeschminkte Mündchen. Das wird sie doch verstehen!

Pfirsichblüte fährt erschrocken zurück, und vielleicht ist es nur eine unwillkürliche Bewegung, jedenfalls schlägt sie ihm mit dem Fächer kräftig auf den Mund. Ha! Ugolino, entflammt, reißt Pfirsichblüte den Fächer fort und schlägt zurück. Pfirsichblüte ihrerseits greift wieder zum Fächer, und so heftig ist ihr Schlag, daß der Fächer auf Ugolinos Nase zerbricht. Ein Stück schwirrt auf die Bühne.

Ugolino ist außer sich. Sein Temperament geht durch. Lieber Gott, Italiener sind nun einmal heftige Menschen. Mit der Spitze seines Lackschuhes trifft er nicht eben zart Pfirsichblütens Sitzfleisch. Er hätte das nicht tun sollen. Erstens war Pfirsichblüte für ihn ja immer noch eine Dame, und zweitens ist Pfirsichblüte ein Mann, der zwar von zartem Körperbau, doch seines Rollenfaches wegen fünf Stunden täglich turnt; seine Muskeln sind davon wie Stahl. Als nun Pfirsichblüte mit winziger Faust zuschlägt, da liegt Ugolino mit einem Male auf der Erde. Ein Zahn fällt durch ein Loch zwischen den Dielen in den Bühnenkeller, wo er heute noch liegen muß, während ein zweiter beinahe durch Ugolinos Kehle schlüpft.

Nach diesem ertönt das Gong. Pfirsichblüte fährt sich über das lackschwarze Haar, sie — oder vielmehr er — ruft ein Wort, jemand Gelbes kommt mit einem Fächer gelaufen. Sie ergreift ihn und trippelt lächelnd mit wiegendem Köpfchen hinaus auf die Bühne, in das Rauschen des Applauses hinein, hinein in das Sterben, das sie so schön versteht wie kein Zweiter.

Ugolino wird fortgeschafft. Er muß am nächsten Tage das Bett hüten. Als er wieder gehen kann, da ist die Truppe fort. Bis heute hat er nicht erfahren, daß Pfirsichblüte ein Mann gewesen ist. Darum hat er auch seinen Zahn zum Goldschmied gebracht. Er hat ihn auf die Glasplatte gelegt, er hat seine Uhrkette von der Weste geknöpft und „Anhänger" gesagt. Der Goldschmied verstand sein Handwerk, niemals ist ein Zahn so zierlich und künstlich an eine goldene Uhrkette gehängt worden wie dieser. Ugolino war mit dem Werk zufrieden, er war so zufrieden, daß er nicht einmal um den Preis handelte. Jetzt trägt er also seinen Zahn auf dem Bauch, und wenn ihn jemand fragt: „Was ist das? Wessen Zahn trägst du da?" so sagt er: „Den meinen. Eine schöne Frau hat ihn mir im Liebesspiel aus dem Mund gebrochen. Pfirsichblüte war ihr Name, sie war die schönste, die feurigste Frau von der Welt."

Saget selbst: Ist Ugolino nicht glücklich zu preisen?

ZWEI MENSCHEN IM KONZERT

Sie liebte die Kunst, die Musik, und eine solche Frau wollte er haben. Wirtschaftlich mußte sie natürlich auch sein. Das mußte sich beides harmonisch verbinden. Er freute sich über ihren andächtigen Gesichtsausdruck, als das Orchester den zweiten Satz aus der Beethovenschen Achten spielte. Sie sah ganz verzückt drein, sie klatschte auch nicht Beifall, während die anderen nun begeistert die Hände rührten. Aber sie warf einen raschen Blick auf ihre Armbanduhr. „Es war sehr schön", sagte sie, „nur hat man das Tempo zu langsam genommen. Der Satz soll vier Minuten dauern, es sind viereinhalb geworden."

„Das wissen Sie?" staunte er.

„Traurig, wenn man's nicht wüßte!"

„Ich habe die Achte auch schon oft gehört, aber das habe ich noch nicht gewußt", gestand er aufrichtig. „Jetzt werde ich es mir merken. Vier Minuten der zweite Satz! Ist ja leicht zu behalten. Man denkt einfach an ein pflaumenweich gekochtes Ei."

Sie sah ihn verständnislos an.

„Wie kommen Sie denn darauf?"

Er lachte. „Als Junggeselle lernt man so manches, und ich koche ein Ei unfehlbar pflaumenweich. Ich brauche kaum noch nach der Uhr zu sehen."

„Und das dauert vier Minuten?"

„Ja. Ich sage Ihnen damit doch nichts Neues?"

„Etwas ganz Neues!"

„Nicht möglich!"

„Warum — —?"

Ihr Ton war merklich kühler. Ein Mann, der nach dem Anhören Beethovenscher Musik an ein gekochtes Ei dachte! Er war ihr immer ziemlich materiell vorgekommen. Das Kunstinteresse, das er ihr gegenüber an den Tag legte, war wohl nur Verstellung.

Und auch er war ernüchtert. Eine Frau, die genau wußte, wie lange der Vortrag der einzelnen Sätze einer Sinfonie dauern mußte, aber keine Ahnung davon hatte, wieviel Zeit ein Ei brauchte, um pflaumenweich zu kochen — war das eine Frau für ihn? Sehr wirtschaftlich schien sie nicht zu sein. Und heute war eine unwirtschaftliche Frau ein doppeltes Unglück.

Sie sahen aneinander vorbei. Du willst dir in Zukunft doch lieber allein Beethoven anhören als mit einem Manne, der dabei an Essen und Trinken denkt, überlegte sie. Und er: dann bleibst du lieber Junggeselle und kochst dir dein Ei selbst auf dem Spiritusbrenner. So bekommst du es, wie du es haben willst, und hast keinen Verdruß.

Laute Unterhaltung ringsum, während der Pause. Die beiden schwiegen sich aus. Das Orchester begann den Hochzeitsmarsch von Schubert. Welch ermunternde Zärtlichkeit! —

Es nützte nichts mehr. Man war aneinander vorbei.

C. W. Drey

Die Zeit geht nicht

Die Zeit geht nicht, sie stehet still,
Wir ziehen durch sie hin;
Sie ist ein Karawanserei,
Wir sind die Pilger drin.

Ein Etwas, form- und farbenlos,
Das nur Gestalt gewinnt,
Wo ihr drin auf und nieder taucht,
Bis wieder ihr zerrinnt.

Es blitzt ein Tropfen Morgentau
Im Strahl des Sonnenlichts;
Ein Tag kann eine Perle sein
Und ein Jahrhundert nichts.

Es ist ein weißes Pergament
Die Zeit, und jeder schreibt
Mit seinem roten Blut darauf,
Bis ihn der Strom vertreibt.

An dich, du wunderbare Welt,
Du Schönheit ohne End',
Auch ich schreib' meinen Liebesbrief
Auf dieses Pergament.

Froh bin ich, daß ich aufgeblüht
In deinem runden Kranz;
Zum Dank trüb' ich die Quelle nicht
Und lobe deinen Glanz.

Gottfried Keller

PAPA UND MAMA

Warum eigentlich Dr. Kaserma und Frau so großen Wert darauf legten, wußten sie wohl selbst nicht. Jedenfalls: Schon vor einigen Monaten war Hans und Peter, den beiden Kindern, der Befehl erteilt worden, von nun an nicht mehr Papa und Mama zu sagen, sondern: Vater und Mutter. Die Kinder nickten, wie Kinder eben zu nicken pflegen, riefen weiter — ob es nun wirklich nur die Macht der Gewohnheit war, oder nicht schon das Gefühl einer gewissen inneren Überlegenheit? — „Mama" und „Papa" durchs Haus, und je häufiger der Befehl wiederholt wurde, desto weniger wurde er beachtet.

Bis eines Tages durch List gelang, was alles kategorische Auftrumpfen nicht erreichen konnte. Dr. Kaserma nämlich brachte 2 Dackel mit nach Haus, ein herrliches Pärchen, und auf die Frage der Kinder: „Wie heißen sie denn?" — antwortete er, schon einen stillen Triumph im Gesicht: „Sie heißen: „Papa" und „Mama".

Im Handumdrehen waren nunmehr alle Mächte der Gewohnheit gebrochen. Da der Ruf nach den Hunden das Haus beherrschte, und da er keinerlei Mißdeutungen zulassen durfte, war die Bezeichnung „Vater und Mutter" eine Selbstverständlichkeit geworden. Bis eines Tages folgendes geschah: Ein Bekannter des Hauses, der nicht allzuoft im Kreise der Familie erschien, klingelte, und Peter und Hans, die Kinder, öffneten. „Nanu", fragte der Herr, „seid Ihr allein? Wo sind denn Papa und Mama?"

Peter verzog ein wenig das Gesicht. „Papa", sagte er, „Papa schläft oben bei Fräulein Evi —"

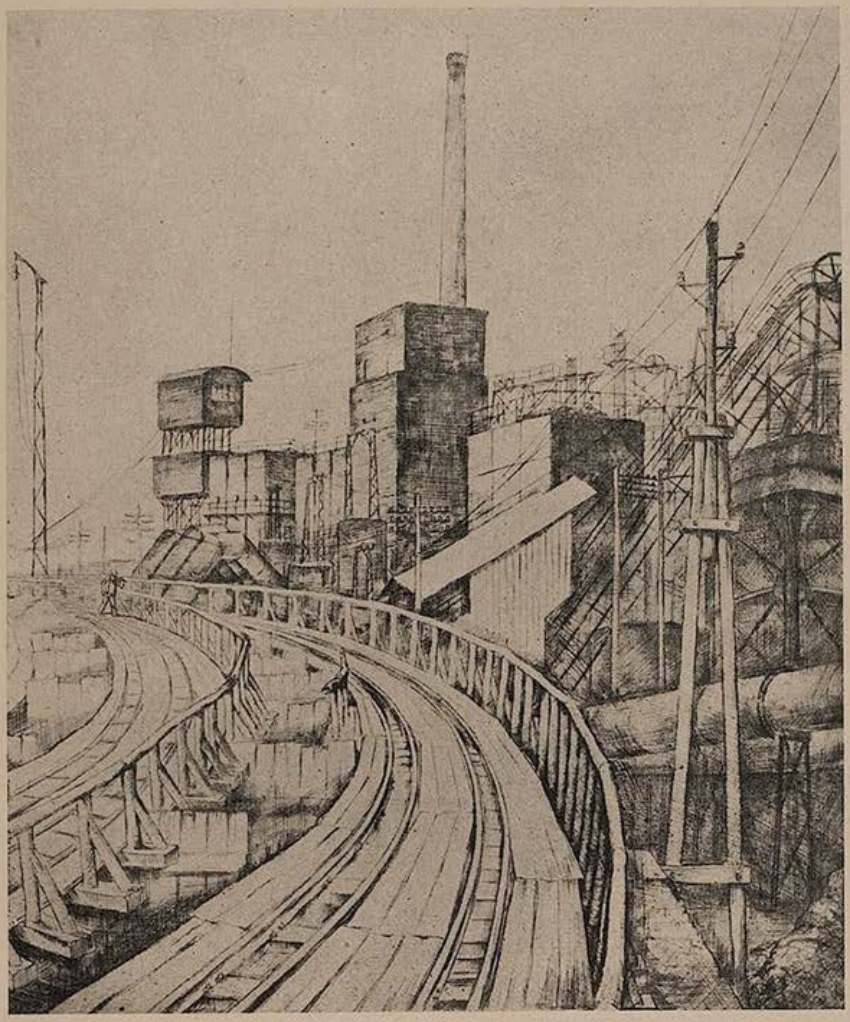
„und Mama", spann Hans den Faden weiter, „Mama liegt im Keller und wartet, daß sie Junge kriegt."

Dem Vernehmen nach sollen schon am nächsten Tag sowohl die Eltern als auch die Hunde grundlegend umgetauft worden sein.

H. Riebau



Junges Pferd — Hans Wolf



Industriewerk A. Burkart

Viktor Rakosi:

MEIN DEBÜT ALS ERZIEHER

(Autorisierte Übersetzung aus dem Ungarischen von Grete Neufeld)

Ich saß im Theater in der letzten Parkettreihe. Nach Schluß des ersten Aktes erhob ich mich und ging ins Foyer hinaus. Ein kahlköpfiger Herr folgte mir und beobachtete mich aufmerksam. Plötzlich trat er auf mich zu und sprach mich freundlich an:

„Mein Name ist Tornyay. Habe ich nicht mit Herrn Kallivoda das Vergnügen?"

„Nein."

„Das wundert mich. Sie sehen ihm zum Verwechseln ähnlich... Mit wem habe ich die Ehre?"

„Mein Name ist Justin Parvay. Ich bin Hörer des Lehrerseminars."

„Das trifft sich ja großartig. Wären Sie geneigt, bei meinem Jungen Schulnachhilfe zu übernehmen?"

„Mit Vergnügen!"

„Sie bekommen bei mir gute Kost, Quartier, Gehalt . . . Ja, richtig: können Sie Klavierspielen?"

„Nein."

„Bravo! Und Violinspielen?"

„Zu meiner Schande muß ich gestehen, daß ich auch das nicht kann."

„Sie sind ja ein großartiger Mensch! Da können Sie vielleicht auch nicht einmal tanzen?"

„Ich schlug die Augen nieder und stammelte verlegen:

„Ich kann leider keins der Dinge, die einen jungen Mann von heute zum Liebling der Gesellschaft machen."

Herr Tornyay schlug mir hocherfreut auf die Schulter.

„Aber eine gute Singstimme haben Sie wohl?"

„Ich habe eine Stimme wie ein zerbrochener Topf."

Daraufhin fiel mir Herr Tornyay um den Hals und rief aus:

„Herr Parvay, Sie sind der richtige Mann für mich! Ich bin glücklich, daß mich der Zufall mit Ihnen zusammenführte. Sie können Ihre Stelle morgen antreten, hier ist meine Adresse. Sie geben dem Jungen täglich zwei Stunden Unterricht, den übrigen Teil des Tages sind Sie frei. Kommen Sie um elf Uhr vormittag in meine Wohnung..."

Ich verstand von der ganzen Szene kein Wort, dennoch begab ich mich am Vormittag des nächsten Tages an die angegebene Adresse.

Als ich durchs Tor trat, packte mich ein ungefähr elf- bis zwölfjähriger, aufgeweckter Knabe beim Rock und sprach mich an:

„Sind Sie, bitte, der neue Lehrer?"

„Jawohl. Wer bist denn du?"

„Ich bin Oskar Tornyay. Ich habe auf Sie gewartet. Bitte, gehen Sie jetzt nicht hinauf!"

„Warum nicht?"

„Papa und Mama streiten eben Ihretwegen miteinander."

„Meinetwegen?" fragte ich verblüfft.

„Mama behauptet nämlich, die Auswahl des Erziehers sei ihre Sache, nicht aber Papas Angelegenheit, denn den Unterricht beaufsichtige sie und nicht Papa, der in den Klub und ins Kaffeehaus geht."

„Nette Aussichten, fürwahr!" dachte ich bei mir. „Die Frau ist mir schon feindlich gesinnt, ehe sie mich noch kennt!"

Ich ging die Treppe hinauf. Herr Tornyay kam mir schon entgegen und empfing mich überaus freundlich. Er führte mich sofort in sein Arbeitszimmer, wo eine schlanke, etwa dreißig- bis fünfundreißigjährige schöne Frau stand.

„Justin Parvay, der neue Erzieher... meine Frau...", stellte der Hausherr vor.

Die Frau maß mich mit funkelnden Augen; ich sah sofort, daß ich einen sehr ungünstigen Eindruck auf sie gemacht habe. Herr Tornyay hingegen rieb sich zufrieden die Hände.

„Sie werden sich hier sehr wohl fühlen, liebster Parvay", sagte der Hausherr, „wir pflegen den Erzieher als Familienmitglied zu betrachten."

„Können Sie Klavierspielen?" fragte mich die Dame.

„Das kann ich leider nicht, gnädige Frau", entgegnete ich zitternd.

„Welches Instrument spielen Sie denn?" fragte die stolze Frau weiter.

„Gar kein Instrument", gab ich beschämt zur Antwort.

Ein teuflisches Lächeln huschte über Herrn Tornyays Gesicht. Er mochte bisher mit den musizierenden Erziehern bittere Erfahrungen gemacht haben.

„Herr Parvay hat ausgezeichnete Empfehlungen sämtlicher Universitätsprofessoren und ist eine der ersten Lehrkräfte unseres Landes, mein Liebling..."

„So? Nun, wir werden ja sehen...", meinte die schöne Hausfrau und verabschiedete mich.

•

Ich verlebte in dem Hause des Herrn Tornyay sehr unangenehme Tage und ziemlich

peinliche Stunden. Bald beanstandete es die Hausfrau, wenn ich am Mittagtisch ein Brotstück auf die Gabel spießte, — bald wieder rahm sie Anstoß daran, daß ich mir zur Schonung meiner neuen Kravatte beim Essen die Serviette um den Hals band.

So zog ich mich denn eines Abends betrübt auf mein Zimmer zurück, blieb im Finstern und begann in meiner melancholischen Stimmung zu pfeifen, was ich schon als Kind sehr schön konnte.

Einige Tage später fragte mich die Hausfrau mit auffallender Liebenswürdigkeit bei Tisch, als es eben Apfelstrudel als Mehlspeise gab:

„Essen Sie gern Apfelstrudel, Herr Parvay?"

„Das ist sogar meine Lieblingsspeise", entgegnete ich gerührt.

Am nächsten Tag gab es wieder Apfelstrudel, und in der darauffolgenden Woche noch zweimal. Diese Auszeichnung machte mich ganz glücklich.

Eine Woche später sprach die Frau einmal während des Mittagsmahles zu mir:

„Mein rechtes Auge ist überanstrengt. Möchten Sie nach dem Mittagessen in mein Zimmer kommen und mir den heute angelangten neuen Roman vorlesen?"

Ich fühlte mich im siebenten Himmel. „Gott sei Dank, die schlimmste Zeit wäre überstanden ..." Ich blickte mit strahlenden Augen auf den Hausherrn, der düster auf seinen Teller starrte. Meine Ausdauer sollte also doch belohnt werden!

Ein andermal sprach Frau Tornyay zu mir:

„Waren Sie es, der am Abend so schön gepfiffen hat?"

„Ja", gab ich zu und mein Herz hüpfte vor Freude.

„Wären Sie nicht so lieb, mir etwas vorzupfeifen?"

„Wenn Sie es befehlen, gnädige Frau, sehr gerne."

Ich begann mit tiefem Gefühl zu pfeifen. Die schöne Frau stützte ihren Ellbogen auf das Klavier und blickte mir sinnverwirrend in die Augen ... Ich verging förmlich vor Wonne.

Als ich die Arie beendet hatte, schüttelte sie mir die Hand und flüsterte leise:

„Ich danke Ihnen!"

Ich stürmte in mein Zimmer, um dort meine Aufregung zu verbergen. Zehn Minuten später stand Herr Tornyay vor mir.

„Sie haben mich schmählich betrogen!" fuhr er mich an. „Sie erklärten, gar nichts zu können, dabei können Sie pfeifen! Sie Elender!"

„Aber, bitte ..."

„Hier ist Ihre dreimonatige Abfertigung. Machen Sie, daß Sie fortkommen!"

Das Geld steckte ich dankend ein; dann packte ich meine Sachen mit dem erhebenden Bewußtsein, daß Tornyay auf mich eifersüchtig ist.

Mittlerweile kam mein Schüler zu mir, um sich zu verabschieden.

„Oskar, bestelle deiner Mama meine ergebenen Handküsse und richte ihr aus, daß ich ihr für alle in diesem Hause erlebten Wohltaten bestens danken lasse."

„Wie gut der Herr Erzieher ist", sagte Oskar schluchzend, „während die Mama soeben zu unserem Stubenmädchen gesagt hat: Nun, Marie, heute ist es uns doch gelungen, diesen sommersprossigen Affen loszuwerden."

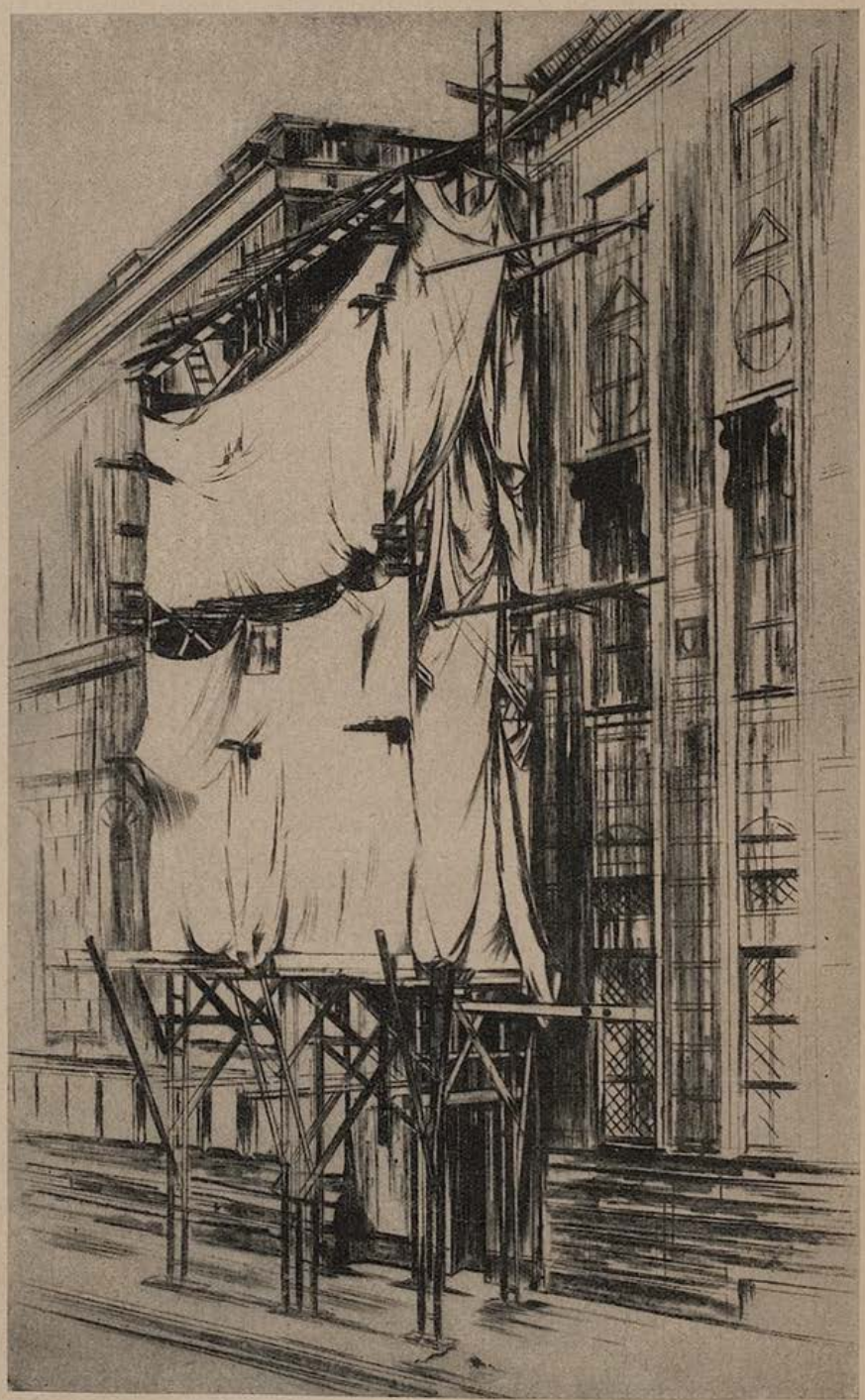
Schlaflied

So schlafe nun, die Nacht ist warm
und süß ihr Wind wie Mohn.
Du fügst dich leicht in meinen Arm,
du atmest sanfter schon.

Du hörst nicht, wie die Stunde fällt
von jedem Turm der Stadt,
und siehst den Mond nicht, der die Welt
mit Blau versilbert hat.

Du spürst nur, wie dich füllt ein Traum,
und lächelst sorgenlos.
Ein Stern blüht auf am Wolkenbaum
und fällt in deinen Schoß.

Wolfram Brockmaier



Das Gerüst

H. Mayrhofer-Passau



WOLFGANG VON WEBER:

Die gute Fee

Er war von Beruf Prestidigitateur, auf deutsch Zauberer. Ihm war eine Fee erschienen und hatte ihn gefragt, was er sich wünsche. Er hatte bisher immer Pech gehabt und, da er sein Geschick gern einmal übertölpeln wollte, hatte er ohne Bedenken zur Antwort gegeben: „Ich möchte Prestidigitateur werden!" und die Fee erfüllte ihm diesen Wunsch. Seitdem war er Prestidigitateur.

Er hatte ein ziemliches Pech mit seinem Gedächtnis und deshalb konnte er sich einfach nicht alles merken, was die Fee ihm an Verhaltungsmaßregeln aufgab. Sie hatte ungefähr folgendes zu ihm gesagt:

„Du mußt vor allem unterscheiden können zwischen Zauber und Gegenzauber. Wenn du etwas zaubern willst, mußt du Hokuspokus sagen, wenn du es rückgängig machen willst, mußt du das Wort Hokuspokus umdrehen und Sukopsukoh sagen; willst du den Zauber aber bloß unterbrechen und etwas korrigieren, dann mußt du Hokussokoh sagen und wenn du den Zauber verstärken willst, dann heißt es Sukoppokus! Das Wort Abrakadabra darfst du nur anwenden, wenn die Zaubermittel versagen und Abrakas ist hinzuzufügen, wenn das Wort Abrakadabra zu starke Wirkung tut. Ferner mußt du einen feinen Unterschied machen zwischen Zauberwurzel, Mandragora, Zauberring, Stein der Weisen und Amulett. Auch der Drudenfuß ist nicht überall ratsam. Und damit du stets die magische Waage halten kannst, mesneriſiere nicht zuviel!"

Mit diesen Worten verschwand die Fee und überließ Johann Nepomuk sich selbst. Er wohnte im vierten Stockwerk und hatte einen Klumpfuß. Das Treppauf-Treppab war ihm stets beschwerlich gewesen und deshalb wollte er sich jetzt vor allem einmal im Hui auf die Straße zaubern. Er wandte der Einfachheit halber gleich das Wort Hokuspokus an, und kaum hatte er es ausgesprochen, erhob er sich vom Fußboden und sauste durchs Fenster dem Pflaster entgegen. In seinem Schrecken über die prompte Wirkung seiner Zauberei, brüllte er in Todesangst: Sukopsukoh! und, bereits am Pflaster angekommen, sauste er sofort wieder ins vierte Stockwerk empor. Damit war seine Luftfahrt aber nicht zu Ende, der Zauber wirkte weiter, abermals flog er durchs Fenster dem Pflaster entgegen und von dort wieder empor zum Dach. Das ging so mehrere Male fort, bis er, so laut er konnte: Hokussukoh! rief, um den Zauber zu unterbrechen. Nun hing er mitten in der Luft und die Spatzen setzten sich auf seinen Kopf. Das wollte er aber auch nicht und er erinnerte sich, daß er das Wort Abrakadabra aussprechen müsse, wenn die Zaubermittel versagen. Dieses Wort bewirkte nunmehr eine Fortsetzung der Luftfahrt sowohl nach oben als auch abwechslungsweise nach unten und schnell fügte er Abrakas hinzu, worauf er ziemlich unsanft auf dem Pflaster aufschlug. Ohnmächtig wurde er von einer Sanitätskolonne, die bereits eine Viertelstunde auf ihn gewartet hatte, ins nächste Krankenhaus überführt und erwachte erst wieder, als man ihm sein einziges gesundes Bein sauber amputiert hatte.

Sobald er wieder daheim war, nahm er die Zauberwurzel zur Hand, bestrich sich den Stumpf seines Fußes und flüsterte unter Schweißausbrüchen: Hokuspokus! In diesem Augenblick begann der Fuß zu wachsen, aber er wuchs über die normale Länge hinaus.



Schnell nahm Teerbrenner das Amulett und siehe, der Fuß schwoll an und wurde umfangreich wie der eines Elefanten. Teerbrenner griff nunmehr zum Zauberring und siehe, der Fuß schillerte in sieben Farben. Das entzückte Teerbrenner keineswegs, er nahm den Drudenfuß zur Hand und siehe, der Fuß begann zu knospen wie junges Reis im Frühling. Abrakadabra! schrie Teerbrenner in seiner Verwirrung und der Zauber verstärkte sich: ein prismatisches Leuchten ging von seinem Fuß aus und Zweige wucherten hervor, an welchen Äpfel, Zwetschgen und Pfirsiche hingen. Sukopsukoh! rief er sodann und all die Pracht war verschwunden: wieder wie vorher hatte er einen kümmerlichen Stumpf, aber er hatte wenigstens das Glück, von seinem Zauber befreit zu sein. Doch der Drang, zu zaubern, ließ ihn nicht zur Ruhe kommen.



„Jetzt werde ich mich zum wohlhabenden Manne machen!" sagte er, nahm die Mandragora und siehe, ein Mann stand vor ihm und rief, indem er ihm einen Revolver vor die Brust hielt: „Geld oder Leben?" „Leben!!" rief Teerbrenner in fürchterlicher Verwirrung und totgeschossen sank er in sich zusammen. Er hatte versäumt gehabt, den Stein der Weisen anzuwenden.

Illustriert von Horwath

Kindheit

So viele traurig sind,
und glücklich scheinen —
auch ich hab oft gelacht,
um nicht zu weinen ...

J. H.

Josef Geis

Die Sehenswürdigkeit



1880

Der Mann, der vom Auto überfahren wurde —



1934

Der Mann, der noch nicht vom Auto überfahren wurde.

Rausch

In Kiel regnet es. Es regnet in Strömen. In der Hafenstraße liegt ein Obermaat im Rinnstein, stockbesoffen. Er kann nicht mehr hoch. Ein Schutzmann will ihm aus dem Naß ziehen. Da schüttelt der Obermaat den Kopf und sagt: „Retten Se man erst de Fraun und de Kinder — ick kann schwimmen!"

Unter Gaunern:

„Was treibt denn eigentlich Ede?"

„Der ist ein Opfer der Wissenschaft geworden!"

„Wieso?"

Ein Opfer der Daktyloskopie!"

Der sparsame Mann

Sie: „Wir müssen uns in diesem Monat einschränken, Bernhard; sage ganz offen, was könntest du am leichtesten entbehren?"

Er: „Deine Mutter, zum Beispiel, Wanda."

Zweifellos

Lehrer: „Max, wenn du zwanzig Pfennig in der Tasche hast und verlierst zehn, was hast du dann noch in der Tasche?"

Max: „Ein Loch, Herr Lehrer!"

Der Tunnel

„Der Tunnel ist schrecklich lang!"

„Ja, wir sitzen doch aber auch im — letzten Waggon!"

Schlau

„Also, Sie können morgen früh um sechs Uhr mit der Arbeit beginnen. Anfangsstundenlohn ist fünfzig Pfennig, später mehr!"

„Gut, da komme ich vielleicht so gegen Mittag?"

In der Schriftleitung

Dichterling: „Herr Schriftleiter, ich möchte mich nach meinen Gedichten erkundigen!"

Schriftleiter: „Ja, wissen Sie, lieber Freund, die sind so zart und fein, daß sie leider — keinem Druck standhalten!"

Hendrich

Osse sieht ein hübsches Mädchen



Es war einmal

Fritz Kauffer, Oberleutnant der Reserve, ist zur Übung eingezogen.

Eines Tages befiehlt er seinem Burschen, einen biederen Hinterwäldler, ihn zu einem Ausmarsch um sechs Uhr früh pünktlich zu wecken.

Der Herr Oberleutnant ist am Abend zuvor bei Bekannten eingeladen und pumpt sich voll des süßen Weins. Es ist schon ziemlich spät, als er endlich sein Zimmer aufsucht und leise flucht er vor sich hin, als er daran denkt, daß er ja am nächsten Tag eine Übung hat und dazu schon um sechs aufstehen muß.

Aus dem besten Schlaf wird er am Morgen durch den Burschen gerissen. Schlaftrunken und verkatert fährt der Oberleutnant hoch: „Wie spät ist es denn?" — „Zu Befehl, Herr Oberleutnant, vier Uhr!" — „Du Riesenroß! Sagte ich denn nicht, du sollst mich erst um sechs Uhr wecken!" „Zu Befehl, Herr Oberleutnant! Aber der Herr Feldwebel hat befohlen: Die Offiziersbagage fährt um vier Uhr ab!"

Der Unterschied

Der Rechtsanwalt Meier III benachrichtigt seine Klienten durch vorgedruckte Postkarten von dem Ausgang der Prozesse, die er für sie führt. Er hat da zwei Formulare, die folgendermaßen lauten: „Geehrter Herr, ich teile Ihnen mit, daß i c h Ihren Prozeß gewonnen habe."

„Sehr geehrter Herr, ich teile Ihnen mit, daß S i e Ihren Prozeß verloren haben!"

Liebe

„Ich liebe Friederike unendlich. Wenn ich die Wahl hätte zwischen einer Million und ihr, wäre es mir wirklich sehr schmerzlich, Friederike aufgeben zu müssen!"

Sozusagen

„Ich habe jetzt durchgehende Arbeitszeit und esse nur um 12 Uhr im Büro einige belegte Brote!"

„Ah, da sind Sie also sozusagen Büroköstler!"

Schottisches

In Aberdeen wurden die Fahrpreise der Omnibusse von drei auf zwei Pence ermäßigt. Die Schotten waren darüber sehr ärgerlich, denn sie konnten so nur zwei Pence sparen.

Brauchen Sie eine DIE Klein ANZEIGE der „Jugend"

SCHLAFE DICH SCHLANK
ohne Medikamente. Prospekt gratis.
Nina Gabriella, Berlin-Charlottenburg Hardenbergstr. 3/5

Beachten Sie bitte Unsere Anzeigen!

Männer
d. infolg. Depression, Unlust, vorzeit. Schwäche usw. auch nur d. geringste Verminderg. ihr. Spannkraft fühlen, verwend. d. wissenschaftl. anerkannt. Keimdrüsen-Hormon-Präparat
„RASPUSAN"
Hergest. a. Grund neuest. Forschungsergebn. u. als Sexualtherapeutikum hervorrag. bewährt. **In allen Apotheken!** „Raspusan" (braun = f. d. Mann; weiß = f. d. Frau) bringt kraftvoll. Leben u. Jugendfrische. Verlang. Sie ohne jede Verpflichtung illustr., v. Arzt verfaßte Broschüre u. Probepack. kostenlos in verschloss. Doppelbrief ohne Absender!
Friedrich-Wilh.-Apotheke Berlin-Charlbg. 2, Block 103

Jede Nummer der „Jugend" wird von ca. 50000 Menschen gelesen. Darum inseriere!

Ein ergötzliches Bilderbuch
ist der Kunstblätter-Katalog der „Jugend" mit über 1000 verkleinerten Abbildungen der in Millionen von Exemplaren als Wandschmuck verbreiteten Vierfarbendrucke. Preis ohne Porto RM. 2.70. Bestellungen durch den Buchhandel oder den unterzeichneten Verlag
G. Hirth Verlag AG., München, Herrnstr. 10

LAFONTAINES
Ergötzliche Geschichten
mit 12 Kupfern nach Charles Eisen sind im unterzeichneten Verlag in einer vortrefflich ausgestatteten Ausgabe zum Preise von RM. 2.70 erschienen.
Zu beziehen durch den Buchhandel oder durch den Verlag
G. HIRTH VERLAG AG.
MÜNCHEN, HERRNSTR. 10

20 verschiedene Kunstpostkarten
für 90 Pfg. postfrei
G. HIRTH VERLAG AG. München, Herrnstr. 10

LEST DIE „JUGEND"

Inserate in der „JUGEND" finden weiteste Verbreitung!

KUNSTPOSTKARTEN
in vortrefflichem Vierfarbendruck nach Bilderwiedergaben aus der „Jugend" liefern wir 20 St. für 90 Pf., die ganze Serie von 170 St. für RM. 6.— franko
G. HIRTH VERLAG AG.
München 2 NO — Herrnstraße 10

Zur Anfertigung jeder Art
Drucksachen
empfiehlt sich
G. Hirth Verlag AG. München, Herrnstr. 10

Wer kauft schafft Arbeit!

SCHÖNE BILDER
an den Wänden machen die Wohnräume behaglich. Wo das Geld für Erwerbung von Originalen fehlt, hat der Bilderliebhaber Ersatz an den Vierfarben-Kunstblättern der „Jugend", die zu den erstaunlich billigen Preisen von 45 Pfg., 65 Pfg. und 90 Pfg., je nach Größe, zuzüglich Portospesen durch den Kunsthandel und den unterzeichneten Verlag zu beziehen sind. Der reich bebilderte Katalog (Preis RM. 2.70 zuzüglich Portospesen) erleichtert die Bestellung.
G. Hirth Verlag AG., München, Herrnstr. 10

Lest den
Sportfischer
die vortrefflich ausgestattete Fachzeitschrift.
Halbjahrespreis 3 M.
Fischereisport-Verlag Dr. Hanns Schindler München NW 2
Karlstraße 44

Ein Buch fürs Leben ist: KREMPELHUBER
Für Stille Stunden
Die gesunde und praktische Lebensweisheit nach gesammelten Erkenntnissen der Philosophie vom Altertum bis zur Gegenwart. 450 Seiten in Ganzleinen gebunden nur RM. 2.85 zuzüglich 40 Pfg. für Porto. Zu haben in den Buchhandlungen oder beim unterzeichneten Verlag
G. HIRTH VERLAG AG. MÜNCHEN, HERRNSTRASSE 10

Inserieren bringt Gewinn!

FOTO-FERNBERATUNG

Alle Freunde der „Jugend" haben Gelegenheit zu kostenloser fotografischer Beratung. Man schreibt unter Beifügung von Rückporto an Gerhard Isert, Magdeburg-S., Halberstädter Straße 117a.

Es gingen so viele Fragen über panchromatische Fotografie ein, daß sich der Fernberater veranlaßt sieht, hier zusammenfassend über dieses Thema zu berichten. Übrigens paßt das sehr gut mit der Jahreszeit. Denn jetzt, wo Kunstlichtaufnahmen im Vordergrund stehen, wird auch mehr Panmaterial gebraucht. Also:

Panchromatische Fotografie.

Das Aufnahmematerial besitzt starke Rot-, aber geringe Grünempfindlichkeit. Um zu einer tonwertrichtigen Wiedergabe der Farbwerte zu gelangen, wird für Tageslichtaufnahmen ein Grünfilter, für Kunstlichtaufnahmen mit Nitralicht ein Blaufilter gebraucht. Hersteller: Lifa und Dr. Kellner.

Sorten: Es gibt höchstempfindliches Material mit 18/10° DIN und besonders feinkörnige Emulsionen mit ca. 16/10° DIN. Überall da, wo starke Vergrößerungen angefertigt werden sollen, gelangt feinkörniges Material zur Anwendung. Einige Fabrikate:

Panatomic (Kodac): Sehr feinkörnig und ausgezeichnete Tonabstufung. Besonders angenehm ist der große Belichtungsspielraum.

Peromnia (Perutz): Trotz höchster Empfindlichkeit sehr feinkörnig. Gute Wiedergabe des Himmels und damit landschaftlicher Stimmungswerte.

Superpan (Agfa): Wird sowohl höchstempfindlich als auch feinkörnig (F-Film) hergestellt. Großer Belichtungsspielraum. Kodak-SS entspricht dem höchstempfindlichen Material.

Superpan und SS tragen graues Zelluloid. Das dient zur Erhöhung der Lichthoffreiheit. Nicht zu verwechseln mit Grauschleier!

Zur Verarbeitung: Bei Rollfilmkameras läßt man das rote Nummernfenster mit Panlack kostenlos beim Fotohändler überstreichen. Die Kamera bleibt trotzdem auch für anderes Material verwendbar.

Platten werden am besten im Dunkeln in die Kassetten gebracht. Die Schichtseite läßt sich durch die Verpackung feststellen: Platten werden stets Schicht gegen Schicht gepackt. Oder: Faßt man mit angefeuchteten Fingern auf eine Ecke der Platte, so bleibt die Schichtseite leicht haften.

Entwickelt wird bei grünem Licht (Osram-Lampe). Daten für automatische Entwicklung nach Zeit: Emofin 1:2 und 8 Minuten. Natürlich sind auch andere Substanzen verwendbar.

Die blaue Schutzschicht gegen Lichthof verschwindet nicht immer zumal wenn das Waschwasser sauer reagiert. Zur Beseitigung setzt man dem letzten Waschwasser wenige Tropfen Ammoniak zu.

Die Anwendung des Panmaterials erstreckt sich auf alles. Panchromatisch scheint uns der Film der Zukunft zu sein. gi-t.



„Sie haben in Ihrem Medaillon gewiß ein teures Andenken, gnädige Frau?"
„Ja. Eine Locke vom Haar meines Mannes."
„Aber der ist doch noch da!"
„Allerdings. Nur seine Haare nicht."

Ihr Weg zum Aufstieg und Erfolg!

Technische Hochschule, Berlin: (1914) . . . Dr. Ferrol geht der Ruf eines „Königs der Rechenmeister" voraus, aber er verdankt denselben nicht etwa besonderer Befähigung, sondern einzig und allein seinem ingeniösen Verfahren, das vom Gedächtnis ganz unabhängig und so einfach ist daß selbst Kinder schon à tempo die Resultate vielstelliger Rechenoperationen (Multiplikationen, Additionen, Wurzeln usw.) anzurufen vermögen.

Neue Züricher Zeitung: „. . . . Was uns Herr Dr. Ing. Ferrol brachte, war wirklich mehr, als man in kühnsten Träumen erwartet hatte usw."

Die Weltfirma Siemens-Schuckert bezeichnete das Original-Dr. Ferrol'sche neue Rechnungsverfahren „als einen Fortschritt von geradezu gewaltiger Bedeutung". (17. 8. 1914.)

Hamburg, Höhere Handelsschule: „. . . . Herrlich! Großartig! Wer hätte das gedacht!" (16. 3. 28.)



Ingenieur-Akademie Oldenburg i/O., Städt. Hindenburg-Polytechnikum: „. . . . Herr Prof. Dr. Ferrol hielt vor unseren Studierenden einen zweistündigen Vortrag über sein neues Rechnungsverfahren. Der Vortrag fand begeisterten Beifall bei Dozentenschaft und Studierenden, denen er eine ganz neue Welt der Zahlen offenbarte." (14. 3. 28.)

Blitzschnelles und sicheres Rechnen

Das Original-Dr. Ferrol'sche Neue Rechnungsverfahren in sechs Lehrbriefen

Berliner Tageblatt: „. . . . Dr. Ferrols Rechenmethode ist dazu berufen, in der Geschichte des Rechnens Epoche zu machen. Die von Dr. Ferrol überall gemachte Erfahrung bestätigte sich auch diesmal: Wir alle rechneten lebhaft mit, riefen die sich so erstaunlich rasch einstellenden Ergebnisse erfreut aus. Es mutet wie Zauberei an usw. Weit über Deutschlands Grenzen hinaus klingt heute der Name Ferrol und Tausende dankbarer Elternherzen feiern ihn begeistert als Befreier ihres Kindes vom Fluche angeblicher Unfähigkeit."

Wiesbaden, Oberrealschule: „. . . . Eine ganz neue Welt tut sich einem auf, eine Welt von unvergleichlicher Schönheit und Folgerichtigkeit! Meine Mathematiker sind entzückt!" (26. 11. 27.)

Barmen, Oberlyzeum: „. . . . Ich möchte nicht unterlassen, Ihnen noch besonders für die reichen psychologischen Aufschlüsse zu danken, die ich als Sprachler davongetragen habe!" (12. 5. 26.)

Die anerkannt beste Rechenmethode der Welt!

Stark ermäßigter Preis des Werkes RM. 4.85

Verlag Dr. Weiler & Co., Köln/Rhein, Jakordenstraße 5

Postanschrift: Köln/Rhein 1, Schließfach 776.

Fünfzig Tartaren

Als in der Tartarensteppe die Waffentaten Friedrichs des Großen bekannt wurden, begeisterten sich viele Männer für den Helden in Preußen und vielen wollte es in der sibirischen Heimat nicht mehr behagen, nichts schien ihnen besser, als fortzuziehen, um bei dem Sieger von Roßbach und Leuthen Dienste anzunehmen. Ihrer fünfzig, alte und junge Reitersleute mit hangenden Bärten, Zöpfen an den Schläfen, taten sich zusammen, einer wurde zum Hetmann gewählt, ein zweiter zum Träger der Fahne, und so ritten sie auf ihren kleinen und zähen Rößlein los, über die weite Steppe nach Westen, dem Stern nach, der sie in eine goldene Ferne lockte. Es war ein schweres Reiten durch Wassersnot, durch Hunger und Krankheit; nach und nach schmolz der Haufe zusammen, und schließlich langten nur drei junge Leute in Danzig an, die ihres seltsamen Aussehens wegen in der Festung Weichselmünde interniert wurden. Doch diesen dreien, die sich schon ganz nahe am Ziel ihres Heerzuges sahen, sollte es schlimmer gehen als ihren Gefährten, die im Glauben an den Helden von Preußen ihr Leben verloren hatten. Denn wie sie hier erzählten, woher sie kamen und zu welchem Manne sie wollten, da gab es viel Lachen und sie mußten hören, daß sie um ein halbes Jahrhundert zu spät nach Preußen gekommen waren. Auf Friedrich den Großen war Friedrich Wilhelm II. gefolgt, dieser hatte Friedrich Wilhelm III. den Platz geräumt und nun hatte gerade dessen Sohn das Regiment in die Hand genommen. Das war eine zu schwere Enttäuschung für die drei Söhne der Steppe, und so groß war ihr Kummer, daß sie wohl an gebrochenem Herzen bald darauf in einer Nacht zur gleichen Stunde hinstarben.

L. P. M.

Eine amateurphotographische Schrift, die bisher fehlte, aber oft verlangt wurde:

RICHTIGES ENTWICKELN

VON GERHART ISERT

erschien soeben als Beginn einer modernen Reihe **„DIE KLEINE PHOTOBÜCHEREI"**

Interessenten sind das große Heer der Amateurphotographen

Preis RM. 1.—, mit Porto RM. 1.10

G. HIRTH VERLAG AG. MÜNCHEN
HERRNSTRASSE 10

Toni Bichl



„Is jetzt Eahna Fifi scho stubenrein?" —
„Beinah, beinah — bloß meine Schuah derf i halt net stehn lassen!"

Das Büro ist aus dem Urlaub zurück

Da sind wir wieder, frisch und braungebrannt
vom jüngsten Stift bis zum Abteilungsleiter —
zurück aus Bayern oder Helgoland,
aus Wäldern oder Bergen und vom Strand —
und seufzen. Denn das Leben geht jetzt weiter.

Man stöhnt. Es war so herrlich an der See!
Dort gab es Muscheln, keine Schreibmaschinen
und keinen Chef. — Wer hat den Ordner C? —
Das Wasser war so warm ..., man saß beim Fünfuhrtee ...
— Wo ist der Rechenschieber hin? — Und dann die Dünen!

Der Prokurist hat Edelweiß gepflückt.
Am Matterhorn! Da staunen die Kollegen.
Und der Herr Hauptbuchhalter zeigt entzückt
ein selbstgeknipstes Foto. Dort erblickt
man ihn in Lederhosen (höchst verwegen!).

Wie fahrig alle sind! Was ist das nur?
Die Schreibmaschinenfräuleins tippen oft daneben.
Die Stunden schleichen langsam. Steht die Uhr?
Halb zehn. Die beste Zeit für eine Tour ...
Man hat so Vieles nicht geseh'n ... So ist das Leben.

Die Tasten klappern. Draußen ist die Welt
Man rechnet. Doch der Kopf sträubt sich dagegen.
Erinnerungen tauchen auf: ein grünes Feld,
ein Fluß, ein Segelboot, ein spitzes Zelt ...
Dann schreckt man auf. Und räuspert sich verlegen.

Zwei Wochen später hat sich alles eingerenkt.
Nur ab und zu noch lächelt man versonnen.
Ein kurzer Urlaub hat uns etwas Glück geschenkt.
Man träumt davon, wie man an Märchen denkt —
und packt die Arbeit an. Der Alltag hat begonnen!!

Helmuth Weiß



Josef Magnus Wehner: Albert Leo Schlageter. Franz Schneider-Verlag, Leipzig.

Die Schlageter-Tragödie hat durch die Gestaltung Hanns Johsts sinnbildliche Bedeutung erhalten. Josef Magnus Wehner hat sie nun in einem der 1.50-Mark-Bändchen des Schneider-Verlages noch einmal aufgegriffen und für die deutsche Jugend erzählt. Wer seine fesselnde Struensee-Biographie kennt, weiß, mit welcher darstellerischen Kraft er eine solche schriftstellerische Aufgabe zu bewältigen vermag. Nicht nur die lebendige, jungenstümliche Frische der Schilderung aber zeichnet sein kleines Schlageterbuch aus, sondern auch die Blickstellung: Es wird hier nicht versucht, das Leben eines wirklichen Helden gewaltsam in das romantisch-interessante Dasein eines Abenteurers zu wandeln, das um seiner selbst willen der Beachtung wert ist, sondern Schlageters Leben und Sterben wird in das tragische Geschick seines geknechteten Volkes eingeordnet, aus dem allein es sich erklärt. Mit der Sorgfalt des Chronisten und der leidenschaftlichen Anteilnahme des deutschen Menschen berichtet Wehner auch über die Kämpfe im Baltikum, in Oberschlesien und im Ruhrgebiet, und so wird dem jugendlichen Leser auch ein Stück notwendiges Wissen um jüngste deutsche Vergangenheit in dichterischer Anschaulichkeit zugleich mit der Geschichte eines pflichtbetonten Heldenlebens vermittelt, die ihn zu begeistern und darum auch zu bilden vermag.

Karl Ude

Ernst von Salomon: Die Kadetten. (Rowohlt-Verlag, Berlin.)

Dieses Buch besitzt vor allem den Wert der Echtheit, denn sein Verfasser schildert Selbsterlebtes. Es sind die Jahre 1913 bis 1919, die Salomon im Kadettenkorps verbracht hat (in Karlsruhe und Lichterfelde), abschließend mit der Auflösung dieser Erziehungsanstalt. Das Dasein einer seltsamen Jugend ersteht, einer Jugend, die zwar gern zu knabenhaften Streichen aufgelegt, sich aber äußerlich zu den Erwachsenen rechnete, weil sie doch „Militär" war und „des Königs Rock" trug. Rührend wirkt die innere Unbeholfenheit der Kadetten, die alles, was ihnen fehlte, durch Stolz und Forschheit zu ersetzen hatten. Salomon schildert „korrekt" (wie es dem Kadetten anerzogen) in gutem Stil, lustig und ernst zugleich, er vertieft mitunter seine Betrachtungen philosophisch, wird aber dann etwas langschweifig im Unwesentlichen. Dagegen vollzieht sich der Schluß wieder allzu rasch. Insgesamt jedoch ein erstaunlich fesselndes Buch.

Karl Kurt Wolter

Friedrich Heydenau: „Wuk der Wolf" (Erzählung). 140 S. In Ganzl. 1.50 M. S. Fischer, Berlin.

Daß sie von der Mutter die Treue, vom Vater aber die Kraft und Wildheit geerbt haben, rühmt man jenen stämmigen Hunden nach, die von einem Wolf und einer Hündin gezeugt wurden. Egon von Kapherr hat jüngst in seinem kraftvollen, atmosphärisch gesättigten Roman „Rotwolf" ein solches Tier in den Mittelpunkt der Erzählung gerückt. Nun erscheint ein zweites Buch, das von einem solchen Hund zu berichten weiß: „Wuk der Wolf" von Friedrich Heydenau. Wieder ist eine abgelegene Gegend der Schauplatz — ein einsames Gebiet an der ungarischen Grenze. Österreichische Soldaten liegen dort auf Wacht, und einem von ihnen, dem jungen Leutnant, gehört Wuk. Er ist tapfer und unbeirrbar in seiner Treue. Sein Leben ist das der Soldaten, er begleitet seinen Herrn bei den abenteuerlichen Ritten, er ist ein Held und ein guter Kamerad — aus vielen kleinen Episoden erfahren wir dies, die der Autor uns in einer männlich klaren, knappen Sprache berichtet. Auch wir gewinnen Wuk lieb in seiner naturhaften Wildheit und trauern um ihn mit seinem Herrn, als dieser ihn schließlich erschießen muß, weil er ihn nicht in die Garnison mitnehmen darf, in die ihn ein Befehl ruft. Ein kleines schlichtes Buch, ohne irgendwelchen literarischen Ehrgeiz, und gerade darum ansprechend; bescheiden, geradlinig und ehrlich, und vielleicht sogar mit einem größeren Können geschrieben, als es scheinen mag.

Karl Ude



„Wart Biest, — bis hierher und nicht weiter!"

H. R. Knickerboker: Kommt Krieg in Europa? (Rowohlt-Verlag, Berlin.)

Der amerikanische Journalist Knickerboker ist nicht nur ein Reporter mit dem Spürsinn für brennende Probleme, er ist auch ein gescheiter Mensch und einer der seltenen amerikanischen Reporter, für die europäische Sorgen keine bloße Sensation darstellen. Es ist auch ein mutiges und dankenswertes Beginnen, offen an diese Frage heranzutreten, sie laut vernehmbar zu besprechen und damit allein schon die Verantwortungen zu umreißen und die Gewissen wachzurütteln. Um es vorweg zu sagen: Die sensationelle Frage Kommt Krieg in Europa? beantwortet Knickerboker in Bezug auf Deutschland mit dem Hinweis auf Hitlers so oft betonten Friedenswillen, aber auch mit der Unterstreichung, daß Deutschland angesichts seiner beschränkten Rüstung gar nicht in der Lage wäre, einen Krieg zu führen. Knickerboker besuchte von Berlin aus fast alle Hauptstädte der am politischen Ringen um die Gestaltung der europäischen Entwicklung beteiligten Mächte und stellte überall die gleiche Frage, die fast immer mit einem eingeschränkten oder erläuterten Nein beantwortet wurde. Die Rundreisen gaben ihm Gelegenheit, auch auf einige wichtige Gefahrenquellen unseres alten unruhigen Kontinents hinzuweisen: die Komplizierung der Dinge durch die willkürlichen Grenzziehungen der Verträge, die Abrüstungsfrage, die wirtschaftspolitischen Absurditäten und andeutungsweise auch die Hintergründe der Rüstungsindustrie. Knickerboker hat das Empfinden, daß ernsthafte Politiker nirgends den Krieg wollen, aber die Lektüre des Buches bestätigt, daß so die Partie in Europa nicht stehenbleiben kann, daß eine gesündere Lösung gefunden werden muß als die, die die Friedensverträge geschaffen hat. Diese Lösung kann bei gutem Willen auf friedlichem Wege gefunden werden. Daß das deutsche Volk eine friedliche Lösung will, hat es am 12. November 1933 eindrucksvoll der Welt bekundet und es ist von den führenden Männern des Reiches hinreichend beteuert worden. Wir hoffen jedenfalls sehnlichst, daß das Buch Knickerbokers dazu beitragen möge, den Weg freizumachen für ein klares und kühles Beurteilen. Nur so wird die Welt auch den berechtigten Wünschen und Interessen des deutschen Volkes gerecht werden können.

a—

Eine Bibliothek für Politik und Wissenschaft von seltener Vollständigkeit ist Umstände halber zu verkaufen

u. a. Die große Politik der Europäischen Kabinette. 40 Bände; Die Vorgeschichte des Weltkrieges (Werk des Untersuchungsausschusses) 4 Bände; Der Weltkrieg (herausgegeben vom Reichsarchiv) 8 Bände; Die Ursachen des deutschen Zusammenbruchs (Werk des Untersuchungsausschusses) 16 Bände; vollständiger Deutscher Geschichtskalender von Purlitz (Felix-Meiner-Verlag); vollständiger Schulthes Europäischer Geschichtskalender (Beckh'sche Verlagsbuchhandlung); Handbuch der Staatswissenschaften, Handbuch der Rechtswissenschaft; Memoiren, Biographien, Gesammelte Werke, Lexikon, Bibliophiles, gesammelte Jahrgänge wichtiger Zeitungen, die wichtigste europäische schöne Literatur.

Anfragen unter T. B. 1721 an die Expedition der Münchner „Jugend".

ründer: Dr. GEORG HIRTH. — Verantwortlich für die Schriftleitung: ARNOLD WEISS-RÜTHEL; für die Anzeigen: GEORG POSSELT, München. — ag: G. HIRTH VERLAG., München. — Für die Herausgabe in Österreich verantwortlich: J. RAFAEL, Wien I, Graben 29a (Eingang Trattnerhof). — Für die Redaktion sterreich verantwortlich: MARIANNE RAFAEL, Wien XIX, Hochschulstraße 25. — Alle Rechte vorbehalten. — Nachdruck strengstens verboten. — Copyright by G. HIRTH LAG AG., München. — Druck: G. HIRTH VERLAG AG., Buch- und Kunst-Druckerei, München, Herrnstraße 10. — D.-A. 9000. — Entered as second class matter, Postoffice New York, N. Y. — Manuskripte sind nur an die Redaktion der „Jugend", München, Herrnstraße 10, zu senden; Rücksendung kann nur erfolgen, wenn Rückporto beiliegt.

Der Ritt ins Ungewisse

Erich Wilke



„Oh, ahnungsloser Engel, du!"

Jugend

München 1934
Preis 60 ₰
Nr. 40



J U G E N D
39. JAHRGANG 1934 / NR. 40

WALTER MICHEL:

Johannes der Helfer

EINE BAUERNGESCHICHTE AUS RUSSLAND

Die Wiatka fließt in die Kama. Die Kama fließt in die Wolga. In der fruchtbaren Wiatkaniederung liegt der Ort Wiatka. Mitten in diesem Ort, in einer halbverfallenen Scheune, hausen dreihundert deutsche Kriegsgefangene.

Es ist im März 1917.

Beim russischen Lagerkommandanten erscheint eine Bäuerin. Sie hat ein breites volles Gesicht, graue Augen, die gleichgültig in den Tag hineinsehen, und sie ist breithüftig und über Durchschnittsgröße.

Sie sagt: „Herr, gib mir einen Kriegsgefangenen, der mir den Acker bestellen hilft. Ich habe zwei Pferde, zwei Kühe, Ziegen und Schweine, die versorgt sein wollen. ‚Er' ist schon sechzehn Monate an der Front. Ich glaube, daß er noch lebt. Er wird schon einmal wiederkommen, denke ich, aber ich kann nun nicht mehr länger auf ihn warten. Ich schaffe es nicht mehr alleine, ich brauche Hilfe."

Der Lagerkommandant läßt zwanzig Kriegsgefangene auf den schmutzigen Hof treiben. Er sagt: „Geh, und such dir einen aus."

Die Bäuerin wandert langsam an den zwanzig Männern vorbei. Sie mustert und schätzt. Sie will einen haben mit breiten Handgelenken, mit hohem Brustkorb. Groß und breitschultrig soll er sein. Er muß zupacken können. Und von Vieh und der Landwirtschaft muß er auch viel verstehen. Nein, so dumm ist sie nicht, daß sie sich einen aussuchen wird, der so tut als verstehe er alles, und dabei zu Hause in einer Schreibstube sitzt. „Komm mal da raus", sagt sie zu einem, der ihr der Rechte zu sein scheint. Sie denkt, wenn er alleine steht, kann man um ihn herum gehen und ihn von allen Seiten besehen.

Da steht er nun. Ja, er ist groß und breitschultrig, und hat ein paar Fäuste die eine Wagendeichsel zerbrechen könnten. „Kannst du robotten?" fragt sie. „Weißt du mit Pferden und Kühen umzugehen? Kannst du mir helfen mein Land bestellen? Kannst du auch etwas russisch, damit wir uns verständigen können?" Ihre grauen Augen sehen ihn fragend an.

„Ich hab selbst Land", sagt der Mann. „Ich bin ja Bauer." Das sagt er russisch.

„Wo hast du dein Land?"

„In Pommern."

„Wo ist Pommern? ... Was ist das Pommern? ... Komm mit, wir werden arbeiten, und uns von Pommern unterhalten."

*

Sie sitzen im kleinen Panjewagen nebeneinander auf dem schmalen Brett, und fahren in das Land hinein. Es ist windig. Hier und da liegt noch der letzte Schnee. Am Himmel brausen die Wolken eilig dahin als hätten sie noch einen weiten Weg. Dann und wann bricht die Sonne hervor.

Der Mann sagt: „Gib mir die Leine. Wenn Frau und Mann fahren, hält der Mann die Leine."

„Du kennst den Weg nicht."

„Du kannst ihn mir zeigen. Gib mir die Leine."

Einen halben Werst lang denkt sie darüber nach ... wenn Frau und Mann fahren ... Dann reicht sie ihm die Leine. „Nimm", sagt sie.

Der Mann denkt: Nun habe ich wieder ein Pferd in den Händen. Ich sitze wieder auf einem Bauernwagen. Ich bin frei. Seine Augen tasten liebend die Felder ab. Er sagt: „Das Pferd hat festgebackenen Mist am Leib. Der muß weg. Ein Pferd mit Mist am Leib das geht nicht. Der Wagen quietscht. Die Achsen müssen geschmiert werden."

„Warum schmieren", sagt sie, „die Räder drehen sich noch."

Er lacht. Er lacht wie ein Junge, und ist schon fünfunddreißig Jahre alt.

Der Weg wird noch schlechter. Die Räder versinken im Schlamm. Er springt ab, nimmt das Pferd beim Zügel und geht nebenher. Er klopft dem Pferd den Hals. Bleibt plötzlich stehen, holt eine Handvoll Stroh aus dem Wagen, macht ein kleines Polster und befestigt es zwischen Pferdebrust und Lederzeug. „Es ist ja wund gescheuert", sagt er, „es wird im Stall stehen bis es ausgeheilt ist." Er tritt an das hintere Wagenrad, greift mit den Fäusten in die Speichen und schmalzt mit der Zunge. So macht er es den ganzen langen Weg.

Die Bäuerin sitzt auf dem Wagen und schüttelt den Kopf vor Verwunderung. Einmal sagt sie: „Soll ich absteigen?"

„Nein. Ich schaffs schon alleine."

Sie schüttelt den Kopf. Was für ein Mann, denkt sie. Was für ein Mann. Sie muß immer auf seine Handgelenke sehen, die so breit und kräftig sind. Was soll man nur zu solchen Handgelenken sagen.

*

Die Tage vergehen. Und die Wochen. April, Mai, Juni. Der Bauernhof hat schon längst ein anderes Gesicht bekommen. Nicht zum Wiedererkennen ist er. Das blitzt nur so vor deutscher Sauberkeit. Und alles steht und liegt und hängt ordentlich an seinem Platz. Am Gartenzaun fehlt keine einzige Latte. Der Ziehbrunnen ist auch wieder in tadelloser Ordnung. Die Wagenräder quietschen nicht mehr, und die Pferde haben ein glänzendes Fell. Von den Kühen und dem andern Vieh schon gar nicht zu reden. Die Äcker sind bestellt. Nun mag der Himmel sorgen.

Am Abend, so in der Dämmerstunde, sitzen die beiden Menschen auf der neugezimmerten Bank, die auf dem Hof unter der Weide steht, und unterhalten sich. Manchmal sitzen sie auch nur so da und reden kein Wort. Sie wissen noch nicht viel voneinander. Er nennt sie Marja. Sie sagt Johannes zu ihm. Das ist

Zwiegespräch

Fremder mit dem Schlehenstabe,
tritt herein in dieses Haus,
habe teil an unsrer Habe
und am Herde ruhe aus.
Lasse ab von dem Entfernten,
wurzele ein in dieses Land!
Überreich sind unsre Ernten,
ohne Frucht der Straßen Sand.

Bauer du, mit Pflug und Spaten,
hoffe nicht auf lange Rast,
kann nicht pflegen deine Saaten,
darf nicht bleiben, bin nur Gast.
Locke nicht mit deinen Ernten,
nicht mit deinem Haus aus Stein.
Unter jeglichem besternten
Himmel reift mir Brot und Wein.

Wanderer mit den grauen Haaren,
bleibe, bis das Licht erwacht.
Lauernd bergen sich Gefahren,
schwer und unhold schwelt die Nacht.
Schwefelig quillt im Irrlichtscheine
böser Tau auf Halm und Rohr.
Kobold hockt am Wiesenraine,
Unke harrt auf dich im Moor.

Erdbesitzer, Erdbeseßner,
nie begreifst du diesen Lauf.
Weiter tun und unermeßner
jetzt sich mir die Welten auf.
Nächtens muß sich offenbaren,
was der laute Tag verschweigt.
Freudig wittre ich Gefahren.
Lebe wohl! Orion steigt!

Wolfram Brockmaier

alles was sie voneinander wissen. Und daß sie beide stark sind und arbeiten können. Das genügt ihnen.

Es ist an einem Samstagabend, als sie da wieder auf der Bank sitzen. Die Vögel sind schon längst verstummt. Die Dämmerung ist der Dunkelheit gewichen. Der Mann klopft seine leergebrannte Pfeife auf der flachen Hand aus, steht auf und will in den Stall hinüber. Er schläft im Stall.

„Ist es schon so weit?" sagt sie, „wie spät ist es?"

„Es wird auf zehn gehen."

„So, auf zehn. Ich habe da noch eine Schüssel dicke Milch ..., wenn du die möchtest?" Sie erhebt sich und geht ins Haus. „Und wenn du noch ein Stück Speck dazu essen willst ...", sagt sie im Gehen, und sieht an ihm vorbei.

Er setzt sich an den Tisch und löffelt die dicke Milch. Sie bringt selbstgebackenes Brot und Speck. Ihre Hände zittern ein wenig. Sie setzt sich neben ihn. Wortlos. Eigentlich müßte sie nun die Petroleumlampe anzünden, so dunkel ist es schon.

Nach einer Weile steht sie auf und macht sich am Bett zu schaffen. „Du brauchst nun nicht immer in den Stall zu gehen", sagt sie, „das will ich nicht mehr, wo du tagsüber soviel schaffen mußt. Das kann ich nicht mehr verantworten, Johannes." Sie klopft die Kopfkissen zurecht. Sie klopft viel lauter als es nötig wäre.

„Ja", sagt er, „es ist auch besser so. Die Pferde sollen ihre Ruhe haben des Nachts. Ich störe sie immer, wenn ich so spät zu ihnen hinkomme." Er hängt den Rock über den Schemel.

*

Sommer und Herbst sind vergangen. Es ist Winter. Nein, der Johannes hat vor Marjas Mann keine Angst. Er ging nur fort um einen Skandal zu vermeiden. Was nützt ein Skandal? Kann er Geschehenes ungeschehen machen? Von Bauernhof zu Bauernhof ist er gewandert. Hat da ein paar Tage herumgemurkst, einen Wagen in Ordnung gebracht, einen Gartenzaun repariert, und ist wieder weitergewandert. Hat hier einen Hof gepflastert und da ein Dach neu aufgesetzt, und wieder weiter. Ins Lager zurück will er nicht. Das tatenlose Herumhocken macht ihn krank nach dieser Freiheit, die er nun wieder genossen hat. Und dann ... der Bauer könnte eines Tages erscheinen. Es würde zu einer Auseinandersetzung kommen. Zu einer grausigen Auseinandersetzung, bei der Blut fließen würde. Er kann kein Blut mehr sehen, nach all den Erlebnissen an der Front. Aber nun ist es Winter, und die Bauern haben keine Arbeit mehr zu vergeben. Wenn er vielleicht Holz fällen will? ... Natürlich. Gern. Nur arbeiten, um sich über diese dummen Gedanken hinwegzuhelfen. Sie war eines andern Mannes Weib. Und er? ... Zum Teufel noch eins! Wie hatte er sich nur soweit vergessen können. Von des Morgens bis zur hereinbrechenden Dunkelheit steht er im Wald und fällt Bäume. Sägt, und plagt sich ab. Tag für Tag. Vergessen. Er will vergessen.

Als er eines abends ins Dorf zurückkommt steht da ein Mann, ein Riese mit rötlichem Bart und Pelzmütze. Das ist er, geht es ihm durch den Kopf, das ist ihr Mann. Er weiß es ganz genau. Gut. In einigen Augenblicken wird all das drückend Qualvolle, das seit Monaten in ihm wütet, ein Ende nehmen. Gut, daß es so gekommen ist. Er läßt die Art in den Schnee fallen. Er ist der Schuldige. Mag das Gericht über ihn hereinbrechen.

„Bist du der Johannes?" fragt der Riese, und blickt ihn an.

„Ja."

„Bist du der Mensch, der auf meinem Hof war?"

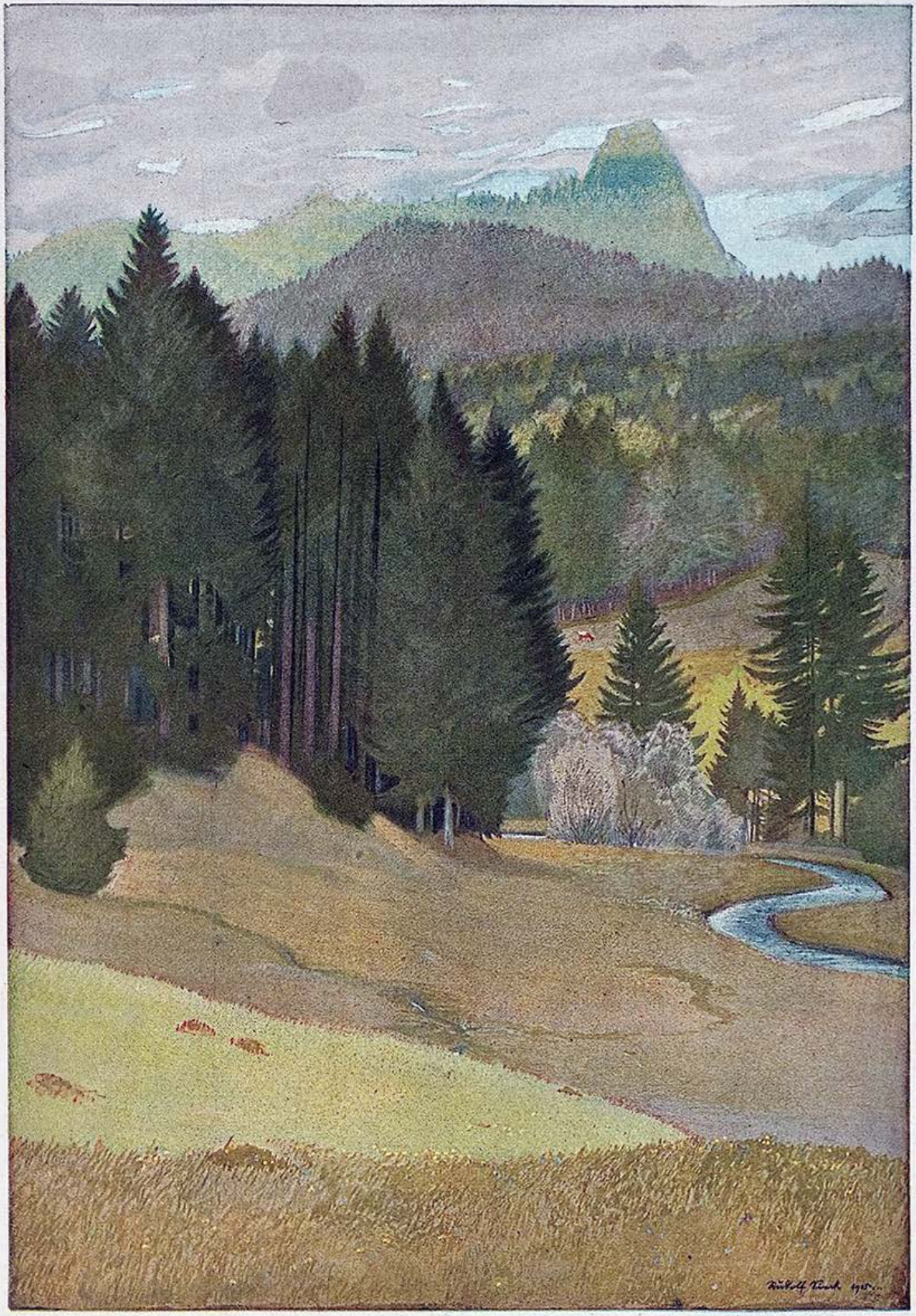
„Der bin ich. Mach schnell. Was willst du?"

Da breitet der andere seine Arme aus. Lacht, und strahlt vor Vergnügen und Freude. „Bruder", sagt er, „Towarisch, Freund, wie gut, daß ich dich treffe. Ich komm, um dir zu danken. Der Hof ist in Ordnung. Wagen und Schlitten sind in Ordnung. Die Scheune ist bis zur Decke angefüllt mit Getreide und Futter. Die Kuh hat gekalbt. Ich bin reich. Und der Junge, ich sage dir, der Junge ist ein prächtiger Kerl. Wir werden ihn Johannes taufen. Ich komm, um dir zu danken für all den Reichtum."

Und küßt ihm schmatzend die Wange.



Pirano, Istrien — Wolf Bloem



Gebirgstal

Rudolf Sieck



Erntewagen — Ludwig Barth

ERKENNTNISSE

Nachdenkliches über Katzen, Hunde und Menschen

Von Max Metzger

Er kam zu uns, als er noch keinen Namen und am rührend spitzigen Ende seines Schwänzleins noch keine Haare hatte. Und doch fühlten wir uns geehrt, daß er kam — so ganz von selbst, ohne erst Auskunft über uns einzuholen. So ganz aus freiem Willen, von großzügigem Vertrauen erfüllt, bei uns jene Verbindung von Lebensmitteln und Lebensart anzutreffen, die Gäste rasch von jeder Schüchternheit befreit.

Wenn ich sage: er kam aus freiem Willen und nur unserer Vorzüge wegen, so muß dies der Wahrheit zuliebe durch die Erwähnung eingeschränkt werden, daß er an Hungerkrämpfen litt. Aber — nicht wahr — wir wollen uns den herrlichen Glauben an die Willensfreiheit nicht durch eine peinliche Untersuchung ihres Verhältnisses zum Sättigungsgrad der Wollenden beeinflussen lassen?

Er kam an einem Frühlings-Sonntag-Nachmittag unter dem Zaun hervorgekrochen. Die Sonne stand schon so tief, daß sie hellrot durch seine weitabstehenden Ohren leuchtete. Man nennt kugelige Pflastersteine „Katzenköpfe". Ach, an diesem Katzenköpfchen war nichts kugelig. So spitze Winkel, wie sie die Physiognomie unseres Gastes aufwies, waren mir aus der Geometriestunde gar nicht erinnerlich. Das gelbrosa Schnäutzchen in der Mitte des kläglichen Dreiecks war nicht größer als eine Erbse. Ein impertinenter, schwarzer Tupfen verlieh ihm den unerschütternden Ausdruck eines als Clown geschminkten Embryos. Das kleine Maul öffnete sich und schloß sich wieder, aber es kam kein Laut hervor. Dazu reichte das bißchen Lebenskraft nicht mehr. Wir verstanden trotzdem.

„Du liebes Tierchen", sagte meine Frau und nahm das Bündel grauen Elends auf den Arm. Da schloß der kleine Kater seine verschwollenen Augen und trippelte sanft mit den Pfoten, als wolle er Radfahren.

„Milch und Liebe", sagte meine Frau und hatte recht, wie immer. Er bekam beides in Hochfrequenzströmen. Bei diesem Regime wurde es mit den Hungerkrämpfen von Tag zu Tag besser und besser. Dann blieben die Krämpfe weg und nur der Hunger da.

Nichts macht beliebter als Erfolg. Das aufblühende Katertier stellte die schnurrende Bestätigung unserer eigenen Nettigkeit dar. Aber noch etwas anderes sprach zu seinen Gunsten: Jeweils, wenn Milch und Liebe genugsam gewirkt hatten, kletterte es — wiederum ganz von selbst und aus freiem Willen — in die Sandkiste. Sie war unsererseits mehr mit Theorie als mit Hoffnungen gefüllt worden. Aber der Kater benahm sich dort „so frank und so frei, als wär er ein adlig Geschlecht". Allerdings scharrte er nach vollbrachter Tat mit so unablässiger Gewissenhaftigkeit — erst vorn, dann hinten — daß alles und jedes schließlich genau so auf dem Zimmerboden lag, als ob es niemals den Umweg über die Sandkiste genommen hätte. Nun, wir sagten: „es genügt gewollt zu haben" und gaben frischen Sand in die Kiste, fürs nächstemal.

Der Kater wuchs und unsere Liebe wuchs mit ihm. Er wurde schön und auch uns verklärte die Befriedigung, mit der wir ihn betrachteten.

„Mäuseli", sagte meine kleine Tochter zu ihm, wenn er sie voll Zärtlichkeit mit dem Kopf anstieß, den Rücken krümmte und den Schwanz pfeilgerade aufstellte, der jetzt wie Lindner-Samt schimmerte.

Mäuschen war kein Angora und kein Siamese, sondern nur ein ganz gewöhnlicher Hauskater mit den banalen Farben der Katzen-Internationale: Graugelb, schwarzbraun und weiß. Und doch war er etwas besonderes.

„Der Mensch ist gut — man muß es ihm nur sagen, daß er gut ist", behaupten Optimisten. „Du liebes Tierchen", sagte meine Frau wohl hundertmal im Tag zu Mäuschen. Er glaubte es und wurde so lieb, daß alle Leute, die zu uns kamen, riefen: „Was ist das für eine liebe Katze!"

Die Art wie er sich im Sofa neben meine Frau schmiegte, die Vorderpfoten auf ihren Schoß legte und zu ihr aufblinzelte, stand trotz ihrer Lautlosigkeit Romeos Liebesgeflüster auf Julias Balkon an Innigkeit nicht nach. Das abgrundtiefe Vertrauen, mit dem er sich überall vor unsere Füße legte und gewiß wußte, daß wir ihn nicht treten würden, war eine Huldigung, die uns verpflichtete, seiner Vorstellung vom Menschen ähnlich zu werden. Wenn er uns auf unseren Gängen durch den Garten begleitete — immer versteckt und immer nah — plötzlich von einem Baum herunter nach uns angelte oder uns aus einem Irisdschungel wie ein Tiger ansprang — immer endete es damit, daß er sich von Liebe überwältigt, zu unsern Füßen rollte, als wollte er sagen: „Fürchtet euch nicht, es ist alles nur Spaß!"

Selbst Sepp, den kohlschwarzen Schäferhund besiegte Mäuschens unwiderstehliche Liebenswürdigkeit. Sepp lieh ihm seinen buschigen Schwanz zum Spielen, während er sonst dieses Zeichen seiner Hundewürde energisch gegen jeden Zugriff verteidigte. Wo blieb das Dogma, nach dem jedes Lebewesen, von einer chinesischen Mauer umschlossen, zu innerster Einsamkeit verdammt scheint? Für Mäuschen gab es keine Mauern — weder chinesische noch andere. Es stieß seinen kleinen Artistenschrei aus — droben war er und drüben war er — gleichgültig, ob er in einem neuen Garten oder in einem neuen Herzen landete.

Ob Mäuschen Vögel fraß? Vielleicht sogar Singvögel? Möglich — aber sicher ist, daß er keine Hüte mit Reiherfedern trug, deren jede ein Nest voll verhungerter Vogelkinder be-

Die weiße Wolke

VON GERT LYNCH

Sie schwimmt als flaumgeballter Rauch
Im Blauen, wo die Zeiten gähnen
Und hinter Tag und Weltenhauch
Sich reife Sternenäcker dehnen.

Der Blick seilt sich an ihren Bug
Und läßt sich von ihr weiterziehen,
Und Pulse steuern ihren Flug
Wie Bienen, wenn die Linden blühen.

Sie ist der Odem für den Traum
Und gibt ihm Zwielicht und Gebärden
Und ist die letzte Front im Raum
Der Dinge, eh' sie haltlos werden.

deutet. Mäuse fraß es. Ich verzieh es ihm, obgleich ich diese reizenden Tiere trotz ihrer pastorenhaften Fruchtbarkeit fast ebensosehr liebe wie Singvögel.

Ist es nicht eine Kateridee, von einem Kater zu verlangen, daß er die Furt durch Scylla und Charybdis eines Problems entdecke, dessen Lösung noch keinem von uns gelang? Oder wißt ihr vielleicht, warum wir dazu verdammt sind, unser von Gott gewolltes Leben täglich neu durch Mord anderer ebenso von Gott gewollter Leben zu erkaufen? Ist Spinat, ehe wir ihn sieden, nicht ebenso lebendig und von Gott gewollt, wie Wachteln?

Für unsern Nachbarn, Herrn Hepke, gab es keine solchen Probleme.

Er hatte einen kurzgeschorenen Borerschädel und handelte mit Blechwaren. Er aß Eisbein mit Sauerkraut, ohne nach der Vorsehung zu schielen. Er liebte Vögel und haßte Katzen. Punkt und Streusand drauf. Er beschimpfte jede Katze: „Du verdammtes Luder!", weil sie Vögel fraß und verdrehte die Augen, wenn ein Vogelschnabel, an dem vielleicht ein zerpflückter Schmetterlingsflügel hing, nur „Piep" sagte.

Seine Gattin, Frau Selma — die wahre Herrin des Blechladens — Adolar hatte nur „eingeheiratet", war selten mit ihrem Mann einer Meinung. Meinungen waren Sache der Firma und die hieß immer noch „Selma Neesebeck". Aber den Vogelfimmel teilte sie mit ihm. Sie hatte es hauptsächlich mit den Nachtigallen. Sonst bezog sie Musikalisches aus dem Grammophon.

Sie kam nur selten in den Garten vor dem Tore. Nur dann, wenn es etwas Eßbares zu holen gab: Spargel, Erdbeeren oder Pflaumen. Das Hacken, Jäten und Gießen überließ sie Adolar. Sie zog die Wohnung über dem Blechladen in der geräuschvollen Straße vor. Nur am Sonntag bestand sie auf Kaffee mit Nachtigallen. Das stimmte sie für kurze Augenblicke pantheistisch, so daß selbst Adolar in ihre All-Liebe einbezogen wurde. Er war also direkt auf Nachtigallen angewiesen.

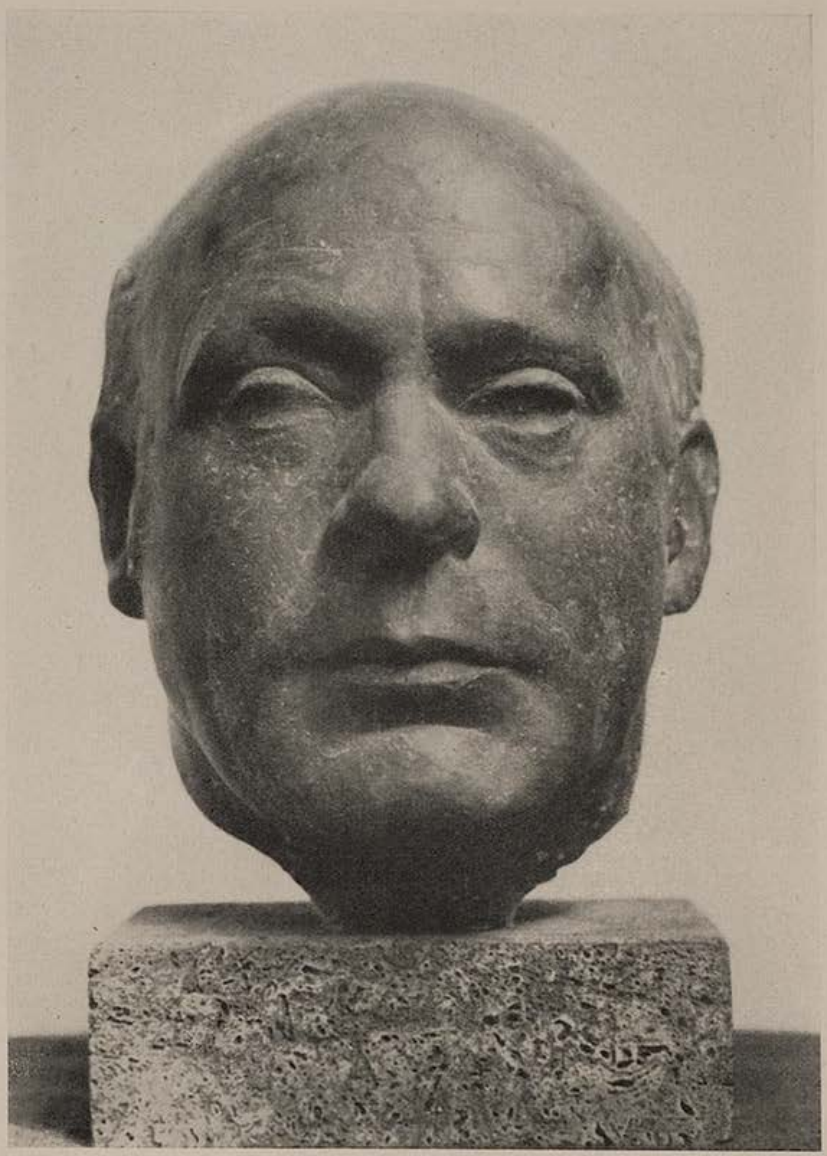
Eben noch hatte Mäuschen neben mir an einer Lilie gerochen und sich den schwarzen Fleck auf der Nase gelb gemacht. Dann hatte er am Teich mit vorsichtigen Pfötchen nach Goldfischen geangelt aber bald die Aussichtslosigkeit dieses Unternehmens eingesehen und zimpferlich die Wassertropfen von den Samtpantoffeln geschleudert. Schließlich war er mit einem Satz in den dunklen Jagdgründen des Gebüsches am Zaun verschwunden.

Auf der andern Seite klapperte Frau Selma mit den Kaffeetassen. Jetzt hörte ich sie flöten: „Hach, Adolar — heerschde de Nachdigall schluchzen?"

Die Nachtigall hatte keineswegs geschluchzt. Sie hatte nur ein einzigesmal „Tütü" gesagt — so wie berühmte Solisten sich von Zeit zu Zeit ihrer Stimmittel versichern, um sie dann für sich zu behalten. Es ist nicht alle Tage und nicht gerade zum Kaffee, daß Nachtigallen schluchzen.

Auf einmal gab es Tumult:

„Adolaar! — Adolaaar!! Siehsde denn die Katze nich? Fang se doch! Herrjeeses, sonst frißt se egal die Nachdigall. Da is se — da! — Hasdse? Hau se dod!"



Goldschmied Sch. Toni Fiedler-München

Tassen klirren, Stühle fallen, Füße stampfen, Steine fliegen, Selma kreischt und Adolar schnaubt. Mit gesenktem Kopf trampelt er durch Blumenbeet wie ein rotäugiger Bison durch die Prärie.

„Hau se doch dod! Nee, so 'n Beest. So n' Luder! Halt se fest Adolar, ich bring der 'n Schdock!"

„Au verflucht und zugenäht — det Aaas beißt. Wart du Beest, ich wer der beißen! Da — da — da!"

„Hach Adolar — du Dussel — nu is se wech!"

Ehe ich noch alles recht begriffen hatte, kam etwas durch das Gebüsch am Zaun gekrochen und krümmte sich zu meinen Füßen. Mäuschen sperrte seinen kleinen rosa Rachen auf und bekam keine Luft mehr. In dem blutenden Köpfchen flammten die Augen in schwarzem Entsetzen und eine Vorderpfote hing gebrochen, wie etwas Fremdes am Bein.

Das Herz stand mir still. Ich nahm unsern kleinen Freund auf den Arm, ging zum Zaun und nannte Herrn Adolar Heppke einen „Saurammel" und einen „Gescherten Lackel", weil ich aus Bayern stamme und Frau Selma, geborene Neesebeck, eine „Meschuggene Töle", weil ich schon seit 15 Jahren in der Nähe des Kulturzentrums Berlin wohne. „Sie oller Affe", kam es zurück. Ich hörte es kaum, so traurig war ich, obwohl ich sonst Zoologisches nicht leicht auf mir sitzen lasse.

Ich brachte Mäuschen meiner Frau, wie ich ihr alles bringe, womit ich nicht allein fertig werde. Es ist also nicht gerade viel, was ich für mich behalte. Sie benahm sich natürlich viel männlicher als ich und verlor weder Zeit mit Schimpfen noch mit Gefühlsausbrüchen. Ihr Mitleid verdichtete sich sofort zur Tat. Sie sagte nur: „Du liebes Tierchen" und wusch vorsichtig den kleinen Kopf, der sich darnach

immerhin noch als brauchbar erwies. Schlimmer stand es mit der Pfote. Die war radikal ab. Aber Mutter Gerda wurde auch damit fertig. Mit sanfter und sicherer Hand legte sie einen Streifen steifer Pappe unter und schlang einen so kunstgerechten Verband darüber, daß Mäuschen ihn offenbar als Erleichterung empfand, denn es machte keinen Versuch, ihn abzustreifen.

Als ich noch dasaß mit Mäuschen auf dem Arm und Empörung im Herzen, stürzte Sepp, der grimme Schäferhund, mit wütendem Gebell gegen den Straßenzaun, auf dessen anderer Seite zwei fremde Hunde japsten und jaulten: ein großer, gelber Schäferhund und ein kleinerer Staatenloser — eine bunte Tiergartenmischung mit abwärtshängenden Ohren und aufwärtsgeringeltem Schwanz.

„Die Hunde!" rief ich. „Da sind sie wieder, die gottverdammten Saubiester" — gab Mäuschen mit einer für seine Verhältnisse viel zu heftigen Bewegung meiner Frau und stürzte Sepp nach, an den Zaun.

Auf der Straße fuhr ein kleiner Wagen mit einem Faß darauf für Schweinefutter. Daneben schritt elastischen Ganges ein schlanker Mann. Dem gehörten die Hunde. Jeden Wochentag kam er vorbei und holte in der Kaserne Abfälle für seine Schweine. Jeden Tag zweimal. Einmal auf dem Hinweg und einmal auf dem Rückweg. Und jedesmal stürzten seine Hunde wie besessen an unsern Zaun und pöbelten Sepp an. Vergaß ich ihn rechtzeitig einzuschließen, so lag er immer schon vorher auf der Lauer. Er kannte genau die Zeit, zu der sie kamen. Sie waren seine Todfeinde. Und dann ging es los: immer hin und her am Zaun entlang — außen die Köter und innen der Sepp. Außen machte es nichts, aber innen knickten zu Dutzenden die hohen Rittersporne ab — Züchtungen von Karl Förster, die „Berghimmel" hießen und 6 Mark das Stück kosteten.

„Rufen Sie Ihre Hunde zurück oder ich schlage sie tot", rief ich heiser vor Wut den jungen Mann an. Aber der rührte sich nicht. Er gönnte seinen Hunden den Spaß und mir den Ärger. Vielleicht war er ein verkappter Kommunist und hatte seine besonderen Ansichten über Zäune und Privatgärten. Das traute ich ihm glatt zu.

Jetzt stand Sepp mit hochgestellten Bürsten und fletschender Schnauze. Mit den Hinterbeinen scharrte er Päonien aus, daß sie im Bogen auf den Rasen flogen. Päonia Sinensis Festiva Maxima. „Rufen Sie die Hunde oder ich schieße!" schrie ich und schleuderte, was mir zur Hand kam, gegen den genießerisch tobenden Hundemob auf die Straße: Steine, Stangen und Blumentöpfe. Mit dem Schießen renommierte ich nur. Ich hatte gar keinen Revolver — aber hätte ich einen gehabt, ich weiß nicht, was geschehen wäre. Plötzlich fiel mir Adolar Heppke ein. Da wurde ich äußerlich still aber innerlich sagte eine Stimme laut und vernehmlich in mir: „Tat tvam asi! — das bist du!"

Eine heiße Welle stieg in mein Gesicht, aber ich war feige und reagierte auf Sepp ab.

„Pfui, schäm dich", sagte ich zu ihm, packte ihn im Genick und schleppte ihn ins Haus.

Seitdem weiß ich, warum Abrüstungskonferenzen keinen Erfolg haben.

HERBST

Von Wolfram Brockmaier

Wenn die rötliche Beere
tiefer den Laubzweig biegt,
Ahnung künftiger Schwere
süß durch den Abend fliegt,

wenn aus dämmernder Ferne
in das ebne Gefild
aufziehn herbstliche Sterne
in des Orions Schild:

Dann entschreite dem Kreise
der Gefreundeten du,
unbekannterem Gleise
wende dich zu;

denn die Bleibenden stellen
holder sich dir nun dar.
Siehe, den Reifenden schwellen
Früchte in Hand und Haar.



Porträtplastik Toni Fiedler-München

Abendstube des Einsamen

VON MAX F. BEVERN

Heimlicher wirket
das dunkelnde Holz des Gebälkes,
schimmert tröstlich die Lampe
nach ängstlich erloschenem Tag.
Starr, wie die Stille des Moors,
verpuppt sich die Nacht.
Aber die lichtige Stube,
im Dufte des bräunlichen Brotes
und süßem Geruche des Obstes, ist schön
wie der Saal eines ärmlichen Königs.
Silbern blinken die Fenster,
und der Ahnen gehegtes Gerät
wird flüsternder Mund.
Sage umraunet die Dinge,
gleich wie das Wort eines Sängers
entschwundene Zeiten belebt.
Einsamer Wind im Schlote
ist Flöte des Schlafes.
Träumendes wiegt sich
im leisen Getöne der Lampe,
und aus grauenden Ecken
umströmet der Schlummer die Stirn.
Sanft, wie die segnende Glocke in herbstlicher Zeit,
ist das Herz,
und auf den Saiten der Seele spielt Gott
ein erlösendes Lied.

CARL BUTTERWECK:

HAUSMUSIK

Ein Klavier im Erdgeschoß klimpert holprig und falsch den ersten Satz der Schubert-Sonate in D, op. 53, beginnt immer wieder von vorn, immer wieder mit denselben grausamen Fehlern.

Herr Giese: Dieses Geklimper den ganzen Tag kann einen zur Verzweiflung bringen. Der Kerl ist unmusikalisch wie ein alter Kohlenkasten. Bitte, höre dir das an! Grauenhaft, einfach grauenhaft. Ich möchte wissen, was der arme Schubert dem aufgeblasenen Idioten getan hat, daß er ihn so malträtiert.

Frau Giese: Welcher Schubert?

Herr Giese: Was der da klimpert, ist von Schubert, soll es wenigstens sein. Dabei gibts im Radio um acht Uhr das Cis-Moll-Quartett von Beethoven; tagelang freut man sich darauf — —

Frau Giese: Ich nicht. Dein Lautsprecher macht mich nervös.

Herr Giese: Gibt es etwas, was dich nicht nervös macht?!

Frau Giese: Beethoven bestimmt. Wir wollen lieber etwas Sechsundsechzig spielen.

Herr Giese: Sechsundsechzig, jeden Abend Sechsundsechzig — erlaube mal, deine Lust am Sechsundsechzig ist schon beinahe krankhaft. — Acht Uhr! Nun, Schicksal, schenke mir eine einzige Stunde Ruhe für mein geliebtes Cis-Moll-Quartett (knipst den Knopf seines Radioapparates ein).

Der Lautsprecher: — — auch bei Schweinen kann oft die Rotzkrankheit als Seuche auftreten. Äußerste Sauberhaltung — —

Herr Giese (knipst aus): Unsere Uhr geht mal wieder vor. — Und der mit seinem Geklimper hört auch nicht auf. Der hat nichts Gescheites zu tun und peinigt nun seine Mitmenschen von früh bis spät mit seinem talentlosen Radau.

Frau Giese: Wer hat denn absolut in eine Neubauwohnung ziehen wollen, du oder ich?!

Herr Giese: Erlaube mal, wer hat es denn in der alten Wohnung absolut nicht mehr aushalten können, du oder ich?! Na also. Konnte ich wissen, daß diese neumodischen Betondecken so schalldurchlässig sind, daß man fast jedes Wort des Nachbarn hört?! (knipst ein).

Der Lautsprecher: — — zweiter Satz: Allegro vivace. Dritter Satz —

Herr Giese: Ah — jetzt höre mal gut zu!

Frau Giese: Nur kein Sprechen, das macht mich ganz nervös.

Herr Giese: Fängt ja gleich mit Musik an.

Das Cis-Moll-Quartett beginnt. Dazwischen das Klavier im Erdgeschoß.

Frau Giese: Hier, mische mal!

Herr Giese: Was??

Frau Giese: Ich denke, wir wollen Sechsundsechzig spielen!

Herr Giese: Mein Gott — höre dir doch gefälligst mal Beethoven an!

Frau Giese: Aber dabei kann man doch Karten spielen. Los!

Herr Giese: — — — Karo ist Trumpf. Mit Melden?

Frau Giese: Natürlich. — — Miserabel gemischt! — Hier: zwanzig.

Herr Giese: Aber du kannst doch erst melden, wenn du deinen Stich hast. Das sage ich nun jeden geschlagenen Abend dreißigmal. — Bitte, höre dir doch nur einen Augenblick — ist das nicht erschütternd!

Frau Giese: Hier, passe auf: bekennen oder atoutieren!

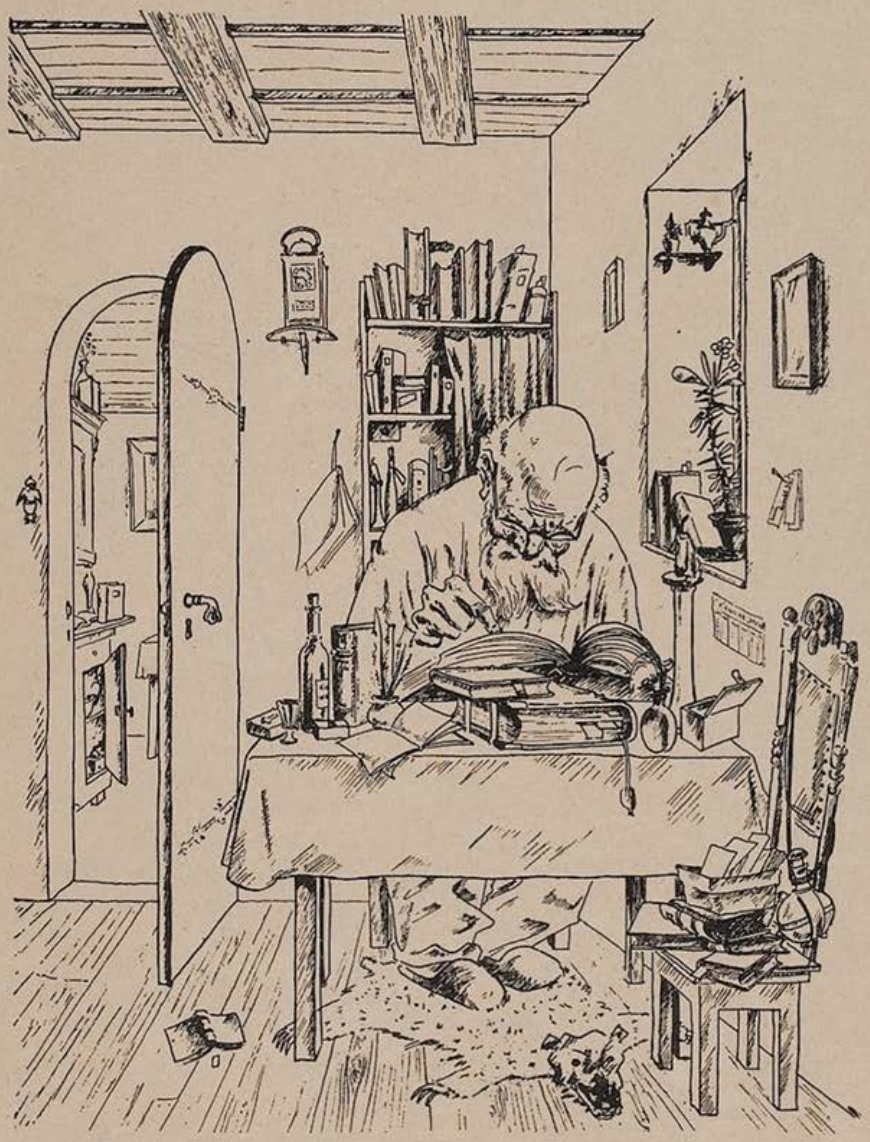
Der Lautsprecher vom 2. Stock beginnt einen Marsch: Einzug der Gladiatoren.

Herr Giese: Großer Gott, der hat gerade noch gefehlt, auf den da oben habe ich gewartet. Jetzt sind wir komplett. Der Bursche übersteuert wieder — das ist eine Schweinerei. Armer Beethoven! Armes Cis Moll-Quartett!

Frau Giese: Ich höre den Marsch sehr gern. Überhaupt, so aus der Entfernung finde ich Radio ganz erträglich. Schalte doch mal aus, dein Lautsprecher stört.

Herr Giese (außer sich): Beethoven stört — das Cis Moll-Quartett stört — ja — jawohl — sehr richtig, nieder mit Beethoven, damit man den musikalischen Mist besser hören kann, das inferiore Geblase taktstampfender Blechpuster — eins zwei — eins zwei — eins zwei — ah, man reiche mir einen Besen! Wo ist der Bohnerbesen? Ich werde — ich werde — (rennt hinaus und kommt mit dem Bohnerbesen wieder).

(Fortsetzung S 634)



Der Eremit — Toni Bichl



Die Innbrücke bei Mühldorf

Anton Leidl



Reife Kastanien J Lebek

Liebe Jugend!

In unserer kleinen Stadt hatte der Friseur vor kurzem sich eine „Dauer-Ondulation" zugelegt. Das war natürlich für Tage der Gesprächsstoff der Damenwelt. Auch meine Frau war bald im Besitz einer derartigen Dauer-Ondulation. Unlängst hatten wir Bekannte mit ihrem kleinen Töchterchen zu Besuch. Mein fünfjähriges Mäderl zog mit der Freundin ins Kinderzimmer ab. Und wir wurden Zeugen ihrer Unterhaltung. Die beiden Fratzen lobten und priesen ihre Mütter.

Selbstverständlich behauptete jede, daß die ihre die schönere wäre. Das ging so eine Weile hin und her, bis meine Tochter mit dem Trumpf herausplatzte:

„Ja, aber meine Mutti hat jetzt eine Dauer-Ventilation!"

H. E. K.

Kleines Gespräch

Kropf plaudert mit einer Dame.

„Ach, Herr Kropf", erklärt die Dame aufgeregt, „es war schrecklich . . . Ganz ahnungslos stehe ich mit meiner Tochter dort — plötzlich stürzte er ab . . . Ich bin vor Schreck Kopf gestanden!"

Meint Kropf.

„Ihr Fräulein Tochter auch?"

„Nein", stöhnt die Dame, „die ist ja so phlegmatisch!"

Sagt Kropf:

„Na — dann hab ich nichts versäumt!" *H K. B.*

Inserat

Dame, jung, hübsch, intelligent, aber arm, wünscht Herrn mit entgegengesetzten Eigenschaften zwecks glücklicher Ehe kennenzulernen.

(Fortsetzung v. S. 632)

So! Na warte, dem Burschen werde ich mal Bescheid stoßen! (bumst mit dem Bohnerbesen gegen die Zimmerdecke). So! So! Und so! Ich werde dir helfen, deinen blechernen Konserveneimer brüllen zu lassen, daß man es im ganzen Stadtviertel — —

Von oben klopft es zurück.

Frau Giese: Der bumst wider!

Herr Giese: Unverschämter Flegel! So ein ungebildeter — ich — ich werde — ich gehe zur Polizei — zur Polizei werde ich gehen — ich — Ruhe dort oben!!

Als Antwort lärmt der Marsch mit verdoppelter Lautstärke. Das Klavier im Erdgeschoß klimpert unentwegt Schubert.

Frau Giese: Siehst du! Mit dem kommst du nicht zurecht, an dem läuft alles ab wie Wasser.

Herr Giese: Ich werde schon mit ihm fertig werden.

Frau Giese: Gar nichts wirst du, du schon gar nicht. Aber da muß sich natürlich auf die erste beste Neubauwohnung gestürzt werden, wo man jeden kleinsten Ton hört, wo der Badewannenkran tropft und die Balkontüre nicht schließt —

Herr Giese: Wenn ich diese Adagio-Variationen höre, diese im Tiefsten aufwühlende Tragik —

Frau Giese: Und in der Küche ist schon eine Ecke abgestoßen.

Herr Giese: — diese erschütternd überirdische, diese musikalische Metaphysik —

Frau Giese: In zwei Jahren noch nicht mal wird sie nur noch eine armselige Bruchbude sein.

Herr Giese: — — und dann denke, daß ich das anderswo ruhig und ungestört genießen könnte, während hier — o Gott — (er knipst mit einem schmerzlichen Seufzer aus).

Das Quartett bricht ab.

Der Marsch unten ist inzwischen von Schlagermusik abgelöst worden; im Erdgeschoß klimpert das Klavier weiter Schubert. Herr Giese windet sich verzweifelnd in einem Sessel, während Frau Giese mit ihren Vorwürfen fortfährt.

Neuer Vorschlag zur Uniformierung der Münchner Verkehrspolizei

Josef Geis



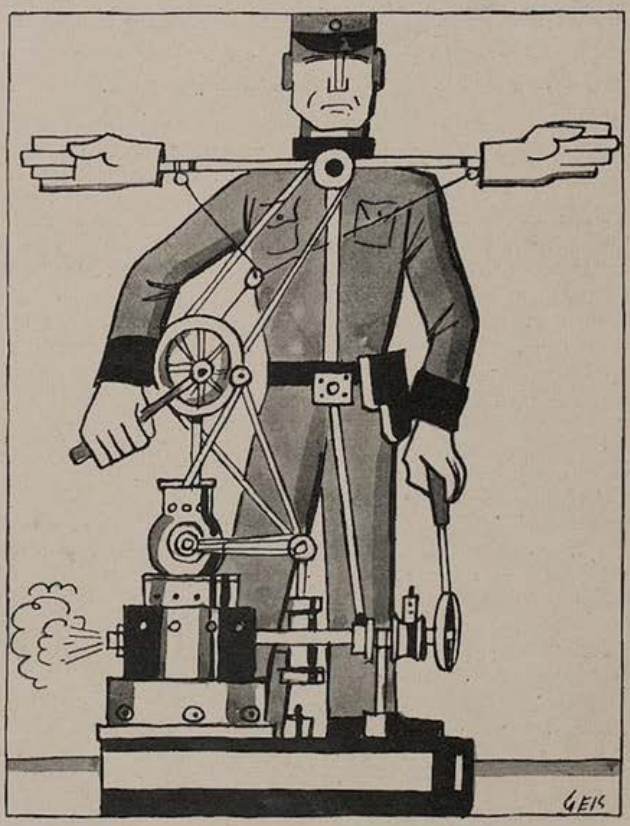
Am Nationaltheater



Am Justizpalast



Am Hofbräuhaus



Am Deutschen Museum

Rubey



„Die Liebesbrief vom Vatter mußt a weglun . . "
„Oh mei, Madel, . . . die brennen scho lang nimmer."

AUF FESTUNG

Dieser Vorfall ereignete sich kurz nach dem Krieg siebzig und man lachte damals in allen Garnisonen darüber.

Die Festung Wesel beherbergte zu jener Zeit — neben ihrem gar gestrengen Kommandanten — auch einen Gefangenen, den man noch wegen irgendeines Kriegsdeliktes in Gewahrsam hielt. Genaueres über sein Vergehen wußte man wohl nicht mehr; aber man bewachte den armen Teufel, weil man sich an ihn, wie an einen Gast, gewöhnt hatte.

Um so mehr fiel es auf, als man den Häftling eines Mittags vermißte. Die Besatzung war ratlos. „Er wird sich versteckt haben", entschied der Kommandant. „Entkommen kann aus meiner Festung keiner!"

Der Gesuchte war aber doch entkommen. Jedenfalls faßte man ihn einige Tage später bettelnd nahe der holländischen Grenze. Und brachte ihn nach Wesel zurück.

Der Kommandant schien erschüttert. „Es ist ganz unmöglich, daß der Mann durch die Gräben entfliehen konnte", sagte er kopfschüttelnd. „Ohne Helfer kann keiner die acht Meter hohen, glatten Steinwände überwinden."

Der Gefangene bestritt jedoch entschieden, Helfershelfer gehabt zu haben. „Das müssen Sie mir erst zeigen, ehe ich Ihnen Glauben schenke", meinte der Kommandant.

Zu diesem Zweck versammelten sich andern Tags die Offiziere der Garnison, nahmen den Gefangenen in ihre Mitte und schritten unter Führung des Kommandanten zur Festungsmauer, die steil in die Tiefe des Grabens führte.

Der Gefangene blickte hinab und schien zu zögern.

„Hier, nehmen Sie diesen Taler als Belohnung", triumphierte der Kommandant. „Wenn es Ihnen gelingt, dürfen Sie ihn behalten."

Da nahm der Gefangene entschlossen den Taler, griff zu dem Besen, mit dem er die Höfe zu kehren pflegte, setzte sich rittlings auf diesen und rutschte so, ihn gleichsam als Bremse benutzend — zwar etwas unbequem — aber wohlbehalten an der Steinwand hinunter.

„Gut!" lobte der Kommandant. „Aber wie wollen Sie aus dem Graben entkommen?"

Der Gefangene lief wortlos bis zum nächsten Verbindungsgraben, dessen Wasser abgelassen war, weil man Ausbesserungsarbeiten vornehmen wollte. Hier zwängte er sich durch die Stäbe des Abflußrohres und kletterte zum äußeren Wall empor.

„Richtig", gestand der Kommandant, „das Gitter ist beschädigt, aber das wird ja morgen repariert werden . . ."

Der Sträfling befand sich schon jenseits des Walles und lief weiter.

„Es ist gut", rief der Kommandant, „Sie haben Ihre Aufgabe gelöst."

Aber der Flüchtling schien nicht zu hören. Er rannte nach Leibeskräften.

„Halt!" brüllte der Kommandant. „Halt!" schrien die Offiziere. Aber vergebens. Bis man die Verfolgung aufnahm, war der Flüchtling spurlos verschwunden. Man hat ihn auch nie mehr gefunden; denn er benutzte den Taler des Kommandanten, um diesmal unangefochten nach Holland zu fahren.

Kakuwo

Aus Sachsen

Als ich meine Ferien auf dem Lande verlebte, war da in der Familie so ein kleines Bauernmädel in dem Alter, wo Kinder dauernd fragen.

Als wir eines Tages beim Abendbrot sitzen frägt klein Lieschen plötzlich: „Vater, womit wird denn eigentlich der Käse stink'sch gemacht?"

Fataler Druckfehler

Dem Miesmacher-Tagblättchen unterlief in seiner letzten Sonntagsromanbeilage folgender, sehr zu denken gebender Druckfehler:

„Vom ersten Tage der jungen Ehe an lebte das glückliche Paar in vollkommener Hormonie." (!)

Auch eine Einladung

Am 4. September 1878 war in Neuß am Rhein eine Tierausstellung. In der die Ausstellung ankündigenden Anzeige hieß es wörtlich:

„An der Ausstellung für Rindvieh können sich sämtliche Bewohner des Gauverbandes, an derjenigen für Pferde, Schweine und Schafe jedoch nur die Bewohner des Kreises Neuß beteiligen."

Th. D. G.

148 Seiten Großoktav in Leinen gebunden RM. 4.—.
In unserem Verlag erschien soeben:
KARL FRHR. VON FREYBERG
SIGNY
DIE ASENBRAUT
ABENTEUER ZWISCHEN HIMMEL UND ERDE
Das Werk schildert das Götterleben Signy's auf Asgard, die aus der deutschen Mythologie bekannte Frau des Asengottes Loki. Als die Katastrophe für den Asenhimmel stellt der Dichter dann die große Hunnenschlacht auf den katalaunischen Feldern dar, die als die „Götterdämmerung" Signy in die Welt zurückkehren läßt.
Nach mancherlei Abenteuern mit Parsival, Roland und dem Zwergenkönig Laurin kommt sie, schon durch Roland zum Christentum bekehrt, in den karolingischen Fürstenkreis hinein, findet aber in den zwischen dem absterbenden Heidentum und der aufblühenden Christuslehre unvermeidlichen Krisen ihren Untergang.
Der Verfasser hat die für das weitspannende Thema fast unvermeidliche Form epischer Darstellung in Versen nach dem Muster der vielgelesenen Dichtung Fr. Webers über Dreizehnlinden gewählt und die Flüssigkeit der Verse läßt den Leser darüber wegsehen, daß Verse heutzutage in weiten Kreisen als antiquiert gelten, im Gegenteil wird sein Interesse durch die spannenden Schilderungen des ganzen Buches gefesselt und rege erhalten.
Zu beziehen durch den Buchhandel oder unmittelbar vom Verlag
G. Hirth Verlag AG. München, Herrnstr. 10

Eine amateurphotographische Schrift, die bisher fehlte, aber oft verlangt wurde:

RICHTIGES ENTWICKELN

VON GERHART ISERT

erschien soeben als Beginn einer modernen Reihe „DIE KLEINE PHOTOBÜCHEREI“

Interessenten sind das große Heer der Amateurphotographen

Preis RM. 1.—, mit Porto RM. 1.10

G. HIRTH VERLAG AG. MÜNCHEN
HERRNSTRASSE 10

Ein großer Augenblick

Kaiser Joseph schätzte keinen Komponisten höher als Mozart. Deshalb war er außer sich, als er erfuhr, dieser habe unter den vorteilhaftesten Bedingungen einen Ruf nach Berlin erhalten. Bei der nächsten Audienz sagte er vorwurfsvoll aber gnädig zu ihm: „Wie Mozart, Sie wollen mich verlassen? Nun werden meine Wiener mich wohl nur noch selten in der Oper sehen.“ Der große Komponist küßte dem gütigen Kaiser gerührt die Hand und erwiderte: „Euer Majestät, ich bleibe!“ Als Mozart diese Begegnung einem Freunde erzählte, sagte dieser: „Du hast doch die Gelegenheit benutzt, eine Erhöhung deiner Besoldung zu erreichen?“ Darauf Mozart: „Wer könnte in einem Augenblick, wenn der gute Kaiser so liebreich redet, an einen solchen Bettel denken!“

Geständnis eines Diebes

Ein Mann in Nord-Carolina war von einer Anklage wegen Pferdediebstahl durch die wirkungsvolle Verteidigungsrede seines Anwalts freigesprochen worden. Nach seiner Haftentlassung fragte ihn der Anwalt: „Na, Bill, du hast aber doch das Pferd gestohlen, nicht wahr?“ „Also passen Sie auf, Herr Richter“, gab er zur Antwort, „ich habe bis jetzt immer geglaubt, ich hätte das Pferd gestohlen. Aber nach Ihrer Rede vor dem Gerichtshof sind mir wirklich und wahrhaftig Zweifel darüber aufgestiegen.“

J. Maçon

Der Grund

Ein Schotte zum andern: „Warum wünscht du dir denn gerade einen Buben? Buben kosten doch viel Geld!“

„Schon, aber beim letzten Wohltätigkeitsfest habe ich eine Kinderkappe gewonnen!“ *F. H.*

Ah soh

„Elsa, stört dich denn das gar nicht, daß dein Mann seine Füße immer auf den Schreibtisch legt?“

„Im Anfang schon! Aber dann als ich immer Geld auf dem Sessel fand, nicht mehr!“ *F. H.*

Kalk

„Die junge Frau ist soeben mit ihrem Mann von der Hochzeitsreise zurückgekehrt und unterhält sich im Kreise ihrer Freundinnen über die Erlebnisse auf der Reise. ‚Denken Sie mal‘, erzählt sie, ‚da sind wir jetzt auf der Rückreise in einem so baufälligen alten Hotel in Italien gewesen, da ist meinem Mann in der Nacht ein dickes Stück Kalk auf den Rücken gefallen!‘“

Der Rest

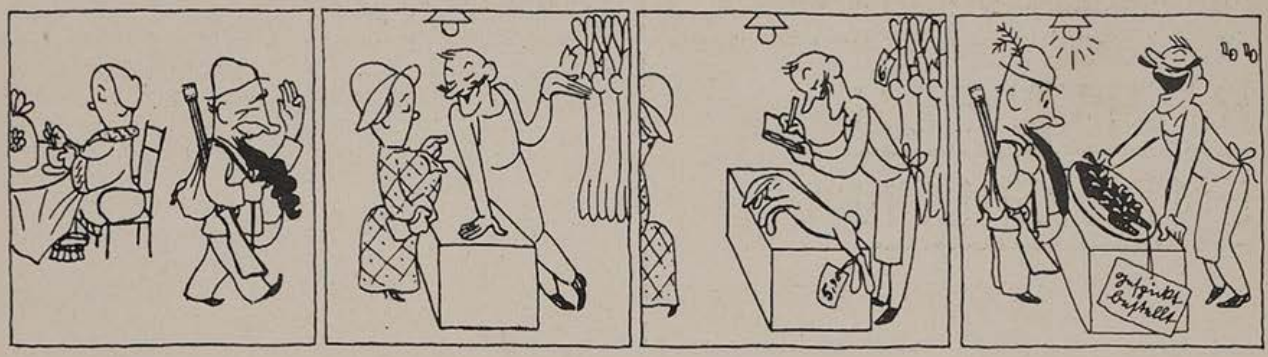
Ein alter Bauer war gestorben und der Leichnam seinem Wunsche entsprechend verbrannt worden. Die Bäuerin war bettlägerig, hatte an der Feier nicht teilnehmen können und ihren Sohn geschickt, der die Urne mit der Asche seines Vaters nach Hause bringen sollte. Unterwegs stolpert er, so daß ein Teil der Asche verloren geht; die Urne bleibt aber heil. Zu Hause angekommen will er seiner Mutter nicht die halbleere Urne zeigen, sondern füllt sie aus dem Inhalt des Aschenkastens wieder auf. Als die alte Bäuerin den Inhalt der Urne besieht, übermannt sie die Rührung: „Dat is nu allens, wat von minen leeben Heini överbleben is, nix as so'n beten Asche und denn noch 'n paar Eierschalen!“ *A. T.*



„Meine Herren — das Bedauerliche an der Krebsforschung ist, daß darüber zuviel geredet wird! Und so will ich denn meinen zweiten Vortrag über dieses Thema beginnen.“

Osse geht jagen!

Hendrich



Aus der Welt der Schule

Von G. Nafe

In Rokittnitz bei Beuthen OS. erzählte Frl. Lehrerin kurz vor Weihnachten ihren Kleinen, daß die hl. Familie so arm war, daß sie nicht einmal die Herberge bezahlen konnte, im Stall übernachten und das Jesuskind in die Krippe legen mußte. Das Bild der Krippe in der biblischen Geschichte hatten alle Kinder aufgeschlagen. Da hörte Fräulein plötzlich, wie ein Mädelchen vorn in der ersten Bank auf das Bild zeigend ganz ereifert und erbost zur Nachbarin sagte: „Gelt ja, Geld hatten sie nicht, aber photographieren mußten sie gehn!"

In Kreise Ratibor (den Ort soll ich nicht nennen) fragte der Lehrer nach den Elementen und hörte: Erde, Wasser, Feuer, Luft. — „Was wißt ihr noch von Elementen?" — „17 Mark 50!" — „Was ist denn das für ein Quatsch!" — „Das ist kein Quatsch, Herr Lehrer. Meine Schwester bekommt 17 Mark 50 ‚Elemente'!"

In Liebenau, Kr. Frankenstein, übte Fräulein Lehrerin mit den Anfängern vor Weihnachten das Lied: Ihr Kinderlein, kommet! und hörte bei der zweiten Strophe immer einige falsche Worte dazwischenklingen. Fräulein fand das betreffende Mädel heraus und ließ es einzeln singen. Frisch und froh schmetterte es durch die Klasse: Maria und Josef betrachten den Floh!

In Mühlrose, Kr. Rothenburg, hatte der erste Lehrer nach den Weihnachts- und Neujahrsfeiern die Aufsatzaufgabe gestellt: Mein schönstes Ferienerlebnis. Als er später zu Hause beim korrigieren saß, fragte seine Frau Gemahlin, warum er denn jetzt gar so sehr lache. „Sieh' doch bloß, was hier ein Junge geschrieben hat!" — „Mein schönstes Ferienerlebnis war das Schlittenfahren. Als wir den Berg hinuntersausten, merkten wir auf einmal, daß wir den Hintern verloren hatten, der sich lachend hinter uns im Schnee wälzte."

In Sch., Kr. Groß-Strehlitz, schrieb ein Schüler über die Vorbereitungen zum Sonnenwend- oder Johannisfeuer: „Zuerst gingen wir auf den Berg und machten einen großen Haufen".

Brauchen Sie DIE Blaue ANZEIGE der „Jugend"

SCHRIFTSTELLERN

bietet große Buchdruckerei mit angegliedertem bekanntem Verlag für wissenschaftliche oder belletristische Werke sehr vorteilhafte

VERLAGSVERBINDUNG

Anfragen unter Literaria 846 an die Expedition der „Jugend", München, Herrnstraße 10.

ZEITUNGS-AUSSCHNITTE liefert
ADRESSEN schreibt
WURFSENDUNGEN erledigt
FÜR SIE
ADOLF SCHUSTERMANN
FERNRUF: F7. JANNOWITZ 5116, 5117 UND 5811
DRUCKSCHRIFTEN BITTEN WIR ANZUFORDERN!
GEGRÜNDET 1891 BERLIN S.O. 16 BUNGESTR. 20

Ein ergötzliches Bilderbuch

ist der Kunstblätter-Katalog der „Jugend" mit über 1000 verkleinerten Abbildungen der in Millionen von Exemplaren als Wandschmuck verbreiteten Vierfarbendrucke. Preis ohne Porto RM. 2.70 Bestellungen durch den Buchhandel oder den unterzeichneten Verlag

G. Hirth Verlag AG., München, Herrnstr. 10

LAFONTAINES

Ergötzliche Geschichten

mit 12 Kupfern nach Charles Eisen sind im unterzeichneten Verlag in einer vortrefflich ausgestatteten Ausgabe zum Preise von RM. 2.70 erschienen.

Zu beziehen durch den Buchhandel oder durch den Verlag

G. HIRTH VERLAG AG.
MÜNCHEN, HERRNSTR. 10



Jede Nummer der „JUGEND" wird von ca. 50 000 Menschen gelesen.

Darum inseriere!

LEST DIE „JUGEND"

Inserate in der „JUGEND" finden weiteste Verbreitung!

KUNSTPOSTKARTEN

in vortrefflichem Vierfarbendruck nach Bilderwiedergaben aus der „Jugend" liefern wir 20 St. für 90 Pf., die ganze Serie von 170 St. für RM. 6.— franko

G. HIRTH VERLAG AG.
München 2 NO — Herrnstraße 10

Zur Anfertigung jeder Art
Drucksachen
empfiehlt sich
G. Hirth Verlag AG. München, Herrnstr. 10

Wer kauft schafft Arbeit!

Inserieren bringt Gewinn!

SCHÖNE BILDER

an den Wänden machen die Wohnräume behaglich. Wo das Geld für Erwerbung von Originalen fehlt, hat der Bilderliebhaber Ersatz an den Vierfarben-Kunstblättern der „Jugend", die zu den erstaunlich billigen Preisen von 45 Pfg., 65 Pfg. und 90 Pfg., je nach Größe, zuzüglich Portospesen durch den Kunsthandel und den unterzeichneten Verlag zu beziehen sind. Der reich bebilderte Katalog (Preis RM. 2.70 zuzüglich Portospesen) erleichtert die Bestellung.

G. Hirth Verlag AG., München, Herrnstr. 10

Lest den
Sportfischer
die vortrefflich ausgestattete Fachzeitschrift.
Halbjahrespreis 3 M.

Fischereisport-Verlag Dr. Hanns Schindler München NW 2
Karlstraße 44

Ein Buch fürs Leben ist: KREMPELHUBER

Für Stille Stunden

Die gesunde und praktische Lebensweisheit nach gesammelten Erkenntnissen der Philosophie vom Altertum bis zur Gegenwart. 450 Seiten in Ganzleinen gebunden nur RM. 2.85 zuzüglich 40 Pfg. für Porto. Zu haben in den Buchhandlungen oder beim unterzeichneten Verlag

G. HIRTH VERLAG AG. MÜNCHEN, HERRNSTRASSE 10



Meyers Kleines Lexikon. 9., gänzlich neu bearbeitete Auflage 1933/34. (Verlag Bibliographisches Institut AG., Leipzig.)

Meyers Kleines Lexikon ist nicht nur eine buchhändlerische Tat, als vielmehr ein Kulturdokument des heutigen Deutschlands. Mit einer verantwortungsbewußten Gewissenhaftigkeit ist in diesen drei Bänden ein Register von rund 72 000 Stichwörtern zusammengestellt und vielfach durch längere Artikel, durch Tausende von Textabbildungen, durch 270, zum Teil mehrfarbigen Tafeln und Karten ergänzt worden. Bei all dieser Zusammenstellung ist aber vor allem darauf geachtet worden, ein, dem deutschen Geist und deutschem Wesen gemäßes Nachschlagewerk zu schaffen. Und zum Lobe des Verlages kann man sagen, daß sich diese Absicht im Werke gut und einwandfrei erfüllt hat. Neben größter Aktualität finden sich umfangreiche Referate über alte und moderne Literatur, Malerei usw., die das Lexikon für alle Bevölkerungsschichten gleich nützlich wie wertvoll macht. Nimmt man dazu noch den unglaublich niedrigen Preis von 30 Mark für alle drei Bände, so kann man wirklich vom Kleinen Meyer als dem Volksempfänger unter den Lexikas sprechen. *Wolf Braumüller*

Wie ein Theaterstück entsteht..., mit sehr viel Mühe nämlich, Lauferei, Warten, Betteln, Hoffen und Enttäuschung — das hat der Tscheche Karel Capek in seinem neuen, bei Bruno Cassirer, Berlin, erschienenen Buche haargenau aufgezeichnet! („Wie ein Theaterstück entsteht", 140 S., Ganzl. 4.80 M.).

Er gibt so etwas wie einen Baedecker für die Welt hinter dem Vorhang, alle typischen Einzelerscheinungen werden in amüsant satirischer Zuspitzung dargestellt, alle Situationen, in die der beim szenischen Werden seines Werkes allerorts, aber völlig unnötig anwesende Autor geraten kann, und desgleichen alle Personen, die irgendwie mit seinem hoffnungsbeladenen Opus in Berührung kommen, sei es als Direktor oder auch nur als wachhabender Feuerwehrmann. Vieles bewegt sich auf ausgefahrenen Geleisen, vieles auch ist recht lustig und treffend in diesem Buche, an dem die grotesken Illustrationen von Josef Capek vielleicht das Beste sind, und so bleibt es nicht ausgeschlossen, daß manch einer, der das Theater liebt, sich mit dem leichten Bändchen wird anfreunden können. *Karl Ude*

Hermann Hesse: „Schön ist die Jugend". Zwei Erzählungen. In Ganzl. 1.50 M. S. Fischer, Berlin.

Von den vier neuen Bändchen der S. Fischer-Bücherei ist dieser kleine Novellenband von Hermann Hesse bei weitem das beste. Ein großer Dichter hat ihn geschrieben, der tief in der besten Tradition deutscher Romantik verwurzelt scheint, seine Sprache ist von wundersamem Wohllaut, so als töne irgendwo hinter den Worten eine zarte, wehmütige Musik..., und seine Gestaltungskraft bildet eine Form, die selig in sich selber ist. Den bedeutsamen Schritt von der Kindheit zum Jünglingsalter, von stiller Verträumtheit zur grellen Wachheit des Tages, hineinverwoben in eine wilde Naturkatastrophe, schildert „Der Zyklon"; von erstem, ganz verinnerlichtem Liebesleid erzählt die Titelnovelle: Ein Jüngling — er ist der Erzähler selbst — kommt nach Jahren ins Elternhaus zurück und mit ihm erleben wir den Zauber jugendfroher Ferienwochen — Zeugen werden wir seiner Lausbübereien mit dem köstlich jungenshaften Bruder wie auch seiner verhaltenen Liebe zu der Freundin der Schwester, und am Ende steht — wie könnte es anders sein in diesen frühen Jahren des Werdens und Suchens und Klärens — der Verzicht... Noch einmal aber ward das ganze unermeßliche Glück der Jugend ausgekostet, das Glück des Jungseins und das des Zusammenseins mit Eltern und Geschwistern. — Wie die bunte Rakete, die der Bruder beim Abschied in den Abendhimmel steigen läßt, verlöscht dieses reiche Erlebnis, sein Glanz jedoch bleibt in ihm, dem Scheidenden, unverlierbar; in ihm und dem Leser, den der Dichter mit solch reingestimmter, durchgeformter und beseelter Prosa beglückte... *Karl Ude*

Eugen Diesel: Das Land der Deutschen. (Verlag Bibliographisches Institut AG., Leipzig.)

Große Bildwerke und Bildatlanten sind ein neuer Ausdruck unserer Zeit. Wie das gesprochene Wort durch den Nationalsozialismus im Leben des Volkes wieder Geltung errang, so ist der große Bildatlas das Zeichen für das geographische, geschichtliche und völkische Schauen, das durch die hochentwickelte Fotografie einen nachhaltigeren Eindruck zu vermitteln weiß, als manche nur rein textliche Abhandlung. Und auch in Eugen Diesels Werk „Das Land der Deutschen" (das vom Verlag neu als verbilligte Volksausgabe herausgebracht worden ist) finden sich alle diese Vorzüge, die dem Beschauer eine äußerst geschlossene und einheitliche Vorstellung über das geologische, geographische, bevölkerungspolitische, städtebauliche und soziologische Vaterland zu geben wissen. 481 Bilder, vorwiegend nach Luftaufnahmen von Robert Petschow, zeichnen eine lebendige Landkarte Deutschlands, die Diesel mit einem klaren und einprägsamen Begleittext vorzüglich zu erläutern und anschaulich zu machen versteht. In drei großen Etappen — Naturlandschaft, Kulturlandschaft und Maschinenzeit — führt er uns durch die Geschichte der Heimat und gibt neben der ausgezeichneten Länderkunde auch eine umfangreiche Kulturgeschichte unseres Landes und unseres Volkes bis zur Gegenwart. Diesels Bildwerk vom „Land der Deutschen" gehört bestimmt mit zu den Besten dieser Art und verdient Allgemeingut des deutschen Volkes zu werden. *Wolf Braumüller*

Kleinstadt-Bahnhof am Nachmittag

Der Bahnhof gähnt. Es gähnen die Geleise.
Ein jedes Ding zeigt Dienstgesicht und Eigenart.
Der Mann am Schalter gähnt auf seine Weise.
Die Stunden tragen bei Geburt schon Bart.

Der Bahnhofsvorstand liest im „Landesboten"
und sieht vor sich das große Leben stehn;
kopfschüttelnd nimmt er Kenntnis von drei Toten,
die auf das Konto „Schnelles Fahren" gehn.

Ein Mensch fegt Steige und er singt von „Tagen,
wo es im Prater einst so schön gewesen" sei.
Er singt nur leise, weil er fegt. Ein Wagen
mit Lorbeerbäumen fährt am Tor vorbei.

Die Zeit steht still. „Für Männer um die Ecke".
Sechzehn Uhr vierunddreißig kommt der nächste Zug.
Milchkannen träumen, neben ihnen Säcke.
Die Aufschrift „Eilig" wirkt wie Selbstbetrug.

Nur wenig Menschen sieht man hier verreisen.
„Besuchet Spanien!" bittet ein Plakat,
„Der schöne Süden". Zwischen den Geleisen
wächst etwas Grün, wie junge Saat.

K. K. Wolter

DEUTSCHEUROPA

VIERTELJAHRESSCHRIFT FÜR DIE ERNEUERUNG EUROPAS AUS DEM REICHSGEDANKEN, HERAUSGEGEBEN VON DR. DR. DR. HANS K. E. L. KELLER FÜR DIE DEUTSCHEUROPÄISCHE ARBEITSGEMEINSCHAFT

Inhalt des letzterschienenen Heftes:

Karl Anton Prinz Rohan: Erziehung zum Reich
Wladimir von Gzowski: Erwachendes Staatsbewußtsein
Stimmen der Zeit
Kampf um Deutscheuropa

Preis des Heftes RM. —.60 • Jahresbezugspreis RM. 2.—

Heft 1 (Alois Dampf, Vergangenheit und Gegenwart des Reichs) kann für RM. 1.—, Heft 2 (Leopold Ziegler, Zehn Leitsätze zur Wirtschaft) und Heft 3 (Hans K. E. L. Keller, Die deutsche Idee Völkerrecht) können für je RM. —.60 nachgeliefert werden.

Im Kampfe gegen alle internationalistisch-paneuropäischen Programme bekennt sich die (im Sommer 1931) begründete Deutscheuropäische Arbeitsgemeinschaft zur deutschgeschichtlichen völkisch-übervölkischen Idee des Reiches als Leitgedanke einer Völkerrechtspropaganda auf weiteste Sicht. Ihr Ziel heißt: **Geistig gerüstet sein für den Tag, an dem die deutsche Revolution zur europäischen wird.**

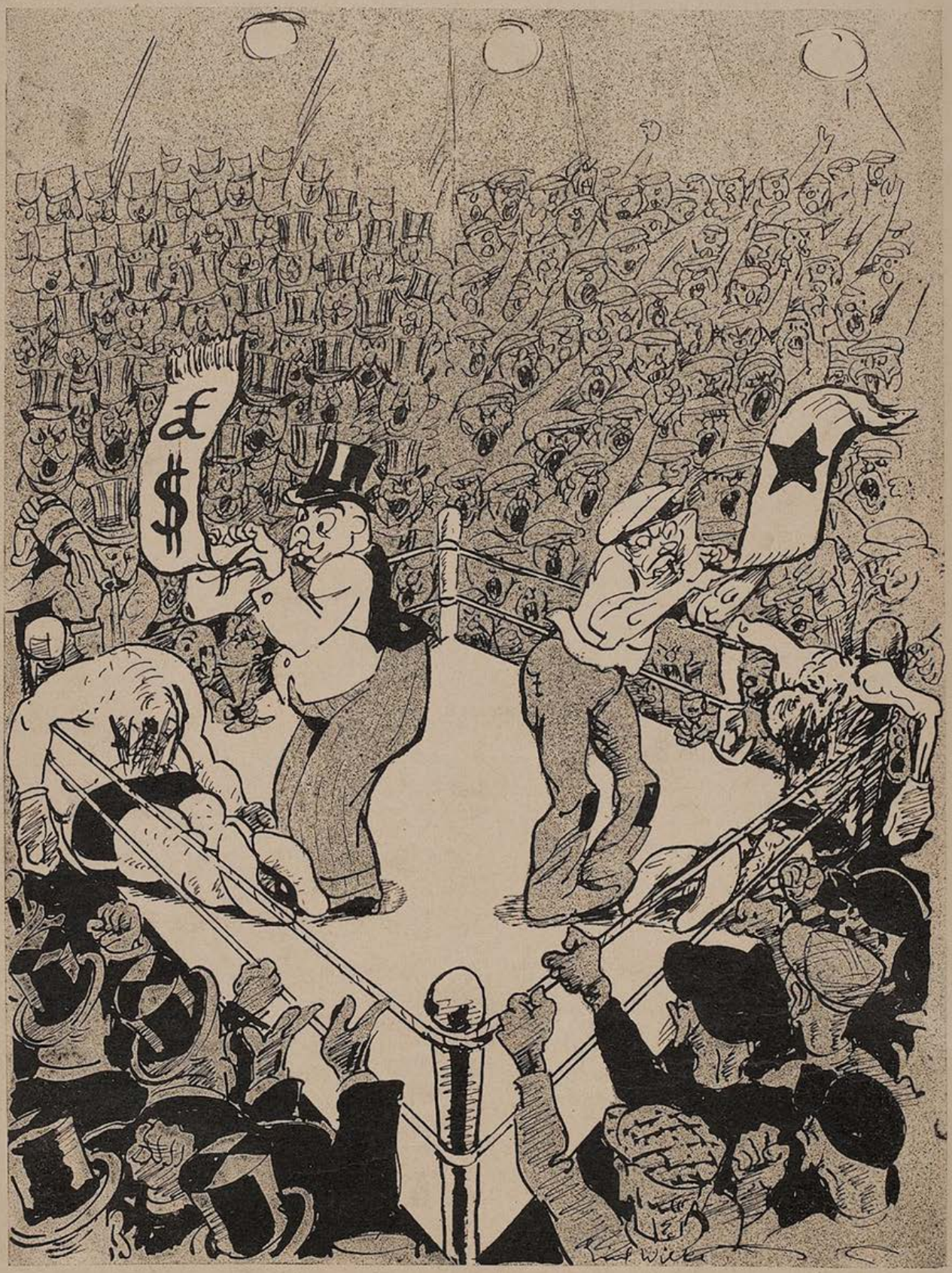
Im Buchhandel oder unmittelbar vom Kommissionsverlag

G. HIRTH VERLAG AG., MÜNCHEN

Herausgeber: Dr. GEORG HIRTH. — Verantwortlich für die Schriftleitung: ARNOLD WEISS-RÜTHEL; für die Anzeigen: GEORG POSSELT, München. — Verlag: G. HIRTH VERLAG., München. — Für die Herausgabe in Österreich verantwortlich: J. RAFAEL, Wien I, Graben 29a (Eingang Trattnerhof). — Für die Redaktion Österreich verantwortlich: MARIANNE RAFAEL, Wien XIX, Hochschulstraße 25. — Alle Rechte vorbehalten. — Nachdruck strengstens verboten. — Copyright by G. HIRTH VERLAG AG., München. — Druck: G. HIRTH VERLAG AG., Buch- und Kunst-Druckerei, München, Herrnstraße 10. — D.-A. 9000. — Entered as second class matter, Postoffice New York, N. Y. — Manuskripte sind nur an die Redaktion der „Jugend", München, Herrnstraße 10, zu senden; Rücksendung kann nur erfolgen, wenn Rückporto beiliegt.

Macht-Match in U. S. A.

Erich Wilke



In der dritten Runde unentschieden, — was wird die vierte bringen?

Jugend

München 1934
Preis 60 ₰
Nr. 40



J U G E N D
39. JAHRGANG 1934 / NR. 40

WALTER MICHEL:

Johannes der Helfer

EINE BAUERNGESCHICHTE AUS RUSSLAND

Die Wiatka fließt in die Kama. Die Kama fließt in die Wolga. In der fruchtbaren Wiatkaniederung liegt der Ort Wiatka. Mitten in diesem Ort, in einer halbverfallenen Scheune, hausen dreihundert deutsche Kriegsgefangene.

Es ist im März 1917.

Beim russischen Lagerkommandanten erscheint eine Bäuerin. Sie hat ein breites volles Gesicht, graue Augen, die gleichgültig in den Tag hineinsehen, und sie ist breithüftig und über Durchschnittsgröße.

Sie sagt: „Herr, gib mir einen Kriegsgefangenen, der mir den Acker bestellen hilft. Ich habe zwei Pferde, zwei Kühe, Ziegen und Schweine, die versorgt sein wollen. ‚Er' ist schon sechzehn Monate an der Front. Ich glaube, daß er noch lebt. Er wird schon einmal wiederkommen, denke ich, aber ich kann nun nicht mehr länger auf ihn warten. Ich schaffe es nicht mehr alleine, ich brauche Hilfe."

Der Lagerkommandant läßt zwanzig Kriegsgefangene auf den schmutzigen Hof treiben. Er sagt: „Geh, und such dir einen aus."

Die Bäuerin wandert langsam an den zwanzig Männern vorbei. Sie mustert und schätzt. Sie will einen haben mit breiten Handgelenken, mit hohem Brustkorb. Groß und breitschultrig soll er sein. Er muß zupacken können. Und von Vieh und der Landwirtschaft muß er auch viel verstehen. Nein, so dumm ist sie nicht, daß sie sich einen aussuchen wird, der so tut als verstehe er alles, und dabei zu Hause in einer Schreibstube sitzt. „Komm mal da raus", sagt sie zu einem, der ihr der Rechte zu sein scheint. Sie denkt, wenn er alleine steht, kann man um ihn herum gehen und ihn von allen Seiten besehen.

Da steht er nun. Ja, er ist groß und breitschultrig, und hat ein paar Fäuste die eine Wagendeichsel zerbrechen könnten. „Kannst du robotten?" fragt sie. „Weißt du mit Pferden und Kühen umzugehen? Kannst du mir helfen mein Land bestellen? Kannst du auch etwas russisch, damit wir uns verständigen können?" Ihre grauen Augen sehen ihn fragend an.

„Ich hab selbst Land", sagt der Mann. „Ich bin ja Bauer." Das sagt er russisch.

„Wo hast du dein Land?"

„In Pommern."

„Wo ist Pommern? ... Was ist das Pommern? ... Komm mit, wir werden arbeiten, und uns von Pommern unterhalten."

*

Sie sitzen im kleinen Panjewagen nebeneinander auf dem schmalen Brett, und fahren in das Land hinein. Es ist windig. Hier und da liegt noch der letzte Schnee. Am Himmel brausen die Wolken eilig dahin als hätten sie noch einen weiten Weg. Dann und wann bricht die Sonne hervor.

Der Mann sagt: „Gib mir die Leine. Wenn Frau und Mann fahren, hält der Mann die Leine."

„Du kennst den Weg nicht."

„Du kannst ihn mir zeigen. Gib mir die Leine."

Einen halben Werst lang denkt sie darüber nach ... wenn Frau und Mann fahren ... Dann reicht sie ihm die Leine. „Nimm", sagt sie.

Der Mann denkt: Nun habe ich wieder ein Pferd in den Händen. Ich sitze wieder auf einem Bauernwagen. Ich bin frei. Seine Augen tasten liebend die Felder ab. Er sagt: „Das Pferd hat festgebackenen Mist am Leib. Der muß weg. Ein Pferd mit Mist am Leib das geht nicht. Der Wagen quietscht. Die Achsen müssen geschmiert werden."

„Warum schmieren", sagt sie, „die Räder drehen sich noch."

Er lacht. Er lacht wie ein Junge, und ist schon fünfunddreißig Jahre alt.

Der Weg wird noch schlechter. Die Räder versinken im Schlamm. Er springt ab, nimmt das Pferd beim Zügel und geht nebenher. Er klopft dem Pferd den Hals. Bleibt plötzlich stehen, holt eine Handvoll Stroh aus dem Wagen, macht ein kleines Polster und befestigt es zwischen Pferdebrust und Lederzeug. „Es ist ja wund gescheuert", sagt er, „es wird im Stall stehen bis es ausgeheilt ist." Er tritt an das hintere Wagenrad, greift mit den Fäusten in die Speichen und schmalzt mit der Zunge. So macht er es den ganzen langen Weg.

Die Bäuerin sitzt auf dem Wagen und schüttelt den Kopf vor Verwunderung. Einmal sagt sie: „Soll ich absteigen?"

„Nein. Ich schaffs schon alleine."

Sie schüttelt den Kopf. Was für ein Mann, denkt sie. Was für ein Mann. Sie muß immer auf seine Handgelenke sehen, die so breit und kräftig sind. Was soll man nur zu solchen Handgelenken sagen.

*

Die Tage vergehen. Und die Wochen. April, Mai, Juni. Der Bauernhof hat schon längst ein anderes Gesicht bekommen. Nicht zum Wiedererkennen ist er. Das blitzt nur so vor deutscher Sauberkeit. Und alles steht und liegt und hängt ordentlich an seinem Platz. Am Gartenzaun fehlt keine einzige Latte. Der Ziehbrunnen ist auch wieder in tadelloser Ordnung. Die Wagenräder quietschen nicht mehr, und die Pferde haben ein glänzendes Fell. Von den Kühen und dem andern Vieh schon gar nicht zu reden. Die Äcker sind bestellt. Nun mag der Himmel sorgen.

Am Abend, so in der Dämmerstunde, sitzen die beiden Menschen auf der neugezimmerten Bank, die auf dem Hof unter der Weide steht, und unterhalten sich. Manchmal sitzen sie auch nur so da und reden kein Wort. Sie wissen noch nicht viel voneinander. Er nennt sie Marja. Sie sagt Johannes zu ihm. Das ist

Zwiegespräch

Fremder mit dem Schlehenstabe,
tritt herein in dieses Haus,
habe teil an unsrer Habe
und am Herde ruhe aus.
Lasse ab von dem Entfernten,
wurzele ein in dieses Land!
Überreich sind unsre Ernten,
ohne Frucht der Straßen Sand.

Bauer du, mit Pflug und Spaten,
hoffe nicht auf lange Rast,
kann nicht pflegen deine Saaten,
darf nicht bleiben, bin nur Gast.
Locke nicht mit deinen Ernten,
nicht mit deinem Haus aus Stein.
Unter jeglichem besternten
Himmel reift mir Brot und Wein.

Wanderer mit den grauen Haaren,
bleibe, bis das Licht erwacht.
Lauernd bergen sich Gefahren,
schwer und unhold schwelt die Nacht.
Schwefelig quillt im Irrlichtscheine
böser Tau auf Halm und Rohr.
Kobold hockt am Wiesenraine,
Unke harrt auf dich im Moor.

Erdbesitzer, Erdbeseßner,
nie begreifst du diesen Lauf.
Weiter tun und unermeßner
jetzt sich mir die Welten auf.
Nächtens muß sich offenbaren,
was der laute Tag verschweigt.
Freudig wittre ich Gefahren.
Lebe wohl! Orion steigt!

Wolfram Brockmaier

alles was sie voneinander wissen. Und daß sie beide stark sind und arbeiten können. Das genügt ihnen.

Es ist an einem Samstagabend, als sie da wieder auf der Bank sitzen. Die Vögel sind schon längst verstummt. Die Dämmerung ist der Dunkelheit gewichen. Der Mann klopft seine leergebrannte Pfeife auf der flachen Hand aus, steht auf und will in den Stall hinüber. Er schläft im Stall.

„Ist es schon so weit?" sagt sie, „wie spät ist es?"

„Es wird auf zehn gehen."

„So, auf zehn. Ich habe da noch eine Schüssel dicke Milch ..., wenn du die möchtest?" Sie erhebt sich und geht ins Haus. „Und wenn du noch ein Stück Speck dazu essen willst ...", sagt sie im Gehen, und sieht an ihm vorbei.

Er setzt sich an den Tisch und löffelt die dicke Milch. Sie bringt selbstgebackenes Brot und Speck. Ihre Hände zittern ein wenig. Sie setzt sich neben ihn. Wortlos. Eigentlich müßte sie nun die Petroleumlampe anzünden, so dunkel ist es schon.

Nach einer Weile steht sie auf und macht sich am Bett zu schaffen. „Du brauchst nun nicht immer in den Stall zu gehen", sagt sie, „das will ich nicht mehr, wo du tagsüber soviel schaffen mußt. Das kann ich nicht mehr verantworten, Johannes." Sie klopft die Kopfkissen zurecht. Sie klopft viel lauter als es nötig wäre.

„Ja", sagt er, „es ist auch besser so. Die Pferde sollen ihre Ruhe haben des Nachts. Ich störe sie immer, wenn ich so spät zu ihnen hinkomme." Er hängt den Rock über den Schemel.

*

Sommer und Herbst sind vergangen. Es ist Winter. Nein, der Johannes hat vor Marjas Mann keine Angst. Er ging nur fort um einen Skandal zu vermeiden. Was nützt ein Skandal? Kann er Geschehenes ungeschehen machen? Von Bauernhof zu Bauernhof ist er gewandert. Hat da ein paar Tage herumgemurkst, einen Wagen in Ordnung gebracht, einen Gartenzaun repariert, und ist wieder weitergewandert. Hat hier einen Hof gepflastert und da ein Dach neu aufgesetzt, und wieder weiter. Ins Lager zurück will er nicht. Das tatenlose Herumhocken macht ihn krank nach dieser Freiheit, die er nun wieder genossen hat. Und dann ... der Bauer könnte eines Tages erscheinen. Es würde zu einer Auseinandersetzung kommen. Zu einer grausigen Auseinandersetzung, bei der Blut fließen würde. Er kann kein Blut mehr sehen, nach all den Erlebnissen an der Front. Aber nun ist es Winter, und die Bauern haben keine Arbeit mehr zu vergeben. Wenn er vielleicht Holz fällen will? ... Natürlich. Gern. Nur arbeiten, um sich über diese dummen Gedanken hinwegzuhelfen. Sie war eines andern Mannes Weib. Und er? ... Zum Teufel noch eins! Wie hatte er sich nur soweit vergessen können. Von des Morgens bis zur hereinbrechenden Dunkelheit steht er im Wald und fällt Bäume. Sägt, und plagt sich ab. Tag für Tag. Vergessen. Er will vergessen.

Als er eines abends ins Dorf zurückkommt steht da ein Mann, ein Riese mit rötlichem Bart und Pelzmütze. Das ist er, geht es ihm durch den Kopf, das ist ihr Mann. Er weiß es ganz genau. Gut. In einigen Augenblicken wird all das drückend Qualvolle, das seit Monaten in ihm wütet, ein Ende nehmen. Gut, daß es so gekommen ist. Er läßt die Art in den Schnee fallen. Er ist der Schuldige. Mag das Gericht über ihn hereinbrechen.

„Bist du der Johannes?" fragt der Riese, und blickt ihn an.

„Ja."

„Bist du der Mensch, der auf meinem Hof war?"

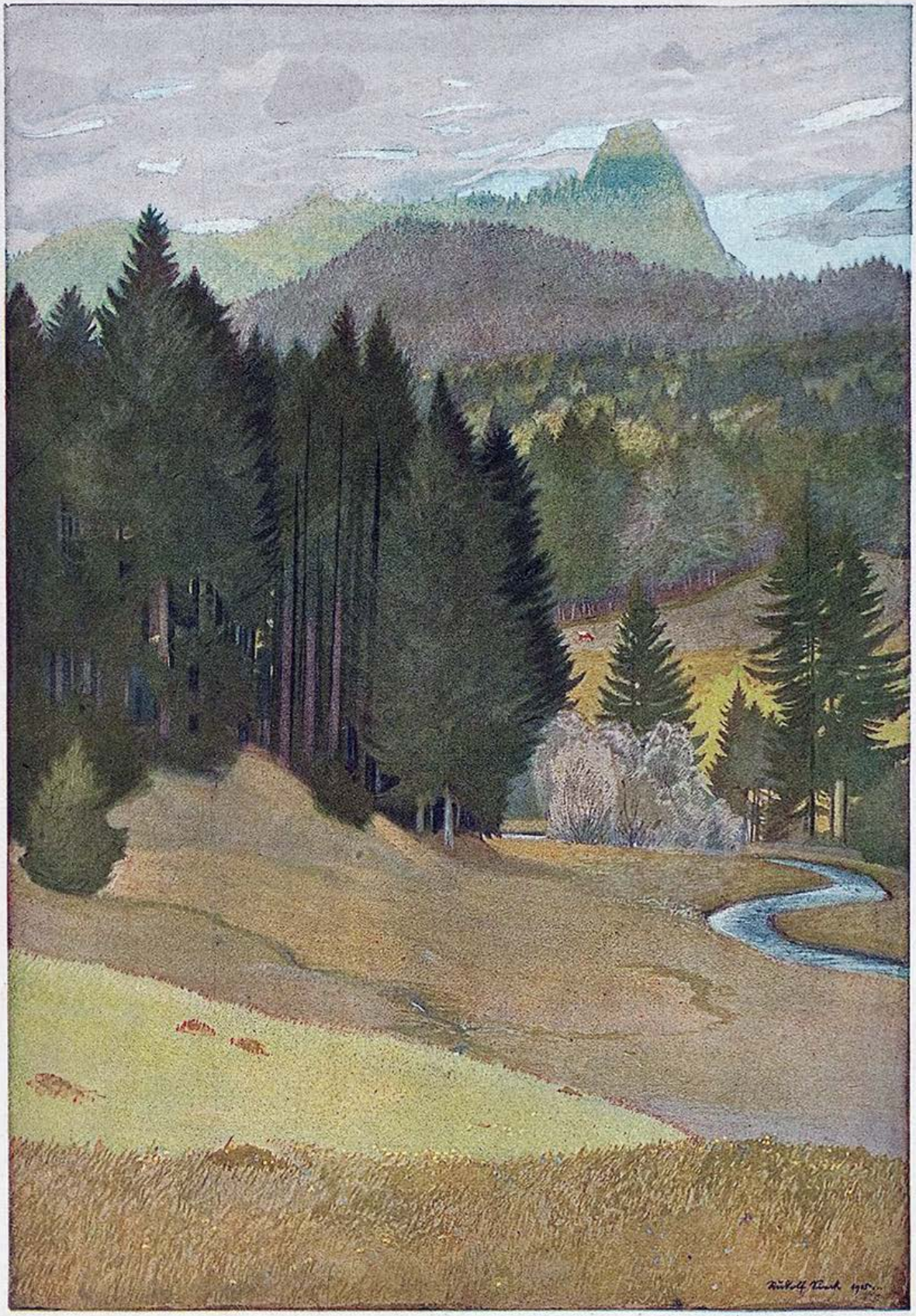
„Der bin ich. Mach schnell. Was willst du?"

Da breitet der andere seine Arme aus. Lacht, und strahlt vor Vergnügen und Freude. „Bruder", sagt er, „Towarisch, Freund, wie gut, daß ich dich treffe. Ich komm, um dir zu danken. Der Hof ist in Ordnung. Wagen und Schlitten sind in Ordnung. Die Scheune ist bis zur Decke angefüllt mit Getreide und Futter. Die Kuh hat gekalbt. Ich bin reich. Und der Junge, ich sage dir, der Junge ist ein prächtiger Kerl. Wir werden ihn Johannes taufen. Ich komm, um dir zu danken für all den Reichtum."

Und küßt ihm schmatzend die Wange.



Pirano, Istrien — Wolf Bloem



Gebirgstal

Rudolf Sieck



Erntewagen — Ludwig Barth

ERKENNTNISSE

Nachdenkliches über Katzen, Hunde und Menschen

Von Max Metzger

Er kam zu uns, als er noch keinen Namen und am rührend spitzigen Ende seines Schwänzleins noch keine Haare hatte. Und doch fühlten wir uns geehrt, daß er kam — so ganz von selbst, ohne erst Auskunft über uns einzuholen. So ganz aus freiem Willen, von großzügigem Vertrauen erfüllt, bei uns jene Verbindung von Lebensmitteln und Lebensart anzutreffen, die Gäste rasch von jeder Schüchternheit befreit.

Wenn ich sage: er kam aus freiem Willen und nur unserer Vorzüge wegen, so muß dies der Wahrheit zuliebe durch die Erwähnung eingeschränkt werden, daß er an Hungerkrämpfen litt. Aber — nicht wahr — wir wollen uns den herrlichen Glauben an die Willensfreiheit nicht durch eine peinliche Untersuchung ihres Verhältnisses zum Sättigungsgrad der Wollenden beeinflussen lassen?

Er kam an einem Frühlings-Sonntag-Nachmittag unter dem Zaun hervorgekrochen. Die Sonne stand schon so tief, daß sie hellrot durch seine weitabstehenden Ohren leuchtete. Man nennt kugelige Pflastersteine „Katzenköpfe". Ach, an diesem Katzenköpfchen war nichts kugelig. So spitze Winkel, wie sie die Physiognomie unseres Gastes aufwies, waren mir aus der Geometriestunde gar nicht erinnerlich. Das gelbrosa Schnäutzchen in der Mitte des kläglichen Dreiecks war nicht größer als eine Erbse. Ein impertinenter, schwarzer Tupfen verlieh ihm den unerschütternden Ausdruck eines als Clown geschminkten Embryos. Das kleine Maul öffnete sich und schloß sich wieder, aber es kam kein Laut hervor. Dazu reichte das bißchen Lebenskraft nicht mehr. Wir verstanden trotzdem.

„Du liebes Tierchen", sagte meine Frau und nahm das Bündel grauen Elends auf den Arm. Da schloß der kleine Kater seine verschwollenen Augen und trippelte sanft mit den Pfoten, als wolle er Radfahren.

„Milch und Liebe", sagte meine Frau und hatte recht, wie immer. Er bekam beides in Hochfrequenzströmen. Bei diesem Regime wurde es mit den Hungerkrämpfen von Tag zu Tag besser und besser. Dann blieben die Krämpfe weg und nur der Hunger da.

Nichts macht beliebter als Erfolg. Das aufblühende Katertier stellte die schnurrende Bestätigung unserer eigenen Nettigkeit dar. Aber noch etwas anderes sprach zu seinen Gunsten: Jeweils, wenn Milch und Liebe genugsam gewirkt hatten, kletterte es — wiederum ganz von selbst und aus freiem Willen — in die Sandkiste. Sie war unsererseits mehr mit Theorie als mit Hoffnungen gefüllt worden. Aber der Kater benahm sich dort „so frank und so frei, als wär er ein adlig Geschlecht". Allerdings scharrte er nach vollbrachter Tat mit so unablässiger Gewissenhaftigkeit — erst vorn, dann hinten — daß alles und jedes schließlich genau so auf dem Zimmerboden lag, als ob es niemals den Umweg über die Sandkiste genommen hätte. Nun, wir sagten: „es genügt gewollt zu haben" und gaben frischen Sand in die Kiste, fürs nächstemal.

Der Kater wuchs und unsere Liebe wuchs mit ihm. Er wurde schön und auch uns verklärte die Befriedigung, mit der wir ihn betrachteten.

„Mäuseli", sagte meine kleine Tochter zu ihm, wenn er sie voll Zärtlichkeit mit dem Kopf anstieß, den Rücken krümmte und den Schwanz pfeilgerade aufstellte, der jetzt wie Lindner-Samt schimmerte.

Mäuschen war kein Angora und kein Siamese, sondern nur ein ganz gewöhnlicher Hauskater mit den banalen Farben der Katzen-Internationale: Graugelb, schwarzbraun und weiß. Und doch war er etwas besonderes.

„Der Mensch ist gut — man muß es ihm nur sagen, daß er gut ist", behaupten Optimisten. „Du liebes Tierchen", sagte meine Frau wohl hundertmal im Tag zu Mäuschen. Er glaubte es und wurde so lieb, daß alle Leute, die zu uns kamen, riefen: „Was ist das für eine liebe Katze!"

Die Art wie er sich im Sofa neben meine Frau schmiegte, die Vorderpfoten auf ihren Schoß legte und zu ihr aufblinzelte, stand trotz ihrer Lautlosigkeit Romeos Liebesgeflüster auf Julias Balkon an Innigkeit nicht nach. Das abgrundtiefe Vertrauen, mit dem er sich überall vor unsere Füße legte und gewiß wußte, daß wir ihn nicht treten würden, war eine Huldigung, die uns verpflichtete, seiner Vorstellung vom Menschen ähnlich zu werden. Wenn er uns auf unseren Gängen durch den Garten begleitete — immer versteckt und immer nah — plötzlich von einem Baum herunter nach uns angelte oder uns aus einem Irisdschungel wie ein Tiger ansprang — immer endete es damit, daß er sich von Liebe überwältigt, zu unsern Füßen rollte, als wollte er sagen: „Fürchtet euch nicht, es ist alles nur Spaß!"

Selbst Sepp, den kohlschwarzen Schäferhund besiegte Mäuschens unwiderstehliche Liebenswürdigkeit. Sepp lieh ihm seinen buschigen Schwanz zum Spielen, während er sonst dieses Zeichen seiner Hundewürde energisch gegen jeden Zugriff verteidigte. Wo blieb das Dogma, nach dem jedes Lebewesen, von einer chinesischen Mauer umschlossen, zu innerster Einsamkeit verdammt scheint? Für Mäuschen gab es keine Mauern — weder chinesische noch andere. Es stieß seinen kleinen Artistenschrei aus — droben war er und drüben war er — gleichgültig, ob er in einem neuen Garten oder in einem neuen Herzen landete.

Ob Mäuschen Vögel fraß? Vielleicht sogar Singvögel? Möglich — aber sicher ist, daß er keine Hüte mit Reiherfedern trug, deren jede ein Nest voll verhungerter Vogelkinder be-

Die weiße Wolke

VON GERT LYNCH

Sie schwimmt als flaumgeballter Rauch
Im Blauen, wo die Zeiten gähnen
Und hinter Tag und Weltenhauch
Sich reife Sternenäcker dehnen.

Der Blick seilt sich an ihren Bug
Und läßt sich von ihr weiterziehen,
Und Pulse steuern ihren Flug
Wie Bienen, wenn die Linden blühen.

Sie ist der Odem für den Traum
Und gibt ihm Zwielicht und Gebärden
Und ist die letzte Front im Raum
Der Dinge, eh' sie haltlos werden.

deutet. Mäuse fraß es. Ich verzieh es ihm, obgleich ich diese reizenden Tiere trotz ihrer pastorenhaften Fruchtbarkeit fast ebensosehr liebe wie Singvögel.

Ist es nicht eine Kateridee, von einem Kater zu verlangen, daß er die Furt durch Scylla und Charybdis eines Problems entdecke, dessen Lösung noch keinem von uns gelang? Oder wißt ihr vielleicht, warum wir dazu verdammt sind, unser von Gott gewolltes Leben täglich neu durch Mord anderer ebenso von Gott gewollter Leben zu erkaufen? Ist Spinat, ehe wir ihn sieden, nicht ebenso lebendig und von Gott gewollt, wie Wachteln?

Für unsern Nachbarn, Herrn Hepke, gab es keine solchen Probleme.

Er hatte einen kurzgeschorenen Borerschädel und handelte mit Blechwaren. Er aß Eisbein mit Sauerkraut, ohne nach der Vorsehung zu schielen. Er liebte Vögel und haßte Katzen. Punkt und Streusand drauf. Er beschimpfte jede Katze: „Du verdammtes Luder!", weil sie Vögel fraß und verdrehte die Augen, wenn ein Vogelschnabel, an dem vielleicht ein zerpflückter Schmetterlingsflügel hing, nur „Piep" sagte.

Seine Gattin, Frau Selma — die wahre Herrin des Blechladens — Adolar hatte nur „eingeheiratet", war selten mit ihrem Mann einer Meinung. Meinungen waren Sache der Firma und die hieß immer noch „Selma Neesebeck". Aber den Vogelfimmel teilte sie mit ihm. Sie hatte es hauptsächlich mit den Nachtigallen. Sonst bezog sie Musikalisches aus dem Grammophon.

Sie kam nur selten in den Garten vor dem Tore. Nur dann, wenn es etwas Eßbares zu holen gab: Spargel, Erdbeeren oder Pflaumen. Das Hacken, Jäten und Gießen überließ sie Adolar. Sie zog die Wohnung über dem Blechladen in der geräuschvollen Straße vor. Nur am Sonntag bestand sie auf Kaffee mit Nachtigallen. Das stimmte sie für kurze Augenblicke pantheistisch, so daß selbst Adolar in ihre All-Liebe einbezogen wurde. Er war also direkt auf Nachtigallen angewiesen.

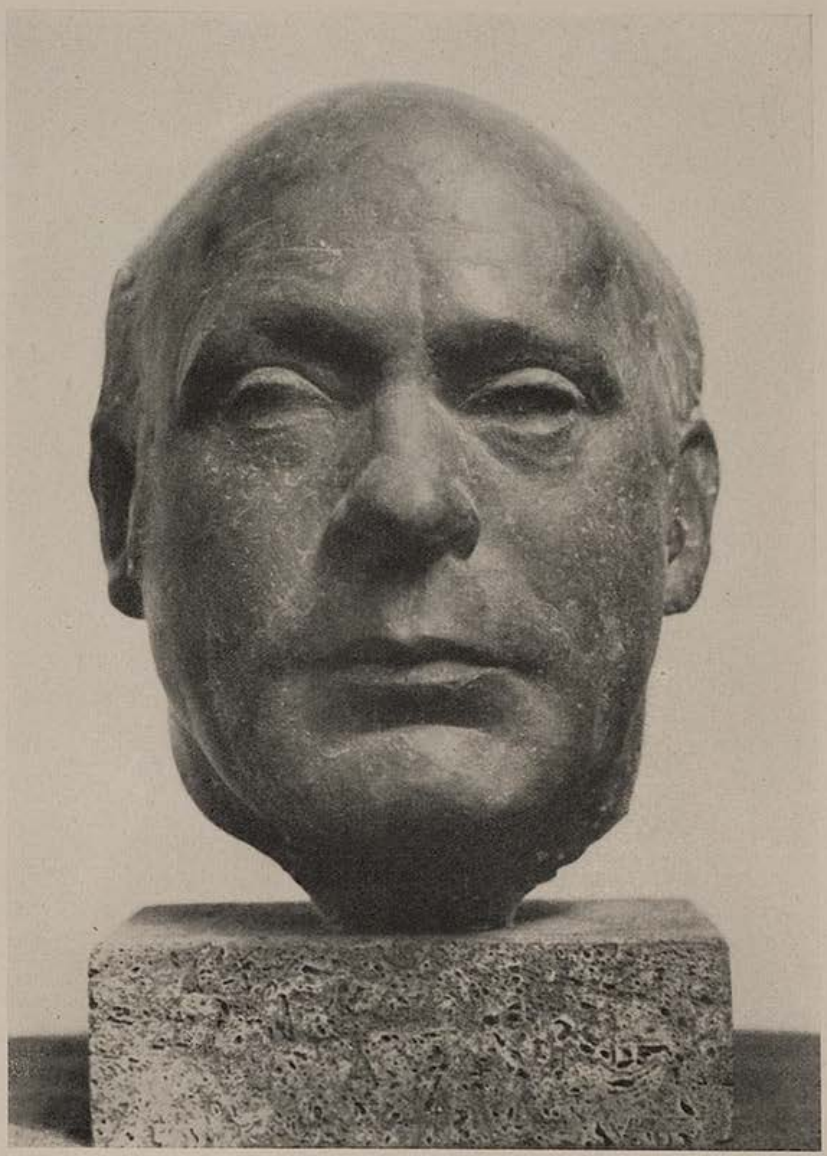
Eben noch hatte Mäuschen neben mir an einer Lilie gerochen und sich den schwarzen Fleck auf der Nase gelb gemacht. Dann hatte er am Teich mit vorsichtigen Pfötchen nach Goldfischen geangelt aber bald die Aussichtslosigkeit dieses Unternehmens eingesehen und zimpferlich die Wassertropfen von den Samtpantoffeln geschleudert. Schließlich war er mit einem Satz in den dunklen Jagdgründen des Gebüsches am Zaun verschwunden.

Auf der andern Seite klapperte Frau Selma mit den Kaffeetassen. Jetzt hörte ich sie flöten: „Hach, Adolar — heerschde de Nachdigall schluchzen?"

Die Nachtigall hatte keineswegs geschluchzt. Sie hatte nur ein einzigesmal „Tütü" gesagt — so wie berühmte Solisten sich von Zeit zu Zeit ihrer Stimmittel versichern, um sie dann für sich zu behalten. Es ist nicht alle Tage und nicht gerade zum Kaffee, daß Nachtigallen schluchzen.

Auf einmal gab es Tumult:

„Adolaar! — Adolaaar!! Siehsde denn die Katze nich? Fang se doch! Herrjeeses, sonst frißt se egal die Nachdigall. Da is se — da! — Hasdse? Hau se dod!"



Goldschmied Sch. Toni Fiedler-München

Tassen klirren, Stühle fallen, Füße stampfen, Steine fliegen, Selma kreischt und Adolar schnaubt. Mit gesenktem Kopf trampelt er durch Blumenbeet wie ein rotäugiger Bison durch die Prärie.

„Hau se doch dod! Nee, so 'n Beest. So n' Luder! Halt se fest Adolar, ich bring der 'n Schdock!"

„Au verflucht und zugenäht — det Aaas beißt. Wart du Beest, ich wer der beißen! Da — da — da!"

„Hach Adolar — du Dussel — nu is se wech!"

Ehe ich noch alles recht begriffen hatte, kam etwas durch das Gebüsch am Zaun gekrochen und krümmte sich zu meinen Füßen. Mäuschen sperrte seinen kleinen rosa Rachen auf und bekam keine Luft mehr. In dem blutenden Köpfchen flammten die Augen in schwarzem Entsetzen und eine Vorderpfote hing gebrochen, wie etwas Fremdes am Bein.

Das Herz stand mir still. Ich nahm unsern kleinen Freund auf den Arm, ging zum Zaun und nannte Herrn Adolar Heppke einen „Saurammel" und einen „Gescherten Lackel", weil ich aus Bayern stamme und Frau Selma, geborene Neesebeck, eine „Meschuggene Töle", weil ich schon seit 15 Jahren in der Nähe des Kulturzentrums Berlin wohne. „Sie oller Affe", kam es zurück. Ich hörte es kaum, so traurig war ich, obwohl ich sonst Zoologisches nicht leicht auf mir sitzen lasse.

Ich brachte Mäuschen meiner Frau, wie ich ihr alles bringe, womit ich nicht allein fertig werde. Es ist also nicht gerade viel, was ich für mich behalte. Sie benahm sich natürlich viel männlicher als ich und verlor weder Zeit mit Schimpfen noch mit Gefühlsausbrüchen. Ihr Mitleid verdichtete sich sofort zur Tat. Sie sagte nur: „Du liebes Tierchen" und wusch vorsichtig den kleinen Kopf, der sich darnach

immerhin noch als brauchbar erwies. Schlimmer stand es mit der Pfote. Die war radikal ab. Aber Mutter Gerda wurde auch damit fertig. Mit sanfter und sicherer Hand legte sie einen Streifen steifer Pappe unter und schlang einen so kunstgerechten Verband darüber, daß Mäuschen ihn offenbar als Erleichterung empfand, denn es machte keinen Versuch, ihn abzustreifen.

Als ich noch dasaß mit Mäuschen auf dem Arm und Empörung im Herzen, stürzte Sepp, der grimme Schäferhund, mit wütendem Gebell gegen den Straßenzaun, auf dessen anderer Seite zwei fremde Hunde japsten und jaulten: ein großer, gelber Schäferhund und ein kleinerer Staatenloser — eine bunte Tiergartenmischung mit abwärtshängenden Ohren und aufwärtsgeringeltem Schwanz.

„Die Hunde!" rief ich. „Da sind sie wieder, die gottverdammten Saubiester" — gab Mäuschen mit einer für seine Verhältnisse viel zu heftigen Bewegung meiner Frau und stürzte Sepp nach, an den Zaun.

Auf der Straße fuhr ein kleiner Wagen mit einem Faß darauf für Schweinefutter. Daneben schritt elastischen Ganges ein schlanker Mann. Dem gehörten die Hunde. Jeden Wochentag kam er vorbei und holte in der Kaserne Abfälle für seine Schweine. Jeden Tag zweimal. Einmal auf dem Hinweg und einmal auf dem Rückweg. Und jedesmal stürzten seine Hunde wie besessen an unsern Zaun und pöbelten Sepp an. Vergaß ich ihn rechtzeitig einzuschließen, so lag er immer schon vorher auf der Lauer. Er kannte genau die Zeit, zu der sie kamen. Sie waren seine Todfeinde. Und dann ging es los: immer hin und her am Zaun entlang — außen die Köter und innen der Sepp. Außen machte es nichts, aber innen knickten zu Dutzenden die hohen Rittersporne ab — Züchtungen von Karl Förster, die „Berghimmel" hießen und 6 Mark das Stück kosteten.

„Rufen Sie Ihre Hunde zurück oder ich schlage sie tot", rief ich heiser vor Wut den jungen Mann an. Aber der rührte sich nicht. Er gönnte seinen Hunden den Spaß und mir den Ärger. Vielleicht war er ein verkappter Kommunist und hatte seine besonderen Ansichten über Zäune und Privatgärten. Das traute ich ihm glatt zu.

Jetzt stand Sepp mit hochgestellten Bürsten und fletschender Schnauze. Mit den Hinterbeinen scharrte er Päonien aus, daß sie im Bogen auf den Rasen flogen. Päonia Sinensis Festiva Maxima. „Rufen Sie die Hunde oder ich schieße!" schrie ich und schleuderte, was mir zur Hand kam, gegen den genießerisch tobenden Hundemob auf die Straße: Steine, Stangen und Blumentöpfe. Mit dem Schießen renommierte ich nur. Ich hatte gar keinen Revolver — aber hätte ich einen gehabt, ich weiß nicht, was geschehen wäre. Plötzlich fiel mir Adolar Heppke ein. Da wurde ich äußerlich still aber innerlich sagte eine Stimme laut und vernehmlich in mir: „Tat tvam asi! — das bist du!"

Eine heiße Welle stieg in mein Gesicht, aber ich war feige und reagierte auf Sepp ab.

„Pfui, schäm dich", sagte ich zu ihm, packte ihn im Genick und schleppte ihn ins Haus.

Seitdem weiß ich, warum Abrüstungskonferenzen keinen Erfolg haben.

HERBST

Von Wolfram Brockmaier

Wenn die rötliche Beere
tiefer den Laubzweig biegt,
Ahnung künftiger Schwere
süß durch den Abend fliegt,

wenn aus dämmernder Ferne
in das ebne Gefild
aufziehn herbstliche Sterne
in des Orions Schild:

Dann entschreite dem Kreise
der Gefreundeten du,
unbekannterem Gleise
wende dich zu;

denn die Bleibenden stellen
holder sich dir nun dar.
Siehe, den Reifenden schwellen
Früchte in Hand und Haar.



Porträtplastik Toni Fiedler-München

Abendstube des Einsamen

VON MAX F. BEVERN

Heimlicher wirket
das dunkelnde Holz des Gebälkes,
schimmert tröstlich die Lampe
nach ängstlich erloschenem Tag.
Starr, wie die Stille des Moors,
verpuppt sich die Nacht.
Aber die lichtige Stube,
im Dufte des bräunlichen Brotes
und süßem Geruche des Obstes, ist schön
wie der Saal eines ärmlichen Königs.
Silbern blinken die Fenster,
und der Ahnen gehegtes Gerät
wird flüsternder Mund.
Sage umraunet die Dinge,
gleich wie das Wort eines Sängers
entschwundene Zeiten belebt.
Einsamer Wind im Schlote
ist Flöte des Schlafes.
Träumendes wiegt sich
im leisen Getöne der Lampe,
und aus grauenden Ecken
umströmet der Schlummer die Stirn.
Sanft, wie die segnende Glocke in herbstlicher Zeit,
ist das Herz,
und auf den Saiten der Seele spielt Gott
ein erlösendes Lied.

CARL BUTTERWECK:

HAUSMUSIK

Ein Klavier im Erdgeschoß klimpert holprig und falsch den ersten Satz der Schubert-Sonate in D, op. 53, beginnt immer wieder von vorn, immer wieder mit denselben grausamen Fehlern.

Herr Giese: Dieses Geklimper den ganzen Tag kann einen zur Verzweiflung bringen. Der Kerl ist unmusikalisch wie ein alter Kohlenkasten. Bitte, höre dir das an! Grauenhaft, einfach grauenhaft. Ich möchte wissen, was der arme Schubert dem aufgeblasenen Idioten getan hat, daß er ihn so malträtiert.

Frau Giese: Welcher Schubert?

Herr Giese: Was der da klimpert, ist von Schubert, soll es wenigstens sein. Dabei gibts im Radio um acht Uhr das Cis-Moll-Quartett von Beethoven; tagelang freut man sich darauf — —

Frau Giese: Ich nicht. Dein Lautsprecher macht mich nervös.

Herr Giese: Gibt es etwas, was dich nicht nervös macht?!

Frau Giese: Beethoven bestimmt. Wir wollen lieber etwas Sechsundsechzig spielen.

Herr Giese: Sechsundsechzig, jeden Abend Sechsundsechzig — erlaube mal, deine Lust am Sechsundsechzig ist schon beinahe krankhaft. — Acht Uhr! Nun, Schicksal, schenke mir eine einzige Stunde Ruhe für mein geliebtes Cis-Moll-Quartett (knipst den Knopf seines Radioapparates ein).

Der Lautsprecher: — — auch bei Schweinen kann oft die Rotzkrankheit als Seuche auftreten. Äußerste Sauberhaltung — —

Herr Giese (knipst aus): Unsere Uhr geht mal wieder vor. — Und der mit seinem Geklimper hört auch nicht auf. Der hat nichts Gescheites zu tun und peinigt nun seine Mitmenschen von früh bis spät mit seinem talentlosen Radau.

Frau Giese: Wer hat denn absolut in eine Neubauwohnung ziehen wollen, du oder ich?!

Herr Giese: Erlaube mal, wer hat es denn in der alten Wohnung absolut nicht mehr aushalten können, du oder ich?! Na also. Konnte ich wissen, daß diese neumodischen Betondecken so schalldurchlässig sind, daß man fast jedes Wort des Nachbarn hört?! (knipst ein).

Der Lautsprecher: — — zweiter Satz: Allegro vivace. Dritter Satz —

Herr Giese: Ah — jetzt höre mal gut zu!

Frau Giese: Nur kein Sprechen, das macht mich ganz nervös.

Herr Giese: Fängt ja gleich mit Musik an.

Das Cis-Moll-Quartett beginnt. Dazwischen das Klavier im Erdgeschoß.

Frau Giese: Hier, mische mal!

Herr Giese: Was??

Frau Giese: Ich denke, wir wollen Sechsundsechzig spielen!

Herr Giese: Mein Gott — höre dir doch gefälligst mal Beethoven an!

Frau Giese: Aber dabei kann man doch Karten spielen. Los!

Herr Giese: — — — Karo ist Trumpf. Mit Melden?

Frau Giese: Natürlich. — — Miserabel gemischt! — Hier: zwanzig.

Herr Giese: Aber du kannst doch erst melden, wenn du deinen Stich hast. Das sage ich nun jeden geschlagenen Abend dreißigmal. — Bitte, höre dir doch nur einen Augenblick — ist das nicht erschütternd!

Frau Giese: Hier, passe auf: bekennen oder atoutieren!

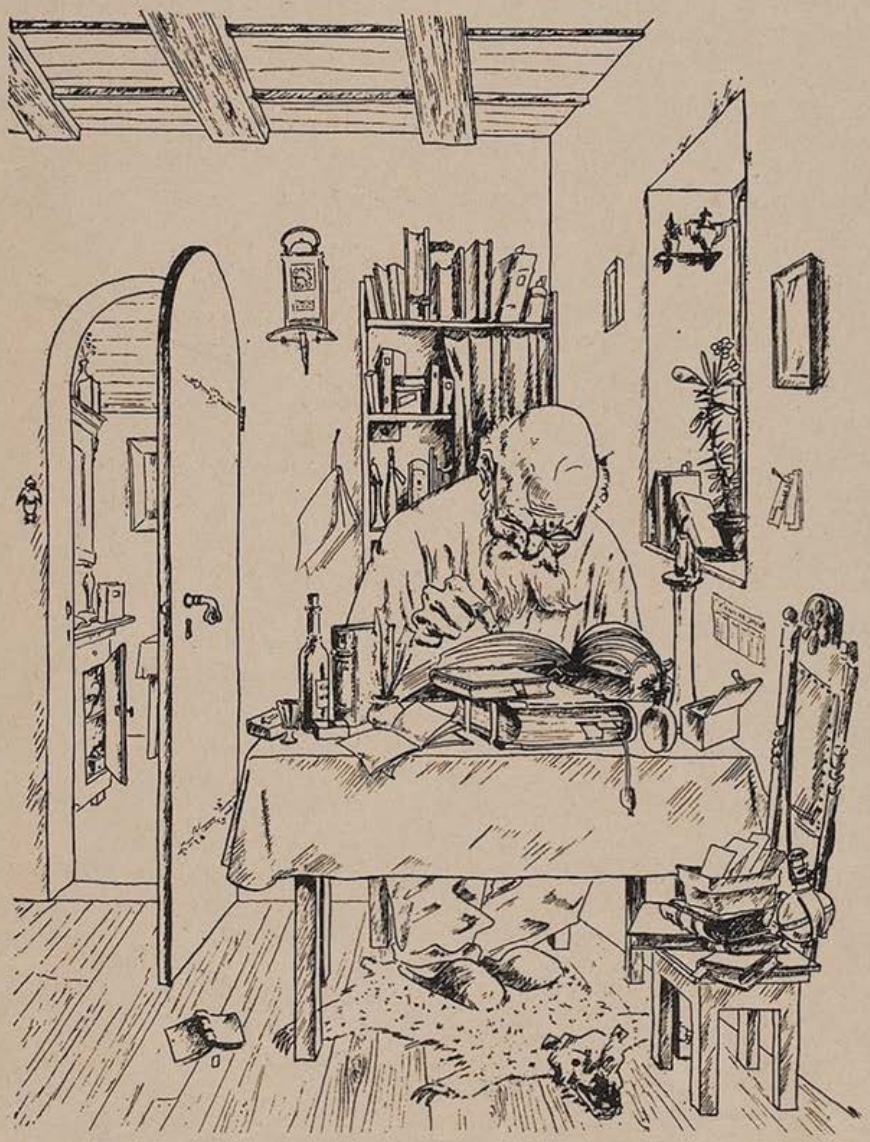
Der Lautsprecher vom 2. Stock beginnt einen Marsch: Einzug der Gladiatoren.

Herr Giese: Großer Gott, der hat gerade noch gefehlt, auf den da oben habe ich gewartet. Jetzt sind wir komplett. Der Bursche übersteuert wieder — das ist eine Schweinerei. Armer Beethoven! Armes Cis Moll-Quartett!

Frau Giese: Ich höre den Marsch sehr gern. Überhaupt, so aus der Entfernung finde ich Radio ganz erträglich. Schalte doch mal aus, dein Lautsprecher stört.

Herr Giese (außer sich): Beethoven stört — das Cis Moll-Quartett stört — ja — jawohl — sehr richtig, nieder mit Beethoven, damit man den musikalischen Mist besser hören kann, das inferiore Geblase taktstampfender Blechpuster — eins zwei — eins zwei — eins zwei — ah, man reiche mir einen Besen! Wo ist der Bohnerbesen? Ich werde — ich werde — (rennt hinaus und kommt mit dem Bohnerbesen wieder).

(Fortsetzung S 634)



Der Eremit — Toni Bichl



Die Innbrücke bei Mühldorf

Anton Leidl



Reife Kastanien J Lebek

Liebe Jugend!

In unserer kleinen Stadt hatte der Friseur vor kurzem sich eine „Dauer-Ondulation" zugelegt. Das war natürlich für Tage der Gesprächsstoff der Damenwelt. Auch meine Frau war bald im Besitz einer derartigen Dauer-Ondulation. Unlängst hatten wir Bekannte mit ihrem kleinen Töchterchen zu Besuch. Mein fünfjähriges Mäderl zog mit der Freundin ins Kinderzimmer ab. Und wir wurden Zeugen ihrer Unterhaltung. Die beiden Fratzen lobten und priesen ihre Mütter.

Selbstverständlich behauptete jede, daß die ihre die schönere wäre. Das ging so eine Weile hin und her, bis meine Tochter mit dem Trumpf herausplatzte:

„Ja, aber meine Mutti hat jetzt eine Dauer-Ventilation!"

H. E. K.

Kleines Gespräch

Kropf plaudert mit einer Dame.

„Ach, Herr Kropf", erklärt die Dame aufgeregt, „es war schrecklich . . . Ganz ahnungslos stehe ich mit meiner Tochter dort — plötzlich stürzte er ab . . . Ich bin vor Schreck Kopf gestanden!"

Meint Kropf.

„Ihr Fräulein Tochter auch?"

„Nein", stöhnt die Dame, „die ist ja so phlegmatisch!"

Sagt Kropf:

„Na — dann hab ich nichts versäumt!" *H K. B.*

Inserat

Dame, jung, hübsch, intelligent, aber arm, wünscht Herrn mit entgegengesetzten Eigenschaften zwecks glücklicher Ehe kennenzulernen.

(Fortsetzung v. S. 632)

So! Na warte, dem Burschen werde ich mal Bescheid stoßen! (bumst mit dem Bohnerbesen gegen die Zimmerdecke). So! So! Und so! Ich werde dir helfen, deinen blechernen Konserveneimer brüllen zu lassen, daß man es im ganzen Stadtviertel — —

Von oben klopft es zurück.

Frau Giese: Der bumst wider!

Herr Giese: Unverschämter Flegel! So ein ungebildeter — ich — ich werde — ich gehe zur Polizei — zur Polizei werde ich gehen — ich — Ruhe dort oben!!

Als Antwort lärmt der Marsch mit verdoppelter Lautstärke. Das Klavier im Erdgeschoß klimpert unentwegt Schubert.

Frau Giese: Siehst du! Mit dem kommst du nicht zurecht, an dem läuft alles ab wie Wasser.

Herr Giese: Ich werde schon mit ihm fertig werden.

Frau Giese: Gar nichts wirst du, du schon gar nicht. Aber da muß sich natürlich auf die erste beste Neubauwohnung gestürzt werden, wo man jeden kleinsten Ton hört, wo der Badewannenkran tropft und die Balkontüre nicht schließt —

Herr Giese: Wenn ich diese Adagio-Variationen höre, diese im Tiefsten aufwühlende Tragik —

Frau Giese: Und in der Küche ist schon eine Ecke abgestoßen.

Herr Giese: — diese erschütternd überirdische, diese musikalische Metaphysik —

Frau Giese: In zwei Jahren noch nicht mal wird sie nur noch eine armselige Bruchbude sein.

Herr Giese: — — und dann denke, daß ich das anderswo ruhig und ungestört genießen könnte, während hier — o Gott — (er knipst mit einem schmerzlichen Seufzer aus).

Das Quartett bricht ab.

Der Marsch unten ist inzwischen von Schlagermusik abgelöst worden; im Erdgeschoß klimpert das Klavier weiter Schubert. Herr Giese windet sich verzweifelnd in einem Sessel, während Frau Giese mit ihren Vorwürfen fortfährt.

Neuer Vorschlag zur Uniformierung der Münchner Verkehrspolizei

Josef Geis



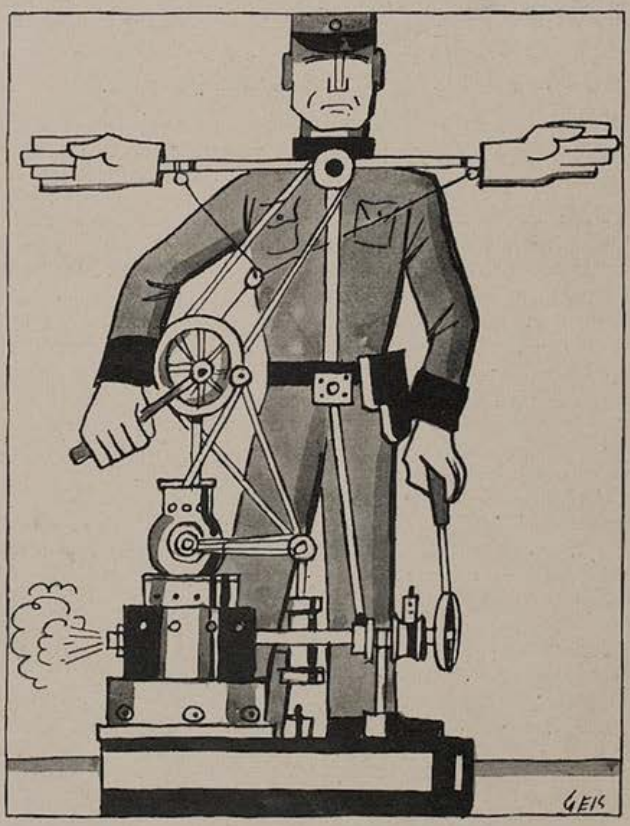
Am Nationaltheater



Am Justizpalast



Am Hofbräuhaus



Am Deutschen Museum

Rubey



„Die Liebesbrief vom Vatter mußt a weglun . . "
„Oh mei, Madel, . . . die brennen scho lang nimmer."

AUF FESTUNG

Dieser Vorfall ereignete sich kurz nach dem Krieg siebzig und man lachte damals in allen Garnisonen darüber.

Die Festung Wesel beherbergte zu jener Zeit — neben ihrem gar gestrengen Kommandanten — auch einen Gefangenen, den man noch wegen irgendeines Kriegsdeliktes in Gewahrsam hielt. Genaueres über sein Vergehen wußte man wohl nicht mehr; aber man bewachte den armen Teufel, weil man sich an ihn, wie an einen Gast, gewöhnt hatte.

Um so mehr fiel es auf, als man den Häftling eines Mittags vermißte. Die Besatzung war ratlos. „Er wird sich versteckt haben", entschied der Kommandant. „Entkommen kann aus meiner Festung keiner!"

Der Gesuchte war aber doch entkommen. Jedenfalls faßte man ihn einige Tage später bettelnd nahe der holländischen Grenze. Und brachte ihn nach Wesel zurück.

Der Kommandant schien erschüttert. „Es ist ganz unmöglich, daß der Mann durch die Gräben entfliehen konnte", sagte er kopfschüttelnd. „Ohne Helfer kann keiner die acht Meter hohen, glatten Steinwände überwinden."

Der Gefangene bestritt jedoch entschieden, Helfershelfer gehabt zu haben. „Das müssen Sie mir erst zeigen, ehe ich Ihnen Glauben schenke", meinte der Kommandant.

Zu diesem Zweck versammelten sich andern Tags die Offiziere der Garnison, nahmen den Gefangenen in ihre Mitte und schritten unter Führung des Kommandanten zur Festungsmauer, die steil in die Tiefe des Grabens führte.

Der Gefangene blickte hinab und schien zu zögern.

„Hier, nehmen Sie diesen Taler als Belohnung", triumphierte der Kommandant. „Wenn es Ihnen gelingt, dürfen Sie ihn behalten."

Da nahm der Gefangene entschlossen den Taler, griff zu dem Besen, mit dem er die Höfe zu kehren pflegte, setzte sich rittlings auf diesen und rutschte so, ihn gleichsam als Bremse benutzend — zwar etwas unbequem — aber wohlbehalten an der Steinwand hinunter.

„Gut!" lobte der Kommandant. „Aber wie wollen Sie aus dem Graben entkommen?"

Der Gefangene lief wortlos bis zum nächsten Verbindungsgraben, dessen Wasser abgelassen war, weil man Ausbesserungsarbeiten vornehmen wollte. Hier zwängte er sich durch die Stäbe des Abflußrohres und kletterte zum äußeren Wall empor.

„Richtig", gestand der Kommandant, „das Gitter ist beschädigt, aber das wird ja morgen repariert werden . . ."

Der Sträfling befand sich schon jenseits des Walles und lief weiter.

„Es ist gut", rief der Kommandant, „Sie haben Ihre Aufgabe gelöst."

Aber der Flüchtling schien nicht zu hören. Er rannte nach Leibeskräften.

„Halt!" brüllte der Kommandant. „Halt!" schrien die Offiziere. Aber vergebens. Bis man die Verfolgung aufnahm, war der Flüchtling spurlos verschwunden. Man hat ihn auch nie mehr gefunden; denn er benutzte den Taler des Kommandanten, um diesmal unangefochten nach Holland zu fahren.

Kakuwo

Aus Sachsen

Als ich meine Ferien auf dem Lande verlebte, war da in der Familie so ein kleines Bauernmädel in dem Alter, wo Kinder dauernd fragen.

Als wir eines Tages beim Abendbrot sitzen frägt klein Lieschen plötzlich: „Vater, womit wird denn eigentlich der Käse stink'sch gemacht?"

Fataler Druckfehler

Dem Miesmacher-Tagblättchen unterlief in seiner letzten Sonntagsromanbeilage folgender, sehr zu denken gebender Druckfehler:

„Vom ersten Tage der jungen Ehe an lebte das glückliche Paar in vollkommener Hormonie." (!)

Auch eine Einladung

Am 4. September 1878 war in Neuß am Rhein eine Tierausstellung. In der die Ausstellung ankündigenden Anzeige hieß es wörtlich:

„An der Ausstellung für Rindvieh können sich sämtliche Bewohner des Gauverbandes, an derjenigen für Pferde, Schweine und Schafe jedoch nur die Bewohner des Kreises Neuß beteiligen."

Th. D. G.

148 Seiten Großoktav in Leinen gebunden RM. 4.—.
In unserem Verlag erschien soeben:
KARL FRHR. VON FREYBERG
SIGNY
DIE ASENBRAUT
ABENTEUER ZWISCHEN HIMMEL UND ERDE
Das Werk schildert das Götterleben Signy's auf Asgard, die aus der deutschen Mythologie bekannte Frau des Asengottes Loki. Als die Katastrophe für den Asenhimmel stellt der Dichter dann die große Hunnenschlacht auf den katalaunischen Feldern dar, die als die „Götterdämmerung" Signy in die Welt zurückkehren läßt.
Nach mancherlei Abenteuern mit Parsival, Roland und dem Zwergenkönig Laurin kommt sie, schon durch Roland zum Christentum bekehrt, in den karolingischen Fürstenkreis hinein, findet aber in den zwischen dem absterbenden Heidentum und der aufblühenden Christuslehre unvermeidlichen Krisen ihren Untergang.
Der Verfasser hat die für das weitspannende Thema fast unvermeidliche Form epischer Darstellung in Versen nach dem Muster der vielgelesenen Dichtung Fr. Webers über Dreizehnlinden gewählt und die Flüssigkeit der Verse läßt den Leser darüber wegsehen, daß Verse heutzutage in weiten Kreisen als antiquiert gelten, im Gegenteil wird sein Interesse durch die spannenden Schilderungen des ganzen Buches gefesselt und rege erhalten.
Zu beziehen durch den Buchhandel oder unmittelbar vom Verlag
G. Hirth Verlag AG. München, Herrnstr. 10

Eine amateurphotographische Schrift, die bisher fehlte, aber oft verlangt wurde:

RICHTIGES ENTWICKELN

VON GERHART ISERT

erschien soeben als Beginn einer modernen Reihe „DIE KLEINE PHOTOBÜCHEREI“

Interessenten sind das große Heer der Amateurphotographen

Preis RM. 1.—, mit Porto RM. 1.10

G. HIRTH VERLAG AG. MÜNCHEN
HERRNSTRASSE 10

Ein großer Augenblick

Kaiser Joseph schätzte keinen Komponisten höher als Mozart. Deshalb war er außer sich, als er erfuhr, dieser habe unter den vorteilhaftesten Bedingungen einen Ruf nach Berlin erhalten. Bei der nächsten Audienz sagte er vorwurfsvoll aber gnädig zu ihm: „Wie Mozart, Sie wollen mich verlassen? Nun werden meine Wiener mich wohl nur noch selten in der Oper sehen.“ Der große Komponist küßte dem gütigen Kaiser gerührt die Hand und erwiderte: „Euer Majestät, ich bleibe!“ Als Mozart diese Begegnung einem Freunde erzählte, sagte dieser: „Du hast doch die Gelegenheit benutzt, eine Erhöhung deiner Besoldung zu erreichen?“ Darauf Mozart: „Wer könnte in einem Augenblick, wenn der gute Kaiser so liebreich redet, an einen solchen Bettel denken!“

Geständnis eines Diebes

Ein Mann in Nord-Carolina war von einer Anklage wegen Pferdediebstahl durch die wirkungsvolle Verteidigungsrede seines Anwalts freigesprochen worden. Nach seiner Haftentlassung fragte ihn der Anwalt: „Na, Bill, du hast aber doch das Pferd gestohlen, nicht wahr?“ „Also passen Sie auf, Herr Richter“, gab er zur Antwort, „ich habe bis jetzt immer geglaubt, ich hätte das Pferd gestohlen. Aber nach Ihrer Rede vor dem Gerichtshof sind mir wirklich und wahrhaftig Zweifel darüber aufgestiegen.“

J. Maçon

Der Grund

Ein Schotte zum andern: „Warum wünscht du dir denn gerade einen Buben? Buben kosten doch viel Geld!“

„Schon, aber beim letzten Wohltätigkeitsfest habe ich eine Kinderkappe gewonnen!“ *F. H.*

Ah soh

„Elsa, stört dich denn das gar nicht, daß dein Mann seine Füße immer auf den Schreibtisch legt?“

„Im Anfang schon! Aber dann als ich immer Geld auf dem Sessel fand, nicht mehr!“ *F. H.*

Kalk

„Die junge Frau ist soeben mit ihrem Mann von der Hochzeitsreise zurückgekehrt und unterhält sich im Kreise ihrer Freundinnen über die Erlebnisse auf der Reise. ‚Denken Sie mal‘, erzählt sie, ‚da sind wir jetzt auf der Rückreise in einem so baufälligen alten Hotel in Italien gewesen, da ist meinem Mann in der Nacht ein dickes Stück Kalk auf den Rücken gefallen!‘“

Der Rest

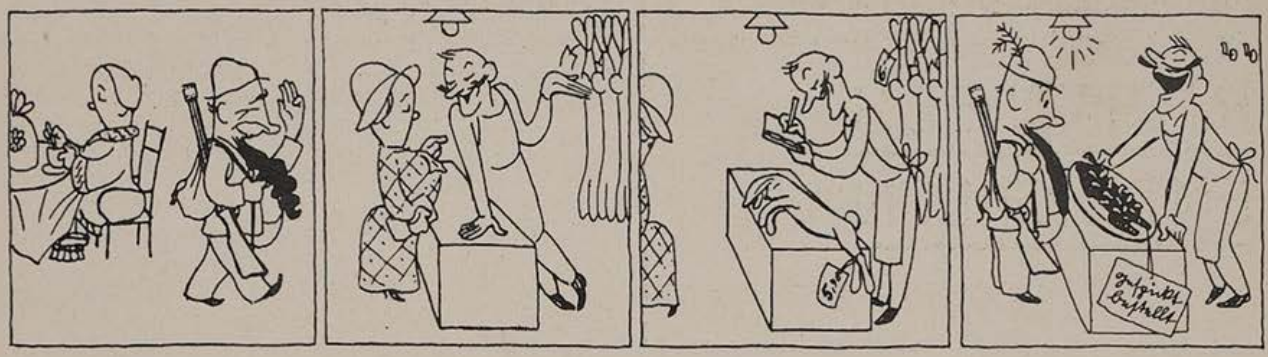
Ein alter Bauer war gestorben und der Leichnam seinem Wunsche entsprechend verbrannt worden. Die Bäuerin war bettlägerig, hatte an der Feier nicht teilnehmen können und ihren Sohn geschickt, der die Urne mit der Asche seines Vaters nach Hause bringen sollte. Unterwegs stolpert er, so daß ein Teil der Asche verloren geht; die Urne bleibt aber heil. Zu Hause angekommen will er seiner Mutter nicht die halbleere Urne zeigen, sondern füllt sie aus dem Inhalt des Aschenkastens wieder auf. Als die alte Bäuerin den Inhalt der Urne besieht, übermannt sie die Rührung: „Dat is nu allens, wat von minen leeben Heini överbleben is, nix as so'n beten Asche und denn noch 'n paar Eierschalen!“ *A. T.*



„Meine Herren — das Bedauerliche an der Krebsforschung ist, daß darüber zuviel geredet wird! Und so will ich denn meinen zweiten Vortrag über dieses Thema beginnen.“

Osse geht jagen!

Hendrich



Aus der Welt der Schule

Von G. Nafe

In Rokittnitz bei Beuthen OS. erzählte Frl. Lehrerin kurz vor Weihnachten ihren Kleinen, daß die hl. Familie so arm war, daß sie nicht einmal die Herberge bezahlen konnte, im Stall übernachten und das Jesuskind in die Krippe legen mußte. Das Bild der Krippe in der biblischen Geschichte hatten alle Kinder aufgeschlagen. Da hörte Fräulein plötzlich, wie ein Mädelchen vorn in der ersten Bank auf das Bild zeigend ganz ereifert und erbost zur Nachbarin sagte: „Gelt ja, Geld hatten sie nicht, aber photographieren mußten sie gehn!"

In Kreise Ratibor (den Ort soll ich nicht nennen) fragte der Lehrer nach den Elementen und hörte: Erde, Wasser, Feuer, Luft. — „Was wißt ihr noch von Elementen?" — „17 Mark 50!" — „Was ist denn das für ein Quatsch!" — „Das ist kein Quatsch, Herr Lehrer. Meine Schwester bekommt 17 Mark 50 ‚Elemente'!"

In Liebenau, Kr. Frankenstein, übte Fräulein Lehrerin mit den Anfängern vor Weihnachten das Lied: Ihr Kinderlein, kommet! und hörte bei der zweiten Strophe immer einige falsche Worte dazwischenklingen. Fräulein fand das betreffende Mädel heraus und ließ es einzeln singen. Frisch und froh schmetterte es durch die Klasse: Maria und Josef betrachten den Floh!

In Mühlrose, Kr. Rothenburg, hatte der erste Lehrer nach den Weihnachts- und Neujahrsfeiern die Aufsatzaufgabe gestellt: Mein schönstes Ferienerlebnis. Als er später zu Hause beim korrigieren saß, fragte seine Frau Gemahlin, warum er denn jetzt gar so sehr lache. „Sieh' doch bloß, was hier ein Junge geschrieben hat!" — „Mein schönstes Ferienerlebnis war das Schlittenfahren. Als wir den Berg hinuntersausten, merkten wir auf einmal, daß wir den Hintern verloren hatten, der sich lachend hinter uns im Schnee wälzte."

In Sch., Kr. Groß-Strehlitz, schrieb ein Schüler über die Vorbereitungen zum Sonnenwend- oder Johannisfeuer: „Zuerst gingen wir auf den Berg und machten einen großen Haufen".

Brauchen Sie DIE Blaue ANZEIGE der „Jugend"

SCHRIFTSTELLERN

bietet große Buchdruckerei mit angegliedertem bekanntem Verlag für wissenschaftliche oder belletristische Werke sehr vorteilhafte

VERLAGSVERBINDUNG

Anfragen unter Literaria 846 an die Expedition der „Jugend", München, Herrnstraße 10.

ZEITUNGS-AUSSCHNITTE liefert
ADRESSEN schreibt
WURFSENDUNGEN erledigt
FÜR SIE
ADOLF SCHUSTERMANN
FERNRUF: F7. JANNOWITZ 5116, 5117 UND 5811
DRUCKSCHRIFTEN BITTEN WIR ANZUFORDERN!
GEGRÜNDET 1891 BERLIN S.O. 16 BUNGESTR. 20

Ein ergötzliches Bilderbuch

ist der Kunstblätter-Katalog der „Jugend" mit über 1000 verkleinerten Abbildungen der in Millionen von Exemplaren als Wandschmuck verbreiteten Vierfarbendrucke. Preis ohne Porto RM. 2.70 Bestellungen durch den Buchhandel oder den unterzeichneten Verlag

G. Hirth Verlag AG., München, Herrnstr. 10

LAFONTAINES

Ergötzliche Geschichten

mit 12 Kupfern nach Charles Eisen sind im unterzeichneten Verlag in einer vortrefflich ausgestatteten Ausgabe zum Preise von RM. 2.70 erschienen.

Zu beziehen durch den Buchhandel oder durch den Verlag

G. HIRTH VERLAG AG.
MÜNCHEN, HERRNSTR. 10



Jede Nummer der „JUGEND" wird von ca. 50 000 Menschen gelesen.

Darum inseriere!

LEST DIE „JUGEND"

Inserate in der „JUGEND" finden weiteste Verbreitung!

KUNSTPOSTKARTEN

in vortrefflichem Vierfarbendruck nach Bilderwiedergaben aus der „Jugend" liefern wir 20 St. für 90 Pf., die ganze Serie von 170 St. für RM. 6.— franko

G. HIRTH VERLAG AG.
München 2 NO — Herrnstraße 10

Zur Anfertigung jeder Art
Drucksachen
empfiehlt sich
G. Hirth Verlag AG. München, Herrnstr. 10

Wer kauft schafft Arbeit!

Inserieren bringt Gewinn!

SCHÖNE BILDER

an den Wänden machen die Wohnräume behaglich. Wo das Geld für Erwerbung von Originalen fehlt, hat der Bilderliebhaber Ersatz an den Vierfarben-Kunstblättern der „Jugend", die zu den erstaunlich billigen Preisen von 45 Pfg., 65 Pfg. und 90 Pfg., je nach Größe, zuzüglich Portospesen durch den Kunsthandel und den unterzeichneten Verlag zu beziehen sind. Der reich bebilderte Katalog (Preis RM. 2.70 zuzüglich Portospesen) erleichtert die Bestellung.

G. Hirth Verlag AG., München, Herrnstr. 10

Lest den
Sportfischer
die vortrefflich ausgestattete Fachzeitschrift.
Halbjahrespreis 3 M.

Fischereisport-Verlag Dr. Hanns Schindler München NW 2
Karlstraße 44

Ein Buch fürs Leben ist: KREMPELHUBER

Für Stille Stunden

Die gesunde und praktische Lebensweisheit nach gesammelten Erkenntnissen der Philosophie vom Altertum bis zur Gegenwart. 450 Seiten in Ganzleinen gebunden nur RM. 2.85 zuzüglich 40 Pfg. für Porto. Zu haben in den Buchhandlungen oder beim unterzeichneten Verlag

G. HIRTH VERLAG AG. MÜNCHEN, HERRNSTRASSE 10



Meyers Kleines Lexikon. 9., gänzlich neu bearbeitete Auflage 1933/34. (Verlag Bibliographisches Institut AG., Leipzig.)

Meyers Kleines Lexikon ist nicht nur eine buchhändlerische Tat, als vielmehr ein Kulturdokument des heutigen Deutschlands. Mit einer verantwortungsbewußten Gewissenhaftigkeit ist in diesen drei Bänden ein Register von rund 72 000 Stichwörtern zusammengestellt und vielfach durch längere Artikel, durch Tausende von Textabbildungen, durch 270, zum Teil mehrfarbigen Tafeln und Karten ergänzt worden. Bei all dieser Zusammenstellung ist aber vor allem darauf geachtet worden, ein, dem deutschen Geist und deutschem Wesen gemäßes Nachschlagewerk zu schaffen. Und zum Lobe des Verlages kann man sagen, daß sich diese Absicht im Werke gut und einwandfrei erfüllt hat. Neben größter Aktualität finden sich umfangreiche Referate über alte und moderne Literatur, Malerei usw., die das Lexikon für alle Bevölkerungsschichten gleich nützlich wie wertvoll macht. Nimmt man dazu noch den unglaublich niedrigen Preis von 30 Mark für alle drei Bände, so kann man wirklich vom Kleinen Meyer als dem Volksempfänger unter den Lexikas sprechen. *Wolf Braumüller*

Wie ein Theaterstück entsteht..., mit sehr viel Mühe nämlich, Lauferei, Warten, Betteln, Hoffen und Enttäuschung — das hat der Tscheche Karel Capek in seinem neuen, bei Bruno Cassirer, Berlin, erschienenen Buche haargenau aufgezeichnet! („Wie ein Theaterstück entsteht", 140 S., Ganzl. 4.80 M.).

Er gibt so etwas wie einen Baedecker für die Welt hinter dem Vorhang, alle typischen Einzelerscheinungen werden in amüsant satirischer Zuspitzung dargestellt, alle Situationen, in die der beim szenischen Werden seines Werkes allerorts, aber völlig unnötig anwesende Autor geraten kann, und desgleichen alle Personen, die irgendwie mit seinem hoffnungsbeladenen Opus in Berührung kommen, sei es als Direktor oder auch nur als wachhabender Feuerwehrmann. Vieles bewegt sich auf ausgefahrenen Geleisen, vieles auch ist recht lustig und treffend in diesem Buche, an dem die grotesken Illustrationen von Josef Capek vielleicht das Beste sind, und so bleibt es nicht ausgeschlossen, daß manch einer, der das Theater liebt, sich mit dem leichten Bändchen wird anfreunden können. *Karl Ude*

Hermann Hesse: „Schön ist die Jugend". Zwei Erzählungen. In Ganzl. 1.50 M. S. Fischer, Berlin.

Von den vier neuen Bändchen der S. Fischer-Bücherei ist dieser kleine Novellenband von Hermann Hesse bei weitem das beste. Ein großer Dichter hat ihn geschrieben, der tief in der besten Tradition deutscher Romantik verwurzelt scheint, seine Sprache ist von wundersamem Wohllaut, so als töne irgendwo hinter den Worten eine zarte, wehmütige Musik..., und seine Gestaltungskraft bildet eine Form, die selig in sich selber ist. Den bedeutsamen Schritt von der Kindheit zum Jünglingsalter, von stiller Verträumtheit zur grellen Wachheit des Tages, hineinverwoben in eine wilde Naturkatastrophe, schildert „Der Zyklon"; von erstem, ganz verinnerlichtem Liebesleid erzählt die Titelnovelle: Ein Jüngling — er ist der Erzähler selbst — kommt nach Jahren ins Elternhaus zurück und mit ihm erleben wir den Zauber jugendfroher Ferienwochen — Zeugen werden wir seiner Lausbübereien mit dem köstlich jungenshaften Bruder wie auch seiner verhaltenen Liebe zu der Freundin der Schwester, und am Ende steht — wie könnte es anders sein in diesen frühen Jahren des Werdens und Suchens und Klärens — der Verzicht... Noch einmal aber ward das ganze unermeßliche Glück der Jugend ausgekostet, das Glück des Jungseins und das des Zusammenseins mit Eltern und Geschwistern. — Wie die bunte Rakete, die der Bruder beim Abschied in den Abendhimmel steigen läßt, verlöscht dieses reiche Erlebnis, sein Glanz jedoch bleibt in ihm, dem Scheidenden, unverlierbar; in ihm und dem Leser, den der Dichter mit solch reingestimmter, durchgeformter und beseelter Prosa beglückte... *Karl Ude*

Eugen Diesel: Das Land der Deutschen. (Verlag Bibliographisches Institut AG., Leipzig.)

Große Bildwerke und Bildatlanten sind ein neuer Ausdruck unserer Zeit. Wie das gesprochene Wort durch den Nationalsozialismus im Leben des Volkes wieder Geltung errang, so ist der große Bildatlas das Zeichen für das geographische, geschichtliche und völkische Schauen, das durch die hochentwickelte Fotografie einen nachhaltigeren Eindruck zu vermitteln weiß, als manche nur rein textliche Abhandlung. Und auch in Eugen Diesels Werk „Das Land der Deutschen" (das vom Verlag neu als verbilligte Volksausgabe herausgebracht worden ist) finden sich alle diese Vorzüge, die dem Beschauer eine äußerst geschlossene und einheitliche Vorstellung über das geologische, geographische, bevölkerungspolitische, städtebauliche und soziologische Vaterland zu geben wissen. 481 Bilder, vorwiegend nach Luftaufnahmen von Robert Petschow, zeichnen eine lebendige Landkarte Deutschlands, die Diesel mit einem klaren und einprägsamen Begleittext vorzüglich zu erläutern und anschaulich zu machen versteht. In drei großen Etappen — Naturlandschaft, Kulturlandschaft und Maschinenzeit — führt er uns durch die Geschichte der Heimat und gibt neben der ausgezeichneten Länderkunde auch eine umfangreiche Kulturgeschichte unseres Landes und unseres Volkes bis zur Gegenwart. Diesels Bildwerk vom „Land der Deutschen" gehört bestimmt mit zu den Besten dieser Art und verdient Allgemeingut des deutschen Volkes zu werden. *Wolf Braumüller*

Kleinstadt-Bahnhof am Nachmittag

Der Bahnhof gähnt. Es gähnen die Geleise.
Ein jedes Ding zeigt Dienstgesicht und Eigenart.
Der Mann am Schalter gähnt auf seine Weise.
Die Stunden tragen bei Geburt schon Bart.

Der Bahnhofsvorstand liest im „Landesboten"
und sieht vor sich das große Leben stehn;
kopfschüttelnd nimmt er Kenntnis von drei Toten,
die auf das Konto „Schnelles Fahren" gehn.

Ein Mensch fegt Steige und er singt von „Tagen,
wo es im Prater einst so schön gewesen" sei.
Er singt nur leise, weil er fegt. Ein Wagen
mit Lorbeerbäumen fährt am Tor vorbei.

Die Zeit steht still. „Für Männer um die Ecke".
Sechzehn Uhr vierunddreißig kommt der nächste Zug.
Milchkannen träumen, neben ihnen Säcke.
Die Aufschrift „Eilig" wirkt wie Selbstbetrug.

Nur wenig Menschen sieht man hier verreisen.
„Besuchet Spanien!" bittet ein Plakat,
„Der schöne Süden". Zwischen den Geleisen
wächst etwas Grün, wie junge Saat.

K. K. Wolter

DEUTSCHEUROPA

VIERTELJAHRESSCHRIFT FÜR DIE ERNEUERUNG EUROPAS AUS DEM REICHSGEDANKEN, HERAUSGEGEBEN VON DR. DR. DR. HANS K. E. L. KELLER FÜR DIE DEUTSCHEUROPÄISCHE ARBEITSGEMEINSCHAFT

Inhalt des letzterschienenen Heftes:

Karl Anton Prinz Rohan: Erziehung zum Reich
Wladimir von Gzowski: Erwachendes Staatsbewußtsein
Stimmen der Zeit
Kampf um Deutscheuropa

Preis des Heftes RM. —.60 • Jahresbezugspreis RM. 2.—

Heft 1 (Alois Dampf, Vergangenheit und Gegenwart des Reichs) kann für RM. 1.—, Heft 2 (Leopold Ziegler, Zehn Leitsätze zur Wirtschaft) und Heft 3 (Hans K. E. L. Keller, Die deutsche Idee Völkerrecht) können für je RM. —.60 nachgeliefert werden.

Im Kampfe gegen alle internationalistisch-paneuropäischen Programme bekennt sich die (im Sommer 1931) begründete Deutscheuropäische Arbeitsgemeinschaft zur deutschgeschichtlichen völkisch-übervölkischen Idee des Reiches als Leitgedanke einer Völkerrechtspropaganda auf weiteste Sicht. Ihr Ziel heißt: **Geistig gerüstet sein für den Tag, an dem die deutsche Revolution zur europäischen wird.**

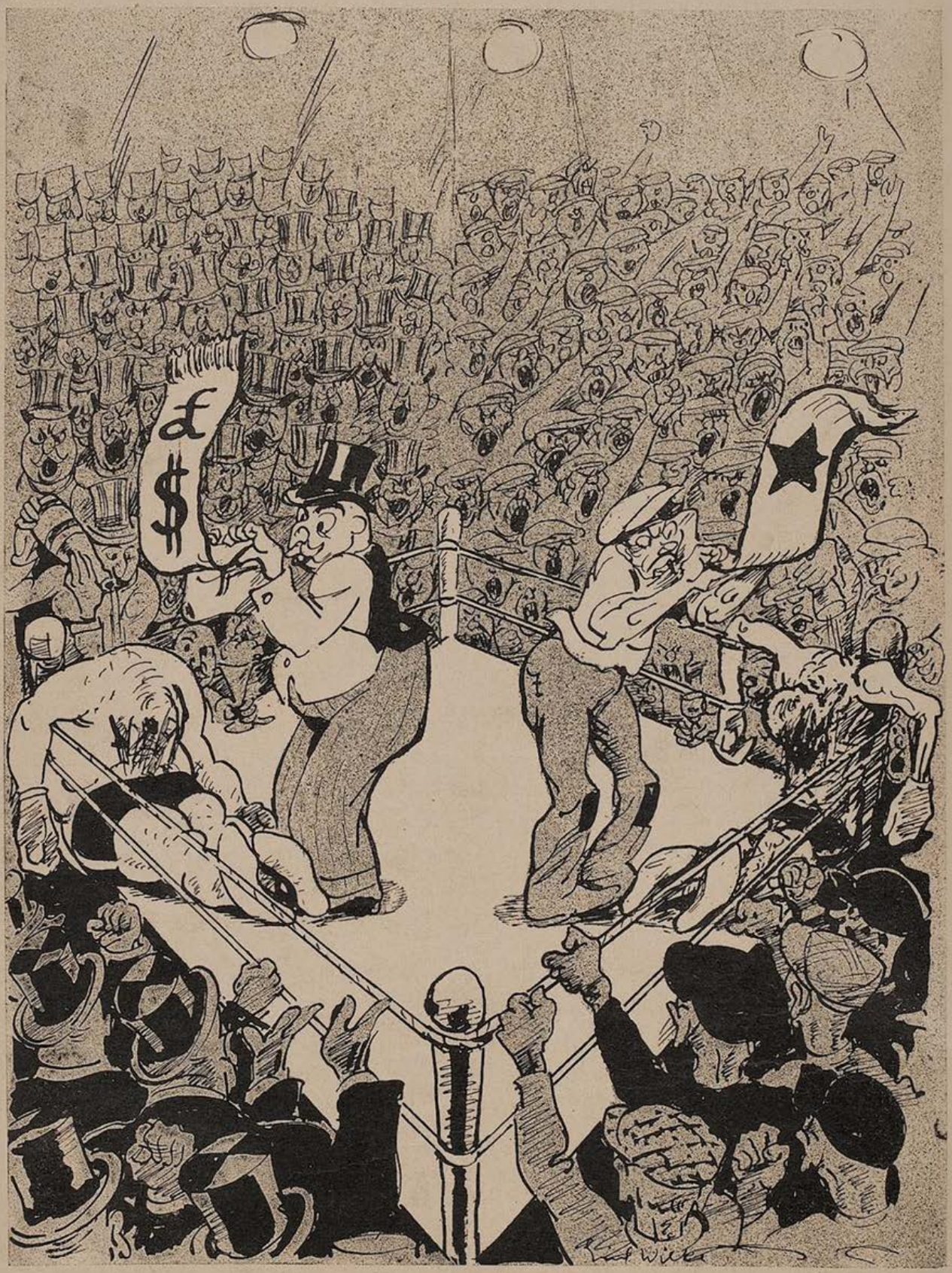
Im Buchhandel oder unmittelbar vom Kommissionsverlag

G. HIRTH VERLAG AG., MÜNCHEN

Herausgeber: Dr. GEORG HIRTH. — Verantwortlich für die Schriftleitung: ARNOLD WEISS-RÜTHEL; für die Anzeigen: GEORG POSSELT, München. — Verlag: G. HIRTH VERLAG., München. — Für die Herausgabe in Österreich verantwortlich: J. RAFAEL, Wien I, Graben 29a (Eingang Trattnerhof). — Für die Redaktion Österreich verantwortlich: MARIANNE RAFAEL, Wien XIX, Hochschulstraße 25. — Alle Rechte vorbehalten. — Nachdruck strengstens verboten. — Copyright by G. HIRTH VERLAG AG., München. — Druck: G. HIRTH VERLAG AG., Buch- und Kunst-Druckerei, München, Herrnstraße 10. — D.-A. 9000. — Entered as second class matter, Postoffice New York, N. Y. — Manuskripte sind nur an die Redaktion der „Jugend", München, Herrnstraße 10, zu senden; Rücksendung kann nur erfolgen, wenn Rückporto beiliegt.

Macht-Match in U. S. A.

Erich Wilke



In der dritten Runde unentschieden, — was wird die vierte bringen?

Jugend

Preis 60 Pfennig

München 1934 / Nr. 42



Sondernummer: „Schwaben"

Jugend
39. Jahrgang 1934 / Nr. 42



Friedrich Schiller

Schwäbisch Land und Leut

Lasset uns fleißig das Land beschauen,
das Spiel seiner Täler, das Licht seiner Auen,
die Ebenen mit dem Maßwerk der Felder,
die ruhenden Höhen, die stillen Wälder,
die Dörfer schmuck und der Städte Zier,
darinnen leben und weben wir.

er gab uns den Schiller, den Hölderlin,
den Kepler, den List und den Zeppelin,
und schlimmsten Falles gab zum Gelingen
er uns den Gottfried von Berlichingen. —
Solang uns dies und die Heimat tut bleiben,
wollen wir's ruhig so weiter treiben.

August Lämmle

Von den Menschen ist nicht viel Besonderes zu sagen,
sie sind so wunderlich wie in alten Tagen:
seltsame Käuze, ein wenig gäbisch,
und wenn sie reden, so klingt es halt schwäbisch.
Sonst sind sie so leidlich im Gleichgewicht,
denn der Herrgott verläßt seine Kinder nicht:

★

Widmung

Hier diese Gabe beut dein Walafried
Dir, Vater Grimald, dar. Sie wiegt nur leicht,
Und du bist freilich ein gelahrter Mann;
Allein verschmäh sie nicht: sie kommt von Herzen.

Wenn hinterm Zaune, im bescheidnen Gärtlein
Du still in deiner Bäume Schatten sitzest,
Wo durch des Pfirsichs Laub die Sonne bricht
Und ihre Lichter auf dem Boden spielen,

Derweilen deiner Schüler muntres Völkchen
Die Früchte aufliest mit dem zarten Flaum
Und eifrig sammelt in die weiten Netze —
Kaum will die kleine Hand die Frucht umspannen:
Dann lies dies Büchlein, beßre, was mißlungen,
Laß stehn, was mir geriet, und denk an mich,
Geliebter Vater mein. Des Höchsten Segen
Geleite dich und helfe dir dereinst
Zur ewgen Seligkeit. Das walte Gott.

Walafried Strabo geboren 808, gestorben 849.
Abt auf der Insel Reichenau



Das Nagoldtal bei Calw

Kurt Weinhold-Calw

Schwabenland

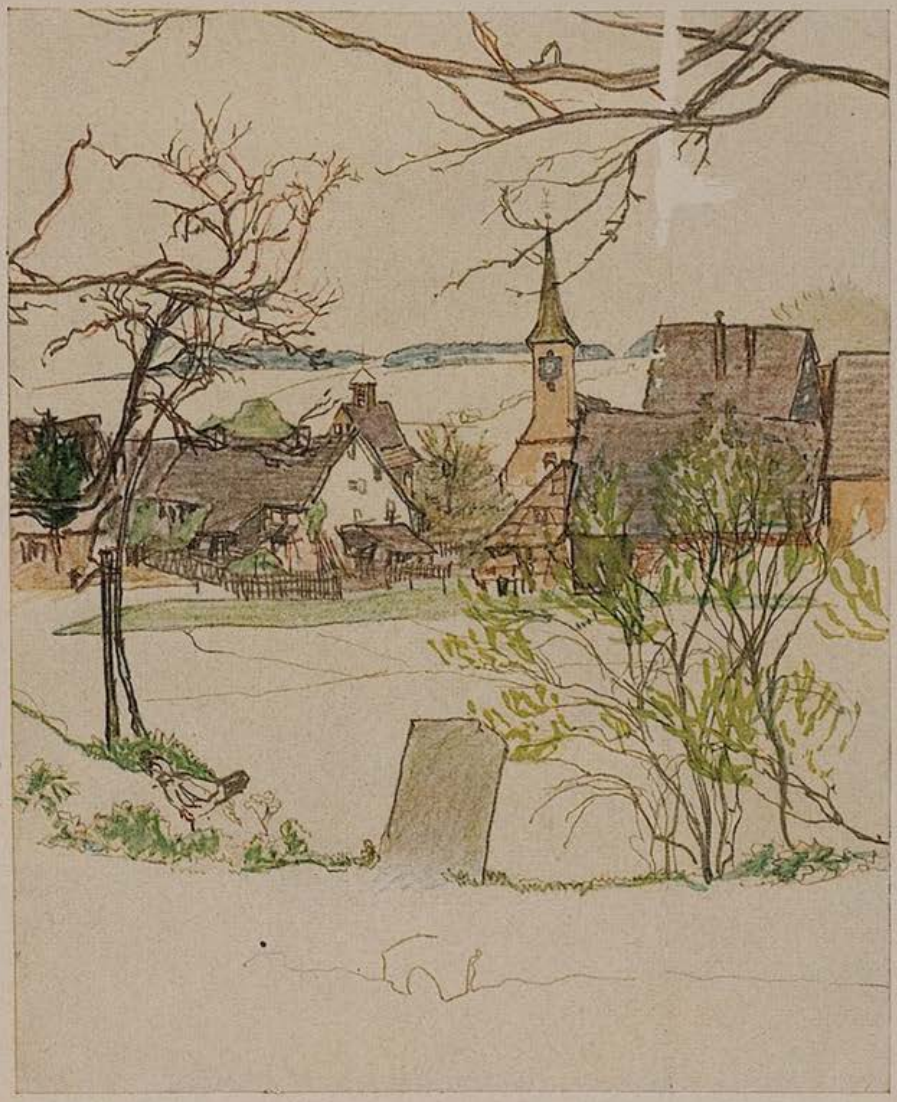
„Und wo des Schwaben Fuß die Welt betritt —
wird deutsch der Boden, und er weicht nicht mehr."

Müller-Guttenbrunn.

Wenn ich als Nichtschwabe mir die Freiheit nehme, diese unseren fleißigen und talentvollen Nachbarn gewidmete Sondernummer der „Jugend" mit ein paar bescheidenen Worten einzuleiten, so tue ich es aus dem Gefühl der Verbundenheit und Anerkennung heraus, das uns süddeutschen Menschen die schöne Pflicht auferlegt, das Gemeinsame unserer Kultur und unseres Brauchtums zu pflegen und zu bewahren.

Es bedarf keiner besonderen Erklärung, weshalb wir gerade dem Schwabenland eine ganze Nummer unserer Zeitschrift widmen. Wer je sich mit der Geschichte des deutschen Geisteslebens beschäftigt hat, wird aus der Wahrnehmung, daß das Land Württemberg auf allen Gebieten große und bedeutende Menschen in reichstem Maße hervorgebracht hat, die Berechtigung zu einer solchen Publikation herleiten. Nicht daß ich damit meine anderen deutschen Stammesbrüder der Bedeutungslosigkeit zeihen möchte. Wir alle wissen, daß der Wert und die Würde des Menschen nicht von der geographischen Lage seiner engeren Heimat abhängig sind; aber wir wissen auch, daß diese geographische Lage mitbestimmend sein kann für die Ausprägung besonderer Talente — und wie der Wein eben am besten dort gedeiht, wo die liebe Sonne mit doppelter Wärme auf die Hänge scheint, so mag auch das Feuer der Poesie seine hellsten Funken dort versprühen, wo ein guter und reiner Hauch es zur lodernden Flamme entfacht. Zweiflern empfehle ich, die schwäbische Alb oder den Schwarzwald zu bereisen. Wenn sie nicht ganz poesielos sind, werden sie angesichts dieser Landschaft bald dahinterkommen, warum gerade hier ein Friedrich Schiller, ein Hölderlin, Uhland, Mörike, Waiblinger, Kerner ... ein Johann Friedrich Vischer, Georg Herwegh, Arthur Schubarth, Christian Friedrich Haug, Wilhelm Hauff usw., um nur einige wenige zu nennen, sich zu einer solchen Blüte und Fruchtbarkeit entfalten konnten.

Was den Schwaben auszeichnet, was ihn mit zum besten Deutschen macht, ist sein mit großer Gemütstiefe gepaartes Beharrlichkeitsvermögen. Er ist ein gefühlvoller Starrkopf, einer, der sich weder durch Redensarten noch artistische Feuerwerkskünste aus dem Sattel seiner Seelenruhe heben läßt, ein derber, bisweilen etwas geschwätziger, aber im Grunde seines Herzens edler und wahrhaft freundlicher Mensch. Man könnte ihn konservativ nennen, falls dieses Wort im Wirrsal des politischen Meinungskampfes nicht eine so häßliche Nebenbedeutung angenommen hätte; denn der Konservatismus des Schwaben ist kein in starrer Ignoranz ausartendes Rasse- oder Standesvorurteil, sondern ein instinktives Festhalten am Besten, was die menschliche Gesellschaft und menschliche Kultur im Laufe der Jahrhunderte erdacht und ersonnen hat. Es gibt Werte, deren Bewährung nicht erst immer wieder aufs neue erbracht



Oberensingen **Karl Stirner**

werden muß und die trotzdem nicht zur Gewohnheit geworden sind, Entwicklungstatsachen, die sich als existenzbestimmend, stamm- und staatserhaltend erwiesen haben und insofern — um ihrer immanenten Bedeutung willen — von keiner Tagesproblematik abhängig gemacht werden können. Diese Werte erkannt, gepflegt und erhalten zu haben, ist das hohe Verdienst des schwäbischen Menschen; und dieser Tugend ... vereint mit einem beispiellosen Wandertrieb ... verdankt unser Deutschland die Weltgeltung seiner Kultur in allen Zonen der Erde. Immer waren es Schwaben, die den alten Heimatboden verließen und hinauszogen in die entlegensten Weltteile, aber sie nahmen, mochte die Reise auch hingehen wohin immer das Schicksal es wollte, die Heimat mit und verwandelten fremde Erde in deutsche Erde, treue Pioniere ihres Volkes und ihrer Nation. Aber der Schwabe ist auch ein tapferer Mensch. Was die württembergischen Regimenter im Weltkrieg geleistet haben, davon ist in den Annalen des großen Krieges manches Ruhmesblatt zu finden. Und wie dereinst die Schwaben des Reiches Banner trugen, blieb dieses kräftige und ehrliche Volk auch in allen späteren Zeiten wahrhaft deutsch bis in die Knochen. Ein Schwabe war es, der die Herzen der deutschen Jugend für die großen Gedanken edler Menschenwürde und freien Bürgertums eroberte: Friedrich Schiller —, ein Schwabe war es, der, die ausgetretenen Wege des erdgebundenen Verkehrs verschmähend, luftige Brücken schlug von Land zu Land, von Volk zu Volk und von Erdteil zu Erdteil: Zeppelin. Zwischen diesen beiden Exponenten, die die Menschheit im Fluge eroberten, zeugen zahllose Namen für die geistige Regsamkeit dieses Volkes. „Hie gut Württemberg allewege" ist ein guter und ehrlicher Spruch. Er wird das Volk der Schwaben und mit ihm das ganze Deutsche Reich über Unbille und Kümmernisse siegreich hinwegschreiten lassen, auf daß wir bestehen mögen jetzt und immerdar — zum Segen und Preis unseres Reiches, unseres Volkes und unserer großen Kultur.

Arnold Weiß-Rüthel

Schwabenstädte

Alte Städtchen in Schwaben,
Der Neckar führt sie am Band,
Mit Turm und Mauern und Graben
Halten sie ewig stand.

Jedes hat seine Sage,
Seinen Schimpf und seinen Wein;
Sie wollen alle Tage
So — und nicht anders sein!

Glaubt nur nicht, daß sie schlafen,
Wenn sie zum Scheine ruhn,
Es rühren sich die braven
Und wissen, was sie tun.

Die Schwabenstädte sterben,
Die sieben nicht so gleich,
Und eh' sie würden verderben,
Verdirbt das Deutsche Reich.

Georg Schwarz

Hie gut Württemberg allweg!

Von Georg Schmückle

Zu Rübikon, im Gasthaus zum Ochsen saß ein bedrückter Mann.

Den Kopf in die aufgestützte Linke gelegt, zeichnete er mit dem Zeigefinger der Rechten drei Tropfen verschütteten Veltliners zu gestaffelten Hirschhörnlein aus.

Der Württemberger Herzog wars, der Vertriebene, der Vielgehaßte, der Vielgeliebte, dessen Bild im Spiegel der Geschichte schwankt, wie ein Binsenrohr im rinnenden Wasser.

Freudlos und ohne Ruhe irrte er an den Grenzen seines Landes auf und ab, zog in den Kantonen herum und fand keine Ruhestatt vor lauter Heimweh und Unrast.

Was in seinen Augen geschrieben stand, gab beiden Recht, denen, die ihn liebten und denen, die ihn haßten: Hoch und klar die Stirne unter dem rotblonden Haar, hell und offen das große strahlende Auge.

Und doch!

Wilde Sinnenfreude bezeugten die gewölbten Lippen und allzurasch schoß ihm das Blut in die bleiche Stirn, so daß der starke, klare Blick ins Flackern kam.

Dann hatte der rote Utz seine böse Stunde.

Daß der Gast fürnehmen Standes war, das hatte ihm der Wirt auf den ersten Blick angemerkt. Die drei Hirschhörnlein am Wehrgehenk kannte man in den Schwyzer Kantonen.

Ob der Herr nach Zürich wolle, zum Zwingli, fragte er, und fuhr, als keine Antwort kam, dienstbeflissen fort: drei Tage erspare man, wenn man über den Berg gehe. Der Knecht könne ja mit den Pferden um den Gebirgsstock reiten. Da sei just ein armer Teufel im Dorf, einer aus dem Württembergischen, dem ein paar Batzen wohl zu gönnen seien. Der könne den Herrn ohn all Fährnis über den Berg geleiten.

„Hol er ihn!"

Das war in einem Tone gesagt, den sie in der freien Schweiz nicht gewohnt waren.

Aber was ein rechter Schweizer Wirt ist, der gleicht seinen Ärger mit der Zeche aus.

Also holte er den Mann.

Das war ein Kerl, sieben Schuh hoch, hager und sehnig, das Gesicht mit der scharfen Hakennase durch eine flammende Narbe zerrissen, die gezackt, wie ein Blitz, über Stirn und Nase herunterfuhr.

Die beiden Männer erkannten sich auf den ersten Blick.

Beim Blutgericht über den armen Konrad war der Herzog an der Schranke gestanden und hatte zehn Stunden lang seinen harten Blick nicht von den armen Teufeln gelassen, die blutigen Aufruhr wider sein Regiment gemacht hatten.

Alle hatten sie vor ihm die Augen niedergeschlagen, bloß einer nicht, der hatte ihm höhnisch Widerpart gehalten.

Als zu Schorndorf auf dem Anger die Köpfe fielen, da war der mit der gezackten Narbe nicht darunter. Ein Sprung von der Stadtmauer in die dunkle Nacht hinein hatte ihm Kopf und Kragen erhalten und den Nachrichter um den Blutpfennig gebracht. —

Eine Stille war in die Stube gefallen, daß der Wirt betroffen vom einen zum andern blickte. —

Drein fiel des Herzogs Stimme hart und höhnisch: „Kotz der Böckelhanns! Hat sich der arm Kunrat ganz und gar verloffen in der Fryen Schwyz?"

Fuhr der Bauerntrotz dawider auf: „Bauer oder Herzog! Ist viel verloffen Volk im Land! Mein Kopf bin ich Euch schuldig blieben, Herr Herzog, dabei solls sein Bewenden han!"

„Und bistu mir dein Kopf schuldig blieben, so wirstu mir dein Schuldigkeit dannoch einmalen zahlen! Will dir darauf St. Johanns Segen kredenzen!" lachte der Herzog, „Würt, du sollst ihm ein Krug Veltliner bringen!" Dem Bauern fuhr der Brand ins Gesicht: „Trinket Euren Wein selber! Ich will sein müßig gan!"

Und mit schwerer Zunge: „Soll ich Euch ein Bescheid darauf tun, Herr Herzog, daß Ihr mein Bruder ohn Kopf zu seim Herrgott geschickt?"

Da aber kamen dem roten Utz die Augen ins Flackern: „Ei, so ist deim Bruder ein Recht geschehn! Wer hat ihn heißen ein Rürauf machen?! Itz putz dir die Ohren aus, Böckelhanns! Bistu nit unterthan dem Herzogen von Württemberg? Ei, so solltu ihn über den Berg führen, das ist mein Will und letzte Meinung!"

„Hoho!", wollte sich der Wirt einmischen, „Ihr seied in der fryen Schwyz, Herr Herzog!"

Der Böckelhanns aber fuhr ihm übers Maul: „Was wir zu rechten mit unserm Herzog, sell ganget ein Fremden ein Gansdreck an! Herr Herzog, machet Euch fertig, auf daß nit die Nacht über Euch komm! Ist kein gut Wandern mit eim, des Bruder man gerichtet!"

Da schüttelte der Wirt den Kopf über einen Bauern, der seines Bruders Blutrichter über den Berg führen wollte und über diesen, der den Gang wagte.

Schüttelte ihn, als der Herzog lächelnd die Wehr aus dem Gehenke nahm und sie dem Knecht gab, damit sie ihn nicht im Steigen behindere, schüttelte ihn noch, als die beiden Männer schon die gewundene Straße aufstiegen, die sich mählich im Geröll verlor.

Schweigend und finster stiegen sie auf.

Der Baumwuchs hatte lange schon aufgehört, da und dort streckten die Latschen ihre dürren Zungen ins Geröll, und man hörte nichts als das Rieseln und Schlagen des abrutschenden Gesteins.

Aber die Stille war voll unheimlichen Geschehens. Böse und gute Gedanken haben ihr unsichtbares Ringen im Raum.

Dem Böckelhanns aber setzten sie hart zu, die Toten vom armen Konrat!

Er murmelte und unterhielt sich mit ihnen.

Vor ihm ging mit eisigem Gleichmut der rote Utz, Furcht hatte der im Leben nie gekannt!

Da kamen sie zum abschüssigen Saumpfad, der zur Rechten abgrundtief abstürzte. —

Der Herzog drehte nicht den Kopf nach dem Manne, dem er den Bruder hatte richten lassen vom Leben zum Tode.

Den Böckelhanns aber gingen die Geister vom armen Konrad an, daß ihn der rote Utz schnaufen hörte — „stoß zu! stoß zu!"

Bis auf drei Schritte rückte der Böckelhanns auf. —

Der andere ging gleichmütig seines Wegs. —

Das war's ja, was die Schwaben an ihrem wilden Herzog liebten, über alle Unbill weg, die er ihnen antat, seinen unbändigen Mut!

Das war's ja, was sie ihm nie vergessen konnten, daß er ihres Blutes war und dies nie vergaß.

Dem Böckelhanns aber geschah's, daß er gegen irgend etwas ankämpfen mußte, damit sein Haß nicht ins Wanken komme.

Aufsteigende Freude, was doch für ein Kerl sein Herzog war!

Da mündete der Saumpfad in eine steinige Halde.

„Böckelhanns", sagte der Herzog, „du sollst mir ein Handvoll Schnees holen, dann mich dürst."

Sprachs und setzte sich auf einen Felsblock, derweil der Böckelhanns zu einem Schneetuch aufstieg, das unweit in einer Rinne lag.

Im Leide

Ich schell mein Horn in Jammers Ton.
Mein Freund ist mir verschwunden.
Ich hab gejagt, muß abelan;
das Wild lauft vor den Hunden.
Ein edel Tier in diesem Feld
hätt ich mir auserkoren,
das schied von mir, als ich wohl spür,
mein Jagen ist verloren.

Fahr hin, Gewild, in Waldes Lust.
Ich will dich nimmer schrecken,
mit Jagen dein schneeweiße Brust.
Ein andrer muß dich wecken
mit Jägersgschrei und Hundesbiß,
Daß du nit magst entrinnen.
Halt dich in Hut, mein Tierle gut.
Mit Leid scheid ich von hinnen.

Herzog Ulrich von Württemberg
1487—1550



Tübingen W. Friz

Er stieg leicht und frohen Atems auf, denn die Geister vom armen Kunrat waren über dem Abgrund zurückgeblieben, wie ein Hornissenschwarm, wenn ein kalter Wind anhebt.

Der rote Utz aber saß und schaute hinaus, weit über die Berge, dorthin, wo das Schwabenland liegen mußte.

Haß und Liebe, Härte und Milde lagen nahe beinander bei dem seltsamen Mann.

Und darum war auch seines Volkes Haß nichts als zornige Liebe!

Schwere Bedrückung, wilder Aufruhr, blutige Sühne rissen Abgründe auf zwischen der Landschaft und ihrem Herzog. —

Da hatten sich die Fremden eingemischt, waren ins Land gekommen und hatten den angestammten Herrn verjagt. —

Und es geschah, daß sie zusammenrückten, wie ein Mann:

„Was wir mit unserm Herzog zu rechten, sell ganget ein Fremden ein Gansdreck an!"

Und starr und ingrimmig standen sie zu ihrem wilden unberechenbaren Herzog. Hatte er dem Bauern die harte Faust ins Genick gedrückt, wenn sie Bauernrecht wider Herrenrecht stellten, so aß er doch an des Bauern Tisch wie mit seinesgleichen, wenn er hungrig und durstig auf der Jagd einkehrte.

Nun saß er hoch droben in den Schweizer Bergen und schaute brennenden Herzens nach seinem Land.

Und der ihm den Brocken Firnschnee hinhielt, wühlte ihm mit der Sprache der Heimat die Sehnsucht auf, schier nicht zum Ertragen!

Schweigend setzte sich der Bauer neben den Herzog.

„Böckelhanns", sagte der Herzog, „itz schneiden sie die Trauben im Remstal."

Alles hätte er sagen dürfen, bloß nicht, daß sie zu Schnait die Trauben schneiden!

Der Böckelhanns biß die Zähne zusammen, daß ihn die Kiefer schmerzten. Nach einer Weile, in der er trocken schluckte, stieß ers heraus:

„Zu Endersbach hats Wetter gschlagen."

„Woher weißestu, daß zu Endersbach das Wetter gschlagen?" fragte der Herzog.

Da erschrak der Böckelhanns darüber, daß er sich verraten hatte, denn die Flüchtlinge vom armen Konrat standen immer in heimlichem Einverstand mit der Heimat.

„Böckelhanns", sagte der Herzog, „so dir kund, daß zu Endersbach das Wetter gschlagen, ei, so kunnt dir leicht ein Posten zukommen sein, daß sie ein Bundschuh ufrichten im Land?!"

Der den armen Konrat niedergeschlagen mit Feuer und Richtschwert, fragte, ob die Bauern einen Bundschuh aufrichten, fragte nicht anders, als wärs eine Kirbe.

Dem Böckelhanns brannte die Narbe feuerrot auf im Gesicht: Ei, hätte er ihn doch in den Abgrund gestoßen!

Der rote Utz aber schaute unentwegt dorthin, wo seiner Väter Land lag. —

Und mit einem brachs aus ihm heraus: „Heim will ich!"

Wild, zornig, ein einziger Wehschrei!

„Heim", murmelte der Böckelhanns, „heim!"

Und abermals nach einer Stille der Herzog: „Böckelhanns, so meine Pauren die Österreicher von der Platten wöllten fegen, beim heiligen Gott, ich will mir das Haar lassen scheeren als ein Pauer!"

Und wieder ein Aufschrei: „Stiefel oder Pauer! Ich will heim!"

Da hatte der Böckelhanns seinen Herzog wieder gefunden und nun schrie aus ihm das Heimweh, ganz hastig stieß ers heraus:

„Wol, wol, Herr Herzog, itz brennent die Fuier im Wingert. Wisset Ihr noch, wie Ihr mit der Bäckersann durch die Flamm gesprungen und hernach ein Maß Schnaiter auf ein Zug austrunken?"

Da lachte der rote Utz lauthals sein gutes Lachen:

„Hats der Schulthes wöllen nachmachen und war so steif als ein Besenstiel, also daß man ihn auf eim Bügelbrett hatt müssen heimtragen."

Und Bauer und Herzog lachten, daß die Felswand es siebenfach weitergab.

Dann stiegen sie selbander zu Tal, schweigsam und voll innerer Freude. An die brennenden Buchenwälder, an Hirschbrunst und Sauhatz dachte der eine, an den reifenden Wingert und fröhliche Kirchweih der andere.

Drunten aber sagte der Herzog: „Böckelhannes, du bist getrew gewest am heutigen Tag, ich will dir ein guten Lohn geben."

„Den Lohn han ich mir nit verdienet, Herr Herzog, dann der Tuifel hat mich übel versuchet in der Höh und so Ihr das Wörtle vom Traubenschneiden nit gesprochen, der Böckelhanns het leichtlich seines Bruders gedenket zur bösen Stunden. —

Dannoch, was den Krug Veltliners anlanget, so ich am Morgen geweigret, uf den Obed kunnt er mir wohl schmecken, so's Euch nit gereuet und Ihr mirs verstattet, etlich gute Fründ zu laden."

In der rauhen Stube zu Velti saß der rote Utz und mit ihm ein rundes Dutzend Vertriebene vom armen Kunrat.

„Wohl, wohl, der Heimet wurt keiner ledig", Strümpfelbach, als der rote Utz gegangen war, murmelte der alte, weißhaarige Anwalt von

Die andern nickten dazu.

Als der Herzog in sein Land einbrach, da stürmten in den vordersten Reihen die Landesvertriebenen vom armen Konrat.

Schwabenart

Von Heinrich Lilienfein

Ein Kopf, versonnen und eisenhart,
Ein Herz, auflohend und flaumfederzart:
Wo sich so Seltnes zu Seltnem paart,
Da grüß' ich die echte Schwabenart!

Besuch bei Hölderlin

„Heute besuchte ich Hölderlin, mit Wurm. Wir stiegen enge Steintreppen zum Neckar hinab und trafen da einen beschränkten Straßenwinkel an, zu dem ein ordentlich gebautes Haus den Hintergrund bildete. Die vor der Tür aufgestellten Tischlergerätschaften zeigten uns an, daß wir an unsrer Stelle seien. Wir stiegen eine Treppe hinauf, als uns gleich ein wunderhübsches Mädchen entgegentrat, die uns fragte, zu wem wir wollten. Die Antwort ward uns erspart; denn eine offene Tür zeigte uns ein kleines geweißtes amphitheatralisches Zimmer, ohne allen gewöhnlichen Schmuck, worin ein Mann stand, der seine Hände in den nur bis zu den Hüften reichenden Hosen stecken hatte und unaufhörlich vor uns Komplimente machte. Das Mädchen flüsterte: ‚Der ist's!' Die schreckliche Gestalt brachte mich in Verwirrung. Ich trat auf ihn zu und richtete eine Empfehlung von Hofrat Haug und Oberfinanzrat Weißer aus. Hölderlin lehnte seine rechte Hand auf einen an der Türe stehenden Kasten. Die linke ließ er in der Hosentasche stecken; ein verschwitztes Hemd hing ihm über den Leib, und mit seinem geistvollen Auge sah er mich so mitleids- und jammerwürdig an, daß mir's eiskalt durch Mark und Bein lief. Er redete mich nun: ‚Eure königliche Majestät' an. Seine übrigen Töne waren teils unartikuliert, teils unverständlich und mit Französisch durchworfen. Ich stand da wie ein Gerichteter; die Zunge starrte, der Blick dunkelte, und mein Innerstes durchzuckte ein furchtbares Gefühl. Oh, vor sich den genialsten, geistreichsten Mann, die größte reichste Natur in ihrem gräßlichsten Falle zu sehen; einen Geist, der vor zwanzig Jahren die Fülle seiner Gedanken so unaussprechlich zauberartig hinhauchte und alles anfüllte mit der Tiefe seines dichterischen Strudels, und der jetzt keine einzige klare Vorstellung, auch nicht von den unbedeutendsten Dingen hat! Oh, sollte man da nicht Gott anklagen? Wurm war gefaßter als ich und fragte ihn, ob er den Hofrat Haug kenne. Er war genau mit ihm bekannt. Hölderlin neigte sich, und aus dem unvernehmlichen Tonmeere klangen die Worte: ‚Eure Majestät ...' Hier sprach er wieder französisch, sah einen an und machte Komplimente. ‚Eure königliche Majestät, das kann, das darf ich Ihnen nicht beantworten!' — Wir verstummten. Das Mädchen rief uns zu, nur mit ihm weiter zu sprechen. Wir blieben unter der offenen Türe stehen. Nun murmelte er wieder: ‚Ich bin eben im Begriff, katholisch zu werden, Eure königliche Majestät!' Wurm fragte, ob er sich an den griechischen Angelegenheiten erfreue (der Griechenaufstand). Hölderlin umfaßte einst die Welt der Griechen mit dem trunkensten Enthusiasmus! Er machte Komplimente und sagte unter einem Strom von unverständlichen Worten: ‚Eure königliche Majestät, das darf, das kann ich nicht beantworten!' Das Einzigverständige, was er sprach, war eine Antwort auf Wurms Worte, er habe in seinem Zimmer eine gar angenehme Aussicht ins Freie, worauf er antwortete: ‚Ja, ja, Eure Majestät, schön, schön!' Nun aber stellte er sich mitten in sein Zimmer und neigte sich unablässig fast bis zum Boden, ohne etwas anderes zu sagen als: ‚Eure königliche Hoheit, die königlichen Herrschaften' usw. Wir konnten nicht länger bleiben und eilten nach einem Aufenthalt von fünf Minuten in die Stube des Tischlers."

*

AVE MARIA

Untersank, o Roma, die Sonne deinen
Siebenhügeln. Langsam erscheint die Nacht
schon
und ein Tag verschwindet von deinem Leben,
Ave Maria!

Deinem Leben! welch' ein Gedank', o Roma,
aufbewahrt im Buche der Ewigkeit ruht
jeder deiner Tag', und die Weltgeschichte
deine nur ist sie!



Also, Allumarmende, streckt der Vater
seine Arm', Okeanos um die Erde,
ihnen sinkt die scheidende Sonn' entgegen,
Ave Maria.

Welch ein Ernst! wie wandelt die Nacht,
die alte,
deines Schicksals Geist zu vergleichen, aus
des
Colosseums schreckhaft geborstnem Sarge
dämmernd hervor schon!

Hell entstrahlt, gebadet im frischen Nachtblau
Jovis Stern dem Himmel, mit Wehmut
blickt er
seine Tempeltrümmer am Capitol an,
Ave Maria.

Halb im Mondschein, halb in der Dämmerung
schon
graut der Stiere säulenbedecktes Schuttfeld,
und im Zwielicht wandelt noch eines Mönches
einsamer Schatten.

Und von hundert Kirchen zumal ertönet
fern und nahes Glockengeläut dem Tage
schwermutsvoll und feierlich noch sein Grablied,
Ave Maria.

W. Waiblinger

Dumpf antwortend folgt ein gewalt'ger Nachhall
in der Seel', ein betend Gefühl, als klängen
eben drei Jahrtausenden dieser Roma
Glocken zu Grabe.

Und man denkt der Stunde, da vors Gericht sie
treten, wenn der ewigen Stadt und mit ihr
auch der Welt zum letztenmal schaurig tönet:
Ave Maria.

W. Waiblinger

HOCHSOMMER

VON WILHELM SCHUSSEN

Wie es aus allen Feldern glüht
Den süßen Wanderweg entlang,
Und wie es auf den Wiesen blüht
Im Ohmdgras noch in heißem Drang!

Es zirpt und zirpt der Grillen Schar,
Und Hummeln brummen ihren Baß,
Und Bienen summen immerdar
Ihr Lied vom vollen Honigfaß.

Es flimmert alles Ährenfeld
Wie lauter Glut und lauter Glanz,
Und Wölklein wehen ob der Welt
Aus lauter Schmelz und Schimmer ganz.

Im Rebentale sitzt ein Mann
An einem Bach auf einem Stein,
Schreibt einen Vers, entschläft alsdann
Und sieht das Wasser schon als Wein.

Chronos

Wie schnell, o Chronos, rollet dein Wagen,
von stürmenden Winden getragen
durch dein weites Gebiet!
Es rasseln und donnern die Räder
durch den weichenden Äther,
daß die Achse glüht.
Hoch stehst du mit herrschendem Blicke,
das Sandglas in der Hand,
ein Sturmwind treibt dein Gewand
und dein Haupthaar wie Wolken zurücke.
Königreiche fallen, wenn dein Zepter winkt;
und das Felsenhaus des Tyrannen sinkt,
unter deinem Wagen wanken Wiegen,
wo mit morgenrötlichen Zügen
künftige Geschlechter liegen.

Ch. F. D. Schubart

MYTHISCHER MORGEN

VON GEORG SCHWARZ

Im Dämmer kräht der erste Hahn;
der Bergwald zeigt Konturen;
im Talgrund fahren langsam an
die ersten Holzlastfuhren.

Ein Habicht kommt zur Beutesicht
spiralend aus der Wolke,
sein leiser Schrei klingt wie Verzicht —
zum Trost dem Flattervolke.

Süß bläst im Wald der alte Pan
beim ersten Hauch der Frühe,
und läutend steigen hügelan
die buntgefleckten Kühe.

Ins dämmernächtge Schattenhaus
folgt Luna den Gestirnen,
und lächelnd gehn die Horen aus
im Schritt der Bauerndirnen.

Heinrich Lilienfein:

OFFENBARUNG

Es war an der Somme. Dort, wo der Krieg ein weites, lachendes, saatschweres Land in die trostloseste Wüste der Welt verwandelt hat. Ein trüber Tag, an dem die Wolken die sengende Sommersonne eingeschluckt hatten und doch der lechzenden Erde den Regen nicht schenkten, den sie verhießen. Staub trieb in weißen Fahnen auf den Straßen; Staub lag — eine fahle Schicht — über dem kargen Gras, den wuchernden Disteln, den spärlichen Blüten von Steinklee und Johanniskraut, die sich aus dem Schutt hervorzwängten. Durch verlassene Schützengräben, über dichtes, rostiges Stachelgedräht klettere ich hangauf und hangab. Irgendwo mußte da ein Kirchhof liegen, den ich vor zwei Jahren durchwandert hatte. Ein Kreuz, hochragend, aus silberrindigem Birkenholz gezimmert, machte ihn fernhin kenntlich. Heute war mir's gewesen, als hätte ich das Kreuz auf der Höhe zwischen verworrenem Buschwerk aufleuchten sehen. Nun hatte ich die Höhe erklommen. Aber nirgends konnte ich das Kreuz entdecken. Nur Wildnis ringsum: Granatloch bei Granatloch; grelle Kalksteinhaufen; drüben die nackten Stümpfe eines gestorbenen Waldes; ein paar weidende Pferde. Draußen, hinter dem Wald, murrt und brodelt die Schlacht. Zu Häupten der bleierne, erbarmungslose Himmel ...

Der bleierne, erbarmungslose Himmel! Mein Auge irrt über die Wüste zu seinen grauen Rändern; von seinen Rändern empor zu seinem grauen Gewölbe. Entsetzen packt mich. Eisige, grauenvolle Erkenntnis krallt sich in mein Herz, duckt mich, wirft mich auf die nächste dürftige Grasnarbe. Narr, der ich bin — das Kreuz zu suchen, das hochragende, silberrindige. Nicht nur der Wald ist gestorben mit seinen kahlen Baumkrüppeln; nicht nur die Erde ist tot, die verstäubte, entgrünte, von tausend Eisenschlägen zerrissene: erloschen ist alles Licht der Welt; erloschen, was dieses Sternes Stolz und Zweck war — Geist, Würde, Schönheit; erloschen das Köstlichste: der Gott, der die Liebe ist, und mit ihm der Sinn der Welt und alles Seins. Gefallen, verblichen, verschollen wie sein Kreuz, das silberrindige, hochragende ...

Jeden Suchens müde, gleichgültig, trete ich durch die gähnende Leere den Rückweg an. Kaum acht' ich auf Richtung und Ziel. Und mit einemmal sperrt mir wirres Gebüsch den Weg. Ich hebe die Augen: jenseits reckt groß und leuchtend das Friedhofskreuz seine birkenen Arme. Nun ich nicht mehr suchte, hatte ich gefunden.

Ein paar Schritte, und ich wandere zwischen Gräbern. Zur Rechten lese ich deutsche, zur Linken französische Namen. Ein kecker Falter mit samtbraunen Flügeln schweift zwischen beiden, trinkt dort aus wilden Reseden, hier aus blauen Immortellen. Hüben und drüben streichelt derselbe matte Wind die Gräser ... Ein Name macht mich stutzen. Ich lese ihn noch einmal: „Reindörfer, Anton. Gefallen am 25. August 1916." Reindörfer? Und das Datum? Es stimmt. Zufällig habe ich den Mann gekannt. Zufällig kenne ich seine Geschichte, die mir jetzt durch die Erinnerung zuckt. Ich sehe eine kleine, untersetzte Gestalt auf kurzen Beinen. Einen dicken, blondschopfigen Kopf mit abstehenden Ohren, niedriger Stirn, rosigen Backen. Die Augen blinzeln blöde, um die breiten Lippen liegt ein immerwährendes Lächeln, das spöttisch scheint und doch hilflos dumm ist. Ein Ohrfeigengesicht. Von fast einem Dutzend Kindern eines oberschwäbischen Bauern war der Anton Reindörfer das jüngste, am schwächsten begabte. Mit Ach und Krach, mit Stößen und Hieben war er durch die Schule gekommen. Was er angriff, war verkehrt; wenn er nicht dachte, gab's ein Unglück, wenn er dachte, ein gedoppeltes. Und das schlimmste war: immer hatte es den Anschein, es wäre Bosheit, was bloß Beschränktheit war ... Daheim konnten sie ihn nicht brauchen. In der Lehre behielt ihn kein Handwerker, und erst recht kein Kaufmann. Mittlerweile wuchs er sich aus, und es kam der Krieg. Er wurde Soldat. Als er ins Feld mußte, dachten recht viele bei sich: um den wenigstens wär's kein großer Schaden, wenn —. In der Kompagnie blieb er, was er im Dorf gewesen und geblieben war. Der Dümmste und Überflüssigste von den Dummen und Überflüssigen. Ein so miserabler Muskot, daß selber die, die es gut mit ihm meinten, sich über ihn ärgerten. Dabei schien er gefeit gegen Kugel und Granate, gegen Bombe und Gas. Wenn alle zu Schaden kamen — er witschte durch, heil und lächelnd. Solche, die zehnmal mehr wert waren, hoffnungsvolle, aufgeweckte, helläugige Burschen, ernste, verläßliche Väter und Söhne — die nahm es, die deckte längst der Rasen. Wo blieb der Sinn in diesem blutigen Spiel, das die Besten fortriß und die Schwächsten, um die keine Träne vergessen worden wäre, behütete wie unersetzliches Gut? ... Und dann, an einem Abend, eben am 25. August, saßen sie ihrer zehn im Stollen beisammen. Der Gesprächsstoff war im Versiegen, und man tat, was man als Letztes und aus Langeweile tat: man trieb seinen Ulk mit dem Reindörfer. Wie man im besten Zug war, fuhr eine schwere feindliche Granate mitten auf den Stollen. Ein dumpfer Krach, fliegender Staub, prasselnde Erde, und alles war still. Die zehn im Stollen waren verschüttet ... Von rechts und links kamen sie gelaufen. Ein fieberhaftes Arbeiten begann. Der erste, den sie fanden, lag, leicht gekrümmt, vornübergefallen und rührte sich nicht. Die anderen neun lebten und wurden geborgen. Der erste, der Tote, war der Anton Reindörfer: unter der Krümmung seines Leibes war der Luftzug hindurchgestrichen, der seinen neun Kameraden Atem und Leben erhalten hatte. Im Leben hatte er nichts getaugt, im Tod hatte er neun Männern das Leben gerettet; so unnütz er war und so blöd er lächele. Seltsam: war er dafür vom Schicksal aufgehoben worden? Die neun Überlebenden schienen es so zu verstehen, denn sie vergaßen es nicht. Davon zeugte das liebevoll geschnitzte Kreuz auf seinem Grab und die besonders schön gemalte Inschrift. Davon zeugte auch der, der mir mit merkwürdig gehaltener Stimme den Vorgang erzählte.

Ich stand lange vor seinem Grab. Ich sah hinüber zu dem hochragenden, hellen Birkenkreuz. Weit in die Runde sah ich, über den einsamen Steppenfriedhof weg, über die weite Wüste der Granatlöcher und empor zum bleiernen Himmel. Eine Lerche zwitscherte zaghaft zwischen Schutt und buntblütigem Unkraut. Und mir war es, als läge ein lichter Schimmer über dem fernen, gestorbenen Wald und als duftete die gestorbene Erde von junger, kommender Saat. Als huschte schüchtern das Licht durch die Welt. Als wäre sie nicht tot und auch der Gott nicht, der die Liebe ist und der Sinn der Welt. Nur verborgen war alles und verschleiert. Aber eines Tages mußte es offenbar werden, wie es sich geoffenbart hatte an dem sinnlosen Leben und sinnvollen Sterben des Anton Reindörfer. Und dann blaute wieder der sonnige, erbarmende Himmel über dem erlösten Sein ...

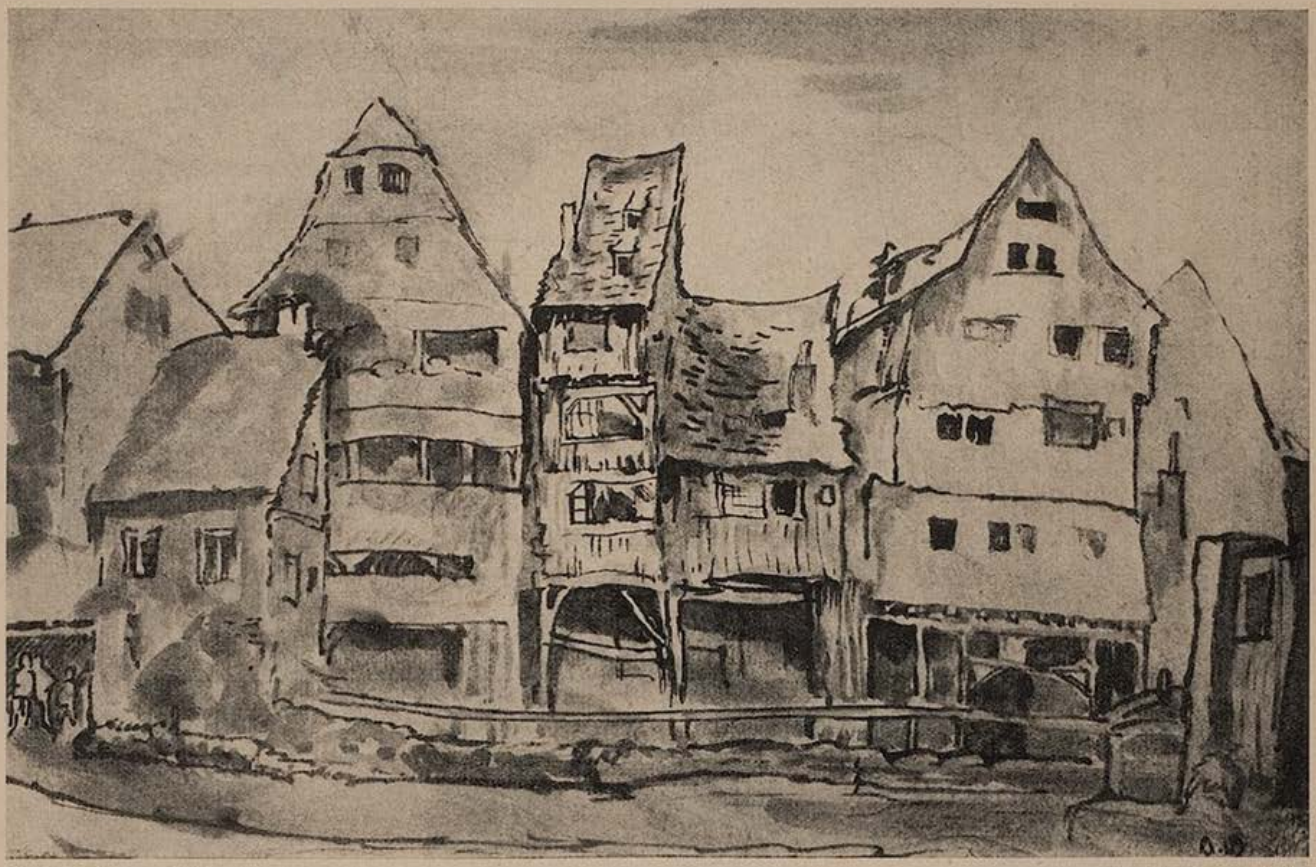


Heinrich Lilienfein

Spruch

Was andre meinen, auch zu meinen, ist nicht schwer;
Nur immer anders als die andern meinen — auch nicht sehr ...
Weißt du aus eigner Kraft, mit mutig-stillem Wagen
Dort ehrlich Ja, hier ehrlich Nein zu sagen —
Gleich, ob dich alle loben oder keiner — —:
Dann bist du Einer!

H. Lilienfein



Schwabenstädtchen — A. Vollmar-Ulm

DIE LICHTTRÄGERIN

Von Auguste Supper

Es ist eine alte prachtvolle Geschichte von dem Lichtlein, das als Kerzenflamme von Land zu Land und von einem Jahr ins andere getragen werden muß.

Diejenigen, die diese Mission jemals zu erfüllen hatten, oder heute erfüllen, haben nichts zu lachen. Auf ihren Weg müssen sie achten, damit sie nicht stolpern und fallen, und das Lichtlein müssen sie im Auge behalten, müssen es beschützen vor jedem Lufthauch und vor jedem Angriff Böswilliger.

Nun geschahs, daß im Frühling, wenn auf den Wiesen und an den Wegrainen der Löwenzahn verblüht und dann zu den wolligen Kugeln wird, die die Kinder in Zainingen und anderswo in Schwaben „Lichtle" nennen, daß da des Bürgermeisters dreijähriges Liesele — vielleicht hieß es auch Mariele, es ist schon lang her und man weiß es nicht mehr so genau — unter die Lichtträger ging.

Das kleine goldhaarige Dinglein wußte wahrscheinlich, wie so mancher aus dieser Bruderschaft, gar nicht so recht, was es da auf sich nahm. Es folgte nur seinem innersten Herzensdrang, als es auf der Wiese hinter seinem Vaterhaus solch ein Frühlingslichtlein abbrach und es, den strahlenden Blick unverwandt darauf gerichtet, hinaustrug auf den staubigen Weg und weiter, immer weiter.

Niemand war da, der mitansehen konnte, wie das kleine Mägdlein nach und nach in sein Amt hineinwuchs. Wie das Strahlen in den schönen blauen Augen sich wandelte zu einem tiefen hingegebenen Ernst, zu einer Benommenheit von der Aufgabe, die schließlich eine ganze Welt mit all ihren Lockungen und ihren Fallstricken verachtet und vergißt über dem einen.

Niemand war dort draußen, wo Wiese an Wiese sich reiht, jede ein Blütenmeer, von Bienen übersummt, von leisen Wohlgerüchen überstrichen. Wo der Bach so eigentümlich still, fast ölig, unter ausgewaschenen Ufern dahinzieht; wo er, sei es aus innewohnender Tücke, sei es heute auf höheren Befehl, vorübergleitet, ohne das sonst übliche warnende Murmeln und Gluckſen hören zu lassen.

Aber wenn er auch gewarnt hätte — das versunkene Kind wäre nicht zu erwecken gewesen aus jenem geheimnisvollen tiefen Traum oder Rausch, zu dem für jeden Berufenen und jeden echten Lichtträger seine Aufgabe zuletzt wird.

So und nicht anders muß es dann geschehen sein.

Aber laßt euch jetzt nicht beikommen zu jammern!

Das Mägdlein trug, als man es nach langem Suchen ertrunken auffand, sein Lichtlein noch in der kleinen erstarrten Hand, und das allein ist ja, auf was es ankam und ewig ankommen wird.

Wäre das Liesele oder das Mariele auch hundert Jahre alt geworden, der Schluß seiner Erdentage hätte nicht stolzer sein können.

Leicht aber wäre möglich gewesen, daß sie in irgendeiner bösen Stunde der langen Lebensjahre ihres hohen Amtes vergessen hätte, oder darum betrogen worden wäre, so daß sie dort mit leeren Händen angekommen wäre, wohin das Kind sein Lichtlein hatte tragen dürfen.

Gebet

Laß schaffen mich, so lang es Tag,
auf deinem Feld mit Hack' und Spaten.
Gib, daß ich froh mich regen mag,
und laß die Frucht für dich geraten.

In Schweiß und Mühe laß mich nicht
am Übermaß vorzeit ermatten.
Und wenn die Mittagssonne sticht,
birg mich in deinem kühlen Schatten.

Das Licht, das aus der Heimat winkt,
laß mich zur Dämmerstunde sehen.
Und laß mich, wenn die Sonne sinkt,
an deiner Hand nach Hause gehen.

Anna Schieber



Hermann Hesse

HELMUTH GAUPP-TURGIS:

KRITIK

Im Jahre 1914 lagen die Tübinger, die 180er, vor Thiepval in Nordfrankreich, im Pas de Calais. Die Franzosen lagen ihnen gegenüber. Beide taten sich nicht weh. Es war keine Munition da und ein dichter Nebel.

Am 18. Oktober, morgens gegen sechs Uhr, stand der Märte aus Rexingen im vordersten Graben, in der Sappe. Den Kragen hoch, das Gewehr angelegt, kein Schuß fiel. Da kam den Schwaben die Lust an, und er pfiff sich eins, aus lauter Langeweile und Heimweh: „Ich weiß nicht was soll es bedeuten" und den „Ulmer Fischermarsch".

Zehn Meter vor ihm stand ein anderer Soldat, auch in der Sappe, aber ein Franzos' aus Albert, mit nicht weniger Langeweile und Heimweh. Als der den Feind pfeifen hörte, dachte er: „Oh lala", spitzte den Mund und pfiff sich auch eins: „Joli tambour" und „allons enfants". Das dauerte so seine Zeit.

Auf einmal hört der Franzose auf, und schreit: „Merde! Merde! Filou! Filou!" Der Schwabe hört: „Märte" denkt: „Ha, der kennt mich", zieht seine Uhr und schreit zur Antwort: „Halberter sechs, Herr Nachbar!" Dann pfeift er weiter, im höchsten Ton.

Plötzlich pfeift's anders. Der Franzose schießt, der Tübinger schießt wieder, beim dritten Schuß hat der Märte eine im Kiefer, beim fünften Schuß ist der aus Albert tot. Im Lazarett sagt der Märte am anderen Tag: „Kunstverstand hent se, d' Franzosa (schüttelt den verbundenen Kopf und stottert weiter): „Mei hoh's C war falsch ja em Pfiff. Aaber deswega schießt m'r doch net glei". Zu allem Schaden hatte er noch den Spott. Er bekam drei Tage Loch wegen Pfeifens auf dem Posten.

Das Merkwürdigste aber an dieser Geschichte ist, daß es schon das zweitemal war, daß ein Franzose einen Schwaben einen „dreckigen Lumpen" geheißen hat, einen Filou und der Schwabe glaubte, er werde gefragt, „wie viel Uhr?" Das erstemal ist das im Jahre 1790 am Rhein geschehen. Hebel hat es in den Erzählungen des „Rheinischen Hausfreundes" berichtet.

Leben einer Blume

Aus grünem Blattkreis kinderhaft beklommen
Blickt sie um sich und wagt es kaum zu schauen,
Fühlt sich von Wogen Lichtes aufgenommen,
Spürt Tag und Sommer unbegreiflich blauen.

Es wirbt um sie das Licht, der Wind, der Falter,
Im ersten Lächeln öffnet sie dem Leben
Ihr banges Herz und lernt, sich hinzugeben
Der Träumefolge kurzer Lebensalter.

Jetzt lacht sie voll und ihre Farben brennen,
An den Gefäßen schwillt der goldne Staub,
Sie lernt den Brand des schwülen Mittags kennen
Und neigt am Abend sich erschöpft ins Laub.

Es gleicht ihr Rand dem reifen Frauenmund,
Um dessen Linien Altersahnung zittert;
Heiß blüht ihr Lachen auf, an dessen Grund
Schon Sättigung und bittre Neige wittert.

Nun schrumpfen auch, nun fasern sich und hangen
Die Blättchen müde überm Samen-Schoße.
Die Farben bleichen geisterhaft: das große
Geheimnis hält die Sterbende umfangen.

Hermann Hesse

Schwäbische Sprichwörter

Aller Anfang ischt schwer, bloß beim Lompesammla net.

Alles, was reacht ist, aber a Henn om fufzeah Mark ischt z'teuer.

's ißt koi Bauer ebbas og'schmalza; er schneißt's vorher en Dreck.

Do kommt dr Gulde auf achzeah Batza (von einem Geschäft, das sich nicht rentiert).

's ischt nergeds schöner als dahoim, ond wenn's no a Sauschtall ischt.

Wenns ufs Schaffe a'käm, wär dr Esel reicher als dr Müller.

Jeder Hof kann en Lompe vertrage, bloß dr Bauer därfs net sei!

*

Die Schwaben sind zornig. Muß namentlich vom Neckarwein kommen, der bös macht ... was ein rechter Schwab ist, wird nie ganz zahm.

Fr. Th. Vischer

D' Leut lernt mr net en dr Kirch kenne.

E jedweds Häusle hat sein Kreuzstock.

„Gelt Vatter, mier Reiche nennet enander, de Arme söllets au so mache!" hot sell Mädle gsait.

Wenn mr net ist wie d'Leut, no gohts oim au net wie de Leut.

Dear ist soviel als dr Mausdreck em Kemmich.

Pfui Teufel, ischt des guat!

Unterm grünen Besen

Es hat der Wein, der an den sanften Hügeln des Neckars wächst, nichts von der milden Lieblichkeit seines Bruders von der Mosel, nichts von dem seltsam funkelnden Feuer des Pfälzers, nichts von der dunkel schimmernden Blüte des Tropfens, der von den Hängen um Würzburg kommt. Den Keltern Württembergs entsteigt ein rauheres Aroma, der Gaumen fühlt sich derber, heftiger, unmittelbarer berührt: der Neckarwein ist ein struppiger, ruppiger und ungestümer Gesell. Doch mag ihm auch die adlige Politur nicht eignen, so hat er dafür eine biedere Kraft und aufrichtige Herzlichkeit, die seinen Konkurrenten mangelt. Es steht mit ihm genau wie mit dem Landsmann, Ritter von Berlichingen, der unter seinem harten Panzer die Seele versteckt... die Heimatseele, die mit dem dritten oder vierten Glase des Lauffener Riesling, des Untertürkheimer Trollinger, in einem Strömen herber Lauterkeit als Offenbarung in dich eingeht.

Aber begib dich tunlichst an die Quelle bitte, mitten ins liebliche Land dieses urteutschen Tropfens (mit dem härtesten „T"!), und bleib' dabei nicht allein.

Weißt du, was eine „Besenwirtschaft" ist? Wenn's Frühjahr seinem Ende zugeht, die neue Ernte näherrückt, stecken die schwäbischen „Wengerter" hintereinander aus ihren Häusern die grünen Besen heraus, mit denen sie den Kundigen winken: zum Inventurausverkauf ihrer Keller, um schleunigst die Fässer zu leeren, Platz zu schaffen für den Neuen. Sie räumen die eigenen Wohnstuben aus und laden hier jeden, den es dürstet, am ungedeckten Holztisch zu Gast.

Was, „Weinkarte"?

„Mir henn halt an Weiße un an Rote un damit baschta. Prima aiges G'wächs!"

Naturrein in der Tat, ungeschminkt, ehrlich und schlicht ist alles hier, innen wie außen. Ha, es bedarf unsere Geselligkeit im „Schwabaländle" nicht der Schrammelmusik des Heurigengartens. In diesen Bacchanalen der Lust, in denen jedermann jedermann kennt, hat jeder jeden herzlich lieb und mit dem Schwinden der Zeit immer lieber. Wer schon erfahren ist, der „unterlegt" zur rechten Zeit mit einem Ripple, der Hausmacher Wurscht oder dem Emmentaler Käs. Darüber füllt sich Viertele auf Viertele gluckend zu Litern in den seligen Bäuchen.

„Mädle, schnell, lösch mei Feuer, 's brennt gottsallmächtich!" hört man aus Ecken wollüstig schnaufen. Bald ist's soweit, daß sich schon beinahe alle im Rundgesange einen: „Zwischa Stuagart un Cannstatt, do isch a Tunnel, wemmer reikommt, wärds dunkel, wemmer rauskommt, wärds hell!" Und öffnet sich vor einem Nachzügler die Tür in diesen Schwabenhimmel, in dem bereits Entrückte sitzen, so jubeln ihm diese im Chore zu; es funkeln förmlich die rauhen, kernsauren Laute urfroher Herzlichkeit: „Himmelschduagartkreizelement, Karle, zum Dunderwetter, bisch ah endlich do!"

Nie fehlt's an nagelneuen Schwabenstreichen, die durch beseligte Gemüter schütternd die Runde machen:

Da isch doch geschdern der Auguschd aus der Besawirtschaft haamkumma, legt sich nebe sei Fraa, betatscht sei Amrale im Halbschlaf no zärtlich — „gut Nacht, mei liawe Anna, du bischd halt doch die beschd'" —, und wie er am Morcha druff in der Früh uffwacht, hat er im Schweinestall nebe der Mastsau gelege. Haha.

Vom Ernschtle seiner Karoline verbürgt man die wahre Gschichd: Jüngst, Sonntag war's, hat der Ernschtle zur Karoline g'saacht: „Jetzd kenne m'r anander scho iewer a Johr, m'r kennda doch jetzd endlich Schmollis mache!" — „Noi, noi, des gibts sei net", hat da d' Karoline proteschtiert, „'s Gras isch naß, un ih hab doch mei nei's Kleid ah!"

So jagt ein Witz den andern im schwäbischen Dekamerone dieser Stunde. Und es mag sein, daß aus der gleichen „Sengschdond" ein paar da sind, die mit Gemüt, Baß und Tenor noch beinah kundig stufend, beginnen: „Uffm Wasa grasa d' Hasa, onter'm Wasser gamba d' Fisch".

Uuuähääh! jault es elegisch-trunken aus einer Ecke.

„Ha, Raddle, was plärrscht denn alleweil?"

„Der plärrt", erläutert einer, da Raddle nicht vernehmungsfähig ist in seinem Schmerze, „der plärrt, weil er so alt isch un hat sei Hinterdaal no net g'sähe!"

„Ha, laß'n plärre, den Allmachtsdackel!" Haha...

Else Rüthel

Dr Schäfer

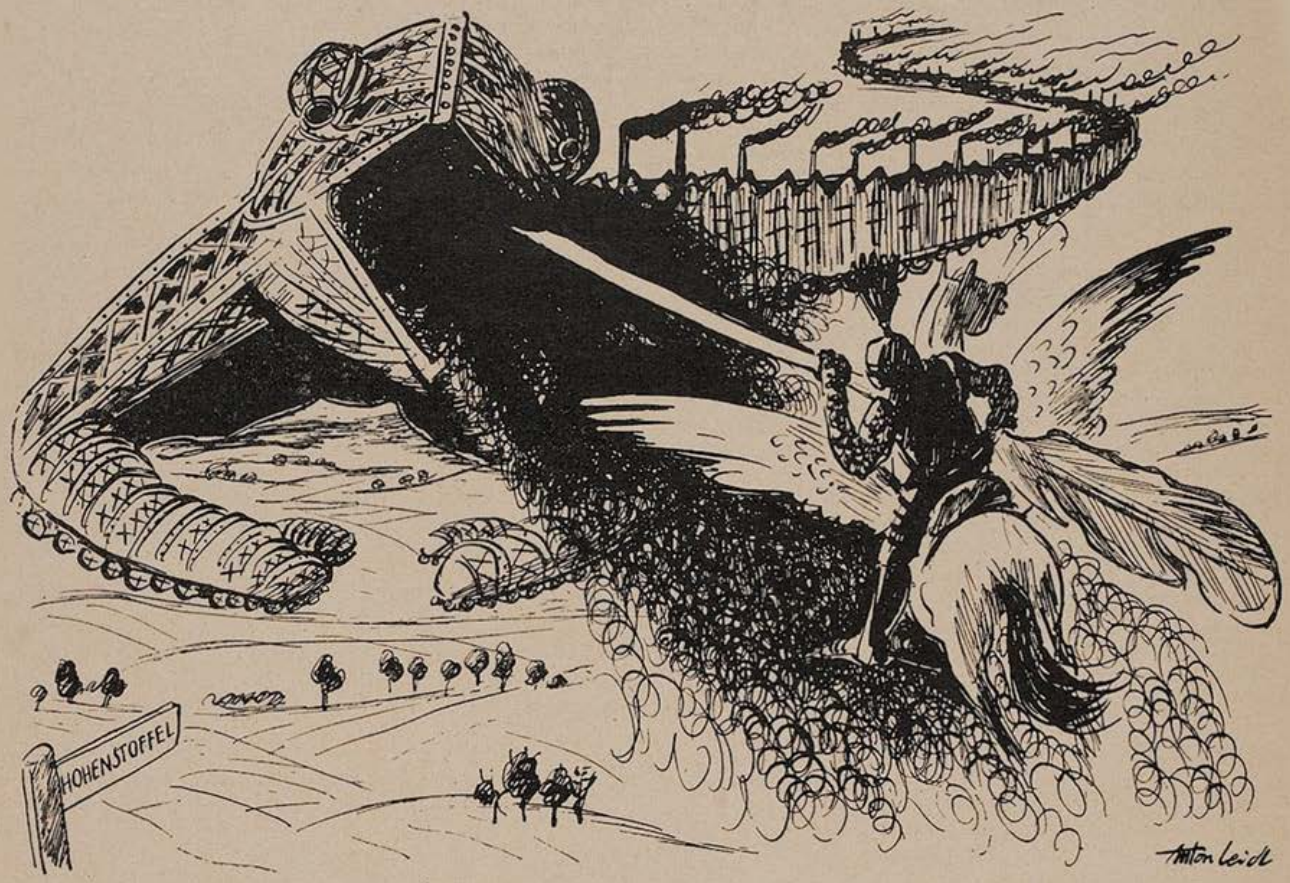
Von Sebastian Blau

En schwaarze' Schäferkittel a',
e' Schipp, daß r se hebe' ka',
en Schlapphuat uf, en Reng em Aohr,
de' Messergriff em Stiefelraohr —
so stoht r onter seine Schof
ond regt se et, ma' moa't, r schlof.
r naget a' me' Grashalm ond
hetzt h'a ond do uf d'Schof de' Hond.
So still isch, wenn dr Hond et bellt,
als sei sust neamed uf dr Welt,
nao ear, dr Schäfer, ganz alloa'
mit Wolke', Schof ond Gras ond Stoa'...



Hölderlin-Turm in Tübingen — W. Friz

Anton Leidl



Der Kampf mit dem Drachen

Der Dichter Ludwig Finckh führt seit Jahren einen — man kann in diesem Falle wohl sagen: heroischen Kampf gegen die Dämonen einer profitlüsternen Industrie. Der Berg Hohenstoffel — einer der schönsten und interessantesten Vulkanberge unserer deutschen Landschaft — soll seines Basaltreichtums wegen dem Erdboden gleichgemacht werden. Da wir der Überzeugung sind, daß der Kampf um ein Stück deutscher Landschaft jedwede Unterstützung verdient, bitten wir alle am Bestand unseres Vaterlandes interessierten Menschen, dem Ritter Ludwig Finckh, Gaienhofen am Bodensee, ihre Sympathie auszudrücken. Unter dem Kampfruf „Stofflio" soll sich herausstellen, ob das Dichterwort schwächer ist als das Gebrüll des eisengepanzerten Industriedrachen. Im Namen aller deutschdenkenden Menschen protestieren auch wir hiermit öffentlich gegen den plumpen Griff nach den Kleinodien unserer deutschen Landschaft und geben der Hoffnung Raum, daß das Wort des deutschen Reichskanzlers: „Die deutsche Landschaft muß unter allen Umständen erhalten bleiben, denn sie ist und war schon von jeher die Quelle der Kraft und Stärke unseres Volkes" auch in diesem Falle seine Erfüllung findet.

Die Redaktion der „Jugend".



Ludwig Finckh

Die Schwaben

Wer kennt uns nicht von Streichen und Graben?
Wir sind in der Welt bekannt als Schwaben.

Im Schwabenland liegt die Schöpfung verschiefert.
Wir haben dem Reich die Kaiser geliefert.
Wir sind die Siedler von Russen und Polen,
Fest stehen wir. Der Teufel kann uns nicht holen.

Wo sich ein Rad dreht um eine Nabe,
Und wärs das Weltrad, — so drehts ein Schwabe!
Wir messen die Sterne im Himmelsduft,
Wir stehen am Steuer in Wasser und Luft.
Und was sich im Äther bewegt frei und gebunden,
Das wird noch von Schwaben entdeckt und erfunden.

Wir hauen drein, daß die Fetzen fliegen,
Wir dichten und lügen, daß die Balken sich biegen.

Ludwig Finckh



„Jaköble, komm, mr ganget!“

Es war Felddienst in einem Gelände mit Weinbergen. Der preußische Oberleutnant ließ die Mannschaft halten und gab einem Gefreiten den Befehl, mit drei Mann durch den Weinberg vorzustoßen und von der Höhe aus das Gelände zu beobachten. In dem Weinberg arbeitete ein schwäbischer Wingerter mit seinem halbgewachsenen Buben.

Er hörte den Befehl des preußischen Oberleutnants, und als die Soldaten die Weinbergmauer erstiegen, hob er die Hacke hoch und rief den Soldaten zu, sie sollen sich ja nicht unterstehen, den Weinberg zu betreten, weil sonst alles kaput sei:

Der norddeutsche Offizier wußte da nicht Bescheid und wollte schon den Befehl zurücknehmen, aber ein württembergischer Vizefeldwebel sagte zu dem Wingerter: „Sei still, du Tropf! Hättst deine Stöck besser aufbunde, no täts ehn' nix!“

Da ließ der Wingerter die Hacke sinken und sagte zu seinem Buben: „Jaköble, i moi', mr ganget — deschd vaner vo de vasere!“

*

„Fahr nur net über mei' Äckerle“

Der Hansenbauer von Auingen war mit seinem Nachbar gut Freund von Jugend auf; die Frauen hielten zusammen und halfen sich aus mit Geschirr und mit Brot und, wenn es pressierte, auch bei der Arbeit; die Kinder waren miteinander herzlich wie Geschwister.

Die Bauernhäuser standen beide mit dem Giebel zur Straße; im Hintergrund standen die Scheuern; zwischen den Scheuern war der Hofraum. Die Hälfte gehörte den Hansenbauern, die andere seinem Nachbarn. Grenzsteine waren da, aber kein Zaun.

Nein, ein Zaun war nicht da, und wer von den beiden einen solchen gemacht hätte, der hätte damit dem andern die Freundschaft aufgekündigt. Aber die Grenze war da.

Wenn man mit einem Wagen im Hof umdrehen mußte, fuhr man ganz unbedenklich über die Grenzlinie hinüber; das ist alter Bauernbrauch. Aber man hütete sich wohl, dem Nachbar etwas in den Hof zu stellen.

Nun hatte aber der Nachbar des Hansenbauern einen Knecht, der war ein bißle ein Schlamper; er nahm es mit dem Grenzrecht nicht so genau. Wenn er Holz spaltete und die Scheite flogen hinüber, so ließ er sie ruhig liegen und wartete, bis sie der Hansenbauer herüber warf. Den Hansenbauern ärgerte das, wenn er auch nichts sagte. Und je mehr er sich ärgerte, desto mehr paßte er auf; und je mehr er aufpaßte, desto mehr ärgerte er sich. Bis es ihm zu dumm wurde.

Das geschah, als der Knecht seinen Wagen über Nacht vor seiner Scheuer stehen ließ, aber so, daß die halbe Deichsel über die Grenze in des Hansenbauern Hofraum hineinragte. Da holte der Hansenbauer die Säge, er sägte die Deichsel an der Grenze ab und warf das abgesägte Stück hinüber auf des Nachbars Platz.

Vom Spare

Be im Zimmerma' z' Trolfinge wills halt et reacht lange. Dr Geldbeutel ist z' klei' und sei Appetit und sei' Durst z' groaß.

„Spare sot ma', spare“, mei't 's Weib.

„Mo a'fange?“ sait do bruttlig dr Zimmerma'!

„An dei'm Maul“, moi't sui.

„Dees ist mr dr aogschickteste Platz“, sait 'r druf, „lieber an meine Häntschich.“

*

Der seltsame Wächterruf

Dr Nachtwächter von Oichelau hot en reachte Zorn ghet uf de Mesner und wo 'r em ois hot stecke könne, hot 'r 's tao. Emol hot dr Mesner 's Uhraufziehe vergesse. Des ist em Nachtwächter „e gmähts Wiesle“ gwea, und en deara Nacht hot r gschrie:

Loset ihr Leut, was i will sage,
's Glöckle hot gar it g'schlage,
Dr Mesmer goht it nauf,
und 's Uhrle kommt it ra,
Gelobt sei Jesus und Maria.

*

Von Böttinger Fuhrleut

Send zwoi ganz verschiedene. Dr oi ist e Pfarrkutscher, dr ander hot deane Auricher Metzger ällemal d' Saue ge Aurich gführt.

Zaist kommt dr Pfarrkutscher dra'. Der hot emol sei' Herrschaft ge Hundersinge füahre müasse, natürlich ens Pfarrhaus. 's ist aber schao lang hear. Dui Frau Pfarrer hots guat gmoint mit ihrem Bsuach und hot au em Kutscher ebbes zuakomme lao wölle. Se hot vom e noble Kuache e schmals Räamle ragschnitte und hot zum Kutscher gsait: „Genier er sich nicht und greif er zu!“



„Noi, Frau Pfarrer“, hot dr Pfarrkutscher gsait, „i nemm 's groaß.“

Anderst isch mit deam gange, der wo sonst Saue gführt hot. Do hots emol em e noble Herr pressiert, er hot partu e Fuhrwerk braucht und hot se fortführe lao müasse. 'r ist em ganze Flecke romgspronge und hot se unglao wie e oiäugete Bräam. Aber koi anders Fuhrwerk hot 'r hao könne als dea Sauwage. 'r hot se in Gotts Name halt naufgsetzt, und dear Ma' ist gfahre, so schnell und so guat 's gange ist.

Am Ziel frogt dr Herr noch seiner Schuldigkeit.

Do sait dr Fuhrma': „Von dr Sau hao=n=i sonst e Mark.“

KOLLEKTIV-AUSSTELLUNG

NEUESTER GEMÄLDE
VON ANTON LEIDL

*

OKTOBER 1934

*

BEI

FRANZ LEUWER
BREMEN

Das Stuttgarter Hutzelmännlein

von Eduard Mörike

mit 37 farbigen, größtenteils ganzseitigen Bildern
von Karl Stirner

Preis in Leinen gebunden RM. 4.80

Mörikes Hutzelmännlein ist weit bekannt als ein Buch, das dem Empfinden des Volkes und der Jugend ebenso sehr entspricht, wie dem des verwöhnten Lesers. Die märchenhafte, heitere Stimmung, die über diesem „echten, deutschen Volksmärchen" liegt, hat auch Stirner in seinen Bildern, die er zu dieser Ausgabe schuf, eingefangen. Dadurch erhält das Buch etwas völlig Einheitliches, Wort und Bild klingen in der glücklichsten Weise zusammen, und geben dabei ein unverfälschtes Bild schwäbischen Landes und schwäbischen Lebens.

Durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Verlag Silberburg in Stuttgart

Redaktionelle Notiz:

Das Titelblatt vorliegender Nummer zeichnete Josef Geis. Der Beitrag „Besuch bei Hölderlin" ist dem Tagebuch Wilhelm Waiblingers entnommen. Der Beitrag „Allerhand Gschichte" stammt von Hans Reyhing.

Inseriert in der

DIE ANZEIGE

„Jugend"

SCHRIFTSTELLERN

bietet große Buchdruckerei mit angegliedertem bekanntem Verlag für wissenschaftliche oder belletristische Werke sehr vorteilhafte

VERLAGSVERBINDUNG

Anfragen unter Literaria 846 an die Expedition der „Jugend", München, Herrnstraße 10.

ZEITUNGS-AUSSCHNITTE liefert
ADRESSEN schreibt
WURFSENDUNGEN erledigt
FÜR SIE
ADOLF SCHUSTERMANN
FERNRUF: F7, JANNOWITZ 5116, 5117 UND 5811
DRUCKSCHRIFTEN BITTEN WIR ANZUFORDERN!
GEGRÜNDET 1904 BERLIN S.O. 16 RUNGESTR. 20

Ein ergötzliches Bilderbuch

ist der Kunstblätter-Katalog der „Jugend" mit über 1000 verkleinerten Abbildungen der in Millionen von Exemplaren als Wandschmuck verbreiteten Vierfarbendrucke. Preis ohne Porto RM. 2.70. Bestellungen durch den Buchhandel oder den unterzeichneten Verlag

G. Hirth Verlag AG., München, Herrnstr. 10

LAFONTAINES

Ergötzliche Geschichten

mit 12 Kupfern nach Charles Eisen sind im unterzeichneten Verlag in einer vortrefflich ausgestatteten Ausgabe zum Preise von RM. 2.70 erschienen.

Zu beziehen durch den Buchhandel oder durch den Verlag

G. HIRTH VERLAG AG.
MÜNCHEN, HERRNSTR. 10



Inserate in der „JUGEND" finden weiteste Verbreitung!

Flechten, Schuppenflechte Ekzeme, Pickel, off. Beinwunden, auch veralt. Leiden. Viele Dankschreiben über **Heilung** durch **„Peracetol"**, dünnfl. reinl., sof. juckreizstillend. Kurpackung 4.50 uud 7.20 durch Apotheke. Prospekt kostenlos dch. Labor. Hriss. Mannheim 49/B 1

LEST DIE „JUGEND"

Jede Nummer der „JUGEND" wird von ca. 50 000 Menschen gelesen.

Darum inseriere!

Straffe, feste Büste



d. Webers Hormon-Büsten-Creme
Kl. Dose 3.– M. gr. Dose 5.– M.
portofrei Nachn.
M. & L. Weber, Berlin-Steglitz 6, Südenstr. 53a

Zur Anfertigung jeder Art

Drucksachen

empfiehlt sich
G. Hirth Verlag AG.
München, Herrnstr. 10

Wer kauft schafft Arbeit!

Inserieren bringt Gewinn!

SCHÖNE BILDER

an den Wänden machen die Wohnräume behaglich. Wo das Geld für Erwerbung von Originalen fehlt, hat der Bilderliebhaber Ersatz an den Vierfarben-Kunstblättern der „Jugend", die zu den erstaunlich billigen Preisen von 45 Pfg., 65 Pfg. und 90 Pfg., je nach Größe, zuzüglich Portospesen durch den Kunsthandel und den unterzeichneten Verlag zu beziehen sind. Der reich bebilderte Katalog (Preis RM. 2.70 zuzüglich Portospesen) erleichtert die Bestellung.
G. Hirth Verlag AG., München, Herrnstr. 10

Lest den

Sportfischer

die vortrefflich ausgestattete Fachzeitschrift.
Halbjahrespreis 3 M.

Fischereisport-Verlag
Dr. Hanns Schindler
München NW 2
Karlstraße 44

Ein Buch fürs Leben
ist: KREMPELHUBER

Für Stille Stunden

Die gesunde und praktische Lebensweisheit nach gesammelten Erkenntnissen der Philosophie vom Altertum bis zur Gegenwart. 450 Seiten in Ganzleinen gebunden nur RM. 2.85 zuzüglich 40 Pfg. für Porto. Zu haben in den Buchhandlungen oder beim unterzeichneten Verlag

G. HIRTH VERLAG AG. MÜNCHEN, HERRNSTRASSE 10

PROVINZIELLES

In den Anlagen am Stuttgarter Bahnhof. Zwei junge Männer, in denen man unschwer Studenten erkennt, promenieren. Dozierend, begeistert, leuchtenden Auges erregt sich der eine:

„Wisset Se, das Scheenschte, Greeschte un Erhabenschte in der Aschtetik isch der Bruschdkaschde von der Venus von Milo!"

•

In einer Besenwirtschaft des schwäbischen Unterlands versinkt überm sechsten Viertele Roten Raddle in plötzlichen Trübsinn.

„Ha, was hasch denn?" erkundigt sich Ernst.

„Wenn i bloß wüßt, woher allfert der viele Räge kummt!"

„Ha, von oba runter, du Allmachtsdackel!"

„Ha, von unta ruff freili net!"

„Na, was frogsch mi denn, wenn d's scho selber waasch!"

•

Karle, auf seinem Grundstück, rührt mit einer langen Stange verzweifelt in der Jauchegrube. Der Nachbar, dieses sehend, staunt: „Heiligs Blechle, was willsch du denn da rausfischa?"

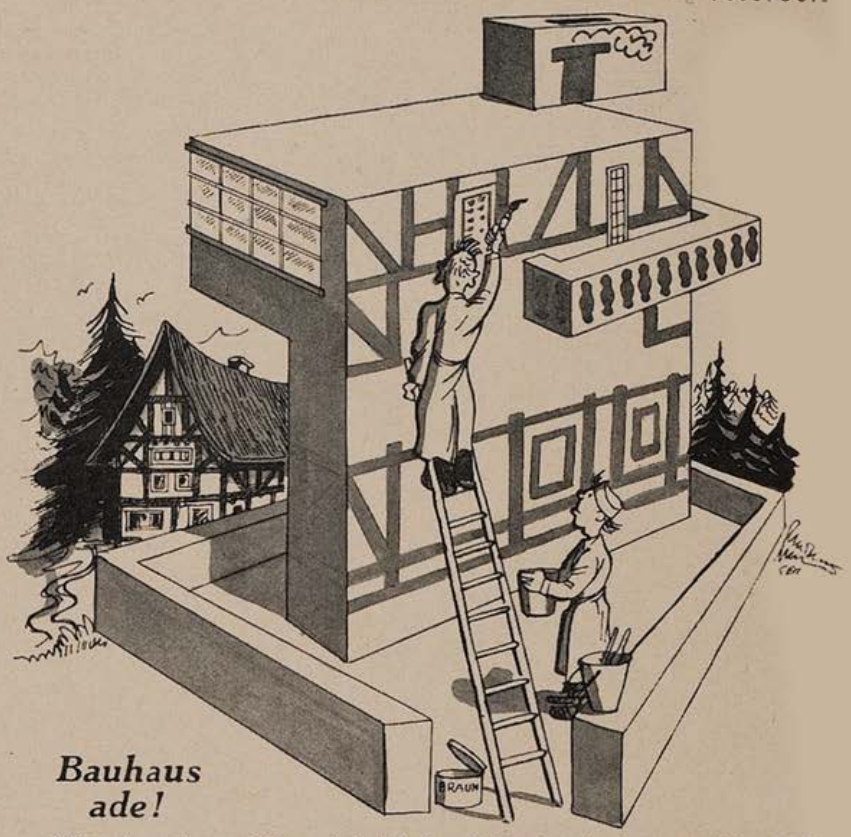
„Ha, mir isch mei Rock neig'falla!"

„Ha, un willsch du Saukanonerrindviech den Rock vielleicht noch ahzieha?"

„Noi, wächa fällem Rock isch mir's net z' do, aber 's isch doch mei Beschper drinna!"

Else Rüthel

Josef Geis



Bauhaus ade!

„Wie wir soeben erfahren, hat sich der Stuttgarter Stadtrat entschlossen, die berüchtigte Weißenhofsiedlung in ein alemannisches Dorf zu verwandeln."

AUS DER PRAXIS

Dies ist nämlich das Problem:
Zwingst du deinen breiten Rücken,
sich zu krümmen und zu bücken?
— Nützlich ist's, doch unbequem.

Oder, lieber Menschensohn:
Stemmst du dich mit deinem Rücken
durch Obstakula und Tücken?
— Manchmal hast du was davon.

Oder aber, Numro drei:
Brauchst du den besagten Rücken,
dich symbolisch auszudrücken?
— Wenn du's kannst, so bleib dabei!

Dr. Owlglass

WAGNER IM FREIEN

„Vor der Säulenhalle des Staatstheaters in Stuttgart wird „Rienzi" als Freilichtvorstellung gegeben. In einer der ersten Reihen der Publikumstribüne sitzt ein Mann von wohlsituiertem Äußern. Während der Ouvertüre unterhält er sich mit seiner Nachbarin, offenbar seiner Frau, und läßt sich durch keinen Protest seiner Umgebung in dieser süßen Gewohnheit des Lebens stören. Während des ganzen übrigen Stückes aber schläft er; die nachmittägige Augustsonne des Jahres 1934 segnet seinen Schlaf. Erst durch den plötzlichen Einsatz der Beifallssalve am Schluß wird der Mann aus dem Schlummer geweckt. Er ist geistesgegenwärtig genug, die Situation sofort zu erfassen, und klatscht mit. Vor seinem eigenen Applaus entgeht ihm zwar, daß die Menge stürmisch nach dem Spielleiter ruft; aber er bemerkt, wie schließlich aus dem Hintergrund ein Herr in Weiß unter die Solisten tritt und sich verbeugt. Da stößt unsern Mann mit dem gesunden Schlaf seine Begleiterin an und sagt: „Woischt d', wär der Härr mit dem woiße Mant'l isch'?" — Darauf der Mann: „Ha no, wer wird dees soi'? Abe der, der des Stick g'macht hät." H.S.

Ihr Weg zum Aufstieg und Erfolg!

Die Weltfirma Siemens-Schuckert bezeichnete das Original-Dr. Ferrol'sche neue Rechnungsverfahren „als einen Fortschritt von geradezu gewaltiger Bedeutung". (17. 8. 1914.)

Hamburg, Höhere Handelsschule: „... Herrlich! Großartig! Wer hätte das gedacht!" (16. 3. 28.)

Die anerkannt beste Rechenmethode der Welt!



Das Original-Dr. Ferrol'sche Neue Rechnungsverfahren in sechs Lehrbriefen

Wiesbaden, Oberrealschule: „... Eine ganz neue Welt tut sich einem auf, eine Welt von unvergleichlicher Schönheit und Folgerichtigkeit! Meine Mathematiker sind entzückt!" (26. 11. 27.)

Neue Züricher Zeitung: „... Was uns Herr Dr. Ing. Ferrol brachte, war wirklich mehr, als man in kühnsten Träumen erwartet hatte usw."

Barmen, Oberlyzeum: „... Ich möchte nicht unterlassen, Ihnen noch besonders für die reichen psychologischen Aufschlüsse zu danken, die ich als Sprachler davongetragen habe!" (12. 5. 26.)

Stark ermäßigter Preis des Werkes RM. 4.85

Verlag Dr. Weiler & Co., Köln/Rhein, Jakordenstraße 5

Postanschrift: Köln/Rhein 1, Schließfach 776. / Postscheckkonto: Köln/Rh. 86805

ründer: Dr. GEORG HIRTH. — Verantwortlich für die Schriftleitung: ARNOLD WEISS-RÜTHEL; für die Anzeigen: GEORG POSSELT, München. — lag: G. HIRTH VERLAG., München. — Für die Herausgabe in Österreich verantwortlich: J. RAFAEL, Wien I, Graben 29a (Eingang Trattnerhof). — Für die Redaktion Österreich verantwortlich: MARIANNE RAFAEL, Wien XIX, Hochschulstraße 25.

— Alle Rechte vorbehalten. — Nachdruck strengstens verboten. — Copyright by G. HIRTH RLAG AG., München.

— Druck: G. HIRTH VERLAG AG., Buch- und Kunst-Druckerei, München, Herrnstraße 10. — D.-A. 9000. — Entered as second class matter, Postoffice New York, N. Y. — Manuskripte sind nur an die Redaktion der „Jugend", München, Herrnstraße 10, zu senden; Rücksendung kann nur erfolgen, wenn Rückporto beiliegt.

Erich Wilke

Schwäbischer Rekord



„Wenn wir auch keinen Überfluß an Gold und Silber haben —
doch so 'nen fetten Pegasus gibts nur im Land der Schwaben"

JUGEND
PREIS 60 PFENNIG
MÜNCHEN 1934 / NR. 43



Hilde

J. Beutner

J U G E N D

39. JAHRGANG

1934 / Nr. 43

DER DICHTER UND SEINE ZEIT

Von Hermann Hesse

Den ewigen Bildern treu, standhaft im Schauen,
Stehst du zu Tat und Opferdienst bereit.
Doch fehlt in einer ehrfurchtlosen Zeit
Dir Amt und Kanzel, Würde und Vertrauen.

Dir muß genügen, auf verlorenem Posten,
Der Welt zum Spott, nur deines Rufs bewußt,
Auf Glanz verzichtend und auf Tageslust,
Zu hüten jene Schätze, die nicht rosten.

Der Spott der Märkte mag dich kaum gefährden,
Solang dir nur die heilige Stimme tönt:
Wenn sie in Zweifeln stirbt, stehst du verhöhnt
Vom eigenen Herzen als ein Narr auf Erden.

Doch ist es edler, künftiger Vollendung
Leidvoll zu dienen, Opfer ohne Tat,
Als groß und König werden durch Verrat
Am Sinne deines Leids: an deiner Sendung.

ANDREAS ZEITLER:

BARBARA IM ZELT

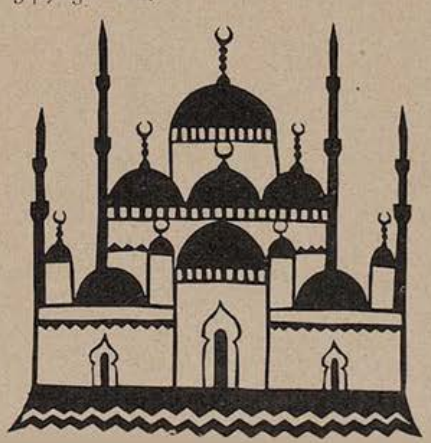
Eine schwere, von Schmutz und Farbe starrende Plane galt es noch emporzuheben, dann stand Barbara im Zelt. Einen Augenblick war es ihr nun doch bänglich zumute; in der Nacht zeigte sich der hohe Raum bis zur Unkenntlichkeit verändert. Von der weißgesäumten Sandfläche der Manege, den Bänken der Zuschauer und den beiden goldrot geschmückten Logen, in denen während der Vorstellung die Musiker saßen, war nichts zu erblicken. Nur hoch oben kam durch eine viereckige Öffnung zwischen den Masten, die das riesige Zelt trugen, das Mondlicht herein.

Es leuchtete gerade über das Trapez hin, das dort in der Höhe an stählernen Seilen hing und ergleißte wie am Abend, wenn die Drei Viros lächelnd in die Lichtwolke der Scheinwerfer hineinstiegen und um das schwingende blitzende Gestänge wie schimmernde Vögel schnellten.

Barbaras Herz begann heftig zu klopfen. Behutsam schlich sie über den dunklen Sand. Es knackte hin und wieder im Holz der Bänke; auch strich einige Male ein kalter Lufthauch vorüber; sie blieb öfters stehen und lauschte unbeweglich in die Dunkelheit, weil sie Schritte zu hören glaubte. Endlich, nachdem sie sich um fast den ganzen Kreis der Manege getastet hatte, fand sie die Strickleiter. Sie streifte ihr Mäntelchen ab und klomm, nur mit Turnschuhen und ihrem weißblauen Schwimmanzug bekleidet, auf dessen Brustseite das Zeichen ihrer Schule aufgenäht war, zu dem Glänzen unter dem Zeltdach hinauf.

Auf der Plattform, die den Akrobaten zum Ruhepunkt diente, von dem sie in die Luft hinausſprangen und zu dem sie wieder zurückkehrten, wenn sie eins ihrer Kunststücke gezeigt hatten, blieb Barbara ein Weilchen stehen.

Zu der Truppe der berühmten Viros, von deren Geschicklichkeit und Todesverachtung man mit Staunen sprach, gehörte auch ein schöngewachsenes junges Mädchen. Ihm an Gewandtheit und Schönheit einmal ähnlich, wenn nicht überhaupt gleich zu werden, war Barbaras heißes Verlangen, das sie in dieser Nacht aus der elterlichen Wohnung gelockt und auf die Festwiese getrieben hatte, wo für einige Wochen die graue, flüchtige Zirkusstadt aufgeschlagen war.



Das Mädchen, das im Programm Elvira genannt wurde, hatte es Barbara weniger durch seine Kunst, die bewegte Stange geschmeidigen Leibes zu umspielen, als vielmehr durch die Art seines Dankes angetan, mit der es, auf die Plattform zurückgekehrt, den Beifall der Zuschauer entgegennahm. Wenn man sah, wie es das helle, gebleichte Haar mit einem übermütigen Ruck aus der Stirn warf und, heftig mit beiden Armen herabwinkend, in ein fröhliches Gelächter ausbrach, welches so natürlich anmutete, daß man es trotz der lärmenden Musik zu hören meinte, erschien es in der Tat als ein beneidenswerter, seines Lebens ungemein froher Mensch. Barbara, die mit ihren dreizehn Jahren noch nicht wissen konnte, wie einfach es ist und wie wohl es tut, glücklich zu scheinen, wenn man viel gelitten hat, gewahrte nichts Erlerntes, sondern nahm die Gebärden des Mädchens für bare Münze. Ihre Eltern waren arme, bedrückte Leute. Eben jetzt, wo sie von der Plattform auf die Zuschauerreihen hinabschaute, um den Ort zu suchen, an dem sie vor Tagen mit ihm gesessen hatte, spähte ihr Vater, der Grenzwächter war, draußen im Wald, fruchtlosen Wartens müde, in die Schwärze zwischen den feuchten Bäumen. Barbara dachte an sein abgespanntes, verknissenes Gesicht. Es mußte herrlich sein, so heiter wie eine Elvira zu leben, ohne Schule, Töpfe spülen und Elternzank, im Licht schwimmend über Hunderten schauensfroher, ausgelassener Menschen!



Landschaft — Paul Bürck

Zum Greifen nahe hing nun vor Barbara das Trapez. Sie bedachte sich nicht. Es war eine Benommenheit über sie gekommen; Helligkeit, meinte sie, schösse in steilen Strahlen zu ihr hinauf; im Nebel hinter den gelben Schlünden glaubte sie ein Flirren zu bemerken: zahllose, unruhig nach oben gewandte Gesichter. Sie löste den Haken, der das Trapez hielt, faßte das silberne Rohr mit beiden Händen, wie sie es bei den Akrobaten gesehen hatte, und stieß sich mit den Füßen ab.

Viele Male hatte sie es sich schon vorzustellen versucht, wie es wohl sein müsse, so über dem großen, weitbemessenen Raum zu schwingen. Nicht anders als schön hatte sie es sich gedacht und auf eine währende Leichtigkeit und Freiheit ihres Körpers gehofft, wie sie sich gelegentlich beim Turnen oder Schwimmen für Sekunden einzustellen pflegte.

Statt dessen fühlte sie sich weit und schrecklich hinausgerissen als schleudere ein jagender Sturm sie von einem Bollwerk herunter auf unergründliche schwarze Meereswogen. Die Tiefe unter ihr, die ihr erst so lustig gedünkt hatte, besaß eine unheimliche schwächende Macht; als habe es sich um Mehrfaches vergrößert, lastete das Gewicht ihres Körpers an ihren Händen und ließ sie schmerzen.

Von den Seilen emporgehoben erblickte Barbara nun im viereckigen Ausschnitt des Zeltes den Mond. Rund und voll gleißte er sie plötzlich an und sie erschrak auch vor ihm.

Wie ein im Eise Eingebrochener, der bei vollem Bewußtsein, aber an allen Gliedern gelähmt, in die Tiefe sinkt, wurde sie ganz steif vor Angst. Nach und nach verkürzte das Trapez die Länge seiner Schwingbögen; schließlich pendelte es nur noch mit einer geringen seitlichen Drehung einige Male schwach hin und her und hielt dann unter der Zeltkuppel still.

Zu spät kam ihr der Gedanke, es müßte ihr doch wenigstens gelingen können, sich auf die Stange zu setzen oder zu stellen, um so bis zum Morgen auszuharren; aber beim Versuch, einen Aufschwung zu machen, lösten sich ihre Hände, die inzwischen klamm und feucht geworden waren und in denen tausend feine glühende Nadeln zu stechen begonnen hatten.

Unten, in der Dunkelheit verborgen, war das Netz gespannt. Mit einem dumpfen, surrenden Ton fing es die Stürzende auf. Sie tat sich nichts, aber lange verharrte sie regungslos auf seinen Maschen, meinend, nun sei es um sie geschehen. An die Mutter dachte sie zuerst, die jetzt schwer und erschöpft schlafende, später auch an den Vater, der am Waldrand hinschlich, das Gewehr in den Händen und in der Dunkelheit bedroht. Sie weinte, weil sie noch glaubte, nun dürfe sie ihre Gesichter nicht wieder sehen und nie wieder bei ihnen sein. An Elvira dachte sie nicht mehr. Ihr Herz war voll des Wunsches, in der kleinen Kammer zu liegen, die sie mit dem Vater teilte, und ihn, aufblinzelnd, im grauenden Morgen durch die Türe treten zu sehen.

Sie betete, aber es war kein Kindergebet, zusammengefügt aus eingelernten Worten. Zum ersten Male sah sie nicht, wie man sie angewiesen hatte, auf ihre gefalteten Hände. Zu dem Himmel der Nacht blickte sie auf, den der Mond grau bestäubte, und bat, was sie nie bis dahin gebeten hatte: nicht sterben zu müssen.

Es war dann, nachdem sie fröstelnd und mit schmerzendem Rücken heimgeflüchtet war, ihr in ihrem Bett nicht anders, als sei sie fortgegangen, um sich an dem Leben, das sie besaß, zu freuen. Sie schlief ein wie mit den erhofften Gaben beschenkt, und der Vater, der gegen Morgen, Taufeuchte ins Haus tragend, an ihr vorübertappte, hörte einen ruhigen Atem.

Sehnsucht im Herbst

Diese Tage sind so voller Sehnen,
Und der Herbstwind zittert, daß er sich verlöre,
Und ich weiß es wieder, daß ich Jenen,
Die sich sehnen müssen, zugehöre.

Denn der Herbst ist voll der tiefbezeugten,
Niemals ausgefühlten Lebensmächte.
Alle Bäume, die im Park sich beugten,
Sie verneinten, was der Winter brächte.

Wie die Schwäne, die sich schreiend jagen,
Schlägt des Menschen Sehnsucht mit den Flügeln. —
Ach, es leuchten wie in Lenzestagen
Zarte Wälder über blauen Hügeln.

Manchmal wandert durch die kühlen Schauer
Eine Welle hin von Frühlingsdüften.
Fremd und staunend flattert meine Trauer
In die Ferne mit den milden Lüften. —

Unsre Erde, ist sie nicht ein reiner
Goldner Kelch voll Wunder und Gedanken? —
Aber unter uns ist Keiner
Heimischer als die entlaubten Ranken,
Die, ein Spiel, im leichten Winde schwanken. —

Maria von Ribbentrop



Eingeschlafen

Franz von Defreggert



Kohlstetten auf der Schwäbischen Alb — Kurt Weinhold-Calw

KOMMANDANT PASTA

VON BRUNO CORRA

Wir waren am Morgen des zweiten Juli von Alexandria in See gestochen ... Aber erst soll Kommandant Pasta vorgestellt werden.

Vierundsechzig Jahre, geboren in irgendeinem Winkel der Riviera, seit vierzig Jahren im Dienste derselben Schiffahrtsgesellschaft, ohne je einen Unfall gehabt zu haben. Mittlere Gestalt, Gewicht hundertsiebenundzwanzig Kilo. Intelligenz? Gering. Tatkraft? Mittelmäßig. Seemännische Erfahrung? Wie sie ein Mann haben konnte, dem alle Gefahren immer aus dem Weg gegangen waren. In der Philipp Pasta gewidmeten Führungsliste der Gesellschaft stand sicherlich geschrieben: Verdienst: null, Glück: grenzenlos. Deshalb wurde er trotz seines Alters und trotz seines Bauches im Dienst behalten. Und wenn es galt, einen jener alten Kasten umherzuführen, die allen Gesetzen der Physik zum Trotz auf dem Wasser schwimmen, so wurde das Kommando ihm übertragen. Denn zwischen Philipp Pasta und jedwedem Abenteuer bestand anscheinend absolute Unverträglichkeit. Sein Meer war kein salziges Wasser, sondern Öl. Und wie war es mit seinem Mut bestellt? Diese Frage ist schwer zu beantworten, denn niemals hatte sich ihm Gelegenheit geboten, ihn zu beweisen.

Wir hatten Alexandria am Morgen des zweiten Juli verlassen. Es war im vorletzten Kriegsjahr. Immer längs der Küste fahrend, hatte der „Nettuno" den Weg von Alexandria bis Tripolis in sieben Tagen zurückgelegt. Nun blieb noch die Überfahrt nach Sizilien, wobei Malta angelaufen werden sollte. Am Abend des zehnten Juli wurden die Anker gelichtet. Die Gefahr, von feindlichen Unterseebooten überrascht zu werden, verlieh unserer Abfahrt einen dramatischen Anstrich. Wir waren fünfzehn Passagiere an Bord, zwölf Männer und drei Frauen. Die Männer hatten alle das fünfzigste Jahr bereits überschritten.

An den Leuten der Besatzung, die alle aus Livorno und Viareggio waren, merkte man nicht das geringste Anzeichen von Unruhe. Fragte man sie nach der Möglichkeit einer unangenehmen Begegnung, erhielt man unabänderlich die Antwort: „Keine Angst. Mit Kommandant Pasta geht alles glatt. Pasta ist ein lebender Talisman. Es ist ihm noch nie etwas zugestoßen. Seit Kriegsausbruch pendelt er mit dem „Nettuno" zwischen Sizilien und Ägypten, ohne je die geringste Vorsichtsmaßregel getroffen zu haben. Und nie eine unangenehme Überraschung. Nur sein Appetit ist gestiegen. Erst vor kurzem mußte er wieder einmal alle seine Knöpfe versetzen lassen." Die Verpflegung an Bord war ausgezeichnet und ausgiebig. Mittagessen um zwölf, Abendessen um sieben Uhr. Nur Philipp Pasta aß um halb zwölf und um halb sieben in seiner Kajüte als Vorspeise eine Schüssel voll Spaghetti. Dann erst kam er heißhungrig in den Speisesaal und nahm am Mitteltisch Platz.

Man lachte und scherzte. Der „Nettuno" war ein Frachtschiff und hatte bloß neun Kajüten für Passagiere. Diesmal führte er eine Ladung ägyptischer Eier nach Italien. „Kommandant, wenn man uns torpediert, werden wir in einem riesigen Eierkuchen ertrinken!" Mit vollem Munde ließ Pasta ein geheimnisvolles Brummen hören. Wir wußten, daß er ein Gutteil seiner Zeit damit verbrachte, vor dem Käfig seines angebeteten Kanarienvogels zu pfeifen. Und jeder von uns fragte sich insgeheim: „Wird nichts geschehen? Und wenn etwas geschieht? Mit einem solchen Hohlkopf von Kommandanten? Wer würde die Ordnung aufrechthalten? Besatzung und Passagiere zur Disziplin zwingen? Was würde Pasta beginnen? Wie würde er sich aus der Klemme ziehen?"

Der „Nettuno" holte aus seinen alten Maschinen die größtmögliche Leistung heraus, um die Gefahr zu verkürzen. Unsere Ankunft in Malta war für den Abend des zweiten Tages vorgesehen. In der zweiten Nacht, gegen Morgen, erwachten plötzlich einige von uns mit dem Eindruck, im Schlaf einen dumpfen Stoß empfunden zu haben. Schweigen. Kein Alarm. Regelmäßig stampften die Maschinen weiter. Der Ehrgeiz, sich vor den Mitreisenden nicht ängstlich zu zeigen, bewirkte, daß jeder von uns ruhig in seiner Koje liegen blieb. Um acht Uhr waren wir alle fünfzehn im Speisesaal versammelt, um unseren Milchkaffee und unsere Butterbrötchen zu verzehren. Aber die Butter war nicht wie sonst zu kleinen Ringen geformt, und der Milchkaffee war fast kalt. Ich wollte mich schon beim Kommissar beklagen, als ich zufällig einen Blick auf die See warf. Ich erbleichte. Der Wasserspiegel hatte sich ganz beträchtlich gehoben. Ich war nahe daran, auszurufen: „Da haben wir es! Und dieser blöde Kommandant ..." Aber im selben Augenblick sahen sich alle nach dem Eingang des Saales um.

Auf der Schwelle war Kommandant Pasta erschienen, nur mit einer violetten Schwimmhose bekleidet. In der Rechten hielt er einen Rettungsring, in der Linken das Bauer mit dem Kanarienvogel. Doch auf dem Kopf hatte er seine Kommandantenkappe, die seinen Rang und seine Befehlsgewalt bekunden sollte. „Meine Damen und Herren", sagte er, und seine Stimme war ruhiger und gelassener denn je, „ein Unterseeboot hat uns torpediert. Wir sind leck. Wir sinken. Aber langsam, sehr langsam. Wir werden uns noch zwei Stunden über Wasser halten. Verzehren Sie nur ruhig ihr Frühstück. Es hat keine Eile. Dann werden wir die Rettungsboote klarmachen. Erst die Frauen, dann die Männer. Ich werde der letzte sein. Sollte es keinen Platz für mich geben, werde ich ins Wasser springen. Zur Vorsicht habe ich mich entkleidet. Bei meinem Gewicht und Umfang werde ich schwer Platz finden ... Ich bin der Kommandant ... Ich muß bereit sein, mich zu opfern ..." Schallendes Gelächter folgte seinen Worten. Eine Dame, die eben einen Schluck Milchkaffee im Munde hatte, spuckte ihn ihrem Tischnachbar ins Gesicht.

Wäre uns ein energischer Kapitän mit donnernder Stimme und schußbereitem Revolver entgegengetreten, wären wir vielleicht von Panik ergriffen worden. Das überraschende Auftreten Philipp Pastas im Badekostüm bewirkte hingegen, daß der bevorstehende Schiffbruch seinen ganzen Schrecken verlor. Man hätte sagen können, daß die Vorsehung Pasta mit unzähligen Speckrettungsringen versehen habe, die seinen ganzen Körper umhüllten. Bei jeder geringsten Bewegung gerieten sie alle ins Wogen, ins Wallen. Seine überwältigende, ungeheure, homerische, sieghafte Fettleibigkeit wirkte auf uns wie eine Lachgasbombe.

Ruhig beendeten wir unser Frühstück. Wir hatten sogar Zeit, unsere Koffer zu packen. Ach, wie hätten wir uns gefreut, wenn das feindliche Unterseeboot aufgetaucht wäre, wenn die feindlichen Matrosen gesehen hätten, wie wir lachend, scherzend und singend in die Rettungsboote stiegen! Es war Platz für alle, auch für die Koffer. „Kommen Sie zu uns, Kommandant!" — „Nein, zu uns, zu uns!" — „Aber ja, wir haben Platz genug!" Der Kommandant verließ als letzter das Schiff. Das Vogelbauer in der Hand, stieg er so vorsichtig die Treppe herab, daß er wie einer jener ängstlichen Badegäste aussah, die, ehe sie ins Wasser steigen, sich mit der Fußspitze vergewissern, ob es nicht zu kalt ist. Das Boot schaukelte heftig, aber Philipp Pasta gelang es, seine mächtigen Gliedmassen unterzubringen. Der Steuermann überreichte dem Kommandanten einen Kompaß, und die Matrosen legten sich in die Riemen. Wir hatten Proviant für drei Tage, aber die Aussicht, Malta rudernd zu erreichen, war sehr gering. Der Funker erzählte zum hundertsten Mal, daß er den SOS-Ruf wohl hinausgesandt hatte, daß aber der Sender ein alter Rumpelkasten war und man hundert gegen eins wetten konnte, daß die Botschaft kaum bis auf Hörweite gelangt war. Und trotzdem beruhigten uns die Matrosen: „Mit Kommandant Pasta geht alles glatt."

Sengende Sonne. Fast unbewegliche See. Das Meer schien zu dampfen. Würden wir Hungers sterben oder verdursten? Sachlich wurde darüber debattiert. Dann wurde zur Abwechslung ein lustiger Marsch angestimmt. In der Ferne waren fast nur mehr der Schlot und die Masten der „Nettuno" zu sehen, der sich immer mehr seitwärts neigte, als wollte er sagen: „Endlich lege ich mich zur Ruhe. Ein ganz netter Tod, liebe Freunde. Ich sterbe an verdorbenem Magen, mit einer Million Eier im Bauche!"

Langsam verstrich die Zeit. Es fehlten wenige Minuten auf zwei Uhr, als wir am Horizont eine schwarze Rauchfahne sichteten. Der Funker sprang auf, wischte sich die Augen aus, blickte wieder vor sich hin und murmelte: „Ist das möglich? Sollte mein SOS-Ruf doch nach Malta gelangt sein? Ich kann es nicht glauben!" Die Rauchfahne wurde immer größer.

Es war ein englisches Torpedoboot, das sich in voller Fahrt näherte. Es beschrieb einen Halbkreis um uns und verlangsamte allmählich seine Fahrtgeschwindigkeit, bis es stehen blieb. Eine näselnde Stimme rief uns durch das Sprachrohr zu: „Wir haben euern SOS-Ruf aufgefangen. Come on board." Sie ließen die Treppe herab. Wir legten an. Wir hatten Tränen in den Augen. Wir hielten uns den Bauch, um nicht vor Lachen zu platzen. Der Kommandant des Torpedobootes stand am oberen Ende der Treppe. Er war so mager, so dürr, daß er sicherlich Feuer gefangen hätte, wenn man ein brennendes Zündholz in seine Nähe gehalten hätte. Er war gebügelt und geschniegelt, hatte weiße Handschuhe an, eine funkelnagelneue Kappe auf dem Kopf und ein Einglas in der rechten Augenhöhle. Steif, lächerlich korrekt, stilvoll wie eine Gliedermodepuppe, ein wahres Zerrbild des „Gentleman of the old school", ein Mann, der sich lieber hätte vierteilen lassen als sich in Hemdärmeln zu zeigen. Mit weit aufgerissenen Augen starrte er auf das mächtige rosige Etwas, das sich im ersten Boot bewegte. Seine zusammengekniffenen Lippen verrieten eine geradezu tödliche Verblüffung. Sein ganzes Gesicht stellte die stumme Frage: „Was zum Teufel ... Ist das möglich? Ist das möglich?"

Philipp Pasta stieg als erster an Bord. Mit der natürlichsten und unschuldigsten Miene der Welt an dem Offizier vorbeigehend, stellte er das Vogelbauer an einer sicheren Stelle nieder. Dann wandte er sich tänzelnd um und trat mit kurzen, schüchternen Schritten auf den Offizier zu, streckte ihm die Hand entgegen und stellte sich vor? „Kommandant Philipp Pasta". Der Engländer, von dem sonderbaren Anblick wie von einem Faustschlag in den Magen getroffen, in seiner Überheblichkeit verletzt, verblüfft, betäubt, magnetisiert, wich in demselben Maße zurück, in dem Pasta sich ihm näherte. Und er hatte den Rücken zur Treppe gekehrt. Noch ein Schritt, und noch einer. Wir schwiegen, hielten den Atem an und richteten ein Stoßgebet gegen den Himmel, damit er nicht merke, daß ... Noch ein Schritt. Und noch einer ... Endlich! Hintenüber fiel er ins Wasser, einen halben Meter von unserem Boot entfernt.

Es war kein angenehmer Sturz gewesen, denn er hatte im Stürzen mit den Knieen, einer Schulter und dem Gesicht die Treppe gestreift. Er war dem Ertrinken nahe. Aber da traf schon eine Woge die Längsseite unseres Bootes: Pasta war ins Meer gesprungen. Friedlich schwamm er, fast ohne Arme und Beine zu bewegen. Ein breites, seliges Lächeln verklärte sein Vollmondgesicht. Er war glücklich, daß ihm sein Badekostüm schließlich doch zugute gekommen war. Er packte ein Bein, das einen Augenblick auftauchte, und stieg die Treppe empor, den triefendnassen und windelweich gewordenen Engländer unter einem Arm tragend.

Als dieser nach längeren Wiederbelebungsversuchen zu sich kam, mußte er sich bei Pasta bedanken. Aber bei seinem unfreiwilligen Kopfsprung hatte er außer seiner Überheblichkeit auch das Einglas und die funkelnagelneue Kappe verloren. Die beiden waren mit dem Wrack des „Nettuno" und der ägyptischen Eierladung die einzigen Opfer unseres Schiffbruches.

(Berechtigte Übersetzung von Carl Georg Asperger.)



Aufgußtierchen Bold

DIE BÜRSTE

Der Schotte kam zum Bürstenbinder.

„Können Sie eine Zahnbürste ausbessern?"

„Ausbessern?"

„Ja. Die Borsten fehlen teilweise, aber der Stiel ist noch recht gut."

„Eine neue Zahnbürste kostet fünfzig Pfennige."

„Eben", nickte der Schotte, „und was kosten neue Borsten?"

„Dreißig Pfennige."

„Na also."

Der Bürstenbinder wartete auf die Bürste.

„Haben Sie die Bürste mitgebracht?"

Der Schotte schüttelte den Kopf:

„Ich wollte erst nur nach dem Preis fragen. Jetzt muß ich das noch mit meinen Freunden besprechen. Das ist nämlich nicht meine Zahnbürste, das ist die Zahnbürste von unserm Klub." so.

POLITIK IN PARIS

VON JO HANNS RÖSLER

Man sprach über Briand. Einer erzählte: „Ich traf ihn eines Morgens im Bois. Wissen Sie, was er tat? Er suchte die Vogelschlingen auf, deren Unwesen damals grassierte, und befreite vorsichtig und empört die gefangenen Vögel aus den Schlingen. Das ist wohl einer der treffendsten Charakterzüge Briands."

Clemenceau nickte:

„Gewiß. Er befreite die armen Vögel, aber niemals hat er auch nur eine der Schlingen zerstört."

*

Nichts war Briand so verhaßt als hohe Reden von der Tribüne um unwesentliche Kleinigkeiten. Als eines Tages der junge Abgeordnete Durand mit stolzer Gebärde das Wort ergriff, flüsterte Briand zu seinem Nachbar:

„Passen Sie auf — er deckt wieder ein ganzes Tischtuch auf, um eine Nuß zu essen."

*

Bei einem Frühstück im Cercle de la Presse étranger fiel plötzlich Barthou in tiefes Schweigen. Er starrte Minuten vor sich hin und nahm keine Notiz von der Umwelt.

„Wollen Sie eine Rede halten, Barthou?"

Barthou lächelte:

„Sie sehen doch, daß es nicht der Fall ist, da ich nachdenke."

*

Caillaux hatte einen besonders scharfen Schäferhund.

„Der Hund ist unberechenbar", sagte Caillaux, „er beißt sogar meine Freunde."

Meinte Felix Faure:

„Da wird er nicht viel zu beißen haben."

*

In das französische Parlament ging ein Abgeordneter. Rechts eine Mappe unter dem Arm und links eine Mappe unter dem Arm.

„Was haben Sie in der rechten Mappe?" fragte ihn einer.

„Kräftige Argumente für die neuen Steuern."

„Und in der linken Mappe?"

„Kräftige Argumente gegen die neuen Steuern", sagte der Abgeordnete, und fügte leise hinzu: „Wir wissen nämlich noch nicht, welcher Partei wir uns heute anschließen."

*

Briand fuhr mit einigen Freunden auf sein Landgut. Unterwegs wurde die Straße durch eine große, störrische Hammelherde gesperrt. Der Wagen mußte halten.

„Sehen Sie!" rief Briand, „welch herrliche Majorität!"

Vor Herriot fiel einmal das Wort:

„Zeit ist Geld."

Herriot lächelte und sagte:

„Zeit ist mehr als Geld. Zeit ist Zeit."

*

Als Briand nach Locarno fuhr, grüßten ihn seine Freunde:

„Ganz Frankreich ist auf Ihrer Seite."

Briand erwiderte ernst:

„Ich bin es, der auf der Seite von ganz Frankreich steht. Das ist, glauben Sie mir, ein gewaltiger Unterschied."



Im Wingert — A. Vollmar-Ulm

Im Weinberg

Von Hermann Kurz

Die du grünst um meine Klause,
Junge, hoffnungsvolle Rebe!
Da ich in der Jugend brause,
Selbst noch in der Hoffnung lebe:

Ist es stets mein fester Glaube,
Daß wir beiden Liebevollen,
Ich und deine zarte Traube,
Blutsverwandte werden sollen.

Darum laßt uns an der Flamme
Dieses Sommers wachsen, glühen,
Wie Milchbrüder aus der Amme
Ein verbundnes Leben ziehen.

Mit durchglühten Lebenssäften
Reifen wir zum Herbst allmählig,
Im Gefühl von hohen Kräften,
Schmerzensvoll und tränenselig.

Endlich welken Schmerz und Wonne,
Fällt das grüne Laub der Reben,
Flieht die heiße Sommersonne
Und der Jugend frisches Leben.

Junger Wein, zu deiner Würde
Wirst getreten und geschlagen,
Und auch ich muß meine Bürde,
Erd' und Himmel muß ich tragen.

Wann im gärenden Bewegen
Sich geläutert jede Welle,
Fließen wir dem Ziel entgegen.
Ruhig, rein und spiegelhelle.

Nachts, wann leise niederflammen
Nur des Himmels ferne Lichter,
Blühn und duften wir zusammen,
Und du segnest deinen Dichter.

Gelehrtenstolz

Als Napoleon dem Direktorium die Expedition nach Ägypten vorgeschlagen hatte und diese beschlossen war, berief er in seinen Stab auch Langlès, den Conservateur des Manuscrits an der Pariser Bibliothek, einen der größten Gelehrten jener Zeit. Doch dieser, der überzeugter Republikaner war und die politischen Absichten, welche Bonaparte offenbar mit diesem im geheimen vorbereiteten Unternehmen verfolgte, mißbilligte, wies den Ruf zurück.

„Nun, so befehle ich es Ihnen!" sagte Napoleon.

„Sie befehlen?" erwiderte der sonst so ruhige Langlès mit allem Stolze seiner Gelehrsamkeit. „Befehle nehme ich nur von der Regierung an, General! Und was wollen Sie überhaupt in Ägypten? Doch nichts weiter als Ihren Ruhm vermehren! Ich habe das nicht nötig. Mein Ruhm ist bereits ein europäischer; das genügt mir."

Napoleon drang nicht weiter in ihn. Er war vornehm genug, den widerspenstigen Gelehrten seinen Unmut niemals fühlen zu lassen *W.*

Bauernwitz

Der heute längst anerkannte Vogeldünger Guano begegnete in der Landwirtschaft bei seinem ersten Bekanntwerden großem Mißtrauen, und es wurden viele boshafte Witze über die Wunderkräfte gemacht, die er besitzen sollte. Ein Händler, der das neue Düngemittel in einer Dorfschenke anpries, verstieg sich zu der Behauptung: „Bald wird man den Dünger für ein ganzes Feld in seine Westentasche stecken können!"

Ein witziger Bauer entgegnete: „Das glaube ich! Und später die Ernte in die andere."

Zusammengehörigkeit

Friedrich der Große sah einst auf einer Reise durch Schlesien in einer Wirtsstube das Bild seines Generals v. Zieten hängen. Daneben erblickte er das Bild eines Mannes, der ihm unbekannt erschien.

„Wer ist dieser?" frug der König den Wirt.

„Ew. Majestät zu dienen: der Armeelieferant Haa."

„Hm!" fuhr der Monarch sinnend fort, „die Porträts passen eigentlich ganz gut zusammen. Beide Männer haben ja unsere Armee — angeführt!"

F. S.

Bläser

Für Musikkenner nicht weiter erschütternd ist die Tatsache, daß Richard Strauß, der oft meinte, „das Blech ist schon zu laut, wenn man es hört", mit gestopften Trompeten in seinen Instrumentationen arbeitet. Nach einer Uraufführung jedoch, die die Bläser nur mit gestopften Instrumenten arbeiten ließ, trat eine Dame zu dem Meister heran und war des Entzückens voll über das neue Werk des von ihr Vergötterten.

„Nur eins, Meister, habe ich nicht recht verstanden, — diese eigenartigen Töne aus den Hörnern, Tuben, Trompeten, — machen das die Musiker mit dem Mund?"

Strauß dämpfte seine Stimme und entgegnete leise entrüstet und mit schalkhafter Unterstimme:

„Aber das will ich stark hoffen, Gnädigste!"



Zirkusszene — H. Mayrhofer-Passau



Prof. Franz Jacobi

Anton Leidl

Mit Beginn dieser Spielzeit scheidet Staatsschauspieler Prof. Franz Jacobi aus dem Verbande der Bayerischen Staatstheater aus. Über drei Jahrzehnte gehörte Jacobi den staatlichen Bühnen an, wo er als erster schwerer Held später als Heldenvater wirkte, allen unvergessen, die ihn in seinen Glanzrollen „Wallenstein" und Kurfürst in Kleists „Prinz von Homburg" gesehen und bewundert haben. Jacobi ist noch einer der letzten Vertreter der sogenannten „alten Schule", jener Theaterdisziplin, die ihre Zöglinge zu kultiviertem Sprechen erzog und der Kunst des Schauspielers eine geradezu wissenschaftliche Grundlage unterordnete. In diesem Sinne hat Prof. Jacobi als Lehrer für Sprechtechnik viele Jahre lang mit größtem Erfolg gewirkt und eine große Reihe gründlich vorgebildeter Künstler der deutschen Bühne zugeführt. Möge dem als Mensch und Künstler gleich hoch geschätzten Mann ein friedlicher und schöner Lebensabend beschieden sein.

Die Redaktion der „Jugend".

HELMUTH GAUPP

Die Oberamtmännin

Von den vielen tapferen Schwabenfrauen, auch von den klugen, verdient am wenigsten vergessen zu werden: die Frau Oberamtmann Huber von Tübingen.

Unter dem Minister, dem Grafen von Montmartin im Jahre 1764 war das württembergische Land bis zur Neige ausgesogen. Die Geschichtsschreiber berichten: „Die Landschaftskassen waren leer. Die Stadt- und Amtsschreiber mußten 30 000.— Gulden wegen zu hoher Verdienste zurückbezahlen. In den Wäldern wurde so viel Holz geschlagen, daß der Jahresertrag um 40 000.— Gulden sank." So ging es damals zu. Darüber hinaus legte der Herr von Montmartin jedem Bürger eine neue Steuer auf. Jeder mußte für seinen Kopf 100 Gulden bezahlen, Mann und Frau. Die Kinder ein Zehntel davon."

Endlich tat das Land nicht mehr mit. Der Oberamtmann von Kirchheim, Johann Comerell, begrüßte zwar den Minister mit den Worten: „Dies ist der Tag, den der Herr gemacht hat! Lasset uns freuen und fröhlich sein!" (und wurde dafür Regierungsrat und später Geheimrat). Der Johann Huber aber erklärte rundweg: „Die Tübinger zahlen nichts mehr, wenn ihr wollt, könnt ihr mich einsperren." Zwei Tage darauf bekam Tübingen eine Einquartierung, zwei Infanterie-Regimenter und zwei Kavallerie-Regimenter. Der Oberamtmann Huber wurde abgeholt und in den Kerker geworfen.

Drei Wochen nachdem der Oberamtmann von den Gendarmen abgeholt worden war, kamen sie und holten auch dessen Sohn. Jedermann wußte, daß dieser aus einem anderen Holze geschnitzt war als der Vater. Der Junge war ein Raufbold, ein Maulheld, und ein wüster Trinker. Als sie den Vater auf den Asperg schleppten, hatte der Sohn jedoch plötzlich sein Tübinger Herz entdeckt, behauptete aus dem hohlen Bauche heraus, er sei es gewesen, der daran schuld sei, daß die Tübinger nicht nachgegeben hätten, beschimpfte die Einquartierung, forderte den Rittmeister von der 2. Schwadron, kam mit ihm in's Duell und heil davon, während der Rittmeister ins Lazarett gebracht wurde und drei Tage darauf verstarb.

Fünf Tage nachdem die Oberamtmännin den ersten Schreck über das neue Unglück verwunden hatte, packte sie ihr Staatskleid zusammen und fuhr mit der Post nach Ludwigsburg zum Herzog. Sie ließ sich bei dem Regenten melden, fürchtete nicht dessen Zorn, wurde abgewiesen, ließ sich wieder melden, wurde zum Schloß hinausgejagt, kam wieder. Man sah sie nicht weinen und hörte keinen Klagelaut von ihr. Sie war eine feste Schwäbin aus der Uracher Gegend, die Tochter des Pfarrers Fischer, das elfte von vierzehn Kindern. Sie sah des Morgens den Herzog zur Jagd reiten, zusammen mit der Franziska und dem Hof, sie sah ihn zu Mittag wieder kommen, sie sah des Abends die Hofkutschen vorfahren und wartete, bis sie wieder abfuhren. „Einmal", dachte sie, „wird die Zeit auch für mich reichen." Allmählich wurde sie das Gespräch bei Hof, nicht das Gespött. Man erkundigte sich nach ihr, man versuchte sie auszufragen, aber sie erwiderte nur, ihr Anliegen gehe an den Herzog.

Schließlich erreichte sie ihr Ziel. An einem Mittag nach Tisch kam ein Livrierter aus dem Schloß, winkte ihr und sagte: „Rauf zum Herzog! Sie ging durch den Hof des Schlosses, dann die breite Treppe hinauf, wurde durch einen langen Gang, der mit Bildern geschmückt war, geführt, machte erst ihren Knicks, dann ihren Fußfall und bat um Gnade *für ihren Sohn*.

Der Herzog hörte sie an. Er dachte: „Immerhin eine gute Mutter", sagte, er wolle sich alles überlegen, sie solle morgen wiederkommen. Die Huberin stand auf. Da meinte der Herzog, der wie alle Schwaben mit dem Alter ein starker Schulmeister geworden war: „Sie steht mit ihrem Ehemann schlecht, das ist nicht christlich." Die Huberin erwiderte: „Nein, ich liebe ihn mehr als mich und mein Kind." Der Herzog fragte: „Warum bittet Sie dann nicht um Gnade für Ihren Mann?" Die Huberin entgegnete: „Sire, der Sohn ist *schuldig*."

Am Tage darauf war der Oberamtmann frei, der Sohn wurde auf drei Jahre des Landes verwiesen und ist später noch ein „rechter Mann" geworden.

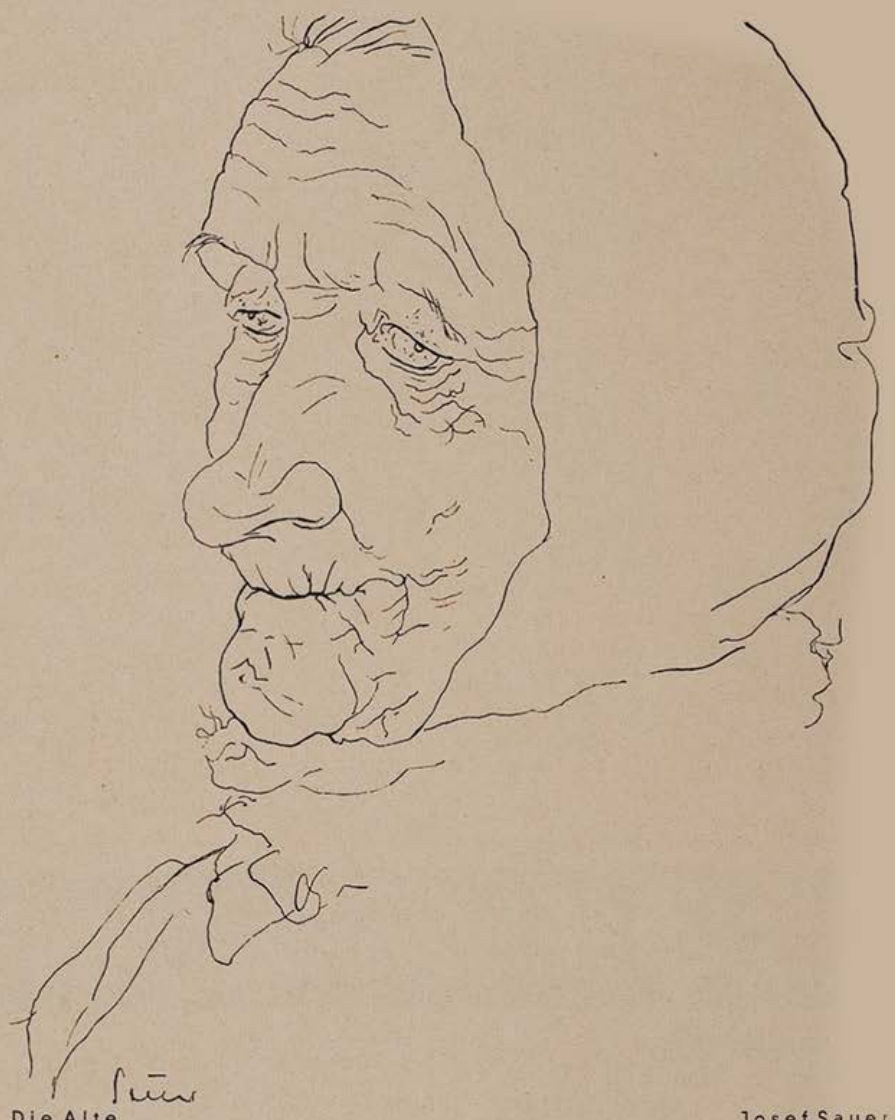


Der Ge-Miesmacher — L. Beck-Gauting

Das Wetterhaus

VON FRED ENDRIKAT

Ich hab ein kleines Wetterhaus,
da geht ein Ehepaar ein und aus.
Doch sieht man beide nie zu zwein,
ein jeder geht für sich allein.
Bei schönem Wetter kommt sie raus,
aus ihrem kleinen Wetterhaus.
Das ärgert ihn, drum bleibt er drin.
Wenns regnet geht sie wieder rin.
Erst wenn sie drin ist, kommt er raus
aus seinem kleinen Wetterhaus.
Das ärgert sie — drum bleibt sie drin.
Wenns schön wird — geht er wieder rin.
Erst wenn er drin ist — kommt sie raus,
aus ihrem kleinen Wetterhaus.
Das ärgert ihn — er kommt in Wut.
Sie geht rin — wenn es regnen tut.
Erst wenn sie drin ist — kommt er raus
aus seinem kleinen Wetterhaus.
Das ärgert sie — sie ist ergrimmt.
Er geht rein wenn das Sönnchen kimmt.
So geht es nun tagein, tagaus,
sie raus — er rein — er rein — sie raus.
Einmal kommt er — einmal kommt sie,
das nennt man Eheharmonie.
Somit wär die Geschichte aus
vom Ehepaar im Wetterhaus.



Die Alte — Josef Sauer

STANISLAUS

Als der Musketier Stanislaus Kliemow vor versammelter Mannschaft, die im Halbkreis um den Vizefeldwebel herumstand, gefragt wurde, was Kriegsliſt iſt, antwortete er: „Kriegsliſt iſt, wenn ich ſchieße und keine Patronen mehr habe, aber immer weiterſchieße, damit der Feind es nicht merkt."

Nun war Vizefeldwebel Beringer keiner von denen, die den Stanislaus für dieſe geiſtreiche Antwort im Marſch! Marſch! dreimal um die Latrine gejagt hätten. Er drehte ſich um, ging auf und ab, und dachte darüber nach, wie er dieſen Mann wieder losweerden konnte. Er wollte ihn nicht mehr in ſeinem Zug haben.

Eine Woche darauf lieferte Stanislaus Gewehr und Torniſter auf der Kammer ab und wurde beim Leutnant Raſchdorf Burſche.

Stanislaus Kliemow war Weſtpreuße. Er ſtammte aus Schlochau. Er war ein ſeelenguter Menſch, nur ein bißchen ſchwer von Begriff, wie viele ſeiner Landsleute, die im Danziger Infanterieregiment ihre zwei Jahre abdienten. So konnte er beiſpielsweiſe nie begreifen, was zielen heißt. Er ſchoß gut. Aber im Theoretiſchen war er eine glatte Null. Er warf Kimme, Korn und Zielpunkt fortwährend durcheinander. Gab Antworten, daß man nicht wußte, ob man lachen oder weinen ſollte.

Und nun war Stanislaus Kliemow Burſche geworden, und ſein Leutnant war mit ihm zufrieden. Noch keiner hatte es verſtanden, Uniformſtücke und Stiefel ſo zu wienern wie dieſer Stanislaus. Der Leutnant brauchte keinen Wecker mehr. Stanislaus weckte. Der Leutnant brauchte nicht mehr befürchten, einen Ausmarſch zu verſäumen. Stanislaus erinnerte. Und keiner verſtand einen ſo guten Grog zu brauen wie dieſer Burſche. Stanislaus war ein Kleinod.

Aber eines Tages zerbrach das gute Verhältnis zwiſchen Offizier und Mann. Und das kam ſo:

Der Leutnant hatte aus Anlaß ſeines achtundzwanzigſten Geburtstages eine kleine Fête gegeben. Er hatte ſein Zimmer in einen Blumengarten verwandelt, und drei Freunde mit ihren Damen eingeladen. Es ging gemütlich und leger zu. Man lachte, ſcherzte, ſtimmte auch ein Lied an, lobte den Kuchen, und vor allem den tadelloſen Kaffee.

„Nun, ſagen Sie, lieber Raſchdorf", fragte eine der Damen, „wie haben Sie als Junggeſelle nur dieſen fabelhaften Kaffee zu brauen verſtanden?"

„Mein Burſche, gnädiges Fräulein", geſtand der Leutnant. „Er iſt eine wahre Perle."

Da Stanislaus gerade dabei war, die Taſſen neu zu füllen, bat ihn die Dame, ihr zu erzählen, wie er den Kaffee bebrühe. Sie fragte weniger aus Neugier, ſie wollte den Burſchen nur loben.

„Mit Strumpf, mit Strumpf von Leutnant", antwortete Stanislaus.

Einen Augenblick herrſchte tiefes Schweigen. Dann dämmerte es in den Hirnen der Gäſte auf. Sie ſahen ſich an, machten entſetzte Geſichter und ſuchten nach Worten.

Der Gaſtgeber faßte ſich zuerſt. „Aber Stanislaus", ſagte er empört, „wie kannſt du nur, ich begreife nicht ..." Ich begreife nicht, was du für einen Unſinn daherredeſt, wollte er ſagen.

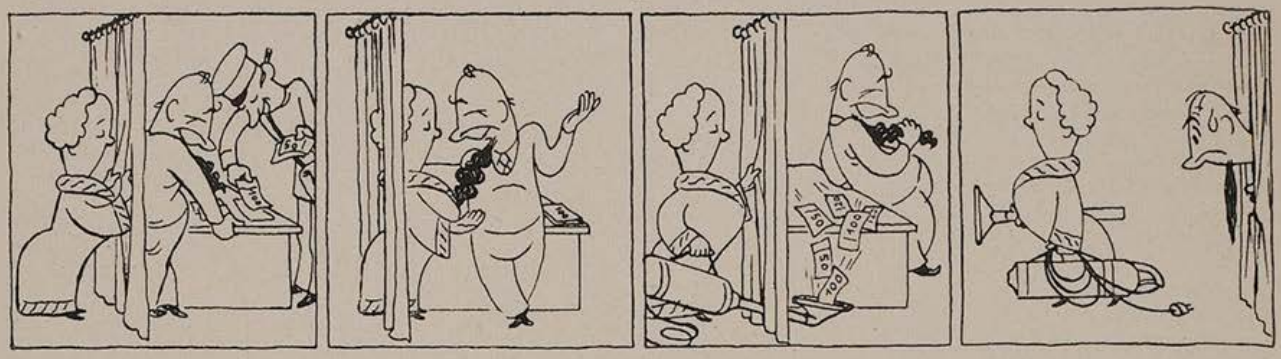
Aber der Burſche ließ ihn nicht ausſprechen. Er nahm Haltung an, legte die Hände an die Hoſennaht und ſagte: „Nicht ſchimpfen, Herr Leutnant, es war gebrauchtes Strumpf."

— — — — — — — —

Am nächſten Tage war Stanislaus wieder bei der Kompagnie.

Hentrich

Osse wird ein Opfer der Technik



Ausweg

Der kleine Fritz will um alles in der Welt, wie viele seiner Kameraden, gern eine Trommel haben. Aber der Wunsch wird ihm beharrlich verweigert, weil Vater diesen „Krach" nicht hören kann. Wieder einmal quält der Kleine die Mutter wegen dieses Wunsches, sie weist ihn streng zurecht: „Nun hörts aber damit ein für allemal auf, du weißt, daß Vater das ewige Getrommel nicht hören kann! Er braucht für seine Arbeit Ruhe!"

Da wendet Fritz, wenn auch etwas kleinlaut, freudestrahlend, weil er nach seiner Meinung einen Ausweg fand, einschmeichelnd ein: „Ach, Mutti, schenk mir nur eine Trommel, ich trommle auch nur, wenn Papa schläft!"

K. B. W.

Neugierig

„Angeklagter, Sie haben das letzte Wort", sagt der Vorsitzende.

„Na, jut", meint Bammel, „jewohnt bin ick det ja nu jrade nich, aber denn möchte ich doch mal hier eine Frage stellen. Wie ham Se det denn nu so erkannt, det ick vorbestraft bin, Herr Rat? Ick ha det doch keenem erzählt!"

K. E. S.

Letzter Versuch

„Von heute an bekommst du keinen Pfennig mehr von mir zu sehen", sagt Bachstietz zu seinem Sprößling. „Du bist einfach tot für mich."

„Schön, wie du willst, Papa", antwortet der Junior, „aber etwas könntest du dich das Begräbnis doch noch kosten lassen." *K. E. S.*

Aus der Instruktionsstunde

In der Instruktionsstunde wurden Entfernungen und Entfernungsschätzen durchgenommen. Es wird erklärt, daß man daran, wie groß im Verhältnis zur Visierkimme ein Mann erscheint, die Entfernung annähernd schätzen kann.

Fast jeder der Rekruten hat es begriffen, nur Maier, das Sorgenkind der Kompagnie, nicht.

Der Feldwebel, der die Instruktionsstunde leitet, verzweifelt fast vor soviel Begriffsstützigkeit.

„Aber Menschenskind!" ruft er schließlich, „sehen Sie denn auf fünfhundert Meter genau so groß aus wie auf vier Meter zum Beispiel?!"

Maier schüttelt den Kopf: „Herr Feldwebel, das weiß ich nicht! Ich habe mir auf fünfhundert Meter noch nicht gesehen!" *mi*

Lesen Sie die kleine Anzeige der „Jugend"

Herrlicher Schlaf
ohne Medikamente. Prospekt kostenlos.
Berlin-Charlottenburg 2, Schließfach 41



ZEITUNGS-AUSSCHNITTE liefert
ADRESSEN schreibt
WURFSENDUNGEN erledigt
FÜR SIE
ADOLF SCHUSTERMANN
GEGRÜNDET 1911 BERLIN S.O. 16 RUNGESTR. 20
FERNRUF: F7, JANNOWITZ 5116, 5117 UND 5811
DRUCKSCHRIFTEN BITTEN WIR ANZUFORDERN!

Ein ergötzliches Bilderbuch
ist der Kunstblätter-Katalog der „Jugend" mit über 1000 verkleinerten Abbildungen der in Millionen von Exemplaren als Wandschmuck verbreiteten Vierfarbendrucke. Preis ohne Porto RM. 2.70. Bestellungen durch den Buchhandel oder den unterzeichneten Verlag
G. Hirth Verlag AG., München, Herrnstr. 10

LAFONTAINES
Ergötzliche Geschichten
mit 12 Kuptern nach Charles Eisen sind im unterzeichneten Verlag in einer vortrefflich ausgestatteten Ausgabe zum Preise von RM. 2.70 erschienen.
Zu beziehen durch den Buchhandel oder durch den Verlag
G. HIRTH VERLAG AG.
MÜNCHEN, HERRNSTR. 10

20 verschiedene Kunstpostkarten
für 90 Pfg. postfrei
G. HIRTH VERLAG AG.
München, Herrnstr. 10

Jede Nummer der „JUGEND" wird von ca. 50 000 Menschen gelesen.
Darum inseriere!

LEST DIE „JUGEND"

Inserate in der „JUGEND" finden weiteste Verbreitung!

KUNSTPOSTKARTEN
in vortrefflichem Vierfarbendruck nach Bilderwiedergaben aus der „Jugend" liefern wir 20 St. für 90 Pf., die ganze Serie von 170 St. für RM. 6.— franko
G. HIRTH VERLAG AG.
München 2 NO — Herrnstraße 10

Zur Anfertigung jeder Art
Drucksachen
empfiehlt sich
G. Hirth Verlag AG. München, Herrnstr. 10

Wer kauft schafft Arbeit!

Inserieren bringt Gewinn!

SCHÖNE BILDER
an den Wänden machen die Wohnräume behaglich. Wo das Geld für Erwerbung von Originalen fehlt, hat der Bilderliebhaber Ersatz an den Vierfarben-Kunstblättern der „Jugend", die zu den erstaunlich billigen Preisen von 45 Pfg., 65 Pfg. und 90 Pfg., je nach Größe, zuzüglich Portospesen durch den Kunsthandel und den unterzeichneten Verlag zu beziehen sind. Der reich bebilderte Katalog (Preis RM. 2.70 zuzüglich Portospesen) erleichtert die Bestellung.
G. Hirth Verlag AG., München, Herrnstr. 10

Lest den
Sportfischer
die vortrefflich ausgestattete Fachzeitschrift.
Halbjahrespreis 3 M.
Fischereisport-Verlag Dr. Hanns Schindler München NW 2
Karlstraße 44

Ein Buch fürs Leben ist: KREMPELHUBER
Für Stille Stunden
Die gesunde und praktische Lebensweisheit nach gesammelten Erkenntnissen der Philosophie vom Altertum bis zur Gegenwart. 450 Seiten in Ganzleinen gebunden nur RM. 2.85 zuzüglich 40 Pfg. für Porto. Zu haben in den Buchhandlungen oder beim unterzeichneten Verlag
G. HIRTH VERLAG AG. MÜNCHEN, HERRNSTRASSE 10

Eine amateurphotographische Schrift, die bisher fehlte, aber oft verlangt wurde:

RICHTIGES ENTWICKELN

VON GERHART ISERT

erschien soeben als Beginn einer modernen Reihe **„DIE KLEINE PHOTOBÜCHEREI"**

Interessenten sind das große Heer der Amateurphotographen

Preis RM. 1.—, mit Porto RM. 1.10

G. HIRTH VERLAG AG. MÜNCHEN
HERRNSTRASSE 10



Bin ich der Mann, der ich sein möchte?

„Erkenne Dich selbst!" war der Leitsatz der alten Griechen während ihrer Blütezeit. Das war eine Mahnung, Mängel zu bekämpfen, um das Leben zu meistern. Wir mißachten diese Lebensweisheit oft zu unserem eigenen Schaden. Bin ich der Mann, der ich sein möchte, der ich noch vor kurzem war? Wie kann ich Tatkraft und Lebensfreude wiedergewinnen? Die Antwort lautet:

OKASA schafft neuen Lebensgeist und steigert die Leistungsfähigkeit!

Das weltbekannte Hormonpräparat Okasa reguliert die Funktion der inneren Drüsen, stärkt die Nerven, belebt den ganzen Organismus. Okasa bekämpft Depressionen und vorzeitiges Altern, gibt wieder Lebensfreude und Jugendfrische. Okasa Silber f. d. Mann, Gold f. d. Frau, 100 Tabl. 9.50 in allen Apotheken. Zustellung von Broschüre u. Gratisprobe veranlaßt geg. 24 Pf. f. Porto **HORMO-PHARMA, Berlin SW 18** (Alte Jakobstr. 85.

Umstände

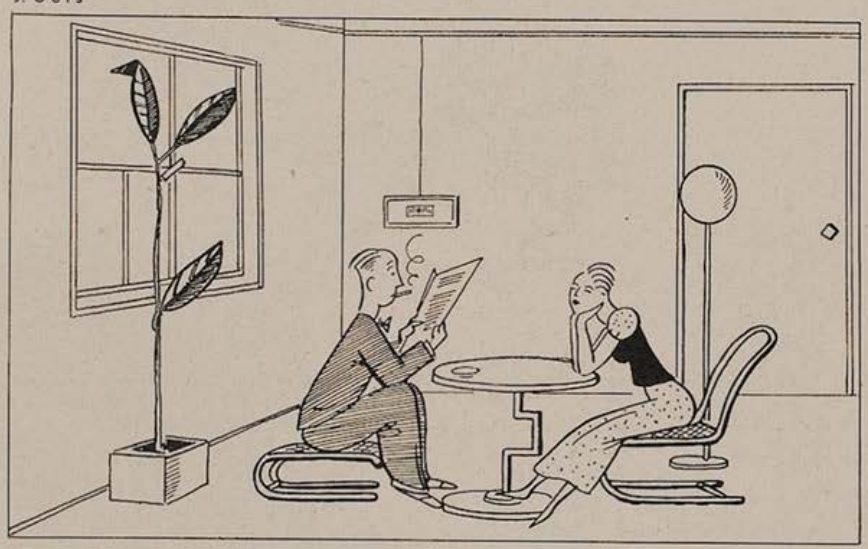
Richard Strauß war bereits berühmt und Hofoperndirigent in Berlin. Gerne wetteiferte das Berliner Tiergartenviertel, den Meister bei sich als Tafelaufputz zu sehen, da er nicht nur ein guter Musiker, sondern auch ein scharmanter Plauderer war. Eine bekannte Dame aus Berlin-W lud den Meister eines Abends auch mit den Worten ein:

„Ach, Herr Doktor, kommen Sie doch bitte morgen zu uns zu einem Löffel Suppe. Wir machen gar keine Umstände."

Ruhig erwiderte der also Eingeladene:

„Wenn Richard Strauß zu Ihnen kommt, meine Gnädige, dürfen Sie schon Umstände machen."

J. Geis





Vorteile der Entrümpelung

Der Devotionsstrich

Lange vor dem Kriege war an dem königlichen Amtsgericht in G. ein Referendar Schneider beschäftigt, der neben einer guten Portion Mutterwitz und gesundem Menschenverstand auch das Herz auf dem rechten Flecke hatte.

Besagter Referendar hatte nun eines Tages, bei irgendeiner Gelegenheit, ein Gesuch an das königlich preußische Justizministerium zu richten, in dem er den damals üblichen Devotionsstrich am Ende des Schreibens entweder vergessen oder absichtlich zu ziehen unterlassen hatte.

Diese Unterlassungssünde war dem Justizministerium unangenehm aufgefallen, und hielt es daher der Ministerialbeamte in seinem Antwortschreiben für unerläßlich, den Herrn Referendar auf das Respektlose seiner Handlungsweise aufmerksam zu machen.

Einige Tage später lief bei dem preußischen Justizministerium folgendes Schreiben ein:

Endesunterzeichneter erlaubt sich, in der Anlage einem hochwohllöblich, königlich, preußischen Justizministerium, ein Sortiment von ungefähr zwei Dutzend Devotionsstrichen zu übersenden, mit der höflichen Bitte, sich den, dem hochwohllöblichen Ministerium am meisten Zusagenden, auszuwählen, und meinem Schreiben vom soundsovielsten nachträglich gütigst beifügen zu wollen.

Die Empfangsbestätigung des preußischen Justizministeriums steht bis heute noch aus.

Pawo

Klein-Inge

Klein-Inge geht mit ihrer Mutter zum erstenmal in die Kirche. Sie nehmen in einer Seitennische des Berliner Doms Platz, so daß sie den Prediger nicht sehen können. Klein-Inge lauscht eine Weile andächtig der Stimme des Predigers, die gleichmäßig durch den weiten Raum tönt. Doch bald dauert es ihr zu lange, und sie fragt: „Sag, Mutti, redet der liebe Gott noch lange?"

148 Seiten Großoktav in Leinen gebunden RM. 4.—.
In unserem Verlag erschien soeben:
KARL FRHR. VON FREYBERG
SIGNY
DIE ASENBRAUT
ABENTEUER ZWISCHEN HIMMEL UND ERDE
Das Werk schildert das Götterleben Signy's auf Asgard, die aus der deutschen Mythologie bekannte Frau des Asengottes Loki. Als die Katastrophe für den Asenhimmel stellt der Dichter dann die große Hunnenschlacht auf den katalaunischen Feldern dar, die als die „Götterdämmerung" Signy in die Welt zurückkehren läßt.
Nach mancherlei Abenteuern mit Parsival, Roland und dem Zwergenkönig Laurin kommt sie, schon durch Roland zum Christentum bekehrt, in den karolingischen Fürstenkreis hinein, findet aber in den zwischen dem absterbenden Heidentum und der aufblühenden Christuslehre unvermeidlichen Krisen ihren Untergang.
Der Verfasser hat die für das weitspannende Thema fast unvermeidliche Form epischer Darstellung in Versen nach dem Muster der vielgelesenen Dichtung Fr. Webers über Dreizehnlinden gewählt und die Flüssigkeit der Verse läßt den Leser darüber wegsehen, daß Verse heutzutage in weiten Kreisen als antiquiert gelten, im Gegenteil wird sein Interesse durch die spannenden Schilderungen des ganzen Buches gefesselt und rege erhalten.
Zu beziehen durch den Buchhandel oder unmittelbar vom Verlag
G. Hirth Verlag AG München, Herrnstr. 10

FOTO-FERNBERATUNG

Alle Freunde der „Jugend" haben Gelegenheit zu kostenloser fotografischer Auskunft aller Art. Man schreibt an Gerhard Isert, Magdeburg-S. Halberstädter Str 117a unter Beifügung von Rückporto. Hier einige der letzten Fragen von allgemeinem Interesse:

Kunstlichtaufnahmen mit elektrischem Glühlicht sind ebenso gut möglich, wie mit der Nitraphotlampe, Herr K. D. in Mü. Man spart dabei sogar noch die teure Ausgabe der Spezialampe. Wenn man Panfilm nimmt und mit 100 Watt arbeitet, dann genügt für Blende 2,8 und zwei Meter Lampenabstand vom Aufnahmegegenstand bereits eine knappe Sekunde. Voraussetzung ist, daß die Lampe in einen guten Reflektor geschraubt wird. Für primitive Ansprüche genügt bereits der Vacublitz-Reflektor für 60 Pfennig. Das Nähere über solche Aufnahmen bringt übrigens die neue Fotoschrift „Panchromatische Fotografie" von G. Isert, die gerade jetzt im G. Hirth Verlag AG., München 2 NO. vorbereitet wird und nur 45 Pfennig kostet.

Feinkornentwickler, der ganz besonders feinkörnige Negative liefert, scheint mir Mikrolin von Hauff zu sein, der eben auf den Markt kam. Das beste Rezept, Herr A. M. in Br., zur Erzielung feinkörniger Negative, ist immer: 1. Reichlich belichten und 2. Relativ kurz entwickeln.

Das härteste Papier, Herr H. Schl. in R., das es zur Zeit gibt, ist wohl Lupex-Ultra-Hart. Übrigens werden die Lupex-Papiere jetzt in sieben Härtegraden hergestellt.

Prospekte, die man lesen soll:
Von der Industrie werden Druckschriften herausgegeben, von denen einige durch ihren Inhalt, der nicht bloß „Reklame" ist, besonders wertvoll sind. Man tut gut, sich solche Schriften anzufordern. Zumal sie nichts kosten!
Zu empfehlen sind: „Ergo-Meisterpapiere", ein Heft über die Verarbeitung der Ergo-Papiere, das schon durch seine bisher unerreichte Ausstattung auffällt. Eisenberger bringt eine Schrift „Das bunte Leben", die durch lustige Reime und Zeichnungen gefällt. Leonar bietet in seiner „Sortenübersicht und Rezeptsammlung" einen wertvollen Prospekt, der besonders durch seine Rezepte für Tonung der Positive zur Durchsicht empfohlen werden kann. Die Drucksachen haben besonders Wert für den, der selbst kopiert und vergrößert.

Welches Bildformat? Diese Frage wird oft gestellt, wenn es sich um die Neuanschaffung einer Kamera handelt. Dazu allgemein: Wer mit einer Kamera möglichst vielseitig arbeiten will, nimmt ein mittleres Format (Exakta, Rolleiflex). Mit einem großen oder kleinen Format allein läßt sich heute nicht mehr auskommen. Dann braucht man schon beides. Der erste Weg ist also sicher der billigere und einfachere.

gi-t.

Liebe Jugend

Meinen Sommerurlaub habe ich heuer in einem kleinen Orte in der Nähe von Berchtesgaden verlebt.

In dem Häuschen eines rechten bayerischen Gebirgsdörflers war ich der einzige Sommergast, und die biedere Frau, die Seele des Hauses, hatte das nette Zimmer der jugendlich prangenden Tochter Walpurga, genannt Walperl, für mich eingeräumt.

In der ersten Nacht, als mich die Eindrücke und Erlebnisse der Reise noch nicht schlafen ließen, wurde ich plötzlich durch Rütteln im Spalier aufmerksam, das vor meinem Fenster das Antlitz des kleinbäuerlichen Hauses zieren sollte. Mir schien, daß ein Kerl daran zu meinem offenen Fenster emporstieg. Ich bereitete mich vor, einem Überfall zu begegnen, dessen Objekt ich werden sollte.

Schon legte sich ein kräftiger Unterarm auf das Fensterbrett — ich geriet bei dessen Anblick ins Wanken, ob diesem Arm noch Verstand, Klugheit und Intelligenz eines Weltstadtbürgers gewachsen wären, ich überlegte: im Bette liegen bleiben — oder raus im Licht — oder im Dunkeln kämpfen, als die kräftige Faust das Fensterkreuz packt und — die Stimme der Hausfrau aus dem Garten heraufschilt: „Latsch, damischer, do san Leut', — d's Walperl schlaft nach hint'!"

E. S K.

Kritik

Dem bekannten Wiener Satiriker Saphir wurde einmal ein neuerschienenes Buch zum Besprechen gesandt. Saphir schrieb darauf folgendes Urteil: „Dieses Buch ist auf dem schlechtesten Papier gedruckt! Schade — —, um das schöne Papier!"

Vielsagend

„Nun, wie ist denn heuer dein Geburtstag ausgefallen?"

„Ausgefallen!"



„So, du hast also heute deinen ersten Rundflug gemacht? Wie war es denn?"
„Einfach wundervoll! Und dabei dauert die ganze Angst nur knapp eine Viertelstunde!"

Rubey



„Glauben Sie, daß wir heuer im Winter wieder Dotschen essen werden, Ober?"
„Sie werden begreifen, daß ich mich auf politische Gespräche nicht einlassen kann."

Auch eine Lesart

Klein-Fritzchen muß in der Schule eine Geschichte vorlesen. Er liest auch recht hübsch. Nur hebt er bei einem Fragesatz, den er auch mitlesen muß, die Stimme nicht, sondern liest ganz glatt weg: „Da fragte der Mann den Jungen: Was machst du denn da, Kleiner?" Die Lehrerin will ihn verbessern und ihm helfen, wie er diesen Fragesatz sprechen muß. Darum fragt sie: „Siehst du denn nicht, was hinter diesem Satze steht?" „O doch", sagt Fritzchen. „Weißt du denn nicht, wie du da lesen mußt?" „O doch", gibt Fritzchen nochmals zur Antwort. „So lies auch so, wie es richtig ist!" fordert ihn die Lehrerin auf. Und Fritzchen liest nun in Anbetracht der richtigen Würdigung des den Satz schließenden Fragezeichens: „Da fragte der Mann den Jungen: Was machst du denn da, kleiner Schuhknöpfer." *K. B. W.*

Richtigstellung: In unsere Sondernummer „Schwaben" hat sich ein — durch Vorausdruck der ersten vier Seiten nicht mehr zu korrigierender — Satzfehler eingeschlichen. Bei Aufzählung der schwäbischen Dichter in dem Einleitungsaufsatz von Arnold Weiß-Rüthel muß es nicht heißen: Artur Schubarth — sondern selbstverständlich: Christian Friedrich Daniel Schubart.
Das Titelblatt dieser Nummer „Frauenbild" wurde reproduziert nach einem Original von W. Lindenschmit †

Ein unerwartetes Glück

Ein junger Historiker besuchte auf der Durchreise in einer Universitätsstadt einen berühmten älteren Kollegen, um dessen Bekanntschaft zu machen.

„Mit wem habe ich die Ehre?" fragte dieser.

„Ich heiße Krieg."

„Und wie alt sind Sie?"

„Dreißig Jahre."

Erfreut rief der Professor aus: „Da habe ich also das unerwartete Glück, den dreißigjährigen Krieg kennenzulernen!"

W.

Ein hartes Wort

Der Prinz von Condé, welcher bekanntlich ein aufrichtiger Verehrer und Förderer großer Männer war, sagte, als ihn ein unbedeutender Dichter bat, ihm eine Grabschrift auf Molières Tod überreichen zu dürfen: „Ich danke Ihnen, mein Herr. Aber ich wünschte, Molière überreichte mir in diesem Augenblick die Ihrige."

Österreichische Gemütlichkeit

Ein Wachmann bemerkt spät nachts eine junge Frau, die im Begriffe ist, in die Donau zu springen. Im letzten Augenblick gelingt es ihm, sie zurückzureißen. Dann sagt er zu ihr:

„Schaun S', Fräulein, machen S' mir do kane Scherereien! Sie springen eini — i muaß Ihna nachspringen — Sie werd'n naß — i wir a naß — is do viel g'scheiter, Sie gengan z'Haus und hängen Ihna auf."

*

Der Vorsitzende des Londoner Gerichtshofes, Harlay, sagte einst zu einem Freunde: „Heute morgen haben wir drei Männer zum Tode verurteilt — zwei von ihnen haben ihn bestimmt verdient."

A. v. K.

Cholera

Im Jahre 1854 sprach man in München hinter den Kulissen nur von der Cholera. Die Choleraangst hatte das Kulissenfieber ersetzt. Nachbaur (der berühmte Tenorist) war durchgebrannt. Der nie ruhende Volkswitz meinte, er sei eben Heldentenor und kein Choleratursänger.

Dr. E. St.

DEUTSCHEUROPA

VIERTELJAHRESSCHRIFT FÜR DIE ERNEUERUNG EUROPAS AUS DEM REICHSGEDANKEN, HERAUSGEGEBEN VON DR. DR. DR. HANS K. E. L. KELLER FÜR DIE DEUTSCHEUROPÄISCHE ARBEITSGEMEINSCHAFT

Inhalt des letzterschienenen Heftes:

Karl Anton Prinz Rohan: Erziehung zum Reich
Wladimir von Gzowski: Erwachendes Staatsbewußtsein
Stimmen der Zeit
Kampf um Deutscheuropa

Preis des Heftes RM. —.60 • Jahresbezugspreis RM. 2.—

Heft 1 (Alois Dempf, Vergangenheit und Gegenwart des Reichs) kann für RM. 1.—, Heft 2 (Leopold Ziegler, Zehn Leitsätze zur Wirtschaft) und Heft 3 (Hans K. E. L. Keller, Die deutsche Idee Völkerrecht) können für je RM. —.60 nachgeliefert werden.

Im Kampfe gegen alle internationalistisch-paneuropäischen Programme bekennt sich die (im Sommer 1931) begründete Deutscheuropäische Arbeitsgemeinschaft zur deutschgeschichtlichen völkisch-übervölkischen Idee des Reiches als Leitgedanke einer Völkerrechtspropaganda auf weiteste Sicht. Ihr Ziel heißt: **Geistig gerüstet sein für den Tag, an dem die deutsche Revolution zur europäischen wird.**

Im Buchhandel oder unmittelbar vom Kommissionsverlag
G. HIRTH VERLAG AG., MÜNCHEN

Begründer: Dr. GEORG HIRTH. — Verantwortlich für die Schriftleitung: ARNOLD WEISS-RÜTHEL; für die Anzeigen: GEORG POSSELT, München. — Verlag: G. HIRTH VERLAG., München. — Für die Herausgabe in Österreich verantwortlich: J. RAFAEL, Wien I, Graben 29a (Eingang Trattnerhof). — Für die Redaktion in Österreich verantwortlich: MARIANNE RAFAEL, Wien XIX, Hochschulstraße 25. — Alle Rechte vorbehalten. — Nachdruck strengstens verboten. — Copyright by G. HIRTH VERLAG AG., München. — Druck: G. HIRTH VERLAG AG., Buch- und Kunst-Druckerei, München, Herrnstraße 10. — D.-A. 9000. — Entered as second class matter, Postoffice New York, N. Y. — Manuskripte sind nur an die Redaktion der „Jugend", München, Herrnstraße 10, zu senden: Rücksendung kann nur erfolgen, wenn Rückporto beiliegt.

Erich Wilke

Mr. Knox engagiert!

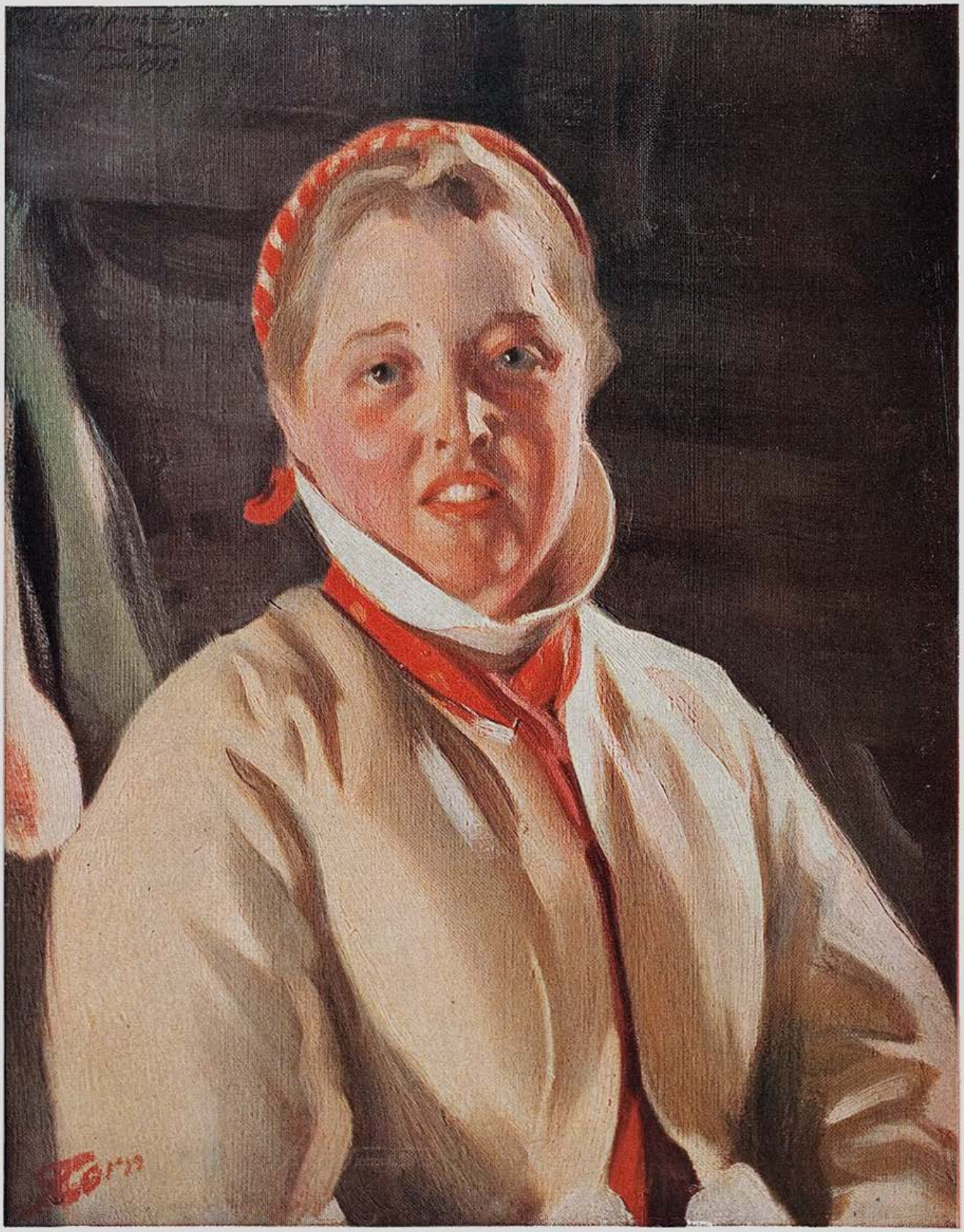


„Die Bedingungen sind ja nicht schlecht, aber zu der Firma habe ich kein rechtes Vertrauen."

JUGEND

PREIS 60 PFENNIG

MÜNCHEN 1934 / NR. 44



Kurven Maya

Anders Zorn †

J U G E N D
39. JAHRGANG 1934 / NR. 44

A. M. Miller:

LEBENDE SCHATTEN

ILLUSTRATIONEN VOM VERFASSER

Es war um das Jahr 600 vor Christi Geburt, so erzählt Plinius, als Korinthia, die Tochter des Töpfers Dibutades, zur Erfinderin der Schattenkunst wurde.

Ihr Geliebter war am Abend zu ihr gekommen, um von ihr zu scheiden; denn er sollte eine weite, gefahrvolle Reise antreten. Beim Schein der Lampe waren sie beide allein, die Süße und Bangigkeit des Abschieds genießend. Des Mädchens Herz lief fürchtend die Wege der Zukunft voraus, es bangte, ihn zu verlieren, vielleicht auf ewig, sah den Entschwundenen, der eben noch so blühend vor ihr stand, in ihrer Erinnerung verblassen und verwelken, ohne daß sie ein Mittel besaß, sein mattgewordenes Bildnis wieder zum Leben anzufachen. Indem sie ihn so mit Angst und Zärtlichkeit betrachtete, neigte er sein Haupt, die Lampe war zwischen ihr und ihm, und es erschien an der weißen Wand des Gemaches scharf und rein der Umriß seines Angesichts als Schatten. Die freundliche Senkung des Nackens, die krause Gestalt des üppigen Haares, die klare Stirn, die Wimper an der Stelle, wo das Auge unterm Brauenbogen ruhte, der freie Zug der Nase, der Mund, das volle, fest gerundete Kinn, wie in einem Zauberbild war alles festgehalten.

Bleib! rief sie, bleib in dieser Stellung, rege dich nicht! Und während er geduldig aushielt, umriß sie seinen Schatten mit geschicktem Finger. Als aber der Jüngling geschieden war, füllte sie den Umriß mit dunkler Farbe aus, daß er dem Schatten glich, der an derselben Stelle gelegen, und setzte sich vor ihn, so oft sie die Sehnsucht bewegte. Und seltsam, welches Leben kam aus der geschwärzten Fläche! Das Bildnis hatte keine eigentlichen Lippen, und dennoch schien es zu atmen, ihm glänzten keine Augensterne aus dem Saume lichter Wimpern, und dennoch blickte es sanft und liebend herab. Der Hals, der Nacken redete von der ihm eigentümlichen Bewegung. Alles aber, was ein ausgeführtes Bild so streng, so kühl und so ernüchternd machen kann, die Fülle festgebannter Einzelheiten, die die Phantasie in Fesseln schlägt, dies alles fehlte dem glücklichen Bilde. Und dennoch war es der Betrachterin, als schwöllen auch auf ihm die frischen Wangen, als dringe auch aus ihm der klare Blick, als wehte auch aus ihm ein Atem magischer Lebendigkeit hervor, nur daß sie bei alledem die Seligkeit genoß, dies alles selbst dem Bild entlockt zu haben. So war dem liebenden Mädchen das Schattenbildnis an der Wand ein immer neuer Verkünder der Reize des Geliebten. Es hatte dem Eigentümer den Schatten genommen, und hatte einen Auszug seiner Wirklichkeit, gleichsam die Formel seines Lebens behalten.





Denn dies ist das Geheimnis, das jeder Schatten in sich schließt: er ist mit einem Körper auf Leben und Sterben verbunden. Ja, der Körper hat ihn an sich genommen als den Bürgen seiner wahren Körperlichkeit. Wie ein Diener herläuft vor dem Wagen des Königs, und allen, die am Wege stehen, zuruft: Habt acht, der da kommt, ist der König! so auch der Schatten. Hier ist ein Körper, ruft er, habet acht! Und ebenso wie ein jeder sogleich des Königs gewärtig ist, wenn er auch nur den Rufer erblickt, ebenso entsteht in unserem Bewußtsein das Bild des lebenden Körpers, sobald nur der Schatten erscheint. Schatten und Körper ist eins, so lautet die magische Formel, siehst du den Schatten, so ist der Körper zugegen, siehst du den Körper, so birgt er den Schatten in sich. Im Körperhaften aber erkennen wir die irdische Natur. Der Schatten, so seltsam dies im Anfang klingen mag, ist uns der Bürge der irdischen Natur, und alles, was schattenlos erscheint, erweckt in uns den Eindruck erdenloser Dünne, und ein Grauen kommt uns an.

Auf diesen Empfindungen hat Chamisso seine seltsame Geschichte von Peter Schlehmil, dem Mann ohne Schatten, aufgebaut und eine Welt zu Lesern gewonnen. Immer wieder wird uns diese Erzählung mit magischem Zauber umspinnen, weil sie auf ein Urgesetz des Lebens deutet.

Wer den Schatten hat, der hat die Gegenwart des Körpers, dies ist auch die Formel der Schattenkunst.

Korinthia hat viele Nachahmer gefunden, und viele mögen gewesen sein, die lange vor ihr das gleiche taten, die auch den Dingen und Menschen ihre Schatten nahmen und auf der Fläche festhielten und mehr behielten als einen bloßen Schatten. Denn dieser Bürge der Körperlichkeit, er bürgt auch weiter, wenn er vom Körper weggenommen ist. Er gleicht einem Verstoßenen, der überall, wohin er kommt, den Glanz seiner Heimat verkündet. Dem ersten Worte, das der Schatten spricht, folgt die Illusion des Körpers sogleich nach, und weil die Phantasie in ihm durch keine Einzelheiten, keine groben Wirklichkeiten festgebunden ist, so entfaltet sie ein wunderbares Leben und entlockt dem finsteren Gebilde die reizendsten Gestaltungen. Darum haben sich die Menschen immer wieder des Schattens bemächtigt und sich seinem Zauber hingegeben, und hieraus ist die mannigfaltige Kunst des Schattenbildes entstanden. Die Chinesen und Japaner haben seltsame Spiele aus Schatten gestaltet, in denen Götter und Dämonen auf eine wahrhaft packende Weise hervortreten,



Aus der Au — Siegfried Kühnel

die Griechen haben Teller, Töpfe und Vasen mit schlanken, anmutigen Schattenbildern bemalt, und zu Goethes Zeiten haben die durch Apparate hergestellten Schattenrisse von Personen die Stelle von Photographien versehen und den Physiognomikern als Material für ihre Forschungen gedient. Man nannte sie Silhouetten, nach dem kargen Finanzminister Ludwigs XV., dem Herrn Silhouette, der die verschwendeten Summen des Sonnenkönigs durch Sparsamkeit wieder einbringen sollte — man wollte mit diesem Namen die Spärlichkeit der schwarzen Bildnisse bezeichnen.

Immer aber hat es den Künstler gelockt, über die pure Nachbildung der Natur hinaus mit dem Schatten zu spielen, sich zu verbünden mit dem geheimnisvollen Gesellen, der, immer sich bewegend, sich verändernd, bald riesenhaft emporwachsend, bald ins Zwergenhafte sich zusammenziehend, das Bild seines Herrn, des Körpers, ebenso treu und peinlich nachbilden als phantastisch auseinanderzuzerren weiß.

Schwarz — Weiß; Umriß — Fläche! Auf diese beiden Gegensatzpaare ist die Wirkung des Schattens allein gestellt, sie allein schlagen sich im Schattenbild mit immer frischer Stärke miteinander herum. Und darum ist hier alles Bewegung und Leben. Wenn die Umrißlinie nicht fließt und hüpft und tanzt, nicht emporschnellt und zurückspringt, nicht hier- und dorthin hackt und zackt mit unaufhörlicher Spannung, wenn weiße Flächen und schwarze Flächen, sich durchdringend, einander nicht immerfort die Waage halten, so ist es um das Schattenbild geschehen.

So wie es scharf umgrenzt im hellen Umkreis steht, mit dem es keine Verbindung eingeht, wie es geheimnisvoll immer wieder die Idee des plastischen Körpers in uns aufregt, so gehört es weder der Linien-, noch der Flächenkunst, so gehört es im eigentlichen Sinn der Plastik an. Aber es ist doch wiederum kein Körper, es ist nichts als Fläche, eine Fläche, deren Wesentlichstes aber nun der Fluß der Umrißlinie ist! O Schatten, wunderliches Zwitterwesen! das du nichts ganz und alles halb bist, das du uns narrst wie ein Gespenst, wie sollen wir dich recht bestimmen? Was ist der immer wirkende Zauber an dir?

Der Künstler, der den Körper bildet: nicht um diesen oder jenen so gestalteten Körper handelt es sich ihm — nur jener Körper kann seine Schöpferlust entzünden, aus dem ihm die Idee des Körpers überhaupt entgegenleuchtet. Und die Idee des Körpers, was ist sie denn? Ein bloßer, abgezogener Gedanke, der im Kopf des Künstlers lebt? Wenn es so wäre, wie könnte es dann geschehen, daß sie mehr oder minder klar aus jedem Körper hervorstrahlt? Wer gießt aus einem Kruge Wasser, in dem kein Wasser ist? Nicht ein bloßer Gedanke ist die Idee des Körpers, der ein Meister wie Michelangelo sein Leben geweiht hat, sie ist ein wahrhaftiges, lebendes, wirkendes Urbild, aus dem die Körper alle entsprungen sind, und das, den Stoff ergreifend, in allen Körpern sich vor unserem Auge verbirgt. Der Künstler aber spürt es auf, dies ist sein höchstes Verlangen, sein wahrstes Tun.

Der Schatten aber, der wunderliche Begleiter jedes Körpers, er scheint auch einen Hauch des Urbildes in sich zu tragen und ihn viel weniger zu verbergen, als es der Körper selber tut, er scheint ihn spielend und geisternd hin- und herzuwerfen, scheint uns auf diese sonderliche Weise von der Wesenheit der Dinge etwas ganz Besonderes zuzuraunen, und dies, so glaube ich, ist seine immer neue Zauberei.



Sommernacht

Hans Thoma

Hermann Stahl:

GEGEN ENDE DER SÜDÖSTLICHEN REISE



erreichten wir spät abends endlich ein Dorf. Wir waren froh, denn seit dem frühen Morgen marschierten wir, und gegen Abend, als wir noch stundenweit vom nächsten Dach waren, fing dieser scheußliche Regen an. Es war, als gingen wir dauernd unter einer aufgedrehten Brause, kleine Bäche rannen uns vom Hals über den Leib und über die Knie, bei jedem Schritt knatschte das Wasser in den Schuhen. Hunger hatten wir auch.

Das Dorf war wie ausgestorben. Wir tappten die schmale Gasse entlang und konnten uns nicht erklären, warum so selten ein Haus Licht zeigte. Als der Wind, der uns fortwährend gegen die Ohren pfiff, sich einmal legte, hörten wir Tanzmusik. Es war ganz in der Nähe. Nach der letzten Biegung der Gasse kam das Wirtshaus, eine rötliche Ölfunzel brannte vor der Türe, der Platz war leer und aus dem Wirtshaus tönte die Musik. Wir wollten hinein, da kam eine junge Frau aus der häuserverschatteten Dunkelheit. Franz, der die Landessprache halbwegs beherrschte, sprach sie an: ob wir wohl hier eine Nacht unterkommen könnten und was da für ein Fest gefeiert würde? Die Frau sagte rasch ein paar Worte mit dunkler Stimme, Fridolin und ich verstanden sie nicht. Franz nickte. Dann zeigte die Frau auf die Türe und auf das Dorf und lachte und war schon in der Türe verschwunden. Als die Türe offen war, tönte die Musik laut heraus, der Kontrast von Helle und Lärm gegen das von Nacht verschluckte Dorf war verwunderlich.

„So ein Volksfest", sagte Franz — „man versteht sie ja so schlecht." Fridolin, den wir eigentlich Narziß nannten, er hieß aber Fridolin, gähnte, wir waren durchnäßt von oben herunter und froren. „Ich bin froh, wenn wir zu Hause sind", sagte Fridolin, Franz sagte: „Gehen wir hinein, wir werden schon bleiben können." Wir waren noch ein paar Tagesmärsche von der Grenze entfernt.

Erst sahen wir nichts und die Augen schmerzten von Tabaksqualm und Licht. Es war ein großes Getöse und die Musik überschrie alles. Ich erkannte einen riesigen Mann in weißer Metzgerschürze, der stand plötzlich vor uns. „Der Wirt", sagte Franz und verhandelte mit ihm, zog Geldstücke aus der Hosentasche. Der Wirt steckte sie gleichmütig ein und sagte etwas von viel Betrieb.

„Wir bekommen eine Stube", sagte Franz. Wir wollten den Wirt um Schlüssel und Führung bitten, da war er schon im Gewühl verschwunden. Uns blieb nichts übrig, als im Saal zu warten. Wir machten uns Weg durch die Tanzenden und fanden einen leeren Ecktisch. Von dort hatten wir gute Sicht auf Saal und Kapelle.

Die Kellnerin, die zu uns kam, war dick wie ein Faß, sie hatte einen kleinen Bart auf der Oberlippe und empfahl uns gebratenen Speck mit Brot. Sie sagte noch mehr, aber das andere übersetzte uns Franz nicht. Wir nickten ihr also zu und bald hatte jeder eine dufte Portion von dem gebräunten Speck, einen halben Laib Brot bekamen wir dazu und ich schnitt erst einmal jedem einen ordentlichen Ranken. Der Speck war scharf gepfeffert, wir tranken ein sehr dunkles Bier dazu. Es wurde uns ganz warm. Narziß schlief gleich ein, ich wollte aber wach bleiben, Franz war sehr munter. Der Saal war zum Brechen voll und es ging schon hoch her bei den Tanzenden. Die Mädchen waren schön, die Burschen hatten rote Köpfe und schwitzten.

Die Kapelle spielte auf dem Podium uns gegenüber. Sie bestand aus einem Stehgeiger, einem Cellisten, einem Trommler, einer spielte Klarinette und am Klavier saß eine Rothaarige, die betrunken war. Vor dem Klavier hockte ein Mann mit einer Baßtrompete. Offenbar war es eine Wanderkapelle. Sie spielten eifrig, konnten aber nichts Gescheites. Nur die große Trommel hielt das Gemeng von Tönen ein bißchen zusammen. Die Rote am Klavier rauchte Zigarren. Beim Spielen hing ihr Kopf zur Seite als hätte sie keine Knochen. Der Stehgeiger machte Mätzchen. Er schlug den Bogen durch die Luft wie ein Florett und spielte sofort weiter. Er wiegte sich in den Knien und sah mit zurückgelegtem Kopf immer zur Decke hinauf. Sie war verräuchert und mit schwarzen trübleuchtenden Ollampen behängt.

Pausen waren der Kapelle nicht gestattet. Aus lauter Freude schrien die Burschen fortwährend nach neuer Musik. Der Stehgeiger verbeugte sich devot und spielte weiter. Auf seiner Stirn standen dicke Schweißtropfen und er war sicher über siebzig Jahre alt. Wenn die Musikanten müde waren, hoben sie beteuernd die Arme. Die Rote schlief dann sofort ein, ihr Kopf lag auf den Tasten. Dann sprangen die Burschen mit vollen Krügen auf das Podium, erfaßten die Schöpfe der Musikanten und hielten ihnen die Krüge an den Mund. Das Bier troff von den Bärten auf die Jacken. Der Roten gaben sie ein großes Glas mit Schnaps. „Schnaps fürs Herzchen", schrien sie und beklopften ihr die Schenkel vor Freude. Unsicher tastete sie zum Glas und leerte es über die Hälfte. Die Burschen schrien: „Weiter, ihr Vögel, was könnt ihr am besten?" Sie tätschelten die Rote und fragten, was sie am besten könne. Hihihi, lachte sie. Der Stehgeiger verbeugte sich stolz und furchtsam und gab das Zeichen. Franz sagte, daß wir in einer Woche schon in der Heimat wären. Die Burschen waren sehr fröhlich.

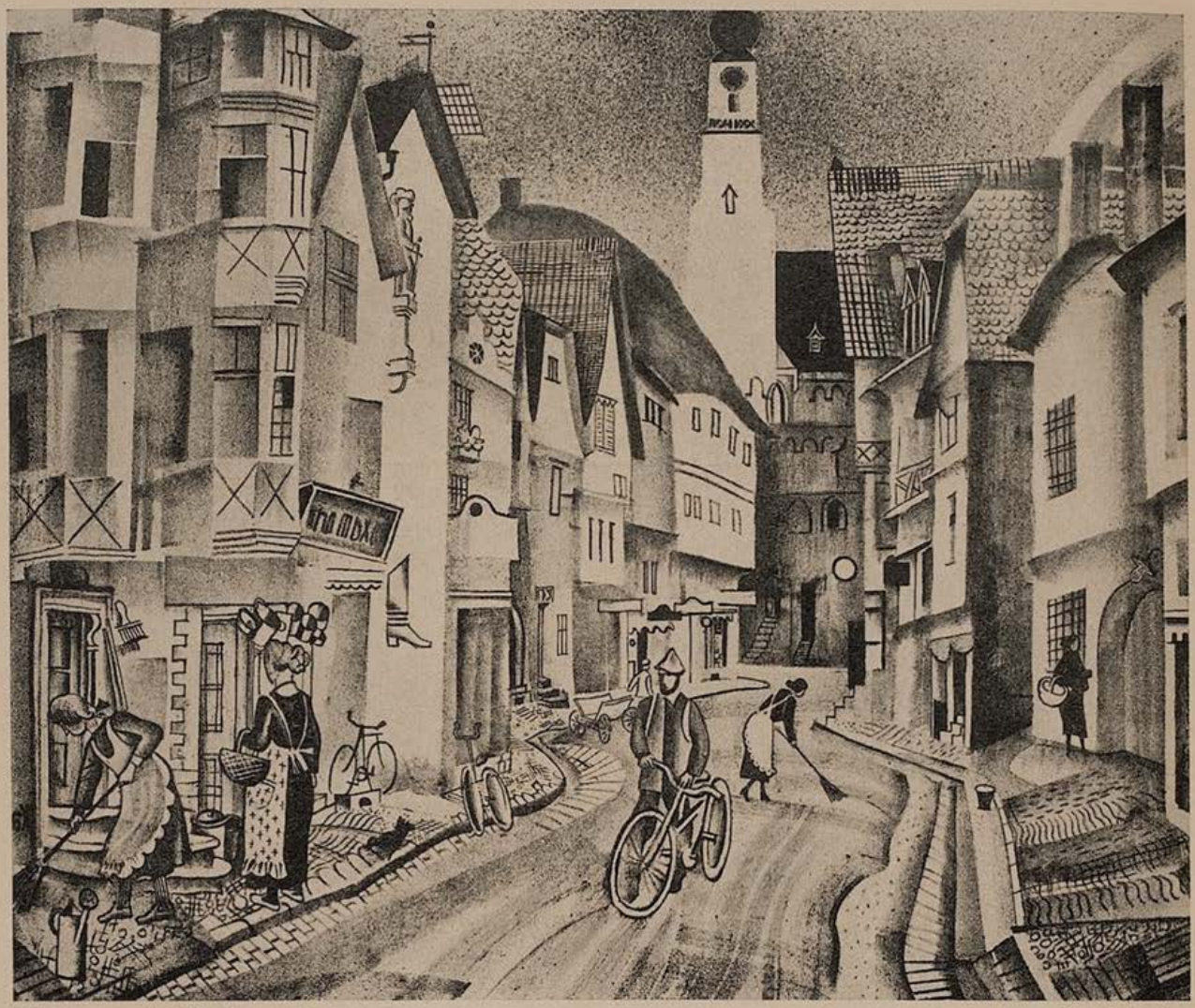
Wir hatten doch gar nicht viel von dem Bier getrunken und waren ein wenig betäubt. Wir waren ja auch müde und hatten die nassen Kleider am Leib.

„Trink nichts mehr", sagte ich zu Franz, als die Dicke mit neuen Krügen kam. Friedlich mit verkreuzten Armen schlief unser Narziß, die Hände waren Kissen für den blonden Schopf, der geschoren werden mußte. Mich umgaukelten Bilder von daheim schattenhaft vor dieser grellen Wirklichkeit. Die Mädchen waren schön in ihren grellen Trachten, sie tanzten mit den breiten Burschen, die zuweilen Unverständliches in den Saal schrien. Uns Fremde beachteten sie wenig. Wir hatten die schöne Freiheit von Fremdlingen. Wir kannten ihre Bräuche nicht und verstanden kaum die Sprache. Wir waren aber trotz unserer Müdigkeit ganz bei der Sache, hatten eine Bleibe für die Nacht, wurden wieder warm, zumal wir ja gut und fett gegessen hatten. Narziß schlief ruhig weiter, als das Unerwartete geschah.

Es gab ein Drängen unter den Tanzenden, alle liefen in der Saalmitte zusammen. Die Kapelle spielte weiter. Wir mußten doch sehen was da los war und drängten uns bis zur Mitte durch. Warum sie uns so einfach bis in das Zentrum des vielringigen Menschenkreises durchließen, weiß ich nicht. Am Boden hockte eine junge Frau und schrie. Das Schreien verstummte und ein Wimmern folgte. Frauen knieten hinter der Hockenden und preßten ihr die Schenkel in den Rücken. Zwei Frauen hielten die Beine. Ihr Gesicht war zur Höhe gehoben, sie sah zur Decke, ihr Mund blieb wimmerend geschlossen und brach dann zu einem Schrei schärfsten Schmerzes auf. Danach schloß er sich wieder und hielt ein verkrampftes Lächeln fest. Der Mann mit seiner Zigarette in der Hand hielt stützend ihr Kinn mit seinen gelben Fingern, der Tabaksrauch wolkte um den Kopf der Frau. Ich begriff nur, daß da mitten im Tanzsaal ein Weib unsinnige Schmerzen erduldete, ich sah die geschäftigen Frauenblicke und die behäbigen und erlustiert schmunzelnden Burschengesichter, ich zitterte im Rücken.

„Franz", sagte ich, „du mußt es doch machen, nicht wahr du machst es." Franz als Mediziner war ganz Ruhe. Ich wollte ja den Leuten zuschreien, sie sollten doch weggehen, aber schließlich hatten sie eher ein Recht dazustehen als ich.

Es war eine Schmerzpause, ich dachte es ist vorüber, ich schaute nur zur Decke hinauf. Es muß eine Kolik oder ein Magenkrampf sein oder was die Leute sonst so haben mögen, dachte ich und als ich wieder hinsah, zuckte der Frauenbauch und mit ihm der Oberkörper hoch, teilte sich in einer Art, die nicht mehr körperhaft war, wankte zur Seite, wurde von Händen gehalten und sank dann gestützt wieder zum Boden. Es geschah so still, daß ich froh war, wieder den Schrei zu hören, er war hoch und schrill und rasend, jenseits von Bewußtheit und Verhaltung, — ich hörte Franz nach warmem Wasser und Tüchern rufen, jemand stürzte



Süddeutsche Kleinstadt — Karl Holtz

vor mich und ich konnte nichts sehen. Als die Tücher kamen, war es schon zu spät, denn es war schon geboren, ich sah wie es eingewickelt wurde.

Zwei Burschen brachten eine Matratze, sie trugen sie hochgestemmt über die Köpfe hinweg als sei es ein leichtes Stück Holz, es waren doch prachtvolle Burschen und nun freuten sich alle und ich auch, sie legten die Frau auf die Matratze und trugen sie hinaus. Kalkblaß war sie, das ist kein Wunder, sie atmete schwer und hatte die Hand vor den Augen und lachte ein bißchen, ich hatte sie sehr gern. Franz begleitete den Transport.

Ich lief zu Fridolin und hatte ein wenig Angst als er nicht am Tisch war und ich wollte es ihm ja erzählen. Er war natürlich im Schlaf vom Stuhl gefallen und lag unter dem Tisch, sein Kopf lehnte mit hochgezogener Wange am Tischbein und er schlief gut und fromm. Ich setzte ihn anständig hoch und vermied, ihn zu wecken.

Gleich ging das Fest weiter, aber es war komisch, was dem Kapellmeister eingefallen war. Er spielte zu den Musikanten hin, nun war sein Kopf tief über die Geige gebückt, in seinem Frack war eine graue Flickstelle vom Nacken bis zu den Knöpfen über dem Gesäß. Die Rote saß steil am Klavier und hielt den Kopf hochgestreckt und griff mit kleinen Gesten behutsam in die Tasten und hatte ein anderes Gesicht, sie strich auch mit der Hand über das struppige rote Haarknäuel. Der Trommler saß mit über den Knien geneigtem Kopf und baumelte mit den Händen, denn die anderen spielten einen Choral, daß es quietschte.

Die Burschen standen Arm in Arm mit den Mädchen im Saal und sie küßten sich, aber niemand sagte etwas. Danach drehte der Kapellmeister sich um, hieb den Bogen durch die Luft, schnalzte mit der Zunge, der Trommler fuhr auf, der Roten Kopf hing wieder schräg, ein Walzer lärmte dudelnd über die tanzende Menge.

Franz kam nun zurück. Es sei fabelhaft wie die Leute das hier machten und da gäbe es nichts von Zimperlichkeit und Schwäche, da sei nur große wunderbare Leistungsfähigkeit und übrigens sei sie ganz munter und der Bengel wiege seine sieben Pfund.

Als wir gerade auf des Kindes Wohl tranken, stieß Franz mich an. Ich hatte sie wiederholt mit Blicken verfolgt, wenn sie vorbeitanzte, jetzt stand sie auf der untersten Stufe unseres Podiums und lächelte über uns hinweg. „Das gilt dir, Franz", sagte ich, er lachte und wurde rot wie ein Schuljunge. Er machte eine einladende Handbewegung zu ihr hin. Sie war von allen Mädchen die schönste im Saal, sie stand da und wiegte sich mit der Walzermusik, hatte junge Formen und über dem klaren Gesicht lagen in mehrfachen Reihen fest geflochtene dunkle Zöpfe. Sie bewegte die Schultern, wiegte sich in den Hüften, ihr Gesicht war nun ernst. „Du", sagte ich zu Franz, — er nickte und sah sie an. Sie schüttelte den Kopf mit einem Ausdruck, als wären wir gar nicht vorhanden. Sie hob die Augen und blickte unmerklich zu Fridolin. „Ja", nickte sie. Wir wunderten uns und weckten ihn. „Ah—, gehen wir schon weiter?", fragte er schlaftrunken. Dann griff er zu seinem Glas, setzte es aber gleich ab, denn das Bier war schal geworden. „Das Mädchen", sagte ich. Sie stand still und sah Fridolin stolz an. Da er sie anblickte, neigte sie ernsthaft lächelnd den Kopf. „Geh hin —", sagte Franz enttäuscht. Sie zog Fridolin nah an sich und küßte ihn langsam, bevor sie ihn, der immer noch verwundert und schläfrig blickte, tanzend in das Gewühl entführte.

Franz trank hastig sein Bier. Ein Mann kam, es gab zwischen den

beiden eine große Besprechung, dann schleppte der Fremde volle Krüge herbei und küßte Franz auf beide Backen. Wir waren bald ziemlich bezecht. Einmal sah ich Fridolin tanzen. Er glühte, versunken tanzte er am Arm seines Mädchens in der schiebenden Menge, mitten unter den Bezechten sah ich unseren Narziß, er flüsterte in das Ohr des Mädchens. Sie war ein wenig größer als er, sie hatte große dunkle Augen und sah lachend auf Fridolins Mund. Oh armer Fridolin, Herz unseres Narziß', sagte Franz mit schweren Lippen gegen das Gewühl.

Vor den Fenstern wurde es hell. Die letzten Tänzer torkelten müde über die Dielen. Die Mädchen schliefen, den Kopf auf der Burschen Schultern gelegt. Franz und ich stolperten durch den Saal und über Gänge und Treppen, wir suchten Narziß. Hähne krähten, Regen rieselte grau im frühen Nebel. Plötzlich verstummte die Musik mitten im Spiel.

Als wir in den Saal zurückkamen, bedeckten sie den Kapellmeister mit einer buntgewirkten Decke. Der Dorfbader sprach mit Franz. Der Cellist und der eine Trompeter schliefen auf dem Fußboden, die Beine langgestreckt wie Besenstiele, die Füße stachen spitz in die Luft. Man weckte sie nicht. Die Note saß auf einem Geigenkasten und weinte, nicht laut. Der Wirt gab ihr eine Handvoll Zigarren. Franz sagte mir, der Kapellmeister habe einen Herzschlag gehabt.

Wir entschieden, daß Schlafen gut sei. Der Wirt mit der weißen Schürze und Globusfigur führte uns die steile Treppe hinauf. Sein Schlüsselbund schepperte am Ledergurt, der um den Bauch gebunden war. Im Zwielicht des Treppenhauses glühte lustig der breite Brand seiner Zigarre.

„Schade um ihn, war eine gute Seele, Gott sei ihm gnädig", sagte der Wirt und bekreuzte sich, während er mit der Linken unsere Kammertüre aufschloß. „Einmal sterben wir ja alle", sagte er, sein Baß lachte dröhnend, Franz übersetzte mir zwischenein seine Worte. Wir fielen in die hohen Betten und schliefen ohne Traum. Als wir am Mittag erwachten, war Fridolin da. Wir gaben ihm noch eine halbe Stunde, bevor wir weitertippelten. Er sah ein paarmal zurück nach dem Dorf, das im Tal lag. Es regnete nicht mehr, es blieb schön, bis wir am vorgesetzten Tag pünktlich und froh die Grenze erreichten.

TAGESNEIGE

Von Max F. Bevern

Der Tag hat nach vollbrachtem Lauf
Sich zur verdienten Ruh begeben;
Er setzt ein frohes Lächeln auf,
Und überblickt sein kurzes Leben

Er schaut zurück, von wo er kam:
Die Täler feiern, grünverdunkelt,
Schon zögernd, wie in holder Scham,
Von ersten Sternen überfunkelt.

Ein Nachen zieht geruhsam hin,
Im Gold des Abends eingesponnen.
Verschlafen rauchet ein Kamin,
Und Dörfer lauschen ihren Bronnen.



Ein später Wagen rumpelt noch.
Der Hirte tränket Hund und Herde.
Bald stirbt der letzte Laut im Joch
Des Schlummerwehens, ob der Erde.

Es ist ein Bild, das wohl die Last
Des schweren Tages reich erquicket,
Das stillen Segen in sich faßt,
Und Frieden in die Herzen schicket.

FERDINAND SILBEREISEN:

Wohin mit der Pest? . . .

Zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts erschien jedes Jahr ein prophetischer Kalender, verfaßt von dem Buchhändler Mathieu Laensberg in Lüttich, der damals durch diesen Kalender eine Berühmtheit geworden war. Im Jahre 1811 hatte er seinen Kalender für das folgende Jahr bereits im Oktober an den Generaldirektor und Bücherzensor in Paris geschickt, von dem er aber keine Antwort erhielt. Die Zeit drängte, der erste Januar kam immer näher und Mathieu Laensberg machte sich also von Lüttich auf nach Paris, um selbst mit dem Zensor zu sprechen. Acht Tage lang wurde er nicht vorgelassen und als er endlich Zutritt bei dem mächtigen Manne erhielt, fuhr ihn dieser mit den Worten an: „Sie sind sehr kühn, persönlich bei mir zu erscheinen!"

„Mein Kalender liegt Ihnen bereits seit drei Monaten zur Prüfung vor und ich glaubte . . ."

„Ich habe ihn gelesen und ich kann ihm meine Genehmigung nicht geben."

„Darf ich fragen, warum?"

„Warum? Das will ich Ihnen gleich sagen. Weil Sie es wagen, eine Pest in Paris zu prophezeien. In Paris!? Sind Sie von Sinnen? In der Hauptstadt des Reiches, in der Weltstadt, in der kaiserlichen Residenz?"

„Wenn nur dieser Umstand Sie veranlaßt, meinem Kalender die Druckgenehmigung zu versagen, so kann ich ja im Notfalle meine Pest auch nach Madrid verlegen."

„Daß dich die Pest . . . Nach Madrid, wo ein Bruder des Kaisers regiert?"

„Vielleicht nach Mailand, wenn sie in Madrid nicht oppurtun ist?"

„Mailand ist eine kaiserliche Stadt, die Hauptstadt des Königreichs Italien. Wo denken Sie hin?"

„Nun, so kann ich immerhin noch die Pest nach Rom versetzen."

„Unglücklicher! Das wäre noch weit schlimmer. Vergessen Sie, daß Rom einen König hat und daß dieser König der Sohn des Kaisers ist?"

„Aber wo soll ich meine Pest unterbringen? Irgendwo muß sie doch auftreten und erscheinen; ich muß unbedingt einen Ort für dieselbe ausfindig machen, mein Kalender kann sie durchaus nicht entbehren."

„Er muß sie entbehren. Sie müßten denn Ihre verwünschte Pest nach England schicken, dem wir sie von Herzen gönnen."

Dabei blieb der Herr Zensor; die Pest wurde wirklich nach England verwiesen und so erschien der Kalender mit seinen vom kaufenden Publikum mit größter Spannung erwarteten Unglücksprophezeiungen. Glücklicherweise teilte die Prophezeiung das Schicksal der meisten — sie ging nicht in Erfüllung.



Der Königstiger H. Schuster

Prediger-Anekdoten

Mitgeteilt von Jakob Haringer

Ein Prediger suchte in einer Passionspredigt seine Zuhörer besonders durch die Beifügung zu rühren: „Bedenket, Geliebte! Er gab seinen einzigen Sohn in den Tod, die einzige Stütze seines hohen Alters!"

*

Abraham a Santa Clara predigte einst am Magdalenentag und ermahnte alle sündhaften Magdalenen zur Buße, ja, er drohte der Hauptsünderin, nach ihr sein Brevier zu werfen. Der ereiferte Prediger hob seinen Arm auf — mit dem Brevier zu werfen, und — alle Weiber versteckten den Kopf unter die Bank; dann erst begann er tüchtig seine Strafpredigt über alle.

*

Ein alter Landprediger endigte seine Predigt stets mit dem Glockenschlage und mit den Worten: Und dazu verhelfe uns der liebe Gott, Amen! Einst hatte er eine Rede einstudiert über Haman, und schloß die Rede mit den Worten: „Und was war sein Lohn? Der Galgen!" Jetzt schlug es elf, sogleich schloß der Prediger: „Und dazu verhelfe uns allen der liebe Gott, Amen!"

*

Ein Prediger war von den Verwandten eines Gehängten um den Totenschein ersucht, aber zugleich gebeten, die Todesart des Verblichenen nicht offen auszudrücken. Da bescheinigte der Seelsorger, daß solcher 1792 zwar selig verstorben, gegen das Ende aber ein wenig gezappelt habe.

*

Ein Pfarrer frug: „Wieviel Stücke gehören zur heiligen Taufe?" Anna Maria antwortete bescheiden: „Drei." Erzürnt entgegnete der Pfarrer: „Wie? Hast du alles schon vergessen? Zwei nur, Gottes Wort und Wasser." Aber das Mädchen schwieg nicht und machte den triftigen Einwurf: „Wie wollen denn Eure Hochwürden taufen, wenn das Dritte fehlt, das Kind!"

Ein Prediger ermahnte seine Gemeinde, das Neujahrnachtschießen zu unterlassen, er stellte das Nachteilige vor und schloß mit den Worten: „Unsere Zeit ist keinen Schuß Pulver wert."

*

Im Jahre 1790 predigte ein Kapuziner und stellte den Jüngsten Tag so lebhaft vor, daß er mit den Fäusten sogar auf der Kanzel das Rum-bum-bum der Trommel nachahmte; da machte der Küster unten so lebhaft das Tra-ra-ra der Trompete nach, daß der Prediger hinabrief: „Was rumort Er so?" Der Küster antwortete: „Hochwürden! Kein Bauer fürchtet sich, wenn nicht auch Kavallerie dabei ist!"

*

Ein armer Prediger in Franken schloß seine Predigt folgend: „Noch drei Stücke wolle eure christliche Liebe vernehmen, das erste weiß ich allein, das zweite wißt ihr und ich nicht, und das dritte weiß nur der, den ich nicht sehe! Meine Hosen haben Löcher, das weiß ich allein — das zweite, ob ihr mir etwas Tuch zu einem Paar neuen Hosen christmilde verehren wollt, wißt ihr und ich nicht, das dritte — weiß allein der heute abwesende Meister Bügeleisen, ob er solche mir umsonst machen will."

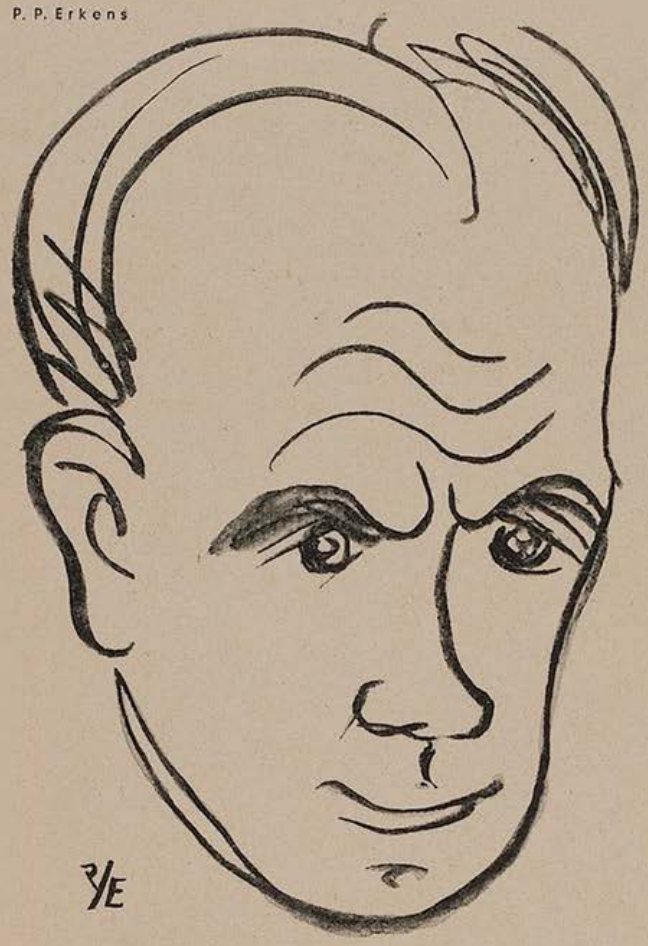
*

Der deutsche Domherr Fugger, welcher ein großer Verehrer des Weines war, ließ seinen Diener in Italien stets vorausreisen, damit er den besten Wein in den Wirtshäusern vorher aussuchte; fiel die Probe gut aus, so schrieb der Diener an die Tür Est — (hier ist es); in Monte Fiascone fand er den Wein so vortrefflich, daß er es dreimal an die Türe schrieb: Est! Est! Est! Die Richtigkeit des Urteiles bestätigte der Herr dann damit, daß er von diesem Weine zuviel trank — und starb. Er liegt in Monte Fiascone begraben.



Der Dichter Richard Billinger — Hans Wimmer-München

P. P. Erkens



Staatsschauspieler Arnulf Schröder

Old sailor packt aus

Von Herbert Lestiboudois

Als ich noch sailor war
(das ist lange her!),
da zogen wir jeden Abend in die California-Bar
und zechten schwer.
Aber das kann man ja heutzutage nicht mehr machen,
wenn die bösen Tanten jeden Whisky überwachen.

Damals hatte nur der Käpten was zu meckern.
Und der soff selber!
Heute darf dich jedereins mit Dreck bekleckern:
alte Weiber und junge Kälber.
Und das hat man denn davon, wenn man treu ist seiner Braut,
und nicht haste, Mensch, was kannste nach Kap Horn abhaut!

Mensch, da sitzt man nu in seinem eignen Laden ...
(Zigarren kannste bei mir kriegen).
Hat 'ne Frau und 'n Bett und 'ne Wanne zum Baden
und 'ne Wiege, um Kinder zu wiegen. —
Aber 'ne Badewanne ist noch lange keine See,
und 'n Bett keine Dreimastbark. Nee!!

Manchmal, da packt dich das alles so an,
was früher mal war — :
die ganze Ladenkasse verhau ich dann
in der California-Bar!
Und läuft mir da jemand von der alten Kru in die Quer,
dann sieht mich mein Laden drei Tage nicht mehr.

Weißte, old boy, ich werde nie so 'n richtiger Krämer.
Und in 'ner Badewanne werd ich schon gar nicht baden.
Und kratz ich mal ab, dann ist so 'n Sarg noch bequemer,
als so 'n Zigarrenladen!
Und bin ich dann richtig tot, dann solln die alten Tanten ruhig greinen.
Ich sitz im Himmel! Mich könn'n sie nicht mehr meinen!

A. P. Tschechow:

SELTSAME CHRONOLOGIE

Scharamikin, der Staatsrat i. P., saß in der Ecke des Salons in Gesellschaft des Vizegouverneurs Lopnew. Beim Klavier waren Scharamikins Kinder Nina, Kolja, Nadja und Wanja beschäftigt. Durch die ein wenig geöffnete Schlafzimmertür drang ein schwacher Lichtschimmer. Frau Anna Pawlowna Scharamikin, eine lebenslustige, begehrenswerte junge Frau, lag auf der Ottomane und las in einem Buch.

„Unsere Stadt war in dieser Beziehung einst viel glücklicher", erklärte Scharamikin. „Kein Monat verging, ohne daß nicht irgendein berühmter Schauspieler oder Sänger hier gastiert hätte, aber heutzutage ... weiß der Teufel! Außer unbegabten Komödianten kommt niemand ... Wir leben wie in einem Walde ... Können Sie sich noch des italienischen Tragöden erinnern, Exzellenz? ... wie hieß er nur? Er war ein großer, brünetter Mann ... Ach ja! Luigi Ernesto di Rogiero ... Ein großes Genie! Meine Anjuta interessierte sich sehr für sein Talent. Sie erwirkte es, daß ihm der Theatersaal überlassen wurde und verkaufte auch Eintrittskarten für alle zehn Vorstellungen. Als Dank erteilte ihr der Künstler Unterricht in Mimik und Deklamation. Es war so vor ungefähr ... zehn oder elf Jahren. Anjutenka, wie alt ist unsere Nina?"

„Sie wird zehn Jahre!" rief Anna Pawlowna aus dem Schlafzimmer.

„Auch erstklassige Sänger pflegten hier zu gastieren. Erinnern Sie sich an den Tenor Philiptschin? Das war ein stattlicher Mann! Blondes Haar, ausdrucksvolles Gesicht, feine Manieren ... Und eine Stimme! Anjuta und ich bemühten uns, damit er den großen Konzertsaal bekam; dafür sang er uns tage- und nächtelang vor. Er erteilte meiner Anjutenka Gesangsunterricht. Es war so vor ungefähr zwölf Jahren. Nein, es wird schon länger her sein ... Mein Gedächtnis wird schwach ... Anjutenka, wie alt ist unsere Nadatschka?"

„Zwölf Jahre!"

„Zwölf ... rechnen wir noch einige Monate dazu ... dann dürfte es schon stimmen ... dreizehn Jahre! Früher einmal war eben in unserer Stadt mehr Leben ... Nach dem Krieg gab es bei uns gefangene Türken. Anjutenka veranstaltete einen Abend zugunsten der Verwundeten. Der Reinertrag belief sich auf tausend Rubel ... Die türkischen Offiziere waren von Anjutenkas Stimme entzückt und bewunderten sie ohne Unterlaß. Es war ein so gelungener Abend, daß ich ihn mir sogar in meinem Tagebuch vermerkt habe. Es war ... Anjutenka, wie alt ist denn unsere Kolja?"

„Ich bin sieben Jahre alt, Papa!" rief Kolja, ein kleiner Knirps mit bräunlichem Gesicht und schwarzem Haar.

„Ja, wir sind eben alt geworden und haben nicht mehr die nötige Energie", stimmte jetzt Lopnew bei. „Es fehlt uns die Initiative ... das Feuer ... Wie oft kam ich früher am Abend zu euch, um Anjuta Pawlowna bei der Veranstaltung einer Wohltätigkeitslotterie behilflich zu sein, und dergleichen mehr ... Besonders jener Winter ist mir im Gedächtnis geblieben, wo wir zugunsten der Opfer der Überschwemmung eine Theatervorstellung mit Anna Pawlowna veranstalteten. Erinnern Sie sich noch, Exzellenz?"

„Ja ... Es dürfte vor ungefähr vier Jahren gewesen sein ..."

„Nein, vor fünf Jahren. Wie alt ist Ihre Wanja?"

„Fünf!" rief Anna Pawlowna aus dem Schlafzimmer herüber.

„Also vor sechs Jahren ... Ja, das waren Zeiten! Jetzt ist alles ganz anders! Es fehlt eben das Feuer!"

... Lopnew und Scharamikin wurden nachdenklich. Die lebenslustige junge Frau aber streckte sich mit einem leisen Seufzer auf ihrer Ottomane ...

Der Kanonenkönig

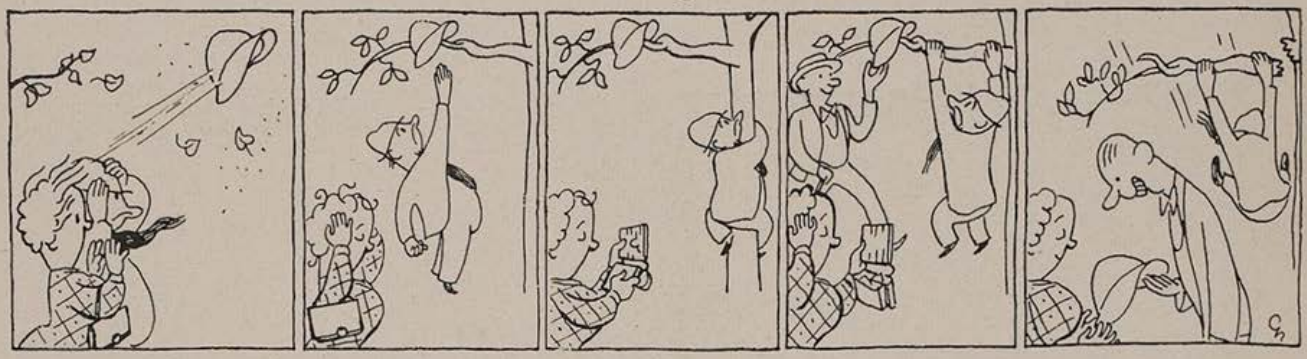
Anton Leidl



„Sie werden begreifen, mein Engel, daß ich mich auf Ihre Ratschläge nicht einlassen kann, — aber als Leiterin unserer Propagandaabteilung sind Sie mir jederzeit herzlichst willkommen."

Hentrich

Osse ist galant!



Der Stellvertreter

In der Böttcherstraße in Bremen sind in diesem Sommer die Besucher so zahlreich gewesen, daß der Fremdenführer, der dort in drei oder mehr Weltsprachen alle die musealen Absonderlichkeiten zu beschreiben und nebenbei noch einen Vortrag über die Geschichte Worpswedes oder über Riemenschneiders Holzbildkunst zu halten hatte, es nicht mehr schaffen konnte.

So stand denn eines Tages ein zweiter Führer bereit, allen anstürmenden Fragen ausreichend Antwort zu geben. Aber es erwies sich, daß die Leute mit diesem zweiten Führer nicht recht zufrieden waren, und schließlich wurde es so schlimm, daß Generalkonsul R. den Mann zur Rede zu stellen sich entschloß. „Was sind Sie eigentlich von Beruf?" fragte er.

Der Fremdenführer Nr. 2 kratzte sich am Kopf. „Ich bin Heizer", sagte er.

„Aber das ist ja unerhört", rief der Generalkonsul. „Wenn Sie Heizer sind, dann können Sie doch hier keine Vorträge über Kunst und Architektur halten!"

„O, was dat is", lächelte der Fremdenführer, „da versteh' ich 'ne ganze Menge davon. Ich bün nämlich man bloß im Winter Heizer, Herr Generalkonsul. Im Sommer schlepp' ich hier all' die Bilders und Riemenschneiders von ein'm Zimmer ins annere."

*

Ein paar Tage später ging der Heizer-Fremdenführer selbst zum Direktor und bat um Enthebung von seinem schweren Amt.

„Nanu", sagte der Direktor, „warum haben Sie denn keine Lust mehr?"

„Ümmer, wenn ich den Leuten erklär', was da für Bilder rumhängen", seufzte der Führer Nr. 2, „fragen sie mich, wer ich denn eigentlich bün. Und wenn ich denn sag', wer ich bün, dann lachen sie mich aus, daß die Wände wackeln."

„Lachen Sie aus?" schüttelte der Direktor den Kopf, „aber warum denn? Was sagen Sie denn den Leuten, wer Sie sind?"

„Ich sag' nur, wie es is", fuhr der Heizer fort; „aber meine Herrschaften, sag' ich, wer soll ich denn wohl sein? Ich bün der Stellvertreter des Führers."

R.

Lernet in der DIE kleine ANZEIGE der „Jugend"

Flechten, Schuppenflechte Ekzeme, Pickel, off. Beinwunden, auch veralt. Leiden
Viele Dankschreiben über **Heilung** durch **„Peracetol"**, dünnfl. reinl., sof. juckreizstillend. Kurpackung 4.50 uud 7.20 durch Apotheke. Prospekt kostenlos dch. Labor. Hriss. Mannheim 49/B 1

LAFONTAINES
Ergötzliche Geschichten
mit 12 Kuptern nach Charles Eisen sind im unterzeichneten Verlag in einer vortrefflich ausgestatteten Ausgabe zum Preise von RM. 2.70 erschienen.
Zu beziehen durch den Buchhandel oder durch den Verlag
G. HIRTH VERLAG AG.
MÜNCHEN, HERRNSTR. 10

Zur Anfertigung jeder Art
Drucksachen
empfiehlt sich
G. Hirth Verlag AG.
München, Herrnstr. 10

Wer kauft schafft Arbeit!

Inserieren bringt Gewinn!



20 verschiedene Kunstpostkarten
für 90 Pfg. postfrei
G. HIRTH VERLAG AG.
München, Herrnstr. 10

ZEITUNGS-AUSSCHNITTE liefert
ADRESSEN schreibt
WURFSENDUNGEN erledigt
FÜR SIE
ADOLF SCHUSTERMANN
GEGRÜNDET 1904 BERLIN SO. 16 RUNGESTR. 20
FERNRUF: F7, JANNOWITZ 5116, 5117 UND 5811
DRUCKSCHRIFTEN BITTEN WIR ANZUFORDERN!

Jede Nummer der „JUGEND" wird von ca. 50 000 Menschen gelesen.
Darum inseriere!

SCHÖNE BILDER
an den Wänden machen die Wohnräume behaglich. Wo das Geld für Erwerbung von Originalen fehlt, hat der Bilderliebhaber Ersatz an den Vierfarben-Kunstblättern der „Jugend", die zu den erstaunlich billigen Preisen von 45 Pfg., 65 Pfg. und 90 Pfg., je nach Größe, zuzüglich Portospesen durch den Kunsthandel und den unterzeichneten Verlag zu beziehen sind. Der reich bebilderte Katalog (Preis RM. 2.70 zuzüglich Portospesen) erleichtert die Bestellung.
G. Hirth Verlag AG., München, Herrnstr. 10

Lest den
Sportfischer
die vortrefflich ausgestattete Fachzeitschrift.
Halbjahrespreis 3 M.
Fischereisport-Verlag
Dr. Hanns Schindler
München NW 2
Karlstraße 44

Gesunde Zähne: Chlorodont

Ein ergötzliches Bilderbuch
ist der Kunstblätter-Katalog der „Jugend" mit über 1000 verkleinerten Abbildungen der in Millionen von Exemplaren als Wandschmuck verbreiteten Vierfarbendrucke. Preis ohne Porto RM. 2.70. Bestellungen durch den Buchhandel oder den unterzeichneten Verlag
G. Hirth Verlag AG., München, Herrnstr. 10

Inserate in der „JUGEND" finden weiteste Verbreitung!

Straffe, feste Büste
d. Webers Hormon-Büsten-Creme
Kl. Dose 3.– M. gr. Dose 5.– M.
portofrei Nachn.
M. & L. Weber
Berlin-Steglitz 6, Südenstr. 53a



Männer
deren Spannkraft infolge vorzeitg. Erschöpfung nachläßt, verwend. das wissenschaftl. anerkannt. Keimdrüsen-Hormon-Präparat **„Raspusan"** (100 Tabl. RM. 5,85, braun-f. d. Mann, weiß-f. d. Frau). **In all. Apotheken!** Als Sexual-Therapeutikum hervorrag. bewährt, bringt **„Raspusan"** kraftvoll. Leben u. Jugendfrische. Verlang. Sie illustr. v. Arzt verfaßt. Broschüre m. Probepackg. diskr. im verschl. Doppelbrief ohne Abs. geg. 24 Pf. Porto. Keine unverl. Nachnahmen! **Friedrich-Wilh.-Apotheke, Berlin-Charlbg. 2,** Block 109

LEST DIE „JUGEND!"

Pariser Kokshandel

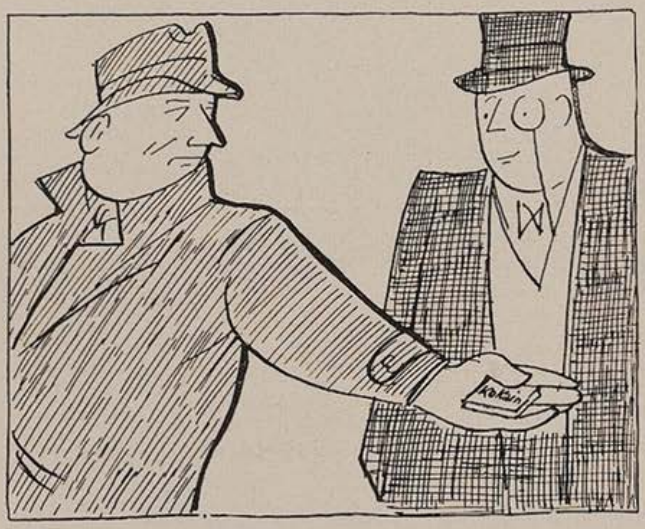
Josef Geis



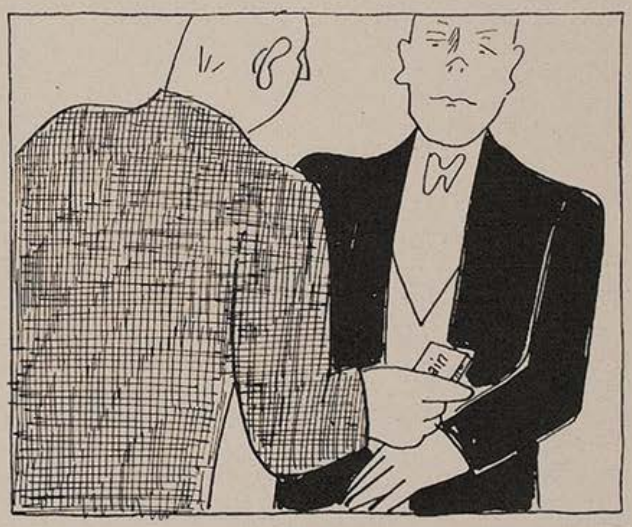
Von den untersten —



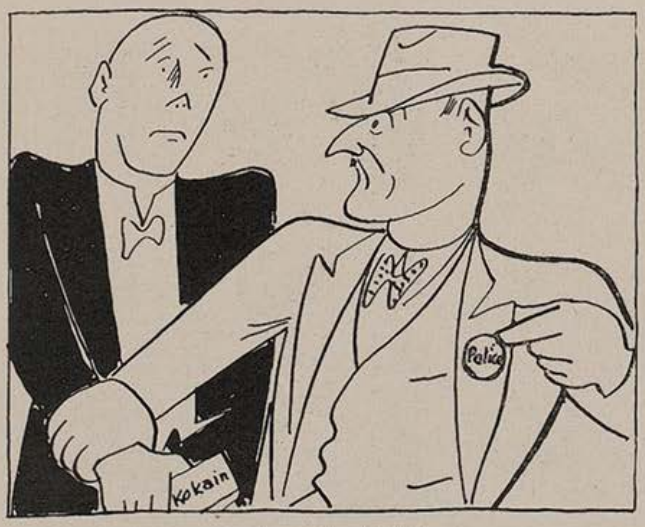
zu



den



höchsten —



und von den höchsten —



zu den untersten Kreisen.

DIE KLEINE FOTOBÜCHEREI

bringt für **45** Pfennig

das aktuellste Fotobuch für den Winter:

PANCHROMATISCHE FOTOGRAFIE

VON GERH. ISERT

Die Schrift berichtet über Technik und Anwendung dieses wichtigen Negativmaterials, das gerade für die Wintermonate so große Bedeutung hat. Das Buch wird sich leicht verkaufen.

Versäumen Sie nicht, zusammen mit dieser Schrift Heft 1 unserer Bücherei

RICHTIGES ENTWICKELN

VON GERH. ISERT zu bestellen. Dieses Buch kostet 1 Mark.

Lesen Sie die Kritiken:

Die Ratschläge sind so wirksam und glücklich, daß das Heft lebhaft empfohlen werden muß. (Der Bildwart, Nr. 4, 1934)

Trotz des wertvollen Inhaltes ist der Preis äußerst niedrig, so daß die Anschaffung keine nennenswerten Schwierigkeiten bereitet. (Sudetendeutsche Tageszeitung)

Jeder hat ein Interesse, die kleine Schrift seinen Kunden anzubieten. (Der Photograph, Nr. 46, 1934)



Die kleine Fotobücherei hat Großformat!

Zu beziehen durch die Buch- und Fotohandlungen oder direkt vom

G. HIRTH VERLAG AG., MÜNCHEN, HERRNSTR. 10

Der gekränkte Künstler

Liszt gab ein Konzert am Hofe des Zaren in St. Petersburg. Der Zar wendete sich während des Spieles mehrfach mit ziemlich lauten Bemerkungen an seine Gattin, so daß der Künstler in seinem Spiel gehemmt war und sichtlich nervös wurde. Er richtete einige Male bittende Blicke an den Herrscher, dieser schien sie nicht zu bemerken und ließ sich in der Unterhaltung mit der Zarin nicht stören. Schließlich konnte Liszt nicht mehr, er brach das Spiel ab, schloß den Flügel und verneigte sich.

„Warum hören Sie denn so plötzlich auf zu spielen?" fragte der Zar verwundert.

Liszt erwiderte in einem geheuchelten Ton der Ehrfurcht:

„Wenn Majestäten reden, haben die Künstler zu schweigen."

Der Held

Pietro Mascagni saß mit einem Freunde in seinem Studio beisammen, sie tranken Wein, und der Freund fragte den Meister, wie es eigentlich komme, daß er noch immer so viel Erfolg bei den Frauen habe.

„Du mußt die Frauen richtig behandeln, bester Freund", meinte der Meister, indem er sich in die Brust warf, „du darfst dir nie etwas von ihnen gefallen lassen, du darfst ihren Launen nicht nachgeben, du mußt die Festungen skrupellos zu erobern wissen, du darfst nie zeigen, daß du weich wirst, du mußt übermütig lachen können, wenn sie Miene machen, mit dir zu schmollen, kurz, du mußt den Frauen immer herrisch und sieghaft gegenübertreten ...

Plötzlich öffnete sich die Tür, Mascagnis Frau trat ins Zimmer, und der Meister fuhr mit leiser, bescheidener Stimme fort:

„Ja, und welch ein paradiesisches Wetter wir heute haben, lieber Freund ..."

Zwei Kenner

Auf dem Kapitol in Rom stand einmal ein schmaler, älterer Herr mit grau wallendem Haupthaar und betrachtete durch seine großen Brillengläser eindringlich das Reiterstandbild des Kaisers Marc Aurel. Ein junger, eleganter Mensch trat an ihn heran und bat um irgendeine Auskunft. Die beiden kamen ins Gespräch. Der junge Mensch zeigte sich bald als ein Besserwisser und wagte allerlei selbstherrliche Urteile, die den alten Herrn erstaunen ließen. Der alte Herr korrigierte ihn einige Male in bescheidener Weise.

„Sie irren", meinte schließlich der junge Fant in hochfahrendem Tone, „ich habe mich mit Rom und seiner Geschichte sehr genau befaßt und darf behaupten, daß ich ein guter Kenner bin. Übrigens, mein Name ist G., ich bin der Verfasser des bekannten Buches ‚Römische Geschichten', das Sie vielleicht auch schon in der Hand gehabt haben."

„Leider nicht", meinte der alte Herr ruhig, „aber ich sehe, wir sind ja ziemlich nahe verwandt, und wir unterscheiden uns eigentlich nur durch einen Buchstaben."

„Wie meinen Sie das?" fragte der andere.

„Sie haben ‚Römische Geschichten' geschrieben, und ich habe eine ‚Römische Geschichte' geschrieben. Mein Name ist Mommsen."

Aufrichtige Meinung

Zu Slevogt kam ein junger Mann, zeigte ihm ein dickes Skizzenbuch voller Zeichnungen und bat ihn um seinen Rat.

Slevogt sah sich die Blätter gemächlich an, schlug das Buch zu und sagte ernst:

„Sie sollten radieren, lieber Freund!"

„Wirklich?" fragte der Jüngling erfreut, „vielleicht mit der kalten Nadel, Herr Professor?"

„Nein", entgegnete Slevogt ruhig, „mit dem Gummi ..."

Verschwiegen

Frank Wedekind war wieder einmal — wie so häufig — in der abscheulichsten wirtschaftlichen Lage und konnte seinen Schneider nicht bezahlen. Alle Mahnungen des braven Meisters blieben fruchtlos. Schließlich machte sich dieser auf, ging selbst zu Wedekind und sprach zu ihm:

„Herr Doktor, ich habe Sie nun schon so oft gemahnt, — aber Sie antworten leider gar nicht auf meine berechtigten Forderungen. Falls Sie auch heute nicht zahlen können, so sagen Sie mir jetzt wenigstens bitte, wann Sie zahlen werden, damit ich des Nachts ruhig schlafen kann."

„Lieber Freund", meinte Wedekind, indem er gedrückt an seinem Schnurrbart kaute, „das tue ich nicht, denn wenn ich Ihnen das sagen würde, so würden Sie überhaupt nicht mehr schlafen ..."



Bolds Bilderrätsel

Rubey



„Na, gut gewacht? Ist auch alles in Ordnung?“
„Alles, nur die Dampfwalze ist verschwunden.“

Summen im Ohr

Freunde trafen sich.

„Du siehst schlecht aus.“

„Mir geht's auch nicht gut.“

„Was fehlt dir?“

„Ich habe dauernd Summen im Ohr.“

„Wie hoch sind die Summen?“

Der Ton

Graf Bobby besucht eine antike Porzellanausstellung.

Vor einer Vase blieb er stehen.

Auch Freund Rudi war erschüttert.

„Weißt, diese Farbe — weißt, dieser herrliche Ton —“

Da schnipste Graf Bobby mit dem Finger an die Vase.

Lauschte und sagte:

„Wunderbar ist der Ton, wunderbar!“

Neuer Ausdruck

Am Stammtisch wird heute nur über Musik geredet. Das ist Meier zu hoch. Ärgerlich geht er nach Hause.

„Nanu — — du kommst ja heute so früh?“

„Ach — — die haben den ganzen Abend bloß gebachsimpelt.“

Der rücksichtsvolle Junge

Vater: „Zehn Mark habe ich dir versprochen, wenn du ein gutes Zeugnis bringst, und jetzt bist du durchgefallen!“

Sprößling: „Ja, Vatti, ich wollte dich in keine Unkosten stürzen!“ *F. H.*

Überall

„Fritz, ist Gott überall?“

„Ja, Herr Lehrer!“

„Ist er auch in diesem Schulzimmer?“

„Ja!“

„Ist er auch auf der Straße?“

„Ja!“

„Ist er auch in deinem Kämmerlein?“

„Nein!“

„Na, warum denn nicht?“

„Weil ich keins habe, Herr Lehrer!“

Poincaré

Poincaré war eines Tages in England zur Jagd geladen.

Er wurde einem Herrn vorgestellt, der sich sogleich entschuldigte:

„Stellen Sie sich bitte nicht in meine Nähe. Ich bin auf der Jagd ein gefährlicher Nachbar.“

Poincaré lächelte.

„Nur auf der Jagd. Ich bin es immer.“

Holzhacker wird sentimental

Von Fred Endrikat

Ich hab meinen Hauklotz geschlachtet.
Er war, weiß Gott, nicht mehr neu.
Ich hab ihn voll Wehmut betrachtet,
er diente mir tapfer und treu.
Ich habe manch knorrige Eiche
auf seinem Schädel zerschellt.
Es krachten die wuchtigen Streiche.
Mein Hauklotz blieb stark wie ein Held.
Es sausten die Splitter der Buchen
beim Hacken mir wild um den Kopp.
Da half weder schimpfen noch fluchen,
mein Hauklotz sprach mutig: Hau drop. —
Er — den ich geliebt und geachtet,
das Schicksal zerkleinerte ihn.
Ich hab meinen Hauklotz geschlachtet.
Nun schmort er im trauten Kamin.
Zum Schornstein hinaus in die Ferne
entschwebt er, so leicht wie ein Hauch.
Fahr wohl, und grüß mir die Sterne.
Mein Hauklotz — ein Wölklein von Rauch.

Pläne

Die Fürsorgedame redet dem Einbrecher im Zuchthaus zu, doch von nun an auf ehrliche Weise sein Brot zu verdienen, und sie fragt ihn: „Haben Sie schon irgendwelche Pläne für die Zukunft, wenn Sie Ihre Strafe verbüßt haben?“ — „O ja, Fräulein“, antwortet der schwere Junge hoffnungsfroh, „ich habe die Pläne von zwei Banken und einem Postamt.“

Die Masse

Wenn alle die Eier um acht Pfennige verkaufen, Ramsch verkauft sie für sieben Pfennige. Und wenn bei der Konkurrenz die Butter achtundsiebzig Pfennige kostet, kostet sie bei Ramsch nur siebenundsiebzig.

„Wie können Sie bei diesen Preisen verdienen?“

„Bei mir macht es dann die Masse.“

„Aha! Ich verstehe! Die Konkursmasse!“

148 Seiten Großoktav in Leinen gebunden RM. 4.—.
In unserem Verlag erschien soeben:
KARL FRHR. VON FREYBERG
SIGNY
DIE ASENBRAUT
ABENTEUER ZWISCHEN HIMMEL UND ERDE
Das Werk schildert das Götterleben Signy's auf Asgard, die aus der deutschen Mythologie bekannte Frau des Asengottes Loki. Als die Katastrophe für den Asenhimmel stellt der Dichter dann die große Hunnenschlacht auf den katalaunischen Feldern dar, die als die „Götterdämmerung“ Signy in die Welt zurückkehren läßt.
Nach mancherlei Abenteuern mit Parsival, Roland und dem Zwergenkönig Laurin kommt sie, schon durch Roland zum Christentum bekehrt, in den karolingischen Fürstenkreis hinein, findet aber in den zwischen dem absterbenden Heidentum und der aufblühenden Christuslehre unvermeidlichen Krisen ihren Untergang.
Der Verfasser hat die für das weitspannende Thema fast unvermeidliche Form epischer Darstellung in Versen nach dem Muster der vielgelesenen Dichtung Fr. Webers über Dreizehnlinden gewählt und die Flüssigkeit der Verse läßt den Leser darüber wegsehen, daß Verse heutzutage in weiten Kreisen als antiquiert gelten, im Gegenteil wird sein Interesse durch die spannenden Schilderungen des ganzen Buches gefesselt und rege erhalten.
Zu beziehen durch den Buchhandel oder unmittelbar vom Verlag
G. Hirth Verlag AG. München, Herrnstr. 10

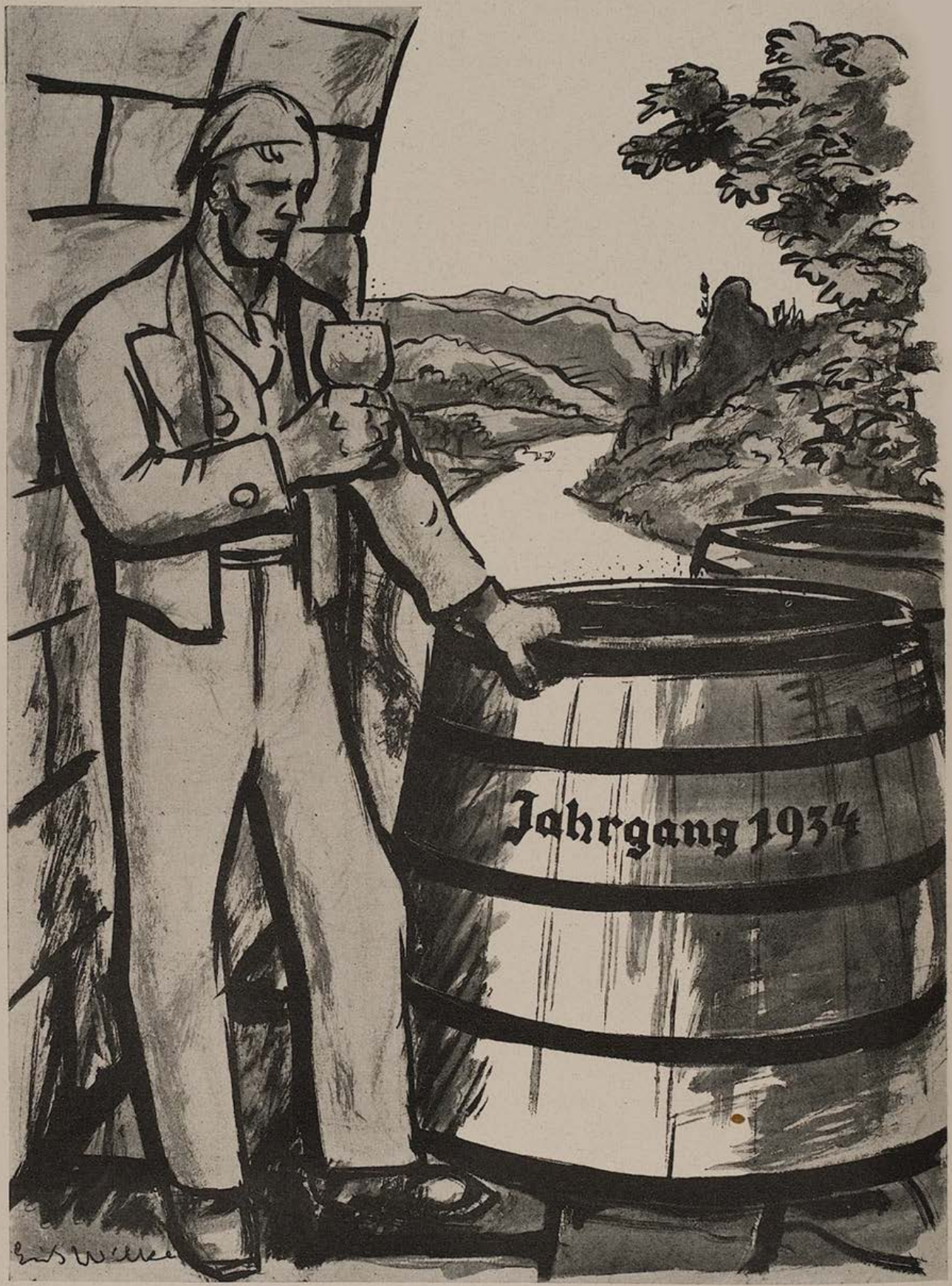
Begründer: Dr. GEORG HIRTH. — Verantwortlich für die Schriftleitung: ARNOLD WEISS-RÜTHEL; für die Anzeigen: GEORG POSSELT, München. — Verlag: G. HIRTH VERLAG., München. — Für die Herausgabe in Österreich verantwortlich: J. RAFAEL, Wien I, Graben 29a (Eingang Trattnerhof). — Für die Redaktion in Österreich verantwortlich: MARIANNE RAFAEL, Wien XIX, Hochschulstraße 25.

— Alle Rechte vorbehalten. — Nachdruck strengstens verboten. — Copyright by G. HIRTH VERLAG AG., München.

— Druck: G. HIRTH VERLAG AG., Buch- und Kunst-Druckerei, München, Herrnstraße 10. — D.-A. 9000. — Entered as second class matter, Postoffice New York, N. Y. — Manuskripte sind nur an die Redaktion der „Jugend“, München, Herrnstraße 10, zu senden: Rücksendung kann nur erfolgen, wenn Rückporto beiliegt

Jahrgang 34

Erich Wilke



„Wenn sich der Most auch ganz absurd gebärdet,
Es gibt zuletzt doch noch 'n Wein."

(Goethe, Faust II.)

PREIS 60 PFENNIG **JUGEND** MÜNCHEN 1934 / NR. 45



Wegemacher aus dem Sarntale Franz von Defregger †

JUGEND
39. JAHRGANG 1934 / NR. 45

Das neue Haus

Von Otto Linck

Ein Haus wächst auf,
wo noch vor wenig Wochen
Wildacker war am kahlen Deich;
wo Disteln wuchsen, Schnecken krochen
und Nachtwind stöhnte im Gesträuch.

Der Maurer schnitt
Umriß und Kellertiefe
steil in den braunen Boden ein;
und mit dem Senkblei ohne Schiefe
türmt er die Wände Stein um Stein.

Im Viereck stehn
nun bald die Fensterweiten;
es formt sich Stube, Tenne, Stall,
und, wenn sie mit den Ziegeln schreiten,
tönt schon aus luftger Höh der Hall.

Die junge Frau
trägt zu dem Mann das Essen,
der, um zu sparen, Helferdienste tut;
sie wartet scheu und lächelt selbstvergessen
und selten sagt er, es war gut.

Das weiße Holz
ist längst behauen,
es riecht noch leis nach Harz und Wald;
draus fügt der Zimmrer hoch im Blauen
des Giebels wuchtige Gestalt.

So kommt der Tag,
da weht vom hohen Firste
lustig der Richtbaum in das Land:
und Freibier gibts und heiße Würste,
die Männer singen allerhand.

Die junge Frau
geht mittlerweile
einsam und fröstelnd wie im Traum,
treppauf, treppab in scheuer Eile
durch ihres Hauses unerfüllten Raum.

Begreift gar nicht
die heimliche Bedrängnis;
daß dies nun ein Gehäus für vieles ist,
für Glück und Leid und mancherlei Verhängnis,
und alles nur für kurze Frist.

ALBERT KUYLE:

Der kleinste Kopf

(Berechtigte Übersetzung von Willy Blochert)

Inspektor Fernando Hernandez hat einen neuen Hut nötig. Diese Woche ist das Fest von San Lazaro, und er gehört zu den Honoratioren des Kirchspiels. Er sieht einen hellgrauen Hut in einem Schaufenster, der ihm gefallen würde, aber er hat keine Zeit, ihn jetzt aufzuprobieren. Jede Anprobe langweilt ihn. Er hat, soweit ihm bekannt, den kleinsten Kopf in der Stadt. Der Dienst wartet. Frauen haben den Marktbrunnen verunreinigt. Verstoß gegen Artikel 268.

Am folgenden Morgen strahlt die Sonne hernieder. Der Inspektor steht vor dem Ladentisch und verlangt den Hut, den er gestern sah. Der Hut ist verkauft. Ein anderer von gleicher Sorte. Es war nur einer da. Inspektor Hernandez wird dann mit seinem alten Hut zum Fest von San Lazaro gehen, denn er kann keine Wahl treffen.

Nachmittags, drei Uhr zehn Minuten, fährt der Inspektor nach San Luigi. Eine Leiche auf einem Bleichfeld; es muß mit grobem Hagel aus einem altmodischen Jagdgewehr getan sein, in vier Meter Entfernung. Das Gesicht ist zerschossen. Der Inspektor verhört zwei Stunden lang. Ein Mädchen hat einen Mann mit einem hellgrauen Hut schnell laufen sehen; einen Mann, der in San Luigi nicht bekannt ist. Weiter nichts. Der Inspektor weiß intuitiv, daß hier eine Fehde ausgetragen ist. Das geschieht meist mit grobem Schrot.

Der Rapport ist nicht lang. Die Leichenschau wird morgen stattfinden.

Am nächsten Morgen kommt eine Nachricht aus dem Hutladen. Inspektor Hernandez kann doch geholfen werden. Um elf Uhr ist er da; auf dem Ladentisch liegt der Hut, der vorgestern im Schaufenster stand. Der Mann, der ihn kaufte, hat ihn umgetauscht. Der Inspektor probiert den Hut: er ist zu klein. Dann entdeckt er den Streifen Papier, der unter das Lederband geschoben ist. Der Mann, der ihn einen Tag trug, hatte einen noch kleineren Kopf als er. Nachdem das Papier herausgenommen ist, bezahlt der Inspektor und geht mit dem neuen Hut nach Hause. Folgender Morgen: Morgen des Festes von San Lazaro. Der Inspektor sitzt hinten in der Kirche, und er bewundert, wie jedes Jahr, die Festdekoration und den Blumenschmuck. Die Luft zittert von der Kerzenwärme. Die ganze Bevölkerung von den Weilern der Umgebung ist in die Stadt gekommen. Was nicht in der Kirche ist, wartet in den Wirtshäusern, bis nach der Messe die Kirmes beginnt. Draußen stehen die Festbuden und die Karussells fertig. Nachmittags wird der Stierkampf stattfinden. Aber zuerst der Höhepunkt des Tages: das Spiel mit dem runden Loch.

Bevor die Messe endet, steht Inspektor Hernandez auf dem Kirchplatz. Es ist noch still, und er kann ohne Aufsehen die Säulenreihe erreichen.

Er nimmt einen Zollstock aus seiner Jackettasche und mißt das runde Loch. Dann schaut er ruhig den Tauben am Brunnen zu.

Die Messe ist zu Ende. Die Klingel des Karussells läutet: das Fest von San Lazaro außerhalb der Kirche hat begonnen. Die Wirtshäuser entleeren sich nach dem Platz. Unbemerkt haben sich zwei Männer dem Inspektor zugesellt. Er erzählt etwas, und sie zünden sich lachend eine Zigarette von ihm an. Nun beginnt die Fröhlichkeit wie jedes Jahr. Der Wettkampf, wessen Kopf in das runde Loch des Pfeilers passen wird. Ein Spiel, das schon seit zwei Jahrhunderten gespielt wird. Eine Brüderschaft setzt ein Schaf als Preis aus für den Gewinner. Es steht an der Seite angebunden und blökt.



Don Quichotte in der Schenke

Karl Hachetz

Der Nachtwächter beginnt. Er hat den größten Kopf in der Stadt, aber die Tradition verlangt, daß er anfängt, und man ist ja hergekommen, um zu lachen. Bauernjungens aus der Umgegend drängen heran, die im vorigen Jahre beinahe hineingingen. Sie sind vielleicht magerer geworden und haben ihren Kopf mit Öl eingerieben. Es wird dröhnend gelacht bei jedem Kopf, der zu groß ist. Auch Inspektor Hernandez nimmt seinen neuen Hut ab und versucht es. Aber er weiß es schon seit Jahren: er kann gerade nicht hinein. Es fehlt vielleicht die Dicke eines Streifens Zeitungspapiers. Unter Gelächter nimmt er seinen alten Platz wieder ein. Sein Gesicht ist jetzt starrer. Die Menge lichtet sich und fängt an zu zweifeln, ob es dies Jahr wohl einen Gewinner geben wird.

Dann löst sich ein kleiner Mann aus dem Gewimmel. Er hat eine gelbliche Haut und geht langsam. Am Pfeiler nimmt er seinen Hut ab. Der Inspektor sieht noch immer aufmerksam zu. Dann brüllt die Menge: „Es geht!" Der Mann dreht und dreht seinen Kopf in dem Loch und richtet sich endlich, rot vor Anstrengung, wieder auf. Die Frauen schreien und rufen ihm zu. Die beiden Freunde des Inspektors stehen hinter ihm, als er zu dem Schaf geht, das er gewonnen hat. Dann nimmt Inspektor Hernandez seinen Hut ab und zugleich den des Gewinners. Er setzt ihm seinen eigenen Hut auf, der dem Mann langsam über die Stirn gleitet. Dann nickt der Inspektor und legt dem Manne seine Hand auf die Schulter. „Ich dachte es mir", sagt er lachend. Und dann in amtlichem Ton: „Ich verhafte Sie wegen Mord an einem Kaufmann in San Luigi, den Sie mit grobem Schrot niederschossen." Der Mann wird bleich und dann grau und dann leichenweiß. Nach zwei Sekunden stammelt er das Bekenntnis.

Das Schaf blökt noch, als er abgeführt wird.

„Woher wußten Sie es?" fragt ein Domherr, der aus der Kirche gekommen war.

„Es ist nur eine Geschichte von kleinen Köpfen und einem Streifen Zeitungspapier", sagt der Inspektor lachend.



Der erste Brunnengast — Carl Spitzweg †



Passau, Große Messergasse — H. Mayrhofer-Passau

Der Orgelspieler

Von Wilhelm Auffermann

An einem dieser Tage, letzthin, früh am Morgen, drehte ein Bettler unter einem Torbogen seine Orgel. Die war aus braunem Palisanderholz, mit grünen Vorhängen daran, und ein Kreisel lag darauf. Freunde, dieser Bettler hat die beste Musik in unserer Stadt. Keine Tänze spielt er, keine Motetten, auch keine dunklen Variationen alter Musiktänze, mögen sie noch so romantisch klingen. Etwas anderes, ganz anderes. Das hörte ich aber erst, als ich die Geschichte von dem Kreisel wußte.

Ich mußte an dem Torbogen vorbei, blieb stehen. Ich sah, wie die Vorhänge an der Orgel leicht wallten, als ob im Takt ein Atem sie blähte, und wie des Orgeldrehers welke Hand an der Kurbel sich hob und senkte, fast im Rhythmus mit den Vorhängen. Seine rechte Hand kreiste so krampfhaft und die schwarzumränderten Spitzen der Finger drückten so heftig die Kurbel, daß die Bewegungen der Muskel unter der Haut fast schmerzhaft wirkten. Die andere Hand hielt er auf die Brust gepreßt. Ja, so stand er im Dunkeln und drehte die Kurbel, und die weißen Haare hingen ihm über die wachsbleichen Wangen. Der lippenlose Mund erschien wie eine tiefe Falte. In seinem ganzen Aussehen lag etwas wie die Erinnerung namenloser Schmerzen. Zuweilen lehnte er den Kopf zurück, schloß die Augen halb und gab sich ganz den spitzen Tönen der pustenden Flöten hin. Zuweilen warf er sich in die Brust, sah mit glänzenden Augen vor sich hin, lächelte mit leichtem Lächeln, dann war seine Stirne von ungewöhnlicher Klarheit, und wie ein Hauch aus dem Ewigen drang es aus den Poren der Orgel, beunruhigte die Staubkörner und blähte die Falten der kleinen Vorhänge auf. In einem schmalen Streifen Sonne tanzten tausend Atome. Seht, Freunde, und unter diesem Sonnenstreifen lag der Kreisel. Es war ein bunter Holzkreisel, wie im Sommer kleine Knirpse solche auf ebener Straße zum Tanze mit einer Peitsche antreiben. Und dieser Orgeldreher dachte sich ungesehen, denn er hob plötzlich den Kreisel von der Orgel und führte ihn an den Mund, ja, führte ihn an den Mund ...

Und hier ist schon zu Ende, was ich sah. Lachte oder weinte er dabei? Ich weiß es nicht.

Aber ich sah dann auf der Straße, als ich weiterging, einen zweiten Alten. Er gehörte zum Orgelspieler. Ich hörte, wie er mir mit seinem Holzfuß nachhumpelte. Nachdem er mich eingeholt hatte, hielt er mir abwartend im Gehen seine Mütze hin. Kurz und gut, dieser Mensch hat mir dann auch verstohlen die Geschichte von dem Kreisel erzählt. Es ist eine ganz kleine Geschichte, ist lustig zum Lachen, ist traurig zum Weinen, ist ganz einfach und doch schwer zu verstehen.

Hier ist die Geschichte:

Der Orgeldreher wohnte früher in einem der Gäßchen, so wurde mir mitgeteilt, denen zur Nachtzeit noch heute Gasflammen von ihrer Helligkeit abgeben müssen. In einem der kleinen Häuschen mit den unzähligen Holztreppen. Die Wohnung bestand aus einem Zimmer und aus einer Küche. Aus dem Zimmerfenster sah man in ein Gärtchen mit hohen Bäumen, die waren im Frühling zur Blütezeit so weiß wie im Winter. Und im Winter zur Schneezeit so weiß wie im Frühling. Was das für Bäume waren, konnte ich nicht erfahren. Sie sollen aber sehr schön und groß gewesen sein. Im Zimmer standen zwei Betten, zwei Stühle, ein Tisch und ein Schrank. Ein Heiligenbild hing an der Wand und noch ein Bild, darauf war eine Frau zu sehen.

Der Orgelspieler hatte einen Knaben, einen achtjährigen Jungen, namens Fritz. Der hatte es auf den Lungen, der Junge. Natürlich noch nicht so schlimm, tröstete sich der Orgelspieler, obwohl er es ganz genau wußte.

Es war im Spätherbst. Einige Tage vor Allerheiligen. Draußen unter den Bäumen, die nun ganz traurig aussahen, brannte eine Laterne. Es schneite sogar schon, ganz fein und schüchtern, und es waren die ersten Flocken. Sie kreiselten erst langsam, dann schneller und schneller.

Der Junge lag im Bett, beim Fenster, und hatte ganz große Augen. Und plötzlich klatschte er in die Hände und rief zum Orgeldreher, der bei ihm saß: „Du, Vater, jetzt ist es schon wieder Frühling geworden! O, ich möchte so gerne den Kreisel drehen!" Und dabei war es doch Winter und all die Blüten waren Schnee. Und der Junge hatte hohe Glut. Eine zierliche Motte schwirrte glitzernd im Kreis um die Lampe vor seinem Bett. „Ach, Vater, eine Mücke!" so rief er wieder. „Ach, Vater, gib mir meinen Kreisel! Weißt du, wo mein Kreisel ist?" Der Orgeldreher wehrte schmerzlich lächelnd ab. „In der Tischlade, Vater!"

Und auf einmal hatte er sich im Bett aufgerichtet und küßte ihn auf den welken Mund. Und er lachte hellauf: „Vater! In der Tischlade! Dreh du meinen Kreisel!" Der Orgeldreher kroch in sich zusammen wie einer, der sich schämt. Da wurde sein Junge, der Fritz, ernst und sagte: „Vater, du mußt nur gut die Peitsche herumwickeln! Wenn's nicht geht, zeig ich dir's schon!"

Der Alte hatte sich das Wasser aus den Augen gewischt, den Kreisel geholt und die Peitsche. Hatte im Zimmer gestanden und versucht, ein bißchen den Kreisel tanzen zu lassen. Ein bißchen auf und ab. Ein bißchen hin und her. Und schließlich fielen seinem Jungen die Augen zu.

Als der Morgen erwachte, brannte die Lampe immer noch und eine Glocke hämmerte im Turm eine Melodie. Ganz klar drang sie durch die verschneiten Gassen. Da schlug der Fritz wieder seine Augen auf und sah tief den Orgeldreher an. Und er flüsterte zu ihm auf: „Nicht wahr, Vater, du möchtest gerne einen Kreisel haben? Da . . .!!" Und dann sagte er nichts mehr. —

Freunde, hier ist die Geschichte zu Ende erzählt. Aber ich weiß noch etwas von dem Orgeldreher. Ich weiß es mit Bestimmtheit, denn ich kenne sein Gesicht und seine Melodien. Zwei Tage danach, Allerseelen, als sie seinen geliebten kleinen Jungen abgeholt hatten, hatte er wieder im Zimmer gestanden und versucht, ein bißchen den Kreisel zu drehen. Ein bißchen auf und ab. Ein bißchen hin und her. Sogar die Glocke war wieder da und läutete. Aber der Junge hatte gefehlt, der Fritz. Auch ist das Kreiseldrehen keine leichte Sache. Und es sind nachweislich nur Knaben, die es richtig heraushaben. Der Orgelspieler gehört nicht mehr zu den Knaben.

Und nun, Freunde, ist es nicht lustig zum Lachen und traurig zum Weinen, daß ein blasser Junge seinem Vater einen Kreisel schenkt. Zum Abschied von dieser dunklen Erde!

Nun wißt ihr auch, was der Alte für Musik hat. Besonders Sonntag nachmittags. Allerheiligen, Allerseelen. Wenn alles still ist. Und nur hie und da in der Nachbarschaft ein Hund bellt. Ein frommes Weiblein über das holperige Straßenpflaster zur Kirche schlürft.

LIED VOM TODE

Von Else Rüthel

Irgendwo steht und wartet mein Tod —
im Auge Abend, doch Morgenrot
rückwärts leis' an die Fersen geheftet.
Ich komme getrieben im trunkenen Boot,
die alternden Ruder vom Strome entkräftet.

Mir sinkt die Nacht. Bald knirscht der Sand,
ich falle erblindet ans stille Land.
Leer treibt das Boot und zärtlich der Tod,
zerbröckelt mit einer lässigen Hand
des weißen Leibes verwelkendes Brot,

verschüttet mit stiller Brudergebärde
und lächelnd den irdenen Becher zur Erde,
des müden Blutes erdunkelten Wein.
Irgendwo lischt eine Flamme im Herde.
Irgendwo zimmert man schwarz einen Schrein.

Irgendwo steht und wartet mein Tod —
im Auge Nacht, doch Morgenrot
im Rücken verschwiegen, dahin ihr nicht seht,
da eine andere Sonne loht,
dahin der Wind meine Asche weht.



Pieta — G. Klemm-München



Der Präsident der Reichskunstkammer
Prof. Eugen Hönig

Anton Leidl



L. v. Welden — Schütze

DIE HEIRATSANNONCE

VON HANS LUDWIG

Anna Mulack, ein ehrliches und gutmütiges Mädchen mit einem breiten, slawischen, pockennarbigen Gesicht, hatte seiner Herrschaft zehn Jahre lang treu gedient. Man konnte sich nicht vorstellen, daß es jemals etwas anderes als ein dienstbarer Geist gewesen wäre, daß es jemals etwas anderes werden könnte. Dem jung verheirateten Paar hatte die schlichte Person sofort gefallen. Anna war der jungen Frau in den schweren Zeiten der Geburt ihrer Kinder eine treue Pflegerin gewesen. Und die Kinder liebten das Mädchen. Mittags aß es in der Küche, worum es von den Kleinen sehr beneidet wurde. Sie durften niemals dort essen, wo niemand aufpaßte, ob man das Messerchen und Gabelchen richtig hielt, wo Anna ihnen Märchen oder vom Schutzmann erzählte.

Anna bekam dreißig Mark monatlich, eine für die Kinder unfaßlich große Summe. Dreißig Mark — dreihundert Schokoladeriegel. Und da Annas Verkehr sich nur auf die Kinder beschränkte, schien es auch ihr viel Geld. Die Kinder waren ihresgleichen, ihnen konnte sie ihr Herz ausschütten, ihnen stimmte sie zu oder widersprach ihnen in der Unterhaltung, während die Herrschaft eben die Herrschaft war.

Wenn Anna Besorgungen machte, und die Kinder durften sie nicht begleiten, dann weinten sie. Sie hingen an ihr, schenkte das Mädchen ihnen doch immer einige Pfennige, gab es doch bei ihren Einkäufen manche kleine Nascherei zu knabbern, ja sogar die bunten Bonbons durften sie kaufen, von denen die Mutter immer sagte, sie seien giftig und verdürben die Zähne, aber das war nicht wahr und sie schmeckten doch so schön. Wenn die Herrschaft sie deshalb schalt, war Anna tagelang mürrisch und verdrossen. „Es fraß in ihr", wie sie sich ausdrückte, denn sie konnte in ihrer Einfalt den Grund dieser Vorstellungen nicht verstehen. Aber dann kamen die Kinder heimlich zu ihr, küßten sie und versicherten ihr, wie lieb sie sie hätten.

Und so war Anna glücklich. Die Kinder, die Küche und das Mädchenzimmer waren ihre Heimat. Freundinnen, mit denen sie hätte ausgehen können, hatte sie nicht, wollten sich doch die Mädchen am Sonntag durch Annas pockennarbiges Gesicht die „Chancen nicht verderben lassen". Also blieb sie auch Sonntags zu Hause oder ging zum Abendgottesdienst. Ihr kindliches Herz liebte den katholischen Glauben mit seinen Bildern und seiner Pracht.

Ihr Leben schien in seiner Regelmäßigkeit ohne Konflikte dahinzufließen, bis eines Tages ein Ereignis eintrat, das diesen Frieden erschütterte.

Als Inge, die Älteste, ihren neunten Geburtstag feierte, band Anna, wie immer, dem Kinde das Serviettchen um den Hals. Während sie hinausging, sagte Willi, einer der kleinen Gäste: „Huch, so'n häßlicher Dienstbolze; von der möcht' ich mir ja nicht am Hals rumtatschen lassen!" Das hörte Anna. Sie drehte sich rum und rief: „Dummer Junge du! Paß' auf, wenn ich dir ein paar Wachteln gebe!" Und damit wollte sie auf ihn zu. Die Kinder fingen plötzlich an zu lachen. „Du bist ein ganz Schlechter!" schrie Anna hilflos. Das erhöhte nur die Heiterkeit.

Die Kränkung wäre gleichwohl schnell vergessen worden, wenn Inge durch die Bemerkung ihres kleinen Freundes nicht die schöne Vertraulichkeit verloren hätte, die sie, wie mit jedem Menschen, bisher auch mit Anna verband. Sie ließ sich nicht mehr von ihr die Serviette binden, und als sie einmal bei einer Freundin ein schmuckes Dienstmädchen mit weißem Häubchen sah, war sie ganz unglücklich, daß andere hübschere Mädchen hätten als sie. Seit jener Zeit war Inge ungezogen zu Anna.

„Es is eben nischt, wenn man fremde Kinder hat —" stellte Anna traurig fest, und wenn am Sonntag die Familien mit Eßkörben ins Freie zogen, erfüllte sie eine tiefe Einsamkeit. Wenn sie einen Mann hätte und selbständig wäre! Nicht, daß sie sich einen Prinzen gewünscht hätte — ein einfacher Arbeiter sollte es sein, für den sie sorgen dürfte. Wenn er abends nach Hause käme, fände er einen gedeckten Tisch, und wenn es ihr schwer im Herzen wäre, dürfte sie ihm erzählen und er würde sie dabei streicheln.

Heimlich machte sie sich deshalb über die Zeitung und studierte die Heiratsannoncen, Da las sie:

> „Bekanntschaft mit solider Dame gesucht. Neigungsehe, daher tiefe Herzensbildung und vornehmer Charakter Bedingung. Inserent ist vierzig, tüchtiger Handwerker mit wenig sichtbarem Rückenfehler. Offerten unter ‚Lebensglück' O. P. 463 an die Geschäftsstelle."

Das ist das Richtige, glaubte Anna. Rückenfehler! Der Mann ist sicherlich deshalb von allen verachtet und verspottet. Bei ihr, das fühlte sie, würde er eine Heimat haben. Ihr liebevolles Herz sehnte sich darnach, zu jemandem gut zu sein.

Noch in der Nacht machte sie sich ans Schreiben, nachdem sie sich vorher jenes erschütternde, billige, goldumrandete Rosapapier erstanden hatte, auf dem Dienstmädchen und kleine Verkäuferinnen einem Manne ihr Herz auszuschütten pflegen. Mühselig malte sie die Buchstaben darauf:

> „Werter Herr! Ich kann wohl wagen, auf Ihre Annonce zu antworten. Schreiberin ist Kochmamsell und kinderlieb. Herzensbildung vorhanden. Auch darf ich mir schmeicheln, tüchtig im Haushalt zu sein, da schon elftes Jahr in derselben Stellung. Was den Rückenfehler betrifft, nehme ich einen solchen gern in Kauf, wenn sein Charakter nur ein guter ist. Aussteuer und ein paar hundert Mark Erspartes kann ich mit in die Ehe bringen. Ihrer Antwort sieht gern entgegen
>
> Anna Mulack, bei Dr. Schiffer, W 35, Luitpoldstraße 18b.



Reiter — L. v. Welden

Als sie am andern Morgen einholen ging, begleitete sie Rudi, der Jüngste. Da sie sich genierte, schickte sie den Buben mit ihrem Brief in die Geschäftsstelle, wartete klopfenden Herzens, bis er wieder herauskam, und küßte ihn dann in überströmendem Gefühl. Rudi wischte sich verächtlich mit dem Ärmel das Gesicht ab. Da schenkte ihm Anna eine große Tafel Schokolade.

In den nächsten Tagen war das einsame Mädchen unbrauchbar. Entweder lachte es oder weinte in einem fort, und immer wieder küßte es die Kinder, in einem unwiderstehlichen Drang, seine Zärtlichkeit abzugeben. Machten Schiffers aus diesem Grunde Anna Vorwürfe, so antwortete sie mit Tränen. Kurzum, sie war in jenem Zustand, der jungen, schönen Menschen einen ätherischen Schmelz gibt, bei Anna aber komisch wirkte. Man lachte, wenn sie, sobald es klingelte, aufgeregt glucksend zur Tür stürzte, in der Hoffnung, es wäre der langersehnte Briefträger mit der Nachricht. Und eines Tages hatte er wirklich einen Brief für Anna. Hastig versteckte sie ihn in ihrer Bluse, um dann ohne Unterbrechung weiterzuarbeiten. Erst mußte alles erledigt sein, Kochen, Aufwaschen, Kinderwäsche, ehe sie den Brief zu lesen wagte. Abends in ihrem Bett fühlte sie sich in der richtigen Verfassung, ihr Schicksal zu erfahren. Mit schwerem Seufzer schnitt sie den Umschlag auf:

„Verehrtes Fräulein! Von allen Zuschriften, die ich bekam, hat mir Ihre am meisten zugesagt. Nun sollen Sie auch von mir wissen. Max Merkel ist mein Name und bin meines Zeichens Schlosser. Was ich will, ist eine tüchtige Hausfrau und eventuell auch Mutter. Verdiene gerade so viel, daß ich bei bescheidenen Ansprüchen eine Frau ernähren kann. Doch muß ich, Fräulein, gleich darauf aufmerksam machen, daß es bei mir ein verwöhntes Prinzessinnendasein nicht gibt. Entschuldigen Sie bei mir die rauhe Sprache, aber ich bin nicht für Illusionen. Mithelfen und mitarbeiten ist mein Grundsatz. Da ich in Brandenburg wohne, würde ich mich freuen, wenn wir korrespondieren, denn so lernt man den Charakter kennen. Sind Sie auch dieser Meinung, so fassen Sie Vertrauen zu mir und erzählen etwas von Ihrem Leben.

Mit bestem Gruß

Ihr Max Merkel.

P. S. Würde mich über ein Bildchen von Ihnen freuen."

Anna Mulack war selig. Zart und behutsam verbarg sie den Brief in ihrem Andenkenkasten. „Mithelfen und Mitarbeiten" — — das war kein Mann, der eine Frau zu oberflächlichen Vergnügungen wollte. Ihm wollte sie die richtige Gefährtin sein. Und glücklich schlief Anna ein.

Am Morgen gab sie dem Brief wieder einen Platz in ihrer Bluse, und während sie lachend und singend ihre Arbeit verrichtete, griff sie sich von Zeit zu Zeit an ihr Herz, wo ihr ein Papierknistern ihr Glück bestätigte. Was sie so alles dachte beim Geschirrspülen! Eine Zweizimmerwohnung würden sie haben, und sie stellte sich ihren Zukünftigen als einen kleinen, klugen, aber hilflosen Menschen vor. „Anna", würde er zu ihr sagen, „nun bin ich zum erstenmal in meinem Leben glücklich."

Am Viktoria-Luise-Platz steht ein Photograph mit einem, einer Granate ähnlichen Apparat. Er liefert Bilder, so groß wie eine silberne Reichsmark oder ein Jackenknopf, und man kann sie sofort mitnehmen. Dort ließ sich Anna photographieren. Als sie sich dazu das steifgefaltete Seidenkleid anzog, das sie zu Weihnachten von der gnädigen Frau geschenkt bekommen hatte, fragte sie Frau Schiffer nach dem Grund. Anna schwieg schamrot. Nach ihrer Rückkehr von dem Gang — welch bedeutungsvolles Ereignis war er für Anna — sagte der kleine Rudi: „Anna und ich sind heute photographiert." — „So", erwiderte die Mutter nur. Blutübergossen, die Hände schamvoll vor das Gesicht geschlagen, stürzte Anna aus dem Zimmer ...

O, süße Angste des verliebten Herzens! Nach dem Träumen des Tages verlangte der Abend praktische Betätigung ihrer Gefühle. Und doch brachte sie, obwohl sie tagsüber so viel über ihre Liebe nachgedacht hatte, daß sie Bücher davon hätte schreiben können, abends nicht einmal einen Brief zustande. Da half ihr einer jener kleinen Liebesbriefsteller, die in so zierlich gesetzter Rede aussprechen, was für Anna unaussprechbar gewesen wäre. Zum Scherz hatte sie sich mal dies Büchlein gekauft. Soll man es ihr verübeln, daß sie es jetzt benutzte? Ist doch in ihm all das Sehnen der tausend Annas gefaßt, die es in der Welt gibt, und die alle einander gleichen!

„Geehrter Herr Merkel! Darf ich mir schmeicheln, daß Ihre Gefühle vollkommen mit Ihren Worten harmonieren? Wenn, so hätte ich Grund, über Ihre Antwort glücklich zu sein. Mitzuhelfen und Mitzuarbeiten' — — Schöneres konnten Sie gar nicht schreiben. Ich bin nicht stolz. Das einfache Mädchen, was ich bin, ist ordentlich und hat zwei Hände, die schaffen können. In Ihrem Brief baten Sie mich, etwas von mir zu erzählen, und da glaube ich, ist immer noch, obwohl ja die ganz Modernen einer anderen Meinung sein sollen, das Mädchen am besten, von dem es am wenigsten zu erzählen gibt.

Als ein Schlesierkind bin ich am 5. Juni 1895 in Tornitz, einem Dorf bei Breslau, geboren. Hier habe ich die schönste Zeit meines Lebens, die Kindheit verbracht. Nach dem Tode meines Vaters übernahm mein Bruder die Wirtschaft und ich ging nach Berlin, wo ich nach zwei Stellungen schon über zehn Jahre in meiner jetzigen verblieb. Hier haben Sie das gewünschte Bildchen von mir. Es ist so klein, weil ich mich habe schnell photographieren lassen, und ich keine bin, die nichts anderes kennt als Putz und Photographieren, so daß ich kein Bild von mir hatte. Das andere Bild ist der Jüngste meiner Herrschaft. Nun habe ich schon über zwei Seiten voll und muß die Rückseite beschreiben, was sich ja wohl eigentlich nicht schickt, aber ich meine, es kommt nur auf das Innere an.

Mit aufrichtigem Gruß

Ihre ergebene Anna Mulack."

So korrespondierten die beiden über vier Wochen. Sie erzählten von ihrer kleinen Welt und verweilten am liebsten in der Oase der Erinnerungen einsamer Menschen: der Kindheit.

Annas Briefe machten dem Schlosser einen so guten Eindruck, daß er eines Tages, um seine Zukünftige zu sehen, die Reise nach Berlin wagte. Auf seine Anmeldung hin hatte Anna ihr Herz der gnädigen Frau ausgeschüttet. „So lange habe ich es mit mir allein rumtragen müssen, nun ist mir wohler!" sagte sie erleichtert.

Selbstverständlich bekam sie den ganzen Sonntag frei. Mit welch rührender Sorgfalt machte sie am Morgen Toilette. Alles hängt ja vom ersten Eindruck ab! Da ihr armes Herz sie die Nacht nicht hatte schlafen lassen, plagte sie die Frage, ob sie vielleicht nicht frisch aussehen würde. Sie rieb sich mit dem Parfum ein, was ihr der Kaufmann als besonders gut empfohlen hatte, und goß den Rest auf ihre Bluse.

Als der Zug einlief, fühlte sich das Mädchen so schwach, daß es sich an die Wand lehnen mußte. Viele Leute stiegen aus den Abteilen, auch Bucklige und Kleine. Ach, einen jeden von ihnen hätte Anna genommen, wenn sie nur gut zu ihm sein dürfte. Schließlich verlief sich die Menge, nur drei, vier Menschen standen noch da. Anna zog Merkels letzten Brief aus der Tasche und hielt ihn auffällig in der Hand. Ein untersetzter Mann war einige Male an ihr vorbeigegangen und blieb jetzt ruckartig vor ihr stehen.

„Lebensglück?", fragte er. „Anna Mulack", stieß das Mädchen erregt aus.

„Soooo", und Max Merkel betrachtete sie kritisch. „Mein Fräulein!", sagte er nach einigen Sekunden, „weshalb soll ich solange Umstände machen: Es ist nischt!" Und da er plötzlich an das teuere Fahrgeld dachte, das er um dieses blatternarbige Geschöpf verausgabt hatte, geriet er in Wut:

„Sie haben ja über und über Pockennarben. Ein glatter Betrug ist das. Hab ich Ihnen denn nicht von meinem Rückenfehler geschrieben! All den Stuß in Ihren Briefen konnten sie sich sparen. Wer ersetzt mir nun die Reise. Einem armen Handwerker so das Geld aus der Tasche zu lotsen.

Erstarrt hatte Anna ihn angehört, aber dann griff sie hastig in ihr Täschchen und hielt dem Wütigen ein Fünfmarkstück hin.

„Ach laß man", sagt der Schlosser und nahm das Geld. „Is aber doch wahr", fügte er etwas versöhnter hinzu. „So was ärgert einen doch. Na, nun haben wir uns reinen Wein eingeschenkt, nicht."

Traurig nickte Anna und hielt ihm zum Abschied die Hand hin. Er schüttelte sie, ordentlich erleichtert und als sie sich wortlos zum Gehen wandte, rief er ihr nach: „Nur Mut, es wird schon noch der Richtige kommen!"

Der Unterschied

Es war in den Tagen der Suffragetten. Sie hielten wieder einmal eine große Versammlung ab, und an den Männern wurde kein gutes Haar gelassen.

Endlich wagte sich eine aufs Podium, um ein bißchen Frieden zu stiften: „Mitschwestern, gehen wir nicht zu weit! Nicht alles, was der Mann zustande bringt, kann von der Frau geleistet werden. Suffragetten wollen wir sein, gewiß, aber bedenken wollen wir auch in unserem Kampfe, daß zwischen Mann und Frau ein Unterschied ist."

Da ertönte eine Stimme aus dem Hintergrund:

„Bivat, der Unterschied!"

Ehrlich

Meyerbeer hatte einen Neffen, der sich, durch die Erfolge seines Onkels angespornt, gleichfalls als Komponist betätigte, ohne daß er es zu nennenswerten Leistungen brachte. Als sein Onkel starb, benutzte er die Gelegenheit, einen Trauermarsch zu Ehren des berühmten Verstorbenen zu komponieren, der während der Beerdigung gespielt werden sollte. Er trug ihn zunächst Rossini vor und fragte ihn, wie ihm der Marsch gefalle.

„Ganz gut", entgegnete Rossini, „es wäre freilich noch besser gewesen, Sie selber wären gestorben, und Ihr Onkel hätte den Trauermarsch komponiert ..."

Sächsischer Kindermund

Als ich gestern nachmittag das Haus verließ, kam der kleine Junge meiner Nachbarsleute freudig auf mich zugelaufen, um mich zu begrüßen. Nach Kinderart fragte er mich nach den unmöglichsten Dingen, und als ihm gar nichts mehr einfiel, sollte ich raten, was er wohl zu Mittag gegessen habe.

„Ja, mein Hase", sagte ich zu ihm, „woher soll ich denn das wissen?"

„Rate nur 'mal, 's fängt mit l an."

„Mit l", erwiderte ich, „dann waren es gewiß Linsen?"

„Nee", verneinte er.

„Oder vielleicht Leber", fragte ich nun weiter?

„Nee, ooch nich."

„Na, dann weiß ich aber wirklich nicht, was ihr gegessen habt. Was war es denn?"

„Ludeln", antwortete er strahlend.

Wahre Schulwitze aus Schlesien

In Hindenburg-Biskupitz lernte ein Lehrer ein Zeichen der neuen technischen Zeit kennen. Ein kleiner Anfänger stand an seinem 3. Schultage im April vor dem Schulhause und sah angelegentlich einem Postauto nach. Der Lehrer trat zu ihm und sagte: „Na, du Kleiner, du bist wohl auch noch nicht mit dem Postauto gefahren?" — „Haha", lachte der, „das bißchen Postauto! Ich bin sogar schon Droschke gefahren!"

In Schmidtsdorf, Kr. Waldenburg, ist das Gasthaus „zum Reichmacher" das älteste Haus, benannt nach dem Reichmacherberge, dessen Holz seine Besitzer reich machte. Es steht seit dem Jahre 1700, doch ist nur seine Hintermauer, aus starken Feldsteinen gebaut, noch die alte. Das übrige Haus brannte schon mehrfach ab. Der zweite Lehrer führte seine Kinder hin, erklärte dieses alles und ließ dann einen Aufsatz schreiben. (Der gegenwärtige Gastwirt heißt Heinze.) Ein Junge schrieb u. a.: Das Hinterteil von Herrn Heinze ist schon über 200 Jahre alt.

In Gr.-S., Kr. G., hatte der Lehrer der katholischen Schule in der Naturlehrstunde mit Hilfe des Experimentierkastens einige Präparate hergestellt und sagte zum Abschluß seinen Kindern: „Kinder, die Präparate, die wir heute hergestellt haben, sind giftig! Vergeßt es nicht, daß das sehr giftige Präparate sind!" Kurz darauf in der Religionsstunde fragte er u. a.: „Was ist ein Prälat?" — Ein Mädel antwortete: „Eine Giftpflanze!"

Josef Gols



„Wenn man bloß die Seefe nich alle wird; alles andre is for mich nich so wichtig!"

Die Wette

In einer Vorstadtwirtschaft wurde am Zahltag eine Wette ausgetragen. Es hatte einer behauptet, zwölf Paar Wiener mit Kraut und je eine Semmel „auf einen Sitz" essen zu können. So tapfer sich der Held der Wette auch durch die immer wieder ankommenden Portionen durchkaute, das letzte Paar konnte er mit dem besten Willen nicht mehr hinunterbekommen.

„Bluatsaggradi", sagte er ingrimmig, „hätt' i' do' dös Paar z'ersch g'freß'n!"

Historisches

Eine Klasse machte einen Schulausflug ins Muldental und besucht auch die Rochsburg. Bei der Führung durch die Gebäude und Räumlichkeiten des alten Schlosses erzählt dann der führende Kastellan: „Und da oben, an den Giebeln, dort an den Dachrinnen, da seht ihr doch die Drachenköpfe, die soweit herausragen. Das sind die Wasserspeier. Und da läuft, wenn es regnet, das Wasser aus dem 16. Jahrhundert herunter, mitten auf den Hof."

K. B. W.

Der Wunderrabbi

In einer galizischen Stadt wohnte ein Wunderrabbi, der im Ruf stand, Tote zum Leben erwecken zu können.

Da stirbt ein alter Mann. Der Sohn eilt zum Rabbi und bittet, den Vater wieder lebendig zu machen. Der Rabbi geht mit ihm, und im Hause des Verstorbenen angekommen, fordert er zunächst ein Glas Wein. Trinkt es aus und spricht zu dem Toten: „Abraham, steh' auf und leb'!" Der Tote bleibt still und steif liegen. Da sagt der Rabbi: „Der Wein war zu schwach, hol' aus dem Keller eine Flasche Tokaier." Der Rabbi leert ein Glas nach dem andern und fordert jedesmal den Toten auf, zu leben. Der Tote bleibt still und steif liegen. Wieder wendet sich der Rabbi zum Sohn: „Der Wein war zu schwach, hol' eine Flasche Bordeaux!" Der Rabbi leert ein Glas nach dem andern; der Tote bleibt still und steif liegen. Schließlich muß der Sohn noch eine Flasche Champagner holen. Der Rabbi leert ein Glas nach dem andern, ruft jedesmal: „Abraham, steh' auf und leb'!"

Als aber nach dem letzten Glas immer noch kein Erfolg zu sehen ist, sagt der Rabbi kopfschüttelnd: „das heiß ich wahrhaftig tot sein!"



Wildschützenlied

Buama, heint müaß' ma zum Schiaß'n geh'
's Weda is schee und koa Wind tuat geh'
Sternlein, sie funkeln so hell und klar
Scheener wirds nimmer des Jahr!

I steig voro, steigts mir nach recht schee,
Paßts nur guat auf, laßts koa Stoa no geh'
Bal i da drob'n auf der Planka steh'
Zoag i enk all meine Weg!



Auf der Alm is so stad
wia die e'wge Ruah
Hörst ja nix weiters
wia d' Glockakuah
Gamsei, die siehgst scho
vo weitem steh
Heint müaß' ma
hint aufi geh!



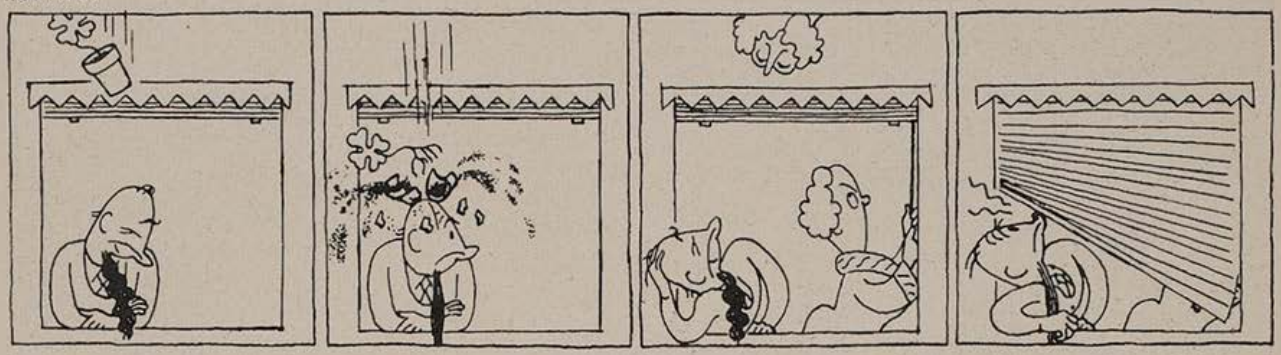
Buama, heint müaß' ma de Gamsein kriag'n
Zwoa müaß' ma glei mit'm Seil aufziag'n
De andern zwoa liag'n im Gracha drinn
Da kimmt ja gar neamts mehr hin!

Denn auf den Bergen, ja auf den Bergen, da ist es schee
kann's wohl was scheeneres nimmer geb'n
Fühlst dich da oben so frisch und frei
Hochedle Gamsjagerei!!!



Osse zwischen zwei Feuern

Hentrich



Wedekind und die Ziege

Frank Wedekind war eines Tages der Ansicht, daß er sehr viel Milch trinken müsse. Er bezog von seinem Milchhändler daher täglich zwei Liter Milch, die er sich köstlich munden ließ. Als dann 1914 der Weltkrieg hereinbrach und die Lebensmittel knapp wurden, war auch Wedekinds Milchhändler nicht mehr in der Lage, ihm täglich zwei Liter Milch zu liefern. Wedekind dachte nach, wie er einen Ausweg finden könnte. Ein Freund brachte ihn schließlich auf den Gedanken, sich eine Ziege anzuschaffen und Ziegenmilch zu trinken. Er wisse eine Ziege, sagte er, die günstig zum Verkauf stehe, er verrate die Adresse des Verkäufers aber nur unter der Bedingung, daß er sich zu 50 Prozent an dem Geschäft beteiligen könne.

Wedekind hatte nichts dagegen einzuwenden. Er kaufte mit seinem Freund zusammen die Ziege, selbstverständlich zu gemeinsamem Nutzen.

Jeden Tag erhielt Wedekind ein bis zwei Liter schönster Ziegenmilch zugestellt, frische, unverfälschte Ziegenmilch. Und sein Freund bekam am Schluß jeden Monats die Rechnung für die Fütterung der Ziege zugesandt, von Milch aber sah er nicht die geringste Spur. Tag für Tag, Woche für Woche und Monat für Monat ging das so fort. Aber schließlich fand es der Freund doch eigentümlich, daß ausgerechnet er immer wieder bezahlen mußte, aber nie auch nur einen Tropfen Milch erhielt. Er ging deshalb zu Wedekind und fragte ihn, was das bedeuten soll.

„Das werde ich dir sofort erklären, lieber Freund", sagte Wedekind. „Wir haben die Ziege doch gemeinschaftlich gekauft, und zwar jeder die Hälfte, nicht wahr?"

„Selbstverständlich, wir haben die Ziege gemeinschaftlich gekauft", sagte der Freund.

„Na also, was willst du mehr! Der vordere Teil, der mit dem Kopf dran, der gehört dir. Und der hintere Teil ist für mich bestimmt. Du mußt daher bezahlen, was deine Hälfte frißt, aber meine Hälfte nicht, im Gegenteil. Da kann ich dir eben nicht helfen! Hinten frißt die Ziege nichts und vorne gibt sie keine Milch!"

Der Freund hielt eine solche Teilung für ungerecht und löste die Gemeinschaft wieder auf.

A Hi.

Brauchen Sie

DIE Kleine ANZEIGE

der „Jugend"

SCHRIFTSTELLERN

bietet große Buchdruckerei mit angegliedertem bekanntem Verlag für wissenschaftliche oder belletristische Werke sehr vorteilhafte

VERLAGSVERBINDUNG

Anfragen unter Literaria 846 an die Expedition der „Jugend", München, Herrnstraße 10.

ZEITUNGS-AUSSCHNITTE liefert
ADRESSEN schreibt
WURFSENDUNGEN erledigt
FÜR SIE
ADOLF SCHUSTERMANN
GEGRÜNDET 1911 BERLIN SO. 16 RUNGESTR. 30
FERNRUF: F7, JANNOWITZ 5116, 5117 UND 5811
DRUCKSCHRIFTEN BITTEN WIR ANZUFORDERN!

Ein ergötzliches Bilderbuch

ist der Kunstblatter-Katalog der „Jugend" mit über 1000 verkleinerten Abbildungen der in Millionen von Exemplaren als Wandschmuck verbreiteten Vierfarbendrucke. Preis ohne Porto RM. 2.70 Bestellungen durch den Buchhandel oder den unterzeichneten Verlag

G. Hirth Verlag AG., München, Herrnstr. 10

LAFONTAINES

Ergötzliche Geschichten

mit 12 Kuptern nach Charles Eisen sind im unterzeichneten Verlag in einer vortrefflich ausgestatteten Ausgabe zum Preise von RM. 2.70 erschienen.

Zu beziehen durch den Buchhandel oder durch den Verlag

G. HIRTH VERLAG AG.
MÜNCHEN, HERRNSTR. 10



Inserate in der „JUGEND" finden weiteste Verbreitung!

Herrlicher Schlaf
ohne Arzneimittel
Auskunft kostenlos durch
Berlin-Charlottenburg 2, Postfach 41.

LEST DIE „JUGEND"

Jede Nummer der „JUGEND" wird von ca. 50 000 Menschen gelesen.

Darum inseriere!

KUNSTPOSTKARTEN

In vortrefflichem Vierfarbendruck nach Bilderwiedergaben aus der „Jugend" liefern wir 20 St. für 90 Pf., die ganze Serie von 170 St. für RM. 6.— franko

G. HIRTH VERLAG AG.
München 2 NO — Herrnstraße 10

Zur Anfertigung jeder Art
Drucksachen
empfiehlt sich
G. Hirth Verlag AG. München, Herrnstr. 10

Wer kauft schafft Arbeit!

Inserieren bringt Gewinn!

SCHÖNE BILDER

an den Wänden machen die Wohnräume behaglich. Wo das Geld für Erwerbung von Originalen fehlt, hat der Bilderliebhaber Ersatz an den Vierfarben-Kunstblättern der „Jugend", die zu den erstaunlich billigen Preisen von 45 Pfg., 65 Pfg. und 90 Pfg., je nach Größe, zuzüglich Portospesen durch den Kunsthandel und den unterzeichneten Verlag zu beziehen sind. Der reich bebilderte Katalog (Preis RM. 2.70 zuzüglich Portospesen) erleichtert die Bestellung.

G. Hirth Verlag AG., München, Herrnstr. 10

Lest den
Sportfischer
die vortrefflich ausgestattete Fachzeitschrift.
Halbjahrespreis 3 M.

Fischereisport-Verlag Dr. Hanns Schindler München NW 2
Karlstraße 44

Der heutigen Nummer liegt eine Beilage der Gräfin von Königsmarck'schen Weinkellerei o. H., Koblenz bei, um deren Beachtung wir unsere Leser bitten.

Abgenützt

Ein Schotte verlangt in einem Spezialgeschäft den Wandspiegel in der Auslage. Der Verkäufer meint: „Wir haben den gleichen auch hier im Laden."

Der Schotte aber besteht auf dem Spiegel in der Auslage und sagt: „Der muß doch billiger sein, weil ihn so viele Vorübergehende schon benützt haben!"

F. S.

Der Ausweg

Gnädige zum Dienstmädchen, das den Dienst verläßt: „Ich will Ihnen ja nicht schaden, aber ich muß doch im Zeugnis schonend vermerken, daß Sie die Mahlzeiten nicht pünktlich angerichtet haben!"

Dienstmädchen: „Vielleicht schreiben Sie, daß ich die Mahlzeiten so pünktlich aufgetragen habe, wie ich den Lohn erhielt!"

F. H.

Boshaft

„Soll ich zu einem Schriftendeuter oder zu einem Gedankenleser gehen?"

„Lieber zu ersterem — eine Schrift hast du doch bestimmt!"

F. H.

Zwei Schmidt

„Ist Herr Schmidt zu Hause?" fragte der Herr das Dienstmädchen.

„Welchen wollen Sie sprechen, es sind ja zwei Brüder!"

Der Besucher dachte einen Moment nach und meinte dann:

„Ich möchte den sprechen, dessen Schwester in Düsseldorf lebt!"

F. S.

Aus Schottland

„Haben Sie schon gehört? Der reiche, geizige Werftbesitzer O'Connor erzählt in der Stadt herum, daß er seiner Braut zum Geburtstag einen Schoner geschenkt hat! Glauben Sie das?"

„Ja. Es war ein Kragenschoner!"

Kleine Bosheiten

Fahrt ins Blaue. Der Zug ist überfüllt mit Reisefreudigen. Im letzten Augenblick springt noch ein sehr beleibter Fahrgast auf und drängt sich in den Wagen. „Einen Moment später — und ich hätte den Zug versäumt!" keucht er die zufällig neben ihm stehende Johanna an. „Wie nett das von Ihnen gewesen wäre!" sagt Johanna mit ihrem bezaubernden Lächeln.

Rubey



„Vererbt sich Genialität eigentlich auch?"
„Das kann ich Ihnen nicht sagen, da ich keine Kinder habe."

118 Seiten Großoktav in Leinen gebunden RM. 4.—.
In unserem Verlag erschien soeben:
KARL FRHR. VON FREYBERG
SIGNY
DIE ASENBRAUT
ABENTEUER ZWISCHEN HIMMEL UND ERDE
Das Werk schildert das Götterleben Signy's auf Asgard, die aus der deutschen Mythologie bekannte Frau des Asengottes Loki. Als die Katastrophe für den Asenhimmel stellt der Dichter dann die große Hunnenschlacht auf den katalaunischen Feldern dar, die als die „Götterdämmerung" Signy in die Welt zurückkehren läßt.
Nach mancherlei Abenteuern mit Parsival, Roland und dem Zwergenkönig Laurin kommt sie, schon durch Roland zum Christentum bekehrt, in den karolingischen Fürstenkreis hinein, findet aber in den zwischen dem absterbenden Heidentum und der aufblühenden Christuslehre unvermeidlichen Krisen ihren Untergang.
Der Verfasser hat die für das weitspannende Thema fast unvermeidliche Form epischer Darstellung in Versen nach dem Muster der vielgelesenen Dichtung Fr. Webers über Dreizehnlinden gewählt und die Flüssigkeit der Verse läßt den Leser darüber wegsehen, daß Verse heutzutage in weiten Kreisen als antiquiert gelten, im Gegenteil wird sein Interesse durch die spannenden Schilderungen des ganzen Buches gefesselt und rege erhalten.
Zu beziehen durch den Buchhandel oder unmittelbar vom Verlag
G. Hirth Verlag AG. München, Herrnstr. 10

FOTO-FERNBERATUNG

Jeder Leser der „Jugend" hat Gelegenheit zu kostenloser fotografischer Beratung. Man schreibt unter Beifügung von Rückporto an Gerhard Isert, Magdeburg-S., Halberstädter Straße 117a.

Die Bildaufmachung hat für jede einzelne Aufnahme größte Bedeutung. Ihre Frage, Herr H. W. in L., welche Weise am günstigsten ist, läßt sich nur allgemein beantworten. Es gibt zwei Möglichkeiten, Album und Einzelkarton. Das Album ist vielleicht für eine chronologische Bildfolge zu empfehlen. Der Einzelkarton dagegen läßt eher jedes einzelne Bild als kleines Kunstwerk für sich zur Geltung kommen. Die sauberste Methode für den Einzelkarton ist die Verarbeitung von „Ceneiplast". Es handelt sich um Kartonblätter mit Fensterausschnitt. Das Bild kommt hinter das Fenster und wird durch ein Kartonblatt durch Trockenklebung von hinten her gehalten. Den Karton gibt es in gelber und weißer Farbe, also dem Fotopapier entsprechend. Die einzelnen Bilder hebt man in besonderen Mappen auf.

Die kleinste Kamera, Herr G. R. in Mü., ist die „Mini-Fex", die es bis zu einer Lichtstärke von 1:1.8 gibt. Die Bilder haben eine Größe von 13×18 mm und sollen sich bis 9×12 vergrößern lassen. Zum unbemerkten Schnappschießen ist das Modell sicher sehr handlich. Ob man sie sich aber als Universalkamera anschaffen soll, dürfte zu bezweifeln sein. Das Negativmaterial ist natürlich sehr billig, da Schmalfilm verwendet wird.

Panchromatischen Feinkornfilm gibt es auch in der Größe 6×9, Frau N. in Bln. Die Sorten Panatomic (Kodak) und Perpantic (Perutz), beide mit ca. 15/10° DIN, sind besonders zu empfehlen. Eine genaue Aufstellung bringt das Heft 2 der „Kleinen Fotobücherei": Panchromatische Fotografie, Preis 45 Pfg. Diese Filme sind für Tageslicht schon ohne Filter praktisch tonwertrichtig. Für Kunstlicht sind Filter erforderlich, wie auch die genannte Schrift berichtet.

Für Farbenaufnahmen, Herr Dr. L. in Dbg., gibt es zwei Sorten von Aufnahmematerial, Color-Ultra-Film und Color-Platte (beide von Agfa). Der Film braucht bei Tageslicht kein Filter, aber bei Kunstlicht wird ein Filter erforderlich. Für die Platte ist bei Kunstlicht ein Filter entbehrlich, bei Tageslicht notwendig. Man kann also mit einem gewissen Recht zwischen Tageslicht- und Kunstlichtmaterial unterscheiden.

Die universalste Spiegelreflexkamera ist wohl die Exakta, Frau G. B. in L. Als besonders wichtig darf gelten, daß nur ein Objektiv vorhanden ist. Denn dadurch konnte das Objektiv auswechselbar gebaut werden, es lassen sich also Spezialobjektive verwenden. Außerdem dient das Aufnahmeobjektiv gleichzeitig als Vergrößerungsobjektiv, was die Anschaffung des Vergrößerungsapparates bedeutend verbilligt. Die Kamera besitzt außerdem als einzige Spiegelreflex gewissermaßen doppelten Bodenauszug, indem sich der das Objektiv tragende Tubus durch ein Zwischenstück bedeutend verlängern läßt. Die billigste Exakta kostet 90 Mark.

gi—t.

DIE KLEINE FOTOBÜCHEREI

bringt für **45** Pfennig

das aktuellste Fotobuch für den Winter:

PANCHROMATISCHE FOTOGRAFIE

VON GERH. ISERT

Die Schrift berichtet über Technik und Anwendung dieses wichtigen Negativmaterials, das gerade für die Wintermonate so große Bedeutung hat. Das Buch wird sich leicht verkaufen.

Versäumen Sie nicht, zusammen mit dieser Schrift Heft 1 unserer Bücherei

RICHTIGES ENTWICKELN

VON GERH. ISERT zu bestellen. Dieses Buch kostet 1 Mark.

Lesen Sie die Kritiken:

Die Ratschläge sind so wirksam und glücklich, daß das Heft lebhaft empfohlen werden muß. (Der Bildwart, Nr. 4, 1934)

Trotz des wertvollen Inhaltes ist der Preis äußerst niedrig, so daß die Anschaffung keine nennenswerten Schwierigkeiten bereitet. (Sudetendeutsche Tageszeitung)

Jeder hat ein Interesse, die kleine Schrift seinen Kunden anzubieten. (Der Photograph, Nr. 46, 1934)



Die kleine Fotobücherei hat Großformat!

Zu beziehen durch die Buch- und Fotohandlungen oder direkt vom

G. HIRTH VERLAG AG., MÜNCHEN, HERRNSTR. 10

H. W. SPERLING:

Feinschmeckereien

„Aber am schlechtesten ißt man doch wohl in England?" sagte ich.

„Verehrtester, Sie sind noch wenig herumgekommen in der Welt!" erwiderte er — habe ich übrigens schon gesagt, daß ich — nein? Also: ich saß mit dem bekannten Afrikaforscher und Weltreisenden Professor Z. auf der Terrasse des Kurhotels in B. und wir waren über eine ziemlich verunglückte Süßspeise unseres Soupers in dieses Koch- und Küchenthema geraten. — „Sie sind noch wenig herumgekommen", wiederholte Professor Z. „Wandern Sie den Kongo hinauf, essen Sie sechs Wochen lang (weil es nichts anderes gibt) Ziegenfleisch, von einem kongolesischen Koch zubereitet, dessen eigentlicher Beruf das Lampenputzen ist und der vom Küchenwesen soviel versteht, wie Sie vom Suaheli — ich sage Ihnen: die windigsten Sandwiches Old merry Englands, seine Brühwürfelsuppen und zähesten Beefsteaks werden Ihnen wie Delikatessen schmecken. Aber Sie brauchen nicht bis Afrika zu reisen — bleiben wir in Europa. Nehmen wir zum Beispiel einmal Rußland. In Archangelsk und weiter nach Nordosten pflegen die Leute im Sommer einen Teil vom Ertrag ihres Fischfangs in großen Tonnen zu sammeln. Für den Winter. Nun kann es und wird es auch meistens im Sommer dort ganz hübsch heiß, und wenn die Sonne so einige Wochen lang ausgiebig auf und in die Tonnen mit den Fischen gebrannt hat, bekommen die einen — einen — — hautgout, wissen Sie, ist zu schwach im Ausdruck — —"

„Aber er genügt mir schon", schüttelte ich mich, „danke!"

„Es ist eine Leckerei dort: Uns kommt sie freilich ebenso russisch vor, wie spanisch das, was einem in andalusischen Garküchen geboten wird. Die in Streifen zerteilten und dann gebackenen Arme von Tintenfischen können fraglos auch einen Feinschmecker begeistern. Aber dort in Malaga oder Sevilla werfen Sie die Octopoden ganz und unzerteilt in das siedende Öl, aus dem sie knusperig gebacken und vielgeschwänzten Rouladen ähnlich auf den Tisch kommen. Sie kauen sich wie eingeweichte Schuhsohle; nur ein sehr gesundes Gebiß läßt daran nicht seine Zähne. Immerhin, wer keine Vorurteile hat und nicht unbedingt bestreitet, daß der Genuß eines gesottenen Lederportemonnaies Sensationen vermitteln kann, könnte sich an diese spanischen Tintenfische gewöhnen, wenn nicht andalusische Sitte — ranziges Öl zum Backen verlangte. Duft und Geschmack ranzigen Olivenöls in erhitztem Zustande müssen Sie erlebt haben, um ganz zu erfassen, welcher Attentate auf unsere Nase und Zunge Mitmenschen fähig sind. Das spanische Nationalgericht, die cocida — ein Witzbold hat behauptet, dieser Name schildere onomapoetisch ihren Geschmack —, ein beklagenswertes Gemisch aus allen möglichen und unmöglichen Zutaten, wird auch mit ranzigem Olivenöl versetzt. „Sie übertreiben, Professor!" warf ich ein. „Wenigstens gibt es doch eine ganze Anzahl Nationalgerichte — die Marseillaiser Bouillabaisse zum Beispiel — von unserem Eisbein mit Sauerkraut (sofern Sie es als deutsches Nationalgericht gelten lassen wollen) gar nicht zu reden —"

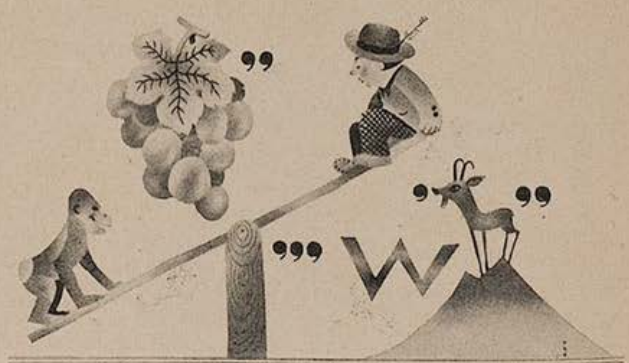
„Die Bouillabaisse? Haben Sie mal eine Bouillabaisse gegessen?"

„Nein."

„Sehen Sie! Glauben Sie kein Wort von dem, was man Ihnen von ihr erzählt hat! Wer sie kennt und sie trotzdem preist, hat nicht die echte Bouillabaisse, sondern ein für die zivilisierten Zungen harmloser Vergnügungsreisender zurechtfrisiertes make up, gewissermaßen einen in Scotts Emulsion umgewandelten Stiefeltran gegessen. Das sind denn hübsch säuberlich in einer pikant gewürzten Sauce gekochte Fische mit einer Languste a l'américaine dazwischen, die Bouillabaisse für bessere Herrschaften gewissermaßen. In der echten dagegen schwimmen in einer mit Safran gefärbten Fischwasserbrühe Schnitten altbackener Weißbrotreste zusammen mit Teufelsfischen, Seeigeln, Schnecken, Miesmuscheln, Meerwarzen und -würmern, so wie sie der Fischer Netz ans Tageslicht gehoben hat. Zugegeben, über den Geschmack läßt sich immer streiten; ich erinnere mich einer Gehilfin im elterlichen Haushalt, die, gab es Fisch, dessen Augen als eine für sie offenbar ganz besondere Schleckerei sich mit soviel Genuß zu Gemüte führte —"

„Lieber Professor —" ächzte ich —

„O, Tieraugen als Leckerbissen werden vielerorten sehr geschätzt. In Sardinien, wo Ziegenaugen als die erlesenste aller Delikatessen gelten, gestaltet sich ihre Verspeisung sogar zu einer feierlichen Zeremonie, sozusagen zu einer kultischen Handlung. Sie zu essen ist einzig das Vorrecht des Familienoberhauptes (das dort noch manchmal der Mann ist), es allein ist ihres Genusses würdig. Doch gehen die Familienmitglieder darum nicht leer aus. Eins nach dem andern holt sich die leicht angeschmorten Augen aus der Schüssel, läßt sie im Munde ein paarmal genießerisch hin- und herrollen, lutscht sie andächtig ab und legt sie in die Soße zurück. Erst nachdem alle so ihr Vergnügen gehabt haben, nimmt sich der padrone die Augen auf den Teller und verspeist sie unter den sehnsüchtigen Blicken und verzückten Ausrufen seiner Familie."



Bolds Bilderrätsel



Paul Ernst: „Tagebuch eines Dichters". 353 S. In Ganzl. 7.50 M. Verlag Langen/Müller, München.

Auf den schönen Band „Drei kleine Romane" folgt nun, ebenfalls im Rahmen der Gesamtausgabe Paul Ernsts, jedoch auch einzeln erhältlich, das „Tagebuch eines Dichters", herausgegeben von K. A. Kutzbach. Es ist kein Tagebuch im üblichen Sinn, mit Daten und persönlichen Aufzeichnungen, wenn zwar die Abschnitte dieses großen Werkes aus den Jahren 1912—19 stammen und an sie unverkennbar gebunden sind, sondern es ist — wenn man es so nennen will — ein verobjektiviertes Tagebuch: wohl liegt der Anlaß dieser Aufzeichnungen in irgendwelchen Tagesfragen, aber der Dichter ließ es nicht bei dem zufälligen Nebeneinander, sondern er ordnete seine Gedanken und formte sie zu klar gegliederten Aufsätzen und Essays, gruppiert um ein Wort, das den Dichter zum Nachdenken zwang, um ein Geschehnis, ein Problem, einen Begriff: Treue, Stolz, Beruf, Armut. Das Böse sind solche Begriffe, die ihn zur Auseinandersetzung führten; Der Künstler, Der Schriftsteller, Literarische Kritik, Kinokunst, Sprache und Dichtung sind die Titel anderer Abhandlungen. Auf sehr persönliche Art wird hier Stellung genommen, Zeitkritik geübt, Zukünftiges seherhaft erhellt. Eine Unmenge von Wissen offenbart sich zwischen den Zeilen, ein zwingendes Urteil, ein strenges Ethos. Nicht alles ist von unbedingter Richtigkeit, aber darauf kommt es nicht an: ein Tagebuch erhält seinen Wert einzig von der Persönlichkeit seines Verfassers, nicht von der Richtigkeit und Unrichtigkeit einzelner Sätze. Und als Tagebuch will dieser geradezu unerschöpflich reiche Band genommen werden, der von einem einmaligen, unentwegt wachsamen, klar und zielbewußt denkenden Menschen zeugt und außerdem immer wieder zu neuem Drinblättern und Lesen verleitet; dies aber ist das Schönste, was man von einem Buche seiner Bibliothek sagen kann. *Karl Ude*

Olaf Gulbranson, „Es war einmal". (Piper & Co. Verlag, München.)

Ein Faksimilebuch des genialen Zeichners, gleichzeitig eine tiefgründige Saga von Land und Leuten in des Künstlers Heimat. Mit diesem Buch hat der Verlag einen beneidenswert günstigen Griff getan, denn Menschen wie Gulbranson gibt es auf dieser Welt und in diesem Jahrhundert so rasch kein zweitesmal. Gulbranson schildert sein Leben von den ersten Jugendjahren bis zu seinem Eintreffen in München. Merkwürdige Gestalten tauchen auf, barbarische und dämonische, gütige und gefährliche, nüchterne und betrunkene; ein grausiger, grotesker Humor wechselt ab mit sanften lyrischen Tönen und die ganze menschliche Seele in ihrer wunderbaren Verworrenheit gibt sich kund als ein schlichtes und gutes Lied auf das Märchen des Lebens. Daß die Zeichnungen, mit denen der Künstler seine Schilderungen schmückt, alles Ähnliche in den Schatten stellen, bedarf keiner Betonung. Alles in allem: ein Bilderbuch von ergreifender Innerlichkeit, das Märchenbuch eines Künstlers, wie wir außer Wilhelm Busch und Rudolf Wilke in den letzten hundert Jahren keinen mehr besessen haben. *Weiß-Rüthel*

Georg Bondi, „Erinnerungen an Stefan George". (G. Bondi Verlag, Berlin.)

Stefan Georges Verleger gibt Erinnerungen an den großen Unnahbaren preis und versucht, zu beweisen, daß der merkwürdige Mann doch auch mitunter den elfenbeinernen Turm verließ, um Mensch zu sein unter Menschen. Es mutet, ehrlich gesagt, ein wenig mißglückt an, wenn Bondi erzählt, wie Stefan George einst seiner Frau — der Frau Bondis — beim Aufziehen von Vorhängen behilflich war, lediglich um damit zu dokumentieren, daß George durchaus nicht nur in den Wolken schwebte. Auch sonst erfahren wir nichts, was menschlich interessieren könnte; das Endresultat ergibt eben wieder das Bild, das man sich von dem eigenartigen Menschen — der von Bondi auf Schritt und Tritt mit Goethe verglichen wird — immer gemacht hat. Der alte Lichtenberg sagte einmal: „Ein genialer Kerl ist nie feierlich." Womit alles gesagt ist, was offenbar auch Herr Bondi zu beweisen bestrebt ist. Für Stefan George-Verehrer ist das Büchlein selbstverständlich eine Art Evangelienkommentar — für den Buchhändler ein praktisches Nachschlagewerk, denn es enthält bibliographisches Material in Fülle.

Weiß-Rüthel

Carl Zuckmayer: Eine Liebesgeschichte. Mit 21 Zeichnungen von H. Meid. S. Fischer Verlag, Berlin. (Geh. 2.50, kart. 3.50, in Leinen 4.50 Mark.)

Wenn man Carl Zuckmayers jüngste Erzählung schlechthin als meisterhafte Schöpfung bezeichnete, so wäre damit eigentlich alles über sie ausgesagt. Aber dabei soll es nicht sein Bewenden haben. Der Stoff: das uralte Motiv von der Torheit der Herzen. Ein Rittmeister der friderizianischen Armee verliebt sich in eine ehemalige Opernsängerin, die eben noch die Freundin seines Regimentskameraden, eines Majors, war. Der Dichter sagt von ihr, daß sie „der eine oder andere sogar ziemlich gut" kannte. Dieser Liebe, die zwei Menschen jäh und ganz packt, ist von vorneherein in den gesellschaftlichen Gegebenheiten die Schranke gesetzt: dem Offizier aus Berufung und Bewährung läßt sie in völliger Hingebung und Treue an die Geliebte nur einen Weg ins Freie.

Zuckmayer stellt uns mit sparsamsten Mitteln zeichnender Wortkunst die drei Hauptfiguren der Erzählung vor und wir gleiten dann im Flusse der Begebenheiten in die von heißer Leidenschaft, Schicksal und Tragik umwitterte Atmosphäre hinüber. Wir sind bis zum Schluß von dem Beglückend-Schmerzlichen dieser fast unirdisch verklingenden Liebesepisode ergriffen. Das Strenge und Zarte friderizianischer Seelenstruktur, das uns schon einmal in einer deutschen Dichtung, in Lessings Minna von Barnhelm, gegenwärtig ist, hat auch hier atmendes Leben gewonnen. Der Dichter Zuckmayer beschwor glücklich den Geist des preußischen Rokoko, das sich in den männlichen Hauptfiguren in zwiefacher Bedeutung verkörpert; der amoureuse Hauch jener Zeit hat in der Erscheinung der Lili Schallweis eine naturnahe Deutung gefunden. Die geschliffen-straffe Sprache hat einzigartig reiche Prägungen. Man wird mit diesem Buch dem Dichter der „Katharina Knie" wieder und wieder zugetan, der allem Leben eng verbündet, der der jubelnd-wehen Zeugung mit des Wortes Gewalt hingegeben ist.

Die Federzeichnungen von M. Heid erhöhen den beseligenden Reiz der Erzählung, die diesem wahrhaft deutschen Dichter viele neue Freunde zuführen wird. *z.*

ZUSCHRIFT AN DIE „JUGEND"

Kommando der Marinestation der Ostsee

Kiel, den 6. Oktober 1934.

B.-Nr. A. 11145.

An
den Verlag der „Jugend"
München.

Betr.: Heft 39.

Liebe Jugend!

Reizend ist die Geschichte von dem Obermaat, der da stockbesoffen im Rinnstein liegt und bereit ist, zugunsten der Frauen und Kinder sein wertvolles Leben hintenan zu setzen.

Nur eins gefällt den „Obermaaten" der Reichsmarine nicht, daß es ausgerechnet einer von ihnen sein soll, der da stockbesoffen im Rinnstein liegt! Denn ein Obermaat ist ein älterer Unteroffizier mit vielen Dienstjahren, der sich auch in vorgerückter Stunde nicht im Rinnstein aufzuhalten pflegt, was der „Jugend" zweifellos nicht bekannt ist.

Wenn Du also die nächste reizende Marinegeschichte erzählst, denk bitte daran und schreib nichts vom „Obermaat", sondern vielleicht besser vom „Jan Maat".

Mit deutschem Gruß!
Heil Hitler!

Im Auftrage:
Der III. Admiralstabsoffizier:
(Name)
Korvettenkapitän.

*

Weshalb wir diese Zuschrift veröffentlichen? Weil sie ein eklatanter Beweis dafür ist, daß bei unserer braven Reichsmarine der Sinn für Humor noch in voller Blüte steht und daß es auch eine Möglichkeit gibt, einen redaktionellen Fauxpas in einer liebenswürdigen und einsichterweckenden Form zu rügen. Deshalb gehen wir mit Reue in uns und versichern den trefflichen Obermaaten der Deutschen Reichsmarine, daß wir bei Abdruck der kleinen Anekdote keinen Augenblick lang an einen der ihren gedacht haben und daß uns grundsätzlich nichts ferner liegt, als tapfere und tüchtige Leute zu beleidigen. Also: nichts für ungut, Herr Korvettenkapitän, und herzlichsten Dank für Ihren Hinweis. Wir empfehlen uns Ihnen und der gesamten Deutschen Reichsmarine

mit deutschem Gruß
als die Redaktion der „Jugend".

Vierteljahres-Preis 7 Mark, Heft-Preis 60 Pfenni

egründer: Dr. GEORG HIRTH. — Verantwortlich für die Schriftleitung: ARNOLD WEISS-RÜTHEL; für die Anzeigen: GEORG POSSELT, München. — erlag: G. HIRTH VERLAG., München. — Für die Herausgabe in Österreich verantwortlich: J. RAFAEL, Wien I, Graben 29a (Eingang Trattnerhof). — Für die Redaktio Österreich verantwortlich: MARIANNE RAFAEL, Wien XIX, Hochschulstraße 25. — Alle Rechte vorbehalten. — Nachdruck strengstens verboten. — Copyright by G. HIRTH ERLAG AG., München. — Druck: G. HIRTH VERLAG AG., Buch- und Kunst-Druckerei, München, Herrnstraße 10. — D.-A. 9000. — Entered as second class matter, Postoffice New York, N. Y. — Manuskripte sind nur an die Redaktion der „Jugend", München, Herrnstraße 10, zu senden: Rücksendung kann nur erfolgen, wenn Rückporto beiliegt

Revolution in Spanien

Erich Wilke

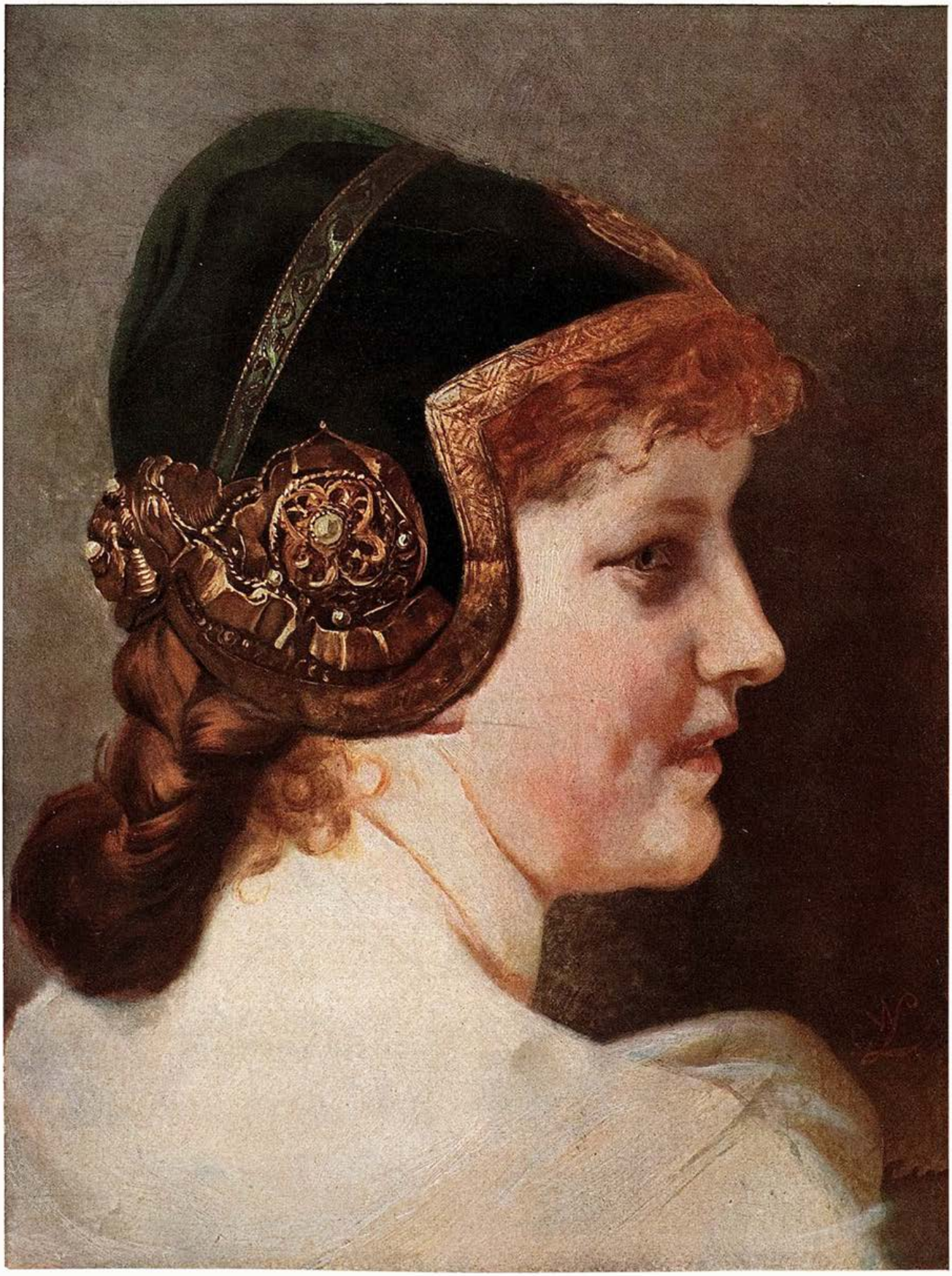


„Verzeihung, Señor, . . . wie lange dauert wohl heute die Revolution?“

PREIS 60 PFENNIG

JUGEND

MÜNCHEN 1934 / NR. 46



J U G E N D
39. JAHRGANG 1934 NR. 46

's Klosawei

Von Jörg Englschalk

„Neuni . . ., zehni . . . oder schlagt's gar scho elfi? Ich kann ihn halt it derwarten! I halt's nimmer aus . . ., daß er aber wieder it heimgeht? Und er weiß doch, wies steht!"

„Fanny! Fany! Faany! Faaany, Fany, hörst mi denn it! Mei, so a Kind schlost halt, man kanns ihm ja it verdenken."

's Klosawei liegt im Bett, die Tür zur Kammer nebenan ist angelehnt, dort schlafen ihre Kinder, alle bis auf eines, das liegt im Kinderwagen, der neben ihrem Bett steht.

„Fanny, Fanny!", ruft sie wieder. Da geht die Türe und, die Fäustchen in den Augen, kommt der Klosin ihr Drittjüngster angezwazelt.

„Mudder, d' Fanny schloft ja, aber i, Mudder, i", schmeichelt die Stimme, und die kleinen Hände graben sich in die Bettdecke, „Mudder i, darf ich zu enk neiliegen? Bei enk isch so warm drinn, i möcht halt so gern zu enk neiliegen, Mudder, darf ich? D' Fanny schloft ja! Mudder, bei ins dauß geht der Wind so! Darf i, Mudder?"

„Hansi, tu deine Händ weg von der Decke, heut darfst it reischlafen, morgen früh dann wieder, komm, geh in Kammer und weck d' Fanny auf."

Traurig geht der Kleine in die Kammer, zieht an der Fanny ihrem Bett: „Aufstehn sollst, d' Mutter braucht dich, aber glei!"

Blind vom Schlaf kommt die Fanny ans Bett ihrer Mutter: „Mutter, was isch denn, isch schon in der Früh?"

„Da, am Kamodkasten, liegen die Zündhölzer, zünd 's Licht an, und bring vor allem an Hansi wieder in 's Bett."

„Hansi" sagt 's Klosawei, „geh mit der Fanny etz ins Bett, morgen darfst nachher wieder zu mir reiliegen."

„M . . . m . . . m, Mudder, i möcht halt so gern neischlafen zu enk, Mudder laßt's mi halt, i möcht halt . . ." Doch die Fanny nimmt den kleinen Hemadlenz an der Hand und zieht ihn hinaus in die Kammer. „Da liegst di etz nei und gibst a Ruah", hört man sie, durch die Tür, schimpfen.

„Hast ihn gut zudeckt?" fragt die Klosin, als die Fanny wieder zurückkommt. „Ja, i hab ihn scho zudeckt! Mutter, soll i sonst noch was tun?" — „Zieh dich amal z'erst an, darfst mei schöne Jackn anlegen, aber Schuh mußt auch anziehn, und gehst zur Bätzin nauf und sagst ihr, sie soll so gut sei und soll zu mir ra kommen. Aber zuerst machst in der Kucha no a Feur und stellst die messing Pfanne voll Wasser hin, aber tummel dich . . ."

„Mudder i find ja Zündhölzlin it!"

„Schaug nur grad hin, sie liegen scho dort! Hosch du s' etz? Mach a bißl g'schwind, morgen bleibst dann dafür von der Schul daheim, weilst heut it zum Schlafen kommst."

„Krad morgen, Mutter, möcht ich in d' Schul, morgen isch doch Erdkunde!"

„So, hoscht du s' endlich g'funden, toos amal, . . . ich glaub, daß er etz doch endlich kimmt, ich mein, ich hör ihn, an Vater, mach d' Haustür auf, ich glaub scho, daß er 's ist . . ."

„Naa Mutter, da war er it dabei, die sind vorbeigangen . . ."

Im Kinderwagen neben der Klosin wird 's lebendig. Die Klosin greift nach ihm, schaukelt ihn. Das Kind im Wagen wimmert, weint, schreit . . . Der Klosin kommt der Schweiß, sie hat nicht mehr die Kraft, den Wagen zu rütteln . . .

Und er, der Klosamann, geht it heim . . .

Das Kind schreit! Da kommt aus der Kammer eine Stimme: „Mudder, Mudder, darf ich, darf ich die Mädi necken, daß ruhig wird? Darf i, Mudder?"

Die Klosin gibt keine Antwort, kann keine geben, so heiß wird ihr auf einmal wird.

Die Kammertür geht auf und der kleine Hansl geht zum Wagen, schiebt ihn hin und her. Stellt sich auf die Zehen, sucht in den Decken den Diezel, schiebt ihn der Mädi in den Mund, und neckelt den Wagen und stoßt ihn. Das Kind wird ruhiger, saugt am Diezl, mampft befriedigt und schläft ein.

„Mudder, aber etz darf i, d' Mädi schloft, etz, Mudder, darf ich neiliegen zu enk? Etz isch schon in der Früh, brennt ja schon 's Licht!"

„Hansl, sei still, i glaub ich hör an Vater kommen, i hör doch Schritt, ich glaub das ist er . . .", aber die Schritte gehen vorbei, vorbei in die Nacht.

„Mudder, darf i etz neiliegen?" — „Ja, da lieg dich in Vater sein Bett nei!" — „N, n, Mudder, zu enk . . ." — „Nein Hansi, das geht heut nicht, zu mir kannst it reiliegen."

Enttäuscht kriecht der Hansl in 's Bett seines Vaters, das neben dem der Klosin steht.

„Aber, wenn der Vater kimmt, nachher Mudder, darf i zu enk nei?"

„Ja, ja, Hansi, nachher . . ."

Klosin schreit zur Fanny in Küch: „Was isch denn, wie lang brauchst denn noch, mach doch amal, i halts ja nimmer aus!"

„Gei, Mutter, gei, 's Feir brennt scho, ich find bloß d' Pfanne it . . . habs aber etz schon, etz geh i gei!"

„So, Mutter, etz, aber d' Jackn darf i schon anziehn, aber Mutter am Freithof, am Freithof trau ich mich it allein vorbei." — „Nachher soll halt der Marl mitgehn", meint d' Klosin, „aber machts enk, weck ihn auf an Marl!"

„I schlaf ja gar it", kommts von der Kammer rei, i schlof ja gar it, fürcht sich die schon wieder allein", bin gei anglegt, bloß d' Hose, Schuh brauch ich keine, isch it so kalt!" Aus der Kammer kommt schon der Marl. „Aber gell, Mutter, dafür brauch ich nachher morgen it in d' Schul, weil i etz bei der Nacht naus muß?"

„Ja, aber machts, daß weiter kommts. Im heimgehn schauts beim Wirt beim Fenster nei, ob der Vater it dinn sitzt, und schauts, wer no aller bei ihm sitzt. Und sagts ja zur Bätzin, sie soll so gut sein, und i tät warten drauf, sie soll halt kommen, sie soll halt so gut sei . . ."

Das Häusl vom Klosenmann liegt am Rand vom Dorf. Die zwei Kinder gehen über die kotige Straße in die Herbstnacht.

„Du Fanny" sagt der Marl, „du, weil wir die Bätzin holen müssen, da kriegen wir wieder a Kind, nachher sind wir sechs Kinder, und weißt warum i mitgangen bin mit dir? Weil der Wind, beim Schreinerwanger, gwiß an ganzen Haufen Birn runtergschüttelt hat, und etz bei der Nacht hebt s' doch niemand auf. Schau nur her, i hab an Vater sein Schurz ang'legt, den mach i mir voll!"

D' Fanny sagt nix, daß so finster sein muß! Drinn im Haus hat sie sich denkt, wenn man länger draußen ist, nachher g'wohnt mans. Aber es wird it lichter, und kommen tut auch kein Mensch. Wo sie die schöne Jackn an hat, die neue Jackn von der Mutter!

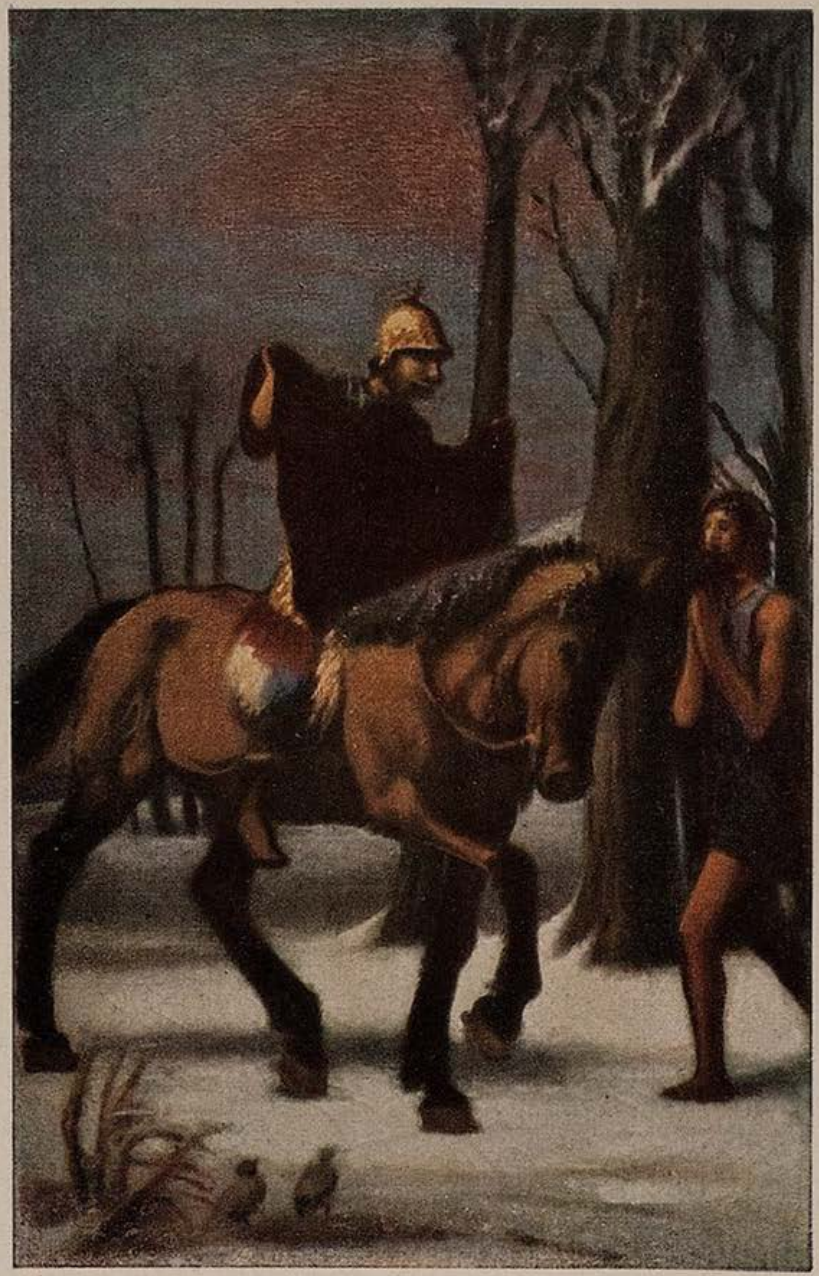
„Fanny, i sag, wir klauben schon im naufweg Birn auf, nachher haben wirs, und zu der Bätzin gehst du allein nei, denn die braucht it sehn, was ich für an Schurz voll Birn hab!"

„Aber d' Mutter hat g'sagt, es bressiert", meint d' Fanny! — „A, nachher laus'n wir halt a bißl, nachher bringn wirs schon wieder rein."



Tatzelwürmer

Alfred Kubin



St. Martin Marées

's Klosawei lüpft die Bettdecke, wenns ihr nur it so heiß wär! Wenn s' nur auffitzn könnt! Hoffentlich kimmt die Bätzin! Fürs vorigemal isch no it zahlt! Daß es er gar it heimgehn kann! Und wie sie 's ihm heut g'sagt hat, vor er fort isch! Er woaß, daß so weit isch!

Geht it doch 's Gartentürl? Klosin horcht naus? Da dreht sich neben ihr, im Bett vom Vater, der Hansl. Die Lampe wirft ihr Licht auf das schlafende Kind. Es lächelt im Traum, schmeichelt: „Mudder, gell i darf ... darf zu enk neiliegen."

Und wie es der Wind geht! Wera die zwei Kinder doch it an Mühlbach zu nah hingehn, finster isch auch, ... n, der Maxl gibt scho obacht!

Ob 's Feur no brennt, in der Kucha? Daß Bätzin doch a warms Wasser hat, wenn s' kimmt ...

Auf einmal meint d' Klosin, alles geht unter. So wars es doch noch nie, sie hats doch schon oft gnug mitgmacht. Was nur isch? Wenn nur epar da wär!

Im Wagen fängt die Mädi wieder an zu schreien. Die Lampe auf der Kommode raucht, ganz schwarz ist der Zylinder. Klosin liegt da und kann sich nicht rühren.

„Heilige Maria, Mutter, Muterr Go..., es geht nimmer, geht nimmer!"

Der Wind, der Wind, er hebt 's ganze Haus. Sie kanns nimmer aushalten. Der Wind, er kommt zu ihr ans Bett, will unter die Decke ... Küchentür schlägt, schlägt auf und zu, schlägt hin und her. Hats d' Fanny auflassen?

„Mutter Gottes, bitt für uns ..."

Daß aber er it heimgeht, an so am Tag ...

Wenn nur Bätzin it nein sagt ...

Zwei große, alte Birnbäume stehen vor dem Haus vom Schreinerwanger. Kein Zaun trennt sie von der Straße. Gelb und saftig liegen die großen Birnen, es sind noch mehr als der Maxl gedacht, auf dem Boden. Und immer noch wirft der Wind welche dazu.

Schnell war der Schurz, der große vom Vater, voll. „Etz müssn wir aber gehn, meint d' Fanny und beißt in eine Birn. Der Saft rinnt ihr aus dem Munde, über das Kinn, über die Jacke, die neue Jacke der Mutter ...

„Häschst it die saudumm Jäckn an" meint der Marl, „könnst auch an Schurz voll nehmen, aber so, als ob man bei der Nacht a Jäckn brauchet ..., als ob s' da jemand sehent!"

„I, i sieh's doch, wenn ich ganz hin schau", sagt die Fanny, und denkt sich: vielleicht kimmt halt doch noch epar, weiß mans!

Die zwei Kinder gehen weiter, zum Bätz zu. Da kommt die Kirche, der Freithof. Wie der Wind geht, und an den Gräbern die Kessel an die eisernen Kreuze schlagen, im Roste ächzen. Aus einem Fenster der Kirche, das Ewigelicht, scheint auf einen weißen Grabstein. Aus Marmor, steht dieser da und paßt nicht her, stört nur die Nacht durch sein Weiß, sein schreiendes Weiß.

Die Fanny hält sich am Arm vom Marl: „Da droben rührt sich epas!" — „Dumms Luder, laß mein Arm aus, meinst die Birn sind it schwer, soll sich doch rühren!"

Nach der Kirch kommt gleich das Haus vom Bätz. „Ich wart da am Zaun, mit meini Birn, geh nei, mach aber, daß d' wieder kommst!"

An der Haustür vom Bätz schneggelt die Fanny. „Was geit's?" schreit Bätzin, oben vom Fenster. „D' Mutter hat g'sagt, eas sollts so gut sei und zu ins naus komma ..., eas sollts so gut sei hat s' g'sagt." — „Von wem bischt denn", fragt Bätzin „ich kenn dich nicht, bei der Finsternis?"

„Vom Klosamann ..."

„So, so, vom Klosama! No geh i gei mit, wart, i kimm gei na!" Am Zaun, der Marl verschwindet.

Bätzin und d' Fanny gehn durch die Nacht. Vorbei an der Kirche. Bätzin macht a Kreuz, mit dem Daumen über die Stirne, den Mund, auf die Brust. Ängstlich schaut d' Fanny zum Freithof. Macht der Bätzin das Kreuz nach.

Sie gehn beim Schreinerwanger vorbei. „Jessas, die Bira, liegen da Bira", sagt Bätzin, „heb dir doch a paar auf, morgen für d' Schul." — „I hab ja die schöne Jackn an, von der Mutter", sagt d' Fanny; it amal g'merkt hats Bätzin bis jetzt, wie schön hat sie 's ihr aber etz g'sagt.

„Jessas, die mi Jäckn von der Mutter", sagt Bätzin bewundernd, „i bin selber dabei g'wes, bevor dei Mutter g'heirat hat, hat sie 's gekauft, z' Bruck, beim Unsinn. Da darfst freilich keini nassn Birn neilegen, muß halt ich mein Schurz voll machen!"

Hinterm Haus hat der Marl seini Birn versteckt, etz putzt er sich d' Füß ab im Gras, ganz pelzig sinds vor Kälte, etz hört sich 's Barfußlaufen bald auf. Aber Bira, Bira hab ich, und er geht zur Mutter ins Haus.

„Gei kommen s', gei", sagt er zur Klosin. „I bin voraus, der Vater sitzt beim Kirchenwirt, ich hab neig'schaut, der Kappler und der Schmied, und der Joblschreiner senn bei ihm am Tisch, sonst niemand."

Da kommen auch schon Bätzin und d' Fanny.

„Ja weils nur grad da seids!"

„Isch denn scho so weit, übermorgen hätt i erst g'rechnet?" Bätzin leert ihren Schurz voll Birnen in ein Eck, „und wie 's Licht raucht!" Sie schraubt an der Lampe. „So Fanny, etz gehst du ins Bett naus, und da liegt auch einer, den wir nicht brauchen!" Bätzin nimmt den schlafenden Hansl und trägt ihn in die Kammer. Macht, als sie zurückkommt, hinter sich die Tür ganz zu, dreht den Schlüssel um ...

„Den Kinderwagen schieben wir ins Eck, so, so, so, so ooo", sie gibt dem Kinde den Diezel ..., „und a Wasser, a warm's Wasser, i mach gei a Feur!"

„D' Fanny hat eins g'macht, vors fort isch", meint 's Klosawei, „i weiß it, ob's brennt ..., isch halt a Kind!"

„Und er?" fragt Bätzin. „I bin ja froh, daß er it da isch!"

„Ja er, er hat schon in der Früh fort g'müßt heut, auf Marching", sagt 's Klosawei, „auf Marching, werd spät wera bis er kimmt, hat doch gut dritthalb Stund z'gehn!"

„So, so, auf Marching!" sagt Bätzin.

„Ich hab schon g'meint eas kemmts it, weil ich halt 's letzte no it ... für's letzte no it dergleichen getan hab!"

„Wär scho gar recht, a Weib in der Stund! Isch it d' Muttergottes selber, zu der man gehn darf!" sagt d' Bätzin.

's Klosawei verfärbt sich, will schrein, sie streckt sich im Bett ...

Ihr Mund ist verzogen, Tränen auf den Wangen, braucht nur noch die Augen zumachen, dann isch a Leich. Bätzin fährt ihr mit einem nassen Lappen um den Mund, über die Stirne: „Schaugt's her, und was für a Buab, seini zwölf Pfund hat der!" ...

Ist es das Licht, oder leuchten wirklich die Augen vom Klosawei ...?

Da geht die Haustür, die Kammertür geht auf, laut fällt sie wieder zu, der Klosamann ... „Was isch denn bei dir? no a Licht!" Er setzt sich auf sein Bett. 's Klosawei fühlt seine Schwere ...

Er wirft seinen Stock aufs Bett. Die Joppe fällt auf den Boden. „Isch it so spät! Die machen schon zu, wenn man überall noch a Licht hat! Du, du! Hörscht mi it! Sag doch was! I, i bin no extra neigangen zum Wirt! Daß d' es woaßt, i hätt mit 'm Joblschreiner, nur grad daß d' es woaßt, it wenn mas it wisset, daß i nachher Schuld wär! Isch ja no gar it so viel, wenn bei dir no 's Licht brennt!"

Der Klosamann legt sich ins Bett: „Na, du, du, na sag halt epas! Brennt ja noch 's Licht, isch ja doch noch it so viel!"

Die Bettlade kracht, der Klosamann dreht sich um: „Wenn no 's Licht brennt wenn man heimkommt, nachher isch noch it so spät ... no it so viel ...", er schlaft ein, fängt an zu schnarchen ...

Vor der Tür die Bätzin: „Kann man nei, Klosin?" — „Freili, gang 's nur rei!" — „So, etz hab'n badt und alles, etz liegn daher, a netter Kerl ... Ich geh nachher heim, etz braucht's mi nimmer. Morgen, in aller zmargnischt bin i wieder da. Schaug's, Klosawei, vielleicht könnts a bißl schlafen, nachher pfüad God!"

„Pfüad God Bätzin, und i sag halt nachher derweil gelts Gott, gelts Gott, Bätzin!"

„Ja wär scho recht, wär scho recht, für was denn, gud Nacht!"

Über die Freithofmauer hängen die Äste vom Nußbaum, aus dem Hof vom Stattbaur. Räs(„selnd streicht der Wind über, zwischen die Grabkreuze. Am Boden fegt das Nußlaub und mischt sich mit dem der Rosenstöcke, die sich auf den Grabhügeln entblättern. Wenn der Mond aus den Wolken bricht und durch die großen Spinnenhäute, die die Grabkreuze einfassen, scheint, glänzen die Wassertropfen auf dem Gespinst.

Da ächzt die Freithoftür. Der Mond duckt sich hinter die Wolken. Eine blaue, mit roten Tulpen bemalte Kiste unter dem Arm, Schaufel und Pickel in der Hand, kommt der Klosamann. Geht hinter die Kirche. Da, wo der Turm seinen Schatten hinwirft, liegt sein Grab. Vier seiner Kinder liegen schon drin, seine Eltern, seine Großeltern, vielleicht seine Ahnen! Der Klosamann weiß nicht so weit zurück.

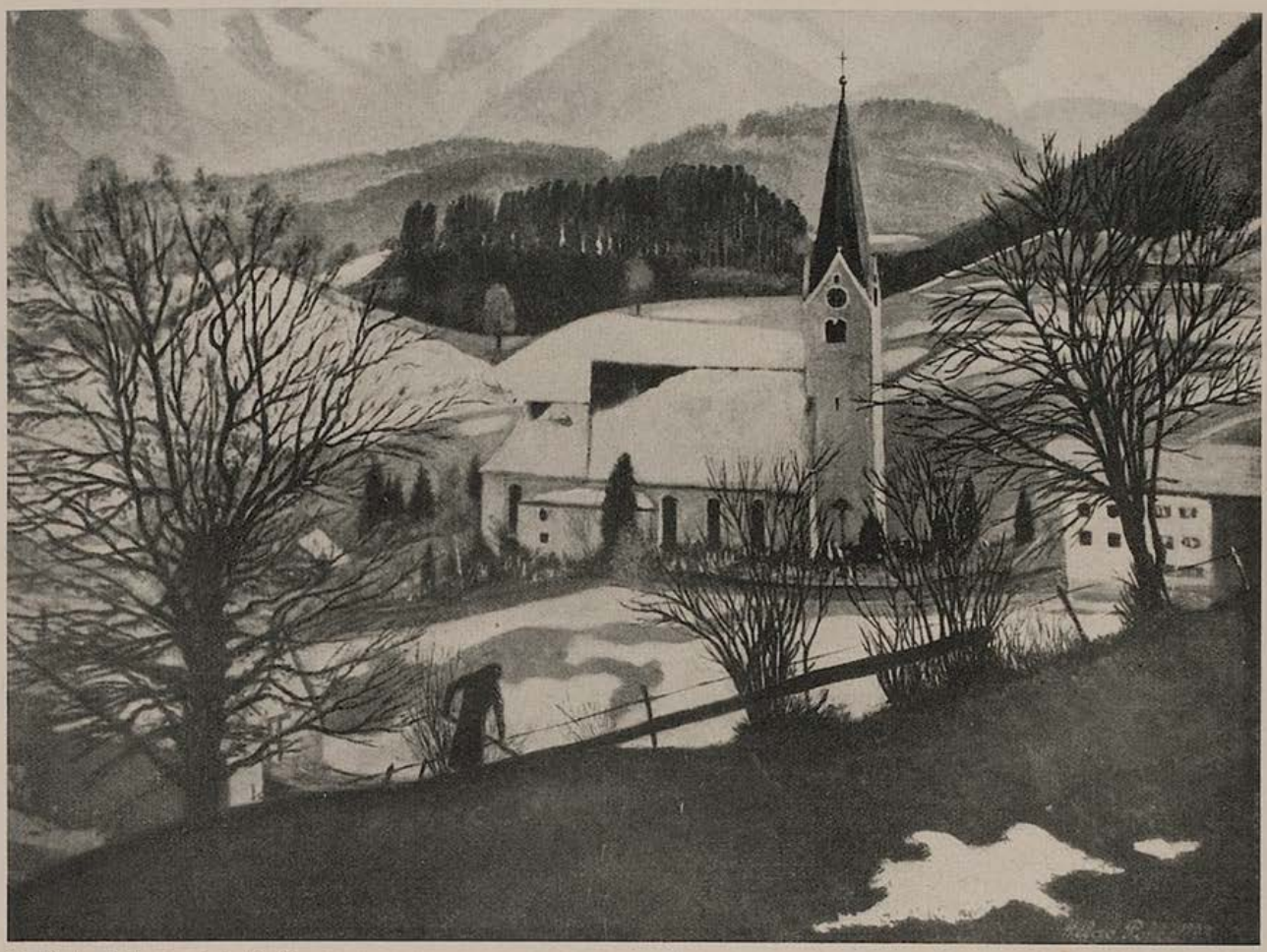
Er stellt die Kiste auf den Boden. Beginnt zu pickeln, zu schaufeln ...

„'s dümmst', dies eingraben bei der Nacht. Hätten sie 's tauft und aus wär 's! Aber die Weiber, wenn mans allein tun läßt!"

Stirbt da sein Bub, gestern z' Mittag, und it habens ihn tauft. Ein' Tag nicht amal alt, a so a Trumm Bua! Stirbt! Kein Mensch weiß woran, it amal Bätzin hats kennt, daß er wieder gehn muß. Wenn sie ihn nur tauft hätten, dann hätt er a christlichs Begräbnis! Aber so, in der Nacht nei ins Loch, kei Pfarr und kein Mensch dabei!



Bettler v. Welden



Seifriedsberg i. Allgäu

Helgo Pohle

Die Grube langt! Der Klos greift nach der Kiste. Da, ein Gepolter auf ihr. Auf sie, von ihr fällt etwas, rollt ins Grab. Der Klosamann fährt zurück. Bei der Nacht im Freithof. Der Nebel kommt auch noch. Man sieht keine fünf Schritt weit. Wieder greift der Klos die Kiste, wieder stoßt's ihn zurück. Liegt da was Schlitzriges auf der frisch gestrichenen Truhe! Er griff hinein! A arme Seel, die kei' Ruh find't? Oder a Frosch, etz im Herbst?

Der Klosamann machts Kreuz. Herr gib ihr die ewige Ruh'!

In der Kammer vom Stattbaur zündens a Licht an. Durch den Nebel scheints auf die Kiste. Liegt da die grünbraune Schale einer Nuß, die auf der Farbe pappen blieb, als die blanke Nuß in die Grube rollte.

Der Klosamann schaut auf den Nußbaum hin, und lacht.

Im Loch liegt die Kiste, die roten Tulpen darauf verschwimmen schon in der Tiefe. Der Klosamann nimmt die Schaufel, es bressiert ihm, er möcht naus aus'm Freithof. Da stoßt er am Weihbrunnkessel, der da am Grabkreuz hängt, an.

Er legt die Schaufel wieder hin. Seine Hand taucht er in 's geweihte Wasser, spritzt auf die Kiste. Der Klosamann betet. Es ist doch sei Kind, da drunt in der Truhe, und sein Weib hat's auf d' Welt bracht. Vielleicht wirds doch erlöst, und die andern haben nicht recht. Wenn ers wieder treffet im Himmel? Und über das Heidenkind macht der Klosamann das Kreuz: „'s wird scho hinkommen, wo 's hing'hört!"

Das Grab isch zu, der Klosamann geht tiefer unter die Nußbaumäste. Er nimmt einen Arm voll Laub und breitet 's über die frische Grabstelle. Kein Mensch kann mehr sehen, daß da einer gegraben.

Schaufel und Pickel auf der Schulter, geht der Klosamann die Freithofstaffeln herunter, dann aber nicht gradaus, heimzu, sondern den Weg rechts, zum Kirchenwirt.

Über die Freithofmauer hängen die Äste vom Nußbaum aus dem Hof vom Stattbaur. Näsself streicht der Wind über, zwischen die Grabkreuze. Am Boden fegt faul das Nußlaub und mischt sich mit dem der Rosenstöcke, die sich auf den Grabhügeln entblättern. Wenn der Mond aus den Wolken bricht und durch die großen Spinnenhäute, die die eisernen Grabkreuze einfassen, scheint, glänzen die Wassertropfen auf dem Gespinst.

Götter in der Schenke

Von Georg Schwarz

Lockend lachen Trauben, Äpfel, Birnen
aus dem vollen Erntefeierkranz,
Kirchweihfreude blüht auf Bauernstirnen,
feiernd eilt das ganze Dorf zum Tanz.

Braune, wetterfeste Erznaturen,
Männer, Weiber, Kinder, derb und frisch,
Körper, die von Krankheit nie erfuhren,
sitzen hier wie Götter um den Tisch.

Dröhnend hört man einen Alten lachen.
Ist's nicht Zeus? Er schaut so frohgemiert.
Dunstumwölkte Sessel, Dielen krachen,
eine weißgeschürzte Hebe dient.

Aphrodite, die sich bäurisch gürtet,
scherzt mit dem Apoll vom Dorf und winkt.
Ist die Schöne nicht schon längst bemyrtet?
Doch Hephäst, der Schmied, ihr Gatte, hinkt.

Hesperidenapfelmost im Fasse,
Nektar schäumt im blauen Henkelkrug;
Götter tanzen. Durch die Leibergasse
jagt ein kindlicher Bachantenzug.

Vor der Tür in herbstlich dünner Laube
spitzt die Lippen einer und blickt süß
bald den Becher an und bald die Traube,
ein verklärter Zecher: Dionys.

Rudolf Kreutzer:

DAS TRAUMHAUS

Aus unsern Träumen bauten wir ein Haus.
Die Wände sind voll Duft gesogen,
Und munter kommen ein und aus
Die Schmetterlinge deiner Fröhlichkeit geflogen.

Der Sommerwind lauscht in den stillen Gängen,
Und Duft von Rosenholz und Birkenrinden
Spielt um die Blütenmauern, die voll Träume hängen,
Darum sich unsrer Liebe grüne Kränze winden.



Landschaft — Paul Bürck

FABIAN:

Märchen vom Schönsten und Besten auf der Welt

Sechs abgeschiedene Erdenbürger standen vor dem Herrn des Himmels, um Einlaß zu begehren. Sechs gleichartige Stühlchen hatte ihnen Petrus, der Zeremonienmeister, nach dem Einlaß hingerückt, aber die Gleichart der sechs Himmelsstühlchen war den Erdenbürgern nicht genehm. Jeder von ihnen hatte nämlich zu Lebzeiten eine grundsätzlich andere Position eingenommen und sich in dieser Position besonderes Verdienst erworben. So glaubte nun ein jeder, auch im Himmel Anspruch auf eine entsprechend besonders geartete Sitzgelegenheit zu haben.

Der Herr des Himmels lächelte dazu in seiner unergründlichen Geduld. „Schön!" sagte er —", so will ich denn beaugenscheinigen, was ihr vollbracht habt auf der Erde. Zeig' mir jeder das Beste und das Schönste, das er dort unten hinterließ. Und wer das Beste und das Schönste hinterlassen hat, der soll sich hier höher setzen dürfen!" Es trat der erste vor.

Buchhalter war der Mann gewesen.

Zwölf Kontobücher hatte er „Mit Gott" begonnen und redlich auch „Mit Gott" beendet. Dann war er krank geworden und gestorben.

„Du bist ein fleißiger und pflichtbewußter Mensch gewesen", lächelte der Herr des Himmels. Du siehst dein Schönstes und dein Bestes in der Pflichterfüllung — und das ist schön und gut!"

Es trat der zweite vor.

Der Mann war Handwerker gewesen.

Sein Bestes und sein Schönstes war ein Lehnstuhl, ein Meisterwerk, das man in einer Aktentasche tragen konnte, wenn man das Ding zusammenklappte. Für warme Tage war ein Wasserwerkchen mit einer Spritze daran angebracht, für kalte Tage eine kleine Heizung. Der Lehnstuhl war ein Meisterwerk und selbst der Herrgott nickte Beifall.

Es trat der dritte vor.

Direktor war der Mann gewesen.



Herr Ochs von Lerchenau — Rudolf Kriesch

Sein Schönstes und sein Bestes war ein Plan, der Arbeitgebern Kapitalien brachte und allen Arbeitnehmern einen guten Lohn und einen Schrebergarten zur Erholung von des Tages Last und Mühen gab. „Fürwahr, das kann sich sehen lassen, lieber Mann!“, bemerkte zu dem Plan der Herr des Himmels. Laß sehen, was der vierte hat.“

Der vierte war ein Philosoph gewesen.

„Mein Schönstes und mein Bestes war ein Werk, o Herr, das deine Existenz bewies!“ sprach er.

Der Herrgott lächelte dazu.

Es trat der fünfte vor.

Der fünfte war ein hoher General gewesen. „Mein Schönstes und mein Bestes war die Schlacht, die ich geschickt geschlagen habe. Fast kein Verlust war zu verzeichnen, und nur die Feinde trugen die Verluste.“

Der Herrgott lächelte ein wenig traurig bei den Worten, denn Schlacht bleibt Schlacht, und schließlich ist es doch egal, wo die Soldaten fallen.

Der sechste trat nur zögernd vor.

„Ich komme da nicht mit, Herr Gott“, bemerkte er mit leiser Stimme. „Ich bin ein Arbeitsmann gewesen. Ich schrieb nicht an den Kontobüchern, ich habe kein Patent erfunden, ich habe nicht gefragt, ob es dich gibt, Herr Gott, ich habe keine Schlacht geschlagen, auch meine Arbeit war nur nebensächlich. Ich habe nur — ein Kind, ich habe einen Sohn. Vielleicht wird dieser Junge was, vielleicht auch nicht. Doch immer schien mir dieses Kind das Beste und das Schönste auf der Erde, das ich geschaffen habe. Gib mir den kleinsten Stuhl in deinem Himmel, Gott, doch laß mich hin und wieder dort hinunterschauen, auf meinen Sohn —.“

Der Buchhalter, der Handwerksmann, der Herr Direktor, der General und der berühmte Philosoph — sie alle schauten tief beschämt auf diesen Arbeitsmann. Aber der Herr des Himmels schwieg.

Dann lächelte er still.

Und dann —?

Ja, dann bekam der sechste im wunderbaren und gerechten Himmelsland den Ehrenplatz.

Und alle freuten sich darüber.

DER RICHTIGE

VON DIONYS LIPPA

Punkt neun Uhr morgens wurde Gyser vorgelassen.

Direktor Hammerschlag bot ihm Platz an. Sein scharfer, beobachtender Blick traf Gyser, der seine Sicherheit bewahrte und ihn ruhig ansah.

„Ihr Angebot gefällt mir, Gyser", sagte endlich Direktor Hammerschlag, „ich brauche einen äußerst verlässigen und erfahrenen Menschen für unsere Inkassoabteilung —"

Es klopfte. Die Sekretärin betrat das Zimmer. Sie meldete dem Direktor:

„Professor Waiten wünscht Sie zu sprechen. Er wartet im Vorzimmer."

Der Direktor stand auf.

„Ich komme sofort." Er wandte sich zu Gyser. „Bleiben Sie ruhig sitzen. In zehn Minuten bin ich zurück. Dann sprechen wir weiter."

Er verließ das Zimmer. Gyser blieb allein. Seine Augen wanderten in dem Raum umher. Er betrachtete das große Bild über dem Schreibtisch. Plötzlich stutzte er. Unter dem hohen Lehnstuhl am Schreibtisch, auf dem Teppich lag ein Geldschein. Gyser hob ihn auf und besah den Schein. Hundert Mark. Er glättete den Schein, der arg zerknittert war und bereits lange dort zu liegen schien. Dann legte er ihn auf den Schreibtisch. Er grinste verlegen.

Schritte näherten sich. Mit einem plötzlichen Entschluß griff Gyser nach dem Schein und steckte ihn in seine Tasche.

Direktor Hammerschlag war eingetreten.

„Wollten Sie mir etwas mitteilen, Herr Gyser?" fragte er. Spott lag in seiner Stimme.

„Herr Gyser, Sie können gehen", sagte er nach einer Pause, die Gyser eine Ewigkeit schien. „Ihre Papiere erhalten Sie im Nebenraum bei Rückgabe des Hundertmarkscheins."

*

Bewerber II, ein Herr namens Mürell, widerstand der Versuchung. Er legte, wenn auch nach längerem Zögern, den zerknitterten Schein auf den Schreibtisch. Als Direktor Hammerschlag eintrat, wies er stumm und verlegen auf den Schein.

„Sie können sich Ihre Papiere geben lassen, Herr Mürell", erklärte Direktor Hammerschlag höflich. „Ich beobachtete Sie vom Nebenzimmer. Sie kämpften minutenlang mit der Versuchung, den Schein zu nehmen, Herr Mürell, ich bedaure, ein Inkassant darf keine Versuchung kennen!"

*

Als Direktor Hammerschlag den dritten Bewerber allein gelassen hatte und in das Zimmer zurücktrat, war der Schein verschwunden.

Er blickte Hubal erwartungsvoll an.

Hubal hielt eine Füllfeder in der Hand und schrieb schweigend irgend etwas auf ein Blatt Papier. Einen Augenblick übergab er das Blatt dem Direktor. Darauf stand:

„Hiermit quittiere ich dankend den Vorschuß von Mark hundert. Hubal."



Studie (Litho.) H. Mayrhofer-Passau

ANGLER AM RHEIN

VON FRIEDERIKE SCHWARZ

Wenn Ausdauer eine Abart von Fleiß ist, sind sie ganz gewiß die fleißigsten Leute, unsere Angler am Rhein.

Ich habe einmal versucht, mit einer Gruppe von ihnen auszuhalten, um festzustellen, ob es tatsächlich stimmt, was man behauptet, daß nämlich ein richtiggehender Angler wie ein indischer Fakir wochenlang weder Nahrung noch Schlaf brauche. Es waren ihrer drei. Sie saßen auf einer Kribbe einträchtig nebeneinander und ‚lehrten ihre Würmchen schwimmen'. Nach acht Stunden hatte sich in ihrer Reihenfolge wie in ihrer Haltung und Miene nicht das geringste verändert. In der vierzehnten Stunde warf der eine mir einen ernsten erstaunten Blick zu, und in der zwanzigsten gaben sie alle drei durch Kopfschütteln und schraubenförmige Bewegungen ihrer Zeigefinger an den Schläfen ihre Meinung über meine seltene Ausdauer zu erkennen. Am nächsten Nachmittag holte mich dann meine betrübte Verwandtschaft dort ab und sorgten für meine Überführung. Aber in der Anstalt erkannte man schon nach acht Tagen meine Harmlosigkeit und entließ mich. Gestern — es sind inzwischen fünf Wochen vergangen, und ich hatte die Angler auf der Kribbe längst vergessen — gestern kam ich mit meinem Manne zufällig dort vorüber — sie saßen noch immer da und angelten.

Wahrhaft bewunderungswürdig muß diese Ausdauer uns vorkommen, wenn man bedenkt, daß sie doch von keinerlei Resultat begleitet, von keinem Erfolg belohnt ist. Bewundernswürdig vor allem in einer Zeit, die wie keine vorher dem Resultat und dem Erfolg nachjagt. Denn es ist eine ebenso falsche wie von Anglern viel belachte Meinung der Nichtangler, man angle, um Fische zu fangen. Ein einz'ger Blick auf unsere Angler am Rhein genügt zur Feststellung, daß ihnen nichts ferner liegt. Sie sind gar nicht darauf eingerichtet. Spielte ein Fisch ihnen wirklich mal den Streich, sich fangen zu lassen — nein, es ist nicht auszudenken, in welch peinliche Verlegenheit sie so ein taktloser Backfisch oder Stichling bringen würde. Ein Glück deshalb, daß die nicht auf so hinterlistige Gedanken kommen.

Es ginge unseren braven Anglern sonst vielleicht wie seinerzeit Herrn Moscheik. Ich war noch ein ganz kleines Mädchen, als ich Herrn Moscheik kennenlernte. Wie man einen ‚Sänger vom Rhein' hat, so nannte man Herrn Moscheik den ‚Angler vom Rhein'. Er saß in den Tagen meiner werten Bekanntschaft mit ihm schon seit über vierzig Jahren auf seiner Kribbe und angelte. Alt und grau war er geworden, doch sein Anglerherz war jung geblieben wie in seinen schönsten Jahren. Und sicher hätte Herr Moscheik zu seinem, unserem und der Fische Vergnügen noch weitere vierzig Jahre auf seiner Kribbe angelnd gesessen, wenn nicht eines Tages ein — ein Fisch an seiner Angel gezappelt hätte. Es war nur ein Fischlein, kaum kleinfingerlang, mehr der Versuch zu einem Fisch. Aber er genügte Herrn Moscheik. Und er, der darüber vierzig Jahre lang nichts Böses ahnend geangelt hatte, entsetzte sich so furchtbar, daß er hintenüberfiel und zur selben Stunde vor Schreck verschied.

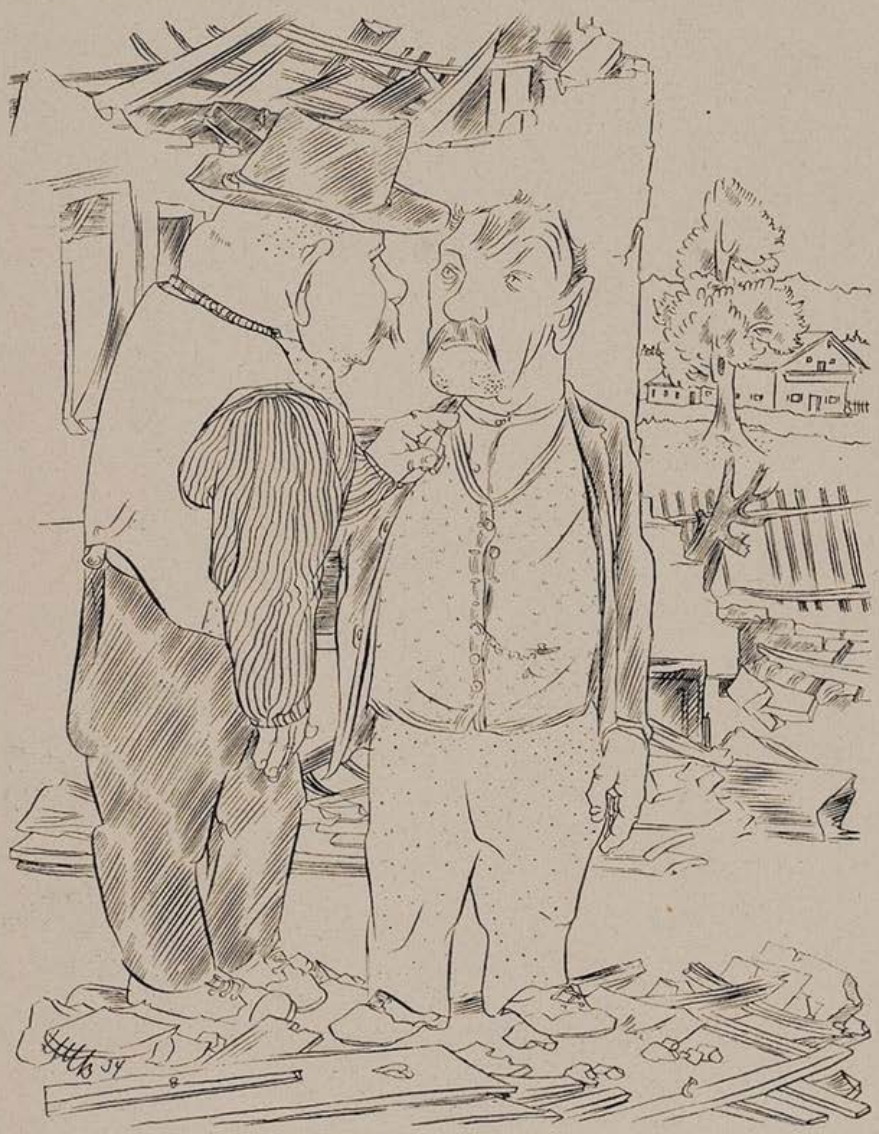
Anglerschicksal.

Wahrscheinlich werden nur Angler Herrn Moscheik das ganz nachfühlen können. Für sie sind Fische eben der Kummer, die Sargnägel ihres geruhigen Daseins, gewissermaßen der böse Kartoffelkäfer in ihrem Gemüsegarten. Weshalb denn auch ein routinierter und kluger Angler immer nur solche Stellen aufsuchen wird, wo er auf Grund jahrelanger Erfahrung sicher geht, nicht von einem Fisch oder Fischähnlichem in seiner Tätigkeit gestört und erschreckt zu werden.

Du lieber Himmel ja, was wäre das auch schon für ein Vergnügen, wenn man außer dem Angeln auch noch Fische finge! Unsere Angler würden als die Klügeren nachgeben und aussterben.

Denn der Tod des Anglers ist die Langeweile.

L. Beck-Gauting



„So, brunna hats bei dir; und i hab allaweil gmoant, du bist gar net versichert."

Poincaré

Clemenceau empfing kurz nach seinem Rücktritt den Besuch Tardieus.

„Schreiben Sie Ihre Memoiren?" fragte Tardieu.

Clemenceau lächelte:

„Ich habe keine Zeit zu verlieren. Ich schreibe ein Buch über Gott."

„Über Gott? Sie als Politiker?"

Clemenceau nickte:

„Eben als Politiker. In einem solchen Buch kann man nämlich über alles sprechen, selbst über — Poincaré."

Vorteile der Kleinbildphotographie

Anton Leidl



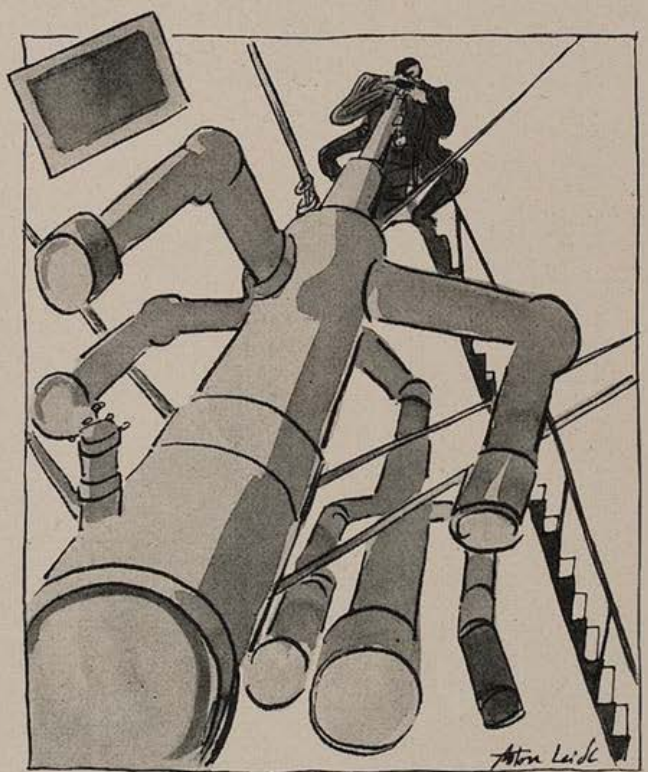
Der moderne Apparat zeichnet sich infolge seiner Kleinheit durch größte Handlichkeit aus.



Bei Aufnahme entfernterer Gegenstände ist ein Teleobjektiv zu empfehlen.



Für Reproduktionszwecke ist das hübsche Kleingerät indes genau so geeignet, wie für



Aufnahmen wissenschaftlichen Charakters, wobei lediglich einige Zusatzlinsen Anwendung finden.

Auch eine Frage

„Mama, von was haben denn die Motten gelebt, bevor Adam und Eva Kleider hatten?"

Kritik

„Die Klavierspielerin scheint sehr religiös veranlagt zu sein!"

„Wieso?"

„Ihre rechte Hand weiß nicht, was die linke tut!"

Mann im Dunkel

„Männlein soll ja ein ganz lichtscheues Gewerbe ausüben!"

„Ja, er entwickelt Filme!"

Aus einem Roman

Dem Flüchtling war die flackernde Kerze in dem dunklen Gange wieder ausgegangen. Er besaß jetzt nur noch ein Streichholz, an das er sich mit der Kraft der Verzweiflung klammerte!"

Im Fahrstuhl

„Wer von euch ist denn schon mal in einem Fahrstuhl gefahren?" fragte Hebezen seine Klasse.

„Ich, Herr Lehrer", meldet sich Otto Dollbrägen.

„Na, dann beschreib' mir das mal."

„Da steigt man halt in so ein kleines Glashaus ein, und dann muß man auf einen ganz kleinen Knopf drücken und dann kommt das Stockwerk über einem zu einem herunter."

148 Seiten Großoktav in Leinen gebunden RM. 4.—.
In unserem Verlag erschien soeben:
KARL FRHR. VON FREYBERG
SIGNY
DIE ASENBRAUT
ABENTEUER ZWISCHEN HIMMEL UND ERDE
Das Werk schildert das Götterleben Signy's auf Asgard, die aus der deutschen Mythologie bekannte Frau des Asengottes Loki. Als die Katastrophe für den Asenhimmel stellt der Dichter dann die große Hunnenschlacht auf den katalaunischen Feldern dar, die als die „Götterdämmerung" Signy in die Welt zurückkehren läßt.
Nach mancherlei Abenteuern mit Parsival, Roland und dem Zwergenkönig Laurin kommt sie, schon durch Roland zum Christentum bekehrt, in den karolingischen Fürstenkreis hinein, findet aber in den zwischen dem absterbenden Heidentum und der aufblühenden Christuslehre unvermeidlichen Krisen ihren Untergang.
Der Verfasser hat die für das weitspannende Thema fast unvermeidliche Form epischer Darstellung in Versen nach dem Muster der vielgelesenen Dichtung Fr. Webers über Dreizehnlinden gewählt und die Flüssigkeit der Verse läßt den Leser darüber wegsehen, daß Verse heutzutage in weiten Kreisen als antiquiert gelten, im Gegenteil wird sein Interesse durch die spannenden Schilderungen des ganzen Buches gefesselt und rege erhalten.
Zu beziehen durch den Buchhandel oder unmittelbar vom Verlag
G. Hirth Verlag AG. München, Herrnstr. 10

Wiedersehen

Lore Riffelnaht bemüht sich recht auffällig mit ihrem Verlobungsring zu spielen.

Endlich hat ihre Freundin einen Blick darauf geworfen und fragt honigsüß: „Ach, Lore, trägst du den jetzt?"

Anzeichen

„Ist mein Sohn schon aus der Schule heimgekommen?"

„Ja."

„Haben Sie ihn gesehen?"

„Nein."

„Woher wissen Sie dann, daß er da ist?"

Rief die Köchin: „Die Katze hat sich eben unter den Schrank verkrochen." *j. h. r.*

Im Gefängnis

„Fünf Jahre sind Sie nun schon hier?" sagt Pastor Stemmbogen entsetzt. „Haben Sie denn da nicht manchmal Sehnsucht nach Ihren Bekannten?"

„Kommt gar nich in Frage", wehrt Stumpfbold ab.

„Wie ist denn das nur möglich?"

„Die kann ich ja täglich beim Spaziergange sehen."

Immer derselbe

„Und Jürgen?" fragt Frau Dr. Wüßtich bei der Heimkehr.

„Die Kinder hab' ich beide schlafen gelegt", antwortete der Gatte hochbefriedigt.

„Beide? Wir haben doch bloß einen Jungen."

„Es waren doch aber zwei Kinder im Kinderzimmer."

„Mein Gott, nun hast du seinen Spielkameraden auch mit ins Bett gesteckt."

Ihr Inserat in die „JUGEND"

Flechten, Schuppenflechte, Ekzeme, Pickel, off. Beinwunden, auch veralt. Leiden. Viele Dankschreiben über **Heilung** durch **„Peracetol"**, dünnfl., reinl., sof. juckreizstillend. Kurpackung 4.50 und 7.20 durch Apotheke. Prospekt kostenlos dch. Laboratorium Hriss, Mannheim 49/B 1.



ZEITUNGS-AUSSCHNITTE liefert
ADRESSEN schreibt
WURFSENDUNGEN erledigt
FÜR SIE
ADOLF SCHUSTERMANN
FERNRUF: 97, JANNOWITZ 5116, 5117 UND 5811
GEGRÜNDET 1879 BERLIN S.O. 16 BUNGESTR. 20
DRUCKSCHRIFTEN BITTEN WIR ANZUFORDERN!

Ein ergötzliches Bilderbuch
ist der Kunstblatter-Katalog der „Jugend" mit über 1000 verkleinerten Abbildungen der in Millionen von Exemplaren als Wandschmuck verbreiteten Vierfarbendrucke. Preis ohne Porto RM. 2.70. Bestellungen durch den Buchhandel oder den unterzeichneten Verlag
G. Hirth Verlag AG., München, Herrnstr. 10

LAFONTAINES
Ergötzliche Geschichten
mit 12 Kupfern nach Charles Eisen sind im unterzeichneten Verlag in einer vortrefflich ausgestatteten Ausgabe zum Preise von RM. 2.70 erschienen.
Zu beziehen durch den Buchhandel oder durch den Verlag
G. HIRTH VERLAG AG.
MÜNCHEN, HERRNSTR. 10

20 verschiedene Kunstpostkarten
für 90 Pfg. postfrei
G. HIRTH VERLAG AG.
München, Herrnstr. 10

Jede Nummer der „JUGEND" wird von ca. 50 000 Menschen gelesen.
Darum inseriere!

Inserate in der „JUGEND" finden weiteste Verbreitung!

Straffe, feste Büste
d. Weber's Hormon-Büsten-Creme
Kl. Dose 3.– M. gr. Dose 5.– M.
portofrei Nachn.
M. & L. Weber
Berlin-Steglitz 6, Südenstr. 53a



LEST DIE „JUGEND"

Zur Anfertigung jeder Art
Drucksachen
empfiehlt sich
G. Hirth Verlag AG. München, Herrnstr. 10

Wer kauft schafft Arbeit!

Inserieren bringt Gewinn!

SCHÖNE BILDER
an den Wänden machen die Wohnräume behaglich. Wo das Geld für Erwerbung von Originalen fehlt, hat der Bilderliebhaber Ersatz an den Vierfarben-Kunstblättern der „Jugend", die zu den erstaunlich billigen Preisen von 45 Pfg., 65 Pfg. und 90 Pfg., je nach Größe, zuzüglich Portospesen durch den Kunsthandel und den unterzeichneten Verlag zu beziehen sind. Der reich bebilderte Katalog (Preis RM. 2.70 zuzüglich Portospesen) erleichtert die Bestellung.
G. Hirth Verlag AG., München, Herrnstr. 10

Lest den
Sportfischer
die vortrefflich ausgestattete Fachzeitschrift.
Halbjahrespreis 3 M.
Fischereisport-Verlag Dr. Hanns Schindler München NW 2
Karlstraße 44

Der heutigen Nummer liegt eine Beilage der Gräfin von Königsmarck'schen Weinkellerei o. H., Koblenz bei, um deren Beachtung wir unsere Leser bitten.

Das behagliche Heim



Dr. Alexander Koch's

INNEN-DEKORATION

nach wie vor anerkannt beste internationale Zeitschrift unter Mitarbeit namhafter Architekten über

Neuzeitliche Wohnungskunst

Reichillustriertes Probeheft RM. 2.80 postfrei

Verlagsanstalt Alexander Koch, G.m.b.H., Stuttgart O 42

Elefanten-Schlummerlied

Von Fred Endrikat

I.

Schlafe, mein Elflein, schlaf ein.
Alle die Sternlein sind dein.
Ringsum im Dschungel ist Nacht.
Kein Rundfunk pfeift hier und kracht.
Schließe die Guckäugelein,
Schlafe, mein Elflein, schlaf ein.

II.

Schlafe, mein Elflein, schlaf ein.
Noch ist dein Rüssel so klein.
Beim Menschen und beim Elefant
der Rüssel wächst mit dem Verstand.
Oft wächst nur der Rüssel allein.
Schlafe, mein Elflein, schlaf ein.

III.

Schlafe, mein Elflein, schlaf ein.
Noch ist dein Fell zart und fein.
Später wird's hart, du wirst sehn,
willst du im Leben bestehn,
mußt du ein Dickhäuter sein.
Schlafe, mein Elflein, schlaf ein.

IV.

Elflein, nun schlafe gesund.
Schlaf wie der Völkerbund.
Werden die Menschen zu roh,
wandern wir aus in den Zoo,
wo uns der Tierschutz bewacht.
Schlafe, mein Elflein, gut Nacht.

Zu deutlich

„Aber was schreibe ich denn zum Schluß?" sinnt Gritta Kübelreif, nachdem sie mit dem anonymen Brief fertig ist.

„Unterschreib' doch einfach: Eine Freundin", schlägt Toni Kirchenslauth vor.

„Da weiß sie ja doch gleich, daß ich das geschrieben habe."

Zwei tun dasselbe

„Warum haben Sie nun eigentlich die Waren mitgehen heißen und die Kasse nicht angerührt?" erkundigt sich der Richter.

„Ach, nu fragen Sie das auch nochmal, Herr Richter", sagt Pimpelklaas erschüttert, „meine Frau hat mir doch lange genug damit zugesetzt."

Der Brief

Paul trat zum Potsdamer Postschalter.

„Ist der Brief morgen in München, wenn ich ihn jetzt aufgebe?"

„Bestimmt."

„Ich glaube es nicht."

„Er ist morgen in München."

„Nein. Ich glaube es trotzdem nicht."

„Warum nicht?"

„Weil er nach Dresden addressiert ist."

j. h. r.

Beim Arzt

„In welcher Gegend haben Sie die Schmerzen zuerst gespürt?"

„Zuerst in der Tiergartenstraße!"

mi

Die Tafel

Witzeschreiber soll man nicht ernst nehmen. Traf gestern einer von diesen Leuten den Wiki Schmidtseder. Schmidtseder ist der Schlagerkomponist unserer Zeit und stammt aus Passau.

„Ich war gestern in Passau, lieber Wiki", sagte er, „und habe Ihr Geburtshaus gesehen. Wissen Sie, daß jetzt unter dem Fenster, in dem Sie geboren wurden, bereits eine Tafel hängt?"

Schmidtseder sah den Witzschreiber böse an:

„Alter Witz! Auf der Tafel stand: Ein Zimmer zu vermieten."

„Nein."

„Wirklich nicht?"

„Wirklich nicht."

Wiki ging auf wie Hefe.

„Was stand dann darauf?"

Sagte der Witzeschreiber: „Zwei Zimmer zu vermieten." *j. h. r.*

Rubey



„Um Gottes willen, Frieda, gehen Sie bloß von dem Tisch runter, der ist doch zu schwach für Ihr Gewicht."

„Gnä' Frau, ich stehe ja bloß auf einem Bein."

Liebe Jugend

Ich wartete einst ziemlich lange wegen einer sozialen Angelegenheit bei einem Pfarrer, welcher wegen seiner großen Wohltätigkeit bekannt war und Künstler unterstützte. Mit mir wartete ein ärmlich gekleidetes Mädchen, welches mir ihre ganze Liebes- und Leidensgeschichte erzählte; besonders hob sie hervor, wie rührend gut der Pfarrer für ihr uneheliches Kind sorgte. Als sie nichts mehr zu erzählen wußte, fragte sie mich nach dem Grund meines Kommens. Ich pflege nicht mit Außenstehenden über meine soziale Arbeit zu sprechen und antwortete ihr, daß ich den Pastor wegen einer wichtigen Angelegenheit um Rat fragen wollte. Da ging ein Verstehen über ihre einfältigen Züge, sie stieß mich vertraulich mit dem Ellbogen an und meinte: „Sie haben woll auch eins?"

Suppe

Der Kellner brachte die Rechnung.

Der Gast staunte:

„Sie berechnen zwei Suppen? Ich habe doch nur eine gehabt?"

Knurrte der Kellner:

„Und die Suppe, die ich Ihnen über die Hosen gegossen habe, soll ich die etwa selber bezahlen?" *j. h. r.*

Ultima ratio

Fremder: „Hören Sie, da vorne an einem Haus ist ein Schild angebracht, daß in dem Haus der große Dichter Karl Träberlein geboren sei! Einen Dichter dieses Namens hat es nie gegeben!"

Einheimischer: „Gott, was tut man nicht alles für den Fremdenverkehr!"

Enttäuschung

Es ist Samstag Mittag kurz vor dem Büroschluß, als der Chef seine hübsche Sekretärin fragt: „Na, haben Sie morgen Abend etwas vor?"

„Nein, Herr Direktor", lächelt das Fräulein erwartungsvoll.

„Um so besser, dann können Sie wohl Montag früh pünktlich ins Büro kommen!"

Th. H.

Bubi

Bubi sitzt in der Badewanne. Alle seine Schiffchen schwimmen, und er ist so eifrig bei der Sache, daß — daß er — wie sag ich's bloß — — — es war sehr laut und gar nicht anständig.

„Aber Bubi!" empört sich die Mutti, leider ohne den gewünschten Eindruck zu machen. Bubi strahlt.

„Hast du gehört, Mutti? — Eben ist ein Unterseeboot explodiert." *E. S.*

J. Geis



„Ist der Stoff auch gut?"

„Erlauben Sie, das ist echt deutscher Stoff, den haben wir früher immer nach England geschickt und als englischen wieder bezogen."

FOTO-ECKE

Jeder Leser der „Jugend" hat Gelegenheit zu kostenloser fotografischer Fernberatung. Man schreibt unter Beifügung von Rückporto an: Gerhard Isert, Magdeburg-S., Halberstädter Straße 117a.

Unser Fernberater hatte neulich ein fotografisches Erlebnis. Jawohl! Man kann auch fotografische Erlebnisse haben. Und diese Geschichte ist eigentlich so allgemein interessierend, daß wir sie Ihnen, lieber Leser, nicht vorenthalten möchten. Zumal sie zum Nacherleben anregt. Wir lassen uns also berichten:

„Neulich war ich zu Bekannten geladen. Und wie einem das so als Fotomann geht — auf der Postkarte stand: Kamera mitbringen! Dreimal unterstrichen hatte man diese zwei Worte. Und was bleibt da übrig? Mit Kamera, Blitzlicht und noch einigen Sachen bin ich losgezogen.

Zum Kaffee gab's Kuchen, und nachdem alles gebührend aufgegessen und ausgetrunken war, ging es los: Apparat mitgebracht? Natürlich, ja. Also los: Aufnahmen gemacht! Erst kam Frau Schulze dran, wie sie ihren letzten Kaffee trank. Herr Schmidt wollte von seiner Frau ein richtiges Porträt haben. Und dann die Kinder, darauf die Zimmerecke mit dem neuen Sofa. Und so ging es weiter, bis der Film voll war: Alle acht Aufnahmen.

Und jetzt allgemeines Fragen: Werden die Aufnahmen auch gelungen sein? Nun, da können wir gleich nachschauen. Alles blickte mich verwundert an. Ich packte eine schwarze Dose aus und stellte sie auf den Tisch. „Optochrom" stand darauf. Aha — meinte der dreizehnjährige Claus — Tageslichtentwicklungsdose. Fabelhaft! Die anderen wußten natürlich nicht, was dieser moderne Junge meinte. Aus einer Tasche zog ich eine Flasche: Optochromal-Entwickler. Der Film wurde jetzt in die Dose gesetzt und das Schutzpapier abgezogen. Alles staunte. Dann wurde der Entwickler eingegossen, die Dose ab und zu bewegt, und nach 15 Minuten gelangte der Entwickler in die Flasche zurück. Dann ging's in die Küche. Ein paarmal Wasser in die Dose und gründlich ausgespült. Und jetzt der Inhalt einer zweiten Flasche: Fixierbad. Nach zehn Minuten wieder zurück in die Flasche. Und dann wurde die Optochrom-Dose direkt an die Wasserleitung mit einem Stück Gummischlauch geschlossen. Eine halbe Stunde lang — während der Film wässerte — wurde ich mit den seltsamsten Fragen überhäuft. Als ich nach dieser Zeit die Dose öffnete und ein Filmband hervorzauberte, da: Allgemeines Staunen! Ein Negativ so schön wie das andere.

Jawohl — erklärte ich — das ist moderne Fotografie. Das Entwickeln, das viele zurückschreckt und wegen der Kosten beim Händler Schranken in den Weg stellt, wird hiermit Kinderspiel. Der Optochrom-Automat, diese kleine Dose, ist das ganze Geheimnis. Überall kann bei Tageslicht entwickelt werden. Ohne Dunkelkammer, ohne chemische Schwierigkeiten. Wer einigermaßen richtig belichtet hat, muß automatisch mit der Optochrom-Dose fabelhafte Negative bekommen. Ohne daß es etwas falsch zu machen gibt.

Kurz: Herr Schmidt holte seine Rollfilmkamera aus einem Schubfach hervor, blies den Staub vom Lederbezug und sagte: Morgen gehe ich fotografieren und dann wird selbst entwickelt — mit „Optochrom-Automat, ohne jede komplizierte Dunkelkammerausrüstung."

gi-t.



Siegfried Trebitsch: „Die Rache ist mein". Zwei Erzählungen. — *Bernhard Kellermann: „Jang-tsze-kiang".* Erzählung. Beide: S. Fischer-Bücherei, Berlin.

Trebitsch, der Übersetzer Shaws, läßt — wohl erstmalig — eigene Arbeiten erscheinen: zwei Novellen, in deren Mittelpunkt jeweils ein nach der Anschauung des Autors ungewöhnlicher Mensch steht. Mag die Erzählung vom „Zweiten Gesicht", das einem verabschiedeten Offizier eine einträgliche gewerbsmäßige Ausnutzung ermöglicht und einzig bei dem Schicksal der eigenen Gattin versagt (zum Segen des Helden, denn er hatte „schwarz" gesehen!), noch interessant sein und durch saubere Sprachgebung fesseln, so ist die flächig erzählte Titelnovelle mit ihrer nüchternen Analyse eines von unzähligen Minderwertigkeitsgefühlen gequälten Männleins, das sogar den Mord an einer Dirne unschuldig auf sich nimmt und gegen jede Erwartung plötzlich auf „heimatlichem Boden" zu einem brauchbaren Menschen wird, eine rein literarische Angelegenheit, die wenig glaubhaft bleibt und nirgends über eine bloße Summierung von Einzelzügen hinausgelangt, wie es bei einer in sich geschlossenen Erzählung notwendig wäre. — Noch weniger erfreulich und in einer „Bücherei der guten Erzählung" völlig fehl am Platze ist die gewaltsam zu Länge und Spannung geschraubte Geschichte „Jang-tsze-kiang" von Bernhard Kellermann, in der von „chinesischem Milieu" und einem überaus uninteressanten Dekadent berichtet wird, dessen junge Frau sich bei den Flußpiraten wohler fühlt als bei ihrem recht ‚mäßigen' — rechtmäßigen Gatten...

Karl Ude

Robert Hohlbaum: Stein. Der Roman eines Führers. (Verlag Albert Langen - Georg Müller, München.)

Hohlbaum hat die geschichtliche Figur des Reichsfreiherrn von Stein in die Spanne der welthistorischen Entscheidung gestellt; sie steigt herauf aus dem Jammer eines verzopften Staatsabsolutismus, dem Pedanterie, Standesdünkel und Nachruhm selbstgefällig als friderizianisches Erbe erschienen, seine ruhige Stärke ragt hervor aus dem Drama der Niederlage von Jena und Auerstädt, wir schauen seine unbeirrbare staatsmännische Arbeit für die Wiederaufrichtung Preußens. Bunt belebt ist das Panorama der geschichtlichen Wende; der Sturm der großen französischen Revolution berührt auch Deutschland, Napoleons Schatten ragt herein, Weltgeschichte wird zum Weltgericht. Der Acker wird zu neuer Saat umbrochen; deutscher Pflüger ist Reichsfreiherr von Stein. Er bricht, schon als höchster Verwaltungsbeamter Westfalens, ein adeliger Revolutionär eigener Art, in die Amtsstuben ein, stöbert später als Minister die muffigen und verstaubten Kabinette der königlich preußischen Regierung, schiebt die Geheimnisse zur Seite und bringt den Erdgeruch eines wahren Edelmannes in die Nähe des willensschwachen Königs. Stein wird der „Führer" aus der Niederlage, aber nur, indem er Volk und Vaterland zusammenführt, den Staat von unten her zu erneuern. Wenn er sich nicht als Willenspotenz des Volkes gefühlt, hätte er sich, abgestoßen von Undank, Unverstand und Kleinlichkeit, schmollend zurückgezogen. Aber beharrlich arbeitete er an dem Befreiungswerk von außen her weiter, bis die Entscheidungsstunde schlug. Er hätte sein Lebensziel, die Schaffung einer deutschen Nation, wohl auch vollenden können, wenn der partikularistische Geist der Höfe und Residenzen nicht allzu mächtig gewesen wäre.

Der Roman Hohlbaums will vor allem das Heroische der preußisch-deutschen Erhebung schaubar machen; das ist weitgehend gelungen. Nicht nur Reichsfreiherr von Stein, auch Hardenberg, Scharnhorst, Blücher, York, Gneisenau, die starken Persönlichkeiten sind in ihrem geschichtlichen Handeln in das große Panorama eingefügt. Ihnen gegenüber steht das schwächliche Geschlecht der Wäger und Zager, über die das Rad der Zeit hinweggeht. Der Dichter strebt immer nach dem Zug ins Große. Es galt ihm, den unbeirrbaren deutschen Staatsmann zu zeichnen. Der Roman entbehrt nicht des Spannenden und Perspektivischen, aber als Dichtung sagt er nicht das Letzte und Absolute über Mensch, Gestalt und Geschichte aus.

Z.

Bruno Brehm: Die schrecklichen Pferde. Der Welserzug nach dem Eldorado. (Paul Neff Verlag, Berlin.)

Ein eigenartiges Buch, dieses Buch von den „schrecklichen Pferden". Es lebt etwas in diesem Buch, das unserer Zeit fremd geworden war und das wir heute wieder verstehen, ja vielfach sogar suchen. Herbe Männlichkeit und die unstillbare Sehnsucht des Deutschen nach der Ferne, nach fremden Landen und fremden Himmeln hat Bruno Brehm in diesem Buch eingefangen. Und diese eigenartige, aber echt deutsche Stimmung strahlt wieder aus den harten Gestalten der Augsburger und Nürnberger, strahlt wieder aus den blanken Augen der schweren, rittergewohnten Pferde der Deutschen. Doch wie immer zerschellt auch hier die Südensehnsucht der Deutschen an der Geschmeidigkeit und Charakterwendigkeit südländischer Menschen. Und das Volk der Eingeborenen verliert seine Angst vor den Pferden, als das große Sterben beginnt, als mit dem Tode der Deutschen Zucht und Gehorsam verblassen und man die Pferde, die einstmals das Leben in fremden, unbekannten Landen bedeuteten, zu pflegen und zu schätzen vergißt. Die feine Fabulierkunst Brehms mit ihrer stillen Besinnlichkeit und ihrer männlichen Stärke wird wundervoll ergänzt durch die lebendigen, den Hauch zaubervoller Fernen tragenden Zeichnungen von Hans Meid.

Wob.

Redaktionelle Notiz:

Das Titelblatt vorliegender Nummer ist reproduziert nach einem Original von W. Lindenschmit.

Zur Hautpflege: Leokrem

DIE KLEINE FOTOBÜCHEREI

bringt für **45** Pfennig

das aktuellste Fotobuch für den Winter:

PANCHROMATISCHE FOTOGRAFIE

VON GERH. ISERT

Die Schrift berichtet über Technik und Anwendung dieses wichtigen Negativmaterials, das gerade für die Wintermonate so große Bedeutung hat. Das Buch wird sich leicht verkaufen.

Versäumen Sie nicht, zusammen mit dieser Schrift Heft 1 unserer Bücherei

RICHTIGES ENTWICKELN

VON GERH. ISERT zu bestellen. Dieses Buch kostet 1 Mark.

Lesen Sie die Kritiken:

Die Ratschläge sind so wirksam und glücklich, daß das Heft lebhaft empfohlen werden muß. (Der Bildwart, Nr. 4, 1934)

Trotz des wertvollen Inhaltes ist der Preis äußerst niedrig, so daß die Anschaffung keine nennenswerten Schwierigkeiten bereitet. (Sudetendeutsche Tageszeitung)

Jeder hat ein Interesse, die kleine Schrift seinen Kunden anzubieten. (Der Photograph, Nr. 46, 1934)



Die kleine Fotobücherei hat Großformat!

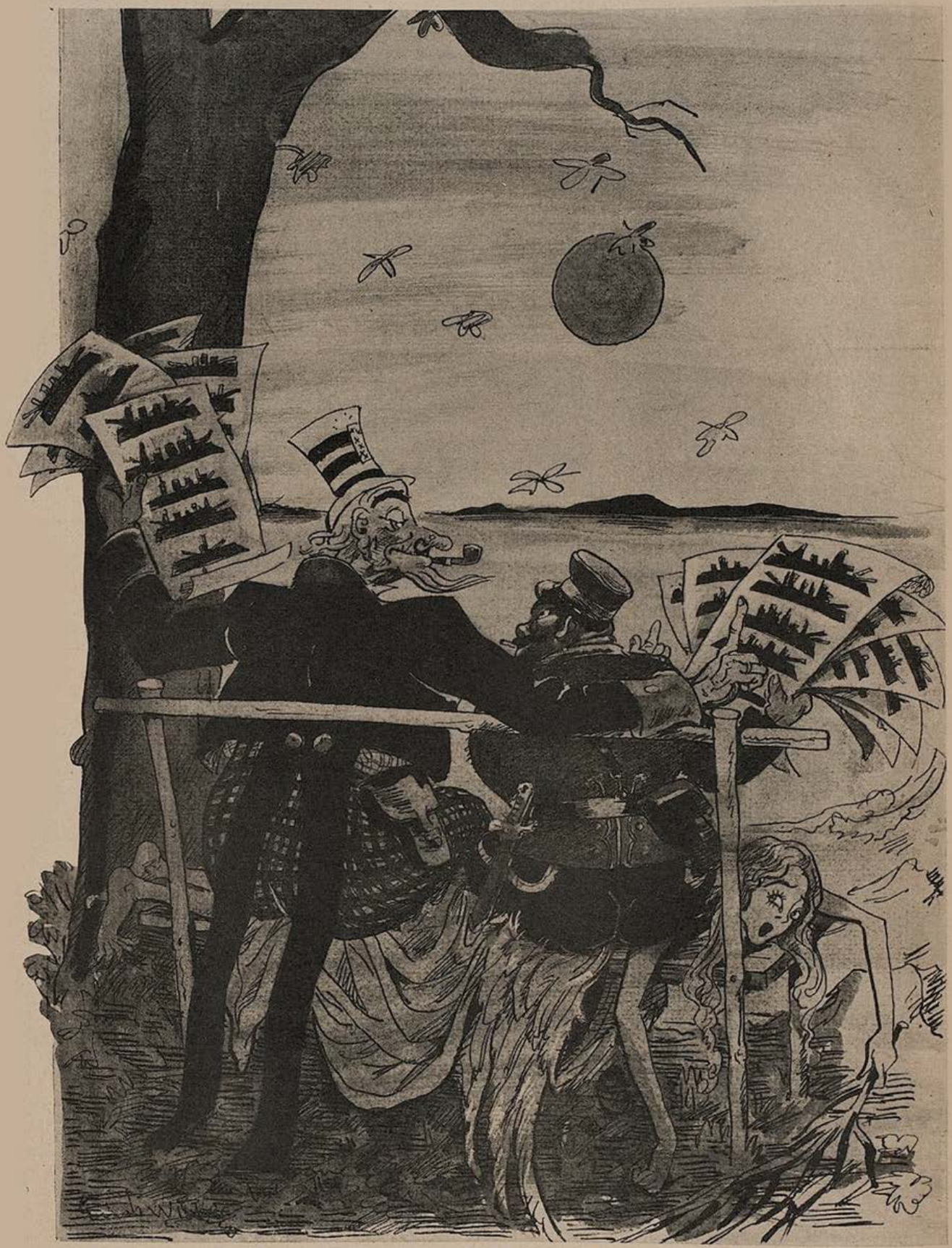
Zu beziehen durch die Buch- und Fotohandlungen oder direkt vom

G. HIRTH VERLAG AG., MÜNCHEN, HERRNSTR. 10

Begründer: Dr. GEORG HIRTH. — Verantwortlich für die Schriftleitung: ARNOLD WEISS-RÜTHEL; für die Anzeigen: GEORG POSSELT, München. — Verlag: G. HIRTH VERLAG., München. — Für die Herausgabe in Österreich verantwortlich: J. RAPAEL, Wien I, Graben 29a (Eingang Trattnerhof). — Für die Redaktion in Österreich verantwortlich: MARIANNE RAPAEL, Wien XIX, Hochschulstraße 25. — Alle Rechte vorbehalten. — Nachdruck strengstens verboten. — Copyright by G. HIRTH VERLAG AG., München. — Druck: G. HIRTH VERLAG AG., Buch- und Kunst-Druckerei, München, Herrnstraße 10. — D.-A. 9000. — Entered as second class matter, Postoffice New York, N. Y. — Manuskripte sind nur an die Redaktion der „Jugend", München, Herrnstraße 10, zu senden: Rücksendung kann nur erfolgen, wenn Rückporto beiliegt.

Flottenabkommen

Erich Wilke

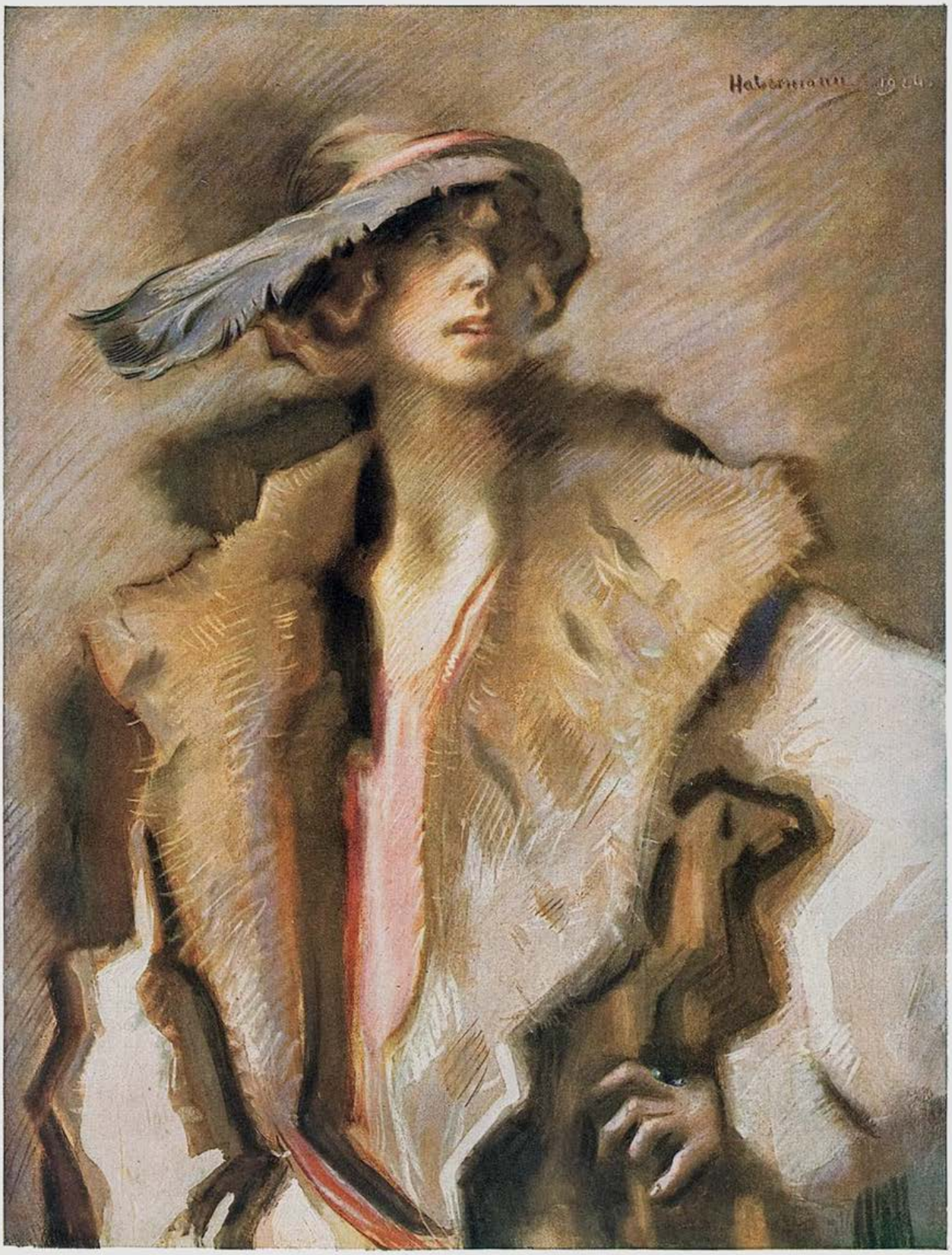


Es kann kaum ein Zweifel bestehen darüber, daß das amerikanisch-japanische Flottenabkommen der Erhaltung des Weltfriedens äußersten Vorschub leistet.

JUGEND

PREIS 60 PFENNIG

MÜNCHEN 1934 / NR. 47



Franzi

H. v. Habermann †

JUGEND
39. JAHRGANG 1934 / NR. 47

HERBSTLICHE ODE

VON H. CHRISTIAN SARRAZNI

Noch immer blühn die Wolken in zartem Licht,
Der Wind hängt, sanfter tönend, im Laubgewölb',
Und aus dem aufgetanen Himmel
Rinnt noch wie Sommers die kühle Bläue.

Doch früher geht der goldne Tag hinab.
In Nebelnächten fröstelt das leere Haus,
Wenn wir bei stiller Lampe sitzen
Und in vergilbten Gesängen lesen.

Vielleicht schon morgen raschelt der Fuß im Laub.
Die Stürme klirren höhnend in unsern Schlaf!
Unendlich stürzt der Regen nieder;
Trauriges nistet in schwarzen Zweigen.

O bald ist Winter, Freunde, das Licht erfriert.
Wir werden stumm im gläsernen Weltenhaus,
Und wie erblindet schläft die große
Nährende Flamme vergangner Sommer.

MANDOLINENLIEDCHEN

Von Wilhelm Auffermann

Illustriert von Rubey



Es war ein unendlich fröhlicher Morgen, den der Himmel niedergesenkt hatte. Seit Sonnenaufgang zwitscherten kleine Sänger in den grünen Blätterhallen der Kastanienallee, und die langgestreckten gelben Gebäude am Ende zwischen Straße und Bahndamm glänzten mit ihren roten Dächern vor Freude. Das Fröhlichste im Umkreis aber war die alte Straßenmusikantin Rikla mit ihrer Mandolinenmusik. All die vielen finstertrotzigen Männer, die jungen und alten Frauen mit von Arbeit verkniffenen Augen, alle blieben ein Momentchen bei der alten Rikla stehen. Wurden hell. Sangen den Refrain mit. Rikla spielte immer abwechselnd zwei Liedchen von Menschenlieb' und Menschentreu'. So ziemlich von gleicher Melodie und eigentlich ohne richtigen Refrain mit Worten. Es war mehr ein taktmäßiges zärtliches Gesumme, das die Bewegungen ihrer zupfenden Finger begleitete, bis diese den passenden Schlußakkord gefunden hatten.

Geanina sang auch mit. Und bald kamen Gigia, Eusebio, Ollaria und alle die anderen. Die Liedchen flogen ihnen entgegen. Setzten sich auf ihren Lippen fest. Auch sie blieben stehen. Als sie dann weiterschlenderten, nahmen sie die Melodie in die Fabrik mit, wie einen Hauch, der von draußen grüßt. Zum zweiten Male heulten die Fabriksirenen. Noch ein Soldo, sicher der letzte, fiel in Riklas Blechtellerchen, ihr Glockenspiel, und sie schlug beschämt und beglückt die Augen nieder. Sie zupfte noch ein wenig die Mandoline für sich selbst, schloß schließlich die Augen ganz und blieb unbeweglich wie eine Statue auf ihrem Faststühlchen sitzen. Aber wie eine Statue, die



plötzlich durch die Zaubermacht der warmen Sonnenstrahlen laut und rasselnd schnarchen kann.

Zwei Straßenjungen kamen mit einer Schnur samt Angelhaken angeschlichen, rollten die Schnur ab und steckten den Haken vorsichtig in Riklas Musikinstrument. Stellten sich ein gut Stück weiter weg hinter eine dickstämmige Kastanie und weckten die alte Musikantin auf barbarische Weise: Die Mandoline zappelte plötzlich auf Riklas Schoß, flog auf und davon. Hüpfte schrillend über das Straßenpflaster. Und zwei soeben noch schlafende Augen öffneten sich weit und erschreckt.

Rikla war keine Freundin von solchen Scherzen. Wie eine Henne, die den Todesstoß erhielt, zeterte sie auf. Ihre quabbeligen Arme schwingend lief sie mit großen Sprüngen auf die Knaben zu. Auch die Rangen schrien wie am Spieß, und verstanden, eine gehörige Geschwindigkeit zu entwickeln. Nur eines war in ihrem schon vorher zurechtgelegten Fluchtplan nicht bedacht worden: Als die wilde Jagd den Bahndamm aufwärts tollte, brauste ein Zug über das Geleise.

Unterdessen stand Geanina in einem der Fabriksäle an der Maschine und sang. Ein Tuch um den Kopf geschlungen, den Rücken gekrümmt. So sang sie. Auch Ollaria, Eusebio und die anderen summten das Liedchen mit,

das eigentlich nur der alten Rikla gehörte. Maschinen ratterten den Takt viel zu schnell dazu. Da klapperten ganz eilige Holzschuhe in den Saal hinein. Gigia. Leichenblaß rief sie etwas. Ruft es noch einmal. Die Maschinen ratterten leiser. Noch leiser. Da stand Oreste vor ihr: „Du Gigia sagt ... ein Knabe soll überfahren sein!“ stotterte er.

Die Frauen liefen zusammen. Begriffen das nicht sofort. Aber da kam auch der Werkführer atemlos daher und stammelte Geanina zu: „Draußen wurde ein Knabe überfahren.“ Und nun wußten es alle sofort: das ist eines der Kinder Geaninas. „Madonna!“ schluchzten sie auf. Es ging ihnen in alle Glieder. Nur Geanina, die alles anging, stand tonlos und zitternd da — und während sie die Lippen, die noch eben das Liedchen summten, langsam, ganz langsam schließt, schaut sie Oreste, schaut sie den Werkführer an, schaut sie Eusebio und Gigia an. Langsam, ganz langsam, es war schrecklich. Dann streckte sie die bleischweren Arme aus: „Madonna mia!“

Am nächsten Tage wußte das ganze Städtchen den Hergang des Unglücks. Daß die Rikla die dummen Jungen den Damm hinaufgehetzt hatte und der eine der beiden in die Räder der Lokomotive hineingerannt war. Alle waren voll Mitleid mit Geanina. Sie trösteten sie, jeder auf seine Art. Aber die lieblosen Worte: „Ja, die Rikla jagte ihn“, oder „Sie hätte doch eigentlich den Zug hören müssen, er pfeift doch“, „der arme Junge, wenn nicht die Rikla“ — mußte eben doch ein jeder anbringen. Rikla hörte das alles und die Spitzen ihrer Finger drückten und zupften so heftig die Saiten der Mandoline, daß die Bewegungen der Hand fast schmerzhaft wirkten. Sie spielte das Liedchen von Menschenlieb' und Menschentreu' viel zu schnell und die weißen Haare hingen ihr über die wachsbleichen Wangen. Gigia kam und ging schmähend an ihr vorbei. Eusebio, Ollaria, alle, alle kamen — und gingen schmähend an ihr vorbei. Niemand blieb stehen. Mit trockener Kehle und verstörtem Blick sah Rikla ihnen nach. Und dann, dann kam Geanina — und viel grausamer als die Vorwürfe der anderen war es, daß sie keinen einzigen hatte. In die Knie wollte die alte Rikla sinken und bitten: „Sag' auch du, daß ich Schuld habe, sag es — aber rede“.

Als Rikla sich ächzend vom Baststühlchen erhob, hatte noch kein einzigesmal ihr Glockenspiel geklimpert. Aber alle Verbrechen und Sünden der ganzen Welt waren ins Blechtellerchen gefallen und sie mußte sie in der Brust und auf dem alten Buckel mitschleppen. Mußte sie ins entlegenste Gäßchen der Stadt, in die Via San Giorgio, mitnehmen, wohin sie sich mit dem Stühlchen, der Mandoline und ihren beiden Liedern flüchtete. In der Kastanienallee ließ sie sich nicht mehr blicken. Zwischen den Türen einer Osteria und einer Fleischrösterei saß die alte Rikla nun — dachte tagaus, tagein stets dasselbe und durchlebte jetzt alle Stufen der Schlaflosigkeit. Singen konnte sie nicht mehr. Sie lehnte statt dessen den Kopf zurück, schloß die Augen halb und gab sich ganz den zimperlichen Tönen der Saiten hin. In ihrem Aussehen lag deutlich



die Erinnerung an namenlose Schuld.

Es stimmte überhaupt nicht mehr mit der Rikla. Sie versammelte die Straßenbengel der umliegenden Gassen um sich, und die lachten sie an, je nach der Größe der Zuckertüte in ihrer Hand. Sie musterte die Knaben genau: einer von ihnen konnte vielleicht doch Geaninas Junge sein! Er verschwand damals so plötzlich. Sie wollte ihn doch gar nicht töten! Das alles gab's ja gar nicht.

Wollte so ein Bengel schnell an ihr vorbeilaufen, dann schmeichelte und lockte sie ängstlich: „Ich habe etwas für dich, mein Junge! ... Ich gebe dir meine Mandoline ... Da, nimm sie, ich geb sie dir mit! Aber lauf nicht, mein Junge, gleich pfeift der Zug!“

Dann kamen die Mütter oder Väter der Kinder und brachten die Mandoline zurück, und noch was dazu. Rikla aber kaufte den Kindern Zuckerwerk und wartete auf den Knaben Geaninas. Wartete, daß ein Zug pfeifen würde, um dem Knaben den Weg abzuschneiden.

So verging der Sommer. Und der Herbst



verging und der Winter nahte. Da hatte zufällig Oreste in der Via San Giorgio zu tun, und fast ging er an Rikla vorüber. Erst an den beiden Liedchen erkannte er sie. Sie suchte noch immer so lange nach den passenden Schlußakkorden. Er sagte ihr, sie solle doch wiederkommen. Man habe vergessen, und ihre Schuld sei es ja eigentlich auch nicht gewesen. Sie blickte ihn erstaunt an, als müsse sie sich erst an etwas erinnern. Sagte dann ja und kam.

Es war ein heiterer Tag. Die Freude der Menschen paßte so recht dazu. Gigia sang mit. Oreste und Eusebio sangen und viele andere. Es war mehr ein taktmäßiges Gesumme. Schon von weitem waren ihnen die Liedchen entgegengeflogen und hatten sich auf ihren Lippen festgesetzt, die verkniffenen Gesichter erhellt. Das Glockenspiel klimperte. Und auch Rikla sang. Freilich, so wie früher nicht mehr.

Nur Geanina kam nicht.

In der Fabrik machte man Geanina Vorwürfe, weil sie einen großen Bogen um die alte Rika geschlagen hatte. Sie wollte die Alte nicht sehen. Gigia setzte ihr fest zu.

Da pfiff lang und schrill von draußen eine Lokomotive. Pfiff so anhaltend, als ob sie weine oder heule. Man horchte auf. Sah sich an und erbleichte.

Da kam auch schon der Werkführer gelaufen und noch ein Arbeiter. Auch Geanina drehte sich um und stellte ihre Maschine ab.

Der Werkmeister steht vor ihnen: „Ein Knabe überfahren!“

„Ein Kna — be! Über — fahr —!“ stotterte Gigia, der Oreste und ein junges Mädchen. Konnten es nicht fassen.

Da verzerrte sich Geaninas Gesicht, ihre Augen flackerten: „Die ver — fluchte Rikla!“ schrie sie und stürzte wie eine Irrsinnige zur Türe hinaus. Auch die anderen: „Das verdammte Bettelweib!“ Sie rannten hinter Geanina her. Der eine hatte noch schnell einen schweren Schraubenschlüssel aufgenommen, der andere einen Hammer. Schrien immer wieder: „Verdammt! Verdammt!“

Auf dem Geleise stand eine Gruppe Leute. Da war auch die alte Rikla, denn unten hatte man nur die zerschellte Mandoline im Straßenstaub gefunden. Ihre Leiche lag quer über dem Geleise und blutete schrecklich. Abseits davon sprach der Lokomotivführer auf einen kleinen Jungen ein, der sich nicht recht zu reden getraute. Er stammelte nur immer wieder: „Ich wollte hier nur spielen ... Futter für Kaninchen wollte ich sammeln. Sie stieß mich den Damm hinunter. Hinunter stieß sie mich.“

Arbeiter breiteten eine Leinendecke über Riklas Körper. Man mußte sie so liegen lassen, bis Karabinieri dagewesen waren.

Alle nahmen auf einmal die Mützen ab.

Die Lokomotive heulte noch immer. Mehr ein düsteres, leises Gewimmer, lang und anhaltend. Im Kessel hämmerte der Dampf den traurigen Takt. Das war der richtige Refrain, die richtigen Schlußakkorde hinter Riklas Leben, hinter dem Liedchen von Menschenlieb' und Menschentreu'.

Ja richtig! Die Geanina heulte auch und hielt den geretteten Knaben fest an der Hand.



Die Geschwister H. Thoma †



Die Insel — Adolf Jutz-München

DER VERGESSENE

VON J. JOE HEYDECKER

Big Thomas war Millionär. Er hatte weder als Schuhputzer, noch als Zeitungsjunge mit seinem Aufstieg begonnen, sondern hatte durch einen genialen Geschäftstrick das erreicht, was er heute war. Seinen eigentlichen Namen kannte niemand und das Pseudonym, unter dem er der Öffentlichkeit bekannt war, hatte er einem phantasiebegabten Reporter zu verdanken. Nur die Bezeichnung „Big" war bei ihm vollkommen am Platze.

„Big" nannte man ihn deshalb, weil er eine Fabrik besaß, eine Fabrik, so groß wie eine Stadt, eine Fabrik, in der Tag und Nacht gearbeitet wurde und in der man die berühmten Rhodinglampen herstellte, die Rhodinglampen, ohne die kein Mensch mehr leben konnte, elektrisch leuchtende Glasröhren mit geheimnisvollem Mechanismus.

Das Wunderbare dieser Rhodinglampen war es, daß sie sich die Tatsache zunutze machten, daß überall auf der Erde die Luft mit Elektrizität angefüllt ist. Die Rhodinglampen fingen also ihren Strom mittels einer kleinen Antenne, die in ihrem Inneren eingebaut waren, aus der Luft auf und brannten daher unabhängig von Elektrizitätswerk und Leitungsdrähten. Sie brannten jahrelang, ununterbrochen, kostenlos und strahlend hell, stets die elektrischen Energien der Atmosphäre ausnützend, jene naturgegebene Elektrizität, die umsonst war, wie die Luft, da sie weder verstaatlicht, noch vertrustet werden konnte. Überall brannte sie: im Flugzeug, in der Bahn, auf der Wanderschaft, in Salons, im Urwald, im Polarkreis.

Big Thomas war der alleinige und allgewaltige Besitzer der Rhodinglampen-Fabriken. Millionen Plakate verkündeten aller Welt die Vorteile der Rhodinglampen, Hauswände waren mit Riesenbuchstaben bemalt, Lichtreklamen wanderten über die Dächer, Scheinwerfer und Flugzeuge schrieben es Tag und Nacht an den Himmel. An den Seiten der Landstraßen tauchten immer wieder die Tafeln auf:

„Autos 35 Kilometer! Rhodinglampen auch für Fahrzeuge!"

„Elektrisches Licht umsonst? Ja — mit Rhodinglampen!"

„Rhodinglampen in jedes Haus!"

„Licht ist Leben! Aus Rhodinglampen ist es mehr als Leben!"

„Rhodinglampen brennen draht- und kostenlos!"

„Sie haben die Wahl: Stromrechnung oder Rhodinglampe!"

Die Elektrizitätswerke standen vor dem Zusammenbruch.

Hunderte von Lieferanten fuhren ununterbrochen Tausende von Rhodinglampen aus der Fabrik zu den Großverkaufsstellen, zum Bahnhof, zum Hafen, zum Flugplatz. Von hier aus wanderte die Fracht in die ganze Welt, von den Großstädten bis ins kleinste Dorf, bis in dunkle Erdteile auf den Booten der Händler, die auf den Flüssen Afrikas ihr Gewerbe treiben. Tausende von Vertretern bereisten den ganzen Erdball, drangen überall hin, gingen von Haus zu Haus, von Wohnung zu Wohnung, von Mensch zu Mensch und überall verkauften sie Rhodinglampen, elektrische Lampen ohne Stromverbrauch!

Big Thomas erntete die Früchte, die das Geschäft jeden Tag einbrachte. Nach kurzer Zeit war er Multimillionär. Und jeden Tag wuchs das Vermögen, wurde größer und größer, so lange Rhodinglampen gekauft wurden. Er besaß für seinen Privatbedarf eine ungezählte Auswahl eleganter Autos, seine Luftreisen führte er in einem Salonflugzeug aus; auf Erden fuhr er in einem eigenen Luxuszug; zur See bediente er sich einer fashionablen Yacht, die alles bisher Dagewesene in den Schatten stellte und auf der er sich meistens in Begleitung vieler Gäste nach der Südseeinsel begab, die er gekauft hatte. Sein Leib wurde durch vier Detektive bewacht. Zur Abwehr lästiger Reporter und Zeitungsphotographen hatte er einen Doppelgänger engagiert, der ihm aufs Haar glich und nichts weiter zu tun hatte, als sich an Big Thomas' Stelle photographieren und interviewen zu lassen. Sein Geist bediente sich zweier Sekretäre, die schneller stenographieren konnten, als irgend jemand zu sprechen vermag und die die Aufgabe hatten, zu schreiben, zu telephonieren oder Privatbriefe vorzulesen.

Big Thomas trieb Sport, engagierte dafür die besten Trainer, veranstaltete herrliche Feste mit bengalischer Beleuchtung und Tanzmusik, lud Hunderte von Freunden und Bekannten ein, machte Vergnügungsreisen, flog spazieren und sägte Holzklötze, um jung und rüstig zu bleiben. Seine Tagesarbeit bestand darin, sich ein paar phonographisch aufgenommene Briefe vorspielen zu lassen und zu beantworten oder sich darüber zu ärgern, daß „wieder einmal die ganze Arbeit auf seinen Schultern ruhe". Warum sollte er auch etwas anderes tun?

Wozu hatte er die Zehntausende von Angestellten, die bezahlt wurden, wozu das Heer der Manager, Reklamefachleute, Buchhaltungsgenies und Fabrikarbeiter?

In einem rassigen SSS-130-HP-Wagen, dessen Karosserie sein Privatarchitekt entworfen und dessen Hupe Paul Whiteman, der Jazzkönig, abgestimmt hatte, fuhr der Millionär auf sein Landgut, die zwanzig Autos seiner Gäste im Gefolge, die er eingeladen hatte.

Big Thomas' Landbesitz lag nahe am Meer. Palmen umrauschten das Gut, exotische Vögel tummelten sich in ihren Wipfeln, sandige Wege führten durch das künstliche Paradies südländischen Pflanzenwuchses. Vom Meer wehte lauer Wind herüber. An der Küste lagen kleine Motorboote, die den eingeladenen Freunden zur Verfügung standen. Das Landhaus selbst, wieder eine Gipfelleistung des Privatarchitekten, war mit allem erdenklichen Komfort und Luxus ausgestattet.

Aus der Küche kam Mokkaduft. Die Gäste waren da, ihre Autos parkten in der unterirdischen Garage des Hauses. Auf der Terrasse, von wo aus man die Palmen und das Meer überblicken konnte, waren niedere Tische und bequeme Sessel aufgestellt. Die Gäste ließen sich nieder und drei Neger huschten emsig mit Mokka und Gebäck, Eis und Früchten hin und her. Big Thomas saß mit einem Privatsekretär, einem seiner Detektive und Miß Evelyn Bird an einem Tische. Man unterhielt sich über gleichgültige Dinge. Später kam eine Kapelle mit verwegenen Instrumenten und unglaublichem Rhythmus; die Gäste wurden förmlich von ihren Beinen zum Tanzen gezwungen.

Big Thomas tanzte nicht, denn er behauptete, es mache ihn alt, er aber wollte jung bleiben.

Miß Bird fragte, — während die Kapelle spielte — wobei sie sich mehr als nötig zu Big Thomas neigte:

„Sagen Sie Thomas, wann haben Sie eigentlich die fabelhafte Erfindung der Rhodinglampe gemacht, der Sie Ihr Vermögen verdanken?"

„Wenn mich ein Reporter danach fragen würde", sagte Big Thomas langsam, „ließe ich ihn rauswerfen, aber Ihnen will ich es sagen: nie."

„Nie?"

Und bevor Miß Bird noch weitere Fragen stellen konnte, stand Big Thomas auf und tanzte, obwohl das gegen sein Prinzip ging. Als er sich wieder an den Tisch setzte, war Miß Bird von seinem Privatsekretär bereits in ein interessantes Gespräch verwickelt worden, so daß sie nicht mehr daran dachte, ihn weiter zu befragen.

Lange nach Mitternacht löste sich die Gesellschaft wieder auf. Die Autos kamen aus der Garage gekrochen, man stieg ein, bedankte sich nochmals flüchtig und dann verschwanden die roten Schlußlichter der Wagen im Dunkel der Nacht. Big Thomas bekam in aller Eile noch ein neues Blatt vorgelegt:

„Wer ohne Rhodinglampe lebt, paßt nicht in die Neuzeit!"

„Genehmigt", sagte er gelangweilt. Morgen würde es überall zu lesen sein und neue Millionen einbringen.

*

Im Armenviertel der Riesenstadt gab es auch schon Rhodinglampen, denn die Vertreter von Big Thomas übersahen keinen Winkel. Vertreter Nr. 12 vom Stadtbezirk 24 (25% Provision und 1000 Dollar Fixum) stieg langsam die ächzende dunkle Treppe des alten wurmstichigen Hauses empor. Oben mußte er klopfen, denn Klingeln gab es hier keine.

Ein alter Mann öffnete ihm. Es war ein grauer vertrockneter Greis, dessen Backenknochen hart über den eingefallenen Wangen hervorstanden. Nur in den Augen des Alten brannte noch ein eigentümliches Feuer, das von einstiger Energie zeugte. Vertreter Nr. 12 vom Stadtbezirk 24 packte die Lampe aus, stellte sie auf den Tisch und ließ sie brennen. Er erklärte dem Alten die Vorteile der Lampe, daß sie nur die einmalige Anschaffung koste, da sie ewig und umsonst brannte, daß sie überall brannte usw.

„Und sie haben noch keine Rhodinglampe?" fragte er den Greis.

„Wie Sie sehen: nein."

„Dann kaufen Sie eine, rate ich Ihnen! Die Statistik zeigt, daß jeder Mensch durchschnittlich während seines ganzen Lebens etwa 57 000 Dollar für Stromrechnungen bezahlt. Beim Gebrauch der Rhodinglampe, die ja nur die einmalige Anschaffung kostet, könnte also jeder Mensch 56 980 Dollar ersparen."

„Die Lampe kostet also 20 Dollar?" fragte der Alte.

„Ja."

„Ich habe keine 20 Dollar."

„Sie haben keine 20 Dollar?"

„Ich habe nicht einmal einen Dollar."

„Ist das möglich? Ein Mann, der nicht einmal einen Dollar besitzt?" rief Vertreter Nr. 12 (25% Provision und 1000 Dollar Fixum) erstaunt. „Haben Sie keine Ersparnisse? Haben Sie im Leben nichts gearbeitet?"

„Doch, ich habe gearbeitet", sagte der Greis.

„Was haben Sie gearbeitet?" fragte Vertreter Nr. 12 taktlos.

„Ich habe die Rhodinglampe erfunden."



Am Fenster — Rudolf Kriesch

JAKOB HARINGER:

Der Bürger von Russo

Dies ist eine wahre Geschichte aus unseren Tagen, die wieder zeigt, daß auch die Schlauen hereinfallen. Der Gemeinderat von Russo hat wohl kaum an die Folgen gedacht, die ihm entstehen, als er Hunderte Bürger-Urkunden an Ausländer verkaufte.

Wenn man ein paar Stunden die schöne Straße von Locarno Italien zuwandert, liegt plötzlich das entzückende malerische Russo vor einem, ein schönstes Juwel des Tessins.

Die Geschäftstüchtigkeit und der materielle Sinn dieser biederen Schweizer hat ihnen schon oft unangenehme Folgen gebracht; so auch den lieben Russoern.

Sie dachten wunder wie schlau sie seien, und was das Geld bringen würde.

So konnte also jeder, der einen tüchtigen Batzen Geld dafür ausgab, und selbst wenn er auf dem Monde lebte, Bürger von Russo werden.

Tatsächlich, das Geld in der Gemeindekasse mehrte sich, man wußte schon gar nicht mehr wohin mit dem Geld.

Gewiß waren damals schon im Rat einige Miesmacher, die zu bedenken gaben: was aber dann, wenn diese Bürger plötzlich arm würden und der Gemeinde zur Last fielen? „I wo", schrien die meisten, „wir verkaufen das Bürgerrecht eben nur an die ganz Reichen, unter 5000 Franken überhaupt nicht."

Und Russo bekam so viel Geld, daß es von allen Nachbargemeinden sehr beneidet wurde, um so mehr, als sich niemand den Grund erklären konnte.

Nur hie und da raste ein flotter Wagen die prächtige Gebirgsstraße hinauf, hielt vor dem schönen, alten, bogengeschmückten Gemeindehaus und dem meistens beleibten, behornbrillten Inhaber wurde vom Herrn Bürgermeister die Hand gedrückt. — Der Motor rasselte, die Hupe hupte und der neue Bürger von Russo war auf Nimmerwiedersehen verschwunden.

Die Russoer lachten sich ins Fäustchen: erstens über die Schlauheit, zweitens über den Batzen Geld.

So ging dies ein paar Jahre, man verkaufte flott und teuer Bürgerrechte, aber hatte dafür nicht das geringste zu geben, als ein Blättchen Papier. —

Eines Abends rückte am Marktplatz ein verlottertes Wägelchen an, mit Mann, Frau und acht Kindern, — alles waschechten Zigeunern. —

Sie sammelten sich Holz, machten sich ein Feuer, brieten ein paar Hühnchen, die sie ganz, ganz bestimmt gekauft hatten.

Die Bürger waren so erstaunt, daß sie lediglich nur vor lauter Entsetzen momentan gar nichts unternehmen konnten.

Das war noch nie da! In diesem soliden, höchst anständigen, ehrbaren Städtchen und noch dazu mitten am Marktplatze so ein Gesindel!

Na, einen Tag wollte man noch ein Auge zudrücken, aber dann hinaus mit dieser verstohlenen Bande.

Es vergingen ein paar Tage und geschah nichts, als daß Hühner, Gänse, Töpfe nebst einem Schwein aus Russo verschwanden.

Und so setzte sich also nun die hochlöbliche Polizei in Bewegung und forderte den Herrn Zigeuner auf, möglichst sofort mit seiner werten Familie das schöne Stadtbild nicht mehr länger zu verunzieren.

Der Zigeuner schüttelte sein edles Haupt, der Polizist redete, schimpfte, — der Zigeuner schüttelte bloß, es vergingen Stunden mit Schimpfen und Schütteln, bis es der wackeren Polizei zu dumm wurde und sie telephonierte dem benachbarten Kollegen. Vereint wollten sie diesen elenden Fremdling schon hinausbefördern.

So stand also das ganze Dorf um den zigeunerlichen Palast, die Polizisten wollten eben selbst den Wagen aus dem Städtchen befördern, als der Zigeuner ein Blättchen Papier aus seiner rückwärtigen Hosentasche förderte und mit tränender Stimme heulte: „Schämt euch, so behandelt ihr einen Bürger eurer Stadt, der sich von ganzem Herzen nach euch gesehnt hat; unter Mühen, Beschwerden und harter Not komme ich zu euch voll Liebe zu meiner einzigen Vaterstadt —, bevor



Der Maler Schäfer-Ast E. Wilke

ich sterbe, wollte ich noch meine Heimat sehen und meine geliebten Mitbürger kennenlernen. Aus weiter Ferne komme ich zu euch, und ihr — wie einen reudigen Hund behandelt ihr mich ..."

Man schäumte vor Wut über die eigene Dummheit.

Was blieb auch übrig, um den elenden Kerl wieder loszuwerden: Einzig und allein, ihm das Bürgerrecht wieder abzukaufen. Und die Miesmacher von damals jubelten, sie hatten es ja gewußt, daß es so kommen würde.

Aber der schwarze Zigeuner schüttelte weiter: „Ob man ihn für so niedrig halte, daß er seine Heimat verkaufe, nein! Hier gedenke er seine alten Tage zu beenden, im Kreise seiner lieben Mitbürger ..."

Man war verzweifelt.

Und bot ihm sogar das Doppelte der Bürgertaxe, und als auch das nicht zog, bat man ihn händeringend, doch das Zehnfache allergnädigst annehmen zu wollen.

Nur mit Tränen in den Augen entschloß sich endlich der schwarze Zigeuner.

„Aber", seufzte er, „mir blutet das Herz, meine geliebte Heimat wieder verlassen zu müssen."

So kam es, daß die Russoer einen ihrer anhänglichsten Bürger verloren, schweren Herzens zwar, weil sie soviel zahlen mußten, aber doch frohen Sinnes, daß sie ihn endlich losgeworden.

Der Göttliche

Ein Burgschauspieler versprach sich eines Tages auf der Bühne. Verlor den Faden. Für eine Minute. Dann war alles wieder in Ordnung. Während der Pause saß er ganz gebrochen in der Garderobe.

Man versuchte ihn zu trösten:

„Kein Mensch hat etwas gemerkt!"

Der Burgschauspieler seufzte:

„Daß mir das passieren kann! Mein Gott, das beweist doch, daß ich auch nur ein Mensch bin!"



Das Schiff des Lebens — Anton Leidl

Der Schiffsmann

Von Georg Schwarz

Kennst, Schiffer, du nicht den Klabautermann?
Wer ihm begegnet, steuert Sturmwind an.

Bald werden Wogen stürzen, Berg an Berg;
Es knarrt die Rah', es knirscht das Takelwerk.

Die Segel nimmt es dir wie Wäsche hoch,
Die Flatterfahnen, wen'ger Tuch als Loch.

Bald hörst du nur noch laut: „Gott helfe mir!"
Es jammern Schiffsleut sehr und Passagier.

Da spült der Wellen frechste dir zuletzt
Den Tod auf's Schiff, der rasch ein Ende setzt.

Mit Knochenarm hält er den Mast umfaßt,
Und knickt ihn ab, wie Finger einen Ast.

Ein Krach und Schlag! Hilflos liegt Schiff und Mann.
Der Tod ist Schiffsherr, der befehlen kann.

Der steuert nun dein Schiff zum ewigen Port
Es gleitet still – da fällt kein lautes Wort.

JÖRG ENGLSCHALK:

Anno 1634

Im Lande würgt die Pest. Reitet den mageren Klepper, daß er stöhnt.

Es ist Herbst. Die kühle Nacht liegt schwer auf den Feldern, hemmt den Atem der Wälder, hüllt in dicken Nebel das Moos, im Dorfe sieht ein Haus nicht das andere . . .

Wo ist das freundliche Licht des Mondes, wo der belebende Wind geblieben?

Beim Kirchenwirt in Eching ist Tanz, Erntetanz! Er dauert schon seit Mittag und ist doch bald Mitternacht.

Die Epitaphien der Priester, die Wappen der Herrschaft auf dem Freithof stört die Musik, stört das Geplärre beim Wirt, der Krieg ging an ihnen vorbei, die Soldaten haben ihnen nichts getan . . . jetzt bei der Nacht plärren einem die Bauern die Ohren voll, kaum daß man noch vom Turme die Glocke hört, wenn sie schlägt.

Außen am Dorfe, unter einem großen Birnbaum, duckt sich das Zollhaus. Aus seinen Fenstern funselt noch Licht. Warm zieht es sich die Kappe in den Nacken, raucht gemütlich in den Himmel.

Da bläst wieder die Musik, man hört sie bis daher . . . trä rä trä, . . . trä rä trä . . . trä rä . .

In der Küche vom Zollmann brennt auf dem Herde das Feuer, zeigt sein Gesicht durch das Fenster, sucht und findet im Kamine den Abzug, füllt den Raum mit Wärme und Licht.

Die Geitsche ist an den Herd gestellt. Auf ihr liegt das Zollweib. Sie ist krank. Schon seit drei Tagen. Und niemand solls, niemand darfs wissen!

Am Boden, auf einem Strohsack, liegt ihr Kind.

Vor ein paar Tagen war der Zollmann in Greiffenberg, den Zoll abliefern, heinzu ging er über See, beim Fischer ist Sie krank, er wußte es, aber es ist seine Schwester . . .

Vom Wirt her dudelt der Sack . . . m ba ba . . . m ba ba . . . m . . . ba . . .

Der Zollmann ist jung, erst drei Jahr verheiratet, war so lang im Krieg . . . m ba ba, m ba ba, m . . .

Seine Frau scheint auch zuzuhorchen, sie liegt auf einmal ganz ruhig.

Da wird das Kind wach, fängt an zu weinen, der Zollmann hebt's hoch, läßt's die Musik hören, schaukelt es auf dem Arm . . . trä, rä, trä, träträträ . . . ! Da dreht sich der Zollmann, das Kind herzt den Vater, greift mit den Händchen nach seinen Haaren, die im Feuer leuchten . . . träträträrä . . .

Der Zollmann reißt das Fenster auf, dreht sich wie ein Wilder, schutzt das Kind in die Höhe . . .

Am Herde lodert das Feuer. Auf einmal beizt dem Zollmann der Rauch die Augen. Muß ein nasses Scheit drunter sein! Er wiegt sich zum Herde, sucht, findet das rauchende Scheit, taucht es in den Wasserkübel daneben. Wie das aufzischt, und jetzt stinkt, er schaut sein Weib an . . . die ist ganz ruhig, in ihren Augen leuchtet und spiegelt die Glut . . . so ruhig . . da macht ihn das Kind auf dem Arm naß . . . er wills zu seiner Frau legen, wie die sich anfühlt. Er tupft sie . . . der Tupfen bleibt drinn . . . es bleibt die Dulle . . . jetzt geht das Fleisch wieder hoch . . . trärä trä, trä, trä rä trä . . . das Kind fängt zu weinen an . . . der nasse Arm fröstelt, vom Fenster rein weht feucht die Luft . . .

Da kommt es dem Zollmann, seine Alte ist tot! Sein Weib ist tot! Die Pest, er hat sie heimgebracht!

Er setzt das Kind auf den Boden, von sich weg, er hat die Pest gebracht, er muß weg, er muß ihr davon . . .

Am Boden gräbt das Kind ein Loch in den Lehm, weckt aus dem Schlafe einen Käfer, will ihn fangen, merkt nicht, daß der Vater davonläuft . . .

Die Musik holt ihn zum Wirt, den Zollmann, wie sie tanzen, wie der Barthl blast und der Balthes auf den Sack drückt . . . wie die sich alle drehen . . . der Rumplschuster hat die dicke Schuchbain am Arm, der Gori tanzt mit der Schulerin, d'Wolflin hebt ihren Mann rum, die alt Mesnerhansin hat ihren Knecht am Janker, der Müller dreht 's Stoffelweib, der Weber d' Hammerschmiedin . . .

Dreh' di' Off'r Schußpapier,
g'stump'di Bäs'n tanz mit mir . . .

Anner, der Zöllma'! Bischt oh do! Geah gei zu mi rum! D' Lumperin schreit her . . . d' Lumperin! Und wie die heut beinander ist! Ihren Stecken hat s' nur a so in der Hand! Geht wie a Junge . . . nimmt an Zollmann bei der Hand, bis der lang schaut dreht sie sich mit ihm.

Dreh di' rum, dreh di' num,
dreh di' um dein Ranz'n rum . . .

Der Weber übergibt sich. Auf der Hammerschmiedin ihrem Kittel hängt 's Kraut, hängen die Fleischbrocken . . . no Dreckbär! Die zwei tanzen weiter . . .

Als ob sie 's ihm nachmachen wollt, Kapplerin kotzt auch, trä rä trä, trä rä trä . . .

Da kommen noch die Greiffenberger, gestiefelt und gespornt, die ganze Schloßwache, suchen, finden gleich die jüngsten Weiber, drehen sich, tanzen daß der Boden durchfällt . . .

Dem Zollmann sein Bruder ist auch darunter: „Ah, Raßl, was macht dei' Alte?"

Der Zollmann will weiter tanzen. Kalsosie druckt ihn an sich. Mei' Alte! Mei' Alte! Der Zollmann hat schon a bißl viel trunken, mei' Alte, da ist sie! Er zeigt lachend auf d' Sofie! Hebt sie in d' Höh', muß aber wieder runter lassen, schnell runter, hebt sich ein in ihr, kann sich nicht derheben, es druckt ihn, es würgt ihn . . . trä rä trä, trä rä trä . . . Kalsosie steht da und schaut, da nimmt sie schon der Schloßkasper, will weiter damit, aber der Zollmann hat sie am Rock, läßt s' nimmer aus. „Bsuffis Mannsbild!" Der Stiefel des Kaspars will ihn wegstoßen, aber der laßt nicht aus, der Zollmann hebt sich ein . . .

Trä, rä, trä, trä rä trä . . . was ist denn dies, b'suffiger Jonas, der Schloßkasper will die Hand los, auf machen . . .

Da fällt der Zollmann streckter Längs hin . . .

Tot, tot, tot, m ba ba . . . tot tot tot . . . m ba ba . . .

Jeder weiß es, kein Mensch will's glauben, hinten auf dem Bierfaß neben dem Wirt sitzt die Pest. Grinst, hat einen Zwerchsack um aus dem schon die Bilmes, die heut drankommen, rausschauen . . . Sie hat vom Weber die Kappe auf, stellt die Fasanfeder in die Höh', vom Schloßkaspar hat sie die Stiefel an, kitzelt mit den Sporen das Bierfaß . . . ihre dürren Finger machen dem Dudelsackbläser nach, bewegen sich als ob sie Löcher auf-, Löcher zuhalten müßten und haben doch nichts in der Hand . . .

Gei gei gei . . . wer hat jetzt bei der Nacht Kirche aufg'macht! Wer zieht an der Glocke . . . gei gei gei . . .

Aus dem Wirtshaus treibt es die Leute. Im Anger stehen sie zusammen. Kein Mensch traut sich heim. Kein Mensch will heim, weiß was er mitbringt! Wer da nur läutet . . . da verstummt die Glocke. Die Kirchentür öffnet sich . . . über den Freithof geht die Wesnerhansenleni . . . geht die Freithofstaffeln runter, ums Eck, in 's Mesnerhansens Haus nei . . .

Beim Müller fährt ein Mistkarren aus der Stalltür . . . dies war ja Gebetläuten, ist es denn schon in der Früh?

Die Männer ziehen den Hut, die Kappe . . . die Soldaten lösen die Riemen der Hauben . . .

Muttergottes bitte für uns arme Sünder . . .

Alle sind nüchtern . . . der Schloßkaspar meint man soll den Zollmann heimtragen, seiner Frau geht er doch ab . . .

Aber er kann nicht ausreden . . . es zuckt ihn so . . . er muß a bißl hinsitzen . . . da laufen schon alle davon . . . der Schloßkaspar steht nimmer auf!

Der Kirchenwirt traut sich den Zollmann nicht anrühren. Wie leicht erbt man sowas ... Man sieht's ja! Aber er liegt in seiner Stube! „Geh', Knecht, nimm ihn und trag ihn naus, fahr ihn ins Zollhaus!" Der Knecht nimmt den Zollmann auf d'Achsl: „so einer tragt sich schwer, er laßt sich aus, seine Hände hängen hinten fast bis zum Boden, isch gut, daß noch nicht ganz Tag ist!"

Beim Zollmann geht der Knecht in die Küche, will den Toten hinlegen und dann 's Zollweib aufwecken ... Aber was sieht er da! Auf der Geitsche liegt 's Zollweib und ist auch tot! Neben ihr schläft ihr Kind.

Der Knecht legt den Toten auf die Erde, nimmt vorsichtig das schlafende Kind, legt es erst auf den Boden, schiebt jetzt die Leiche auf der Geitsche zurück und legt nun den Toten neben seine Frau.

Auf dem Arm das Kind will er zum Wirt zurück. Da liegt vor dem Wirtshaus schon sein Pack Kleider und der Wirt winkt aus dem Fenster, schreit ihm zu, er soll im Zollhäusl bleiben bis alles vorbei ist ... Der Knecht versteht nicht recht, der Wirt redet mit den Händen, gestikulierend, neigt sich zum Fenster raus, neigt sich vor und bleibt hängen ...

Wie abgebrochen hängt der tote Kirchenwirt im Fensterkreuz ... Halb drinn und halb drauß, so hat sie ihn erwischt ...

Gei gei gei, ... es läutet Schiedum fürn Zollmann und fürs Zollweib ... fürn Schloßkaspar und auch gei fürn Wirt ... gei gei gei, wie die Glocke schebbert ..

Der Tod geht um ...
die Pest ist sein Geselle,
ob g'rad' ob krumm ...
sie sitzt auf jeder Schwelle!

Et in carnatus est ... der Pfarrer sinkt in die Knie ... am Altare brennen die Kerzen, an der Tumba leuchten sie ... der heilige Rochus hält sein wundes Knie zur Verehrung bereit, die Barbara zeigt das Rad, auf das sie einst geflochten ... die Kirche ist voller Leute, vier Tote auf einmal ins Grab ... et spiritui sancti, ex Maria virgini ...

Vom Chore tönet Musik, Geigen singen in den Morgen, Bratschen dämpfen die Freude, da setzt die Musik aus, wartet auf Antwort des Priesters, er kniet immer noch ... ex Maria virgini ... Vom Rumplschuster, der Lukas ministriert ... „Was hat denn der Pfarrer!" Er soll doch weiter machen ... so ruhig wie der dakniet ... in der Kirche die Ruhe ... paßt gar nicht zum Hochamt ...

Auf dem Altar sitzt die Pest, hat den schönsten Rauchmantel an, taucht die Finger in den Kelch in dem das Blut des Heilandes werden soll ... und lacht ganz kalt in der Kirche ...

Der Lukas traut sich die Stiegen zum Pfarrer hinaufgehen ... den Geistlichen anfassen ... doch da fällt ihm dieser schon, rücklings, in die Arme, stoßt den Buben die Staffeln herunter ...

Dieses Hochamt wurde nie fertig gelesen ...
Frisch wie ein Acker duftet der Freithof in Eching ...
Voller Kalk sind Straßen und Wege, nach Essig riechen die Häuser.
Im Anger, hochaufgerichtet, ein Kreuz, ist nicht eine Stunde allein; jammernd knieen die Echinger darunter ...

Der Herbst wird später, mit Pickel und Keil macht der Totengräber die Löcher in die Erde ... schon der dritte Totengräber seit dem Tode vom Zollweib!

Und immer noch treibt die Pest ihr Spiel ...

Es sieht kein Ende her, die Kirche wird leer, das Kreuz am Anger steht einsam ... niemand mehr traut sich aus den Häusern ...

Auf dem Freithof die Epitaphien der Priester, die Wappen der Herrschaft sind allein, haben Ruhe, nicht nur bei Nacht ... tagaus tagein kein Mensch ist zu sehen, selbst die Toten bleiben jetzt aus ...

Der Bäck backt die Seelenzöpf. Kein Mensch holt sich einen. Die Zöpf werden alt, werden wertlos ... er will er muß sie verkaufen ...

Warum it wie früher! Geh halt rum damit! meint Bäckin ...

Die Bäckin richt ihrem Mann die Körb voller Zöpf ... Er nimmt sich ein Herz, in aller Früh, ganz wie früher, ganz als ob gar nichts wär, geht er los ...

Beim Bobbenbauer fangt er an: „Seelenzöpf!"
Dann beim Mair: „Seelenzöpf!"
Etzer beim Kappler: „Seelenzöpf!"
Bis naus zum Schneider: „Seelenzöpf!"
Nun übern Sailer zum Müller: „Seelenzöpf!"
Im Pfarrhof: „Seelenzöpf!"
Im ganzen Dorf: „Seelenzöpf!"

Jeder schaut zuerst verschlafen drein, denkt an nix, kauft, erst beim Essen: Jessas ... aber die schönen Zöpf glänzen wie Zucker, riechen wie Honig ... schmecken wie ... wie ... Seelenzöpf ...

Am Nachmittag laßt d'Wirtin zum Tanz einsagen ... am andern Tag gibt der neue Herr Pfarrer bekannt, d' Meß' sei wie immer, um sieben ...

Auf dem Freithof wird die Erde wieder fest ... beim Kirchenwirt drehen sich die Paare und in der Kirche loben sie den Herrn, ob seiner Güte ...



Studie A. Vollmar-Ulm

Herbst in der Ramsau

Der wunde Schrei, der sich dem Hirsch entringt,
wenn ihn des Gegners stärk're Wehre zwingt,
des Urhahns herbes Balzen durch den Wald,
das so gedämpft und liebelockend hallt ...
sieh, Blatt und Blüte, und der stumme Strauch,
sie hüllen sich in weichen Nebelrauch,
und aus den Wassern rings ein dumpf' Geläut:
ein schweres Sterben ward dem Tage heut!
Die ersten Leuchten, die der Dämmer scheut,
sind durch das Blau, das klare, zart gestreut,
und — wie der Wind im toten Laube wühlt —
befällt mich plötzlich diese graue Zeit,
die auf der Seele stillsten Saiten spielt.

Willy Seidel

DAS LEBENSBILD EINES SCHOTTEN

Am Ende einer durch Jahrhunderte gehenden Generationenreihe steht als der ausgeprägteste Vertreter der schottischen Nationaltugend Johnny Casey. Er ist ein Muster an Sparsamkeit, Schlagfertigkeit und Schlauheit. Als die über ihn und seine Landsleute erfundenen Witze nicht mehr gut genug waren, machte er selbst welche, und zwar so gute, daß er an Stelle einer Entfettungskur einfach seine eigenen Witze las und sich dann so viel Fett vom Leibe herunterlachte, daß alle russischen und römischen Bäder schließen können.

Johnny Casey wurde in Schottlands drittgrößter Hauptstadt, in Aberdeen, geboren. Schon als Kind zeigte er seine Liebe zum Geld und zur Sparsamkeit. Einmal, als junger Pennäler, kam Johnny mittags strahlend und glücklich nach Hause. Stolz erzählte er dem Vater, daß er zwei Pence gespart habe, weil er den ganzen Weg hinter der Straßenbahn hergelaufen sei. Der Vater aber brummte kopfschüttelnd: „Warum bist du nicht hinter einem Taxi hergelaufen? Dann hättest du einen Schilling sparen können!"

Später heiratete Johnny ein reiches Mädchen aus seiner Vaterstadt. Nachdem er mit seiner Gattin bei einem Dutzend bekannter Familien zu Abend gegessen hatte, fühlte er die Verpflichtung, ebenfalls einzuladen, und so kam es, daß eines Abends acht Personen als Gäste um den Tisch des Eßzimmers versammelt waren. In der Mitte des Tisches prangte eine Dauerwurst, die Johnny tags zuvor gekauft hatte. Vor jedem Gast stand ein kleiner Teller, daneben lag ein Messer. „Liebe Freunde", sagte der Hausherr, „diese Wurst hat es in sich. Es ist eine Dauerwurst, die ich vor zwanzig Jahren in einer Lotterie gewonnen habe. Ja, lächelt nur nicht so ungläubig. Andere haben einen Weinkeller, ich verwahrte mir die Wurst." Es war sonderbar, daß plötzlich keiner von den Gästen Appetit hatte, so daß Johnnys Gattin mit freundlicher Geste den Tisch abräumte. Dann sprach man vom Wetter. Und als die Gäste gegangen waren, fragte die Hausfrau, warum er die Wurst älter gemacht habe, als sie sei. „Weil man sie sonst angeschnitten hätte", sagte er. „Und diese Wurst ist doch ein vollendetes Kunstwerk, meine Liebe. Sie besteht nicht aus Fleisch, sondern aus Cellophan und Wolle. Ich hoffe, sie noch lange verwenden zu können."

Johnny und Jane, die junge Hausfrau, machten auch eine Hochzeitsreise. Johnny war großzügig. Er kaufte für die Reise eine Tafel Schokolade und gab Jane ein Stück davon. Aber Jane wollte noch ein Stückchen. Johnny gab ihr's: „Das ist aber das letzte. Der Rest bleibt für die Kinder."

Im Hotel angekommen, überlegte Johnny angestrengt, wie er und seine Gattin am Morgen geweckt werden könnten, ohne ein Trinkgeld dafür zu opfern. Halt! Kommt ihm eine glänzende Idee: er schickt sich selbst eine unfrankierte Postkarte. Um Punkt 7 Uhr läutet es Sturm: „Hier ist eine Karte für Sie, kostet drei Pence Strafporto!" verlangt der Briefträger. „Da lassen Sie sie sofort zurückgehen", befiehlt Johnny. „Solche Nachlässigkeit muß man nicht auch noch unterstützen!"



Berliner Fensterputzer — E. Freytag-Berlin

Auf Drängen Janes mußte Johnny die Hochzeitsreise bis nach Deutschland ausdehnen. Sie fuhren mit dem Dampfer nach Hamburg und standen nun nach einer beschwerlichen und stürmischen Überfahrt in Hamburg im Hafen und schauten sich um. Da sahen sie, wie ein Taucher nach seiner Arbeit aus der Tiefe heraufkam. Unzufrieden schüttelt Johnny den Kopf: „Daß wir nicht daran gedacht haben", brummt er. „Wir hätten auch rüberlaufen können!"

Johnny, inzwischen reich wie ein indischer Nabob, war nach Jahr und Tag Vater geworden. Als wieder einmal Weihnachten war, ging er auf den Balkon seines Landhauses, entsicherte seinen Revolver und gab einen Schuß ab. Jane und den Kindern erzählte er mit trauriger Stimme: „Wie schade, soeben hat sich der Weihnachtsmann erschossen!"

Als Johnny in die Jahre kam, verlor er nach und nach seine Zähne. Schweren Herzens ließ er sich ein Gebiß anfertigen. Wie er die Rechnung bekam, kriegte er Herzkrämpfe und wurde vor Ärger gallenkrank. Drei Wochen später starb er, aber nicht an der Gallenkrankheit, sondern an Vitaminmangel. Er hatte sich nämlich, um das Gebiß zu schonen, von jenem Tage ab nur noch mit Milchsuppen und Kartoffelbrei ernährt.

Johnny hinterließ ein beträchtliches Vermögen, in das sich seine zwei Freunde und sein Sohn teilen sollten. Von den Freunden war einer ein Ire und der andere ein Engländer. Jedem der Erben war die Bedingung gestellt, daß er in den Sarg des Toten 1000 Pfund legen müsse; denn die Schotten, abergläubische Leute, sind der Meinung, daß man ohne Zehrpfennig in der Ewigkeit nicht leben könne. Am Tage der Beerdigung kam der Engländer und legte 1000 Pfund in den Sarg. Darauf fügte der Ire ebenfalls 1000 Pfund in Goldstücken hinzu. Nun nahte sich Ramsay, der Sohn. Gebeugten Hauptes und sehr traurig schritt er an den Sarg, schrieb bedächtig einen Scheck von über 3000 Pfund aus, legte ihn in die Hand des Toten und nahm das übrige Geld heraus.

Sparsamkeit, wie man sieht, ist erblich!

Falsche Kehle

Die neugebackene Gattin legt die Haare, die Zähne ab und verkutzt sich: „Jetzt ist mir etwas in die falsche Kehle gekommen!“ meint sie. Erwidert der Gatte tief erschrocken: „Wa—a—a—a—s, die ist auch falsch?“

Das Los

Er: „Liebste, willst du dein Los mit mir teilen?“

Sie: „Das kommt darauf an, wie hoch es herauskommt!“

Neues Wort

„Müller hat mit seinem Auto schon neun Menschen überfahren!“

„Ja — er ist eben ein motorischer Böse-wicht!“

Wirtschaft

„Ist denn die junge Frau Dümpler sehr wirtschaftlich?“

„Und ob! Die steht den ganzen Tag am Kochherd — ihrer Nachbarin!“

Wink

Der Lehrjunge hat ein Paket abgeliefert und druckst noch an der Türe herum.

„Sonst noch was?“ fragt der Kunde.

„Dooch — — weiter nichts. Nur, wenn mein Chef mich nun fragt, wieviel Trinkgeld ich bekommen habe, was soll ich ihm dann sagen?“

148 Seiten Großoktav in Leinen gebunden RM. 4.—.
In unserem Verlag erschien soeben:
KARL FRHR. VON FREYBERG
SIGNY
DIE ASENBRAUT
ABENTEUER ZWISCHEN HIMMEL UND ERDE
Das Werk schildert das Götterleben Signy's auf Asgard, die aus der deutschen Mythologie bekannte Frau des Asengottes Loki. Als die Katastrophe für den Asenhimmel stellt der Dichter dann die große Hunnenschlacht auf den katalaunischen Feldern dar, die als die „Götterdämmerung“ Signy in die Welt zurückkehren läßt.
Nach mancherlei Abenteuern mit Parsival, Roland und dem Zwergenkönig Laurin kommt sie, schon durch Roland zum Christentum bekehrt, in den karolingischen Fürstenkreis hinein, findet aber in den zwischen dem absterbenden Heidentum und der aufblühenden Christuslehre unvermeidlichen Krisen ihren Untergang.
Der Verfasser hat die für das weitspannende Thema fast unvermeidliche Form epischer Darstellung in Versen nach dem Muster der vielgelesenen Dichtung Fr. Webers über Dreizehnlinden gewählt und die Flüssigkeit der Verse läßt den Leser darüber wegsehen, daß Verse heutzutage in weiten Kreisen als antiquiert gelten, im Gegenteil wird sein Interesse durch die spannenden Schilderungen des ganzen Buches gefesselt und rege erhalten.
Zu beziehen durch den Buchhandel oder unmittelbar vom Verlag
G. Hirth Verlag AG. München, Herrnstr. 10

Noch einmal

Der Operettenlibrettist hatte sein neues Buch vollendet.

„Endlich bin ich fertig. Morgen schreibe ich es ab.“

Meinte Munke:

„Noch einmal?“

Verfehlte Wirkung

Hans berlinert entsetzlich, und seine Mutter gibt sich vergebliche Mühe, seine Aussprache zu verbessern.

„Mutta — —“, sagt Hans heute, „der Vater von mein Freund Jeorch hat sich een duftet Auto jekooft“.

„Jekooft? — — Hans — — jekooft?“

„Na watt denn? — Denkste villeicht er hat es jeklaut?“

Kieck mal

Ein kleiner, aber sehr dicker Herr steht auf der Waage.

„10 kg“, sagt der Gewichtsanzeiger.

„Kieck mal“, ulkt ein kleiner Steppke zu seinem Freund, „kieck mal, der is innen hohl.“

Wer selbst im Glashaus sitzt

Müller hinkt und Lehmann stottert.

„Ddddu“, sagt Lehmann neulich, „w—w—weißt du, w—w—w—was du m—machen mußt, d—d—d—daß keiner merkt, d—d—daß du hinkst?“

„Neee — was'n?“

„G—g—geh immer am Rinnstein. D—d das kurze Bein oben, u—u—und das lange auf dem D—d—d—damm.“

„Hm!“ — brummt Müller. „Und weißt du, was du machen mußt, daß keine merkt, daß du stotterst?“

? ? ? ? ?

„Halt's Maul!“

Lmoustm Die DIE Plum ANZEIGE Der „Jugend“

KUNSTPOSTKARTEN
In vortrefflichem Vierfarbendruck nach Bilderwiedergaben aus der „Jugend“ liefern wir 20 St. für 90 Pf., die ganze Serie von 170 St. für RM. 6.— franko
G. HIRTH VERLAG AG.
München 2 NO — Herrnstraße 10



LAFONTAINES
Ergötzliche Geschichten
mit 12 Kuptern nach Charles Eisen sind im unterzeichneten Verlag in einer vortrefflich ausgestatteten Ausgabe zum Preise von RM. 2.70 erschienen.
Zu beziehen durch den Buchhandel oder durch den Verlag
G. HIRTH VERLAG AG.
MÜNCHEN, HERRNSTR. 10

20 verschiedene Kunstpostkarten
für 90 Pfg. postfrei
G. HIRTH VERLAG AG.
München, Herrnstr. 10



Jede Nummer der „Jugend“ wird von ca. 50000 Menschen gelesen.
Darum inseriere!

Ein ergötzliches Bilderbuch
ist der Kunstblätter-Katalog der „Jugend“ mit über 1000 verkleinerten Abbildungen der in Millionen von Exemplaren als Wandschmuck verbreiteten Vierfarbendrucke. Preis ohne Porto RM. 2.70. Bestellungen durch den Buchhandel oder den unterzeichneten Verlag
G. Hirth Verlag AG., München, Herrnstr. 10

Zeitschriften lesen heißt Anteil nehmen am Aufbau u. Fortschritt. Drum lest Zeitschriften
LEST DIE „JUGEND“

Zur Anfertigung jeder Art
Drucksachen
empfiehlt sich
G. Hirth Verlag AG. München, Herrnstr. 10
Wer kauft schafft Arbeit!

Inserieren bringt Gewinn!

SCHÖNE BILDER
an den Wänden machen die Wohnräume behaglich. Wo das Geld für Erwerbung von Originalen fehlt, hat der Bilderliebhaber Ersatz an den Vierfarben-Kunstblättern der „Jugend“, die zu den erstaunlich billigen Preisen von 45 Pfg., 65 Pfg. und 90 Pfg., je nach Größe, zuzüglich Portospesen durch den Kunsthandel und den unterzeichneten Verlag zu beziehen sind. Der reich bebilderte Katalog (Preis RM. 2.70 zuzüglich Portospesen) erleichtert die Bestellung.
G. Hirth Verlag AG., München, Herrnstr. 10

Lest den
Sportfischer
die vortrefflich ausgestattete Fachzeitschrift.
Halbjahrespreis 3 M.
Fischereisport-Verlag
Dr. Hanns Schindler
München NW 2
Karlstraße 44

Ein Buch fürs Leben
ist: KREMPELHUBER
Für Stille Stunden
Die gesunde und praktische Lebensweisheit nach gesammelten Erkenntnissen der Philosophie vom Altertum bis zur Gegenwart. 450 Seiten in Ganzleinen gebunden nur RM. 2.85 zuzüglich 40 Pfg. für Porto. Zu haben in den Buchhandlungen oder beim unterzeichneten Verlag
G. HIRTH VERLAG AG. MÜNCHEN, HERRNSTRASSE 10

Laubfrosch balzt

Lied für vierstimmigen Männerchor

Von Fred Endrikat

I.

Ein Laubfrosch sang im Buchenbaum
sein schönstes Liebeslied.
Es klang so schön, man glaubt es kaum,
von Lust und Leid durchglüht.
Von früh bis spät zur Abendzeit
sang er den ganzen Tag:
Wie liegst du fern — wie liegst du weit.
Quak quak — Quak quak — Quak quak. —

II.

Im Wald die Vöglein lauschten all
ob dieser Melodie.
Der Fink und auch die Nachtigall
sie hörten sowas nie.
Der Laubfrosch schluchzt sogar im Traum:
Wo's Liebchen wohnen mag.
Sie wohnt im übernächsten Baum.
Quak quak — Quak quak — Quak quak. —

III.

Laut klagte durch den grünen Hain
der wehmutsvolle Sang.
Es flohen all die Mücklein klein.
Der Frosch war liebeskrank.
Da dräute ein Gewitter schwer.
Ein Blitz — ein Donnerschlag.
Der Frosch war still — er balzt nicht mehr,
Quak quak — Quak quak — Quak quak. —

LITERATUR BEI NACHT

Es gibt verschiedene Berufe.

Da geht zum Beispiel in unserer schönen Stadt zu nächtlicher Stunde ein Mann herum, besucht die Gaststätten und verkauft Bücher und Zeitschriften.

Billige, verramschte Eisenbahnliteratur, Kriminalromane und einzelne Nummern längst entschlummerter Magazine.

„Na", fragte ich ihn unlängst, „wie gehen die Geschäfte?"

„I bitt Ihna gar schen, Herr", sagte er bekümmert, „was soll i Ihna viel derzähl'n, heutzutag, wo ka Mensch nix lesen tuat... 's Anzige, was geh'n tuat, des san de g'wissen Blattl'n mit de nackaten Bild'ln, net wahr jo... Aber de därf i net führ'n, weil's vaboten san!"

„Aha!" nickte ich und er zwinkerte mir zu.

„Aber wissen S', i hob scho a bei mir, allerweil hab i etliche!... Nur derwischen därf i mi net lassen... Erst vor a paar Tag hab i an Anstand g'habt... I kumm in a Wirtshaus, da fragt mi a älterer Herr, ob i nix Bikannt's net hob und blinzelt mi an... Alsdann, i hab eahm glei verstanden, zag ea'm verstohl'n de g'wissen Hefter, er schaut's an, schaut mi an, legatimiert si, daß er a höcherer Funktionär sein tuat, verstengan S', und macht mi aufmerksam, daß i g'straft wir, wann i solchene Sachen führ —"

„Na", sagte ich voll Teilnahme, „und hat er Sie angezeigt?"

„Na, des net, des net", versetzte der Literaturnachtvogel, „alles was i bei mir g'habt hab, hat er mir abkauft." *H. K. B.*

Idee

Otto hat Gäste. Aber nur Gäste, sonst nichts.

Kein Bier, keinen Braten, keine Zigarren, kein Garnichts.

Als es zehn Uhr schlägt, knurrt den Gästen der Magen gewaltig.

Einer nach dem andern verdudelt sich.

Otto versucht, die lieben Gäste zu halten:

„Machen wir ein Spiel! Spielen wir Verstecken und Suchen!"

Grient ein Gast:

„Das ist eine Idee. Vielleicht finden wir da irgendwo ein Stück kalten Braten."

Wein

Der Gast kostete den Wein.

Der Gast tobte:

„Da ist ja die Hälfte Wasser!"

Wedelte der Wirt:

„Dann trinken Sie doch die andere Hälfte!"

Streit mit Otto

Otto stritt sich mit einem.

Der Andere schrie:

„Sie Gauner! Sie Lump! Sie Verbrecher!"

Otto brauste auf:

„Was fällt Ihnen ein? Wissen Sie denn, wer ich bin?"

Der Andere nickte:

„Freilich, ich habe es Ihnen doch eben gesagt."

Gäste

Otto ist wieder einmal eingeladen.

Zu einer gutgebratenen Gans.

Dazu gibt es Pilsner.

„Ich kenne Familien", meckert Otto, „die zu einer Gans ihren Gästen Wein vorstellen!"

Grunst der Gastgeber:

„Ich kenne auch Gäste, denen ich dazu Wein vorsetze."

Josef Geis



„Verzeihung, wenn ich jetzt einen Brief nach Australien aufgebe, wann kommt der spätestens an?"

„Gestern."

DIE KLEINE FOTOBÜCHEREI

bringt für **45** Pfennig

das aktuellste Fotobuch für den Winter:

PANCHROMATISCHE FOTOGRAFIE

VON GERH. ISERT

Die Schrift berichtet über Technik und Anwendung dieses wichtigen Negativmaterials, das gerade für die Wintermonate so große Bedeutung hat. Das Buch wird sich leicht verkaufen.

Versäumen Sie nicht, zusammen mit dieser Schrift Heft 1 unserer Bücherei

RICHTIGES ENTWICKELN

VON GERH. ISERT zu bestellen. Dieses Buch kostet 1 Mark.

Lesen Sie die Kritiken:

Die Ratschläge sind so wirksam und glücklich, daß das Heft lebhaft empfohlen werden muß. (Der Bildwart, Nr. 4, 1934)

Trotz des wertvollen Inhaltes ist der Preis äußerst niedrig, so daß die Anschaffung keine nennenswerten Schwierigkeiten bereitet. (Sudetendeutsche Tageszeitung)

Jeder hat ein Interesse, die kleine Schrift seinen Kunden anzubieten. (Der Photograph, Nr. 46, 1934)



Die kleine Fotobücherei hat Großformat!

Zu beziehen durch die Buch- und Fotohandlungen oder direkt vom

G. HIRTH VERLAG AG., MÜNCHEN, HERRNSTR. 10

MINIATUREN

Pinokel stand zum erstenmal auf einer Bühne. Selbstverständlich saß Pinokels ganze Verwandtschaft im Parkett. Von der Großmutter angefangen bis zum Dienstmädchen von Nachbars. Sogar die Semmelfrau von Pinokel war im Theater. Und gerade sie saß neben Pinokels Mutter.

Pinokel hatte zehn Auftritte.

Pinokel hatte fünf Soloabgänge.

Aber Pinokel hatte kein Wort zu reden.

Denn er war leider nur dritter Page der Königin.

„Sehnse", sagte da die Mutter zur Semmelfrau, „so ist nun mein Junge. Sicher hat er sich heute abend wieder über was geärgert und da ist den ganzen Abend kein Wort aus ihm herauszubringen!"

*

Wilhelm Kläger, der bekannte Leipziger Schauspieler des vorigen Jahrhunderts, leistete sich eines Tages folgende originelle Wette:

Anläßlich einer Tellaufführung war ihm die Rolle des Landvogtes Geßler anvertraut. Zur Erstaufführung wettete er nun mit einigen Kollegen, daß die Vorstellung heute nicht länger als eine Stunde daure. Lachend nahm man die Wette an. Die Vorstellung begann.

Schon waren fünfundvierzig Minuten vorüber. Der Vorhang öffnete sich zur Apfelschußszene. Tell erwies dem Hut nicht die nötige Referenz.

Da erschien Wilhelm Kläger als Geßler.

Befahl den Apfelschuß vom Haupte des Knaben.

„O Herr, erlasset mir den Schuß!", fiel Tell vor dem Landvogt in die Knie.

Und da gewann Kläger seine Wette. Er ging auf Tell zu, lächelte, klopfte ihm auf die Schulter und sagte wohlwollend:

„Na schön, weil ich heute gerade guter Laune bin, sei dir ausnahmsweise einmal der Schuß erlassen. Geh jetzt brav nach Hause und grüße mir deine liebe Frau."

*

Der Theaterkritiker des Matin begegnete auf einem Ball Colette, deren Stück „Cheri" er soeben stark verrissen hatte.

„Ich hoffe, Sie sind mir nicht allzu böse, Colette", sagte er.

„Ich? Worüber?"

„Ich war ein wenig streng gegen Ihr Stück im heutigen Matin."

Colette lächelte verwundert:

„Ach? Sie schreiben?"

*

„Ich veröffentlichte dieser Tage in einem Magazin eine Novelle, in der sich eine Frau eines Staubsaugers bedient", erzählte Robert Dieudonné, „gestern erhalte ich einen Scheck von fünfhundert Franken von einer Staubsaugerfirma mit Dank für meine Geschichte."

„Sie haben ihn doch selbstverständlich zurückgeschickt?"

„Selbstverständlich."

Die Kollegen waren beruhigt. Acht Tage später aber gab es in ganz Paris keine Geschichte, keinen Witz, keine Novelle mehr, in der nicht mindestens ein Staubsauger vorkam.

Dieudonné lächelte. Und als man ihn mißtrauisch fragte:

„Ob die Herren Kollegen wohl auch alle ihren Scheck zurückschicken?"

Da sagte Dieudonné:

„So sicher, wie ich."

„Was soll das heißen? Haben Sie ihn etwa nicht zurückgeschickt?"

„Nein."

„Warum nicht?"

„Ganz einfach. Ich habe gar keinen erhalten."

*

Als Anatol France an seinem Roman „Die Götter dürsten" arbeitete, fragte ihn ein Freund:

„Macht Ihr Roman Fortschritte?"

„Ich komme nicht vorwärts", bedauerte Anatole France, „da ist plötzlich eine Stelle, wo meine Menschen zu Helden werden. Und da sage ich mir: hier muß ich doch einen Fehler gemacht haben!"



Bold: Er lacht sich einen Ast

Toni Bichl



„Warum bist jetzt du nacha net mitganga, zum Hupfinger seiner Leich."
„Mei, der kimmt ja zu da mein a net."

Wiener Miniatur

Kommt eines Tages ein Wiener Interviewer, berühmt durch seine allzeit bereitliegenden Nekrologe und Erinnerungen an große Männer, zu einem weit über die Grenzen Österreichs bekannten Komponisten und zückt den Bleistift.

„Meister, ich komme von der Redaktion meines Blattes —"

„Und was woll'n S' von mir?" fragt der Meister jovial.

„Wir bringen unter dem Titel ‚Wie er wurde!' eine allgemeininteressierende Rundfrage ... Und da möchte ich —"

„Ein Augenblickerl", sagt der Meister, „ein Augenblickerl, lieber Herr — wie war der Name?"

Der Interviewer nennt seinen Namen und der Meister schaut ihn unangenehm berührt an.

„Jessas na — Se san's ... Sag'n S' mir einmal, wieviel krieg'n S' für so an Artikel von Ihnerer Zeitung?"

„Dreißig Schilling!" sagt der Interviewer überrascht.

„So — so — dreiß'g Schilling ...", der Meister zieht die Brieftasche, „wissen S' was, da haben S' fuchz'g und lassen S' mi no a paar Jahrl leb'n!"

H. K. B.

Schnappschuß

Seit kürzester Zeit haben wir in Österreich neue Fünfziggroschenstücke.

Diese Fünfziggroschenstücke sind etwas zu groß ausgefallen.

Und ähneln infolgedessen den neuen Schillingstücken.

Was natürlich zu unliebsamen Verwechslungen führt.

Sogar die Zeitungen haben sich der Sache schon angenommen und das Publikum raunzt.

Gestern, ich stand auf der Plattform der Elektrischen, war ich Zeuge folgender Unterhaltung:

Was sag'n S' zu de neuchen Fuchz'ggroschenstückeln?"

„I waß net, was de Leut allerweil z' murren hab'n ... I kunnt mi net beklagen ... Is do a ganz a schen's Geld!"

„Gengan S', hör'n S' auf ... Do san Sö der erste Mensch, der wos z'frieden is damit ... Alle schimpfen —"

„Jo — warum soll i denn schimpfen? ... Mir g'fall'n s' ganz guat, de neuchen Fuchz'ggroschenstückeln ... So oft i no mit an zahlt hab, hab i aa pünktli auf an Schilling außerkriagt!"

H. K. B.

Mnemotechnik

„Bitt schön, gnä' Frau", kommt die Stütze, vom Land nach Wien verpflanzt, ins Wohnzimmer, wo Professors der sonntäglichen Ruhe pflegen, „wia fahr i denn alsdann am nahesten zu meiner Tant in de Taborstraßen?"

„Ganz einfach, Marie", erklärt die Frau Professor Seitzenberger, „zuerst steigen Sie in einen H_2-Wagen, dann steigen Sie um in einen O-Wagen ... Merken Sie sich nur H_2O —"

Blickt Professor Seitzenberger kopfschüttelnd von seiner Lektüre auf und sagt milde verweisend: „Malvine, wie soll sich diese einfache Person das merken? Lachhaft ... Marie, beschweren Sie sich damit nicht den Kopf ... Denken Sie nur an Wasser ... Zwei Teile Wasserstoff, ein Teil Sauerstoff, und Sie können sich nicht irren ... Verstanden?"

H. K. B.

In Güte

„Sie geben also zu, Ihrer Frau ..."

„Entschuidigen scho, Herr Richter, i gib gar nix zua ... I hab in aller Güte mit ihr g'redt!"

„So — das nennen Sie in aller Güte?"

„Jawoi ... I hab zu ihr g'sagt, sie soll si de blöden G'schichten aus'n Kopf schlag'n!"

„Nun — und?"

„Na — und weil sa si gar so viel lang b'sonnen hat, hab i halt de Arbeit auf mi g'nommen!"

Amerika

Mrs. Deedleneedle ist eine der ägyptischen Landplagen.

Und Mr. Deedleneedle seufzt unter der Last.

Eines Tages wird Mrs. Deedleneedle geraubt.

Von Gangstern geraubt.

„Nun, Joshua", fragt Mr. Endlstone seinen Freund Deedleneedle, „was wirst du tun?"

„Abwarten!"

„Abwarten?"

„Yes, die Gangster bieten mir bereits 300 000 Dollar!"

„Bieten? Dir? Wie das, Deedleneedle?" staunt Endlstone.

„Einfach! Wenn ich sie wieder zurücknehme!"

„Und?"

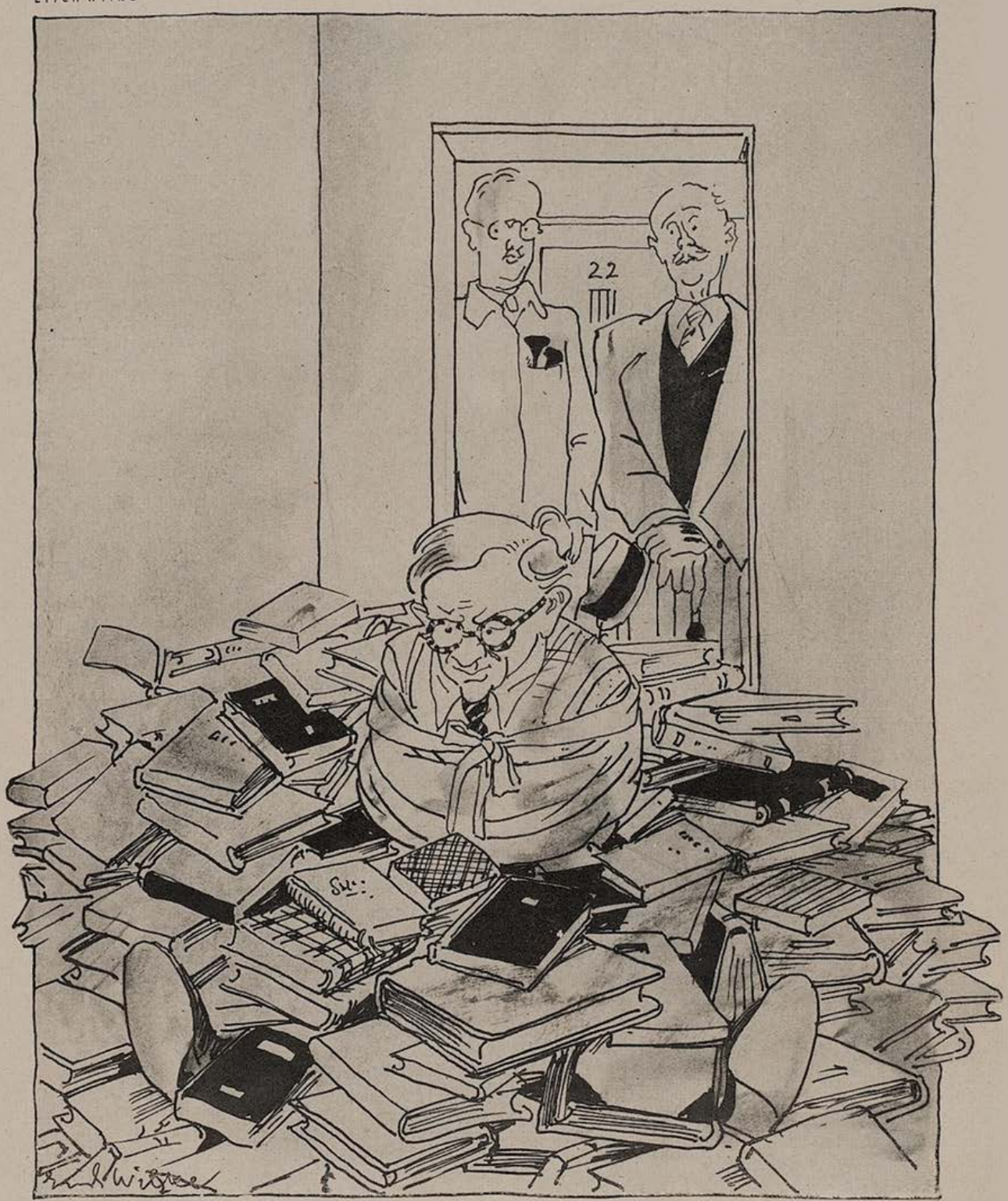
„Ich hab Zeit! ... Unter 500 000 ist das Geschäft nicht zu machen!"

H. K. B.

Dr. GEORG HIRTH. — Verantwortlich für die Schriftleitung: ARNOLD WEISS-RÜTHEL; für die Anzeigen: GEORG POSSELT, München. — HIRTH VERLAG, München. — Für die Herausgabe in Österreich verantwortlich: J. RAPAEL, Wien I, Graben 29a (Eingang Trattnerhof). — Für die Redaktion ch verantwortlich: MARIANNE RAPAEL, Wien XIX, Hochschulstraße 25. — Alle Rechte vorbehalten. — Nachdruck strengstens verboten. — Copyright by G. HIRTH AG., München. — Druck: G. HIRTH VERLAG AG., Buch- und Kunst-Druckerei, München, Herrnstraße 10. — D.-A. 9000. — Entered as second class matter, Postoffice New York, N. Y. — Manuskripte sind nur an die Redaktion der „Jugend", München, Herrnstraße 10, zu senden; Rücksendung kann nur erfolgen, wenn Rückporto beiliegt

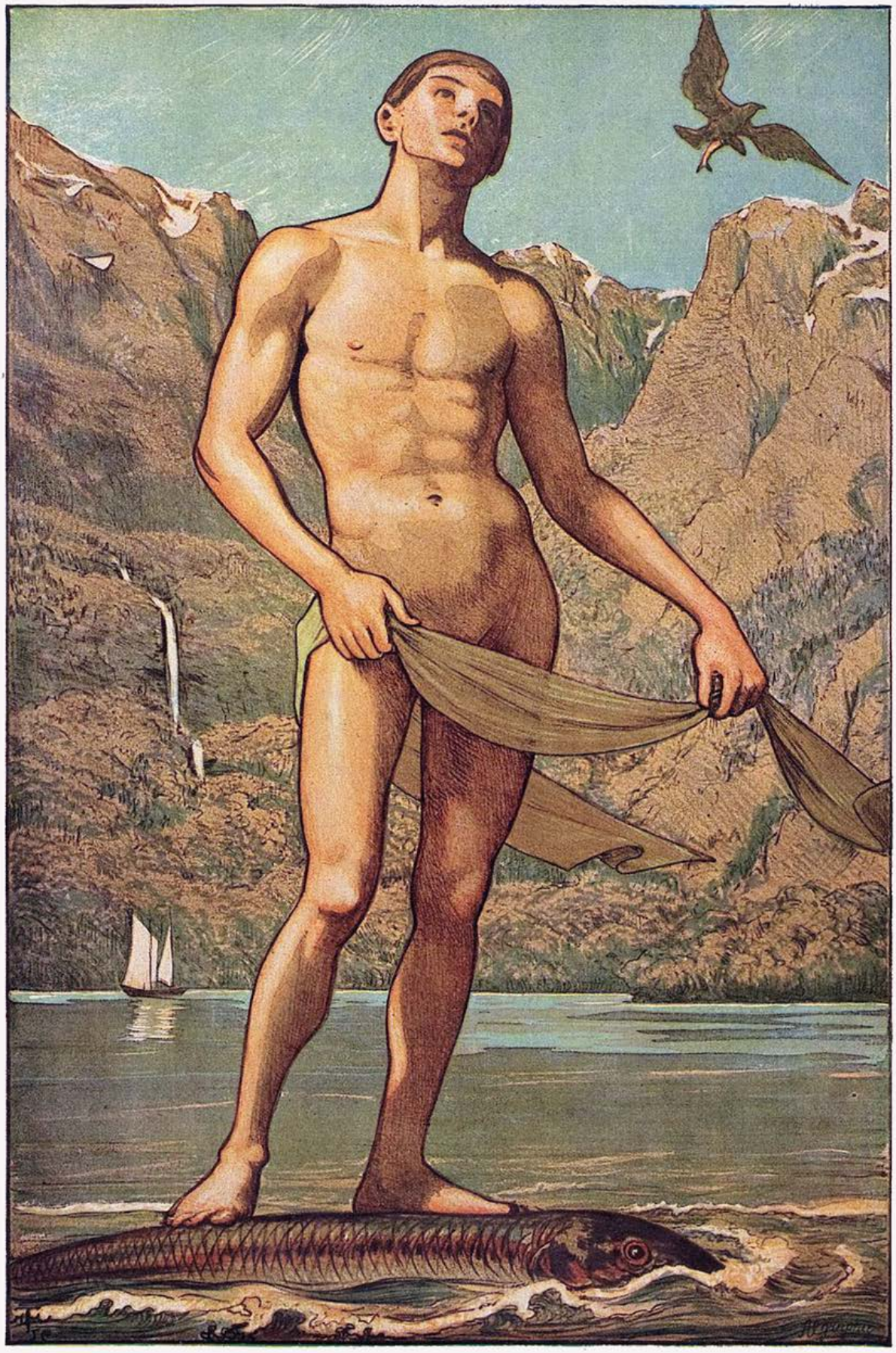
Unheilbar!

Erich Wilke



„Dem ist leider nicht mehr zu helfen — der hat Bücher gehamstert."

Jugend
1934 / Nr. 40
Preis 60 Pfennig



JUGEND
39. JAHRGANG 1934 / NR. 48

Ballade von der kleinen Hoffart

(1530—1536)

Von Robert Walter

Illustriert von Rubey



Der Handel verdroß ihn um Sammet und Tuch.
Er wollte ein Herrntum umfangen.
Ihn zog der Regenten feiner Geruch.
Die Krone mußt er erlangen.

Da lärmten Märkte und Gassen breit,
daß ihm keiner die Weisheit mäße.
Aufginge Hamburgs goldene Zeit,
wenn er endlich im Rate säße.

Er wurde dem Ehrbaren Rate leid,
dazu sein wütig Wesen.
Sie taten ihm an die Herrlichkeit,
so er möchte von sich genesen.



Er schacherte sich mit teuerm Gold
die billige Meinung der Menge.
Doch stand über Kaufgeld und Werbesold
ein Ehrbarer Rat gestrenge.

Liegt einer Insel einsamer Strand
— Neuwerk! Sie wollten ihm lohnen.
Er ward ins Nordermeer verbannt,
dort mochte er herrschen und thronen.

Und spreizte sich Bernd wie ein Pfauensterz
mit Kettchen, Geklinker, Geschnüre,
sie schauten ihm durch die Pracht ins Herz
und ließen ihn vor der Türe.

Wie hockt er der bunten Welt weitab!
Die Nebel brauten am Turme.
Wie kroch er wrack auf seinem Grab!
Die Nacht umheult ihn im Sturme.

Das glitzte hochhin und blinkte fern
und war ihm nahe zum Greifen.
Bernd Beseke sah einen lustigen Stern
über Hamburgs Türme schweifen.

Da hub denn das andre Liedlein an
mit Höhnen und Hetzen und Schmähen.
Er stökerte, stachelte Mann um Mann,
als galts, Aufruhr zu säen,

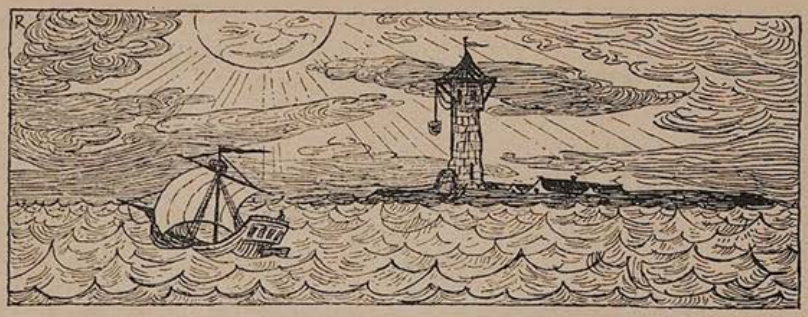
Fünf Bauern, acht Fischer sind untertan,
drei Knechte behielt er von vieren.
Die alte Kökfch mit bleckendem Zahn,
die konnt er nicht regieren.

Da rühmte die Mär so wunderhaft,
wie riesig sein Reichtum wäre,
gewonnen aus flandrischer Handelsschaft,
und prunkig gleich seiner Ehre.

und warb bedrohlich um Amterlehn
zu Trittau und Ritzebüttel —
sie würden nach seinem Pfiff sich drehn,
käm er erst mit Peitsch und Knüttel.

Wie gellten die Möwen durch Sonne und Bö!
Vor den Möwen konnt er nicht prunken.
Wie rollten die ewigen Wasser der See!
Er war versunken, ertrunken.





Er wächtert am Deiche, Nacht über Nacht.
Es graulte in Düster und Wogen.
„Da bist du mit Herrntum, Stern und Pracht,
Bernd Beseke, kläglich betrogen.

Du Scherbenkönig, du hast dich gegafft,
du Strandvogt vom blakenden Feuer,
vertan ist das fette Handelsgeschäft,
verläppert, was münzig und teuer.

Du strebtest der Menge nach Herz und Sinn,
du standst bei der Menge in Hulden.
Dein Stern ist verschlungen, die Krone dahin.
Dich fressen Nöte und Schulden.

Sie reißen die Riemen. Sie lärmen an Bord.
Sie schlagen aus mördrischem Mute.
Herr Bernd sticht hin auf Tod und Mord,
ihm triefen die Hände vom Blute.

Mit triefenden Fäusten kippt und sackt
er die Toten höllisch hinunter.
Mit triefenden Fäusten wühlt und packt
er in Tand und Gold und Geplunder.

Und als er die Beute geborgen hat,
das Blut schwalcht den Blick ihm trüber,
da waren die Knechte in Angst aufs Watt
und flüchteten landhinüber.

Er schluchzt der Menge zum drängelnden Fest:
Sie blieben ihm alle gebürget,
wie er kein schlechter Kerl gewest,
nur die Hoffart hätt ihn zerwürget!

In Tränen blind der Weg sich dehnt
— o daß er ihn rückwärts kehrte!
Der Hannes von Buxtehude lehnt
am Grasbrock auf dem Schwerte.

Der reicht ihm den Weinkrug schön gewürzt
zum Trank für Trotz und Trutze.
Der lustige Stern ist hingestürzt,
die Krone rollt im Schmutze.



Zu Hamburg im Ehrbaren Rat verdröhnt
über dich ein schütternd Gelächter."
Bernd Beseke ankt starrwild und stöhnt.
Er schreit aus dem Turm den Wächter.

Er stößt die Knechte vom Schlaf. Geschwind!
ihr Teufel, solange es nachtet!
Ein Ewer von Stade lag wartend vorm Wind,
der war wohl feist befrachtet.

Ein Glöcklein klagt mit kaltem Mund
das Lied vom Leiden und Lassen.
In sternegrauer Morgenstund
jammert es durch die Gassen.

Der stolze Sinn wankt todesbang.
Das Herrntum taumelt am Stricke.
Bernd Beseke strauchelt den grauen Gang
mit kahlgeschornem Genicke.

Nur die Menge betet und litaneit
und weint mit Bernd im Chore.
Vier Fäuste reißen ihn weg vom Leid,
und er schreit vor dem düstern Tore.

Der Meister Hans von Buxtehud
hat ihn ingrimmig gemeistert.
Mit höllschem Schlag besorgt er ihn gut.
Und die Menge klatschte begeistert.





Die Brücke **Toni Stadler †**

Jakob Baringer:

... MIT DEN WÖLFEN HEULEN ... IST NICHT DAS SCHLIMMSTE

Ein polnischer Dorfmusikant, der bei einer Hochzeit aufgespielt hatte, wurde auf dem Heimweg von einem Wolf angeklafft. Der Ärmste, der wußte, daß es für ihn kein Entrinnen gab, ließ die Bestie herankommen und griff zu seiner Fiedel. Und siehe — es gelang ihm, sich den Wolf durch sein Spiel so lange vom Leibe zu halten, bis er die schützende Nähe seiner Heimat erreichte.

Was hatte nun das hungrige Tier bewogen, seine sichere Beute aufzugeben? War es gerührt oder erschreckt über die Töne?

Jedenfalls ließ der Wolf durch die Musik, trotzdem seine leeren Eingeweide ihn mit nagendem Schmerz erfüllten, von seinem Opfer ab.

Ungefähr zur selben Zeit, als sich in Polen dieses rührende Begebnis ereignete, trug sich in Wien der Fall des arbeitslosen Christian Murauer zu.

Er war ein stellenloser Barmusiker. Schlechter Geschäftsgang bewegte den Inhaber des Etablissement, in dem der Christian den Leuten aufspielte, ihn zu entlassen. Vor der Erfindung des Radios hätte er bestimmt schnell wieder eine Stelle in einem Kino usw. gefunden. Aber so hatte der Stellenmarkt nicht die geringste Nachfrage. Er teilte das Schicksal von Tausenden kleinen Musikanten und blieb eben eine Ewigkeit ohne Engagement. Es ist überflüssig, diese zahllosen Versuche zu erörtern, die er anstrengte, um dem Los zu entrinnen, das er dann annehmen mußte und wodurch sein Name öfters dann in den Polizeiprotokollen erschien.

Er fand Unterkunft bei einer Kapelle, die in den Gassen, und ständig auf der Flucht vor der Polizei, für mehr oder weniger und gern gegebene elende Groschen den Leuten ein mehr oder weniger wohl aufgenommenes Vergnügen zu bereiten versuchte.

Christian Murauer spielte das Saxophon, er legte seine ganze Kunst hinein, es innig und menschlich-wehmütig schluchzen zu machen, wenn „Frag nicht, warum ich gehe ..." oder „Noch wie im Traum kommt's mir vor ..." gespielt wurde.

Allerdings merkte er schon damals, daß es unsäglich schwer ist, der Menschen steinernes Herz zu rühren und ganz besonders schwierig, nicht nur ihr Herz, sondern auch ihre Börsen sich öffnen zu machen.

Er sollte aber Gelegenheit bekommen, noch mehr nachzudenken. Eines Tages wurde das Orchester von der Polizei geschnappt, seine Mitglieder für mehrere Tage eingesperrt und die Beschlagnahme ihrer Instrumente ausgesprochen.

Irgendwie gelang es dem Christian, nachdem er seine Strafe abgebüßt, sich auf das Neue ein Instrument zu verschaffen, und er zog nun auf eigene Rechnung und Regie durch die Gassen. Die Polizei erwischte ihn zwar diesmal nicht so schnell, dafür kam über ihn ein anderes Unglück. Er aber zog sich beim Spiel auf den kalten, windigen Gassen eine böse Halsentzündung zu, kam ins Spital, wurde operiert und schließlich entlassen. Als er in seine elende, notdürftige Kammer zurückkehrte, fand es sich, daß die Vermieterin, selber ein armer Teufel, in der Angst um die rückständige Miete, seine Abwesenheit benützte, um das Saxophon, sein einziges Hab und Gut zu verklopfen und sich so schadlos zu halten. Als es ihm schließlich gelang, der Frau klar zu machen, welches entsetzliche Unglück sie angerichtet, konnte Christian vom Glück reden, daß sie halb und halb ihre Schuld begreifend, ihm gestattete, für einige Zeit noch umsonst in der elenden Bude wohnen zu bleiben.

Christian Murauer ging nun, eben erst operiert, in die Häuser singen. Die Beobachtungen, die er bereits früher über die Roheit der menschlichen Herzen gemacht hatte, vervollständigten sich jetzt tausendmal schlimmer. Er wurde oft genug von den netten Hausbesorgern unsanft an die Luft befördert und als ihm dies an einem Vormittag das dutzendste Mal passiert war, verlor er die Lust ein für allemal, noch weiters solche Beobachtungen anzustellen.

Er ging nach Hause, schrieb auf einen Zettel, „die Menschen sind schlimmer wie die Tiere und das Leben ist zu häßlich ..." und da seine Vermieterin gerade abwesend, machte er sich diese günstige Gelegenheit zunutze, und drehte den Gashahn auf. — —

Der Fall des polnischen Dorfmusikanten und der Fall des arbeitslosen Barmusikers Christian Murauer ereignete sich zur selben Zeit. Sie haben dann noch gemeinsam, daß ihre Helden das gleiche Vertrauen in den Zauber der Musik setzten, Drohendes abzuwenden, damit aber endet auch die Gemeinsamkeit der beiden Fälle und der Unterschied zwischen ihnen, mit verschiedenem Ausgang, springt nun in die Augen.

Der polnische Dorfmusikant hatte nur einen Wolf, eine blutgierige, hungrige Bestie, gegen sich — Christian Murauer, diese schöne herrliche Welt und ihre edle Menschheit. So konnte es selbstverständlich gar nicht anders enden, als es endete. Den Wolf vermochten die Töne einer Geige in die Flucht zu jagen, jedenfalls veranlaßten sie ihn, sogar seinen viehischen Hunger nicht zu stillen — die Polizei jedoch wurde von den Tönen des Saxophons bloß angelockt.

Richtig besehen, ist in dieser Zeit der hungrigste Wolf eine harmlose Erscheinung gegenüber den Menschen dieser Welt, in der der Mensch des Menschen Wolf ist. — Und die Musik kann, wie man sieht, wohl einen vor dem Aufgefressenwerden retten, es ist aber keine Garantie dafür, daß die Christian Murauers nicht verhungern, oder bevor es endlich so weit ist, den Gashahn aufdrehen.

Hannes

Von Julius Zerfaß

Die Vorfahren von Hannes Tramm saßen auf den rauhen Randhöhen des Lützel-Soon. Dort gab es nur Bauern. Das Tal und die kleine Stadt lockten allenfalls an Jahrmarkttagen. Da stiegen sie herab, um ihre Erträgnisse, vielleicht auch ein Stück Vieh zu verkaufen. Wenn sie dann heimwärts wanderten und von der letzten Wegbiegung ins Tal schauten, jammerten sie über die Pfennige, die ihnen die Stadt abgenommen. Selbst die weißen Brötchen, die sie als Mitbringsel für die Kinder gekauft hatten, freuten sie nicht mehr. Sie mußten ja das, was der steinige Boden nach mühsamer Arbeit hergab, sorgfältig zusammenhalten, denn Jahr um Jahr kam ein Kind und wenn auch nicht jedes am Leben blieb, so waren doch in den meisten Familien ein Dutzend hungrige Mägen zu füllen.

Immer schon gaben die Höhen ihre überschüssigen Menschen ins Tal ab. Einst in allerlei Dienste und Gewerbe. Dann kam der Bahnbau. Die jungen Männer, die Geld verdienen wollten, nahmen Pickel und Schaufel und hatten Arbeit, bis der erste Zug durchs Tal pfiff. An der Eisenbahn siedelten sich Fabriken an und nahmen die Männer auf, die auf dem elterlichen Bauerngut nicht ernährt werden konnten.

Auch Hannes kam zum Bahnbau und blieb im Tal. Er trug bei der Arbeit noch das rauhe, blau gefärbte Gewand, das aus der Spindel und dem Webstuhl des Vaters stammte. In dem Gewebe seiner Leinenhemden spürte er noch den Duft von Lavendel und Rosmarin, den zu Hause die Truhe der weißgetünchten niederen Bauernstube ausströmte.



Am Starnberger See — Adolf Jutz-München



Das Kind — Ernst Liebermann-München

Hannes war ein kräftiger, stattlicher Mann mit einem mächtigen Schnurrbart unter der etwas starken Nase und er mußte der Katrin auffallen, wenn sie auf ihrer Dorfstraße den werdenden Bahndamm überquerte. Sie war jenseits des Flusses geboren und als das zehnte Kind eines kleinen Bauern schon seit ihrem vierzehnten Lebensjahr als Magd verdingt.

Katrin und Hannes legten ihre kargen Ersparnisse zusammen und bauten sich ein kleines Haus am Rande des Städtchens, wo es sich in Acker und Wiesen verliert. Um das Haus entstand ein schöner Obst- und Gemüsegarten; ein Teil des hochliegenden Kellers diente als Stall. Sie stellten ein paar Ziegen hinein und nährten sie von dem Freigras, das die Katrin an den Feld- und Waldrändern mähte.

Acht Kinder hatten Katrin und Hannes; drei davon starben weg. Aber auch die fünf waren noch wachsende Sorgen und Katrin schaffte emsig in Garten, Wiese und Stall, damit Milch, Kartoffeln und Gemüse auf den Tisch kamen.

Hannes ging jetzt in die Fabrik, denn er brauchte ständigen Verdienst. So stark auch das Dach war, unter dem sie wohnten, so waren sie doch bedrückt von der Last, die sie abtragen mußten, wollten sie einmal unbestritten Herr ihres kleinen Besitzes sein.

Hannes war ein fleißiger und geschickter Arbeiter, aber auch ein eigenwilliger Mensch, der gerne nach seinem Sinne schaffen wollte. Er konnte aufbrausen, wenn der Aufseher sich hinter ihn stellte oder ihn sonst beobachtete, denn er war der Mann, der seine Arbeit aus Pflichtgefühl gewissenhaft tat, auch wenn ihn das ewige Einerlei der Beschäftigung in den grauen vier Wänden oft verdroß.

Die Fabrik war ihm Enge und Zwang. Er haßte die hohen Mauern, den beißenden Geruch der Chemikalien, die zur Lederverarbeitung nötig waren, und der Lärm der Maschinen stand im Zwiespalt zum Rhythmus seines Blutes. Freier fühlte er sich erst, wenn er am Feierabend mit der Sense hinausgehen und auf einem gepachteten Abhang das dürftige Heugras zusammenmähen konnte. Begegnete er da auf seinen Wegen Bauernfuhrwerken, die von der Feldarbeit heimkamen, so dachte er an seine Kindheit, erinnerte sich, daß er mit dem Kuhgespann neben dem Vater auf die Acker gefahren war und daß er sich damals sein Leben nur als Bauer denken konnte.

Bei derber Bauernkost, von Mangel nicht bedroht, lebte Hannes mit seiner Familie, sparte jeden Groschen, den er irgendwie erübrigen konnte und trug seinen Wochenlohn unangetastet nach Hause. Seine Katrin teilte das Geld sorgfältig ein und kaufte nichts, was sie nicht gleich bezahlen konnte. Am Sonntag Nachmittag saßen sie im Garten oder spazierten mit den Kindern über Land. Kehrten sie im Dorfwirtshaus zu kurzer Rast ein, so suchte Hannes Gespräche mit den Bauern und die bedächtigen Reden gingen um das Stück Erde, das ihnen der Himmel umsäumte. Da war der Hannes aufgeräumter als sonst.

Wohl war die Arbeit viel und schwer, aber Hannes und Katrin schafften, die Schulden wurden weniger, die Kinder größer und mußten mit zugreifen.

Eines Tages führte Hannes eine magere Kuh vom Markte heim, die unter der Obhut der Katrin bald runder wurde und reichlich Milch gab. Zu der Kuh gehörte mehr Futter. Hannes kaufte ein Stück Bergwiese und bepflanzte sie mit Obstbäumen. Er sagte: Bäume pflanzen tut so not, wie Häuser bauen! Zum Futterholen erstand er billig einen Bauernwagen, den er einspännig fuhr. Für das Doppelgespann war aber nicht nur der Wagen, sondern auch der Stall ausgebaut.

Noch aber mußte der Hannes Tramm in die Fabrik gehen.

*

Wie der Baum seine Jahresrinde bildet, so wuchs aus dem Kern des kleinen Hauses allmählich ein kleines Gütleranwesen mit Scheune und Stall. Hannes kaufte da und dort ein Stück Feld. Es gehörte die schier unerschöpfliche Kraft und Zähigkeit eines Hunsrücker her und der hingebungsbereite Glaube einer Frau, die Arbeit zu bewältigen, die Jahr für Jahr dem Willen zum Vorwärtskommen neue Prüfungen vorlegte.

Nach wenigen Stunden Schlaf stand der Mann im Sommer auf, schlich sich auf den Strümpfen hinaus, um Frau und Kinder nicht aufzuwecken, ging mit der Hacke auf den Kartoffelacker oder trug Futter von der Hangwiese herunter. Wenn andere, den Arbeitsabend feiernd, vor den Häusern ihre Pfeife rauchten und sich befriedigt sonnten, war Hannes noch draußen und ging erst zum Sonnenuntergang heim. Was die Fabrik an ihm zehrte, schien der Boden ihm zurückzugeben.

Die Bäume in seinem Garten warfen schon Schatten, er suchte ihn nicht. Die Schultern seiner Katrin senkten sich sachte, er hob sie lachend zu sich empor. Die Söhne taten es an Wachstum den Bäumen gleich; er führte jeden einem Berufe zu und sagte ihnen, erst im Sturme bewähre sich ein gutes Holz. Eigentlich lud ihn des Lebens Ernte schon zur Beschaulichkeit, aber er straffte sich und es gab keine Arbeit, bei der er an Ausdauer nicht jedem Jungen Schritt gehalten hätte. Pflug und Egge schaffte er noch an und machte so seine bäuerliche Rüstung vollständig. Im Winter benützte er freie Stunden dazu, in

Haus und Stall nach dem Rechten zu sehen und nirgends Verfall aufkommen zu lassen.

Das Frühjahr sah ihn wieder ackern und säen.

Katrin folgte ihm mit banger Verwunderung. Er war wortkarg, wie stets, und sprach wenig über seine Vorhaben. Sie mußte ausharren wie die Ähre im Winde. Nach und nach drohte ihre Kraft zu versagen. Wenn sie manchmal vom Übermaß der Arbeit zu Boden gedrückt, Krankheit anfiel, half ihr sein starker Arm wieder auf.

Die Sonne leuchtete einem ährenschweren Sommer. Katrin ging in sengender Glut durchs Getreide und jätete Disteln aus. Sie schaute ab und zu auf und wischte sich den perlenden Schweiß von der Stirne. Müde war sie von der Hitze und vom Bücken; müde auch ihre Seele vom Hoffen und Harren. Wieder und wieder, mitunter durch Rückschläge oder unerwartete Notwendigkeiten aufgehalten, hatte er sie vertröstet auf ein weiteres Jahr. Ihr Inneres lehnte sich oft auf gegen seine Härte, die auch Härte gegen sich selbst war. Wenn er aber wieder mit seiner unerschöpflichen Willenskraft vorausging, sprang seine Energie auch auf ihr Nachlassen über.

Da stand er plötzlich im Arbeitskittel, wie er ihn am Morgen in die Fabrik angezogen hatte, vor ihr, über der Schulter die Sense.

Katrin blickte erstaunt auf. Da sagte er lächelnd: „Ein tüchtiger Bauer spricht um Arbeit vor!

Ihr Gesicht erhellte sich. Sie wußte augenblicklich, was geschehen war und sagte: „Beinahe hätte ichs nimmer geglaubt!"

Sie drang nicht weiter in ihn. Wie das so schnell gekommen war, er sagte es ihr sicher noch. Sie deutete auf die Sense und sagte fröhlich: „Will sehen, was du kannst!"

Da lachte Hannes herzhaft, wandte sich um, ging zur Ackergrenze, warf seinen Kittel fort und holte weit zum Schnitt aus. Breitbeinig schob er den kräftigen Körper von Mahd zu Mahd und kam der Stelle, an der Katrin arbeitete, wieder näher.

Komm, sagte sie, du bist also jetzt mein Knecht und heißt Hannes! Sie machten am Grasrain Rast und tranken kalten schwarzen Kaffee, aßen etwas Brot dazu. Das Sonnenlicht stand schräg auf ihren gefurchten Gesichtern, die braun waren, wie das hochgereifte Korn.

*

Jeden Tag stieg Hannes, seiner Frau die leichtere Hausarbeit überlassend, auf die Felder am Berg. Manchmal schaute er, verschnaufend, hinab. Unten sah er sein Häuschen verloren in die Flur, die Stadt, die Fabrik mit den kahlen, nackten Mauern, den vielen Fenstern, die nie leuchteten, dem Tor. Seine Blicke wanderten wieder zu seinem bescheidenen Anwesen zurück. Es war klein, verschwindend klein in dem Ganzen. Aber er wußte, da war seine Katrin im Garten oder in der Küche. Da waren die Bäume, die Kühe, die Hühner, ein Schwein, Heu in der Scheune.

Das gehörte dem Hannes Tramm und seiner Katrin. Ein winziges Fleckchen, aber groß genug, sich darauf geborgen zu fühlen.



Paradiesvogel v. Bentheim

Dichter mit Weltschmerz

Die Dichter mit dem Tränensack
und Weltenschmerz im Wappen,
sind mir ein widerwärtig Pack,
und wahre Jammerlappen.
Sie seufzen „Ach" und klagen „O"
in ihren Winselreimen.
Sie fühlen sich von Herzen froh
so richtig auszuschleimen.
Sie weinen, wenn die Sonn erwacht,
und wenn die Sterne scheinen.
Sie weinen früh bis in die Nacht.
Sie weinen — weinen — weinen.
Glaubt man, nun ist das Tränenloch
versiegt, — so wills nur scheinen.
O nein, sie finden noch und noch
etwas uns vorzuweinen.
Liest man zu Ende solch Gedicht,
seufzt man, statt der Erbauung:
Da stimmt doch irgendetwas nicht.
Vielleicht ists die Verdauung.
Ihr Dichter mit dem Weltenschmerz,
welch trauriges Gemüse.
Ihr habt statt Menschenblut und -herz
nichts als die Tränendrüse. —

Fred Endrikat



Bergwinter — Paul Bürck

BILD 318, SERIE XII

VON H. M. PETERSEN

Herr Müller wird von seinem kleinen Sohn an der Korridortüre in Empfang genommen: „Pappi, hast du mir wieder welche mitgebracht?" Er gibt dem Kleinen einen Klaps auf den blonden Kopf: „Nun laß mich doch erst mal richtig rein!" Dann hängt er Hut und Mantel an den Garderobeständer und folgt dem Sohn ins Zimmer. „Hier, heute ist es eine ganze Menge, aber sammelst du die auch?" — „Au fein, Pappi, das sind ja welche von den Guten, die kriegt man schwer, weißt du, das ist eine teure Sorte, weniger geraucht. Mensch, wird sich da der Meier in der Schule giften, der hat erst 27 und ich nun schon, warte mal, 34, 35, 36, 37, 38 Stück, Pappi!"

„Na, laß doch mal sehen, was du da alles hast." Müller senior beugt sich gönnerhaft zu seinem Sprößling herab, der nun voll Eifer und Stolz auf die väterliche Anteilnahme seine Schätze anschleppt. Frau Müller aber wirft einen zufriedenen Blick auf die Gruppe: das ist nett, daß sich ihr Eduard etwas mit dem Jungen beschäftigt, jetzt merkt er nicht, daß das Abendbrot noch ein Viertelstündchen auf sich warten läßt.

„Also siehst du", erklärt Hans wichtig, „das sind die von der „Tragödie", die raucht der Milchmann und der Berta ihr Verehrer. „Schicksalsmächte" heißt die Sammlung!" Beide beugen die Köpfe über die bunten Kärtchen und besichtigen, der eine etwas skeptisch, der andere hingerissen, die phantasievolle Serie.

„Aber jetzt, Pappi, jetzt kommt was ganz Großes: Die Luftflotte der ganzen Welt! Dreieindrittel Pfennig, da hab ich noch längst nicht alle. Hier Amerika, von Serie I fehlen schon dreiundzwanzig, von Serie V nur drei, aber von den andern sinds erst ganz wenige." Jetzt schauen zwei Augenpaare gleich interessiert: „Zeig doch mal her, Hans, das kann doch nicht stimmen, da gehört doch ein Doppeldecker her!" Müller hat sich des Stoßes bemächtigt: „Na siehst du, du mußt da besser Ordnung halten." Triumphierend hält er das gesuchte Blättchen hoch: „Dacht' ich mir doch, natürlich ein Doppeldecker!"

Frau Müller muß zweimal rufen, dann endlich hören die beiden und kommen zu Tisch. Und Herr Müller überlegt bei sich, daß die neue Beschäftigung seines Sohnes einen außerordentlich erzieherischen Wert hat und daß er von nun an wirklich häufiger die Kollegen im Büro um Bildchen bitten wird.

*

Herr Müller ist ein beliebter Mann. Wenn er morgens ins Büro geht, dann grüßt er alle Nachbarn freundlich, den Milchmann, den Gemüsehändler an der Ecke, und beim Zigarrenhändler wird sogar, wenn die Zeit es erlaubt, während er die Spitze der Morgenzigarre abschneidet, ein kleines Schwätzchen über die neuesten Ereignisse gehalten. Auch im Büro sagen die Kollegen alle: Der Müller, das ist ein netter Kerl. Und jeder ist gern bereit, für den netten Müller die Zigarettenbildchen aufzuheben. Er sammelt sie doch für seinen Jungen, den kleinen Hans, einfach rührend, diese Vaterliebe!

Heute hat er im Büro erzählt, er wird seinem Kleinen zum Geburtstag die zum Aufbewahren der Bildchen bestimmten Alben von den verschiedenen Firmen kommen lassen. Der Junge freut sich doch so und dabei gewöhnt er sich gleich daran, Ordnung zu halten.



Heroische Landschaft — A. Vollmar-Ulm

„Hans", sagt der Vater eines Tages zu seinem Sohn, „ich habe hier die Schublade meines Schreibtischs freigemacht, dahinein legen wir jetzt die Serien, sonst könnten sie noch verschlampt werden. Ordnung muß sein. So, ich schließe ab, abends, wenn ich komme, können wir sie dann zusammen sortieren und besehen."

Hans ist stolz, auf diese Weise Mitbenutzer des väterlichen Schreibtisches zu werden, und so verschmerzt er es rasch, daß jetzt die Besichtigung seiner Schätze nur noch unter Aufsicht vor sich gehen kann.

Frau Müller ist in letzter Zeit etwas verstimmt. Es ist ja sehr nett, daß ihr Eduard jetzt jeden Abend mit dem Jungen zusammensitzt, aber einmal hätte er doch auch mit ihr ins Kino gehen können. Und wenn der Hans im Bett ist, muß ihr Mann denn da jeden Abend in seinem Schreibtisch „Ordnung machen", wie er das nennt?

Herr Müller war eingefleischter Zigarrenraucher. „Alber", so sagt er eines Morgens zu seinem Händler, „man muß mal abwechseln. Geben Sie mir doch mal fünfundzwanzig Stück Zigaretten von der Sorte mit der Kriegsmarine, wie heißt sie doch gleich?" — „Ach ja, Tick", antwortet der sachverständig, „fünfundzwanzig Stück eine Mark." Müller stellt zwar fest, daß ihn das Rauchen nun etwas teurer zu stehen kommt, aber man kann das an etwas anderem einsparen, er wird sich keine neue Krawatte kaufen.

Herr Müller ist, wie gesagt, ein beliebter Mann. Aber leider hat er in letzter Zeit etwas in der Arbeit nachgelassen. Der Kollege Schulze nimmt mit besorgtem Blick ab und zu einen Stoß unerledigter Sachen zu sich auf den Tisch und arbeitet sie rasch durch, damit es der Bürovorsteher nicht merkt. Doch auch der ist schon auf das seltsam geistesabwesende Benehmen seines Untergebenen aufmerksam geworden und mustert ihn erstaunt mit hochgezogenen Augenbrauen. Eines Tages betritt der Gefürchtete, bei dessen Erscheinen alle Köpfe sich eifriger über die Kontorbücher beugen, den Raum und begibt sich eilenden Schrittes, einen Brief in der Hand schwenkend, zu Müllers Tisch: „Können Sie mir sagen", dröhnt es dem grollend entgegen, „was das bedeuten soll? Die Firma Knurr und Redlich legt mir hier mit einem Beschwerdeschreiben die Kopie Ihres Briefes vor, in dem Sie zwar dankend den Eingang eines Auftrages über dreißig Ballen Lindener Samt bestätigen, jedoch beifügend bemerken, unsere Firma würde sich noch glücklicher schätzen, falls die geschätzten Auftraggeber sich bemühen wollten, Bild Nr. 318, Serie XII der Sammlung ‚Deutsche Heldensage', Triumphzigaretten, aufzutreiben! Ja Mann, sagen Sie mal ..." Müller starrt den zornroten, der Sprache beraubten Vorgesetzten erwartungsvoll an und fragt dann leise, mit vor Spannung bebender Stimme: „Und, Herr Direktor, haben Sie das Bildchen gefunden? Ich suche es seit drei Wochen und kann es nicht auftreiben!" Eisiges Schweigen legt sich auf den Raum. Der Direktor faßt sich in den Kragen, als sei der plötzlich zu eng geworden, wirft noch einen letzten, wilden Blick auf seinen Untergebenen, dann stürzt er hinaus; die Tür schmettert hinter ihm ins Schloß. Ein schrilles Klingeln, welches das Ende der Bürozeit ankündigt, setzt gleichsam den Schlußstrich unter die Tragödie, die sich hier abgespielt hat.

Die Kollegen sammeln sich verständnislos, doch teilnahmsvoll um Müllers Tisch. Aber der springt mit einem Satz hoch und stößt sie zur Seite: „Jetzt geh ich aufs Ganze, das hier war meine letzte Hoffnung!" Und nach dieser dunklen Äußerung hat er auch schon in großen Sätzen den Raum verlassen. Am Haken trauert ein einsamer Hut um seinen Herrn. — — —

Mit fliegenden Rockschößen, wild in die Stirn hängenden Haaren, so stürzt Müller in den nächsten Zigarettenladen, reißt mit zitternden Fingern einen Geldschein aus der Brieftasche: „Geben Sie her, alles was Sie haben an Triumph! Schnell, Mensch, schneller!"

Der Verkäufer blickt erstaunt hinter dem seltsamen Kunden drein, der mit vollgepackten Taschen von dannen eilt. Im nächsten Hausflur reißt Müller Schachtel für Schachtel auf. „Umsonst", so stöhnt der gequälte Mann, „wieder nichts!" Und nun führt ihn sein verhängnisvoller Lauf von Laden zu Laden, und eine Hoffnung nach der andern sieht er dahinschwinden. Es dunkelt in den Straßen, die Bogenlampen strahlen auf und die letzten Gitter legen sich vor Ladentüren: Geschäftsschluß. Müller ist vernichtet. Da blitzt ein Gedanke in ihm auf: Vielleicht geben die Kneipenwirte, wenn er sie anfleht, auch nach Geschäftsschluß Zigaretten ab. Längst ist er im äußersten Norden von Berlin angelangt. Sein Weg ist gezeichnet von Zigarettenschachteln, die seine Taschen nicht mehr fassen können und die nun eine Beute der staunenden Passanten und Straßenjungen werden.

Mit letzter Kraft, die Augen quellen ihm aus den Höhlen, der Durst hat den Gaumen ausgedörrt, schleppt er sich in die nächste Kneipentür: „Triumph, Bild Nr. 318, Serie XII! Sie Unmensch, Sie müssen es haben, geben Sie rasch, hier meine Uhr, meinen Ring..."

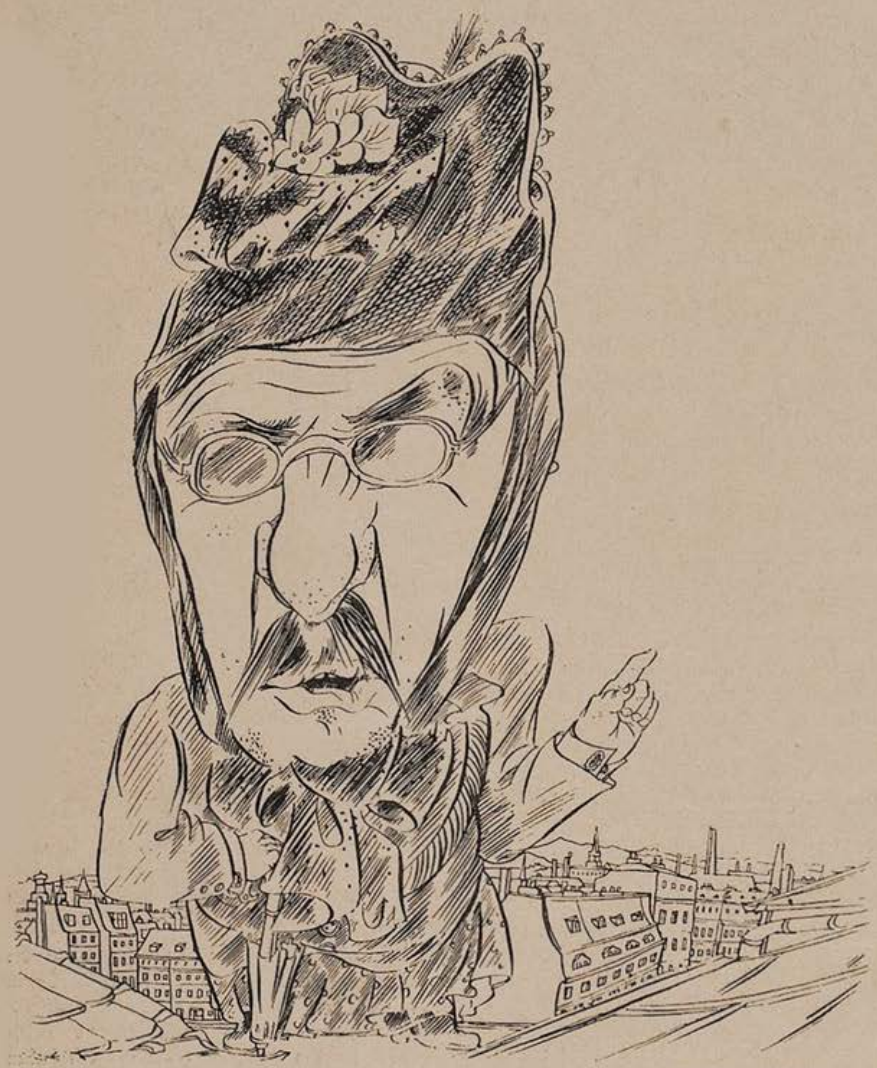
An einer Laterne liegt stöhnend ein menschliches Wrack: „Triumph, Bild 318, Serie XII!"

•

Milde strahlt das Licht durch die Milchglasscheiben der vergitterten Fenster. Darunter sitzt ein glücklicher Mensch und spielt versonnen mit vielen bunten Bildchen, die er vor sich in kleinen Häufchen über den ganzen Tisch verteilt hat. Der Arzt nickt ihm aufmunternd zu: „Sehen Sie, Müller, nun haben Sie Ihre Serie vollständig. Und wenn Sie weiter so ordentlich sind, dann bekommen Sie zu Ihrem Geburtstag auch die Alben, damit Sie alle schön einkleben können."

Der Assistenzarzt, der mit der Betreuung dieses Falles beauftragt ist, darf zufrieden mit seinem Patienten sein. Seit die Zigarettenfabrik liebenswürdigerweise auf Anfrage der Landesirrenanstalt das verhängnisvolle Bild geschickt hat, ist der Tobende friedlich geworden. Statt der Isolierzelle bewohnt er jetzt einen freundlichen Raum und spielt glücklich und zufrieden mit seinen Bildchen.

„Ein furchtbares Schicksal", sagt der Arzt draußen zu seinem Kollegen, „der Mann hat Frau und Kind zu Hause, was soll aus denen werden? Und das alles wegen eines Zigarettenbildchens. Sehen Sie, man kann ja verstehen, daß einer sammelt. Ich selber habe mich jetzt, um den Fall besser studieren zu können, etwas näher damit beschäftigt. Ganz nette Beschäftigung in der Freizeit, das muß ich sagen. Ja, ja, diese Flottenserie, soll ich Sie Ihnen mal zeigen? Höchst interessant. Nun, Sie könnten mir einen Gefallen tun: Helfen Sie mir doch, mir fehlt da ein Bild in der Serie..."



Das Gerücht — L. Beck-Gauting

Schneider-Creuzot

Von Hans Riebau

Blanchy, der neue Schießplatz der Schneider-Creuzot-Werke, hat einen großen Tag gehabt. Eine ganze Serie von Riesen-Schnellfeuergeschützen ist eingeschossen worden. Die Herren vom Generalstab sind dabei gewesen und — natürlich — auch die Schneider-Creuzot-Direktoren.

Aber Blanchy ist nicht nur ein Schießplatz, sondern auch ein Dorf. Ein Dorf, das, wie alle Dörfer, vom Ackerbau lebt; ein Dorf, in dem es Bauern gibt, die sich um ihr Vieh und um ihre Gemüsezucht kümmern, und denen die Schießerei da draußen auf dem Platz nicht nur zum Halse heraushängt, sondern die auch ihre besonderen Ansichten über eben diesen Betrieb haben mögen.

Nun, als genug Schnellfeuergeschütze ausprobiert sind, gehen die Herren vom Generalstab und die Herren von Schneider-Creuzot noch einmal durchs Dorf. Auf dem Marktplatz — der Maire ist schon da und erwartet sie — steht ein Kriegerdenkmal und daneben eine seltsame Figur, ganz aus Marmor, mit goldenen Beinen und edelsteinblitzenden Augen.

„Was ist denn das?" fragt Monsieur T., Generaldirektor der Creuzot-Werke.

„Das ist eine marmorne Heuschrecke", erklärt der Maire. „Vor nunmehr achtzig Jahren hatten wir eine Heuschreckenplage, die unsere Häuser zerstörte, unsere Gärten und alles, was nicht aus Stein und Eisen war. Wir haben dann den Rat eines Wander-Priesters befolgt, eine marmorne Heuschrecke herstellen lassen, sie dem heiligen Benardus geweiht, und von dem Augenblick an hat es nicht eine einzige lebendige Heuschrecke mehr in Blanchy gegeben."

„Ah", murmelte der Direktor, „so ein Unsinn! Aber sagen Sie, glaubt denn die Bevölkerung des Dorfes noch heute an derartige Wunder?"

„Aber nein", lächelte der Maire, „die Bevölkerung ist aufgeklärt. Wäre sie es nicht, stände — seien Sie versichert! — längst ein marmornes Standbild von Monsieur Schneider-Creuzot auf dem Marktplatz."

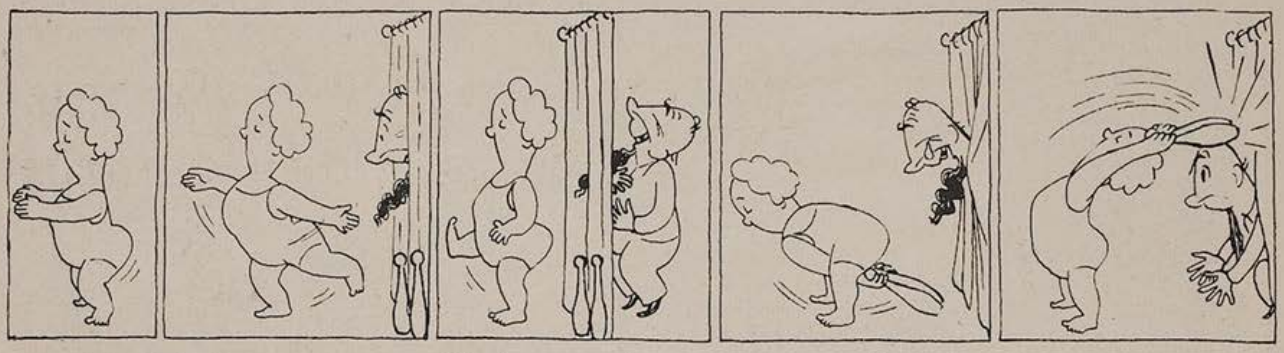


Der Tod des Mitglieds

Anton Leidl

Hentrich

Osse ist neugierig!



Aus der Schule

„Fritz, kannst du mir einen Satz nennen mit ‚X'?"

„Ja, Herr Lehrer: Xegnete Mahlzeit!"

Au!

„Der Herr, den Sie eben kennenlernten, ist Hellseher!"

„Was Sie sagen — —!"

„Ja, — der sieht nämlich nur wenn's hell ist!"

Zu stark

Der bekannte Sänger ist bei der Familie P. geladen, und gibt ein Lied zum Besten. Alles lauscht andächtig. Der Sänger hat eben ein hohes „C" hingeschmettert, als die Stimme des dreijährigen Töchterchens des Hauses ertönt: „Mami, kann man den Mann nicht auf ‚leise' stellen?" *Gelo.*

Kindermund

Nichte: „Tante, warst du Schauspielerin?"

Tante: „Wieso das, Kind?"

Nichte: „Ja, Papa sagt, wenn du kommst gibt es immer ein Theater!"

Präzedenzfall

„Ich bin trostlos, Emil, die Köchin hat die Ente anbrennen lassen."

Geschichtsprofessor, gelassen: „Tröste dich, Eulalia, es gab schon schlimmeres Unglück. Nero hat sogar Rom anbrennen lassen."

Saufbrüder

„Was ist das eigentlich: Alkoholgehalt?"

„Das ist, wenn einer gerade so viel verdient, daß er seinen Durst löschen kann!"

Frage

„Mutti, was sind Makkaroni, bevor sie tot sind?"

Hotelrechnung

„... ja, meine Herrschaften, nur durch eigene Klugheit sind wir dem Erfrieren entgangen. Ich machte mit meiner Frau von unserem Hotel aus eine Hochtour, wobei wir uns verirrten und eine Nacht in einer Eishöhle verbringen mußten. Um uns warm zu machen, dachten wir an unsere noch unbezahlte Hotelrechnung. Am nächsten Morgen war die Eishöhle weggeschmolzen. *F. S.*

Der Kenner

„Na, Vater Butenschön, Ihr Feld haben Sie auch nicht nach den Grundsätzen der Wissenschaft bestellt. Ich glaube nicht, daß Sie viel Korn ernten werden", meinte Burblies abschätzend.

„Sie haben recht", seufzt Butenschön, „ich habe nämlich Hafer gesät."

Lernen Sie die Blaue ANZEIGE der „Jugend" kennen

Deiner Zeit Schrift ist die Zeitschrift.

LAFONTAINES
Ergötzliche Geschichten
mit 12 Kuptern nach Charles Eisen sind im unterzeichneten Verlag in einer vortrefflich ausgestatteten Ausgabe zum Preise von RM. 2.70 erschienen.
Zu beziehen durch den Buchhandel oder durch den Verlag
G. HIRTH VERLAG AG.
MÜNCHEN, HERRNSTR. 10



20 verschiedene Kunstpostkarten
für 90 Pfg. postfrei
G. HIRTH VERLAG AG.
München, Herrnstr. 10

ZEITUNGS-AUSSCHNITTE liefert
ADRESSEN schreibt
WURFSENDUNGEN erledigt
FÜR SIE
ADOLF SCHUSTERMANN
GEGRÜNDET 1904 BERLIN S.O. 16 RUNGESTR. 20
FERNRUF: F7, JANNOWITZ 5116, 5117 UND 5811
DRUCKSCHRIFTEN BITTEN WIR ANZUFORDERN!

Jede Nummer der „JUGEND" wird von ca. 50 000 Menschen gelesen.
Darum inseriere!

Ein ergötzliches Bilderbuch
ist der Kunstblätter-Katalog der „Jugend" mit über 1000 verkleinerten Abbildungen der in Millionen von Exemplaren als Wandschmuck verbreiteten Vierfarbendrucke. Preis ohne Porto RM. 2.70. Bestellungen durch den Buchhandel oder den unterzeichneten Verlag
G. Hirth Verlag AG., München, Herrnstr. 10

Inserate in der „JUGEND" finden weiteste Verbreitung!

Straffe, feste Büste
d. Weber's Hormon-Büsten-Creme
Kl. Dose 3.– M. gr. Dose 5.– M.
portofrei Nachn.
M. & L. Weber
Berlin-Steglitz 6, Südenstr. 53a



LEST DIE „JUGEND"

Der heutigen Nummer liegt eine Beilage der Gräfin von Königsmarck'schen Weinkellerei o. H., Koblenz bei, um deren Beachtung wir unsere Leser bitten.

SCHÖNE BILDER
an den Wänden machen die Wohnräume behaglich. Wo das Geld für Erwerbung von Originalen fehlt, hat der Bilderliebhaber Ersatz an den Vierfarben-Kunstblättern der „Jugend", die zu den erstaunlich billigen Preisen von 45 Pfg., 65 Pfg. und 90 Pfg., je nach Größe, zuzüglich Portospesen durch den Kunsthandel und den unterzeichneten Verlag zu beziehen sind. Der reich bebilderte Katalog (Preis RM. 2.70 zuzüglich Portospesen) erleichtert die Bestellung.
G. Hirth Verlag AG., München, Herrnstr. 10

Lest den
Sportfischer
die vortrefflich ausgestattete Fachzeitschrift.
Halbjahrespreis 3 M.
Fischereisport-Verlag
Dr. Hanns Schindler
München NW 2
Karlstraße 44

Männer
deren Spannkraft infolge vorzeitig. Erschöpfung nachläßt, verwend. das wissenschaftl. anerkannt. Keimdrüsen-Hormon-Präparat „Raspusan" (100 Tabl. RM. 5,85, braun f. d. Mann, weiß f. d. Frau). In all. Apotheken! Als Sexual-Therapeutikum hervorrag. bewährt. Verlangen Sie illustrierte vom Arzt verfaßte Broschüre mit Probepackung diskret im verschlossenen Doppelbrief ohne Absender gegen 24 Pfennig Porto. Keine unverlangten Nachnahmen! Friedrich-Wilhelm-Apotheke, Berlin-Charlbg. 2, Block 103

Inserieren bringt Gewinn!

SAPHIR

Im Literatencafé des Biedermeier-Wien rühmte sich in einer Gesellschaft, in der sich auch Saphir befand, ein kleiner Schriftsteller, am gleichen Tage geboren zu sein, an dem Goethe gestorben war. Saphir horchte auf und meinte trocken: „Beide Ereignisse gereichen der deutschen Literatur zu größtem Nachteil!"

*

Eines Tages begegnete er dem bekannten Schauspieler S., der schon 65 Jahre alt war und sich mit einem 20jährigen Mädchen verlobt hatte. Dieser teilte ihm seine bevorstehende Vermählung mit und meinte sodann zweifelnd: „Kinder, lieber Saphir, werde ich wohl keine zu erwarten haben!" — „Nein, aber zu befürchten!" erwiderte Saphir grob.

*

Einst war er zu einer Gesellschaft geladen, bei der es sehr wenig zu essen gab. Als der Wirt aufstand und den Gästen zurief: „Ich wünsche, wohl gespeist zu haben!" erwiderte Saphir mit sehr deutlicher Betonung: „Ich wünschte wohl, gespeist zu haben!"

*

Eine nicht mehr junge Dame entrüstete sich in einer Gesellschaft über den boshaften Tratsch, den man über ihren Lebenswandel verbreite. — „Meinetwegen möge man über mich reden, was man will", meinte sie zum Schluß, „ich hülle mich all diesem Klatsch gegenüber in den Mantel meiner Tugend!" — Saphir, der sich mit unter den Zuhörern befand, sah die Dame durchdringend an und meinte dann: „Ich für meinen Teil würde Ihnen raten, sich doch wärmer zu kleiden, sie könnten sich sonst allzu leicht erkälten!"

Ohser



Der Kanariengoldfisch

Eine schottische Züchtung:
Zwei Leistungen bei einfacher Futtermenge

Der Mächtige, der menschlich wurde





Bevor man zu ihm ins Zimmer trat, blieb man unweigerlich einen Augenblick stehen, straffte sich, griff nach der Krawatte und prüfte noch einmal den Anzug vom Kragen bis zu den Schuhen / Er war in seinem Kreis ein mächtiger Mann. Aber alle seine Macht konnte die merkwürdige Scheu nicht erklären, die jeder, der für oder mit ihm zu tun hatte, vor ihm empfand. Er war gerecht und korrekt, hatte niemals, auch in seiner schlechtesten Stunde nicht, daran gedacht, seine Macht irgendwie zu mißbrauchen oder sie unnötig fühlen zu lassen. Woher also die Scheu vor ihm?



Hinter seinem Rücken wisperte man, er sei kein Mensch mehr. Ein Arbeitstier sei er, eine Maschine und ein bedauernswerter Knecht seiner eigenen Macht. — Es gab viele Menschen, die ihn anbeteten, viele, die ihn fürchteten, aber es gab keinen, der ihn liebte. Vielleicht war er deswegen so unnahbar geworden? Jedenfalls glücklich, innerlich glücklich war er nicht / Eines Tages



nun bekam er von jemandem, mit dem er gar nicht verwandt war, und der gewiß nichts von ihm haben wollte, ein Geschenk. Der Betreffende schrieb, es sei nur das kleine Zeichen seiner Dankbarkeit, eine Aufmerksamkeit nur, aber er hoffe, daß es ihm wenigstens halbsoviel Freude bereite, wie er gehabt habe, als er es suchte und endlich fand / Dieser Brief bedeutete für den Mächtigen viel! Sollte es wirklich soviel Freude machen, zu schenken? Er ertappte sich plötzlich dabei, wie er überlegte, was er wohl jenen, mit denen er täglich zusammenkam, schenken könnte, und er mußte feststellen, daß ihm alle diese Menschen innerlich ferngeblieben waren, daß er noch nicht einmal wußte, worüber sie sich freuen würden /



Da fing er an, alle Menschen seiner Umgebung als Menschen zu beobachten, und er freute sich wie ein Kind, wenn er unauffällig einen ihrer Wünsche entdecken konnte / Die Adventswochen wurden für ihn ein einziges Fest. Das Wählen der Geschenke, das richtige Zuteilen und Verpacken bereitete ihm eine Freude, die er bisher nicht gekannt hatte, und noch nie hatte er so vorsichtig wägend eingekauft / Er, der Mächtige, war menschlich geworden, er hatte entdeckt, daß es ein Glück und eine wahre, tiefe Freude für jeden Menschen gibt, das Glück und die Freude, andere glücklich machen zu können. Im Schenkendürfen fand er für sich den großen Weihnachtssegen.



F

Herr Drückeberger spart!

Josef Geis



Verdammt, schon wieder so ein fataler Sammelfritze



So tun, als obs einem nichts anginge — ist das Beste



Verflucht ... diese ewige Bettelei ... Au ...!



Was heißt Aussehen? Zehn Pfennige habe ich wieder einmal gespart



Otto Bernhard Wendler: Himmelblauer Traum eines Mannes. Roman. Illustriert von W. R. Heinisch. Societäts-Verlag Frankfurt a. M.

Den Jakob Schatte, 22 Jahre alt, Maurer, wohnhaft bei einer Briefträgerswitwe (mit hübscher Tochter Inge) läßt der Dichter Wendler ins Traumland entschweben. Die Wolke Arbeitslosigkeit zwischen sich und seinen Wünschen ist nicht mehr da. Der Himmel wird blau, man kann ihn durchsegeln zu Wasser und durch die Lüfte, die Seele nimmt mit fieberhafter Schnelle Verwandlungen vor, kehrt zurück, streift immer wieder leise die Misere der Wirklichkeit, die aber nur ein leichtes Wölkchen ist. In Jaks Traumflug geht es wie beim wirklichen: Leichte und Schwere lösen sich ab. Jakob Schatte kann alles schnell sein und abstreifen, er kann fast einen Mord begehen, auf einem schwarzbesegelten Piratenschiff fahren, mit der Greta Garbo Schiffbruch erleiden und eine Robinsonade erleben, er kann in Sibirien Pelzjäger werden und in Hollywood Filmstar. Hollywood! Hier etabliert sich Jaks eigentlicher himmelblauer Traum! Wie wäre er auch ein Kind seiner Zeit, wenn er nicht Filmpartner der Greta Garbo werden wollte? Und daß seine Seele wie ein Schmetterling zwischen den Blumen Inge und Greta hin- und herschwebt, ist bittersüße Traumspeise.

Eine lange Nacht war Jaks Phantasie unterwegs, bis am Morgen sein Mädel Inge Romay, Tochter der Witwe Romay, in der Tür erscheint. Der Dichter hat ein zartes, flimmerndes, glitzerndes Filmband aus seiner wolkenleichten, losgelösten Wesenheit gemacht. Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung haben eine Art Drehbuch entstehen lassen, das die moderne Kinoromantik und den Reportageroman aus dem Unterbewußtsein sachte heraushebt und zeigt, wie Leib und Seele einander verhaftet sind. Wendler macht das dichterisch-reizvoll; dabei erreicht die Fülle der Erscheinungen trotz des wechselvoll Sprunghaften eine gewisse Realität. Man liest mit wissendem Lächeln diese Odysse einer jungen Männerseele, die so nur einer erträumen kann, der zwischen Stempeln und Kino dahintreibt und dessen einziges Himmelsblau die Liebe ist.

Das Buch liest sich leicht, obwohl es gar nicht so leicht gemeint ist. Es verzaubert. Der Traum entschwebt und die Arbeitslosigkeit ist für Viele leider noch eine Wirklichkeit, die sich zwischen dem Himmelsblau und der grünen Erde wie eine Wand eingeschaltet hat.

Der Illustrator W. R. Heinisch hat mit leichten Federstrichen die Phantastereien des Dichters graziös erheitert. *z.*

André Foelckersam: Drei Monde im silbernen Feld. Roman. In Leinen RM. 4.80. Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart und Berlin.

Der gepflegte Gesellschaftsroman ist selten geworden; die brennenden Fragen der Nation haben in der Zeit des Umbruches und geistigen Aufbruches dazu geführt, daß diese Kunstgattung vernachlässigt wurde. Das neue Buch von André Foelckersam führt uns in die Gefilde der Sorglosen; es ist eine vornehme Gesellschaft, die sich auf dem schlesischen Rittergut zur Feier des 39. Geburtstages der Schloßherrin versammelt hat; unter ihnen der Australier Romboy mit dem zeitlosen Kopf einer Bronzestatue. Die immer noch schöne Schloßherrin Anna verliebt sich in ihn ungeachtet seiner warnenden Bemerkung, die Frauen verstünden nicht, was Arbeit für einen Mann bedeute. Anna vergißt ihre langbeinigen Kinder und ihren vornehm-kühlen Gatten Konstantin von Klengk, dessen Wappenschild zur einen Hälfte drei Monde im silbernen Feld bilden. Wird auf dem Wappen ein Flecken des Unglücks zurückbleiben? Es kommt, wie es kommen muß. Anna fährt zu Romboy nach Berlin und die beiden erleben einige Tage stillen Glückes. Dann muß der Geliebte nach Mexiko, um dort Ausgrabungen zu leiten. Das kurze Glück zerbricht. Zwischen den Scherben gesteht sich Anna das Ende ein, denn sie würde nie aufhören, auf alles eifersüchtig zu sein, was ihn von ihr ablenkt. Sie kehrt zurück zu den ihren, die sie ohne Vorwurf empfangen. Dies alles wird verhalten und unter Verwendung zarter Farben erzählt, gut erzählt. Ein exklusives Buch, in dem der Leidenschaft die goldene Kandare einer vornehmen Haltung angelegt ist und die daher nicht in der Lage ist, wirkliches Unheil anzurichten. Der schön ausgestattete Roman wird allen denen gefallen, die sich für das Leben unserer vornehmen Kreise interessieren. *z.*

Alexander von Rußland: Kronzeuge des Jahrhunderts. (Paul List Verlag, Leipzig.)

Dem ersten Band seines Erinnerungs- und Bekenntniswerkes („Einst war ich ein Großfürst") ließ Alexander einen zweiten, „Kronzeuge des Jahrhunderts" folgen. Im Vorwort benennt der Großfürst das Buch ein „Verzeichnis wiedergefundener Werte", und er beschließt es mit den Worten: „Ich will heimgehen. Ich habe ein Heim, das erste seit siebenundsechzig Jahren. Kein großartiges — gerade groß genug für mich und meine Zukunft." — Tragische Symbolik, denn wenige Wochen, nachdem der Großfürst diese Sätze niedergeschrieben hatte beendete er ein Leben, das auch während der Zeit seiner Fülle doch nur immer das Suchen des russischen Menschen war. Und diese russische Seele mit ihrer Neigung zu grüblerischer Selbstbetrachtung, mit der weiten Spannung ihrer Empfindsamkeit, ihrer Stärke, Schicksal in Gleichmut zu tragen, sie ist auch die Seele des Fürsten. Reines, im Unglück noch geläutertes Menschentum klingt aus allen Gedanken, es bringt uns Persönlichkeiten näher, macht uns Ereignisse verständlicher, als es die übliche „objektive" Berichterstattung vermocht hätte. Potentaten und führende Männer der Wirtschaft — sie erhalten durch die Betrachtungsweise des Verfassers klare Anschaulichkeit. *A. Wisbeck.*

Gesunde Zähne: Chlorodont

Redaktionelle Notiz:

Unsere nächste Sondernummer „Münchner Künstler-Genossenschaft" erscheint am 1. Dezember 1934.

DIE KLEINE FOTOBÜCHEREI

bringt für **45** Pfennig

das aktuellste Fotobuch für den Winter:

PANCHROMATISCHE FOTOGRAFIE

VON GERH. ISERT

Die Schrift berichtet über Technik und Anwendung dieses wichtigen Negativmaterials, das gerade für die Wintermonate so große Bedeutung hat. Das Buch wird sich leicht verkaufen.

Versäumen Sie nicht, zusammen mit dieser Schrift Heft 1 unserer Bücherei

RICHTIGES ENTWICKELN

VON GERH. ISERT zu bestellen. Dieses Buch kostet 1 Mark.

Lesen Sie die Kritiken:

Die Ratschläge sind so wirksam und glücklich, daß das Heft lebhaft empfohlen werden muß. (Der Bildwart, Nr. 4, 1934)

Trotz des wertvollen Inhaltes ist der Preis äußerst niedrig, so daß die Anschaffung keine nennenswerten Schwierigkeiten bereitet. (Sudetendeutsche Tageszeitung)

Jeder hat ein Interesse, die kleine Schrift seinen Kunden anzubieten. (Der Photograph, Nr. 46, 1934)



Die kleine Fotobücherei hat Großformat!

Zu beziehen durch die Buch- und Fotohandlungen oder direkt vom

G. HIRTH VERLAG AG., MÜNCHEN, HERRNSTR. 10

Gründer: Dr. GEORG HIRTH. — Verantwortlich für die Schriftleitung: ARNOLD WEISS-RÜTHEL; für die Anzeigen: GEORG POSSELT, München. — Verlag: G. HIRTH VERLAG., München. — Für die Herausgabe in Österreich verantwortlich: J. RAFAEL, Wien I, Graben 29a (Eingang Trattnerhof). — Für die Redaktion in Österreich verantwortlich: MARIANNE RAFAEL, Wien XIX, Hochschulstraße 25. — Alle Rechte vorbehalten. — Nachdruck strengstens verboten. — Copyright by G. HIRTH VERLAG AG., München. — Druck: G. HIRTH VERLAG AG., Buch- und Kunst-Druckerei, München, Herrnstraße 10. — D.-A. 9000. — Entered as second class matter, Postoffice New York, N. Y. — Manuskripte sind nur an die Redaktion der „Jugend", München, Herrnstraße 10, zu senden: Rücksendung kann nur erfolgen, wenn Rückporto beiliegt.

Die Vielbegehrte

Erich Wilke



Steuerfreie Witwe geht spazieren.

PREIS 60 PFENNIG **JUGEND** MÜNCHEN 1934 / NR. 49
Sondernummer Münchener Künstler-Genossenschaft



MÜNCHENER KÜNSTLER GENOSSENSCHAFT

GEGR. 1868

STÄNDIGE KUNSTAUSSTELLUNG

MAXIMILIANSTRASSE: 26

J U G E N D
39. JAHRGANG 1934 / NR. 49

Sondernummer: Münchener Künstler-Genossenschaft



Allotria wird nicht getrieben

Zur Geschichte der Münchener Künstlergenossenschaft

Von Hubert Wilm

Die Münchener Künstlergenossenschaft besteht schon so lange, daß oberflächliche Zeitgenossen gemeinhin annehmen, sie sei von jeher ein selbstverständlicher Bestandteil der Kunststadt München gewesen. So ist es nun doch nicht. Die ersten Anfänge eines bedeutsamen, geordneten Kunstlebens in München gehen auf das späte Mittelalter zurück. Die Münchener Künstlergenossenschaft aber wurde erst im Jahre 1868 gegründet. Sie ist also, trotz ihres ansehnlichen Alters von sechsundsechzig Jahren, eine Errungenschaft der neueren Zeit, ein anmutiges Kind des für die Entwicklung der modernen Kunst so wichtigen 19. Jahrhunderts.

Mancher wird allerdings dieses Alter von sechsundsechzig für nahezu unbegreiflich halten: wie kann eine Vereinigung von mehreren hundert Malern und Bildhauern, von denen bekanntlich jeder zweite eine andere Meinung hat, mehr als sechs Jahrzehnte ununterbrochen bestehen? Eine stichhaltige Erklärung für diesen geheimnisvollen Vorgang konnte bis heute noch nicht gefunden werden, wenn auch die Tatsache, daß die Künstlergenossenschaft von Angebinn an im Besitz eines ansehnlichen Vermögens und der schönsten Ausstellungsgebäude Münchens war, einige Fingerzeige zu geben vermag.

Vignette von Steub

In der Vereinsgeschichte dürfen die Jahre von 1868 bis 1883 etwa als graue Vorzeit gelten. Nicht daß sie untätig verflossen oder gar ohne greifbare Erfolge geblieben wären. Im Gegenteil. Doch mußten notgedrungen lange Jahre im Laufe einer so ausgiebigen Entwicklung vergehen, bis eine vollkommene Konzentration auf die wesentlichsten der vielen schwebenden Kunstfragen erreicht war. Die ersten Anfänge der Vereinigung reichen weit über das Gründungsjahr 1868 zurück: der mit diesem Datum verknüpfte Zusammenschluß bezeichnet mehr einen Markstein der äußeren als der inneren Entwicklung. Diese greift tief in das gesellige Leben der Münchener Künstlerschaft um die Mitte des 19. Jahrhunderts hinein. So kann man die zu Ende der dreißiger Jahre gegründete „Künstlergesellschaft beim Stubenvoll-Bräuer", die um die gleiche Zeit erstandene Sängergesellschaft „Neu-England", den „Münchener Künstlerunterstützungsverein" von 1845 und den „Künstlersängerverein" getrost als die Ahnen der Künstlergenossenschaft bezeichnen. Als eigentlicher Gründungstag hat der 7. Juni 1868 zu gelten. An diesem Tage wurden der „Genossenschaft der bildenden Künstler Münchens" die Rechte einer juristischen Person verliehen. Gleichzeitig wurde deren Statuten vom 22. Januar des gleichen Jahres durch König Ludwig II. „die landesherrliche Genehmigung mit dem Vorbehalt erteilt, daß eine gültige Änderung des Statuts nur mit Allerhöchster Bewilligung erfolgen könne". Der Zweck der neugegründeten Künstlervereinigung war in einem Satz dieser Statuten eindeutig umrissen: es galt, „bei aller Mannigfaltigkeit der Richtungen das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit zu stärken, die künstlerische Tätigkeit zu höherer Energie zu steigern, sowie die materiellen und merkantilen Interessen der Künstler auf das kräftigste zu fördern".

Der erste Vorsitzende der Münchener Künstlergenossenschaft (von 1868 bis 1872) war der als Schöpfer des Fischbrunnens vor dem Neuen Rathaus bekannt gewordene Bildhauer Konrad Knoll, der gleiche Künstler, der späterhin — von 1885 bis 1891 — die Geschicke des 1864 gegründeten Münchener Altertumsvereins mit großer Umsicht leitete. Ihm folgte 1872 als zweiter der Vorsitzenden der Künstlergenossenschaft der Maler Conrad Hoff. Aus seinem Munde stammt das geflügelte Wort „Allotria wird nicht getrieben". Er sprach es

in flammendem Zorn gegen seine Widersacher aus, die gelegentlich der Vorbereitungen zur Wiener Weltausstellung von 1873 eine auffallende dekorativ-architektonische Umrahmung für die Münchener Kollektion forderten. Die Umrahmung blieb damals weg, aber das geflügelte Wort der Abwehr gab den Anstoß zur Gründung der späterhin berühmt gewordenen Münchener Künstlergesellschaft „Allotria". Unter der verdienstvollen Führung von Conrad Hoff hat die Künstlergenossenschaft im Jahre 1876 ein eigenes Haus an der Luitpoldstraße 3 erworben, eine Stätte regster Geselligkeit, der jahrelange Sitz der „Geselligen Vereinigung". Dort fanden in der Folge die Ausschußsitzungen statt, dort hatte der Sekretär des Vereins sein Geschäftslokal und gleichzeitig enthielt das Anwesen einen Stapelraum für Bilder und einen großen Packraum. Als Vorläufer des erst 1900 unter Lenbach eröffneten Künstlerhauses wird die Geschichte des Hauses Luitpoldstraße 3 für immer unvergessen bleiben.

Nach kurzer Amtstätigkeit Eugen von Stielers wurde im Jahre 1883 der spätere Akademiedirektor Ferdinand von Miller zum Vorsitzenden gewählt. Er war der erste, der den bis heute beibehaltenen Titel „Präsident" erhielt. Unter seiner Führung konnte der Bauplatz des heutigen Künstlerhauses erstanden werden: das Vermögen der Künstlergenossenschaft, das nach dem unerhörten Erfolg der Internationalen Kunstausstellung von 1879 auf mehr als eine halbe Million angewachsen war, hatte sich nach der Internationalen von 1883 weiterhin vergrößert. Im Jahre 1886 trat neuerdings Eugen von Stieler an die Spitze des Vorstands und leitete die Geschicke des Vereins mit starker Hand durch ein sturmumbrauftes Jahrzehnt. Um das Jahr 1890 war die Künstlergenossenschaft auf einer gewaltigen Höhe angelangt: sie zählte mehr als 900 Mitglieder. Kein Wunder, denn ein Jahr vorher hatte sie als ständiges Lokal für die Münchener Jahresausstellungen die riesigen Räume des Glaspalastes übernehmen können, nachdem bisher das wesentlich kleinere Kunstausstellungsgebäude am Königsplatz diesem Zwecke gedient hatte. Die Schwierigkeit, den verschiedenen Meinungen einer so großen Anzahl von Mitgliedern gerecht zu werden, die Verschlechterung der wirtschaftlichen Verhältnisse und andere Gründe mehr waren der Anlaß, daß zu Anfang des Jahres 1892 der Sturm innerhalb der großen Körperschaft losbrach: am 16. April 1892 gründeten elf Mitglieder der Genossenschaft, an ihrer Spitze Piglhein, Zügel, Stuck und Uhde die „Secession". Von da ab war Münchens Künstlerschaft in zwei Lager geschieden. Aber es hat sich in der Folgezeit, als die Gemüter sich beruhigten, gezeigt, daß dieses getrennte Marschieren und vereinte Schlagen auf gleiche Weise zum Ziele führt. Im Jahre 1896 trat Franz von Lenbach an die Spitze der Genossenschaft, ihm folgten von 1800 bis 1904 Hans von Petersen, von 1904 bis 1907 Albert Bauer; von 1907 bis 1914 war nochmals Hans von Petersen Präsident. Dreizehn Jahre hindurch, von 1914 bis 1926, blieb Carl von Marr an der Spitze; das Jahr 1927 stand unter der Präsidentschaft von Fritz Behn. Eugen Hönig, der von 1927 bis 1933 die Geschicke leitete, ist die fast unmöglich erscheinende Arbeit der Wiedervereinigung der drei abgespaltenen Gruppen mit der Genossenschaft zu danken, der Gruppen „Bayern", „Neue Münchener Künstlergenossenschaft" und „München 1927". Ihm wurde die höchste Berufung zuteil, die ein deutscher Künstler im neuen Reich erlangen kann: er ist Präsident der Reichskammer der bildenden Künste.

Nach Eugen Hönig übernahm im Herbst 1933 der Bildhauer Walter von Ruckteschell das Präsidium: eine kraftvolle, sturmerprobte, mit den rauhen Sitten des afrikanischen Buschkrieges vertraute Persönlichkeit, ein ganzer Mann, der die Gewähr dafür bietet, daß das Schiff der Münchener Künstlergenossenschaft auf sicherer Bahn in eine verheißungsvolle Zukunft hinübergeleitet.

KÜNSTLERFOLGE

Von Martin Greif

Das Schöne läßt sich nicht durch Schule bilden,
Die schönsten Blüten eig'nen oft den wilden.
Die Kunst ist selten und ihr Dienst ist Weihe:
Sie läßt sich eher erben als erwerben,
Mit jedem Künstler wird sie wieder sterben, —
Er steht gesondert in der hehren Reihe.

Wohl spricht ihr Geist auch aus des Töpfers Scherben,
Die Kunde bringen an das Licht noch immer
Aus jener Vorzeit schweigenden Gefilden;
Doch daß der Kenner Trümmern Vollwert leihe,
Bewirkt der noch auf ihnen ruht, der Schimmer,
Des Urbilds, das wir selbst erschauten nimmer.



Heimtrieb — Friedrich Voltz



Der Ritter

Hans von Marées †

Der lange Weg

Hokusai sagte: „Seit meinem sechzehnten Jahre habe ich die Sucht, die Formen der Dinge nachzuzeichnen. Als ich fünfzig Jahre alt war, hatte ich eine unendliche Zahl von Zeichnungen gemacht; aber alles, was ich vor meinem siebzigsten Jahre geleistet hatte, ist nicht der Rede wert. — Mit dreiundsiebzig etwa begriff ich erst einiges von der wahren Natur der Tiere, Kräuter, Bäume, Vögel, Fische und Insekten. Bis achtzig hoffe ich noch weiter fortgeschritten zu sein, um mit neunzig einen wundersamen Grad von Vollkommenheit erreicht zu haben. Doch erst, wenn ich hundertundzehn Jahre zählen werde, so glaube ich, wird alles, was ich mache, sei es auch nur ein Strich oder ein Punkt, lebendig sein."



Der Festredner — H. Kaulbach †

SCHAFFENDE HÄNDE

VON ANTON SAILER

Diesem Sonderheft, das den Kontakt zwischen Künstlern und Publikum verstärken soll, sind nicht ohne Grund einige Körnchen Salz mit beigegeben. Doch so wenig Süße sogleich Süßlichkeit in sich schließen muß, so wenig muß auch Salz nur in herber Bitterkeit sich auswirken. Es ist vielmehr jene Kraft damit gemeint, die das in sich ruhende Gerüst, und den Rückhalt des Kunstempfindens und Kunstschaffens überhaupt erzeugt. Diese Vitamine zu hegen und zu pflegen, ist Freude und Pflicht zugleich. Nicht der milde Brei einer gefälligen, unverbindlichen Fabrikation, nicht die spekulative, konjunkturlüsterne Tendenz haben die Kunst auch nur je um einen Deut vorwärtsgebracht. Entscheidend bleibt immer der revolutionäre Kern, der, von Vielen nur gewollt, bei einigen Wenigen sich tatsächlich auszuwirken vermag. Die elementare Gewalt, die solchen Arbeiten dann innewohnt, zeugt vor allem von dem Mut und der Tapferkeit des Künstlers selbst. Es ist nicht so einfach, dem Hergebrachten zu widerstehen, es ist nicht so leicht, Neues zu formen und damit aber auch Gültiges zu schaffen. Der so Strebende hat nicht nur gegen Widerstände zu kämpfen, er kann auch Irrtümern unterliegen — und wohl ihm, falls er sie erkennt. Doch es erscheint in jedem Falle besser, das Risiko von Irrtümern auf sich zu nehmen, als in ängstlichem Verweilen zu erstarren. Und tastenden Versuchen Luft und Bewegungsfreiheit zu lassen, gehört mit zu den Bedingungen aller Entwicklung. Also nicht beengende Forderungen sind zu stellen, sondern lediglich Platz ist zu schaffen für die Ziele.

Kunst ist etwas Lebendiges. Dieser gärende, brodelnde Stoff ist nicht mit einem möglichst einfachen Rezept zu packen. Die Augen auf und das Herz geöffnet! Denn indes man sie auf einen Generalnenner bringen will, schlägt sie einen Purzelbaum; — und gerade diese Eigenwilligkeit (die sie so oft nicht in wohlgeordneten Beeten, sondern, der „Blauen Blume" gleich, am Wegesrande blühen läßt), bildet mit das bezaubernde Geheimnis ihrer ewigen Stärke und Existenz. Trägt sie doch, neben der Forderung von bedingungsloser Hingabe, noch etwas anderes, Primäres, in sich: die Phantasie! — Ihre wundertätige Existenz kann nicht geleugnet werden und sie lebt in der Natur selbst so stark, daß sie wohl auch auf Menschen überspringen kann. Da sie jedoch aufrüttelt, Neues, Unvorhergesehenes bringt, wirkt sie allerdings auf Träge unbequem. Aber es wäre falsch, sie als Ärgerniserregerin zu empfinden und abzulehnen. Phantasie ist vorwärtstreibende Krafterzeugerin. Und göttliche Lust am Fabulieren ist mit das Schwungelement alles künstlerischen Wollens; von hier kommt die Begeisterung, und hier wird jene opferbereite Glut entfacht, die zur Entstehung eines, von allen Schlacken gereinigten und geläuterten Werkes notwendig ist.

Den strömenden Quell innerster Sehnsüchte zu erfassen suchen, unsere Heimat damit reicher zu machen, an Freude und ideellem Besitz — an jene Saiten zu rühren, deren leises Zittern bereits den Menschen hineinhorchen lassen in die schönere Welt der herzlichen Liebe und wohlverstandenen Innigkeit; darin besteht das Bemühen des Künstlers. Und durch diese selbe Liebe zu Schöpfung und Mensch werden seine Ideale geformt. Möge stets der gute Wille zu dem Verständnis und damit zu dem Mitfördern seiner Sendung ihm zur Seite stehen. Seine Rolle wird von Natur aus, da sie stetigen Kampf, oftmaligen Verzicht und den dauernden, ganzen Einsatz aller seiner Kräfte fordert, schwer genug, und immer eine heroische sein.

Randbemerkungen von Hans Thoma

Die Kunst ist halt doch eine eigene Sache, am Ende ist sie gar kein Prinzip, keine Theorie, sondern eine Lebensäußerung, die an Persönlichkeiten gebunden ist und nur durch Persönlichkeit am Leben erhalten werden kann.

So sind unsere Betrachtungen über Kunst kein du sollst, du mußt, das darfst du, und das darfst du nicht, sondern ein: Du bist! in dir manifestiert sich der Geist des Lebens.



Meister Spitzweg — Eduard Grützner †

Maler-Schnadahüpfel

Von Spitzweg

Z'erst tuat ma's patiern,
Drauf kimmt dö Lasur
Und durch dös Lasiern
Werd's grad wia d' Natur!
... Husidise, Husidise!

Z'letzt nimmst no a Farb her,
Die d' Aug'n recht daschreckt,
Die streichst nocha dick hi ...
Dös hoaßt ma 'n Effekt!
... Husidise, Husidise!

A Leinwand hon i aufg'spannt
So glatt und so fein —
Ja, komponieren kunnt i schon,
woaßt,
Aber 's fallt ma nix ein?
... Husidise, Husidise!

Ja, es is ja wahr a,
In Kritisieren, do sans fix —
Aber selba was macha?
Na — macha könnas nix!
... Husidise, Husidise!

ANEKDOTEN UM LENBACH

In München sind z. B. drei berühmte Künstler — Lenbach, Gabriel Max und Piglheim — und ein unberühmter, wenn auch vielgenannter Maler — Koppay — im Stadium der Ehescheidung. Lenbach hat bekanntlich eine Gräfin Moltke, Nichte des Feldmarschalls, zur Frau; aber die Finanzen sollen dem gräflichen oder vielmehr fürstlichen Haushalt nicht mehr entsprechen. Von seinen sämtlichen Bildern auf der letzten Ausstellung soll nicht eines verkauft worden sein; seine gemalten Preußen ziehen nicht mehr, und die Mode ist wandelbar, auch bei Malern.

Dr. Sigl im „Bayer. Vaterland" 27. März 1880.

*

Als er einen berühmten Münchener Chemiker malte, sagte ihm dieser im Laufe der Unterhaltung, daß seine breite Stirne nach Gall Anlage zur Diplomatie bedeute. Herzlich lachend erwiderte Lenbach: „Diplomatisch und praktisch bin ich nicht." „Da hätten Sie von diesem etwas lernen können." Mit diesen Worten deutete der Gelehrte auf das Porträt eines Direktors eines Kohlenbergwerkes. „Praktisch war dieser Mann nicht", replizierte der Künstler, „sterben und 20 Millionen hinterlassen! Hätte er lieber länger gelebt und weniger hinterlassen!"

*

Eine Wiener Dame hat Franz von Lenbach in seinem Münchener Atelier besucht, mit ihm geplaudert, und veröffentlicht nun in der „Neuen Freien Presse" ihre Aufzeichnungen über die Eindrücke, die sie gesammelt. Von allgemeinerem Interesse ist etwa die folgende Stelle ihres Berichts: „Lenbach liebt den rotblonden Frauentypus. Auf eine dieser, auf die Leinwand gebannten Frauen deutend, fragte ich:

‚Ist sie gescheit?'

Er erwiderte: ‚Ich weiß es nicht, es kommt auch gar nicht darauf an. Diese rothaarigen Frauen sind so merkwürdig, es ist, als paßten sie nicht in unsere Lebensordnung. So etwas Verträumtes haben sie. In der Ehe können sie nicht glücklich werden, immer müssen sie gehätschelt, geliebt, über das wirkliche Leben hinweggetragen werden. Sie müßten auf einem anderen Planeten zur Welt kommen — in einer anderen sozialen Ordnung. Björnson hat eine Tochter, die ist auch so — ich habe sie gemalt.'

Auf meine Bemerkung, ob er glaube, daß Schönheit allein bei einer Frau genüge, erwiderte er:

‚Das genügt nicht. Auf's Temperament kommt es vor allem an — auf den ganzen Charakter — zuviel gelernt haben muß sie aber nicht, denn da gehen leicht die Ursprünglichkeit, das Temperament und der natürliche Instinkt verloren. Für meine Mädeln ist jeder Tag ein Festtag, sie lernen nur, was sein muß, und dürfen immer spielen. — Ich habe meine Kinder sehr lieb, und ich plage mich, damit sie es einmal gut haben. — Ohne Kinder versteht man das Leben gar nicht. So ein Kind lehrt uns, wie die Menschheit nach und nach herangewachsen ist und sich entwickelt hat und wie ihr Stil wurde.'"

*

Als einmal der Diener ein Telegramm brachte, das er öffnete, sagte er zu einem gerade anwesenden Freunde: „Verdeutscht mir, was darin steht." Es war eine Depesche in französischer Sprache: ein junger Gesandtschaftssekretär oder Attaché, von Madrid kommend, meldete sich an und freute sich, wieder ein paar Stunden mit seinem lieben Lenbach zu verleben. „In welcher Sprache redet ihr da?" fragte der Freund. „Ja, weißt", erwiderte Lenbach, ihm durch die großen Brillengläser mit seinem humorvollen Ernst in die Augen blickend, „er kann kein Deutsch und ich kein Französisch. Wir kennen uns von Madrid her."

*

Furtwängler und Lenbach

Bei den Vorbereitungen zu dem letzten großen Künstlerfest in München saßen der berühmte Maler und der jüngst verstorbene Archäologe an leitender Stelle im vorbereitenden Komitee. Die Idee des Festes war bekanntlich „Arkadien". Die Schönheit des klassischen Griechenlandes sollte wiedergegeben werden. In einer Sitzung meinte nun Lenbach: „Wissen S' was, da machen wir eine Draperie aus violettem Samt. Das macht sich großartig." Erschreckt antwortete der gelehrte Kenner altgriechischer Kultur: „Aber ich bitte Sie, Herr Professor, die Griechen hatten ja gar keinen Samt." — „Aber sie hätten 'n haben sollen", war Lenbachs schlagfertige Antwort.

MISZELLEN

Hans Thoma, der greise Meister kam in die Ausstellung und saß lange vor dem Bild eines jungen Malers, der selbst anwesend war und zitternden Herzens hinter Thoma stand. Der Meister betrachtete sich das Werk sehr genau; eine halbe Stunde lang sprach er kein Wort — dann aber seufzte er laut und sagte vernehmlich: „Ja no, ... mir is a scho manches danebaganga."

*

„Kunst kommt von Können und drum heißt sie Kunst!

Käm sie vom Wollen — dann hieße sie Wullst."



Meister Kaulbach J. v. Brandt †

AMERIKA

Der Prestel-Verlag, Frankfurt a. M., hat im Jahre 1928 — dem Dürerjahr — das Niederländische Reiseskizzenbuch von Dürer mit einem Geleitwort von Heinrich Wölfflin herausgegeben. Der Verlag hat daraufhin von einer Neuyorker Firma den folgenden Brief erhalten:

„Mr. Albrecht Durer,
Prestel-Verlag,
Frankfurt am Main, Germany.
15 Broad Street
New York
Nov. 27. 1929.

Dear Sir!
Will you please send to me one copy of Reiseskizzenbuch.
Thanking you, I am
very truly yours
(Name) ...

LENBACH UND BISMARCK

In dem bei der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart erschienenen Werke „Franz von Lenbach, Gespräche und Erinnerungen, mitgeteilt von W. Wyl", finden wir folgende reizende Erzählungen Lenbachs über den Fürsten Bismarck:

„Er umarmt und küßt mich zwar, wenn ich ankomme oder abreise, und ich lebe wie das Kind im Hause, doch aber beschränkt sich sein Verhältnis zu mir darauf, daß ich nach seiner Ansicht gerade kein Dummkopf und diskret bin, ihn auch sonst in keiner Weise geniere. Für meine Art und die Bilder, die ich produziere, interessiert er sich nicht im mindesten, richtet auch kaum jemals eine Frage an mich, während ich, wenn das anginge, ihn ohne Unterlaß ausfragen und ihm Tag und Nacht zuhören könnte. Denn er ist mir interessanter als irgend etwas auf der Welt, so wie mich Shakespeare mehr interessiert als ganz England und Rembrandt mehr als ganz Holland. Die erste Gelegenheit, den Fürsten kennenzulernen, erhielt ich in Kissingen, kurz nach dem Kullmannschen Attentat. Mehrere mir befreundete Damen vermittelten meinen ersten Besuch im Hause des Fürsten. Einige Zeit darauf kam es zu einem zweiten Zusammentreffen in Gastein. Ich besuchte dort eine Familie im oberen Stockwerke des Hauses, dessen unteres Bismarck innehatte. Als ich wieder aus dem Hotel kam, begegnete ich dem Fürsten, der mich sehr freundlich grüßte und mir sagte, er sei eben im Begriffe gewesen, mir einen Gegenbesuch zu machen. ‚Da muß ein Irrtum vorliegen', sagte ich. ‚Durchlaucht müssen mich da *mit dem seligen Rubens verwechselt* haben.' Im Hause Bismarcks wurde ich recht bald heimisch. Ich genierte mich nicht und sagte immer, was mir gerade auf die Zunge kam. Eines Tages klagte mir die Fürstin ihr Leid. ‚Da habe ich meinen Mann geheiratet', sagte sie, ‚und jetzt habe ich nichts von ihm; er arbeitet Tag und Nacht in seinem Bureau. Da habe ich zwei Söhne, an denen ich mich zu erfreuen gedachte, und die sind nun auch Tag und Nacht im Geschirre.' — ‚Ja, Durchlaucht', sagte ich, ‚warum haben Sie auch in eine solche Beamtenfamilie hineingeheiratet!' — Im Hause herrscht ein eigentümliches Treiben. Es ist immer sehr viel Lärm um ihn herum. Jeder plaudert mit wem er will; das stört Bismarck durchaus nicht; er ist zufrieden, wenn die Maschine des Hauses weitergeht und wenn er dabei nicht zu direkt in Mitleidenschaft gezogen wird ... Freunde im gewöhnlichen Sinne hat Bismarck meiner Ansicht nach überhaupt nicht, und ich glaube nicht, daß Männer von solcher Größe je dergleichen gehabt haben. *Er haust sozusagen in sich; erlebt sich*, er blickt gedankenvoll zurück auf die ungeheure Summe seines Lebens. Bismarck ist einsam: er kümmert sich nicht viel um das, was um ihn vorgeht, seine Gespräche sind mehr Monologe als sonst etwas. Dabei übt er doch auf alle, die ihm nahekommen, einen wahrhaft unsäglichen Zauber aus ... Er hat jetzt eine milde Würde, die er früher nicht hatte. Das ist auch das einzige Zeichen hohen Alters, das sich an ihm entdecken läßt, denn sonst sind seine Sinne, besonders Gehör und Gesicht, ausgezeichnet, und er geht kerzengerade einher. Ich bin, wie ich schon gesagt habe, wie das Kind im Hause; das ist viel und wenig. Ich gehöre eben zu denen, um die der Fürst sich gar nicht zu kümmern und vor denen er sich nicht zu genieren braucht. Ja, wenn ich ein großer Politiker wäre, ein alter Diplomat, ein Parteiführer, das wäre etwas anderes. So steht er allein mit seiner rastlosen Geistesarbeit, eine unaufhörlich rotierende Presse, die — kein Papier mehr zu bedrucken hat ..."

KÜNSTLER

Rudolf Wilke, der geniale Zeichner, hatte sich ein neues Atelier gemietet. Wochenlang standen die Möbel in der Mitte des Raumes, da der Künstler immer noch damit beschäftigt war, sich eine geeignete Tapete auszuwählen. Rudolfs Bruder, Erich, erkundigte sich täglich: Nun, war der Tapezierer immer noch nicht da ...? Rudolf schüttelte das Haupt. Eines Tages kam Erich Wilke wieder in das Atelier — da standen die Möbel fein säuberlich an der Wand, die noch genau so untapeziert war wie vorher. „Na, was ist mit dem Tapezierer ...? wollte Erich wissen. Rudolf erklärte barsch: „War schon da ...!" Verwunderung auf Seiten Erichs. Rudolf sagte: „Rück mal die Möbel weg." Erich tats — und siehe da, der Tapezierer war tatsächlich da, nämlich in Gestalt des Gerichtsvollziehers, der sämtlichen Möbelstücken den bekannten rückwärtigen Reiz verliehen hatte.

*

Auf dem Konsolbrett vor dem Spiegel bewahrte Rudolf Wilke hunderte von Briefen auf. Sie waren sämtliche ungeöffnet.



Lola Montez — Unbek. Meister

„Aber, Herr Wilke ...", sagte eines Tages ein naiver Pfahlbürger angesichts dieser merkwürdigen Briefsammlung ..., „wenn Sie die Briefe nicht öffnen, wissen Sie ja nicht, was darin steht."

Rudolf sah den Sprecher mitleidig an: „Tja ...", sagte er ..., „wenn ich das nicht wüßte, wären die Briefe ja längst geöffnet."

*

Doktor Geheb, der Redakteur des Simplizissimus und Rudolf Wilke waren wieder einmal unheilbar verkracht. Trotzdem saßen sie gewohnheitsmäßig an einem Kaffeehaustisch, schauten sich aber nicht an. Geheb las Zeitungen und pfiff leise vor sich hin. Da sagte Wilke plötzlich: „Geheb ... du pfeifst? Du bist doch kein Vogel, ... du bist doch ein Rindvieh."

*

Leibl und Sperl unterhielten sich über Lenbach. „Er macht halt aus jeder Köchin a Prinzessin", sagte Sperl. „Ja ...", grollte Leibl ... „damit unsereiner hinterher aller Händ voll zu tun hat, um aus der Prinzessin wieder eine Köchin zu machen."

Verbürgt wahre hundert Worte Wiener Film . . .

Methol

Eines Tages klingelte der Laboratoriumsleiter einer Wiener Filmfabrik die Zentraldirektion an.

„Hallo, Herr Direktor?"

„Ja!"

„Guten Morgen, Herr Direktor!"

„Grüß Sie Gott . . . Was ist los?"

„Herr Direktor, ich brauch dringend 3 Kilo Methol!"

„Methol?" sagt der Direktor verblüfft, „wozu? . . . Haben Sie Schnupfen?"

Der Fachmann

Die Außenaufnahmen eines Films waren beendet, das Negativ wurde entwickelt und — der größte Teil der Bilder war unscharf.

Geschrei bei der Firma, der Regisseur raufte sich die Haare, der Generaldirektor ließ den Operateur rufen, schnauzte ihn an, der Operateur beteuerte seine Unschuld und zehn Minuten später kam der Generaldirektor ins Zimmer des vernichtet an seinem Schreibtisch sitzenden Regisseurs.

„Na also — die Sache hat sich aufgeklärt, der Operateur kann nichts dafür!"

„Was?", springt der Regisseur auf, „er kann nichts dafür? Dieser Pfuscher, dieser Nichtskönner, dieser Ignorant! . . . Da gibt's keine Ausrede —"

„Aber, aber", sagt der Generaldirektor begütigend, „beruhigen Sie sich doch . . . Er hat seine Unschuld klipp und klar bewiesen . . . Die im Laboratorium sind wieder einmal schuld — die haben unscharf entwickelt!"

H.K.B.



Peter — Paul Bürck

Kunst und Staat

Die Erfahrung habe ich gemacht, daß Vereinigungen, seien sie staatlicher oder privater Art, mich nie gefördert oder beachtet haben — aber es waren von Anfang an Persönlichkeiten, die mir halfen und mich stützten; denn das Persönlichste, was es gibt, die echte Kunst, kann nur von Persönlichkeiten gestützt und gefördert werden. — Persönlichkeit findet Persönlichkeit: dieser Glaube ist mir geworden und bleibt mir, und ich spreche es aus, daß die Kunst von Vereinigungen, von sogenannter öffentlicher Meinung, nie Gutes zu erwarten hat. Sie wird von oben gesetzt von der Persönlichkeit, deren Ausdruck sie ist. Sie kann nicht von einer Allgemeinheit ausgehen, — eine Seele, ein Kopf kann sie nur schaffen.

Die Kunst ist eine der menschlichen Tätigkeiten, die innigst mit dem Leben zusammenhängen. Darum ist sie wohl auch widerspruchsvoll; denn was ist widerspruchsvoller, als das Leben selber. Das fügt sich keiner Schablone, und alle unsere Erzieherkünste können verzweifeln, wenn nicht das Leben selber, die Gesundheit des Lebens, alles Verfahrene oft gegen allen Verstand der Verständigen wieder ins rechte Geleise bringen würde.

Ich bin optimistisch genug, um zu denken, daß es mit der Kunst auch so sein wird: denn im Anfang war die Kunst, die Meinungen über dieselbe sind erst später entstanden.

Hans Thoma

Ich laß mir nit grausen!

Anton Leidl



„Vertraut mit den rauhen Sitten des afrikanischen Buschkriegs ist es für Walter von Ruckteschell, dem Präsidenten der M. K. G., selbstverständlich eine Kleinigkeit, sogar mit Kunstmalern fertig zu werden."



Freskoentwurf Anton Bischof

Alter Fischer

Von Herbert Lestiboudois

Ein Bart wächst wild wie Heidekraut
dem alten Fahrensmanne.
Die weite See ist ihm vertraut
wie uns die Badewanne.

Er ward mit Wolken, Wellen, Wind
an Wissen reich und Jahren,
und blieb zeitlebens doch ein Kind,
trotz ewiger Gefahren.

Nichts raubte ihm die Güte und
der Seele frohes Klingen.
Viel Schiffe fraß des Meeres Schlund:
ihn konnte es nicht zwingen.

Die Augen blicken hell wie je,
sein Mund, der lächelt leise ...
ihn machte seine weite See
im Herzen jung und weise.

MINIATUREN

In einem Vorort Münchens war eine Straße zum größten Teil von Dichtern bewohnt. Saphir sagte: „Diese Straße ist das Dichterviertel der Vierteldichter, sie wohnen dort alle ohne Ausnahme und viele ohne Einnahme!"

*

Saphirs Spöttereien hatten schon so manchen in Verlegenheit gesetzt. Aber einmal passierte es ihm doch, daß er eine so schlagfertige Antwort erhielt, auf die er nichts zu erwidern wußte. Das kam so: Zur Unterhaltung der Gesellschaft warf jemand die Frage auf: „Was ist Liebe?" — Saphir wußte sofort Bescheid: „Man deute nur die einzelnen Buchstaben des Wortes richtig, so erfährt man, was Liebe ist: ‚Lange Irrungen eines betrogenen Esels!'" — Alle Damen waren entrüstet, nur eine meinte mit geistreichem Einfall, Saphir möge sein System von rückwärts nach vorn in Anwendung bringen: „Eselhafte Bemerkung eines impertinenten Lümmels!"

Das erste Konzert, das der berühmte russische Sänger Schaljapin gab, war die groteskeste Künstlerveranstaltung, die jemals dagewesen ist. Schaljapin war noch völlig unbekannt, er war ein armer Teufel und besaß nichts weiter als seine Stimme. Er mietete mit einem befreundeten, gleichfalls unbekannten Tenor zusammen einen höchst schäbigen kleinen Saal in einem Petersburger Vorort, ließ ein Klavier hinbringen und setzte ein paar Annoncen in die Zeitung. Die beiden jungen Künstler warteten klopfenden Herzens auf das Erscheinen der Gäste, aber es kam niemand. Schließlich erschienen vier einfache Männer und ließen sich in einer der hinteren Reihen des schlecht beleuchteten Saales nieder. Schaljapin trat vor, verbeugte sich und bat liebenswürdig um die Erlaubnis, mit dem Beginn des Konzertes noch ein Weilchen warten zu dürfen.

„Warum?" fragte einer der vier Männer, „wir haben Eile!"

„Eile? Aber weshalb denn?"

„Wir sind Transportarbeiter. Wir haben das Klavier nach dem Konzert wieder in das Geschäft zu befördern, bei dem Ihr es geliehen habt. Fangt an!"

*

In der letzten Zeit des amerikanischen Bürgerkrieges häuften sich die Fälle der Desertionen in der kämpfenden Truppe. Hierauf stand Todesstrafe und die Urteile der Gerichte mußten vom Präsidenten bestätigt werden. Lincoln, der damals Präsident war, konnte sich aber nur schwer entschließen, seine Unterschrift unter ein Todesurteil zu setzen. Als ihm einmal wieder ein solches vorgelegt wurde, meinte er: „Wenn der liebe Gott einem Menschen feige Beine gegeben hat, was kann dieser dafür, wenn sie mit ihm weglaufen?"

*

Eine Ordonnanz des Prinzen Eugen von Savoyen erzählte einmal einem Kameraden von den vielen hervorragenden Eigenschaften seines Herrn.

„Er ist sanft, gütig, höflich und liebenswürdig. Wenn ich ihm nur seine Uniform ordentlich in Stand halte, ist er schon zufrieden."

„Und mein Herr erst!" erwiderte der andere Diener, „der klopft jeden Morgen höchst eigenhändig meine Uniform aus, sobald ich die seine fertiggebürstet habe."

„Ist das wirklich wahr?"

„Gewiß verhält sich das so — nur muß ich selbst darin stecken."

*

Schleiermacher predigte einst vor einer vornehmen Zuhörerschaft: „Es gibt drei Arten von Dünkel: Jenen des Adels, jenen des Reichtums und jenen des Verstandes. Vom letzten werde ich hier nicht sprechen, denn es befindet sich niemand unter euch, dem ich dieses Laster zutrauen würde. *A. v K.*

Mißverstanden

„Denk' dir nur! Meier hat seinerzeit nur einen zerschlissenen Anzug besessen und heute hat er fünf Millionen!"

„Ja, aber was macht er denn mit fünf Millionen zerschlissener Anzüge?" *F. H.*

Reinlichkeit

Onkel, den Neffen rügend: „Karl, wann wirst du dich endlich gründlich waschen? An deinem Gesicht kann man ablesen, was du gestern gegessen hast!"

Neffe: „Was denn, Onkel?"

Onkel: „Heidelbeeren!"

Neffe: „Falsch, Onkel, falsch — das war schon vorgestern!" *F. H.*

Die schwere Rechenaufgabe

Ein kleiner Junge kommt zum Fleischer. Auf einem Zettel steht seine Bestellung: Ein viertel Pfund Speck, ein viertel Pfund Leberwurst, ein viertel Pfund Gehacktes. Er gibt den Zettel hin und sagt:

„Sie sollen mitdraufschreiben, was es kostet."

Der Fleischer wiegt alles ab, packt es zusammen, schreibt die Preise auf den Zettel und gibt den dem Kleinen hin. Als er auch das Paket hingeben will, sagt der Junge:

„Das brauch' ich nicht, das können Sie behalten! Wir sollten bloß bis morgen ausrechnen, was das kostet. Danke schön! Auf Wiederseh'n!"

Ehe der Fleischer zu Worte kam, war der Junge zur Tür hinaus. *K. B. W.*

Soeben erschien

Katalog 16

ALTE UND NEUE GRAPHIK

dabei Ansichten, Bildnisse, Varia

BILLIGE BÜCHER ÜBER KUNST

Zusendung kostenlos

Kunstantiquariat WALZ MÜNCHEN

Amalienstr. 38 Telephon 297585

Verreist

Hänschen kommt todmüde vom Spielen nach Hause. Er will nichts mehr essen, nur zu Bett. Die Mutter bringt also Hänschen ins Bett. Schon beim Ausziehen fallen ihm die Augen zu. Mutter verlangt, daß er trotz aller Müdigkeit sein Nachtgebet sprechen soll. Es bleibt bei einem verfehlten Anlauf. Mutter dringt noch einmal darauf, weil der liebe Gott sonst böse werde. Da wird Hänschen noch einmal munter, mit Aufbietung aller Kräfte sagt er:

„Mutti, ich kann wirklich nicht mehr beten! Ich bin zu müde. Aber das schadet nichts, da denkt der liebe Gott, ich bin verreist."

Was ist Ehe?

Bei Regierungsrats ist Gesellschaft. Man saß beim Kaffee und bemühte sich, recht geistreich zu sein.

„Woher kommt eigentlich das Wort Ehe?", fragt die Hausfrau den Germanisten.

„Nun, von dem althochdeutschen Ewa, das vielleicht mit dem Sanskritwort Eva zusammenhängt. Im Altsächsischen hieß es Eo, das Gesetz, und wurde im Mittelhochdeutschen abgeschwächt in Ewe", dozierte der Professor.

Alles hörte aufmerksam zu.

Da ertönte, etwas schüchtern, aber doch vernehmlich, die Stimme der jungen und hübschen Gattin des Gelehrten:

„Ich glaube vielmehr, daß das Wort Ehe eine Abkürzung ist, wie Ufa, A.E.G. oder Hapag."

Großes Erstaunen ringsum.

„Nun ja", meinte sie ein bißchen wehmütig lächelnd, „Errare humanum est".

Hitze

Anton war in Afrika.

„Dort war es wohl sehr heiß, Anton?"

„Mächtig, Minna."

„Wo lebten Sie?"

„Zehn Kilometer vom Aequator."

„Nördlich oder südlich, Anton?"

„Nördlich, Minna."

Meint Minna:

„Na, dann gehts ja noch."

Brauchen Sie DIE kleine ANZEIGE der „Jugend"

KUNSTPOSTKARTEN

in vortrefflichem Vierfarbendruck nach Bilderwiedergaben aus der „Jugend" liefern wir 20 St. für 90 Pf., die ganze Serie von 170 St. für RM. 6.— franko

G. HIRTH VERLAG AG.

München 2 NO — Herrnstraße 10



ZEITUNGS-AUSSCHNITTE liefert
ADRESSEN schreibt
WURFSENDUNGEN erledigt
FÜR SIE

ADOLF SCHUSTERMANN

FERNRUF: F7, JANNOWITZ 5116, 5117 UND 5811

DRUCKSCHRIFTEN BITTEN WIR ANZUFORDERN!

GEGRÜNDET 1891 BERLIN S.O. 16 MUNGESTR. 20

Ein ergötzliches Bilderbuch

ist der Kunstblätter-Katalog der „Jugend" mit über 1000 verkleinerten Abbildungen der in Millionen von Exemplaren als Wandschmuck verbreiteten Vierfarbendrucke. Preis ohne Porto RM. 2.70. Bestellungen durch den Buchhandel oder den unterzeichneten Verlag

G. Hirth Verlag AG., München, Herrnstr. 10

LAFONTAINES

Ergötzliche Geschichten

mit 12 Kuptern nach Charles Eisen sind im unterzeichneten Verlag in einer vortrefflich ausgestatteten Ausgabe zum Preise von RM. 2.70 erschienen.

Zu beziehen durch den Buchhandel oder durch den Verlag

G. HIRTH VERLAG AG.

MÜNCHEN, HERRNSTR. 10

Schwachen Männern

sendet wichtige Publikation diskret und kostenlos

Sexursans-Vertrieb Bad Reichenhall 536

Jede Nummer der „JUGEND" wird von ca. 50 000 Menschen gelesen.

Darum inseriere!

Zeitschriften gehen mit der Zeit - drum gehe mit der Zeitschrift.

LEST DIE „JUGEND"

Mallorca

Das Schwabinger Künstlerheim

Bes. Jos. Vogl / Tel. 54700 / Augustenstr. 78

Das Atelier im Kabarett

● Münchner Künstler zeigen ihre Werke

Im Programm: Humor, Tanz u. Gesang

SCHÖNE BILDER

an den Wänden machen die Wohnräume behaglich. Wo das Geld für Erwerbung von Originalen fehlt, hat der Bilderliebhaber Ersatz an den Vierfarben-Kunstblättern der „Jugend", die zu den erstaunlich billigen Preisen von 45 Pfg., 65 Pfg. und 90 Pfg., je nach Größe, zuzüglich Portospesen durch den Kunsthandel und den unterzeichneten Verlag zu beziehen sind. Der reich bebilderte Katalog (Preis RM. 2.70 zuzüglich Portospesen) erleichtert die Bestellung.

G. Hirth Verlag AG., München, Herrnstr. 10

Lest den

Sportfischer

die vortrefflich ausgestattete Fachzeitschrift.

Halbjahrespreis 3 M.

Fischereisport-Verlag Dr. Hanns Schindler München NW 2

Karlstraße 44

Ein Buch fürs Leben ist: KREMPELHUBER

Für Stille Stunden

Die gesunde und praktische Lebensweisheit nach gesammelten Erkenntnissen der Philosophie vom Altertum bis zur Gegenwart. 450 Seiten in Ganzleinen gebunden nur RM. 2.85 zuzüglich 40 Pfg. für Porto. Zu haben in den Buchhandlungen oder beim unterzeichneten Verlag

G. HIRTH VERLAG AG. MÜNCHEN, HERRNSTRASSE 10

Inserieren bringt Gewinn!

Darwin

„Wenn ich geahnt hätte, daß Konrad ein Säufer ist, niemals hätt' ich — —"

„Du nimmst das zu tragisch, Lola! Sieh mal, das Leben ist doch so bodenlos gemein, so programmäßig, so ausgesucht schikanös, daß es begreiflich, ja selbstverständlich ist, wenn jemand Betäubung sucht — Opium, Erotik, Bac, Sekt — — —"

„Kann er nicht bei mir Betäubung suchen?"

„Deine Simme ist laut genug, Lola! Jedoch der im Innern nagende Pessimismus-Wurm — —!! Das Leben ist ein Geschäft, das nicht einmal die Kosten deckt, sagt Schopenhauer!! Solche Trunksucht ist geradezu tierisch!"

„Nie noch sah ich ein betrunkenes Tier — —!"

„Konrad zum Exempel!!"

„Na ja, — der Mensch stammt ja vom Affen!"

„Und der Affe vom Alkohol — —!" *H. Rewald*

Hilft alles nichts

Also sprach Martin: „Ob eine Ehe glücklich ist oder unglücklich, das ist lediglich eine Frage der diplomatischen Begabung, eine Angelegenheit der ars amandi, ein strategisches Problem. Wer sich in den Flitterwochen restlos ausflittert, der darf sich über die Ernüchterung hinterher nicht wundern. Bei den ersten Anzeichen von Überdruß muß man sofort einsetzen mit allen Tricks des Sichseltenmachens, des Zappelnlassens, des Leichtverlierbarscheinens. Nicht ohne eine Messerspitze Brutalität. Wer die Ehe solchermaßen handhabt, kann die Entzauberung auf ein Minimum reduzieren. Sie glauben gar nicht, wie verliebt meine Frau noch heute ist —!"

„So? — In wen?" *H. Rewald*

DIE KUNSTZEITSCHRIFT



„Der Sportfischer"

soll von **jedem waidgerechten** Sportfischer gehalten werden. *„Der Sportfischer"* bringt Text- und Bildermaterial aus aller Welt, darunter auch große mehrfarbige Kunstdrucke

¼jährlich RM. 3.—, jährlich RM. 6.—. Man abonniert bei seinem Briefträger, beim Postamt oder direkt beim

FISCHEREISPORT-VERLAG DR. HANNS SCHINDLER,
Fischerei-Buch- u. Kunsthandlung
München NW 2, Karlstraße Nr. 44
Tel. 596160

Redaktionelle Notiz:

Sämtliche dieser Nummer beigegebenen Reproduktionen von Werken älterer Münchener Meister stammen aus dem Archiv der Münchener Künstler-Genossenschaft und wurden bisher noch nicht veröffentlicht.

Rubey



„Gottseidank ... ich hab geträumt, meine sämtlichen Bilder seien gestohlen worden."

„Ach so ... ich fürchtete schon: verkauft."

FOTO-ECKE

Fortschritte der Fotografie auf Kinofilm.

Wir finden eine immer stärkere Herausbildung bestimmter Negativformate, die ein jedes für sich ein besonderes Verfahren beansprucht. Zum Modernsten mit gehört die Fotografie auf Kinofilm, — zu einem guten Teile, weil sie billig ist. Ausgesprochen populär konnte sie erst in letzter Zeit werden, nachdem sich ein billiges Aufnahmegerät mit hoher Leistungsfähigkeit im Handel befindet, die Retina-Kamera von Kodak. Wir dürfen sie als ein Gerät ansprechen, das trotz seines niedrigen Preises selbst den verwöhntesten Ansprüchen genügt. Die Retina ist eine Kamera für Reise, Schnappschuß, Heimatbild, Porträt und sogar Nachtaufnahmen. Man wird sie stets in der Tasche mit sich führen, und ihre große Schußbereitschaft wird viele interessante Augenblicke des täglichen Lebens für immer festzuhalten gestatten.

Ich wurde oft brieflich nach den Besonderheiten gefragt. Dem allgemeinen Interesse folgend, hier eine Aufstellung des Wichtigsten:

Die Retina hat Xenar-Optik 1:3,5 und Compur-Verschluß mit besonders praktischer Auslösung. Scharfeinstellung erfolgt durch Schneckengang. Wegen der kurzen Brennweite von 5 cm ergibt sich eine gute Tiefenschärfe, die gerade für Aufnahmen mit voller Optik besonders wichtig ist. Der Sucher gestattet Aufnahmen aus Augenhöhe, was für eine natürliche Perspektive sehr große Bedeutung hat. Zur Verwendung gelangt Leicafilm. Wer modern sein will und eine gute Wiedergabe der Tonwerte anstrebt, verwendet panchromatischen Film, z. B. Panatomic (Vgl. „Panchromatische Fotografie", Heft 2 der kleinen Fotobücherei, G. Hirth Verlag AG., München, Preis 45 Pf.). Panatomic-Film besitzt vor allem eine große Feinkörnigkeit, die wichtig ist, wenn wir unsere Retinaaufnahmen vergrößern. Ein Filmstreifen faßt 36 Aufnahmen, die zusammen etwa RM. 2.25 kosten. — Die Retina läßt sich bis auf 1 Meter einstellen. Mit Hilfe von Vorsatzlinsen ist es möglich, bis auf 40 cm an den Aufnahmegegenstand heranzugelangen.

Etwas über Perspektive:

Die Perspektive hat zur Erfassung des Wesentlichen eines Motivs große Bedeutung. Gewöhnlich sieht man, daß der Fotograf sozusagen „Sklave seines Suchers" wird: Wer einen Brillantsucher hat, arbeitet gewöhnlich mit Kinderperspektive, d. h. die Kamera befindet sich in Augenhöhe eines Kindes, und wer einen Rahmensucher benutzt, knipst ausschließlich aus seiner Augenhöhe. Beides ist falsch. Durch geeignete Perspektive läßt sich ein Motiv überhaupt erst richtig darstellen. Wir müssen ebenso aus der Froschperspektive wie aus jeder anderen Sicht fotografieren. Gerade die Froschperspektive bringt besondere Reize mit sich und wir finden hier ein ganz modernes Gestaltungsmittel, das besondere Bedeutung für Nahaufnahmen hat. Der Gegenstand läßt sich plastisch und isoliert bringen, weil er vor eine ruhige Fläche, den Himmel als Hintergrund, gestellt wird. Es lohnt sich, vor der Aufnahme eine Beurteilung des Motivs auch nach der Perspektive vorzunehmen. Wie überall in der Fotografie ist ebenfalls hier ein Schema zu verwerfen.

DIE KLEINE FOTOBÜCHEREI

bringt für **45** Pfennig

das aktuellste Fotobuch für den Winter:

PANCHROMATISCHE FOTOGRAFIE

VON GERH. ISERT

Die Schrift berichtet über Technik und Anwendung dieses wichtigen Negativmaterials, das gerade für die Wintermonate so große Bedeutung hat. Das Buch wird sich leicht verkaufen.

Versäumen Sie nicht, zusammen mit dieser Schrift Heft 1 unserer Bücherei

RICHTIGES ENTWICKELN

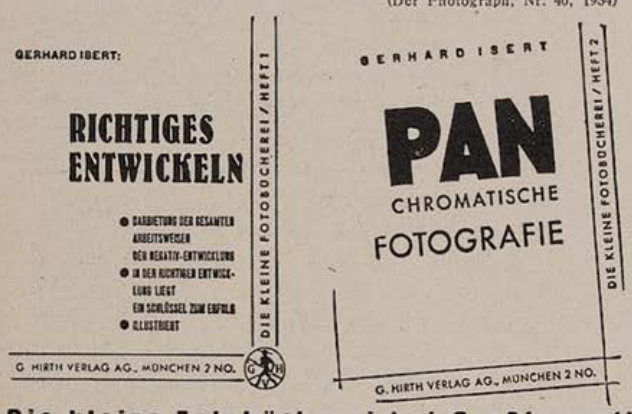
VON GERH. ISERT zu bestellen. Dieses Buch kostet 1 Mark.

Lesen Sie die Kritiken:

Die Ratschläge sind so wirksam und glücklich, daß das Heft lebhaft empfohlen werden muß. (Der Bildwart, Nr. 4, 1934)

Trotz des wertvollen Inhaltes ist der Preis äußerst niedrig, so daß die Anschaffung keine nennenswerten Schwierigkeiten bereitet. (Sudetendeutsche Tageszeitung)

Jeder hat ein Interesse, die kleine Schrift seinen Kunden anzubieten. (Der Photograph, Nr. 46, 1934)



Die kleine Fotobücherei hat Großformat!

Zu beziehen durch die Buch- und Fotohandlungen oder direkt vom

G. HIRTH VERLAG AG., MÜNCHEN, HERRNSTR. 10

Quitt

Der Prinz von Bourgogne übernahm 1702 das Kommando über eine französische Armee, der auch ein alter Oberst angehörte, welcher wegen seiner rauhen, wenig höfischen Manieren ebenso berühmt war wie wegen seiner militärischen Talente. Gleich am ersten Abend setzte der alte Haudegen sich ohne weiteres an den Tisch des Prinzen. Dieser hörte, wie jemand ihm deswegen eine Zurechtweisung gab, und sagte, noch ehe er etwas erwidern konnte, in kameradschaftlichem Tone zu ihm: „Wir werden zusammen speisen, Oberst. Ich werde Sie über die Sitten bei Hof unterrichten und Sie mich über die Kunst der Kriegführung. So sind wir quitt."

W.

Furchtbare Drohung

Der englische Geschichtsschreiber Oldys, im Anfang des vorigen Jahrhunderts, saß ein paar Jahre im Gefängnis. Es gelang ihm, sich die Gunst seines Wärters zu erringen, so daß dieser ihm oft erlaubte, abends das Gefängnis zu verlassen und seine Freunde zu besuchen. Anfangs hielt er sich peinlich an die für seine Rückkehr in die Zelle verabredete Zeit; allmählich aber ließ er sich immer länger von der lustigen Gesellschaft festhalten und verstimmte dadurch den Wärter. Als er einmal sogar erst nach Mitternacht zurückkam und ihn aus dem Schlafe getrommelt hatte, war er sehr erzürnt und sagte, noch schlaftrunken: „Wenn das noch einmal vorkommt, lasse ich Sie überhaupt nicht herein; merken Sie sich das!"

W.

WANZEN-TRANSAKTION

von Fred Endrikat

Feine Leute hängen echte, alte Bilder
teils als Schmuck- teils als Reklameschilder,
innerhalb der Wohnung ringsum an die Wände.
Es gibt Rubens, Dürers, Tintorettos und Rembrände.
Diese — und noch viele andre Meister hängen
in den Wohn- und Speisezimmern, oder Wandelgängen.
Feine Leute haben Bilder, Vögel oder Pflanzen,
aber nur in ganz höchst seltnen Fällen haben feine Leute Wanzen.
1. weil die Tiere sich erschreckend schnell vermehren.
2. weil sie nun mal nicht zum guten Ton gehören.
3. weil sie jucken und zerbeulen zarte Häute.
Summa: Wanzen sind das Privileg für arme Leute.
So vermeidet man das Hausuntier möglichst nach Kräften
wegen dieser wenig angenehmen Eigenschäften.
Aber es gibt Fälle, daß sich Wanzen einquartieren
irgendwo in einen Bilderrahmen, und dort führen
sie ein frisch-fromm-fröhlich-freies Leben.
In dem Schutze eines alten Meisters wirken sie und streben.
Ja dort streben sie — sie nisten und sie brüten —
und der alte Rembrandt muß sie — übel oder wohl — behüten.
Manchmal wundern sich die allerfeinsten Leute
über Bisse an den Schenkeln, und zerbeulte Häute.
Niemand ahnt es von den nobeln Herrn und Damen,
daß das Unheil nistet überm Bett im goldnen Rahmen.
In den Ritzen spukt und wimmelt es von bösen Geistern.
Das ist die Gefahr beim Kauf von alten Meistern.
Auf diese Weise kann man Wanzen
von hier nach Afrika verpflanzen. —

J. Geis



„Ich verstehe Herrchen nicht; diese Hausecke ist doch ein vollendetes Kunstwerk."

BÜCHER

Pearl S. Buck: Die Mutter. Roman. Paul Zsolnay Verlag, Berlin-Wien.

Gegen verlegerische Umschlaganpreisungen ist etwas Skepsis immer am Platze. Wenn aber der Verlag Zsolnay, der dem deutschen Lesepublikum den Roman „Die Mutter" darreicht, auf der Umschlagseite dieses Werk das zu tiefst ergreifende Epos der chinesischen Mutter nennt, so ist das eine Bewertung, die der Leser ergriffen bejahen wird. Selten hat mich ein Roman der letzten Jahre so mächtig gefangen wie dieser. Es ist nicht nur die souveräne Beherrschung des Stoffes, die völlige Erschließung der Seele des chinesischen Landvolkes, seiner Misere, Gebundenheiten an himmlische und irdische Mächte, das Milieu von Dorf und Landschaft, die schlichte, tiefe und doch so reiche Ausdrucksform, die dem Alltäglichen, um das es sich immer wieder handelt, so schöne, nirgends pathetische Deutung gibt. Es ist einfach das Buch der Mutter, der Mutterschaft, das so nur eine Frau schreiben konnte, eine Dichterin mit starker Seele, der nichts in Gefühlsüberschwang entgleitet, die eben nur erzählt und den Leser zwingt, ihr zu lauschen, ihr zu Füßen zu sitzen.

Pearl S. Buck schildert uns das Dasein einer geplagten chinesischen Landfrau. Wir treten in die armselige Hütte ein, sehen die Frau der vielen Arbeit im Haus und auf dem Felde hingegeben, denn der Mann hat seine eigene, mehr spielerische Art; er beliebt nach Laune auszuspringen. Sie haben Kinder, aber sie hat sie mit Freude. Fruchtbarkeit ist ja nicht nur Bestimmung, sondern Glück. Diese Mutter nun erleidet das Schicksal, daß ihr Mann fortgeht von ihr und daß sie als Weib vorzeitig dem Gesetz von Saat und Frucht ausgeschlossen ist. Zwang des Blutes bringt sie eines Tages in tragische Verkettung von Sünde und eingebildeter Schuld. Sie wird von Prüfungen hart geschlagen und hat schließlich nicht einmal mehr den Mut, ihre Zuflucht zu den Göttern zu nehmen. Ihr Leben ist eine Passion von Leiden, nichts als Leiden. Alles, was sie im Guten oder Bösen tut, ist Liebe, Opferung. Die Tochter erblindet und stirbt im Elend, ihren Lieblingssohn muß sie bei einer Massenhinrichtung kommunistischer Revolutionäre sterben sehen. Weinend und klagend sitzt sie an irgendeinem Grabe, da es das des Sohnes nicht sein kann. In diese Trauer bringt ihr der älteste Sohn die Nachricht, daß ihm das langerwartete Kind geboren. Die Mutter, nun Großmutter, fühlt sich nun vom vermeintlichen Fluch erlöst. Sie hat doch ihre Mutterschaft weitergegeben, die Kette, die aus dem Ewigen kommt, zum Ewigen weitergeht, ist nicht abgerissen.

Die Gestalt dieser Mutter steht unheroisch und doch groß vor uns. Groß nicht durch dichterische Übertreibung, sondern durch menschliche Echtheit. Keine Idealgestalt. Wir sehen sie scharf durch die Augen der Erzählerin, aber wo sich ihre menschlichen Schwächen offenbaren, wo sie auch fehlt, wo sie klein und kleinlich ist, es ist doch immer wieder die Mütterlichkeit, die ihren Sinn lenkt, ihr Herz schwer oder — auch im Unglück — glücklich macht. In dem Bild dieser Mutter finden wir Züge der eigenen, wir sind ganz nahe dem lebenzeugenden Schoße, der gebären muß, um durch Leid glücklich zu sein und im Glück zu leiden. z.

Phryne

„Tja, es ist Urämie in Verbindung mit chronischer Dispepsie", sagte der Sanitätsrat und stank nach Wissenschaft. „Eine kleine Operation wird nicht zu umgehen sein!"

„Ausgeschlossen!" jammerte Nelly, die Wunderschale, die Rhythmusgewordene: die Tänzerin!

„Ausgeschlossen!" wimmerte Nelly.

„Es kostet nicht das Leben!"

„Ich mach's mit Narkose! Es tut nicht weh, nicht die Spur!"

„Ausgeschlossen!" schluchzte Nelly. „Angst hab' ich keine. Aber seh'n Sie, der Körper wird doch verunstaltet — —!"

„Aber na —! Ich bitt' Sie! Wer Sie liebt, lacht doch, Gnädigste! Lachkrämpfe kriegt er sogar!!"

„Ausgeschlossen" stöhnte Nelly. „Mein Beruf! Mein Beruf! Ich bin Tänzerin!"

„Aber Gnädigste! Wir machen den Schnitt natürlich an einer Stelle — — — die beim Tanzen — — verdeckt — —"

„— — — Ausgeschlossen . . ." röchelte Nelly.

H. Rewald

Das Mädchen und die sieben Freuden



Sie hieß Karoline, und die Ungewöhnlichkeit des Namens in einer Zeit, die Mia und Baby, Jo, Daisy und Gwen als erste durchs Ziel gehen ließ, ist meine früheste Erinnerung an sie. Mißverstehen Sie mich nicht. Karoline war gar nicht unmodern. Sie war Abteilungsleiterin in einer großen Firma, geschäftstüchtig, fleißig und dabei eine Meisterin in der Kunst, ihr Gesicht schön zu machen, ohne das Auge des Bewunderers ihrer Figur zu beleidigen / Wie sie mich aus einem Haufen strampelnder Mädchenarme und Bubenbeine im Schwimmbad herausgriff, um mir Unterricht im Crawlen zu geben, das



ist die zweite Erinnerung. Und Karoline im seligen Walzerschritt die dritte — am Abend, an dem ich zum



ersten Male mit Onkel ausgehen durfte / Immer der gleiche, frohe und ausgeglichene Kamerad, das ist Karoline (und seit dem Schwimmunterricht darf ich sie alle paar Wochen besuchen) / Als ich sie gestern überraschen wollte, fand ich sie am Schreibtisch — verlegen zum ersten Male, seit ich sie kenne. „Es ist Adventszeit", sagte sie, „Zeit zum Nachdenken, wer mir Gutes getan hat in diesem Jahre, bewußt oder unbewußt. Hier siehst Du sieben Namen. Sie bedeuten sieben Freuden, die mir geschenkt worden sind, und die Mehrzahl der sieben weiß wohl gar nicht, daß sie es taten" /



„Da ist Schwester Martha, die mir die Hand hielt in der langen Nacht vor der Operation. Da ist Paul, der Portier des Bürohauses, der im rechten Augenblick sagte:



„Wie schön scheint die Sonne heute, Frollein", als ich einmal ganz verzagt dachte, alles sei zu Ende. Da ist der Omnibusschaffner, der immer ein wenig wartet, wenn ich verspätet zur



Haltestelle laufe. Da ist Fräulein Berger, Herr Schmidt, die Mutter Moser und nicht zuletzt der kleine Fritze, der so wundervoll spucken kann und mir das Murmelspielen beigebracht hat." Jetzt darf ich mitwählen und mitaussuchen, um sieben Menschen Freude zu schenken. Dann darf ich helfen, sieben Pakete zu machen, in Weihnachtspapier gepackt und mit bunten Bändern verschnürt. Dann werde ich helfen, sie zur Post zu tragen. Aber es werden vierzehn Pakete sein und nicht sieben, denn meine eigenen sieben Freuden werden auch dabei sein / Und dann, das weiß ich, werde ich Karoline so glücklich sehen, wie damals im seligen Walzerschritt.



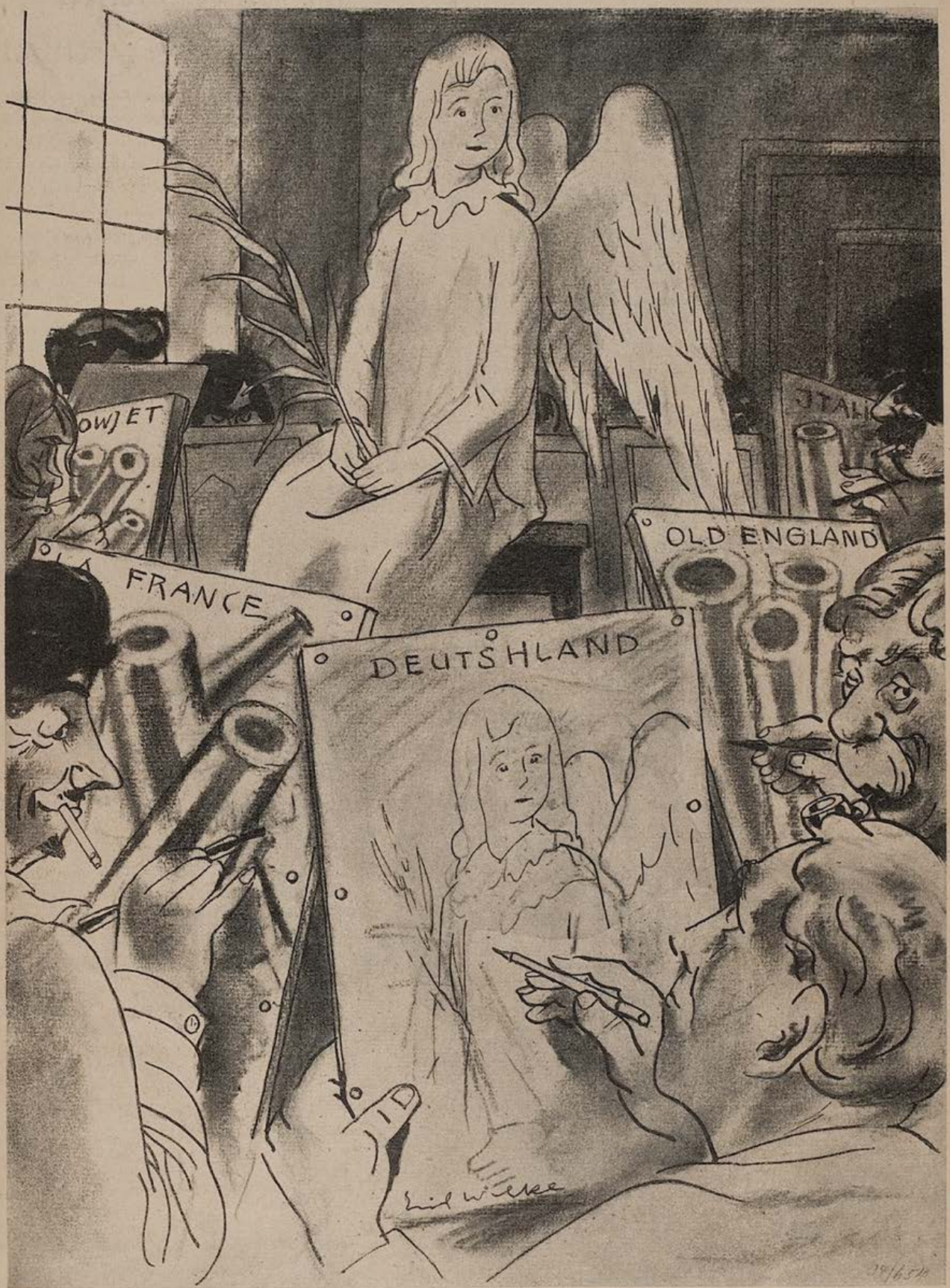
F

1934 / JUGEND NR. 49 / 1. Dezember 1934 *Vierteljahres-Preis 7 Mark, Heft-Preis 60 Pfennig*

Begründer: Dr. GEORG HIRTH. — Verantwortlich für die Schriftleitung: ARNOLD WEISS-RÜTHEL; für die Anzeigen: GEORG POSSELT, München. — Verlag: G. HIRTH VERLAG., München. — Für die Herausgabe in Österreich verantwortlich: J. RAPAEL, Wien I, Graben 29a (Eingang Trattnerhof). — Für die Redaktion in Österreich verantwortlich: MARIANNE RAPAEL, Wien XIX, Hochschulstraße 25. — Alle Rechte vorbehalten. — Nachdruck strengstens verboten. — Copyright by G. HIRTH VERLAG AG., München. — Druck: G. HIRTH VERLAG AG., Buch- und Kunst-Druckerei, München, Herrnstraße 10. — D.-A. 9000. — Entered as second class matter, Postoffice New York, N. Y. — Manuskripte sind nur an die Redaktion der „Jugend", München, Herrnstraße 10, zu senden: Rücksendung kann nur erfolgen, wenn Rückporto beiliegt.

Auffassungssache

Erich Wilke



Das Modell ist für alle das gleiche — aber die Auffassungen weichen stark von einander ab.

PREIS 60 PFENNIG **JUGEND** MÜNCHEN 1934 / NR. 50



Ingrid

Anders Zorn †

J U G E N D

39. JAHRGANG 1934 / Nr. 50



Winter am Maisingersee H. Mayrhofer-Passau

Der Meermann

Nach einer alten Chronik

Von Hermann Hesse

Trotz den vielen Humanisten, die es im Anfang des 15. Jahrhunderts in Italien gab, passierten damals zwischen Mailand und Neapel viel erstaunlichere Dinge als heutzutage; wenigstens reißen die Chronisten jener Zeit trotz ihrer gelegentlichen Altklugheit alle Augenblicke die Augen weit auf und berichten mit der ihrem Berufe zukommenden Treuherzigkeit ganz wunderliche Sachen. Ein solches, von zahlreichen Augenzeugen beglaubigtes Ereignis aus eben jener Zeit ist das folgende.

Eine Stadt am Meere, eine zwar nicht große, aber uralte, hochberühmte und von vielen Zierden der Kunst und Wissenschaft bewohnte Stadt errichtete auf dem Standort eines längst vom Boden verschwundenen Neptuntempels eine schöne Kirche. Sie wurde vollendet und eingeweiht und von jedermann mit Stolz und Freude besucht und betrachtet, nur nicht von den Bewohnern des eifersüchtigen Nachbarstädtchens.

Da geschah es kurze Zeit nach der Einweihung jener Kirche durch den Bischof, daß ein grausiger Sturm ausbrach, der mit unerhörter Stärke vier Tage und Nächte wütete. Mehrere Fischerbarken gingen mit Mann und Maus unter, ein Segelschiff mit reicher Warenladung versank unweit der Küste, und vom Turm der neuerbauten Kirche wurde das zentnerschwere vergoldete Kreuz ausgerissen. Es stürzte auf die Kirche, durchschlug das Dach und blieb verwüstet und verbogen im inneren Gebälke hängen. Manche fanden, seine jetzige Form sei die eines Dreizacks, und schlossen daraus auf eine Rachehandlung des beleidigten Meergottes. Andere bemühten sich, die Haltlosigkeit dieser Behauptung darzutun, man erregte sich über die Frage, und bald war die ganze Stadt deswegen in Streit und Eifer. Der große Historiker Markus Salestris verlas im Ratssaal eine Abhandlung über Wesen und Geschichte der Meeresgottheiten, eine wackere Arbeit voll alter Zitate und Hinweise auf die Werke der Alten wie auch der Kirchenväter, die am Schlusse in der Überzeugung gipfelte, die ehemaligen Meergötter seien entweder ausgerottet oder doch in unbekannte und öde Ozeane jenseits der Erdteile entwichen.

Ihm antwortete der berühmte Redner Cäsarius in einem öffentlichen Vortrag. Unter Anerkennung der Gelehrsamkeit und Verdienste des Salestris behauptete er mit Überzeugung das Gegenteil und machte seine Ansicht vielen überaus wahrscheinlich, indem er aus Chroniken wie aus Seefahrerberichten neuerer Zeiten viele Fälle von Begegnungen zwischen Menschen und heidnischen Meerwesen aufzählte.

Inzwischen hatte der entsetzliche Seesturm nachgelassen, und wenn auch die See noch ziemlich bewegt war, konnten doch Fischer und andere Leute, die ihr Gewerbe am Strand betrieben, wieder ihrem Berufe nachgehen.

Da kamen eines Morgens Fischerweiber in die Stadt gelaufen und verkündeten schreiend, es liege am Sandufer vom Meere hergespült ein Mann nackt und halb vom Seetang überzogen. Sie vermuteten in ihm den Leichnam eines von den im Sturme Umgekommenen, und in Bälde begleitete sie eine große Schar, teils Hilfsbereiter, teils Neugieriger zum Ufer. Sie nahmen Stangen, Netze und Seile mit, einige machten auch ihre Boote flott, und so näherten sie sich dem Körper, der unweit des Strandes, scheinbar im Schlinggewächse verwickelt, im Takt der noch unruhigen Brandung auf und nieder schaukelte. Frauen wehklagten und beteten, Jünglinge und Kinder sahen mit Grausen auf den bleich schimmernden Körper, der bald bis zur Brust sichtbar wurde, bald nur noch eine Hand über Wasser zeigte.

Des unsicheren Bodens und der vielen Untiefen wegen fand man es geraten, den Leichnam von drei Booten aus mit einem Schleppnetz einzuholen. Erfahrene Männer führten dies aus, und es gelang.

Entsetzt aber schrie die Menge der Zuschauer auf, als der vom Netz umschlossene Körper sich plötzlich heftig bewegte. Er riß am Netz und schlug mit den Armen, und unvermutet stieß er ein so wildes und scheußliches Gebrüll aus, daß jedermann das Herz erstarrte. Zugleich warf er sich wie im Krampf in die Höhe, und nun konnte man sehen, daß er mit einem gewaltigen Fischschwanze an Stelle der Beine versehen war.

„Ein Ungeheuer! Ein Meermensch! Ein Seeschreck!" riefen alle durcheinander, und nicht wenige ergriffen die Flucht. Die Männer in

den Booten aber hielten, obwohl erschrocken, Stand und zogen den unentrinnbar Umstrickten mit Übermacht ans Land. Dort banden sie den ganz vom Netz umschnürten Meermann noch mit starken Seilen, warfen ihn auf einen zweirädrigen Karren und führten ihn unter ungeheurem Auflauf und Geschrei des Volkes in die Stadt.

Hier war mittlerweile von den zuvor Geflüchteten die Neuigkeit in allen Gassen verbreitet worden, und auf dem Marktplatz, wohin die Männer mit dem Karren eilten, strömte im Augenblick eine unzählbare Volksmenge zusammen.

„Totschlagen!" und „Vierteilen!" riefen Hunderte unaufhörlich. Doch wagte sich niemand an den Gefangenen, den die Einlieferer überdies bewachend umstanden.

Unter den Herren von Ruf und Geltung, die sich samt dem Bürgermeister in ziemlicher Anzahl eingefunden hatten, wurde heftig beraten. Der Historiker Salestris und der Redner Cäsarius waren die ersten, die sich dem auf dem Wagen liegenden Ungeheuer näherten, um es genau zu betrachten. So weit auch ihre Meinungen sonst auseinandergingen, waren sie doch darin einig, daß man versuchen müsse, den Fremdling am Leben zu erhalten. Und es gelang ihnen, entgegen dem Wunsch der Menge, jene Männer zu vermögen, daß sie den Gefangenen, gebunden wie er war, in den Marktbrunnen warfen, wo er alsbald untersank.

Der Brunnen wurde mit Schildwachen besetzt, und das Volk trieb sich erregt noch lange auf dem Platze herum, während der Rat unter Beiziehung jener Gelehrten über die ferner zu ergreifenden Maßregeln im Stadthause beriet. Salestris und Cäsarius erhielten Erlaubnis und Auftrag, den Tritonen nach Möglichkeit zu erforschen und, wenn es möglich wäre, mit ihm zu reden.

Sie begaben sich zum Brunnen, wo die Wachen sie vor dem Andrang der Neugierigen schützten. Der Meermann lag auf dem Grunde des tiefen steinernen Beckens, und es gelang erst nach mehreren Stunden, ihn durch Brot und Fische an die Oberfläche zu locken. Endlich tauchte er auf, und es zeigte sich, daß er Netz und Stricke inzwischen abgestreift hatte. Die beiden Gelehrten machten das Zeichen des Kreuzes, wozu der Meermann lachte. Dann redete ihn bald der eine, bald der andere an, sowohl in italienischer wie in lateinischer Sprache. Doch verstand er sie nicht, obwohl er eifrig zu lauschen schien und teils durch Gebärden, teils durch unverständliche Laute einer fremden Sprache etwas zu sagen bemüht war.

Eine nochmalige Beratung im Stadthause blieb ohne Ergebnis. Cäsarius äußerte die Überzeugung, es müsse möglich sein, sich in irgendeiner Sprache mit dem Fremdling zu verständigen. Darauf fand sich ein südländischer Schiffer, der als Verwalter einer Reederei am Orte lebte und der sarazenischen Sprache mächtig war. Auch er redete mit dem Scheusal und wurde nicht verstanden. Doch hielt er es für wahrscheinlich, daß er griechisch rede, denn seine Laute kamen ihm denen der griechischen Sprache ähnlich vor, die er zwar nicht verstand, doch auf Seefahrten manchmal hatte sprechen hören.

Es galt also, jemand zu finden, der Griechisch konnte. Allein es fand sich niemand, denn die Kenntnis dieser Sprache war damals wenig verbreitet. Doch wußte Salestris, der Historiker, daß der in der Nachbarstadt lebende Arzt Charikles griechische Bücher besaß und sich mit seinen griechischen Studien brüstete. Nun hatte niemand Lust, der verhaßten Nachbarstadt den Triumph zu gönnen und den Charikles holen zu lassen.

Aber in einer letzten Sitzung spät am Abend wurde doch schließlich für richtig erkannt, den fremden Arzt und Gelehrten heimlicherweise herzubestellen, und Cäsarius übernahm den Auftrag dazu, wenn auch ungern. Früh am andern Morgen begab er sich zu Pferde nach der nicht sehr weit entfernten Stadt, sprach bei Charikles vor, sagte ihm viele Schmeicheleien und bat ihn am Ende, ohne Aufsehen mit ihm zu kommen. Jener meinte, er habe durchaus kein Interesse daran, der Feindin seiner Vaterstadt einen Dienst zu erweisen, doch wolle er der Wissenschaft zuliebe und gegen eine ordentliche Belohnung immerhin mitkommen.

Und so standen am späten Nachmittag die Edlen der Stadt, die Gelehrten und der Arzt Charikles am Rande des Brunnenbeckens. Das Meerungeheuer tauchte empor und legte sich mit beiden Armen auf die Steinbrüstung. Charikles sprach es lateinisch und italienisch an, doch ohne Erfolg. Da begann er griechisch zu reden, und kaum hatte er einige Sätze gesagt, so gab auch das Ungeheuer fremdartige Laute von sich.

„Es ist gut", sagte der Arzt zu den Umstehenden, „er gibt mir Antwort".

„Mir scheint aber doch", meinte Salestris, „das Schrecknis rede nicht dieselbe Sprache wie Euer Wohlgeboren".

„Ihr habt ein feines Ohr", erwiderte der Arzt lächelnd. „Der Triton spricht zwar Griechisch, jedoch den veralteten jonischen Dialekt, denselben, in dem die Gesänge des Homeros abgefaßt sind."

Er redete weiter mit dem Unhold, bis dieser, der Belästigung müde, untertauchte und im tiefen Wasser verschwand. Darauf gab er im Rathause seine Unterredung zu Protokoll. Nach diesem hatte der Meermann mitgeteilt, er sei ein Abgesandter des Gottes Poseidon. Selbiger sei erbost, daß an der Stelle seines ehemaligen Tempels ein fremdes Gotteshaus errichtet worden; darum habe er jenen Sturm erregt, Fischer und Seeleute samt ihrem Gut vernichtet und Turm und Dach des neuen Tempels beschädigt. Sollten die Einwohner der Stadt es wagen, diese Beschädigungen auszubessern, so werde seine Rache ohne Grenzen sein. Außerdem aber verlange er zur Sühne die Errichtung eines Standbildes auf der Säule des Marktbrunnens.

Charikles erhielt ein anständiges Geschenk und ward von zwei Edlen bis zur Mitte des Weges in seine Stadt zurückgeleitet. Das Meerungeheuer stieß in der folgenden Nacht einen dreimaligen, grausigen Schrei aus und war am Morgen spurlos verschwunden. Bald darauf ward über dem Brunnen ein ehernes Neptunbild aufgestellt, und das Loch im Dache der neuen Kirche blieb offen und ließ Sonnenschein und Regen durch. Das trug zum raschen Verfall des Gebäudes bei, heute steht dasselbe nicht mehr, sondern wurde im siebzehnten Jahrhundert durch eine schöne Kirche im Barockstil ersetzt.



Der Krüppel — A. Burkart



Der Philosoph — Karl Spitzweg †

WENN MANCHER MANN WÜSSTE ...

Von F. M. Reifferscheidt

Der Mann mit dem Reptiliennamen Tom Serpent kommerzialisiert die ihm von Gott verliehene Gabe der Erfindung grusliger Geschichten. Das Publikum schätzt diese als Kriminal- und Abenteuerromane firmierenden Kompendien des Heldenmuts und des Grauens, aus denen Serpent selbst immer wieder siegreich und ruhmüberladen hervorgeht. Einmal figuriert er als Gunman des erfolgreichsten amerikanischen Banditen, ein andermal als Geheimkurier Tschiangkaischeks, in einem dritten Fall befreit er Old England und Scotland Yard von dem furchtbaren Albdruck eines anscheinend körperlosen Halunken, der seine Opfer durch Willenslähmung vernichtet und den er am Ende mit dem Chefredakteur einer englischen Modezeitschrift identifiziert. Also ein niemals irrender Detektiv mit ans Wunder grenzender Kombinationsfähigkeit und auf der andern Seite unwahrscheinlich gerissene Bösewichter, die entweder — das ist die erhabene Sorte — aus Verbitterung ganze Kontinente in Brand setzen oder aber — das gilt für alle Tage — die lediglich klauen wollen und deshalb auch nicht wie die ersteren in einer grandiosen Katastrophe zugrunde gehen dürfen, sondern dicht vor der Verlobung von Serpents Gehilfe mit der Nichte des durch die Intervention vor Schaden bewahrten Millionärs schlicht und einfach ins Polizeigefängnis abwandern.

Nun haben die Leser von Tom Serpent teils die Vorstellung, die sich ohne kompliziertere Erwägungen aus dem Konsum seiner Werke ergibt, teils eine ähnliche, die auf den plausiblen Gedanken hinausläuft, der Erfinder und Schilderer solcher Verhältnisse müßte schon ein verwegener Bursche sein, auch wenn er das alles nicht selbst mitgemacht. Also mindestens ein gründlicher Kenner der Materie, ein Mann, der sich umgesehen hat, und dazu genügt nicht, daß man tagaus tagein Shagpfeife raucht, dazu muß man auch Mut und Geschicklichkeit

besitzen, dazu muß man kaltblütig sein wie ein Stockfisch und nicht zuletzt muß man sich seiner Haut zu erwehren wissen, wenn's drauf ankommt. Keine Frage, daß Tom Serpent solch ein Mensch ist. Irgendwas muß doch dran sein, denken die Leser, das heißt jene Minderheit, die überhaupt etwas zu denken für nötig hält und die hoffentlich bald völlig aussterben wird. Und nun komme ich und ich bin nicht auf die Logik des Scheins angewiesen, denn ich kenne Mister Serpent persönlich.

Er heißt vulgo Fritz Knieriche und wohnt in Berlin-Steglitz. Er hat eine Frau und drei Kinder und eine reichlich banale Zweizimmerwohnung. Knieriche lispelt etwas. Abends nach 10 Uhr trifft man ihn häufig in der Kneipe Ecke Birkbuschstraße und da trinkt er nun nicht etwa scharf ausspähend, ob der Rote Bill endlich mal in die Falle läuft, einen Whisky nach dem andern, sondern zwei kleine Helle. Seine vielgelesene Geschichte von dem Tennismeister, den er nach dreihundert Seiten als Meisterspion entlarvt, ist ihm eingefallen, als er einmal Sonntags mit Frau und Kindern im Freibad Wannsee in der Sonne schmorte. Er ist klein von Wuchs, übrigens schon siebenundvierzig und ein enragierter Rheumatiker. Wenn seine Verleger ihn wie üblich schlecht behandeln, ihn für 11 Uhr bestellen und dann bis 2 Uhr warten lassen, dann dringt er nicht mit Gewalt ins Kontor ein und kauft sich mal den Kerl hinterm Schreibtisch, sondern erklärt, schließlich vorgelassen, verlegen lächelnd, das hätte ihm gar nichts ausgemacht und schimpft dafür hernach zu Hause seine Frau aus, weil das Essen verkocht sei. Eine stille Sehnsucht hat er auch und die hat gar nichts mit dem Rätsel von Santa Maria oder mit der Frage zu tun, wer der Mann mit der grünen Maske in der gleichen Weise sei wie Tom Serpent ein gewisser Herr Knieriche aus Steglitz. Sie betrifft einen Schrebergarten drüben in Südende und eine monatliche Mehreinnahme von 50 Mark, um den Jungen ins Gymnasium schicken zu können. Das einzige, was bei Freund Knieriche unter Umständen an den legendenumwitterten Mister Serpent erinnern könnte, ist eine Lebensversicherung über dreitausend Mark, zahlbar an die Witwe. Aber unnötig, zu sagen, daß unserem Knieriche dabei, wenn überhaupt etwas, dann vielleicht ein noch lange nicht fälliger und dann möglichst harmloser Strohtod vorschwebt und nicht der bei einem Serpent eigentlich unvermeidliche Absturz aus dem siebenundzwanzigsten Stockwerk des Elliotbuildings in Chikago oder die Kugel aus der Selbstladepistole des Königs der Bodellwirte von Schanghai.



Die Alte — Toni Fiedler

Die Alte am Fenster

Von Lilly Frick

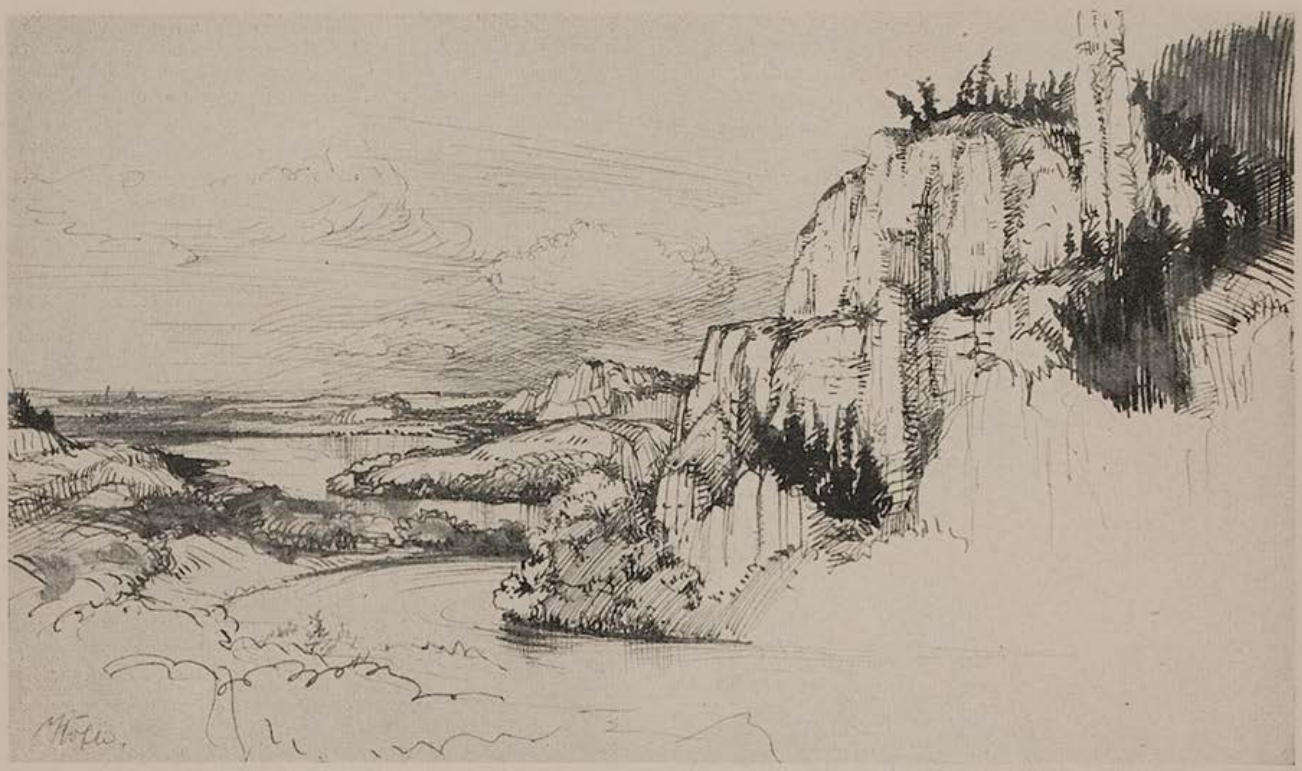
Stets war ein Blühen hinter ihren Scheiben.
Der Strickstrumpf wuchs in ihren Faltenhänden.
Und immer grüßte uns ihr Lächelblick,
als segnete sie unser lautes Treiben,
an dem sie hinter gläsern dünnen Wänden
noch ihren Anteil hatte. — Das Geschick
war hart zu ihr, es nahm ihr Mann und Erben,
nahm alles, was es ihr dereinst gegeben.
Da saß sie still und alt. Das Lächeln blieb
und grüßte hinter ihren Blumenscherben
die Menschen, die da gingen. Alles Leben
war ihrem Herzen wundernah und lieb.

Oft such ich noch in engen alten Gassen
nach einem Fenster unterm Giebeldache,
nach einem ur-, uralten Angesicht.
Ich weiß, es lebt noch irgendwo. Gelassen
hält es von hoch da oben stille Wache
und seines Lächelns Güte endet nicht.

DER DOPPELGÄNGER

VON JAKOB HARINGER

Der Schotte Robert Bruce, damals etwa dreißig Jahre alt, diente 1828 als Unterschiffer auf einem Handelsschiffe, welches zwischen Liverpool und St. John in Neubraunschweig fuhr. Der Unterschiffer in seiner Kajüte, die an jene des Kapitäns stieß, mittags einst an der Küste von Neufundland in Berechnung der Länge vertieft und mit dem Resultat nicht zufrieden, rief nach der Kajüte des Kapitäns, welchen er daselbst anwesend



Berge—Wasser—Wolken — M. Höfle-Dachau †

glaubte: „Wie haben Sie es gefunden?“ Über die Achsel blickend, glaubte er den Kapitän in seiner Kajüte schreiben zu sehen und ging endlich, da keine Antwort erfolgte, hinüber, wo er, als der Schreibende den Kopf hob, ein völlig fremdes Gesicht erblickte, welches ihn starr betrachtete. Bruce stürzte aufs Verdeck und teilte dem Kapitän dies mit. Als beide hinabgingen, war niemand zu sehen, aber auf der Tafel des Kapitäns stand mit einer ganz unbekannten Handschrift geschrieben: „Steuert nach Nordwest!“ — Man verglich die Schriften aller, die auf dem Schiff schreiben konnten, — es paßte keine; man durchsuchte das ganze Schiff — es wurde kein Versteckter gefunden. Der Kapitän ließ das Schiff in der Tat nach Nordwest steuern. Nach einigen Stunden begegnete man einem in einem Eisberg steckenden Wrack mit Menschen. Es war ein verunglücktes, nach Quebec bestimmtes Schiff, Mannschaft und Reisende in größter Not. Als die Boote von Bruces Schiff die Verunglückten an Bord brachten, fuhr dieser beim Anblick des einen zurück, der an Gesicht und Anzug ganz dem glich, den er in der Kajüte hatte schreiben sehen. Der Kapitän ersuchte ihn, dieselben Worte „Steuert nach Nordwest!“ auf die andere Seite der Tafel zu schreiben, und siehe da, es war die gleiche Schrift! Der Kapitän des verunglückten Fahrzeuges berichtete, daß der Schreiber am Mittag in einen tiefen Schlaf verfallen sei und, nach einer halben Stunde erwacht, gesagt habe: „Heute werden wir gerettet!“ — Er hatte geträumt, er sei an Bord eines Schiffes, welches zur Rettung heransegle. Er beschrieb das Schiff, und als es wirklich in Sicht kam, erkannten es die Verunglückten aus seiner Beschreibung. Und der Schreiber erklärte noch, es komme ihm alles bekannt vor, was er auf dem Schiffe sehe, das sie gerettet habe. Wie es zugegangen, wisse er nicht.

FEDOR KUSMITCH

VON MANUEL SALDBERG

Achtzehn Jahre lebte Fedor Kusmitch in dem kleinen sibirischen Dorfe. Im Jahre 1826 erschien er plötzlich in dem Orte. Ein kleines Holzhaus, am Ende der einzigen und eintönigen Straße, wählte er als seine Wohnstätte. Von den Dorfbewohnern wußte keiner, woher er kam und nur wenige erfuhren von ihm mehr als seinen Namen.

Oft und gerne saß er in der warmen Stube des alten Wasil Ivanowitsch Koroljew, inmitten unter den Dorfältesten. Über dem Tische flackerte eine Öllampe und der matte Schimmer breitete sich über den Tisch und die Köpfe der Alten aus. Der übrige Wohnraum lag im Dunkel. Nur in einer Ecke zuckte ein Lichtlein in rotem Glase vor dem Bilde der „Schwarzen Mutter Gottes von Kasan“ und nahm sich wie ein leuchtender Blutstropfen an der Wand aus. Große Scheite knackten im Ofen und der Samowar brummte am Tische.

Da wurde der sonst so wortkarge und ernste Fedor gesprächig und wundersame Geschichten wußte er aus dem großen Russenreiche zu berichten. Weit ist er schon herumgekommen und vieles hatten seine Augen gesehen.

Gerne erzählte er von Alexander I. Pawlowitsch, Kaiser von Rußland. Von seiner Vermählung mit Elisabeth, einer Tochter Karl Ludwigs, Erbprinzen von Baden im Jahre 1793. Er schilderte, wie Alexander I. nach dem grausigen Attentate auf seinen Vater Paul I. mit 24 Jahren den Thron bestieg. Seine Augen leuchteten, wenn er von der Krönungsfeierlichkeit in Moskau im Kreml sprach, von dem großen Prunkfeste, welches er miterlebte.

Wie an diesem Tage die Sonne als blutrote Scheibe am Firmament emporstieg, die unzähligen großen Zwiebeltürme des Kremls in mächtige lodernde Fackeln verwandelte und ein prächtiges Flammenmeer zum Himmel emporleuchtete. Wie alle Glocken der Stadt Moskau läuteten

und ihr melodisches Dröhnen sich erst im Äther ganz verlor, als der neue Zar, die mit tausenden Kerzen erleuchtete Kirche verließ.

Er beschrieb seinen Zuhörern den Prunk und die Farbenpracht in dem großen dichtgefüllten Gotteshause. Von den Diamanten, welche aufblitzten aus den kostbarsten Schmuckstücken der Erde, von den sprühenden Feuern der Diadems und dem Farbenchaos der Uniformen, auf welchen die Orden prangten. Wie vorne am Altare die höchsten geistlichen Würdenträger, in alte kostbar gestickte und mit Edelsteinen besetzte Meßgewänder gehüllt, in Weihrauchwolken wie Erscheinungen aus einer anderen Welt standen.

Von Fedor erfuhren sie erst so recht, was Zar Alexander I. für das große Russenreich während seiner Regierungszeit getan hatte. Sie hörten von dem Frieden, den er nach den Schlachten von Eylau und Friedland im Jahre 1807 in Tilsit mit Napoleon I. schloß und dem Bündnis mit ihm ein Jahr später in Erfurt, welches er nach der Niederlage Österreichs im Jahre 1809 wieder löste und ein solches mit Deutschland einging, als Napoleon sich anschickte, im Jahre 1812 den Feldzug gegen Rußland zu eröffnen. Gespannt lauschten sie der Stimme Fedors, als er von Napoleon I. erzählte, der an der Spitze seiner großen Armee, die eine halbe Million Mann zählte, den Niemen überschritt und Wilna besetzte. Wie Napoleon nach den Siegen in Smolensk und bei Borodino, durch welche der Weg nach Moskau frei wurde, am 14. September mit seinem erschöpften Heere in diese Stadt einzog. Interessant verstand Fedor zu schildern, wie öd diese prächtige Stadt angetroffen wurde. Nur Verbrechergesindel und Kranke barg die Stadt um diese Zeit in seinen Mauern, da alle anderen Bewohner bereits geflohen waren. Feuer brach aus und Moskau's Flammen loderten fünf Tage zum Himmel empor. Wie nach einem Monat, durch den ungewöhnlich früh hereinbrechenden Winter gezwungen, Napoleon diesen rauchenden Trümmerhaufen verließ und von einer halben Million nur mehr zwanzigtausend Mann die Beresina überschritten, da außer den Kämpfen, Hunger, Krankheit und die furchtbare Kälte unzählige Opfer forderten und wie der letzte Rest der geschlagenen Armee Frankreichs, — in Lumpen gehüllte, frierende und hungernde Soldaten, — durch das weiße öde Rußland stapften.

Ein andermal hörten sie von ihm, wie Alexander I. mit seiner Gemahlin Zarin Elisabeth zur Erholung nach Südrußland, nach Taganrog, einer Stadt am Asowschen Meere reiste, wo er am 1. Dezember 1825 starb. Daß man damals verschieden von der Todesursache sprach, wo die einen behaupteten, er sei an einer Fieberkrankheit gestorben, dagegen die anderen mit Bestimmtheit von einer Vergiftung wissen wollten. Fedor vertrat die Ansicht, keiner wußte überhaupt die Wahrheit. Er wohnte auch damals der prunkvollen Beisetzungsfeierlichkeit Alexander I. in Moskau bei.

Dieselben Glocken dröhnten, wie einst bei seiner Krönung, doch dichter Nebel verschluckte ihren Klang. Die Sonne streute an diesem Tage kein flammendes Gold über die Stadt aus, nur Schnee bedeckte sie wie ein Leichentuch und stülpte weiße Hauben über die mächtigen Zwiebeltürme.

Noch nie hörten diese Menschen so erzählen, wie es Fedor konnte. Keiner von ihnen wußte wie er, von dem Leben des verstorbenen Väterchen Zar soviel zu berichten. Kein Wunder, diese Menschen kamen in ihrem ganzen Leben aus der näheren Umgebung ihrer Behausung nicht heraus und verbrachten ihr ganzes Erdendasein nur in dieser Einsamkeit. Fedor dagegen lebte früher in den großen Städten Rußlands, wo buntes Leben und Treiben herrschte, wo Reichtum und Armut eng beisammen wohnten und ein Ereignis oder Fest das andere ablöste.

Ein düsterer Tag war der 20. Jänner 1844. Das ganze Dorf lag tief im Schnee eingebettet. Von manchen Häusern waren kaum mehr die kleinen Fenster zu sehen und noch immer wirbelten große Schneeflocken vom bleigrauen Himmel hernieder. Wie eine Wallfahrt zogen die Dorfbewohner, jung und alt, zum letzten Hause an der Straße, in welchem Fedor Kusmitch im Sterben lag. Trotzdem er gewöhnlich nur wenig mit den Leuten sprach, so liebten ihn doch alle. Man wußte, daß er von früheren Ersparnissen einfach lebte und doch half er überall, wo Hilfe nötig war. Er kam zu jedem Krankenlager und linderte die Not, wo sie zu Hause war. Er ließ arme Kinder des Dorfes kleiden und verfertigte ihnen oft die schönsten Puppen und Spielsachen.

Ernst und schweigsam betraten die Leute das kleine Haus. Gegenüber der Eingangstüre, in einer Nische, stand das Bildnis eines Heiligen, vor dem sich jeder verbeugte und das Kreuz schlug, bevor er die große einfache Stube betrat. Viele Menschen standen drinnen mit Tränen in den Augen. Fedor bemerkte keinen mehr von ihnen, denn er sprach im Fieber bereits mit Wesen, die uns Menschen erst im Todesringen bekannt werden dürften. Vielleicht sind es Gestalten, die Sterbende bereits langsam zur Pforte der ewigen Herrlichkeit oder Verdammnis geleiten.

Die Dorfältesten, denen Fedor so oft und viel erzählte, saßen um das Bett herum und lauschten voll Sorge auf jeden Atemzug des Kranken, ob er nicht der letzte sei. Sie hofften, daß das Bewußtsein noch einmal zurückkehrt und Fedor ihnen noch etwas zu sagen habe. Und so war es.

Langsam öffneten sich noch einmal seine Augen und starrten verklärt zur Zimmerdecke empor. Schwer mit dem Atem ringend hauchte er die letzten Worte: „Bin nicht ... Fedor ... Kusmitch, ... ich ... war ..."

Alle Anwesenden starrten sich erst verständnislos an, dann knieten sie nieder und murmelten ein Gebet für den Verstorbenen.

Auf der tief verschneiten Dorfstraße standen die Leute in Gruppen beisammen und sprachen nur von Fedor Kusmitch, — der nie so hieß. Die meisten hielten ihn für einen Verbrecher, der nach gelungener Flucht in das kleine Dorf Sibiriens kam und hier bis zu seinem Tode, als einfacher und braver Mensch lebte.

Seinen Leichnam begleitete ein langer Zug, das ganze Dorf watete im Schnee hinter dem Sarge einher. Im Garten eines kleinen Klosters, für welches er die Jahre hindurch viel spendete, wurde der Unbekannte beerdigt. Einen einfachen Stein ließen die Dorfbewohner zu dem Grabhügel stellen mit der Inschrift:

Bin nicht . . . .
Fedor . . . . Kusmitch . . .
. . . ich . . . war?
Gestorben am 20. Jänner 1844.

Wird man je den verwitterten Grabstein mit dieser kaum mehr leserlichen und geheimnisvollen Inschrift finden?

Es ist die einsame und verborgene Ruhestätte von Fedor Kusmitch und an Stelle des Fragezeichens wird man setzen müssen:

„Alexander I. Pawlowitsch, Kaiser von Rußland".

Nicht in dem dumpfen Grabgewölbe bei seiner Familie, in einem reich geschmückten Sarge ruht der Kaiser des großen Russenreiches, sondern in der Einsamkeit Sibiriens, unter einem wild verwachsenen Grabhügel, auf den nur Gott die Blumen streut. Und oft sitzt auch ein Vöglein im Sonnenscheine auf dem alten bemoosten Steine und trillert ein Liedchen zum Himmel empor.



Alexander I. war regierungsmüde. Als er damals in Taganrog vernahm, es sei im Volke das Gerücht von seinem Tode im Umlaufe, blieb er dabei, — wollte als tot gelten. Ärzte wurden bestochen, bestätigten sein Ableben und ein schwerer, aber leerer Sarg wurde durch Moskau getragen. Er selbst wohnte seiner prunkvollen Beisetzungsfeierlichkeit als Zuschauer bei. Sodann floh er aus der Stadt und vor den Menschen in ein kleines sibirisches Dorf, wo er noch achtzehn Jahre als „Fedor Kusmitch" lebte. Vor nicht langer Zeit, als man in Sowjetrußland die Särge öffnete, bestätigte sich diese Begebenheit. Der Sarg Alexander I. war leer, — nie lag ein Mensch darinnen.

Anton Leidl



Der Strohmann

Der Strohmann

(Zu nebenstehendem Bild)

Ein Strohmann steht im Feld
und reckt die dürren Knochen,
er hat noch nichts gerochen,
er dünkt sich noch als Held.

Was lange nicht mehr da —
das schreckt er mit Emphase,
daß selbst der ärmste Hase
nichts Kümmerlichers sah.

Er droht und weiß nicht wem;
er bläht in seinem Plunder
sich wie ein neues Wunder,
so groß als unbequem.

Die Flur ist still, sie schweigt —
da meint er, sein Getue
hätt' diese tiefe Ruhe
erfunden und erzeugt.

Doch morgen kommt der Wind,
an dem er mag entdecken,
daß Stroh und nackte Stecken
nicht für die Dauer sind.

Arnold Weiß-Rüthel

Liebe Jugend

Die achtjährige Lotte hat in einem Aufsatz über den Frühling geschrieben: „Ich ging mit meinem Vater über die Wiese. Da waren viele Mundwurfshaufen." Der Lehrer verbessert: „Lotte, das Tier heißt doch Maulwurf?!" Aber etwas beleidigt steht Lotte auf und berichtet: „Meine Mutter hat gesagt, Maul ist ein schlechtes Wort, ich soll immer Mund sagen."

K. B. W.

„MAL HERHÖREN!"

Die „Deutsche Wochenschau" veröffentlicht folgendes Zitat eines Leitartikels aus der Zeitschrift „Wir Kriegsfreiwilligen von 1914-1915":

„An alle Kommisköppe!"

„Alles mal herhören!

Auch die Hitler-Jugend!"

Vor uns liegt eine eigenartige Zeitschrift mit dem Titel „Wir Kriegsfreiwilligen von 1914—1915", die unter dem obigen Titel in Nr. 31 einen ebenso merkwürdigen wie interessanten Leitartikel bringt. Im folgenden bringen wir einige Auszüge:

„Aber sagt mal, liebe Leute, was versteht Ihr eigentlich unter „Geist der Front"? Zunächst äußert sich dieser Geist der Front nämlich darin, daß man nicht soviel von ihm spricht, sondern danach handelt. Gesprochen wird aber heute sehr viel davon. Viel zu viel! Man kann kaum eine Zeitung aufschlagen ohne zu lesen, wie „die braunen Massen zu Erz erstarren, die Fahnen rauschen, die Lieder brausen und der Jubel der Zuschauer kein Ende nimmt ...

Eine ganze Nation kann nicht dauernd mit „Achtung, Augen rechts!" im Parademarsch marschieren. Es muß auch mal das Kommando kommen: „Ohne Tritt!" Und dies Kommando wollen wir Euch geben, dazu sind wir mit dieser Nummer unter Euch erschienen.

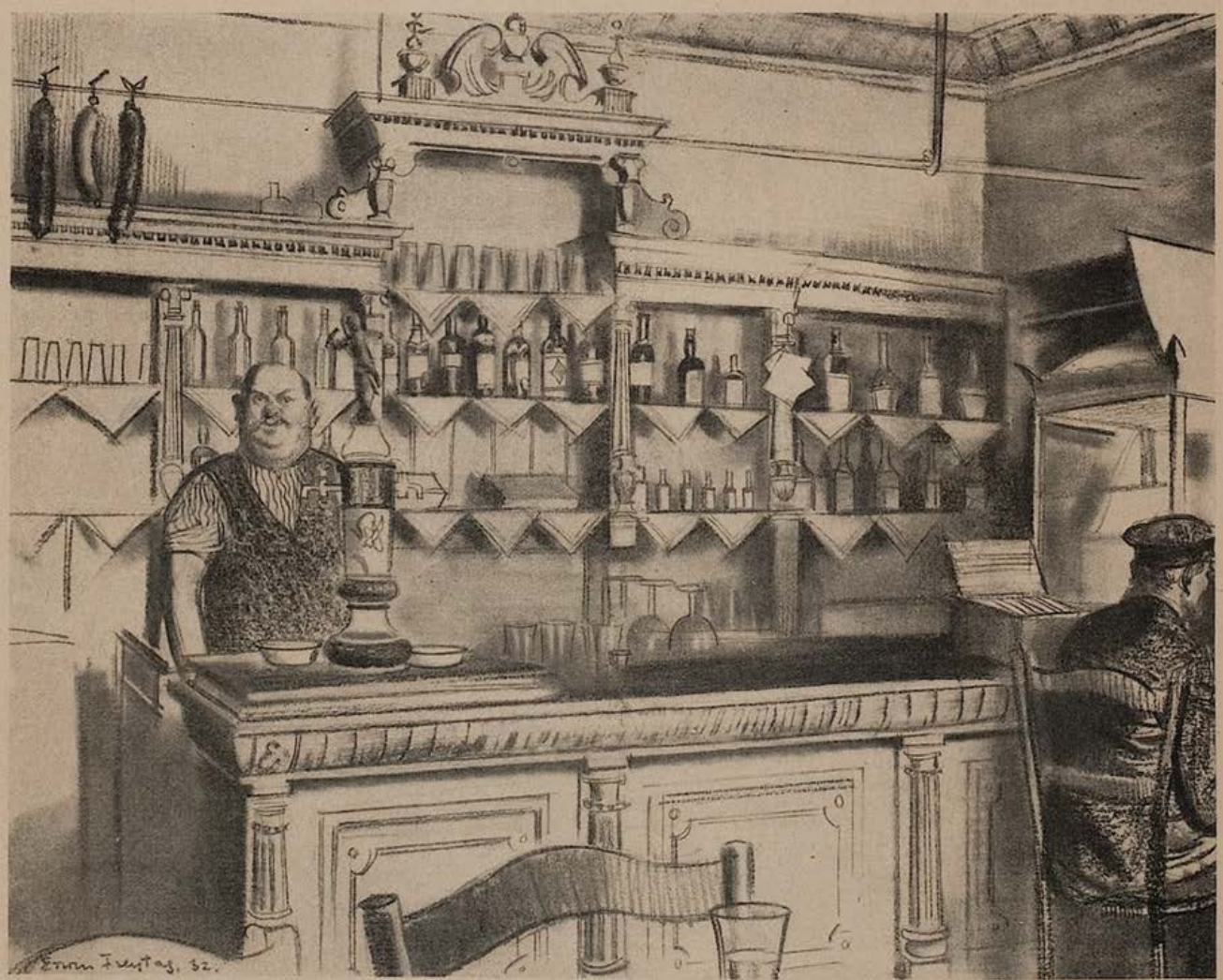
Wenn Ihr in die Öffentlichkeit geht, dann habt Ihr immer — auch geistig — umgeschnallt. Dann kommt Ihr daher, von Kopf bis Fuß jeder Zoll ein junger Kämpfer, — „was willst Du mit dem Dolche, sprich?" — der die „getarnte Reaktion" und die „Spießer" schlägt, wo er sie trifft! Und in Euren Zeitungen und Zeitschriften, die ein Quell jugendlicher Lebensfreude sein sollten, findet man nicht eine Spur von Humor und Witz. Da sieht es aus, als müßtet Ihr allein Deutschland retten, und da die großen Worte durch den häufigen Gebrauch schon abgegriffen sind, greift Ihr zu den dicksten und schwersten Brocken und werft damit nach den Gebilden Eurer Phantasie. Und da es meist so aus dem Wald zurück-

schallt, wie man hineingerufen hat, so ist bald die schönste Balgerei im Gange um Dinge, die in Wirklichkeit gar nicht existieren. Dieser geradezu verkrampfte Zustand des dauernden geistigen Strammstehens muß aufgelockert werden und wir Kriegsfreiwilligen sind auf der Bildfläche erschienen, um zunächst mal in alter Feldfrische unsern Kantus anzustimmen: „O, was hab' ich da gelacht, Truderi-derallala, als ich diese Dinge sah, Oho, Oha! . . ."

Wir müssen ja selbst kommen mit unserer Zeitschrift und sagen: Da sprach der alte Pelikan: Na, Kinder, dann laßt mich mal ran. Denn wir haben die Hoffnung aufgegeben, in der Presse ein lebendiges Spiegelbild deutschen Lebens zu suchen. Da reden sie lang und breit und theoretisieren über „die Grenzen der Kritik im autoritären Staat", aber geändert wird dadurch nicht ein Deut. „Die Grütze säuert im Gehirn und immer dünner wird der Zwirn!" Dabei kann man dem einzelnen Redakteur keinen Vorwurf machen, eher schon den Verlegern. Aber auch die kommen wieder mit irgendwelchen Gründen. Schließlich sind wir Kriegsfreiwilligen nicht aus unserm Unterstand gekommen, um Vorwürfe zu machen oder unproduktive Kritik zu üben, sondern wir wollen den Herren Fachleuten an unserm laienhaften Beispiel wenigstens zeigen, wie man es machen könnte! Es bildet sich nämlich schon ohne viel Gequatsche der neue Zeitungsstil im Staate heraus. Von „oben" her kann er allerdings nicht verordnet werden und der kluge Dr. Goebbels, der einmal bei anderer Gelegenheit das goldene Wort prägte: „Da kommt einem ja der Kaffee hoch!" kann seinem Ministerium nicht noch eine Abteilung für „V o l k s h u m o r" angliedern . . .

Was ist die Parole des Tages? Für uns alte Krieger der Vers: Wirft auch der Arm schon Falten, wir bleiben die Alten. So war es einst im Felde. Wir wurden im Verlauf des Krieges in härtester Auslese Offiziere und Unteroffiziere, aber wir blieben das, was der Krieg aus uns gemacht hatte: Frontschweine, immer mit unseren Leuten verbunden und „nach hinten" ausschlagend. „Hinten" sitzt heute mancher hohe Herr mit viel Lametta am Kragen. War vielleicht einst im Dreck des Schützengrabens unser Kamerad, „er ging an meiner Seite", vielleicht ist er auch noch jünger. Macht nichts, wenn er nur ein Kerl ist! Aber auch der beste Kerl macht manchmal Fehler, auch Du, Gruppenführer Maximilian Müller!

Wie leicht könnten wir z. B. der Hitlerjugend sagen: „Riecht erst mal hin, wo wir schon hingeschossen haben", aber es ist uns zu billig, uns auf vergangene Lorbeeren zurückzuziehen und darauf auszuruhen. Unsern „Pulverdampf" ziehen wir nur mal als Legitimation hervor, sonst wollen wir uns heute bewähren im Kampf der Wagen und Gesänge . . . Wir hatten vor acht Wochen geschrieben: „Man muß dem Volke aufs Maul schauen", sagte Luther, als er sich bemühte, die Bibel in ein allen verständliches Deutsch zu übersetzen. (So mancher kleine Gernegroß scheint sich da verhört zu haben, denn er denkt: „Man muß dem Volk aufs Maul hauen." Schauen, lieber Freund, nicht hauen!) Man soll dem Ochsen, der da (tags) drischt, (abends) nicht das Maul verbinden. Man soll der harmlosen Meckerei und dem gesunden Humor des Volkes freie Bahn lassen. Vor wahrer Größe zieht das Volk respektvoll selbst seine Grenzen. Aber nicht jeder, der in Amt und Würden sitzt, ist vollkommen. Mancher hat wohl das Amt, aber nicht die Würde."



Berliner Kneipe

Erwin Freytag-Berlin

A. WISBECK:

RUNDFUNK BEI PENELOPE

Während der listenreiche Odysseus mit dem Heer der Achäer unter abwechslungsreichen Kämpfen vor Troja lag, verbrachte seine Gemahlin Penelope die Zeit in einförmiger Weise auf ihrem Landhaus zu Ithaka. Des Tages über konnte man ja freilich Hemden weben, und sie wurden täglich länger und länger, womit aber sollte man die noch längeren Winterabende verbringen? Dazu erhielt man von dem, was in der Welt vorging, nur spärliche oder verspätete Nachricht, denn das Postschiff aus Korinth lief nur in Abständen von acht Wochen die Insel Ithaka an. So war es denn nur begreiflich, daß sich Penelope einen soliden Dreiröhren-Apparat verschaffte, der ihr die Sendungen des Großsenders Mykenä störungsfrei zu Gehör brachte. Wenn sie so den langen Winterabend, ihr Söhnchen Telemach auf den Knien haltend, vor dem Lautsprecher saß, wurde ihr die Zeit nicht lange, denn sie erfuhr zwischen Flötenkonzerten aus Ephesus, Vorträgen über die Taten des Herkules, Hörberichten vom delphinischen Orakel, alle wissenswerten Ereignisse, die in der Welt vorgingen.

— — — — — — — —

Wettervorhersage: Vorwiegend heiter, über Arkadien teilweise Strichregen. Von Montag auf Dienstag Nachtfröste, Einsetzen von Luftzufuhr aus Norden. Von einer Begehung des Olymps ist wegen drohenden Schneefalles abzuraten.

Nun die Nachrichten! Die Belagerung von Troja nimmt ihren Fortgang. Wie der „Skamander Bote" bekannt gibt, soll Odysseus beabsichtigen, die Festung mittels einer List zum Falle zu bringen. Im Interesse einer erfolgreichen Durchführung des geplanten Unternehmens können nähere Mitteilungen über die Art der List zur Zeit noch nicht gemacht werden. — Im Lager der Achäer fällt ein hölzernes Pferd auf, dessen Inneres etwa für zwanzig bis dreißig Personen Platz bietet. Über die Bestimmung des Pferdes wurde dem Berichterstatter des genannten Blattes die Auskunft verweigert.

— — — — — — — —

Der bekannte Aviatiker Ikarus hat heute vormittag mittels einer neuartigen Flügelkonstruktion den Versuch eines Überwasser-Fluges unternommen. Eine große Menschenmenge, unter der man den König Theseus mit Gemahlin bemerkte, wohnte dem aufregenden Schauspiel bei. Ausfragern gegenüber äußerte der kühne Flieger, daß er seinen sinnreichen Flugapparat in gemeinsamer Arbeit mit seinem Vater Dädalus erfunden habe und einen Non-stop-Flug von mindestens fünfzig Metern zu unternehmen gedenke. Nach anfänglichen Mißerfolgen gelang es dem Flieger tatsächlich, sich in eine Höhe bis zu drei Metern über den Meeresspiegel zu erheben. Ein tausendfaches Evoë belohnte die prachtvolle Leistung.

— — — — — — — —

An der bekannten Cheops-Pyramide wurde eine Anzahl tiefer Sprünge festgestellt, die zu schweren Besorgnissen über die Haltbarkeit des Baues Anlaß gibt. Die Polizeidirektion von Memphis glaubt bereits, vor einer Besteigung des als Aussichtspunkt beliebten Denkmales warnen zu müssen. Als Sachverständiger äußerte sich der kgl. Oberbaumeister Semmut dahin, daß die Pyramide zu einer Zeit gebaut worden sei, in der man die Gesetze der Statik noch nicht genügend beherrschte. Die Berechnungen seien nach unseren heutigen Erkenntnissen völlig fehlerhaft gewesen. Auf Grund sorgfältiger Messungen glaubt der Sachverständige, dem Bau nur mehr einen Bestand von etwa hundert Jahren voraussagen zu dürfen.

— — — — — — — —

Sportbericht. Einem jungen Schwimmer, Herrn Leander, ist es geglückt, den Hellespont in der erstaunlich kurzen Zeit von 1 Stunde 14 Minuten nach dem kleinasiatischen Ufer zu durchschwimmen. Nachdem er sich während der Nacht im Hause einer ihm befreundeten Dame von seiner sportlichen Anstrengung erholt hatte, schwamm er noch vor Anbruch der Dämmerung in schnittigem Crawl die gleiche Strecke wieder zurück. Bescheidenheit veranlaßt den erfolgreichen Sportler, seine Rekordversuche ohne Zuschauer und nur zur Nachtzeit zu unternehmen. Über den Grund seiner Leistungsfähigkeit befragt, erklärte Herr Leander, daß er sich nur von See-Igeln nähre, und Wein, Weib und Gesang für ihn nicht vorhanden seien.

— — — — — — — —

Börsenbericht. Die heutige Börse stand ganz unter dem Eindruck der Goldfunde im Lande Kolchis. Denn, wie bekannt, ist es dem Leiter der argonautischen Forschungsexpedition, Herrn Jason, gelungen, eine bisher unbekannte Schafart zu entdecken, deren Hammel massiv goldene Felle tragen. Die Bestätigung dieser Nachricht traf kurz vor Schluß der Abendbörse ein und rief einen tiefen Sturz des Goldwertes hervor. Da das Angebot an Gold und die Nachfrage nach Kupfer beunruhigende Formen anzunehmen verspricht, bleibt die Börse bis auf weiteres geschlossen.

— — — — — — — —

„Hast du denn auch alles verstanden?" frug Penelope ihr Söhnchen Telemach. „Ja, Mammi", antwortete der Kleine, „aber es war ganz uninteressant. Sehe doch lieber mal im Rundfunkprogramm nach, wann die nächste ‚Bastelstunde' gesendet wird!"

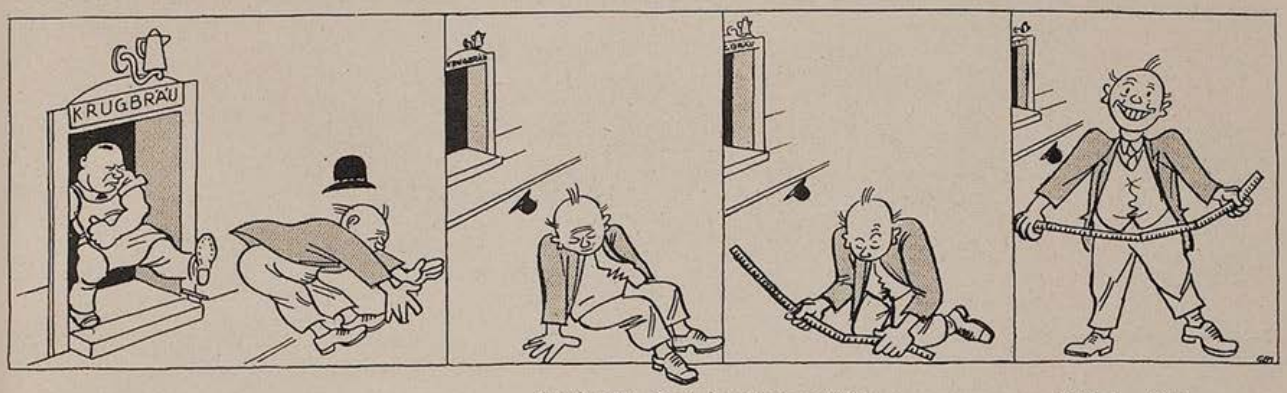
Rubey



„Herr Stationsvorstand, kommt denn der Zug noch immer nicht?"
„Leider, Gnädigste, so nette, regelmäßige Züge wie Sie haben wir auf unserer Sekundärbahn nicht!"

Josef Geis

Ein neuer Flugrekord — Folgen der Bierpreisermäßigung



„— — — — — — — — — — *Großartig! Vor der Preisermäßigung waren es nur 2 Meter 40!*"

Ein unüberlegter Ausspruch

Im Kolleg sagte ein Professor der Chemie, nachdem er eine elektrische Batterie gefüllt hatte, zu seinen Hörern: „Die Füllung dieser Flasche, meine Herren, ist so stark, daß sie einen Menschen töten und einen Ochsen betäuben kann." In diesem Augenblick entlud sich durch eine Unvorsichtigkeit die Batterie, und er wurde zu Boden geschleudert. Die Studenten sprangen hinzu, doch der Professor erhob sich schon wieder und sagte aufatmend: „Gott sei Dank! Ich war nur b e t ä u b t."

Bald gesagt

An den Stammtisch der Honoratioren einer kleinen Stadt setzte sich ein durchreisender Student, der mehr im Kopfe als in der Börse hatte, und wußte bald das Gespräch an sich zu reißen. Ohne ein Ende zu finden, prahlte er mit seinen Talenten und seiner Geschicklichkeit. Eine Zeitlang hörten die guten Bürger ihm geduldig zu; schließlich aber wurde es einem von ihnen doch zu viel, und er sagte zu dem Studiosus: „Wir haben nun genug gehört, was Sie alles k ö n n e n. Sie haben uns neugierig gemacht, zu erfahren, was Sie n i c h t können!" — „Oh, das ist bald gesagt", antwortete der junge Mann. „Ich kann meine Zeche nicht bezahlen." W.

Kurze Audienz

König Friedrich II. von Preußen erteilte einmal einer Frau v. Spee endlich eine längst erbetene Audienz. Frau v. Spee beschwerte sich über ihren Gatten, von dem sie gerne geschieden sein wollte, und sagte:

„Mein Gemahl begegnet mir wahrlich sehr unhöflich!"

Der König antwortete lakonisch-kühl: „Das geht doch mich nichts an!"

Frau v. Spee beeilte sich daher hinzuzusetzen: „Aber er lästert auch Ew. Majestät!"

Darauf der alte Fritz: „Das geht wieder Sie nichts an. Adieu!"

F. S.

Ein edler Staatsmann

Der große griechische Staatsmann P e r i k l e s, einer der gebildetsten und vielseitigsten Männer seiner Zeit, der A t h e n, das in ihm seinen Beherrscher erblickte, infolge seines überragenden Genies zu der mächtigsten und kultiviertesten Stadt seines Vaterlandes machte, war auch als Feldherr siegreich. Als man ihm nach einem gewonnenen Feldzug Huldigungen darbrachte, wies er sie mit den Worten zurück: „Diese Siege sind das Werk des Glücks; ich habe sie mit allen anderen Feldherrn gemein. Das einzige Lob, welches ich zu verdienen strebe, ist, nie einen Bürger in Trauer versetzt zu haben." W.

Drohung

Zu Zerkaulen kam ein junger Dichter. Unter dem Arm trug er ein Paket mit fünf Kilo selbstgemachter Lyrik.

„Darf ich Ihnen meine Gedichte vorlesen?"

Zerkaulen nickte ergeben:

„Meinetwegen. Aber ich mache Sie darauf aufmerksam: ich dichte zurück!"

Unter aller Kritik

Kipling wurde das Opfer eines literarischen Freibeuters, der einer bekannten Zeitschrift ein sehr schlechtes Gedicht verkaufte und dieses Gedicht mit dem Namen Kiplings signiert hatte.

Kipling kam wütend in die Redaktion:

„Das Gedicht ist unter aller Kritik!"

„Wir sind derselben Ansicht", nickte der Verleger, „nur glaubten wir, es wäre von Ihnen!"

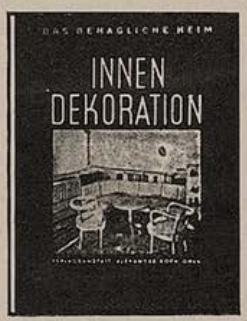
Überraschung

„Und wie hat er sie denn nun eigentlich aus dem Wasser gerettet?" forscht Grete Schallweiß neugierig.

„Bei den Haaren hat er sie gepackt und ist losgeschwommen", erzählt Lore Piepenbein aufgeregt.

„So hat sie doch kein falsches Haar", stellt Grete Schallweiß sachlich fest.

Das behagliche Heim



Dr. Alexander Koch's

INNEN-DEKORATION

nach wie vor anerkannt beste internationale Zeitschrift unter Mitarbeit namhafter Architekten über

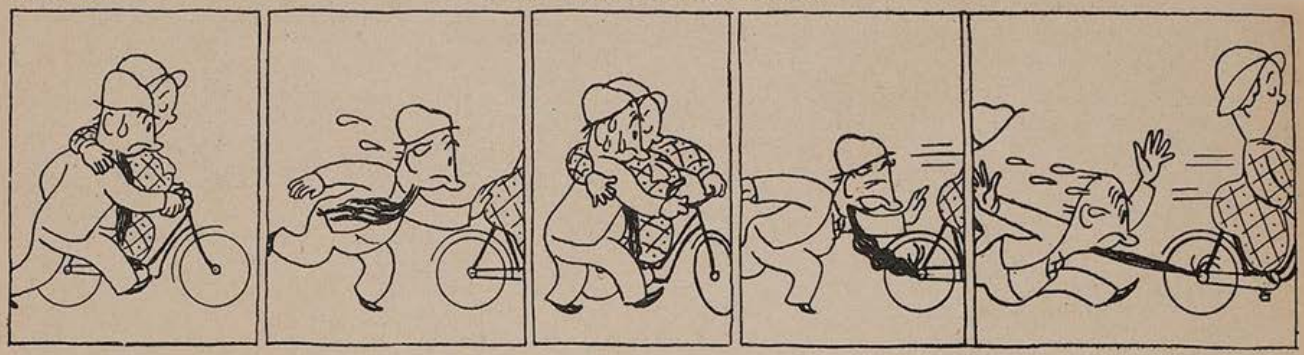
Neuzeitliche Wohnungskunst

Reichillustriertes Probeheft RM. 2.80 postfrei

Verlagsanstalt Alexander Koch, G.m.b.H., Stuttgart O 42

Hentrich

Osse ist hilfreich



Der schöne Mist!

Ein frisches, unverfälschtes Dorfmädel, die Tochter eines tüchtigen Landwirts, kommt in die Stadt auf die höhere Schule. In der Sexta wird sie nun in die ihr bisher unbekannte antike Welt an Hand der griechischen Sagen eingeführt. Staunend hört sie von Herkules, dem Starken, was er alles für Arbeiten geleistet hat. Nun wird erzählt, wie er in einem Tage den Rinderstall mit den dreitausend Rindern des Königs Augias gereinigt hat. Da kann die kleine landwirtschaftliche Sachverständige, die die Wichtigkeit der Düngung und die Sorge ihres Vaters um guten Mist kennt, nicht länger an sich halten, und ganz laut bricht sie bedauernd in die Worte aus:

„Und da ist der ganze schöne Mist weggeschwommen!"

K. B. W.

Der Grund

„Warum haben Sie sich denn so ein kleines Auto angeschafft?"

„Tja, damit ich es bei der nächsten Pfändung besser verstecken kann!" *F. H.*

Immer sportlich

„Was macht ihr denn in der Schule?"

„O, wir trainieren soeben ein — Gedicht!" *F. H.*

Aus dem Gerichtssaal

Verteidiger: „Der Angeklagte bestreitet alles, nur nicht ... die Kosten des Verfahrens!" *F. H.*

Die junge Hausfrau

Er: „Aber Schatz, warum reibst du denn den Fisch mit Franzbranntwein ab?"

Sie: „Der ist doch gegen ... Schuppen!" *F. H.*

Liebe Jugend

Bubi kommt von dem ersten Schulgang nach Hause und die Mutter fragt neugierig, was die Lehrerin den Kindern erzählt hat. „Ja, Mutti, die Lehrerin hat soviel von einem Herrn erzählt, aber ich habe seinen Namen wieder vergessen." Darauf die Mutter: „Du, das wird wohl der Herr Jesus gewesen sein!" Und Bubi ganz überrascht: „Ja, Mutti, das stimmt, du kennst aber auch alle Leute!" *W. H. L.*

In einem billigen Restaurant

Gast: „Sind diese Koteletten von einem Hammel oder einem Schwein?"

Kellner: „Können Sie das nicht schmecken?"

Gast: „Nein."

Kellner: „Dann ist es doch ganz gleich, woher sie sind."

Versuchen Sie die DIE Blume ANZEIGE der „Jugend"

Tausende lesen ihre Zeitschrift-und welche Zeitschrift liest Du?



LAFONTAINES
Ergötzliche Geschichten
mit 12 Kuptern nach Charles Eisen sind im unterzeichneten Verlag in einer vortrefflich ausgestatteten Ausgabe zum Preise von RM. 2.70 erschienen.
Zu beziehen durch den Buchhandel oder durch den Verlag
G. HIRTH VERLAG AG.
MÜNCHEN, HERRNSTR. 10

ZEITUNGS-AUSSCHNITTE liefert
ADRESSEN schreibt
WURFSENDUNGEN erledigt
FÜR SIE
ADOLF SCHUSTERMANN
FERNRUF: 97. JANNOWITZ 5116, 5117 UND 5811
DRUCKSCHRIFTEN BITTEN WIR ANZUFORDERN!
GEGRÜNDET 1904 BERLIN SO 16 RUNGESTR. 20

Ein ergötzliches Bilderbuch
ist der Kunstblätter-Katalog der „Jugend" mit über 1000 verkleinerten Abbildungen der in Millionen von Exemplaren als Wandschmuck verbreiteten Vierfarbendrucke. Preis ohne Porto RM. 2.70. Bestellungen durch den Buchhandel oder den unterzeichneten Verlag
G. Hirth Verlag AG., München, Herrnstr. 10

Schwachen Männern
sendet wichtige Publikation diskret und kostenlos
Sexursans-Vertrieb
Bad Reichenhall 536

Jede Nummer der „JUGEND" wird von ca. 50 000 Menschen gelesen.
Darum inseriere!

Inserate in der „JUGEND" finden weiteste Verbreitung!

Straffe, feste Büste
d. Weber's Hormon-Büsten-Creme
Kl. Dose 3.- M. gr. Dose 5.- M.
portofrei Nachn.
M. & L. Weber
Berlin-Steglitz 6, Südenstr. 53a



LEST DIE „JUGEND"

Zur Anfertigung jeder Art
Drucksachen
empfiehlt sich
G. Hirth Verlag AG. München, Herrnstr. 10

Wer kauft schafft Arbeit!

Inserieren bringt Gewinn!

SCHÖNE BILDER
an den Wänden machen die Wohnräume behaglich. Wo das Geld für Erwerbung von Originalen fehlt, hat der Bilderliebhaber Ersatz an den Vierfarben-Kunstblättern der „Jugend", die zu den erstaunlich billigen Preisen von 45 Pfg., 65 Pfg. und 90 Pfg., je nach Größe, zuzüglich Portospesen durch den Kunsthandel und den unterzeichneten Verlag zu beziehen sind. Der reich bebilderte Katalog (Preis RM. 2.70 zuzüglich Portospesen) erleichtert die Bestellung.
G. Hirth Verlag AG., München, Herrnstr. 10

Lest den
Sportfischer
die vortrefflich ausgestattete Fachzeitschrift.
Halbjahrespreis 3 M.
Fischereisport-Verlag
Dr. Hanns Schindler
München NW 2
Karlstraße 44

Süddeutsche Kunst in München
Neue Pinakothek
Oktober bis Dezember
Täglich 10—16 Uhr — Eintritt 50 Pfennig

Schneller Wandel

Als Napoleon I. 1815 die Insel Elba verlassen hatte, um sich die verlorene Kaiserkrone von Frankreich zurückzuerobern, geriet ganz Europa in Aufregung. Welchen Wandlungen die Stimmung damals unterlag, spiegelt sich in den Zeitungsartikeln während der Zeit bis zu seinem Einzug in Paris deutlich wieder. In den zehn Tagen konnte man lesen:

1. Der Menschenwürger ist aus seiner Höhle gegangen.
2. Der korsische Menschenfresser ist soeben beim Cap Juan ans Land gestiegen.
3. Der Tiger ist zu Cap angekommen.
4. Das Untier hat in Grenoble geschlafen.
5. Der Tyrann ist durch Lyon gegangen.
6. Der Usurpator ist dreißig Meilen von der Hauptstadt gesehen worden.
7. Bonaparte rückt in Eilmärschen vor, wird aber nie nach Paris kommen.
8. Napoleon wird morgen vor unseren Mauern sein.
9. Der Kaiser ist in Fontainebleau angekommen.
10. Ihre Kaiserliche und Königliche Majestät haben gestern Ihren Einzug in Ihrem Schlosse, den Tuillerien, mitten unter Ihren treuen Untertanen, gehalten. W.

Das kleinere Übel

Dionysos, der grausame Tyrann von Syrakus, dem Schiller in seiner „Bürgschaft" auch menschliche Züge gibt, wollte nicht nur durch politische, sondern auch durch dichterische Erfolge glänzen. Seine Eitelkeit ging so weit, daß er es wagte, die besten Sänger zu den Olympischen Spielen zu schicken, damit sie dort seine Dichtungen vortrugen. Aber er wurde schimpflich verhöhnt. Dies versetzte ihn in große Wut, heilte ihn aber nicht. Als einmal ein gewisser Philoxenos, dem er seine Gedichte vorgelesen hatte, diese freimütig tadelte, ließ er ihn ins Gefängnis werfen. Doch es lag ihm so viel an seinem Urteil, daß er ihn nach einiger Zeit wieder vor sich holen ließ, um ihm abermals Gedichte vorzulesen. Eine Zeitlang hörte Philoxenos ergeben zu; dann stand er plötzlich mitten in einer Vorlesung auf und wandte sich um. Dionysos unterbrach sich und fragte ihn: „Wohin willst du?" — „Ins Gefängnis zurück", antwortete Philoxenos. W.

Maçon



„Dös bringans halt a net ferti, daß amal a Bier regnat, statt dem damischen Wasser."

Der Sturm auf das steinerne Herz



Es war ein schwieriger Fall. Alle möglichen Umstände und unglückseligen Verstrickungen der Kriegs- und Nachkriegszeit hatten dazu geführt, daß die Frau meines Freundes gegen alles Heutige ihr Herz versteinern ließ. Sie lebte nur in der Vergangenheit und glaubte, das unglücklichste Wesen auf der Welt zu sein / Das schmerzte den Mann sehr, denn er erwartete von der Zukunft noch manches Schöne. Die Adventszeit jetzt brachte ihm eine Idee, bei deren Durchführung ich ihm helfen mußte. Mit zwei Dutzend Kindern aus Haus und Nachbarschaft wurde die geheime Abmachung getroffen: Wenn an diesem Fenster eine weiße Fahne erscheint – dann kommt sofort zur Weihnachtsbescherung / Wir mußten vorsichtig vorgehen. Tagelang brachten wir heimlich in kleinen Paketchen die Geschenke ins Haus und versteckten sie sorgfältig. Dann mußte Weihnachtsgebäck in ungeheuren Mengen angeschafft werden, für Schokolade war zu sorgen, und schließlich war auch ein Bäumchen in die Wohnung zu schmuggeln. Endlich kam der Tag, und wir saßen nun im Zimmer meines Freundes und warteten darauf, wann seine Frau wohl ihren Spaziergang machen würde, denn wir mußten sie ja vor die vollendete Tatsache stellen / Es wurde drei – es wurde vier Uhr. Noch immer war sie nicht gegangen. Von der Straße erscholl ständig anschwellendes Gemurmel. Die Zahl der wartenden Kinder nahm jede Minute zu. Endlich! Kurz nach 4 Uhr schlug die Haustür zu. Wir warteten noch ein paar Minuten, und dann wurde das verabredete Zeichen gegeben / Was nun folgte, war ein unbeschreiblicher Tumult. In aller Eile mußten Tische zusammengerückt und gedeckt werden. Alle Hände halfen mit, alles schrie und stieß durcheinander, hier ging eine Tasse zu Bruch, und dort drohte ein ganzer Tisch umgestoßen zu werden. Es war wunderbar! – Schließlich saß alles. Die Schokolade konnte eingegossen und die denkwürdige Schlacht um die Kuchenteller eröffnet werden / Als es am lautesten war, erschien die Frau meines Freundes. Ob sie erstaunt war? Sie war entgeistert! Ihr erster Versuch zu protestieren ging in tollem Lärm unter, und ehe sie sich's versah, saßen ihr die zwei Kleinsten auf dem Schoß, wischten den Schokoladenmund an ihrer Bluse ab und wollten von ihr wissen, wann denn nun endlich die Bescherung käme. Diese Frage wurde von allen aufgenommen, und die Frau sah sich umringt von bittenden, bettelnden Kinderaugen. Dieser Kampf um ihr Herz war heiß, aber kurz. Die Kinderaugen hatten gesiegt, und ganz beschämt gestand die Frau, daß sie garnichts zu bescheren habe / Das war der große Augenblick für meinen Freund. Er nahm seine Frau beiseite und übergab ihr die vielen, vielen Pakete. Als sie dann beim Austeilen der Gaben immer wieder das Glück in die Kinderaugen kommen sah, wenn die Händchen ihr Geschenk umspannten, ging auch ihr das Herz über, und auch sie wurde glücklich. Seitdem ist sie wie umgewandelt, hat das Vergangene vergessen und blickt froh in die Zukunft. Und die Weihnachtspläne für dieses Jahr sind schon geschmiedet / Die Moral von der Geschichte? Glück findet immer, wer Kinder zu Weihnachten glücklich macht.







F

148 Seiten Großoktav in Leinen gebunden RM. 4.—.
In unserem Verlag erschien soeben:
KARL FRHR. VON FREYBERG
SIGNY
DIE ASENBRAUT
ABENTEUER ZWISCHEN HIMMEL UND ERDE
Das Werk schildert das Götterleben Signy's auf Asgard, die aus der deutschen Mythologie bekannte Frau des Asengottes Loki. Als die Katastrophe für den Asenhimmel stellt der Dichter dann die große Hunnenschlacht auf den katalaunischen Feldern dar, die als die „Götterdämmerung" Signy in die Welt zurückkehren läßt.
Nach mancherlei Abenteuern mit Parsival, Roland und dem Zwergenkönig Laurin kommt sie, schon durch Roland zum Christentum bekehrt, in den karolingischen Fürstenkreis hinein, findet aber in den zwischen dem absterbenden Heidentum und der aufblühenden Christuslehre unvermeidlichen Krisen ihren Untergang.
Der Verfasser hat die für das weitspannende Thema fast unvermeidliche Form epischer Darstellung in Versen nach dem Muster der vielgelesenen Dichtung Fr. Webers über Dreizehnlinden gewählt und die Flüssigkeit der Verse läßt den Leser darüber wegsehen, daß Verse heutzutage in weiten Kreisen als antiquiert gelten, im Gegenteil wird sein Interesse durch die spannenden Schilderungen des ganzen Buches gefesselt und rege erhalten.
Zu beziehen durch den Buchhandel oder unmittelbar vom Verlag
G. Hirth Verlag AG. München, Herrnstr. 10

Liebe Jugend!

Willfried, der jüngste von den drei prächtigen Buben meiner Schwester, macht sich in letzter Zeit häufig Sorgen, wie er einmal zu einer Frau kommen soll.

Am Morgen seines achten Geburtstages darf er zur Feier des Tages einen Augenblick zu seiner Mutter ins Bett kommen. „Mutti", beginnt er nach längerem Schweigen zögernd, „hast du schon einmal gehört, daß irgendwo auf der Welt jemand seine Mutti geheiratet hat?" „Nein, Willerchen", sagt diese, „das habe ich noch nie gehört." Wieder eine Pause nachdenklichen Schweigens, dann richtet sich der Bub auf, umarmt die Mutti, und mit dem Brustton tiefster Überzeugung erklärt er „und ich tu's doch!"

•

Der zünftigste und gesprächigste Zimmermeister, den es im oberen Neckartal gibt, der „Jilles" nämlich, hat einen schweren Sprachfehler. Und zwar rührt der Mangel daher, daß die Zunge des „Jilles" von Natur aus zu klein geraten und überdies noch mit dem unteren Gaumen stark verwachsen ist.

Das hindert den „Jilles" indes nicht, zumal wenn er einen über den Durst getrunken hat, sich immer wieder in der Kunst des Redens zu üben. So spricht er denn eines Abends am Stammtisch heftig auf mich ein, und ich habe alle Mühe, ihn zu verstehen. Anscheinend bleibt ihm dies nicht verborgen; denn mit einem Male berichtet er mir von seinem Gebrechen, wobei er zum besseren Verständnis offenbar seinen Mund weit aufsperrt und mir das verkümmerte Zünglein zeigt.

Der „Jilles" tut mir in diesem Augenblick wirklich leid, und ich bedauere sein Unglück aufrichtig. Doch er wehrt heftig ab.

„Nä, nä, Herr Dokder", meint er wichtig, „uf des Zingelsche loß ich nix kumme. Des hot mer nämlich schun viel Geld eingebracht; denn wie manch änen hab' ich schun schwer beleidigt, ohne daß er es hätt' verstehe' könne..."

DIE BALLADE VOM MEISTERBOXER

Von Herbert Lestiboudois

Einst war er nichts gewesen,
der Ruhm ging stets vorbei,
und nirgends stand zu lesen,
daß er vorhanden sei.

Dann trug ihn eine Welle
Gott weiß wie hoch hinauf...
Die Welt sah auf der Stelle
bewundernd zu ihm auf.

Wie dies so schnell geschehen,
das ging ihm selbst nicht ein.
Ihm schien's, beim Licht besehen,
ein unverdientes „Schwein".

Doch sollt er darum trauern?
Er dachte nicht daran.
Kein Glück tut ewig dauern...
Und forsch hielt er sich ran!

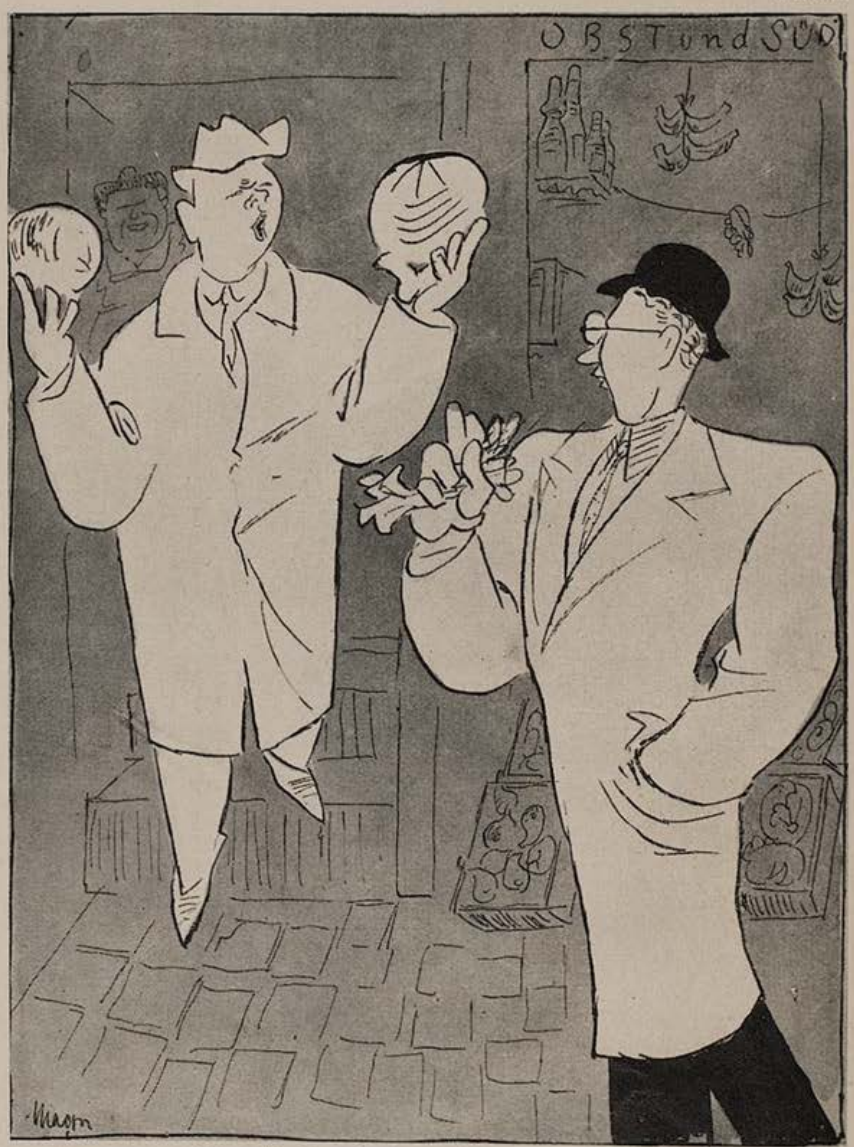
Und Ruhm stand ihm zur Seite
wie sonst im Leben nie.
Im Munde aller Leute
war er das „Boxgenie".

Das nahm kein gutes Ende.
Er wurd' ein rechter Fant.
Das Glück zog seine Hände
zurück von ihm und schwand.

Er hat sich nicht bewiesen.
Nun stand er da — allein.
Von niemand mehr gepriesen,
bedeutungslos und klein.

Es ward, wie es gewesen.
Kaum wird er wo vermißt.
Und nirgends steht zu lesen,
daß er vorhanden ist.

Maçon



„Donnerwetter, Fritz! Wo hast du denn diese wunderschönen Melonen her?!" — „Die sind für meine Schwiegermutter bestimmt, lieber Freund. Neulich sagte sie zu mir, daß sie ihr halbes Leben für eine Zuckermelone hergäbe, da habe ich nun gleich zwei besorgt!"

BÜCHER

Christian Bock: Kleine Anleitung zum möblierten Leben. (Bruno Cassirer Verlag, Berlin.)

Ein witzig grüblerisches Büchlein. Auszug, Einzug und wieder Auszug aus möblierten Zimmern; mit jeweiliger Anweisung zum Verhalten bei derlei Gegebenheiten, die von Ärger, Langeweile, Traurigsein und anderen Gegebenheiten beeindruckt werden. Stellenweise erinnert Aufbau und Stil an Reimann's „Modernen Knigge", wohingegen das Inhaltliche nachdenklicher und schwermütiger gehalten ist. Besonders witzig: Das Spiel mit den alten Stempeln. Anspruchslose, skizzenhafte Zeichnungen des Verfassers werden ihrem illustratorischen Zweck durchaus gerecht. Eine Lektüre für träumerische Junggesellen.

Karl Kurt Wolter.

Ferdinand Junghans: Das dramatische Theater deutscher Nation. (Verlag „Die Runde", Berlin.) In der Reihe „Verpflichtung und Aufbruch".

„Das Theater ist keine Stätte der Literaturdarstellung ... das dramatische Theater ist vielmehr ein Ausdruck der Nation auf der Höhe künstlerischer Gültigkeit und in der Form des lebendigen Spiels" (S. 39) — dieser Satz des Verfassers gibt den Grundgedanken seiner Ausführungen wieder, die in die Kapitel „Weg und Umweg", „Wesen", „Formen" und „Faktoren" eingeteilt sind. Man findet viele wesentliche Gesetzmäßigkeiten sachkundig dargelegt, wie sie die Probleme Festspiel und Drama (S. 56 ff.), Film und Funk ergeben. Junghans' Auffassungen, die glücklicherweise auf praktischer Erfahrung beruhen, ist in allen Punkten zuzustimmen und der abschließende Ausblick — Verleger und Kritiker könnten vor allen anderen Wegbereiter des dramatischen Theaters sein — sollte beherzigt werden. Die ganze Arbeit bezeugt eine tiefe Liebe zum Theater, zum echten wirklichen Theater.

Karl Kurt Wolter.

Paul de Kruif: Bezwinger des Hungers. (Holle & Co., Verlag, Berlin.)

Wirklich ein herrliches Buch! „Romane" der Wissenschaft, aber Romane, die tatsächliche Wirklichkeit sind. Menschenschicksale, wie sie kein Romanschriftsteller packender erdenken könnte, gestaltete hier das Leben. Diese Phantasten und Träumer, die zu Wissenschaftlern wurden und der Menschheit Schätze schenkten, erscheinen jeweils als Figuren eines großen Dramas. Ob sie nun den „schwarzen Rost" des Weizens besiegen, die Krankheiten der Rinder beseitigen oder der Pellagra zu Leibe rücken — immer versteht es de Kruif, eine an sich trockene Wissenschaft fesselnd darzustellen. Curt Thesing, der altbewährte Übersetzer, arbeitete denkbar glücklich. Auch die gediegene Aufmachung dieses seltenen Buches verdient lobend erwähnt zu werden. Solche Bücher, spannend und wertvoll zugleich, haben von jeher gefehlt!

Karl Kurt Wolter.

Für die Haut: Leokrem

DIE KUNSTZEITSCHRIFT

„Der Sportfischer"



soll von **jedem waidgerechten** Sportfischer gehalten werden. *„Der Sportfischer"* bringt Text- und Bildermaterial aus aller Welt, darunter auch große mehrfarbige Kunstdrucke

½ jährlich RM. 3.—, jährlich RM. 6.—. Man abonniert bei seinem Briefträger, beim Postamt oder direkt beim

FISCHEREISPORT-VERLAG DR. HANNS SCHINDLER,
Fischerei-Buch- u. Kunsthandlung
München NW 2, Karlstraße Nr. 44
Tel. 596160

Zum Ehrenkreuz, zu den Kriegsorden



fehlt Ihnen „ORDRA" das staubfrei gerahmte Ordenskissen.
Saubere Ausführung — ein Schmuck für jedes Heim.

Es ist als Hoch- oder Querformat aufhängbar, je nachdem ob ein Orden, ein Ehrenkreuz oder eine Mehrordenspange untergebracht werden soll.

Größere Formate auf Anfrage (Kissengröße oder Ordenzahl angeben!)

Als Geschenk für Kriegsteilnehmer vorzüglich geeignet

PREIS des Kleinformats 16×20 cm lichte Weite 10×14 cm M. 3.50

Bestimmt erhältlich durch:
Leopold Lerch, München, Rathaus
Hermann Wörlein, München, Hirtenstr. 20
W. Hildebrand, München, Arnulfstr. 26

Sonst in den Ordens-Spezialgeschäften zu erfragen.

DIE KLEINE FOTOBÜCHEREI

bringt für **45** Pfennig

das aktuellste Fotobuch für den Winter:

PANCHROMATISCHE FOTOGRAFIE
VON GERH. ISERT

Die Schrift berichtet über Technik und Anwendung dieses wichtigen Negativmaterials, das gerade für die Wintermonate so große Bedeutung hat. Das Buch wird sich leicht verkaufen.

Versäumen Sie nicht, zusammen mit dieser Schrift Heft 1 unserer Bücherei

RICHTIGES ENTWICKELN
VON GERH. ISERT zu bestellen. Dieses Buch kostet 1 Mark.

Lesen Sie die Kritiken:

Die Ratschläge sind so wirksam und glücklich, daß das Heft lebhaft empfohlen werden muß. (Der Bildwart, Nr. 4, 1934)

Trotz des wertvollen Inhaltes ist der Preis äußerst niedrig, so daß die Anschaffung keine nennenswerten Schwierigkeiten bereitet. (Sudetendeutsche Tageszeitung)

Jeder hat ein Interesse, die kleine Schrift seinen Kunden anzubieten. (Der Photograph, Nr. 46, 1934)

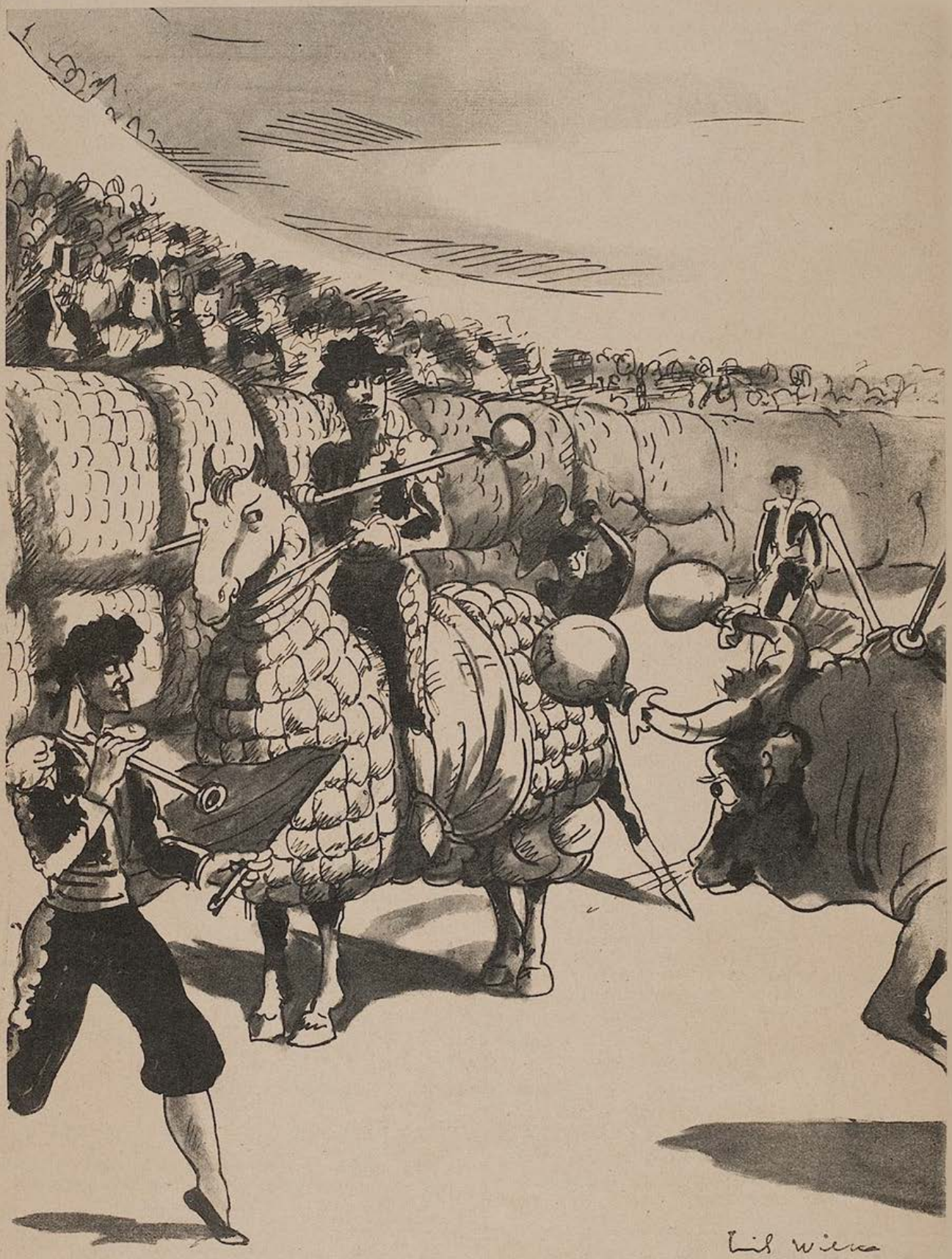


Die kleine Fotobücherei hat Großformat!
Zu beziehen durch die Buch- und Fotohandlungen oder direkt vom
G. HIRTH VERLAG AG., MÜNCHEN, HERRNSTR. 10

Begründet: Dr. GEORG HIRTH. — Verantwortlich für die Schriftleitung: ARNOLD WEISS-RÜTHEL; für die Anzeigen: GEORG POSSELT, München. — Verlag: G. HIRTH VERLAG., München. — Für die Herausgabe in Österreich verantwortlich: J. RAFAEL, Wien I, Graben 29a (Eingang Trattnerhof). — Für die Redaktion in Österreich verantwortlich: MARIANNE RAFAEL, Wien XIX, Hochschulstraße 25. — Alle Rechte vorbehalten. — Nachdruck strengstens verboten. — Copyright by G. HIRTH VERLAG AG., München. — Druck: G. HIRTH VERLAG AG., Buch- und Kunst-Druckerei, München, Herrnstraße 10. — D.-A. 9000. — Entered as second class matter, Postoffice New York, N. Y. — Manuskripte sind nur an die Redaktion der „Jugend", München, Herrnstraße 10, zu senden: Rücksendung kann nur erfolgen, wenn Rückporto beiliegt.

Reform!

Erich Wilke

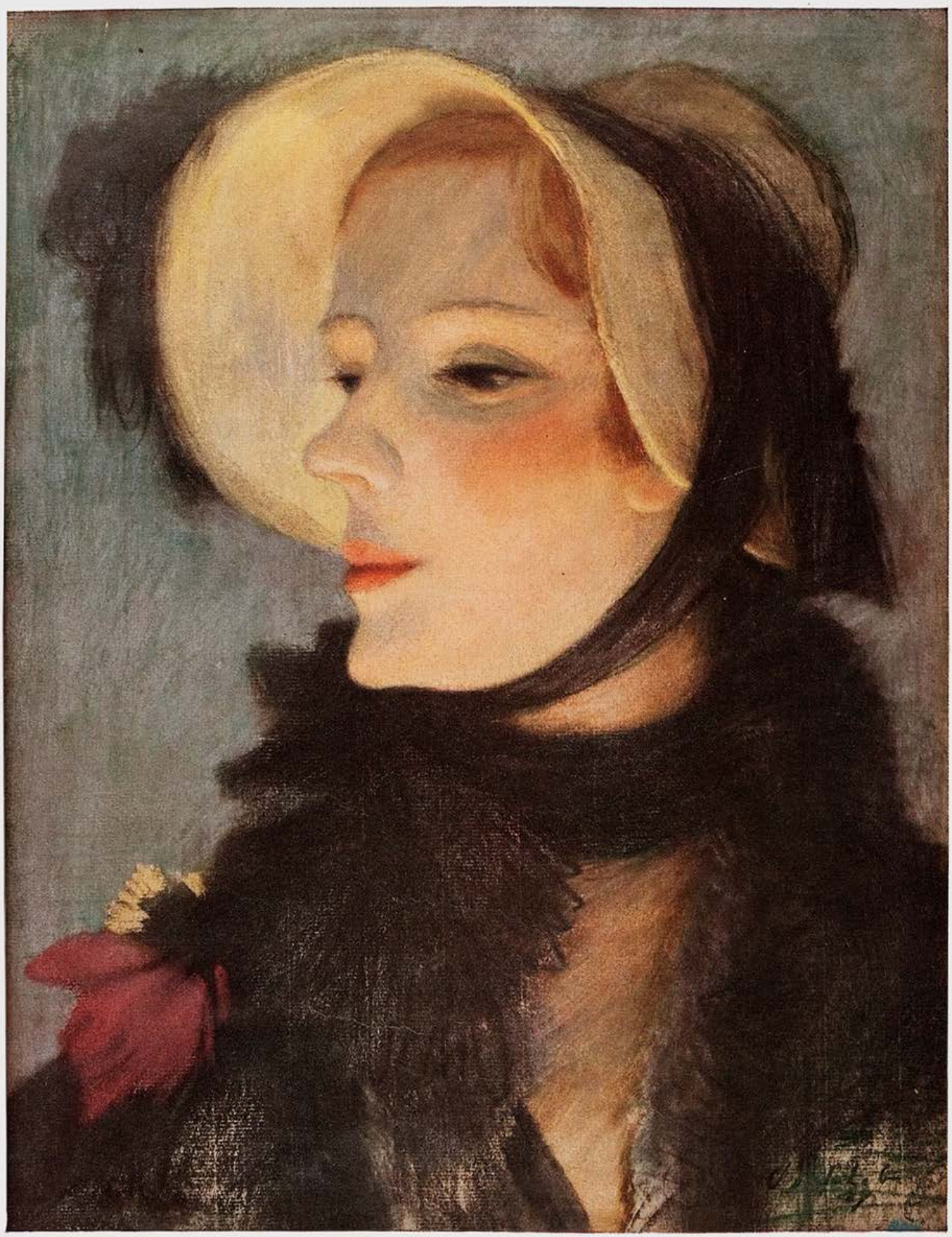


Wie aus Madrid gemeldet wird, sollen die Stierkämpfe künftighin zwar nicht abgeschafft, aber den Grundsätzen der Humanität entsprechend „gemildert" werden.

PREIS 60 PFENNIG

JUGEND

MÜNCHEN 1934 / NR. 51



Die gelbe Schute

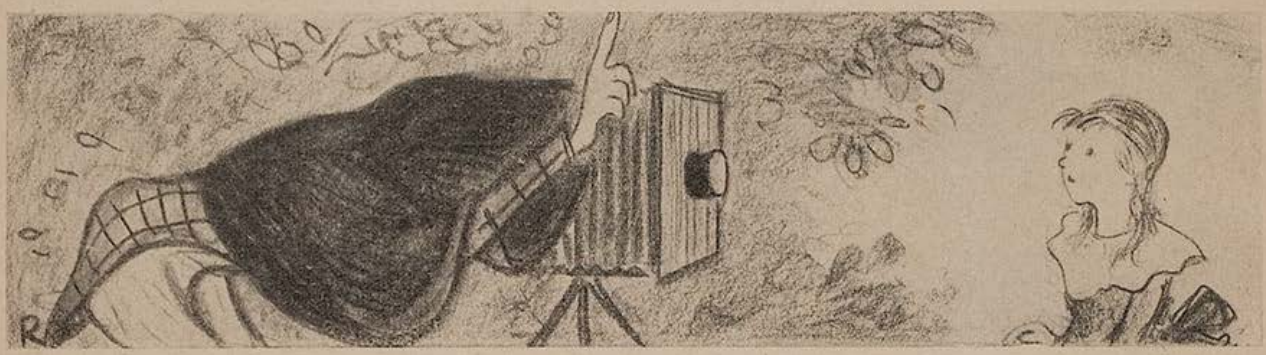
Oscar v. Schab

JUGEND
39. JAHRGANG 1934 / NR. 51

Das Daguerrotyp

ERZÄHLUNG AUS DEM BIEDERMEIER VON GEORG SCHWARZ

Illustriert von R. Kriesch



Die glückliche Ehe des Herrn Kaufmanns Zerweck im kleinen Landstädtchen W. wurde spät, als Herr Zerweck bereits die Fünfzig überschritten hatte, durch die Geburt eines Töchterchens gekrönt. Das kleine Seelenwesen, das sich gegen seine Verleiblichung so wenig wehrte wie sich ein zierliches Bienchen oder ein zarter Sommerfalter gegen seine Gestaltwerdung wehrt, hatte ein besonders zartes und schönes Körperchen und zeigte vom Augenblick des Geborenseins an eine so auffallende und reizende Lebhaftigkeit der Sinne, wie sie bei Neugeborenen nur selten vorkommt. Großmama Zerweck, die das Kind als erste in ihre großmütterlich-mütterlichen Arme aufnahm und damit im Zimmer nebenan wiegend und summend auf und ab ging, erzählte mit freudigem Stolz, wie lebhaft das Kind sofort an seiner neuartigen Umgebung teilgenommen habe, seine kleinen Augenlichter immer wieder fragend und neugierig auf die gemalten Ahnenbilder an der Wand richtend, lächelnd und staunend, und wie es damit zum Ausdruck gebracht habe, daß es mit seiner neuen Art von Existenz zufrieden sei. Auch Herr Zerweck war zufrieden. Seine Frau empfand einen stillen Stolz, dieses reizende Kind geboren zu haben.

Das kleine Wesen begann mit den ersten Lebenstagen schon zu lallen, bald konnte es richtig lachen — und seine zunehmende Lebhaftigkeit äußerte sich lustig genug in mühevoll-drolligen Versuchen, sich zappelnd aufzurichten und über die Kissen zu klettern. Frau Zerweck fand, das Kind gleiche mit seinem zarten, geschmeidigen Leibchen und mit dem Ausdruck seines Gesichtchens, den zusammengedrängten, schelmischen Zügen einem Bienchen. Herr Zerweck fand den Vergleich passend, und man erteilte dem Kinde den Kosenamen „Immeli", soviel wie Bienchen, obwohl es auf Lotte getauft war.

Immeli war ein bezauberndes Kind, es hatte blonde, seidendünne Härchen und eine feine, fast durchsichtige Haut. Als es nach elf Monaten die ersten Gehversuche machte, wurde es von Großmama Zerweck an den Händen in den großen Hausgarten geführt, wo weißgestrichene Gartenmöbel unter schattigen Kastanienbäumen standen und spiegelnde Buntglaskugeln in der Sonne funkelten. — Bald bedurfte Immeli der großmütterlichen Stütze nicht mehr, sondern lehnte sich nur noch, wenn es müde wurde und zu tammeln begann, an den stabilen Reifrock der Großmutter, der einem seitlichen Druck wohl standhielt.

Herrn Zerwecks Verwandtschaft, darunter ein halbdutzend zärtlicher Tanten, riß sich buchstäblich um das Kind. Mit zunehmenden Jahren büßte Immeli von seinem kindlichen Zauber nichts ein und gewann, ohne es zu wollen, die Zuneigung aller Menschen. Nachbarskinder standen schon am frühen Morgen vor dem Zerweckschen Haus und riefen ihre Freundin Immeli heraus, um mit ihr im Garten zu spielen.

Erwachsene, Nachbarn und Stadtbewohner schauten mit besonderem Wohlgefallen auf das heranwachsende Mädchen und suchten sogar jede Gelegenheit, um ihm etwas zu schenken oder sich ihm sonst wohlwollend zu erweisen. Einer der eifrigsten Verehrer des Kindes war der Glasmaler Blümel, ein geschickter Künstler in seinem Fach, der eine kleine Werkstätte in der Stadt rühmlich leitete. Dieser Herr Blümel interessierte sich für alles Schöne, für schöne Menschen, Blumen, Pferdeköpfe, Stoffe und Kostüme und wußte darüber interessant und großartig zu reden. Einfache und nüchterne Naturen, wie es ja viele in dem kleinen Städtchen gab, hielten ihn für überspannt und nannten ihn einen Großsprecher. Herr Zerweck, der ihn nur flüchtig kannte, beurteilte ihn in seiner gerechten Art nicht so scharf, stand ihm aber doch etwas fremd und ablehnend gegenüber.

Eines Tages erschien Herr Blümel im Zerweckschen Haus und erbat sich kurzerhand das hübsche Kind zu einer Porträtsitzung. Herr Zerweck war verblüfft. „Aber, sind Sie nicht Glasmaler, Herr Blümel?" rief er aus, „seit wann porträtieren Sie denn?" — Herr Blümel setzte sich auf einen Stuhl und begann, geheimnisvoll flüsternd, von einer neuen Methode des Konterfeiens zu reden, blieb aber bei so unklaren und mysteriösen Andeutungen, daß Herr Zerweck kein Vertrauen fassen konnte.

„Porträts auf chemische oder technische Weise herzustellen!" rief Herr Zerweck überlegen lachend aus, — „nehmen Sie mir's nicht übel, das halte ich für unmöglich, wenn auch Ihr gescheiter Franzose, dieser Herr Daguerre, schon tausend Versuche gemacht haben sollte!"

Als nun der Glasmaler seine Bitte noch einmal und in dringlicherer Form vorbrachte, Herrn Zerweck als einen Laien in solchen Sachen bezeichnete, fühlte sich dieser verletzt und schnitt jeder sachlichen Verhandlung das Wort ab mit der Bemerkung: „Für solche Versuche von so zweifelhafter, unklarer und vielleicht gefährlicher Art gebe ich mein Kind nicht her!"

Herr Blümel erhob sich, griff nach seinem grauen Zylinderhut und wollte gehen. Aber da eröffnete sich ihm mit der im Augenblick aufgehenden Tür — eine Hoffnung. Madame Zerweck betrat das Zimmer. Herr Blümel wagte einen Fußfall und brachte seinen Wunsch noch einmal vor, ohne sich um den Eheherrn, der ihn unterbrechen wollte, zu kümmern.

Frau Zerweck hörte sich den Bittsteller ruhig an, nahm die Schmeicheleien über ihr schönes Kind mit lächelnder Abwehr auf — und richtete zuletzt einen fragenden Blick auf ihren Gatten. Die Antwort war in

seiner unbeweglichen Miene leicht zu lesen. „Nein“, sagte sie rasch entschlossen zu dem Bittsteller, „mein Mann wird seine Gründe haben, wenn er Ihnen den Versuch mit unserem Kinde verweigert, Herr Blümel!“

„Leider versteht er nichts davon“, warf Herr Blümel ein, „sonst würde er mir ...“, er unterbrach sich plötzlich, denn ein absonderlicher Gedanke schoß ihm durch den Kopf, „sonst würden auch Sie mir dankbar sein! Gesetzten Falles, Madame“, rief er laut, „Ihr Kind, Ihr reizendes Kind, das ich anbete, stirbt, von heute auf morgen! Und Sie hätten kein Andenken, keine Erinnerung, kein Abbild ihres reizenden Engels! Wie würden Sie mir dankbar sein, daß ich das Kind für alle Zeiten auf der lichtempfindlichen Platte festgehalten hätte, und zwar mit einer Porträtähnlichkeit, wie sie kein Maler, auch der genialste nicht, erreichen kann! Das sage ich Ihnen!“

Frau Zerweck war totenblaß. Den Gedanken, daß ihr Kind sterben könne, den sie nie zu denken wagte, äußerte dieser Glasmaler, dieser spleenige Mensch so bedenkenlos, so unverblümt und gar im Zusammenhang mit seiner verrückten Idee, von der er sich, weiß Gott, welchen Vorteil versprach, das war zu viel! — Sie verließ wortlos das Zimmer Herr Blümel ergriff Hut und Stock und mußte sich noch im Hinausgehen von Herrn Zerweck nachrufen lassen: „Betreten Sie, bitte, mein Haus nicht mehr, Sie Charlatan! Wer weiß, was Sie mit unserem Kinde vorgehabt haben!“ —

Herr Zerweck sprach über die Angelegenheit kein Wort mehr, weder mit seiner Frau noch mit anderen Leuten. Immeli wurde nichts gesagt. Zwei stille, friedliche Sommer vergingen.

Immeli war nun ein vierjähriges Mädchen, trug einen blonden Lockenkopf und offenbarte ein heiteres, menschenfreundliches Wesen.

Die Eltern erlaubten dem Kinde kleine Spaziergänge in Gesellschaft wohlerzogener Nachbarskinder und Immeli unternahm gern kleine Erkundigungsausflüge durch die Stadt und durfte sich dabei als die Umworbene fühlen, was sie ohne Stolz und mit Freude hinzunehmen verstand. Zu ihrem vierten Namenstage hatte sie von Großmama Zerweck einen buntbemalten, großen Ball geschenkt bekommen, den sie auf solchen Ausflügen gern mitnahm.

Einmal spielten die kleinen Bummelanten auf einem abseits liegenden schmalen Pfad zwischen Gärten und Sommerhäuschen, als ein Kind das Ungeschick hatte, den Ball über einen Gartenzaun zu werfen.

Natürlich wollten die Kleinen Immeli den Ball sogleich wieder holen und eines der Kinder erbot sich, Herrn Blümel, den Besitzer des Gartens, in seinem Sommerhäuschen aufzusuchen, um ihn zu bitten, den Ball herauszugeben. Das Pförtchen war offen, man konnte in den Garten eintreten, aber Herr Blümel erschien erst nach langem Rufen.

„Wem gehört denn der Ball?“ fragte er das bittende Kind freundlich.

„Dem Immeli!“ sagte der Kleine.

„So, dem Immeli? Dem Immeli Zerweck?“ stutzte Herr Blümel überrascht. „Dann kommt nur alle in den Garten und sucht eurern Ball. Das Immeli soll aber auch kommen!“ Das Kind hüpfte weg — und Herr Blümel ersann eine Kriegslist.

Den seltenen Umstand, daß ihm das Kind jetzt erreichbar war, wollte er benützen. Das Glück war in seiner Hand. Mit einem Scherz, der den Kindern gefallen mußte, wollte er sein Ziel erreichen. Er verkroch sich rasch in einem Gebüsch, während die Kleinen ihren Ball suchten. Als sie, ohne es zu ahnen, in seine Nähe kamen, blies er auf einer Wasserflöte, die er bei sich trug, einen leisen Vogelruf, trillerte, lockte und rollte wie ein Pirol, daß die Kinder erstaunt durcheinanderliefen und den befiederten Kunstsänger in seinem Versteck aufsuchen wollten.

Herr Blümel rührte sich nicht, ließ sich aber nach einiger Zeit von den Kindern entdecken.

„Wo hast du deinen Vogel, Onkel Blümel?“ fragte eine wißbegierige Kleine. Da wies Herr Blümel den Kindern seine geschlossene Faust und sagte: „Da drinnen ist er!“

„Zeig' ihn! Laß' ihn sehn!“ riefen die Kinder. Aber Herr Blümel sagte: „Ich will ihn irgendwo verstecken — und wenn er wieder singt, dann kommt und sucht!“ Damit verschwand er, eilte rasch an sein Gartenhaus, brachte unbemerkt eine mächtige Apparatur mit einem Kasten ins Freie, stellte sie an einem schattigen Platz auf und steckte seinen Kopf in den Kasten. Dann flötete er.

Die Kinder sprangen herbei und blickten erstaunt auf das schwarze Möbel, besonders auf den Kasten, darin Herr Blümel seinen Kopf verbarg. Da fing das unsichtbare Vögelchen wieder zu trillern an.

Neugierig wagte sich Immeli heran. Aber blitzschnell fuhr Herrn Blümels Kopf aus dem Kasten, die Kinder lachten, weil er mit einem großen, schwarzen Tuch bedeckt war, aber Herr Blümel bat das Immeli freundlich, stillezuhalten wie ein braves Püppchen, dann würde sich vielleicht das Vögelein sehen lassen. Rasch und vorsichtig nahm er die Kapsel von der Linse des Apparates. Immeli lauschte wie ein verzauberter Engel. Kindliches Erwarten malte seelenvolle Züge in ihr Gesicht. Herr Blümel zählte die Sekunden, zitterte und bebte.

Das Kind hielt stand. „Endlich!“ seufzte er, bedeckte rasch die Linse und atmete auf.

„Wo ist das Vögelein?“ fragte Immeli, und die Kinder drängten sich heftig um den geheimnisvollen Kasten, den Herr Blümel wie ein Kleinod beschützte. Nun half ihm aber nichts mehr, die Kinder trieben ihn in die Enge. Er kam sich vor wie ein schlechter Taschenspieler, dem Betrug nachgewiesen wird, öffnete rasch seine Faust und ließ sich das armselige Spielzeug aus der Hand nehmen. Die Kinder stutzten enttäuscht, Immeli blickte auf die Seite — und Herr Blümel schämte sich.

Er wollte sich jetzt aber von den Kleinen keine Zeit mehr rauben lassen, schenkte ihnen noch ein paar Bonbons und ließ sie ihrer Wege gehen. Im schwarzen Dunkel des geheimnisvollen Kastens aber träumte das lichtgezeugte Ebenbild des schönen Kindes einen lächelnden Traum — und Herrn Blümels einzige Sorge war es, die zarten Umrisse, Lichter und Schatten der lichtempfindlichen Metallplatte auf chemischem Wege deutlich sichtbar zu machen, zu verstärken und zu konservieren. Keine leichte Arbeit!

Während Herr Blümel sich bemühte, dem kleinen Konterfei des Kindes die weiße Farbe des Lichtes zu erteilen — lag das Kind selbst scharlachrot in seinem Bett und fieberte. Morgen für Morgen erschienen die kleinen Freunde von Immeli vor dem Haus, riefen und wollten das Kind zum Spiel abholen. Aber Immeli kam nicht, nur eine Bonne in einer weißen Haube trat an ein Fenster, legte den Finger auf den Mund und sagte flüsternd: „Immeli ist krank. Seid still und geht, damit Immeli schlafen kann!“ Und wenn die Kinder nicht gehen wollten, sagte die Bonne: „Betet ihr auch schön? Wollt ihr nicht beten, daß Immeli wieder gesund wird?“

Die Kinder versprachen weinend, für Immeli zu beten, machten ein trauriges Gesicht und liefen weg.

Eines Tages kamen sie nicht mehr. Immelis Leben war erloschen. Still und sanft war das Kind gestorben, wie ein bunter Falter stirbt oder ein zartes Bienchen, dessen Leben sanft auslischt, wenn der kurze Freudensommer vorüber ist. Frau Zerweck konnte sich fast nicht trennen vom Anblick des toten Kindes, dessen selige Züge sie sich mit schmerzlicher Heftigkeit einprägte, um sie ewig gegenwärtig zu haben.

Herr Zerweck mußte seine Frau mit Gewalt in das Leben zurückführen. Auch für ihn war auf lange Zeit die Farbe der Welt erloschen.

Kaufmann Zerweck ging nach dem Tode seines Töchterchens selten mehr aus. Frau Zerweck verließ das Haus nicht mehr. Wenn sie einmal hinter einem Fenster erschien, sah man sie im schwarzen Trauergewand. Man sagt, die Zeit tröstet. Aber Frau Zerweck spürte nichts davon. Die Jahre schläferten ihren Schmerz wohl ein wenig ein — aber das Stöhnen und Seufzen aus ihrer Brust hörte nicht auf. Herr Zerweck fürchtete, an Leib und Seele zu erlahmen.

Da las er eines Tages in einem süddeutschen Handelsblatt von einer imposanten Industrieausstellung in Paris, und der Plan einer Reise, von der er sich eine heilsame Ablenkung versprach, stand sofort in ihm fest. Nach diplomatischer Vorbereitung brachte er seine Frau dazu, daß sie sich auch für den Plan begeisterte; ja, sie entschloß sich, wenn auch zögernd, ihn auf der Reise zu begleiten.

Im Sommer des laufenden Jahres rollte die Eilpostchaise mit dem reiselustigen Ehepaar ab. Das fremde Land, die reizende Natur, die man vom Postwagen aus bequem genießen konnte, brachte Ablenkung, und noch ehe die Türme der Seinestadt aus ihrem silberigen Dunst auftauchten, befanden sich die Eheleute in der besten Stimmung, radebrechten Französisch mit neueingestiegenen Reisegefährten und hatten das kleine Grab in ihrer Heimat fast vergessen. Paris, das Wunder der Städte, berauscht und bezaubert alle Fremden. Herr Zerweck stürzte sich auf die Museen, auf das Louvre, und seine Frau entzückte sich an der Schönheit der Baulichkeiten, der Straßen und Anlagen, und stand oft lange



Ortler und Haidersee — **Hede Berber-Credner**

auf den Seinebrücken, trat in das kühle Innere der Kirchen und ließ den Zauber einer anderen Kultur auf sich wirken.

Auf den Champs élysées stand der neue Industriepalast, in dem die Weltausstellung tagte. Die Trikolore flatterte auf dem langgestreckten Hallendach. Maschinen, Dampfkessel, Apparate, alle Erfindungen des aufsteigenden Zeitalters waren da aufgestellt.

„Salle des Daguerrotypes" stand über einer Tür zu lesen. Herr Zerweck interessierte sich für die neue Erfindung. Daguerrotypes — jedermann führte das Wort im Munde, Herr Zerweck hatte es auch einmal vor Jahren gehört, waren die kleinen, naturähnlichen Porträts, die auf chemisch-technische Weise hergestellt wurden.

Der „Salle des Daguerrotypes" vereinigte die schönsten, preisgekrönten Kunstleistungen auf diesem Gebiet, die im vergangenen Jahrzehnt gemacht worden waren. Auf kleinen, lichtempfindlichen Kupferspiegeln zeichneten sich die Umrisse eines Menschen in verkleinerter Form deutlich ab. Herr Zerweck war entzückt. Plötzlich sah er sich allein. Seine Gattin stand nicht unweit von ihm vor einem kleinen Porträt und schaute mit starren Augen durch das Lorgnon.

„Was ist mit dir?" sprach er sie an, indem er sich näherte.

„Das Kind ..." flüsterte Frau Zerweck und ließ die Augen nicht von dem Bildnis.

„Das Kind, ja allerdings —" sagte Herr Zerweck überrascht und betrachtete das Bild genauer, „ähnelt sehr ..."

„Nein! Es ist unser Kind, — unser Immeli!" rief Frau Zerweck laut und außer sich.

„Nicht möglich! Unmöglich!" sagte Herr Zerweck ärgerlich, „wie hätte das zugehen sollen!"

„Ich lasse es mir nicht nehmen", sagte Frau Zerweck bestimmt, „es ist unser Kind! Es sind seine Züge, die ich nicht vergessen kann!"

Unwillig, auf Drängen seiner Gattin, rief Herr Zerweck den Aufsichtsbeamten herbei und bat um Auskunft über das Bild.

Das Bildnis sei von einem deutschen Meister, sagte der Franzose, und es hätte sogar einen Preis erlangt.

„Siehst du!" rief Frau Zerweck in größter Unruhe, „wir müssen das Bild haben! Ich trenne mich nicht mehr von meinem Kind!"

„Was soll ich nur tun?" rief Herr Zerweck verzweifelt, „wer ist der Meister und wo ist er zu finden?" — Kopfschüttelnd verließ er den Saal und Frau Zerweck folgte ihm. Ihr Innerstes war zerrissen, sie verlor ihr Kind zum zweitenmal.

Eine Erkundigung beim Direktor der Industrieausstellung ergab nichts Genaues. Der Daguerrotypist sei ein Deutscher — hieß es, doch bei der Fülle der Geschäfte sei es nicht möglich, Auskünfte über Einzelheiten zu geben. Monsieur Zerweck möge seine Angelegenheit der Presse übergeben. —

Daraufhin fuhr das Ehepaar Zerweck von Paris ab.

Frau Zerweck war trostlos. In Chalons sur Marne, wo die Post

wechselte, dinierten die Reisenden im Hotel de la Poste. Die Eilpost von Metz fuhr gerade vor und ein paar deutsche Fahrgäste, Kaufleute und Vergnügungsreisende stiegen im Gasthaus ab. Unter ihnen befand sich ein korpulenter Herr in einem modischen, karierten Anzug. Er versuchte gegen alle Vernunft, mit Postillons und Hausknechten deutsch zu reden und erteilte seine Anweisungen mit lauter, durchdringender Stimme. Später saß er im Gasthaus in der Nähe des Zerweckschen Ehepaares und erlaubte sich beim Diner, seinen grauen Zylinderhut auf dem Kopf zu behalten. Er fiel allgemein auf. Herr Zerweck war zu verdrossen, um an den Vorgängen und Gesprächen um ihn herum teilzunehmen und blickte nur manchmal flüchtig auf. Frau Zerweck saß teilnahmslos am Tisch. Der deutsche Herr mit der lauten Stimme, der einen ganzen Tisch unterhielt, stellte während des Essens plötzlich seine munter plätschernde Rede ab, als er das Ehepaar am Nachbartisch erblickte. Das traurige Gesicht der deutschen Dame, von der es hieß, daß sie mit ihrem Gatten soeben von Paris zurückkomme, fiel ihm auf. Er mäßigte seine Stimme, erhob sich vom Tisch und suchte den Gastwirt zu sprechen, was ihm nach einigen Mühen und mit Hilfe eines dolmetschenden Deutschen gelang. Es dauerte nicht lange, da betrat der Gastwirt den Saal, begrüßte die Herrschaften mit echt französischer Liebenswürdigkeit und kam mit Herrn Zerweck in ein Gespräch. Der korpulente Herr am Nebentisch verhielt sich dabei unauffällig, beobachtete das Ehepaar und dämpfte beim Gespräch seine Stimme so gut es ging. Als nach einer halben Stunde die Eilpost nach Paris zur Abfahrt bereitstand, zog sich der Gastwirt zurück und traf verabredungsgemäß mit dem deutschen Herrn auf dem Flur zusammen. Mit wenigen Worten deutete der Franzose dem Deutschen an, daß er mit seinen Vermutungen auf der rechten Fährte sei und sagte ihm auch einiges über den Grund der Traurigkeit der deutschen Frau. Die Augen des deutschen Herrn leuchteten auf, als er auf so diskrete Weise das Wissenswerte erfuhr, mit Behendigkeit entwarf er einen kurzen Brief und bat den Gastwirt, ihn nach seiner Abreise dem Ehepaar auszuhändigen.

Die Eilpost nach Paris rollte ab — und Frau Zerweck hielt einen seltsamen Brief in der Hand, der zu den merkwürdigsten Vermutungen und Hoffnungen Anlaß gab.

„Gnädige Frau", begann er, „ich habe den Grund Ihres Kummers, der Sie heute bei Tisch so bedrückte, erfahren. Ein liebenswürdiger Franzose machte den Vermittler. Sie werden erstaunt sein, wenn ich Ihnen sage, daß ich der einzige Mensch bin, der imstande ist, Ihren Kummer zu lindern, denn ich besitze das Kleinod, das Sie in Paris gesehen haben und an dem Ihre Seele hängt. Ich brenne auf die Gelegenheit, Madame, Ihnen nach meiner Rückreise von Paris meine Aufwartung zu machen, um Ihnen das Andenken an Ihr geliebtes Kind, das ich mit Ihnen betrauere, zum Geschenk zu machen, zugleich meinen Dank zu sagen und das Geheimnis zu lüften, wie ich in den Besitz des Bildes gekommen bin.

Ihr wohlaffektionierter B."

Herr Zerweck schüttelte den Kopf über diesen Brief, aber seine Frau begann in Vermutungen zu denken, über die sie sich klarer wurde auf der kurzweiligen Fahrt im Postwagen. Eine vorsichtige Umfrage in W. nach ihrer Ankunft, die ohne Wissen ihres Gemahls unternommen wurde, verdichtete ihre Vermutungen.

Gerhard Blümel
Daguerrotypist
Medaille de France

Mit dieser Besuchskarte meldete sich nach Wochen Herr Blümel beim Zerweckschen Ehepaar an. Man saß gerade am Kaffeetisch und wurde durch die Ankündigung in die freudigste Unruhe versetzt. Mit einem prunkenden Strauß in der Hand betrat Herr Blümel die Stube, zelebrierte einen Fußfall vor der Frau des Hauses und ließ sich von Herrn Zerweck die Hand schütteln. Wieder trug Herr Blümel einen modischen Anzug, diesmal von französischem Schnitt.

„Nach dem, was man von Ihnen liest", begann Herr Zerweck freundlich, „darf man Sie wohl beglückwünschen zu Ihrem Erfolg, hochverehrter Herr Blümel! Wirklich, eine außerordentliche Ehrung!" —

„Die Ehrung ist um so wertvoller", fügte Herr Blümel hinzu, „als ich ein Deutscher bin, der die Auszeichnung erhielt, der erste meines Berufes in unserem Vaterlande!"

„Hm!" sagte Frau Zerweck achtungsvoll und sog den Duft des Pariser Parfüms, der Herrn Blümels Jacke entströmte.

„Und hier", fuhr der Daguerrotypist, an Frau Zerweck gerichtet, fort, „bringe ich Ihnen Ihr Kind, liebe Frau!"

„Immeli!" rief die Frau aus, „ja, ist es auch wirklich mein Kind, Herr Blümel? Sagen Sie uns nur, wie Sie zu dem Bilde gekommen sind?"

Herr Blümel erzählte kurz die Geschichte seiner daguerrotypistischen Versuche, ließ den verunglückten Besuch im Zerweckschen Hause nicht unerwähnt, berichtete, wie er sich allen Widerständen zum Trotz in den Kopf gesetzt hatte, das hübsche Kind im Bilde festzuhalten, wie ihm das gelungen sei, weil der Zufall und ein bunter Ball mitgeholfen hatten — und wie nun dies alles ihm wie auch den Eltern des Kindes zum Segen geworden sei! — Unterdessen hatte Frau Zerweck das Bild an der Wand befestigt, war einen Augenblick verschwunden und kam wieder zurück mit einem bunten Kinderball in der Hand.

„Sapperlot! Das ist ja der Ball!" rief Herr Blümel.

„Was tu' ich mit dem Ball", sagte Frau Zerweck, „wenn ich nun Ihr Bild behalten darf, Herr Blümel?"

„Geben Sie ihn mir!" flehte Herr Blümel mit schmeichelnd-gedehntem Ton. „Sie wissen, daß ich Ihr Kind wie ein eigenes verehrt habe und gern ein Andenken besitze."

Lächelnd nahm Herr Blümel den Ball entgegen.

„Das Schönste", fügte Herr Zerweck mit sanfter Stimme hinzu, „ist doch, wenn Sie auf Lebenszeit unser guter Freund werden, Herr Blümel. Das Geschick hat uns auf eine so innige Weise miteinander verflochten, daß wir es ehren wollen — und damit auch das Gedächtnis an unser liebes Kind Immeli!"





Vor der Stadt — H. Mayrhofer-Passau

Erlebnis im Kaffeehaus

VON ERNST HOFERICHTER

Ehe der Kapellmeister das Ave Maria spielen läßt — sieht er eine kleine Weile in die glasigen Schaukelpferdaugen des Büfettfräuleins ...

Und glaubt durch das Guckloch eines Vorstadtpanoramas die traumschwarzen Gassen Napolis zu schauen.

Dann wirft er seine weizengelbe Locke als Gardine vors Gesicht, das Harmonium knurrt gleich einer Raubtierschau, das Cello verfällt ins heuchelnde Elend, die Klarinette flüchtet sich in einen hysterischen Anfall, und die Violine läßt wie aus einem Tropfglas Baldrian in den schmerzlichen Aufruhr dieser Kaffeehausmusik träufeln...

Trinkgelder klirren auf den Marmortischen dazwischen hinein, zwei Billardkugeln werden zu einem Kuß zusammengestoßen, von der Küche her singt die Messerputzmaschine, ein Oberkellner lehnt als Säulenheiliger am Wiegautomat und zählt von ferne die Torten in den Kuchenaufsätzen nach.

„Drei Jahre Zuchthaus hat er bekommen ...!“ ruft eine Likörstimme vom Stammtisch über das Kartenspiel hinweg.

„Und fünf Jahre Ehrverlust dazu ...!“ kommt die Antwort von der anderen Ecke dieses Tisches, an dem jeden Nachmittag von drei bis sechs Uhr über Gerichtsverhandlungen und Todesurteile gesprochen wird.

„Der hat nichts zu lachen ...! Drei Jahre ohne Kaffeehaus ... Der hat nichts zu lachen ...!“ und Herzaß fliegt auf den Tisch und lacht für ihn.

„Ja, die Weiber ...!“ spricht der Garagenbesitzer und läßt den Ausruf wie einen Bach Burgunder über seine Phantasieweste abfließen, wozu er mit dem Ehering auf das Wasserglas klopft. „Ober, noch einen Kirsch ...!“ Er hatte sich für einen Augenblick vorgestellt, daß dieses Urteil über ihn gesprochen wäre, hatte sich von seinem Stammtisch im Kaffeehaus weg in die drei Jahre hineinversetzt — und erlebte nun die Wohltat, durch ein Glas Schnaps wieder in die behaglich plätschernde Freiheit zurückschnellen zu können. —

Der Vereinszeichenfabrikant klebt mit der Zunge das abspringende Deckblatt an seine Havanna und bläst dann eine solche Wolke über den Tisch hin, daß drei Jahre Zuchthaus und fünf Jahre Ehrverlust darin verschwinden, — als wären sie schon abgebüßt.

Und da jetzt das Ave Maria sich wie eine Trauergesellschaft in letzte Akkorde auflöste, werden die grasjungen Geheimnisse Ereignis, die drüben auf Tisch Nummero drei wie Papierrosen aufblühen ...

„Haben Sie mich gleich erkannt, Herr ... Herr ..! Wie heißen Sie doch?“

„Und was dachten Sie sich über meine Annonce ...? Jene Dame, welche am Mittwoch abend in meergrünem Kleide den weißen Elefanten in der Auslage bewunderte ...?“

„Es war so komisch ... ich lese sonst nie die Zeitung.“

„Glauben Sie an ein Schicksal, das von einem weißen Elefanten getragen wird, der uns zusammentrug ...?“

Und zwei Menschen sehen wieder durch die Glasscheibe, fühlen wieder wie damals eine unräumliche Berührung, sehen sich jetzt mit mehr Gewißheit auf die Hände, in die festlich beleuchteten Augen und merken, daß ihnen die Worte wie Kleingeld ausgehen.

Er scheint ihren Mund auswendig lernen zu wollen. Sie spürt es und verzieht ihn lächelnd, damit es ihm schwer falle — die Rundung voll Kirschrot aufzunehmen. Vielleicht fällt ihr ganz automatisch der Preis jenes Elefanten ein, das Etikett — das von seinem Rüssel herabhing?

Er kommt nicht von ihren Lippen los. Sie erinnern ihn an die Bucht von Biskaya mit all ihren Stürmen ... An diesem Golf jetzt einen Sommeraufenthalt nehmen zu können ...! Auf dem Krater dieser Lippen ein Einfamilienhaus erbauen ...!

Sie merkt den bürgerlichen Gedankengang und wird eine kleine Weile wieder nur Gast dieses Lokals ...

Er bekommt Angst, daß sie an ihm den Geruch von Bürotinte und Siegellack und Löschpapier aufgenommen hat ...

... Dann heben sich vor diesem Tische Nummero drei die neuesten Abendblätter, das Paar verschwindet hinter den weißen Fahnen — und wo bisher die Höhe ihres Mundes war, steht jetzt fettgedruckt das „Erdbeben in Japan“, „Furchtbare Springflut in Rio de Janeiro“ und „Der Raubmord in der Bildergalerie —, Zwei Museumsdiener tot — der Täter verhaftet ...“

Als Begleitung dazu spielt die Kapelle den Brautmarsch aus Lohengrin. Die zwei Menschen hinter den Zeitungen warten die letzten Takte ab, weil sie — jeder für sich — erlebten, daß es geschmacklos wäre, zu dieser Melodie das Kaffeehaus zu verlassen — —

Und sie sitzen jetzt alle Nachmittage am Tisch Nummero drei ... Er streichelt ihre Hände, und sie läßt ihn aus ihrer Puderdose den Duft von Flieder atmen.

Ja, sie scheinen sich schon um beträchtliches nähergekommen zu sein ...!

„Hast du deinen Handschuh noch gefunden?“

„Ja, aber nicht da — wo du glaubst ...“

„Franzel, glaubst du, er merkt es schon?“

„Nein, Rolf, er baut auf mich Städte ...“

Eine Zeitlang stand dieses „Er“ als drittes Grauen wie eine feuchte Wand zwischen ihnen, und sie bemühten sich, durch das Trennende hindurchzusehen.

Jetzt müssen sie von leuchtenderen Dingen sprechen, damit dieses „Er“ vergeht. Nur diese Wand war dick ...

„Aber wenn er es einmal erfahren sollte? ... Wenn er wissend wird, Franzel?“

„Dann weiß ich nicht, was geschieht ... Vielleicht sperrt er mich ein ... Und du müßtest es ertragen und tragen ...“

„Ich bin schwach ... Eine große Freude drückt mich schon nieder ...“

„Und eine Katastrophe? Was täte die?“

„Franzel, ich weiß nicht ...“

Man hört jetzt, wie ein Weinwirt vom Stammtisch in die Automatenwaage ein Geldstück einwirft. Der Zeiger schlägt aus, aber nicht Knospen im Frühling. „Hundertdrei Kilo ...“ hört der Mann am Tisch Nummero drei und glaubt, dies Gewicht beziehe sich auf die Last, die er einmal ihretwegen zu tragen habe — —

Nach drei Tagen küssen sie sich im Kaffeehaus über den Tisch hinüber. Die Wassermädchen kichern, das Büfettfräulein läßt ihre Augäpfel aus den Höhlen hinaushängen wie Zahnpasta aus der Tube ...

Dann aber kommt der Nachmittag, an dem seine Augen rotgerändert wie Kaninchenlider sind.

Sie verkrallen sich in die Hände — — Die Decke liegt verhängt über ihnen. Zentnerschwer ... Viel schwerer. Das Zifferblatt an der Automatenwaage würde nicht ausreichen, um die Last zu wiegen ...

Am nächsten Tag kommt sie nicht. Er wartet ... Schlägt mit dem Löffel auf die Tasse, trommelt einen Gassenhauer und meint — sie damit aus Tod oder Leben herzutrommeln.

Vier Tage sitzt er allein und denkt sie in den Stuhl hin, auf dem sie immer saß. Der Ober nimmt den Stuhl ... Und er fühlt einen Augenblick, wie der Kellner auch die Geliebte mit sich fortträgt ...

Plötzlich bleibt auch er aus ... Tisch Nummero drei ist wie eine leere Wohnung, von der alles aufs Land verreist ist — —

Es ist Freitag. Sie sitzt da ... Ganz anders. Wartet auf ihn, weil sie ihm geschrieben hat ... Er soll sie am gewohnten Tisch erwarten ... Sie schaut radgroße Löcher in die Luft hinein ..

Da schiebt sich etwas an ihrem Tisch vorbei ... Wie eine komische Alte am Schmierentheater ...

„Das ist Tisch Nummero drei. Und Sie sind Frau Franziska K — — —?“

„Ja — — und?“

„Ich bin die Hauswirtin von jenem Herrn, dem Sie heute einen Brief geschrieben haben ..“

„Und kann der Herr nicht kommen?“

„Nein, der Herr kann leider nicht kommen ...

„Und warum?“

„Weil er sich heute früh mit Veronal verg ... ich habe den Brief geöffnet, damit die Polizei nicht ...“

— — Wie Schnee rutschte sie über den Stuhl, lautlos. Ohne Schrei. Und erst als sie am Boden auffiel, wurde das Kaffeehaus wie durch eine Fanfare geweckt.

Die Musik brach wie ein Henkel ab. Der Cafétier bekam rote Ohren. Die Kellner kassierten vor Angst vor Tumult und Zechprellern. Es war, als wäre über ein Gartenkonzert ein Wolkenbruch niedergegangen.

Der Wirt rechnete im Geiste den Verlust aus. Denn in dieser Zeit wird nichts verzehrt.

Er öffnete die Handtasche der Bewußtlosen — um zu sehen, ob ihre Barschaft zum Abtransport im Auto ausreichte. Ja — und da steht auch ihre Adresse.

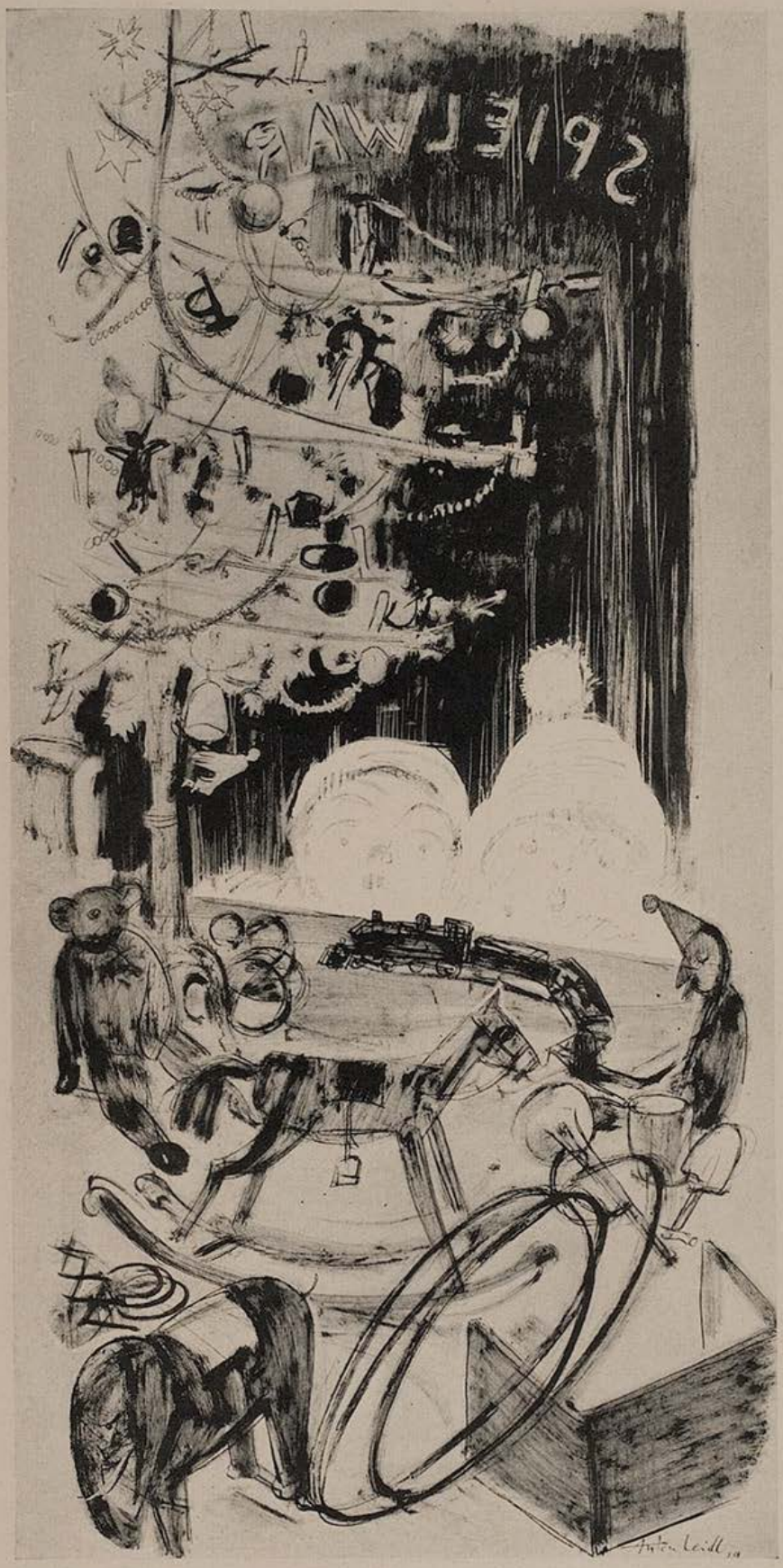
Er liest sie laut wie die Epistel aus einer Sonntagspredigt dem Chauffeur vor, schreit ihre Hausnummer wie ein gewonnenes Los aus ...

Da zwei Kellner sie in den Wagen heben, erwacht sie wie aus einem Schacht, brüllt wie aus einem Hintertreppenroman: „Nicht nach Hause ... nicht, nicht ... Hinter der Tür steht mein Mann ... Ich bin eine verheiratete Frau ... Vielleicht hält er wieder einen Revolver in der Hand ... Um Gotteswillen! Ich kann das Schießen nicht hören! Das kracht so furchtbar ... lieber Gift ...!“

Der Wagen federt davon. Der Straße und Hausnummer nach. Der glotzende Menschenknäuel kehrt zu den halbausgetrunkenen Kaffeehaustassen und angerauchten Zigaretten zurück. Der Kapellmeister wirft die Locke nach vor ... Das Ave Maria ...! Wieder das Ave Maria ...

Am Stammtisch wird ausgerechnet, wieviel Jahre Zuchthaus und Ehrverlust der Mann dieser Frau bekäme, wenn er sie erschießen würde ... „Ja, da müßte man den Grund wissen!“ „Vielleicht Freispruch?“

„Vielleicht ...!“



Vor Weihnacht — Anton Leidl

WEARE HOLBROOK:

Achtung! Spione!

Nach gewissen Romanen und Kinostücken zu schließen, müßte es in Budapest weit mehr Spione als Briefträger geben. Monte Carlo wäre, wenn man ihnen glauben wollte, von diplomatischen Desperados geradezu überfüllt, die für die Möglichkeit, noch einmal ihr Glück am Spieltisch zu versuchen, gern die wichtigsten Staatspapiere ausliefern, jedes Abteil des Orientexpreß hätte seine schöne Abenteuerin mit dem in der Frisur verborgenen Geheimdokument und die Kanaldampfer könnten gar nicht alle als Vertreter von Weinfirmen reisenden militärischen Sachverständigen fassen.

Aber es gibt so gut wie gar keine Spionagegeschichten, die in Amerika spielen würden. Es sind nun auch schon fünfzehn oder zwanzig Jahre her, daß in den Vereinigten Staaten die Spionitis umging. Im Sommer des Jahres 1917, als die Bürgerwehr von Katzelshausen jeden Freitag Abend auf der Wiese hinter dem Spritzenhaus exerzierte, rief Tante Eulalia einen aus Frauen bestehenden Überwachungsdienst ins Leben, um die Ränke etwaiger ausländischer Geheimagenten zu vereiteln.

Ein Komplott zur Sprengung der Eisenbahnbrücke witternd, stürzten sich die würdigen Damen auf ein Paar friedlicher Landstreicher, die dort im Schatten lagerten und beschlagnahmten den Kessel, in dem sie sich ihr Mittagessen zubereiteten, unter der Begründung, daß er wie eine Bombe aussehe. Eine genaue Untersuchung erwies, daß der Kessel ein wenig von so ziemlich allem, aber keine Spur von Nitroglyzerin oder Trinitrotol enthielt. Aber Tante Eulalia fühlte sich doch irgendwie gerechtfertigt, als sie von dem Boden des Kessels die Worte „Made in Germany" ablas.

Zu den weiteren Ruhmestaten des Frauenwachkorps gehörte die Gefangennahme eines kleinen Jungen, der beobachtet wurde, wie er einen Drachen steigen ließ, der mit einem Exemplar des „Katzelshausener Wochenblattes" überspannt war. Das Wochenblatt hatte die Briefe mehrerer junger Männer aus einem Übungslager abgedruckt und diese Briefe enthielten bedeutsame militärische Informationen betreffend Socken, Strickjacken, Zigaretten und Pfannkuchen. Tante Eulalia war fest überzeugt, daß entfernte, mit scharfen Feldstechern ausgestattete Spione den Zeitungsdruck vom Drachen ablesen könnten, und dem unvorsichtigen Knaben wurde sein Spielzeug unnachsichtlich abgenommen.

Die wachsamen Damen beschuldigten auch eine ältere Scheuerfrau, daß sie vom obersten Stockwerk der städtischen Sparkasse ihren Komplizen Signale gebe. Die Scheuerfrau wies die Beschuldigung entrüstet zurück, indem sie behauptete, daß sie bloß die Fenster gewaschen habe. Und als sie zum Beweis dafür einen Kübel Seifenwasser über die Köpfe der Beobachterinnen entleerte, entschlossen sich diese, von weiteren Schritten Abstand zu nehmen.

Doch ihren größten Triumph sollten sie in der Angelegenheit der „Bürgermeister-Brauerei" feiern. Da sie gehört hatte, wie der Besitzer der Brauerei, als jemand nieste „Gesundheit!" sagte, schöpfte sie Verdacht und behauptete, daß die Brauerei in Wirklichkeit eine maskierte Munitionsfabrik sein müsse. „Niemand kann mir weis machen, daß all diese Fässer nichts als Bier enthalten", sagte sie ihren Mitarbeiterinnen. „Einige kommen mir ganz wie Pulverfässer vor."

So gründete Tante Eulalia ein Komitee, bestehend aus ihrem Gatten Jeremias, dessen Aufgabe es war, Nachforschungen anzustellen. Onkel Jeremias stellte Nachforschungen an und kehrte mit der bestimmten Versicherung zurück, daß die Brauerei keine Munition erzeuge. „Das heißt, bis jetzt", fügte er feierlich hinzu. „Zur Zeit sind sie dort mit der Biererzeugung allzu beschäftigt, um für andere Dinge Muße zu haben. Aber ich habe aus guter Quelle erfahren, daß sie, sobald die Nachfrage nach Bier sinkt, Gewehre herstellen werden."

„Die einzige Art und Weise", so schloß Onkel Jeremias, „wie wir die Umwandlung der Brauerei in eine Waffenfabrik verhindern können, ist offenbar die, daß wir unsern Bierverbrauch steigern. Es ist wohl ein Opfer, aber ich bin für meine Person zu allem bereit!"

Diese mannhafte Erklärung wurde allseits mit herzlichem Beifall aufgenommen und Onkel Jeremias rief ungesäumt eine Vereinigung gleichgesinnter Ehegatten ins Leben. Und die rastlosen Bemühungen dieser opferbereiten Männer hatten zur Folge, daß die „Bürgermeister-Brauerei" hinfort Tag und Nacht arbeiten mußte, um der wachsenden Nachfrage nach Bier zu genügen.

Aber seit jenen bewegten Tagen waren weder in Katzelshausen noch sonst irgendwo in Amerika irgendwelche Spuren internationaler Intriguen zu bemerken, und der amerikanische Zeitungsleser beginnt sich zu grämen, daß keine der zahlreichen Spionageaffären der Welt in seinem Lande spielt. Vielleicht, so meinen einige, könnte das Interesse der Geheimagenten dadurch wachgerufen werden, indem man die wichtigeren Staatspapiere in Eierschalen aus Washington schmuggelte oder auf den Rücken eines Unterstaatssekretärs tätowierte.

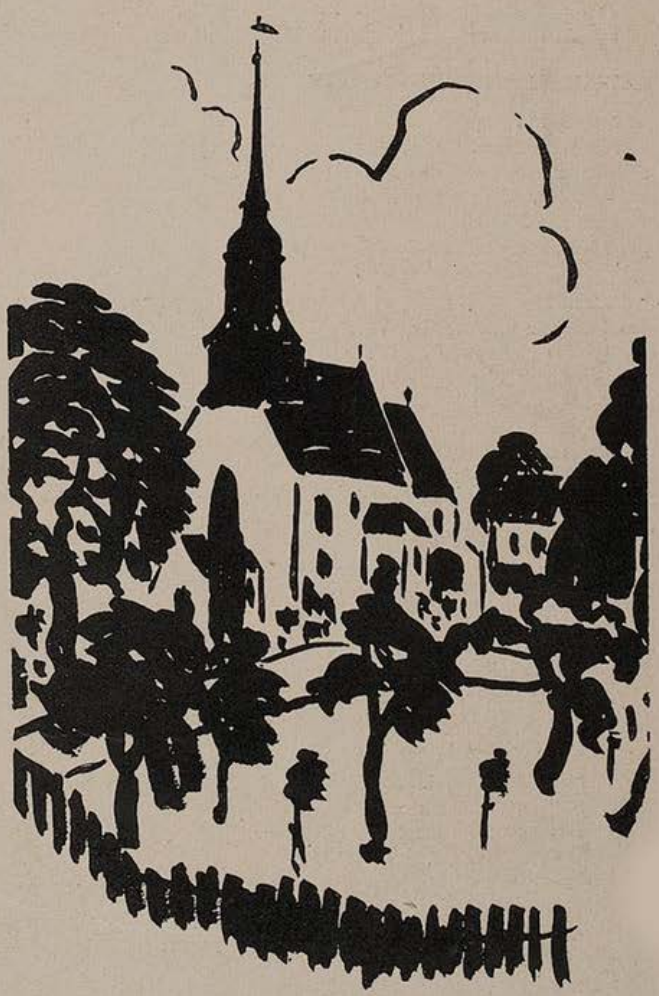
In all den Erörterungen über Flottenparität und Rüstungsbeschränkungen wurde kein Wort über eine gerechte Aufteilung der Spionage gesprochen. Man spioniert heute nach rechts und links, ohne Amerika mehr als einen flüchtigen Blick zu schenken. Vielleicht wird man eines Tages entdecken, daß, wenn jedermann alles von jedermann weiß, ein militärischer Konflikt ebensowenig aufregend ist wie eine Partie Poker, die mit durchsichtigen Karten gespielt wird.

KUTTEL DATTELDUS HEIMFAHRT

Joachim Ringelnatz zum Gedächtnis

Als Kuttel von seiner letzten Fahrt
nach Hause kam, da war sein Lachen
nicht mehr von der gewohnten Art,
und konnte uns nimmer recht fröhlich machen.
Es klang was mit von Leid und von Gram —
doch ein Seemann kennt kein Gejammer;
nur, wenn ihn jemand besuchen kam,
dann verkroch er sich in die Kammer.
Die „Springbörn" — die hatte festgemacht
zum letztenmal am Kai,
nun stand sie in dunstiger Hafennacht,
ihr Herz war tot und gelöscht die Fracht,
eines Tages brach sie entzwei.
Da weinte Kuttel — doch niemand sahs —
und er wollte nicht Speise noch Trank;
und wenn Kuttel erst einmal die Flasche vergaß,
dann wußte man: Kuttel ist krank.
Da lag er nun lange müd und fahl
in einem schneeweißen Bett —
seine Freunde kamen zu ihm ins Spital
mit Kuchen und Blumenbukett.
Aber Kuttel verträumte die böse Zeit ...
sprach ein stammelndes Kindergebet,
dann ging er auf Fahrt — seine Flagge weht
auf dem Gaffelschoner „Die Ewigkeit"
der dort drüben vor Anker geht.
Der liebe Gott war sein Heuerbas,
und ein Sarg sein Überhohlboot,
und als man's im Abendblättchen las
war Kuttel schon lange tot.
Wir wissen, daß eine liebende Hand
seine Augen für immer geschlossen.
Und der Nebel kam von der See ins Land
und grüßte den treuen Genossen.

Arnold Weiß-Rüthel



Dorfkirche — W. Waibl



Traum wird Wirklichkeit

Man sprach von Pharaos Traum. Jemand sagte: „Es ist doch eine starke Zumutung, glauben zu sollen, daß sieben magere Kühe sieben fette Kühe verzehrten, ohne daß es ihnen anzusehen war." — Ein Kaufmann entgegnete: „Früher lehnte ich diese biblische Legende ebenso entschieden ab wie Sie; aber seit ich verheiratet bin, denke ich anders darüber. Bei Beginn unserer Ehe hatte ich ein dickes Kassabuch, meine Frau dagegen nur ein kleines Büchel zum Aufschreiben ihrer Ausgaben in der Wirtschaft. Nach ein paar Jahren aber hatte dieses kleine Büchel mein großes, dickes Kassabuch völlig aufgezehrt, und man sah ihm nichts davon an." *W.*

Ernüchterung

Montag:

„Du siehst schlecht aus, Walter."

„Das ist dein Werk, Emmy. Jeder Augenblick, den ich fern von dir weilen muß, wird mir zur Hölle. Wenn das so weitergeht, — — ogotttt — — —"

Dienstag:

„Du siehst aber wirklich schlecht aus, Walter. Du mußt dir nicht alles so zu Herzen nehmen."

„Ich liebe dich grenzenlos, Emmychen . . ."

„Was kann ich tun, damit du wieder besser — — —"

Mittwoch:

„Walter, — du siehst ja blühend aus, — du Hund!!" *H. Rewald*

Allegro ma non troppo

„Musik, o Freunde, Musik ist das zweitgrößte Glück auf Erden! Musik wäre das größte, wenn man sich nicht darauf beschränken müßte, sie nur zu hören. Es ist ein qualvolles Glück, Musik anbetenderweise zu hören, nur dazusitzen und zu hören — —, zur Passivität verdammt! Warum, o Freunde, warum kann man Musik nicht liebkosen, auf Händen tragen, demütigen, zerbeißen, vergewaltigen — — !"

„Da müssen Sie mal die Margot hören. Einen Ibach hat sie schon kaputt."

H. Rewald

Liebe Jugend

Der kleine Hermann hat Bauchweh. Fräulein Doktor kommt zur Untersuchung und hebt das Hemderl hoch. Da deutet der Bub gewichtig auf sein Näbelchen und klärt die Ärztin auf mit den Worten: „Dees hab' i aber schon lang!"

Antwort

Ein bekannter Berliner Geistlicher zur Zeit Friedrichs des Großen wurde einmal dem König vorgestellt. Der Geistliche, der mehr in Büchern lebte, als in der Welt, redete den König folgendermaßen an:

„Halber Gott, Großer Friedrich!"

Der König erwiderte:

„Ganzer Narr, kleiner Dietrich!"

Milderungsgrund

„Was, Sie sind erst zwanzig Jahre alt und haben schon zwei Kinder?"

„Ja — aber die sind ja noch ganz klein!"

An der Theaterkasse

„Sind noch Stehplätze frei?"

„Ja! Wieviel brauchen Sie denn?"

„Oh, so ungefähr einen Quadratmeter!"

Das Wunderkind

Der kleine Müller soll ja mit seinen zwölf Jahren schon ein Wunderkind sein!"

„Ja, das stimmt! Der wundert sich nämlich über nichts mehr!"

Am Meer

Sie: „Sieh nur mal, wie die Wellen immerzu einander küssen, als könnten sie nie genug kriegen!"

Er: „Kunststück! Es sind ja immer wieder andere!"



Bei Aschinger — E. Freytag-Berlin



Autofahrt
„Menschenskind, die Bremsen funktionieren nicht mehr!"
„Na, dann halt mal — da gehe ich lieber zu Fuß weiter!"

ZWEI DENKER

Eines Tages begegnete der seinerzeit vielgefeierte humoristische Romanschriftsteller A. v. Winterfeld in Wörishofen dem greisen Dichter Berthold Auerbach. Voller Freude, einen Bekannten aus Berlin getroffen zu haben, eilte er auf denselben zu und schüttelte ihm herzlich die Hand.

Auerbach jedoch, der gerade einen neuen Roman im Kopfe hatte, erwiderte sehr zerstreut den Gruß, schritt einige Zeit sinnend und schweigend neben Winterfeld her und sagte schließlich: „Lieber Kollege, ich habe eine große Bitte — Sie dürfen dieselbe aber nicht übel deuten —, wenn Sie mir auf der Promenade vormittags begegnen, lassen Sie mich allein, denn bis zwölf Uhr muß ich denken."

Winterfeld sah den Verfasser der Dorfgeschichten einen Augenblick stutzig an, dann reichte er ihm kordial die Hand und erwiderte:

„So muß ich Ihnen denn Lebewohl sagen." — „Lebewohl?" versetzt verwundert Auerbach, „sie sagten doch soeben, daß Sie vier Wochen hierbleiben wollten." — „Das stimmt schon", bemerkte Winterfeld, „aber da Sie vormittags denken und ich nachmittags und keiner von uns beiden dabei gestört sein will, so sehen wir uns erst in Berlin wieder."

Voltaire

Es war in Potsdam.
Voltaire las in der Bibel.
Der König staunte:
„Voltaire liest die Bibel?"
Voltaire nickte:
„Hin und wieder muß man sich auch in den Schriftsatz seines Prozeßgegners vertiefen."

Löwe hat Zahnschmerzen

Von Fred Endrikat

Der Wüstenkönig heult und brüllt
weil seine linke Backe schwillt.
Er heult in dur — und brüllt in moll.
Die Backe schwillt ganz jammervoll.
Sein Schmerzgeheul tönt himmelan:
„O jeh — o jeh — mein Backenzahn.
Ich gebe meine Königskron
für nur ein Stück Pyramidon.
Schickt das Kamel in meine Näh —
es koche mir Kamillentee."
Der Löwe schlägt mit seinem Schweif
den ach so wohlbekannten Reif.
Gen Himmel sträubt sich seine Mähne.
Er fletscht sämtliche Löwenzähne.
Die Tiere kommen angerannt,
der Tiger, Leopard und Panter. Sie wundern sich darob nicht wenig.
So sahn sie niemals ihren Keenig.
Sein Brüllen ist nicht sehr poetisch —
der Anblick wenig majestätisch.
Voll Mitleid murmelt das Kamel:
„Der König leidet, meiner Seel.
Wie wärs denn mit Kakteenöl?"
Drauf meint das Nilpferd: „Du Kamel."
Ganz ängstlich flüstert Vogel Strauß:
„Welch Jammerbild, potz ei der Daus.
Des Königs Wange ist ja schier
noch dicker als ein Ei von mir."
„Was macht man da? Was macht man da?"
sagt die Giraff zum Zebera.
Der Affe ruft dem Känguruh
von oben faule Glossen zu.
Und die Hyäne auf der Lauer
freut sich schon auf die Landestrauer.
Des Löwen Zahnschmerz stimmt sein Reich
teils schadenfroh — teils mitleidweich.
Gefährlich ists ein König sein
wenn aus der Krone fällt ein Stein.
Hier fiel ein Stein — mitsamt der Zacke,
nur wegen der geschwollnen Backe.
So hat ein kleines Loch im Zahn
den ganzen Nimbus abgetan.
Es ist nicht einfach, wenn man herrscht —
beim Zahnschmerz zeigt sich erst der Fersch.

Ein guter Tropfen

im eigenen Keller ist heute kein Luxus mehr. Wein ist ja so billig! Hier, zwei Beispiele:

12 Flaschen
33er Nierstein. Riesling 16.50

12 Flaschen
33er Lieserer Schloßbg. 16.50

einschl. Glas u. Verpackung. Möchten Sie sich nicht mal eine dieser beiden Probekisten kommen lassen? Oder erst einmal unsere Preisliste? Bitte, schreiben Sie uns doch.



Gräfin von Königsmarck'sche Weinkellerei
KOBLENZ AN RHEIN UND MOSEL

FOTO-ECKE

Wenn es draußen regnet . . .

dann wird das häufig als Anlaß genommen, die Kamera gut „einzumotten" und in irgendeinem Fach des Schreibtisches für später ruhen zu lassen. Und dieser Schlaf kann dann manchmal recht lange dauern. Ob das richtig ist?

Auch Regen hat Reize! Man muß das nur von der richtigen Seite aus sehen. Fotografisch sind die Reize sogar ungeheuer zahlreich und wertvoll. Das Straßenpflaster ist naß, und hier spiegeln sich Menschen, Wagen und Häuser in bizarren Formen wieder. Schließlich die Menschen selbst: Sie haben große Regenschirme aufgespannt, die fotografisch dadurch Bedeutung gewinnen, als sie wegen einer großflächigen Gestalt, die zugleich dem ganzen Bilde eine echte Stimmung gibt, besonders wirksam werden. Lustige Momente können wir einfangen.

Und wie es gemacht wird? Belichtungszeit gewöhnlich 1/25 Sekunde. Die Blende schwankt zwischen 4.5 und 6,3. Höchstempfindlicher Film ist Voraussetzung. Man wählt sogar am besten panchromatisches Material, das den Bildern auch bei trübem Wetter eine große Lebendigkeit vermittelt, die man sonst vermißt. Das Objektiv darf nicht naß werden. Man kann es sehr gut durch eine Gegenlichtblende schützen. Wenn die Kamera selbst ein paar Regentropfen abbekommt, so schadet ihr das nichts. Zumal wenn sie nach dem Ausflug im Regen sauber abgewischt wird.

Für die Nachtaufnahme hat Regen besondere Bedeutung. Dann werden nämlich die vielen Lichter und Lampen alle nochmals auf dem Straßenpflaster gespiegelt. Das bedeutet eine Zunahme der Gesamthelligkeit und allgemein eine größere Wirksamkeit. In hell erleuchteten Straßen sind bei einer Öffnung von 1:2,8 Momentaufnahmen von 1/50 Sekunde möglich, Penfilm vorausgesetzt.

Auch Regen hat Reize. Und es wäre falsch, die Kamera an solchen Tagen zur Seite zu legen. Wenn auch etwas Überwindung nötig ist!

Das wird Sie interessieren: Die Kameraindustrie macht augenblicklich wichtige Versuche. Man beabsichtigt, in die Kamera eine Fotozelle einzubauen. Der von ihr erzeugte Strom entspricht ja bekanntlich in seiner Intensität der herrschenden Lichtmenge. Richtet man die Fotozelle entsprechend dem Objektiv aus und leitet man den Strom zu einem Mechanismus, der die Blende betätigt, so läßt sich eine Kamera herstellen, deren Blende sich automatisch der Helligkeit des Motivs entsprechend einstellt. Also eine richtige sehende Kamera! Theoretisch sieht das Ganze sehr schön aus. Praktisch liegen noch viele Schwierigkeiten vor. Aber man darf unbedingt damit rechnen, daß die zukünftige Kamera so arbeitet.

Das Exakta-Buch kommt! Daß die Exakta eine vernünftige Kamera darstellt, ist klar und allgemein bekannt. Sie gibt gewissermaßen die Krönung einer Reihe von Spiegelreflexmodellen. Da sie aber viele Eigenheiten besitzt und besondere Aufnahmetechniken gestattet, ist ein Lehrbuch zur Exakta ganz besonders wichtig. Das Buch wird Anfang Dezember fertig vorliegen und trotz eines Umfanges von 80 Seiten auf Kunstdruckpapier nur 1.50 Mark kosten. Der Aufbau des Buches ist völlig neuartig. Wer sich zu Weihnachten ein Exemplar sichern will, schreibt an die G. Hirth Verlag AG. in München 2 NO. Verfasser des Buches ist Gerhard Isert.

Fernberatung: Unser Fachbearbeiter steht jedem Leser kostenfrei zu brieflicher Auskunft zur Verfügung. Man schreibt unter Beifügung von Rückporto an Gerhard Isert, Magdeburg, Halberstädter Str. 117a.

Schaff' Dir Freude



durch eine Patenschaft im Winterhilfswerk

Witzbold

„Wie heißt denn Ihr Junge", wird der junge Vater gefragt. „Wolfgang", erwidert der, „nach meinem Schwiegervater, der hieß nämlich Wolf."

„Da haben Sie aber Glück gehabt", meint der Frager. „Wieso denn Glück?" „Na, sehn Sie mal, wenn nun zum Beispiel Ihr Herr Schwiegervater ‚Stuhl' geheißen hätte . . ."

Ein phantastischer Traum

Wirtin: „Letzte Nacht träumte ich, Sie bezahlten mir Ihre ganze rückständige Miete auf einmal."

Zimmerherr: „Ausgezeichnet! Dann sind Sie wohl so gut und geben mir eine Quittung!"

Brauchen Sie eine DIE kleine ANZEIGE der „Jugend"

Deiner Zeit Schrift ist die Zeitschrift.

LAFONTAINES
Ergötzliche Geschichten
mit 12 Kupfern nach Charles Eisen sind im unterzeichneten Verlag in einer vortrefflich ausgestatteten Ausgabe zum Preise von RM. 2.70 erschienen.
Zu beziehen durch den Buchhandel oder durch den Verlag
G. HIRTH VERLAG AG.
MÜNCHEN, HERRNSTR. 10

Beachten Sie bitte unsere Anzeigen

ZEITUNGS-AUSSCHNITTE liefert
ADRESSEN schreibt
WURFSENDUNGEN erledigt
FÜR SIE
ADOLF SCHUSTERMANN
FERNRUF: 87, JANNOWITZ 3116, 5117 UND 5811 — GEGRÜNDET 1909 BERLIN S.O. 16 BUNGESTR. 20
DRUCKSCHRIFTEN BITTEN WIR ANZUFORDERN!

Ein ergötzliches Bilderbuch
ist der Kunstblätter-Katalog der „Jugend" mit über 1000 verkleinerten Abbildungen der in Millionen von Exemplaren als Wandschmuck verbreiteten Vierfarbendrucke. Preis ohne Porto RM. 2.70. Bestellungen durch den Buchhandel oder den unterzeichneten Verlag
G. Hirth Verlag AG., München, Herrnstr. 10

Schwachen Männern
sendet wichtige Publikation diskret und kostenlos
Exsursans-Vertrieb Bad Reichenhall 536

Jede Nummer der „JUGEND" wird von ca. 50 000 Menschen gelesen.
Darum inseriere!

Inserate in der „JUGEND" finden weiteste Verbreitung!

KUNSTPOSTKARTEN
in vortrefflichem Vierfarbendruck nach Bilderwiedergaben aus der „Jugend" liefern wir 20 St. für 90 Pf., die ganze Serie von 170 St. für RM. 6.— franko
G. HIRTH VERLAG AG.
München 2 NO — Herrnstraße 10

LEST DIE „JUGEND"

Zur Anfertigung jeder Art
Drucksachen
empfiehlt sich
G. Hirth Verlag AG. München, Herrnstr. 10

Wer kauft schafft Arbeit!

Inserieren bringt Gewinn!

SCHÖNE BILDER
an den Wänden machen die Wohnräume behaglich. Wo das Geld für Erwerbung von Originalen fehlt, hat der Bilderliebhaber Ersatz an den Vierfarben-Kunstblättern der „Jugend", die zu den erstaunlich billigen Preisen von 45 Pfg., 65 Pfg. und 90 Pfg., je nach Größe, zuzüglich Portospesen durch den Kunsthandel und den unterzeichneten Verlag zu beziehen sind. Der reich bebilderte Katalog (Preis RM. 2.70 zuzüglich Portospesen) erleichtert die Bestellung.
G. Hirth Verlag AG., München, Herrnstr. 10

Lest den
Sportfischer
die vortrefflich ausgestattete Fachzeitschrift.
Halbjahrespreis 3 M.
Fischereisport-Verlag
Dr. Hanns Schindler
München NW 2
Karlstraße 44

Ein Buch fürs Leben ist: KREMPELHUBER
Für Stille Stunden
Die gesunde und praktische Lebensweisheit nach gesammelten Erkenntnissen der Philosophie vom Altertum bis zur Gegenwart. 450 Seiten in Ganzleinen gebunden nur RM. 2.85 zuzüglich 40 Pfg. für Porto. Zu haben in den Buchhandlungen oder beim unterzeichneten Verlag
G. HIRTH VERLAG AG. MÜNCHEN, HERRNSTRASSE 10

Tiefe Gedanken um Adam und Eva

Wer das Leben mit Geld erkaufen will — für den bleibt es nur eine Mätresse!

Es gibt keine herrlichere Institution, als die Ehe — für den Dritten.

Märchen, dann Roman, schließlich Elegie, dazwischen ein wenig Satire — das ist die Liebe.

Hoffnung des Mädchens, Furcht des Liebhabers, Glück des Weibes, Ärger der Schwiegermutter — der Mann.

Die zweite Liebe einer Frau ist oft nur Rache für die verlorene erste.

Eine kluge Frau hört alle und glaubt keinem.

Die letzten Blüten der Liebe sind oft im Myrtenkranz der Braut.

Frauen kennen keinen Mittelweg. Entweder setzen sie alles auf das Spiel oder nichts.

Die Frau, die wir lieben, ist ein hübsches Gedicht. Die Frau, deren wir überdrüssig, eine langweilige Abhandlung.

Juwelen sprechen in ihrer Stummheit zu einem Weibe mehr als die beredtesten Worte.

Es gibt keinen tieferen Schlund als die Tasche eines Spielers und keinen unergründlicheren als das Herz einer Frau.

In der Liebe können alle Männer von den Weibern lernen.

Die Langeweile ist der gefährlichste Verführer der Frauen.

Wie gescheit müßten die Frauen sein, wenn sie all den Verstand finden würden, den die Männer ihretwegen verloren.

Manche Ehe wäre schon in die Brüche gegangen, wenn sie nicht „der Dritte" zusammenhielte.

Wer in der Hast heiratet, darf in der Muße bereuen.

Zuweilen wird ein Mann durch Erfahrungen mit seiner Frau nicht klüger, sondern verrückt.

Die Fesseln der Ehe sind so schwer, daß zwei dazu gehören, um sie zu tragen, — oft drei.

Schönheit ohne Geist ist wie eine Blume ohne Geruch.

Eine Liebeserklärung versteht selbst die schwerhörigste Frau.

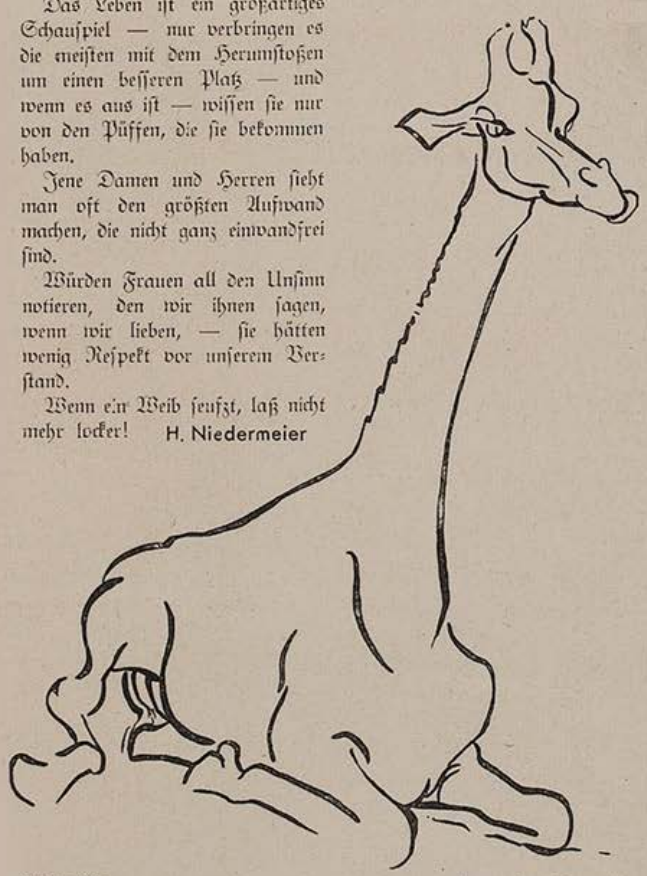
Das Leben ist ein großartiges Schauspiel — nur verbringen es die meisten mit dem Herumstoßen um einen besseren Platz — und wenn es aus ist — wissen sie nur von den Püffen, die sie bekommen haben.

Jene Damen und Herren sieht man oft den größten Aufwand machen, die nicht ganz einwandfrei sind.

Würden Frauen all den Unsinn notieren, den wir ihnen sagen, wenn wir lieben, — sie hätten wenig Respekt vor unserem Verstand.

Wenn ein Weib seufzt, laß nicht mehr locker!

H. Niedermeier



Giraffe

Precht-Coers



Das Mädchen, das nicht teilen wollte

Heute wollen wir die Geschichte hören von einem jungen, netten Mädchen, das bei aller Nettigkeit nicht recht glücklich war. Wenn wir die Wahrheit sagen wollen: das Mädchen war schrecklich verbittert! Ob zu recht oder zu unrecht, und ob jemand überhaupt das Recht hat, so verbittert zu sein, das wollen wir lieber garnicht untersuchen / Jedenfalls, als die Weihnachtszeit herankam, da sagte sich unser liebes, junges Mädchen: „Ich plage mich tagaus, tagein, verdiene mein weniges Geld schwer genug, und wer kümmert sich schon um mich! Ich werde den Heiligen Abend für mich selber so nett wie möglich machen und damit basta!"



Gesagt, getan! Ein kleiner Weihnachtsbaum wird geschmückt, der Tisch mit den kleinen Schlemmereien nett gedeckt, aber die rechte Weihnachtsstimmung will nicht kommen. Im Gegenteil! Es ist eigentlich recht öde; und unserem Mädchen ist so wehleidig ums Herz, daß sie sich garnicht getraut, die Lichter anzustecken. Da klingelt es! Ein Paket für sie? Ach, welche Freude! Eine Bekannte, der es bestimmt noch weniger gut geht als ihr, schickt da als Weihnachtsgabe ein kleines Geschenk. Mit einem Mal ist alles verändert. Die ganze Welt sieht freundlich aus. Läuten da draußen nicht Weihnachtsglocken? Klingen nicht die alten, lieben Lieder plötzlich von irgendwoher? / Da erkennt unser junges Mädchen, was ihr bisher gefehlt hat. Weihnachten feiern heißt Freude machen! Schnell packt sie ihre Sächelchen ein, den Baum nimmt sie vorsichtig unter den Arm und eilends läuft sie aus dem Haus, um irgendwo noch ein Geschäft zu finden, das nicht geschlossen ist / Und als sie das Geschenk erstanden hat, bringt sie es der neuen Freundin zusammen mit dem Baum und all den Dingen, die sie ganz allein für sich haben wollte. Gemeinsam feiern die beiden den Abend, der nun durch gegenseitiges Freudemachen ein wirklicher Festabend geworden ist, wie er so schön nur unter dem brennenden Weihnachtsbaum gefeiert werden kann * * * *







F

Übertrumpft

„Mein Onkel starb mit 90 Jahren", erzählt Kirchreiß wichtig.

„Meiner sogar erst mit 95 Jahren", übertrumpft ihn Pfannes.

„Gegen meinen kommt ihr beide aber doch nicht an", sagt Dabergotz voller Selbstgefühl.

„Das ist doch kaum möglich."

„Doch, er ist nämlich überhaupt noch nicht gestorben."

Spiel und Spiel

„Frollein, Frollein", meldet sich Lotte Funkensieb.

„Nun?" ermuntert sie Fräulein Binse.

„Jestern nachmittag war'ck in't Theater."

„Was haben sie denn gespielt?"

„Jespielt ha'n se jarnischt, bloß in eenem weg jequasselt."

Kritik

Watersipp holt seine Frau aus dem Theater ab und fragt: „Nun, wie war denn die Vorstellung?"

„Ach, so weit ganz nett, bloß für eine Premiere paßt das Stück nicht recht."

148 Seiten Großoktav in Leinen gebunden RM. 4.—.
In unserem Verlag erschien soeben:
KARL FRHR. VON FREYBERG
SIGNY
DIE ASENBRAUT
ABENTEUER ZWISCHEN HIMMEL UND ERDE
Das Werk schildert das Götterleben Signy's auf Asgard, die aus der deutschen Mythologie bekannte Frau des Asengottes Loki. Als die Katastrophe für den Asenhimmel stellt der Dichter dann die große Hunnenschlacht auf den katalaunischen Feldern dar, die als die „Götterdämmerung" Signy in die Welt zurückkehren läßt.
Nach mancherlei Abenteuern mit Parsival, Roland und dem Zwergenkönig Laurin kommt sie, schon durch Roland zum Christentum bekehrt, in den karolingischen Fürstenkreis hinein, findet aber in den zwischen dem absterbenden Heidentum und der aufblühenden Christuslehre unvermeidlichen Krisen ihren Untergang.
Der Verfasser hat die für das weitspannende Thema fast unvermeidliche Form epischer Darstellung in Versen nach dem Muster der vielgelesenen Dichtung Fr. Webers über Dreizehnlinden gewählt und die Flüssigkeit der Verse läßt den Leser darüber wegsehen, daß Verse heutzutage in weiten Kreisen als antiquiert gelten, im Gegenteil wird sein Interesse durch die spannenden Schilderungen des ganzen Buches gefesselt und rege erhalten.
Zu beziehen durch den Buchhandel oder unmittelbar vom Verlag
G. Hirth Verlag AG. München, Herrnstr. 10

Der heutigen Nummer liegt eine Beilage der Hungaria-Kellerei G.m.b.H., München 2 NO, Fürstenstraße 1 bei, um deren Beachtung wir unsere Leser bitten.

Der beste Beweis

„Ich glaubte, Ihr Blatt wäre mir freundlich gesinnt."

Redakteur: „Ist es auch! Was ist denn los?"

„Nicht ein Wort haben Sie über meine Rede auf dem Bankett gestern gebracht."

Redakteur: „Konnten wir Ihnen einen besseren Beweis unserer Freundschaft geben?"

Pech

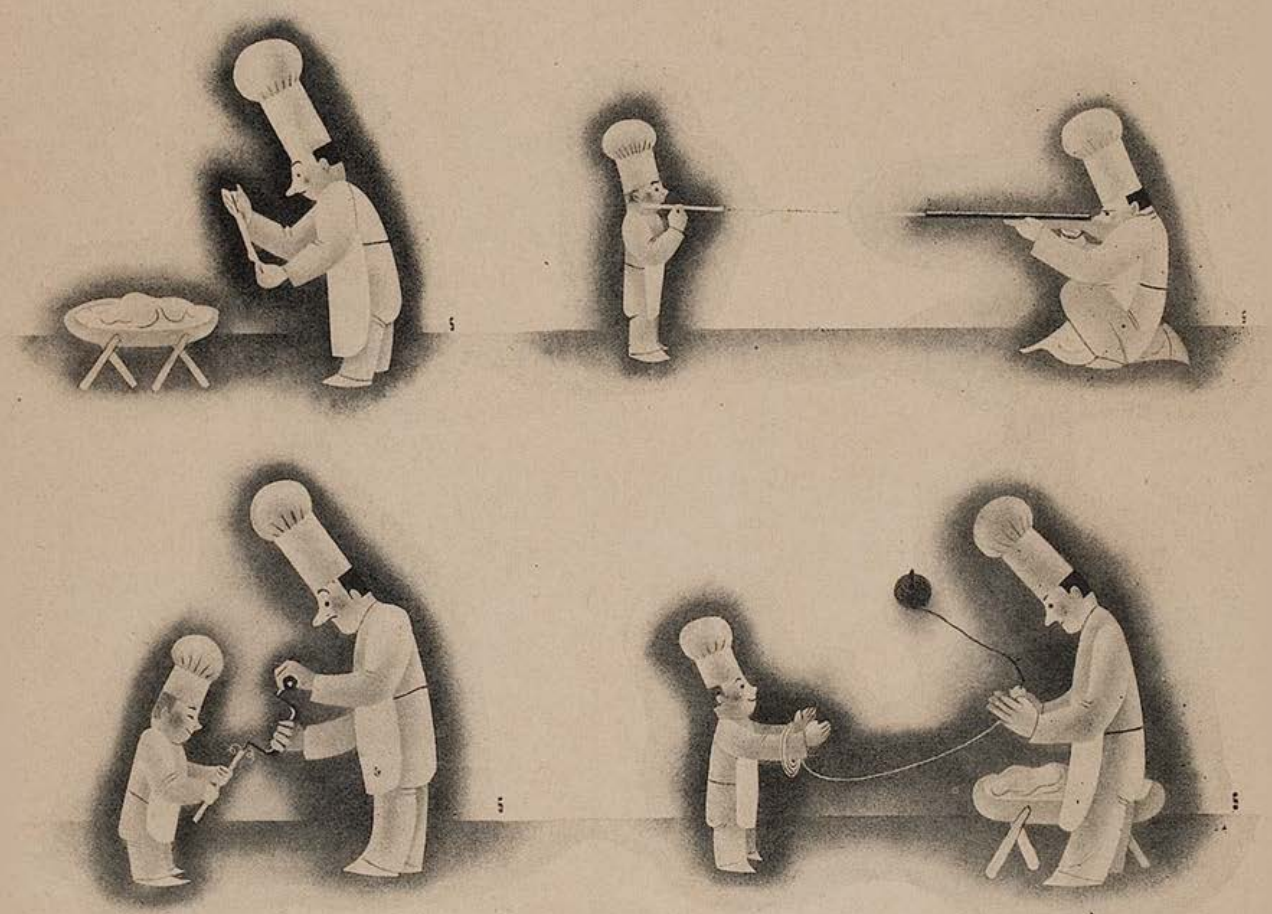
Richter (streng): „Schon wieder sind Sie da? Habe ich Ihnen nicht das letztemal gesagt, ich wünschte Sie hier nicht wieder zu sehen?"

Angeklagter: „Ja, Herr Gerichtshof. Aber der Schutzmann wollte es mir nicht glauben."

Aus der Schule

In der Geographiestunde sagte neulich Prof. X.:

„Man konnte früher nicht durch den Böhmerwald reisen, ohne mehrere Male überfallen und totgeschlagen zu werden."



Wie unser Zeichner Bold sich die Herstellung der Makkaroni vorstellt.

GESANG VON DEN STÄDTERN

Von Herbert Lestiboudois

Einst hat der Mensch die große Stadt erschaffen.
Ein Urwald nahezu aus Stahl und Stein,
den er bevölkert, ähnlich wie die Affen.
Denn auch der Mensch, der ist nicht gern allein!

Er dachte Autos aus, Maschinen, Telephone.
Und komplizierter ward sein Lebenslauf. —
Heut baut er Häuser schon, dem Himmel fast zum Hohne,
bis in die Wolken auf!

Doch nicht genug ... er fliegt auch in den Himmel
per Flugzeug, Raumraketen oder Zeppelin!
Es lockt in Stratosphären ihn sein Fimmel,
wo sonst allein nur Mond und Sonne schien.

Sein Dasein strotzt von Zahlen und Geräten.
Was gibt es noch, das er nicht schon erfand? —
Nichts ist vor ihm mehr sicher und den Städten ...
Er technisiert die Welt bis übern Rand!

Nur eins, das wird der Mensch wohl nie erfinden —:
das eigne Herz, die Seele in der Brust
und seine Schwächen in sich selbst zu überwinden!
Er fühlt noch immer Schmerz und Leid und Lust.

Mag seine Stadt ins Ungeahnte sich erheben ...
der Mensch bleibt Mensch! Nicht böse und nicht gut!
Mit viel Gehirn ... jedoch: mit wenig Zeit zum leben!
Ein armer Kloß aus Nerven, Fleisch und Blut!

Der Künstler und die Menge

Der große griechische Bildhauer im vierten Jahrhundert v. Chr., Polyklet, machte einmal zu gleicher Zeit zwei Bildwerke, denen derselbe Gedanke zugrunde lag, das eine im geheimen, das andere in einem Raume seiner Werkstatt, zu dem jeder Zutritt hatte. Bei der Arbeit an diesem letzteren verwehrte er es den Besuchern nicht, ihm Ratschläge zu geben und zeigte sich jeder ihm aufgedrängten Laienmeinung zugänglich. Das erste Bildwerk aber entstand ganz in der Stille nach den tief empfundenen Regeln seiner Kunst. Als beide Arbeiten fertig waren, stellte er sie öffentlich aus. Das erste Werk erregte höchste Bewunderung, das zweite lautes Gelächter. Da sagte Polyklet zu den Beschauern: „Seht, dies ist euer Werk und jenes meines!" *W.*

BÜCHER

Jean Giono: Der Träumer. (S. Fischer Verlag, Berlin.)

Es gibt gute Romane fähiger und arbeitsamer Autoren. Sie werden gedruckt, gelesen und in der Regel doch bald wieder vergessen. Die Romane des Franzosen Jean Giono sind Offenbarungen dichterischen Genies, in einem solchen Maße dichterisch, daß es immer wieder Genuß und Erhebung bedeutet, wenn man eines dieser Bücher zur Hand nimmt, sei es auch nur, um schnell ein paar Seiten zu lesen. Der Roman „Der Träumer" ist Autobiographie, Erzählung einer Kindheit und Jugend bis zum Ausbruch des Krieges. Viele, viele Menschen haben sicherlich ähnliches erlebt. Einer unter allen, Giono, weiß so viel Sinn und Deutung für die Formen des Menschlichen und für die wachsenden und welkenden, kommenden und gehenden Erscheinungen der Natur, daß eines einzelnen Menschen Lebensraum weit genug wird, um alles Urwesentliche dieser Menschenerde zu umschließen. Man liest und wird ergriffen und immer von neuem ergriffen ... Kritik? — An einem solchen Buche gibt es nichts zu kritisieren. *Walther C. F. Lierke*

Virginia Woolf: Flush. Geschichte eines berühmten Hundes. (S. Fischer Verlag, Berlin.)

Dieses Buch ist also der Roman eines Hundes. Seiner Art nach ist der Hund Flush ein Spaniel gewesen ... Ich habe selber einmal einen Spaniel in der Familie gehabt und bin vortrefflich mit ihm ausgekommen. Mit dem Hunde Flush kam Elizabeth Barrett-Browning, die englische Dichterin, vortrefflich aus. Wie das in den Einzelheiten vor sich ging, erzählt Virginia Woolf auf eine bezaubernd feinfühlige Art, die nicht nur den Hundeliebhabern, sondern auch Menschen, die keine Hundesteuer zahlen, zweifellos zusagen wird. Das Buch „Flush" ist ein so liebenswertes Buch, wie der Hund Flush ein liebenswerter Hund gewesen sein muß. — Das liebenswerte Leserpublikum möge sich „Flush" nicht entgehen lassen. *Walther C. F. Lierke*

DIE KUNSTZEITSCHRIFT

„Der Sportfischer"



soll von **jedem waidgerechten** Sportfischer gehalten werden. „*Der Sportfischer*" bringt Text- und Bildermaterial aus aller Welt, darunter auch große mehrfarbige Kunstdrucke

½jährlich RM. 3.—, jährlich RM. 6.—. Man abonniert bei seinem Briefträger, beim Postamt oder direkt beim

FISCHEREISPORT-VERLAG DR. HANNS SCHINDLER,
Fischerei-Buch- u. Kunsthandlung
München NW 2, Karlstraße Nr. 44
Tel. 59 61 60

DIE KLEINE FOTOBÜCHEREI

bringt für **45** Pfennig

das aktuellste Fotobuch für den Winter:

PANCHROMATISCHE FOTOGRAFIE

VON GERH. ISERT

Die Schrift berichtet über Technik und Anwendung dieses wichtigen Negativmaterials, das gerade für die Wintermonate so große Bedeutung hat. Das Buch wird sich leicht verkaufen.

Versäumen Sie nicht, zusammen mit dieser Schrift Heft 1 unserer Bücherei

RICHTIGES ENTWICKELN

VON GERH. ISERT zu bestellen. Dieses Buch kostet 1 Mark.

Lesen Sie die Kritiken:

Die Ratschläge sind so wirksam und glücklich, daß das Heft lebhaft empfohlen werden muß. (Der Bildwart, Nr. 4, 1934)

Trotz des wertvollen Inhaltes ist der Preis äußerst niedrig, so daß die Anschaffung keine nennenswerten Schwierigkeiten bereitet. (Sudetendeutsche Tageszeitung)

Jeder hat ein Interesse, die kleine Schrift seinen Kunden anzubieten. (Der Photograph, Nr. 46, 1934)



Die kleine Fotobücherei hat Großformat!

Zu beziehen durch die Buch- und Fotohandlungen oder direkt vom

G. HIRTH VERLAG AG., MÜNCHEN, HERRNSTR. 10

Begründer: Dr. GEORG HIRTH. — Verantwortlich für die Schriftleitung: ARNOLD WEISS-RÜTHEL; für die Anzeigen: GEORG POSSELT, München. — Verlag: G. HIRTH VERLAG., München. — Für die Herausgabe in Österreich verantwortlich: J. RAPAEL, Wien I, Graben 29a (Eingang Trattnerhof). — Für die Redaktion in Österreich verantwortlich: MARIANNE RAPAEL, Wien XIX, Hochschulstraße 25. — Alle Rechte vorbehalten. — Nachdruck strengstens verboten. — Copyright by G. HIRTH VERLAG AG., München. — Druck: G. HIRTH VERLAG AG., Buch- und Kunst-Druckerei, München, Herrnstraße 10. — D.-A. 9000. — Entered as second class matter, Postoffice New York, N. Y. — Manuskripte sind nur an die Redaktion der „Jugend", München, Herrnstraße 10, zu senden: Rücksendung kann nur erfolgen, wenn Rückporto beiliegt.

Gut gelaunt!

Erich Wilke



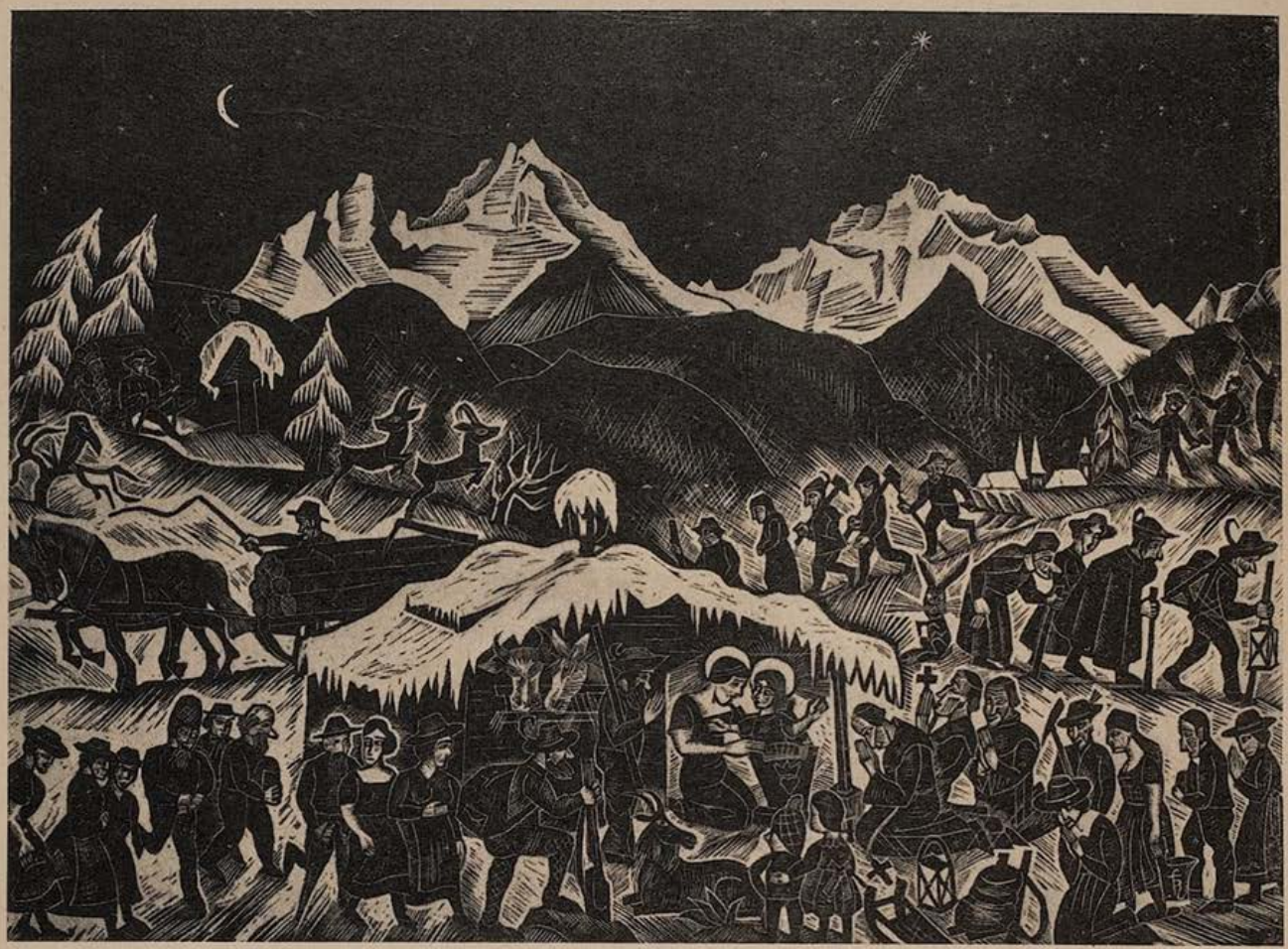
„Wenn ihr brav seid, meine lieben Saarkinder und mir am 13. Januar keine Schande macht, dann schenke ich euch dafür auch einen nagelneuen status quo!"

JUGEND

MÜNCHEN 1934 NR. 52



Jugend
39. Jahrgang 1934 / Nr. 52



Heilige Nacht — Fritz Richter-Berchtesgaden

Der Bildschnitzer

ERZÄHLUNG AUS DEM JAHRE 1525 VON OTTO MITTLER

Der Bauer und Bildschnitzer Nicklas Oberlechner zu Thaur bei Hall im tirolischen Inntal steht in seiner Stube an der Schnitzbank, daneben sein fünfjähriges Söhnchen Jörgel, das mit dem blonden Lockenkopf kaum spannenhoch den Werktisch überragt, obgleich der Vater sorglich eine Kiste unter die stämmigen Beinchen gestellt hat. Eifrig rührt das Kind in einer Reibschale, darin die Farbe für den Mantel der heiligen Jungfrau und für den Turban des Negerkönigs Balthasar leuchtet, wie rote Eschenbeeren im Herbst. Nicklas, der Vater, glättet die fertig geschnitzten Krippenfiguren mit einem Stück Bimsstein, das er neulich von einem reisenden Venediger Krämer für gute Kreuzer erstanden hat. Dann stellt er sie alle in Reihe nach Rang und Ordnung: das Jesuskindlein in der Krippe, die heilige Gottesmutter, den Sankt Joseph mit Beil und Säge, die Könige, die Hirten, die Ochslein, die Schäfchen, und — nicht zu vergessen — das fromme Eselein, das als geduldige Hof- und Staatskutsche seine gebenedeite Last bis in den Stall von Bethlehem gebracht hat.

„Die Farb wird jetzt schon recht sein, Büble", sagt schmunzelnd der Oberlechner zu seinem kleinen Gehilfen und prüft dabei auf dem Daumennagel die neuen Pinsel aus Marderhaar. Dann langt er nach den Farbschalen und macht sich gleich an die weitere Arbeit. In diesen kurzen Dezembertagen muß man das Tageslicht ausnützen. Bei Kienspan oder Talglicht wäre die feine Malerei unmöglich auszuführen.

Eine andere Beleuchtung aber gab es noch nicht ... Winter des Jahres 1525, jenes traurigen Jahres, in welchem die Rebellion der verhetzten Bauern von den deutschen Fürsten in einem Meere von Blut erstickt wurde, in Hessen, in Schwaben, in Franken, im Elsaß und im Allgäu, insonderheit aber auch im Lande Tyrol, wo Michael Gaismaier, der Bauern-Kanzler, seinen kurzen Führertraum mit Marter und Tod zahlloser Anhänger bezahlte, während er selbst gehetzt und geächtet mit knapper Not den Häschern des Erzherzogs Ferdinand entrann.

„Wohl dem, der in all solchem grausigen Geschehen noch ungekränkt bei Weib und Kind sitzen darf!" Dankbaren Sinnes solches wieder einmal bedenkend bleibt der Oberlechner weiter in seine Arbeit vertieft. Da knirschen in dem festgetretenen und gefrorenen Schnee Schritte vorm Hause. Gleich darauf stampfen benagelte Stiefel im Flur. Die Stubentür wird aufgestoßen. Herein tritt ein hochgewachsener Mann, der so vermummt ist im grauen Lodenmantel, daß man von ihm kaum mehr sieht als den langen schwarzen Vollbart. Jetzt aber schlägt er die Kapuze zurück vom hageren blassen Gesicht.

„Michel!" fährt der Oberlechner auf.

„Ja, der Michel! Sie haben den Gaismaier noch immer nit, die gestrengen Herren zu Innspruck.“ Der geächtete Führer entledigt sich des Mantels und wirft ihn über die Stange beim warmen Kachelofen. Auf der Ofenbank liegt ein Brotlaib nebst dem Messer. Gaismaier schneidet sich einen wuchtigen Keil ab und verschlingt ihn in hungriger Gier. Dann schlendert er zum Werktisch hinüber. „Was machst denn da, Nicklas? Bist leicht noch immer bei dem schändlichen Götzendienst? Weißt nit, daß geschrieben steht: Du sollst dir kein Abbild machen von dem, was im Himmel droben, auf der Erde drunten und im Wasser unter der Erde ist? Du sollst dich davor nit bücken und es nit anbeten? Verflucht, in Ewigkeit verflucht ...“

Der kleine Jörgel hat mit weit aufgerissenen Augen der leidenschaftlichen Rede gelauscht. Er wendet keinen Blick von dem schwarzbärtigen und glutäugigen Fremdling, und wie dieser jetzt zu den dröhnenden Fluchworten ausholt, bricht das Kind in jämmerliches Weinen aus und flüchtet ängstlich zum Vater.

„Halt's Maul, Michel!“ ruft der Oberlechner ärgerlich. Machst mir das Büble ja ganz verzagt mit deinem gräulichen Salbadern.“

„Kann's nit früh genug lernen, der Bub, was Gottes Wille ist.“

„Dir just hat der Herrgott offenbart, was sein Wille ist! Hast alleweil ein arg groß Maul gehabt, Michel! Hast mit deinem Dischkurieren und Prädizieren die Leut so weit bracht, daß es Gottes Wille geworden ist, daß die meisten, so dir angehangen haben, gehängt sind worden und gerädert, gevierteilt und geblendet, daß man ihnen die Hände hat abgehackt oder das Herz aus dem Leibe gerissen, wie es geschehen ist zu Brixen, und sind die Weiber und Kinder der Gerichteten gezwungen worden, dabeizustehn und zuzusehen.“

„Es steht geschrieben: Wer Verfolgung leidet um meinetwillen ...“

„Wird doch ein jedes liebe Gotteswort zur Lästerung in deinem Maul! Bist etwa du der Heiland? Hat der sich einen Hofstaat gehalten? Eine Leibwache von Tagedieben? Hat der von silbernen Tellern gefressen und gelebt wie ein Kardinal? Der Zimmermannssohn von Nazareth hat solches nit getan, aber du hast's getan, Michael Gaismaier, Bergmannssohn von Sterzing!“

Mit einer wegwerfenden Bewegung geht Gaismaier zurück und läßt sich schwer auf die Ofenbank fallen. „Bin nit kommen, mit dir über Dinge zu streiten, von denen du nichts verstehst.“

„Warum denn sonst?“ Hart und drohend stößt der Oberlechner die Worte hervor. Er führt an der Hand das noch immer weinende Kind behutsam aus der Stube über den Flur hinüber zur Mutter in die Küche. Dann kommt er zurück und stellt sich knapp vor den ungebetenen Gast. „Was willst von mir? Sag's kurz!“

„Essen brauch' ich und Obdach. Sie haben mich arg gehetzt. Du mußt mich verstecken ein paar Tag' lang.“

Unwillig schüttelt der Oberlechner den Kopf. „Essen, das geb' ich dir. Ich laß keinen hungrig von meiner Schwelle gehen. Dann aber fort mit dir! Heb' dich aus meinem Haus! Bringst Unheil, wohin du kommst.“

Drohend hat auch Gaismaier sich jetzt wieder erhoben. Die beiden Männer stehen einander so nahe gegenüber, daß einer den Atem des andern spürt. „Du weisest mich von deiner Schwelle?“ knirscht der Rebellenführer. „Hast leicht nit zu meinem Bund geschworen knapp vor einem Jahr?“

„Hab' ihn mehr zu dir geschworen und nachher dich erkannt als Antichrist und Judas, der du bist. Du hast uns betrogen und darum ist auch unser Schwur ab und tot.“

In heftigem Zorn reißt Gaismaier den Mantel wieder von der Stange und wirft ihn sich um die Schultern. „Die Stunde gedenk' ich dir, wenn Tyrol Gaismaiers Land worden ist.“

„Laß es nur wachsen, dein Land! Faselst leicht nit lang genug davon hinterm warmen Ofen? Schaut ja schon überall die nackte Hoffart und Selbstsucht hervor aus deinen abgeschabten Reden. Hast leicht noch nit Elend genug angestift?“

Schritt für Schritt während dieser Wechselrede drängt er den Geächteten auf den Flur und vor das Haus hinaus. Hier versucht Gaismaier den letzten Trumpf: „Wenn dir dein Eid nichts gilt, dann geh doch hin auf Innspruck und liefer' mich aus. Zweihundert Goldgulden sind auf meinen Kopf gesetzt.“

„Will's nit haben, das Sündengeld“, erwidert der Oberlechner, der über Gaismaiers Schulter hinweg die steile Anfahrt zum Hause überschaut. „Dort kommen andere; die werden das Geld nit verschmähen.“

Gaismaier fährt herum und erblickt einen Haufen bewaffneter Knechte, die sich eilig nähern. Wild schaut der Verfolgte nach allen Seiten. Die Straße ist nur bis zum Haus ausgefahren, ellentiefer Schnee ringsum, der Wald, der allenfalls Schutz bieten könnte, ist weit entfernt. Die Flucht scheint völlig aussichtslos. Da fällt Gaismaiers Blick auf einen schwer mit Holz beladenen Hörnerschlitten, den der Oberlechner bereit gestellt hat, um seinen Zehent nach Hall zu entrichten. Gedankenschnell erfaßt der Rebellenführer den einzigen Rettungsweg. Vorn auf den Schlitten springt er, stößt ihn in Fahrt und saust mit immer größerer Geschwindigkeit gerade auf die Bewaffneten los. Überrumpelt weichen diese vor dem wuchtigen Gefährt beiseite, und ehe sie im tiefen Schnee festen Fuß gefaßt, geschweige denn ihre unhandlichen Büchsen schußfertig gemacht haben, ist längst der Schlitten um eine Wegbiegung ihren Blicken entschwunden.

Wütend stürmen die Knechte jetzt zum Haus herauf, packen den Oberlechner und binden ihm die Hände auf den Rücken. Verzweifelt, das weinende Kind im Arm, kommt die Bäuerin aus der Küche gelaufen und wirft sich den Häschern zu Füßen: „Um Christi Liebe willen! Was tut ihr meinem Mann?“

„Kannst dir ihn morgen in vier Vierteilen an allen vier Stadttoren von Innspruck zusammensuchen.“

„Jesus Maria! Warum denn?“

„Weil er dem Gaismaier, dem meineidigen Kanzler und verfluchten Rebellen zur Flucht verholfen hat vor unseren Augen. Das kostet uns zweihundert goldene Gulden. Deinen Mann aber wird es das Leben kosten.“

„Ist gelogen!“ schreit der Bauer. „Hab ihm nit geholfen.“

„Wirst schon anders reden, wenn dich erst der Meister Anweh auf der Streckbank hat!“ Der Anführer der Knechte versetzt dem Gefangenen einen derben Rippenstoß. „Führt ihn weg!“ befiehlt er, „und dann das Haus ausgeräumt und angezunden! So lautet der Befehl vom Regiment zu Innspruck, wenn jemand dem Gaismaier Obdach gegeben hat.“

„Hab ihm kein Obdach geben“, beharrte der Oberlechner. Aber die Knechte würdigten ihn keiner Antwort mehr. Sie brechen ins Haus, dringen zuerst in die Speisekammer, kommen wieder beladen mit Speckseiten und Schinken und werfen diese erste Beute vorm Haus in den Schnee. „Doch wenigstens etwas anstatt der zweihundert Goldenen. Lebt immer noch viel zu gut, die Bauernsau!“

Langsam auf einem zottigen Maultier kommt jetzt ein sonderbarer Reiter die Straße herauf. Ein brauner Mantel, wie eine Mönchskutte geschnitten, und mit einem Strick gegürtet, verhüllt die riesige Gestalt bis herab zu den Knöcheln. Unter der Kapuze sehen ein Paar große blaue Augen hervor, eine plumpe kurze Nase und um die vollen Lippen das dichte Gestrüpp eines rot und grau gesprenkelten Bartes.

„Sieh hin! Da kommt schon der Pfaff für deine letzte Beicht“, sagt höhnend einer der Knechte zu dem Gefangenen.

Da ist der Reiter bis ans Haus gekommen. Er stellt vom Sattel aus die beiden Beine auf den Boden und steigt dann über das Maultier weg. „Was geht hier vor?“ fragt er mit tiefer, klingender Stimme.

„Wird dich wenig zu kümmern haben, was hier vorgeht, du Bettelpfaff“, antwortet ihm einer der Knechte, der noch einen gefundenen Schinken unter dem Arm trägt. Schon aber trägt er ihn nicht mehr, denn der fremde Reiter faßt die schwere Schweinskeule am Knochen, schwingt sie hoch und schlägt sie dem Spießknecht ans Ohr, daß dieser kopfüber in den Schnee taumelt. „Will dich lehren, mein Söhnchen, höflicher zu antworten, wenn der Obriste Feldhauptmann in Tyrol dich was fragt.“

„Frundsberg!“ murmeln scheu die Knechte und rücken sich an die Wand.

Frundsberg! Dieser Name hat dem verzagten Oberlechner neuen Mut eingeflößt. „Gerechtigkeit, wohledler Herr!“ ruft er und wirft sich dem greisen Hünen zu Füßen. Denn dieser unscheinbare braune Reiter ist der Sieger von Pavia, der berühmteste Kriegsheld seiner Zeit, der getreueste Diener weiland des Kaisers Maximilian, des jetzt regierenden Carolus Quint. Er war es, der in Tyrol Gaismaiers Rebellion niedergeworfen hat, und wenn auch jetzt die Rede geht, daß Frundsberg mit dem Regimentsrat wegen des allzu blutigen und grausamen Strafgerichtes entzweit sei — so stark ist des alten Haudegens Faust noch immer, daß er einen einzelnen vor Willkür und falscher Bezichtigung zu schützen vermag.



Die Heilige Nacht **Fritz von Uhde †**

„Gerechtigkeit soll dir werden", erwidert Frundsberg ernst. „Warum bist du in Banden? Sprich du, wenn diese gestrengen Herren mich keiner Antwort würdigen!"

Da erzählt der Oberlechner, wie sich alles ereignet hat. Aber auch den Knechten sind jetzt die Zungen gelöst, und sie berichten, sie hätten den Oberlechner mit Gaismaier in anscheinend friedlichem Gespräch aus dem Hause treten gesehen und zweifelten nicht daran, daß auf des Oberlechners Rat und mit Hilfe seines Schlittens Gaismaiers tollkühne Flucht unternommen worden sei. Wie alle geendet haben, kaut Frundsberg nachdenklich an seinem struppigen Bart. „Sieht nicht gut aus für dich, Mann!" wendet er sich an den Oberlechner, „du hast viele Zeugen gegen dich. Wen kannst du für dich als Zeugen anführen?"

Zeugen — ja, Zeugen — die hat der Oberlechner freilich nicht. Eideshelfer, Bürgen könnte er zur Not beschaffen. Und so beteuert er, seine Nachbarn alle in der Runde würden bestätigen, daß er ein redlicher, unbescholtener Mann ohne Fehl und Makel sei.

„Zeugen!" beharrt Frundsberg ungeduldig. „Tatzeugen brauchst du. Die Leumundszeugen werden dir nichts helfen vorm Regimentsrat zu Innspruck. Dort macht man jetzt kurzen Prozeß. Und hier dich freilassen, das kann ich nur, wenn du mir deine Unschuld klar erweisest."

Traurig senkt der Oberlechner die Stirn. „Tatzeugen hab ich keine. Ist niemand dabei gewest als das Büble dort. Aber wer glaubt so einem Kind? Ist ja erst fünf Jahr alt."

Noch immer kaut Frundsberg nachdenklich an seinem Bart. Wenn er den Bauer da freiläßt, dann wird er ihn auch weiter beschützen. Dann wird er, wenn's nottut, auch drunten zu Innspruck vor den Herren Regimentsräten mit der haarigen, narbigen Faust auf den Tisch schlagen, daß die Tintenfässer tanzen. Anderseits: Wenn er den Oberlechner jetzt nicht freiläßt und dieser erst zu Innspruck im Turm liegt, so hat Frundsberg keine Macht mehr über ihn, so wird der Henker dafür Sorge tragen, daß der Gefangene auf der Folter jedes Geständnis macht, das man von ihm haben will. Also: Wenn er ihn retten will, muß er es gleich tun. Aber: Ehe er's tut, muß er selbst von der Unschuld des Oberlechners überzeugt sein. Diese Überzeugung — warum sollte er sie nicht aus dem Munde des Kindes erhalten, des Kindes, das zwar kein Gericht als vollgültigen Zeugen annehmen würde, das aber gewiß noch nicht gelernt hat zu lügen und gerade darum glaubhafter ist als jeder andere Wahrheitshelfer? Ja! das ist der Ausweg. Freundlich winkt der alte Feldhauptmann das Bürschlein zu sich.

„Komm her, Kleiner! Fürcht' dich nit. Hab' auch so ein kleines Enkelbüble daheim zu Mindelheim. Das heißt Jörgel, genau wie ich. Was? Du heißt auch Jörgel? Das trifft sich aber gut! Jetzt sag mir einmal, Jörgel: Wer war denn der Mann mit dem schwarzen Bart, der vorhin bei euch war?"

Schüchtern erst, dann zutraulicher, erzählt das Kind: „War ein arg böser Mann. Ist in die Stub kommen und hat die schöne Krippe verflucht, die der Vater geschnitzt hat. Da hat ihn der Vater geschimpft und gesagt, er soll's Maul halten und schreckliche Sachen von Henker und Herz aus dem Leib reißen, und dann hab ich geweint und der Vater hat mich zur Mutter in die Küche und drin in der Stub' hat der Vater geschrien, der Mann soll aus dem Haus, er bringt Unglück."

„Ist schon recht, Jörgel. Mehr braucht's nit." Frundsberg streichelt dem Kinde die Wange. Dann herrscht er die Knechte an: „Laßt den Mann frei und tragt alles wieder dahin, woher ihr's genommen habt. Plünderung ohne Erlaubnis — einmal durch die Gasse mit Haselstecken. Denk', ihr kennt die Artikel. Sind euch ja verlesen. Schert euch davon und meldet euch beim Profos!"

Wie sie abgezogen sind, wendet Frundsberg sich freundlich zum Oberlechner: „Wollte just selbst einmal nachschauen kommen, wie weit du mit der Krippe bist, die ich für mein Enkelkind hab' bestellen lassen. Bin, wie's scheint, gerad zurecht gekommen. Wärst leicht sonst mit der Arbeit nit fertig worden auf Weihnacht."

WEARE HOLBROOK:

WEIHNACHTEN DER PFERDE

Es gibt eine alte Legende, nach der die Tiere des Stalls am Weihnachtsabend sprechen können. Für einige wenige Augenblicke kurz vor Mitternacht erlangen sie das Vermögen, ihre Gedanken in Worten auszudrücken, in einem einzigen Ausbruch der Geschwätzigkeit die aufgespeicherten Gefühle eines ganzen Jahres zu entladen.

Aber die meisten stummen Tiere Amerikas haben von dieser Legende nie etwas gehört. In ihrer Unwissenheit nehmen sie an, daß die Nacht des 24. Dezember gleich allen andern Nächten ist, und versuchen nicht einmal, von der in ihnen schlummernden Macht der Rede Gebrauch zu machen.

Wenn der Arzt Herrn Smith nicht verordnet hätte, zu reiten, hätte am Weihnachtsabend im Mietsstall von Katzelshausen daher schläfriges Schweigen geherrscht. Aber Herr Smith hatte von seiner Sommerreise ins Ausland ein englisches Sattelpferd mitgebracht. Dieser Hengst war es, der seine Stallgenossen in die alte Legende der Alten Welt einführte. Er war für den Winter in dem Mietsstall der Stadt untergebracht worden, zugleich mit einer fetten, grauen Mähre namens Bessy und dem Shetlandpony des jungen Milfred. Und als er am Weihnachtsabend kurz vor Mitternacht plötzlich über seine Schulter blickte und „Fröhliche Weihnachten!" ausrief, war es für seine Stallgefährten wie eine Offenbarung. Das Pony wieherte mit dünner Stimme und die graue Mähre bäumte sich so, daß ihre beiden Vorderfüße in ihre Krippe zu stehen kamen.

„Verzeihung", sagte das englische Sattelpferd, „ich weiß wohl, daß wir einander nicht formell vorgestellt wurden, aber ich glaubte, daß Ihnen dies, wie die Dinge sind, nichts ausmachen würde."

„O, wir kennen uns ja vom Sehen", rief die graue Mähre ungläubig und wandte sich dem Shetlandpony zu. „Kannst du auch sprechen?"

„Nicht sehr gut", räumte das Pony zweifelnd ein. „Ich bin ja nur ein kleines Pferd."

„Ist es nicht sehr nett, diese alten Weihnachtsbräuche zu beobachten?" fragte das Sattelpferd.

„Ja", stimmte die graue Stute zu, „es ist ein wirkliches Vergnügen, einmal sprechen zu können. Ja, diese moderne Wissenschaft..."

„Es handelt sich nicht um moderne Wissenschaft, meine Liebe", verbesserte der Engländer, „sondern um alten Aberglauben."

„Ich habe das Gefühl, daß ich eigentlich etwas ungeheuer Wichtiges sagen sollte, nun da ich die Möglichkeit habe", seufzte die graue Stute, „aber eigentlich fällt mir gar nichts ein."

„Ich hätte diesem jungen Milfred mancherlei zu sagen, wenn er hier wäre", brummte das Pony. „Gestern fütterte er mich mit Kandiszucker und meine Zähne sind noch nicht ganz heraus."

„Er meinte es zweifellos gut mit dir", sagte die graue Mähre philosophisch. „Man kann gegen diese Menschen sagen, was man will, so muß man doch zugeben, daß ihre Absichten gewöhnlich gut sind."

„Ganz richtig", stimmte das englische Sattelpferd zu. „Man muß sich bemühen, seinen Besitzer verstehen zu lernen. Allerdings gehorchen diese Menschenwesen mehr dem Instinkt als der Vernunft. Man kann sie wohl nicht lehren, für sich selbst zu denken, aber man kann sie dazu bringen, daß sie glauben, für sich selbst zu denken. Nachahmung liegt in ihrer Natur. Wenn ein menschliches Wesen etwas tut, tun die andern rings um ihn auf der Stelle dasselbe."

Dezemberabend

Von Gerg Schwarz

Um der Laternen Flimmerkreis
tanzt Schnee wie weiße Mücken,
die Flockenschatten huschen leis
wie Mäuslein übers Linnenweiß
und schlüpfen in die Lücken.

Weiß pudert Straße sich und Haus
behaubt sich Dach und Giebel,
ein alter Mann trägt Tannen aus,
schneebärtig wie Sankt Nikolaus
in einer Kinderfibel.

Der fröstige Dezemberwind
tanzt auf den Firsten, fächelt,
ein Mädchen träumt vom Himmelskind,
schaut in die Luft, schneezauberblind,
und geht besternt und lächelt.



Nach der Bescherung — Helgo Pohle

„Aber ihr Instinkt ist bisweilen geradezu überpferdlich", bemerkte die graue Mähre. „Ich werde nie vergessen, wie mir ein menschliches Wesen einmal das Leben rettete. Das war im Jahre 1919, als ich noch dem alten Grundstücksmakler Schwumpf gehörte. An einem Samstagabend, sehr spät, ritt er mit mir nach Hause, nachdem er viele Stunden in der Kneipe „zum Silberdollar" verbracht hatte. Es regnete in Strömen und die Nacht war pechschwarz. Als wir uns der hölzernen Brücke über den Fluß näherten, riß mich der Mensch plötzlich zurück und wollte umkehren. Natürlich wollte ich nicht. ‚Hüo, Bessy!' rief er, ‚wir kehren um und trinken noch eins.' Ich widerstrebte noch immer, aber er nahm die Peitsche, und zurück ging es zum „Silberdollar", wo Schwumpf schließlich unter den Tisch fiel, während ich an der Mauer döste. Des Morgens erfuhren wir, daß die Brücke über den Fluß während der Nacht weggeschwemmt worden war. Wäre nicht dieser Mensch mit seinem Instinkt gewesen, dann wären wir wohl beide in den reißenden Fluß gefallen und ertrunken. Niemals werde ich diese Nacht vergessen und Grundstückmakler Schwumpf auch nicht — seine Frau sorgt schon dafür."

„Eine Eigenschaft muß ich den Menschen zugestehen", räumte das Sattelpferd ein. „Sie sind treu. Der Mann, dem ich in England gehörte, pflegte mir eine Stunde lang im Kreise nachzulaufen, ganz wie ein Hund."

„Warum denn?" fragte das Pony.

„Er versuchte mir einen Halfter anzulegen."

„Übrigens, weil wir gerade von Halftern sprechen", fragte die Stute, „pflegen Sie zu scheuen?"

„Nun", erwiderte das Sattelpferd nachdenklich, „manchmal scheue ich und manchmal nicht. Früher pflegte ich bei dem geringsten Anlaß zu scheuen, sogar bei dem Anblick von Geistlichen auf Fahrrädern. Aber, nachdem ich in dieses Land gekommen bin und so viele Pferde n i c h t scheuen sah, bin ich aus der Gewohnheit ziemlich herausgekommen."

„Nun, auf dem Lande finden Sie auch hier Pferde, die noch scheuen", unterrichtete es die graue Mähre. „Aber diese blasierten Stadtpferde scheuen nie. Sie meinen, das sei eine Affektiertheit. Ich persönlich werde scheu, wenn jemand dabei ist, der es zu würdigen versteht. Schließlich muß man, wenn man einmal zweiundzwanzig ist, ab und zu irgendwelche Zeichen von Jugendlichkeit von sich geben."

„Wirklich?" widersprach das Sattelpferd galant. „Ich hätte Sie kaum auf sechzehn Jahre geschätzt."

„Als ich noch sechzehn Jahre alt war", sagte die Stute träumerisch, „war mein Schweif so lang, daß der Kutscher darauf hätte sitzen können. Jeden Sonntagnachmittag pflegte ich den Familienlandauer meines Besitzers durch die Stadt zu ziehen, und jeder kehrte sich um, um mich zu bewundern. Damals gab es noch eine Grobschmiede an der Ecke, wo heute die große Tankstelle ist, und die Hufschmiede waren wirkliche Künstler..."

„Das gibt es schon lange nicht mehr", bemerkte das Sattelpferd. „Heutzutage ist es so gut wie unmöglich, ein bequemes Hufeisen zu bekommen."

„Jawohl, lang ist's her", stimmte die Stute zu. „Damals hatte man noch seinen Ehrgeiz und seine Träume. Heute will ich nur meinen Kübel Wasser, ein Bündel Heu..."

„Und wen oder was noch?" fragte das Sattelpferd herausfordernd.

„Nicht Sie!" erwiderte die Stute, sich wegwendend.

„Aber es muß doch jemanden gegeben haben?" beharrte der Hengst.

„Die graue Stute errötete zu einer anmutigen Malvenfarbe. „Ja, es gab ihn", ge-

stand sie schließlich zu. Er hieß Anton. Er war ein großer, schwarzer, stämmiger Hengst. Das war ein Pferd! Er zog einen Bierwagen, und wenn er muskelstrotzend mit seinem schimmernden Messinggeschirr über die Pflastersteine trabte, war das ein Anblick, den man nie wieder vergessen konnte. Vor dreizehn Jahren verschwand er. Ich habe ihn nie wieder gesehen. Aber noch immer sehe ich ihn im Geiste vor mir ..."

„Pst!" sagte das Shetlandpony. „Jemand ist an der Tür."

Die Stalltür öffnete sich und zwei Männer mit einer Laterne traten ein. „Ich hätte schwören können, da drinnen Stimmen gehört zu haben", sagte der eine und hob die Laterne in die Höhe. Das flackernde Licht zeigte drei friedlich schlummernde Pferde.

„Unsinn", sagte der zweite. „Niemand ist hier. Ich denke, Sie brauchen eine kleine Stärkung. Wie spät ist es denn jetzt? Zwei Minuten nach Zwölf. Wissen Sie, daß wir seit gestern nicht einen Schluck getrunken haben?"

Eine Flasche wurde entkorkt und Gläser klangen zusammen. „Nun, jetzt muß man sich ja eigentlich nicht mehr verstecken, wenn man einen guten Trunk zu sich nehmen will", sagte der eine Mann.

„Endlich", sagte der andere. „Übrigens, habe ich Ihnen schon erzählt, daß ich die alte, graue Stute da an den Bierbrauer Maier verkauft habe? Jetzt vergrößert er doch seinen Betrieb. Er hat zwar ein Lastauto, will aber daneben auch seinen alten Pferdewagen wieder in Dienst stellen. So wird er die graue Stute neben seinem alten Hengst Anton einspannen."

Im Hintergrund des Stalles rührte sich etwas, aber die beiden Männer achteten nicht darauf. Sie tranken sich Weihnachtswünsche zu — unmittelbar aus der Flasche.

(Einzig autorisierte Übersetzung aus dem Amerikanischen von Leo Korten.)

Heilige Weihnacht

von Hans Graven

Der Wald wächst in die Stadt
und sie wird eng und klein
und traumreich wie ein Kind,
ihr Duft schon macht dich satt

in dieser frohen Zeit:
von Kuchen und von Wachs,
von Tannen und von Schnee
und stiller Seligkeit.

Der Wald ist süß und grün
und steht in jedem Haus
und steht in jedem Stall
und helle Kerzen blühn

auf jedem Zweig und Ast.
Sie senden dir ihr Licht
und hüllen ganz dich ein
wie einen lieben Gast.

Der harte Stein wird warm
und alles Laute leis.
Gelobt seist du, Marie,
und das Kind in deinem Arm!

ZIGARREN FÜR DIE FEIERTAGE

VON VIKTOR RAKOSI

Ein Freund sandte mir neulich aus Deutschland fünfhundert Stück feine Zigarren als Weihnachtsgeschenk. Durch die Post erhielt ich ein Aviso samt Verständigung, wonach die Sendung gegen Vorweisung des Avisos an Wochentagen zwischen 9 und 2 Uhr am Hauptzollamt behoben werden könne.

Ich begab mich also ins Hauptzollamt, wo ich von dem Hauswart ins Zimmer Nr. 1 geschickt wurde. Der dort arbeitende Beamte übernahm das Postaviso, suchte die Postbegleitadresse heraus, händigte mir beides ein und schickte mich auf Zimmer Nr. 21.

Hier wurde mir sowohl das Aviso wie auch die Postbegleitadresse abgenommen. Statt dessen mußte ich eine Zollerklärung in zwei Exemplaren ausfüllen, meinen Namen, Beruf und meine genaue Wohnungsadresse angeben. Dann erlegte ich einen Schilling, worauf ich die Schriftstücke wieder zurückerhielt, mit der Weisung, mich auf Zimmer Nr. 3 zu begeben.

Nachdem ich dort eine geraume Weile gewartet hatte, prüfte ein Beamter meine Dokumente und wies mich damit in das angrenzende Zimmer zum Herrn Oberzollamtsdirektor-Stellvertreter.

Ich klopfte an und trat ein.

„Guten Tag."

„Guten Tag. Sie wünschen?"

Ich übergab dem Herrn meine Schriftstücke, die er auf das gewissenhafteste studierte. Ich erwartete nunmehr, daß er dem Diener läuten und mir die Schachtel Zigarren sofort einhändigen lassen werde. Wie sehr hatte ich mich aber getäuscht! Er schob seine Brille auf die Stirne und sagte kühl:

„Bedaure, ich kann Ihnen die Zigarren noch nicht ausfolgen."

„So? Weshalb denn?"

„Weil Sie sich erst entsprechend legitimieren müssen."

„Aber bitte, nun verbringe ich schon den ganzen Vormittag im Zollamt, und nun zum Schluß stellt es sich heraus, daß ich meine Zigarren nicht bekomme."

„Bitte, wir müssen uns streng an unsere Vorschriften halten", meinte der Direktor-Stellvertreter mit einem freundlichen Lächeln, „doch will ich Ihnen ausnahmsweise entgegenkommen und Ihnen glauben, da Sie der Adressat sind".

Zum Zeichen, daß mir die Sendung ausgefolgt werden könne, schrieb er seinen Namen auf die Zollerklärung. „Endlich!" Ich drückte dem Herrn die Hand und blieb mit einem fragenden Blick stehen.

„Wünschen Sie noch etwas?"

„Bloß meine Zigarren."

„Glauben Sie, daß ich diese in meiner Schreibtischlade verwahrt halte? Wenden Sie sich im Nebenzimmer an den beim ersten Tisch sitzenden Beamten."

Ich tat, wie mir befohlen wurde.

Der fragliche Beamte übernahm meine Schriften, schrieb etwas in ein Buch ein und erteilte mir die Weisung, mich im Parterre auf Zimmer Nr. 1 beim Wiegemeister einzufinden.

Ich überreichte dem Wiegemeister im Zimmer Nr. 1 meine Schriften.

Dieser studierte erst wieder die Schriftstücke, holte dann aber endlich doch eine kleine Kiste hervor. In der Kiste waren fünf Blechschachteln. Aus einer dieser Blechschachteln entnahm er eine Zigarre, wog sie ab und schrieb das Gewicht in die Zollerklärung ein. Ich aber streckte meine Hand nach den Zigarren aus.

„Ich kann Ihnen die Sendung noch nicht ausfolgen. Bitte sich vorerst auf Zimmer Nr. 21 zu dem Herrn Zollinspektor zu bemühen."

Der Herr Zollinspektor errechnete die gewichtsmäßigen Zollgebühren, setzte den Betrag in die Zollerklärung ein und schickte mich wieder zum Wiegemeister,



Weihnacht F. Richter



Der Engel — Toni Fiedler

damit auch dieser die Höhen der Gebühren verbuche.

Ich ging wieder zurück. Der Wiegemeister verbuchte den Betrag, und ich streckte meinen Arm wieder nach den Zigarren aus.

„Nicht so eilig!" meinte jener. „Bitte sich vorerst zur Kasse zu begeben."

„Was soll ich denn bei der Kasse tun?"

„Warten Sie, bis Sie aufgerufen werden."

Ich begab mich also in den Kassensaal und wartete. Eine Viertelstunde nach der anderen verrann, bis endlich ein Revisor meine Schriftstücke dem Kassier überreichte. Gegen Erlag von 31 Schilling und 24 Groschen erhielt ich meine Dokumente zurück, mit denen ich mich wieder beim Wiegemeister zu melden hatte.

Ich stürmte zum Wiegemeister, und nachdem ich noch 36 Groschen für Portospesen erlegt hatte, erhielt ich, so unglaublich es auch klingen mag, mein — Paket ausgefolgt!

*

Sollte es aber noch einmal jemand wagen, mir Zigarren aus dem Ausland als Weihnachtsgeschenk zu schicken, den Kerl suche ich mir auf und verprügle ihn windelweich.

Winter

Von Arnold Weiß-Rüthel

Der Ofen hat den Schüttelfrost
und klappert mit den Zähnen,
er hungert, fletscht den Eisenrost,
mich rührt des Ofens Gier nach Kost
zu Tränen.

Mein Zimmer ist ein Eispalast
mit Blumen an den Scheiben
ein graues Weiblein ist mein Gast
und will und wird — ich glaube fast —
für immer bei mir bleiben.

Gott mache, daß ich schlafen kann,
das Licht wird immer trüber:
nun fängt es still zu schneien an
und draußen geht der Weihnachtsmann
vorüber.

Kollegienrat Färber

Fürst Leopold von Dessau war nicht nur ein tapferer Haudegen, er war auch bei anderen Gelegenheiten, die Mut und Kraft erforderten, gern bei der Hand. Einst, als er gerade in Berlin weilte, brach ein bedeutendes Feuer aus. Alles, was Hand hatte, zu helfen, eilte herbei, um selbst am Löschen tätig zu sein oder den Spritzmannschaften — es war harter Winter — wärmende Erquickungen zu bringen. Da spazierte an den Feuergassen entlang ein stattlicher Herr, vom Feuer hell beschienen und wohlbehäbig in einen warmen Pelz gehüllt, mit überlegenen Blicken auf die Arbeit der emsigen Leute herabschauend. Eben bummelte er an der Spritze vorüber, auf der ein Mann in Reiterstiefeln, Lederhosen und kurzer Reitjacke eifrig beschäftigt ist, die ihm zugereichten Feuereimer in den Spritzenbehälter zu gießen. „Holla, Herr! Angegriffen — hier sind Hände not", ruft er dem bedächtig vorüberschreitenden Bepelzten zu. „Bitte", entgegnete der Angeredete vornehm, „ich bin der Kollegienrat Färber"! „Und ich", sprach der auf der Spritze und stürzte mit schneller Bewegung dem Beamten einen Eimer Eiswasser über den Kopf, „ich bin der Fürst Leopold von Dessau!"

Revanche

Als sich, nicht lange nach der Schlacht bei Leipzig, in Frankfurt am Main eine große Anzahl Regenten, Minister, Generäle und Diplomaten aufhielten, befand sich auch der bekannte Dichter Friedrich Schlegel unter letzteren in der alten Reichsstadt; er war mit einer guten Dosis Spottsucht auf die Welt gekommen und liebte es, jedermann zu necken. Doch in Frankfurt sollte er wider Erwarten den kürzeren ziehen. Auf der Promenade begegnete er dem Syndikus Gries, mit dem er schon öfters in Gesellschaft zusammengekommen war und bemerkte, daß dieser einen starken Hautausschlag im Gesicht hatte und also grindig aussah. Er begrüßte ihn mit spöttischer Wortverdrehung unter verbindlichster Verbeugung: „Guten Morgen, mein Herr Grindikus Süß!" — Der Gefoppte aber gab ihm mit ruhiger Überlegenheit zur Antwort: „Schönen Dank, bester Herr Schriedrich Flegel!"

Ähnlichkeit
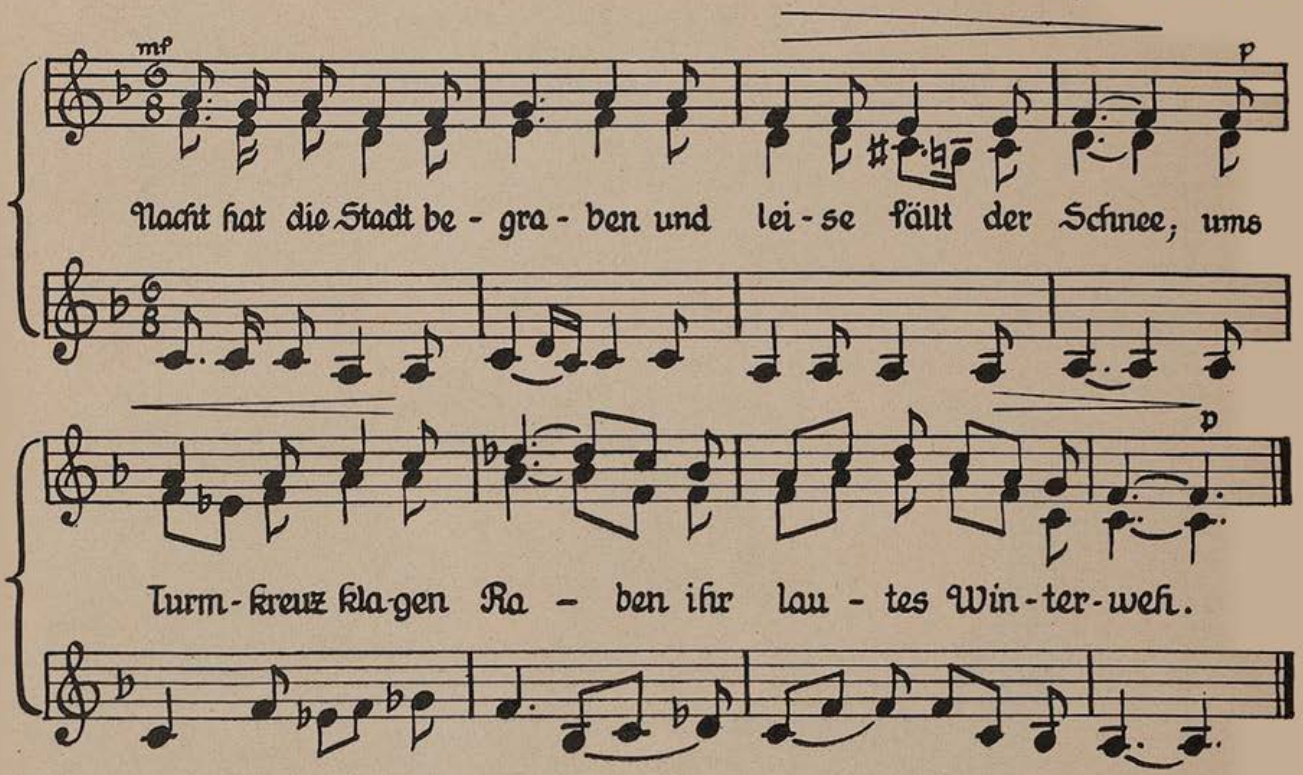
„Weißt du, welche Ähnlichkeit du mit der Schneekoppe hast?" fragte E. T. A. Hoffman seinen Freund Ludwig Devrient. „Nun" — frug dieser neugierig zurück. — „Ihr seid meist beide benebelt."

Türmers Weihnachtslied

Von Georg Schwarz

Illustriert von Rubey

Vertonung: Luise Scholler



Einsam ist's auf dem Turme
in später Nacht und kalt,
im wilden Wintersturme
mein Hornesklang verhallt.

Doch geh ich meine Runden
und lausche tief und lang —
Horch! Aus den Häusern unten
klingt Weihnachtslobgesang.



Ein Weihnachtstraum

Anton Leidl



Die Redaktion der „Jugend" erhält einen amtlichen Freibrief zum Zwecke der Wiedereinführung des Humors in ihren Spalten

Die Ferienreise

„Wollte nicht dein Vater eine größere Reise unternehmen?"

„Ja, — aber er hat nachträglich Bewährungsfrist erhalten!"

Verdächtig

„Annas Mann ist neulich auf Zucker untersucht worden!"

„Was das schon ist! Mein Mann ist auf silberne Löffel untersucht worden!"

Sein Wagen

„Mein Freund muß hier jeden Augenblick mit seinem Wagen vorbeikommen!"

„Was fährt er denn für einen?"

„Linie zwei, Ringlinie!"

Peinlich

„Können Sie sich noch an den Herrn Erich Leibach erinnern?"

„Ja freilich! Ein merkwürdiger Mensch! Furchtbar dumm und eingebildet dabei! Was ist mit ihm?"

„Den habe ich geheiratet!"

Au!

„Der Uhu frißt seine Beutetiere mit Haar und Federn!"

„Was? Nicht mit dem Schnabel?!"

Doppelsinnig

Die verheiratete Tochter schreibt an ihre Mutter: „... und komme recht bald. Auch mein Mann sagt, er freue sich auf Dich ungeheuer!"

Helfen bereitet
Freude



tb
Spenden
helfen allen bedürftigen Volksgenossen

Der Papagei

Mönchlein hat sich einen Papagei gekauft, der aber absolut nicht sprechen will. Nun will Mönchlein ihm wenigstens ein Wort beibringen. Er stellt sich vor den Käfig und sagt unermüdlich: „Hallo! Hallo!"

Schließlich blinzelt der Papagei etwas und sagt schläfrig: „Besetzt!"

Im Laden

„Fräulein Lina, hat denn die gnädige Frau nicht gesagt, was für Tee es sein soll?"

„Ja doch, Fünf-Uhr-Tee!"

Zu dumm

Richter: „Der Angeklagte schlug Sie also mit einem Gegenstand auf den Kopf?"

„Ja, Herr Richter."

„War es ein harter Gegenstand?"

„Das kann ich nicht sagen. Es war dunkel."

Gespräch

„Ich halte es für ganz ausgeschlossen, daß auf dem Monde Menschen leben."

„Aber warum denn nicht?"

„Ja, bei Vollmond wäre es ja wohl möglich. Aber, bedenke doch, wo sollen alle die Menschen bleiben, wenn der Mond schließlich sein letztes Viertel erreicht?

Entwicklung

„Die Frauen bleiben bis zu dreißig Jahren jung!"

„Und dann?"

„Dann werden sie wieder jünger!" *mi*

Sowohn Ein DIE Klein ANZEIGE Der „Jugend"

Straffe, feste Büste



d. Weber's Hormon-Büsten-Creme
Kl. Dose 3.– M. gr. Dose 5.– M.
portofrei Nachn.
M. & L. Weber
Berlin-Steglitz 6, Südenstr. 53a



ZEITUNGS-AUSSCHNITTE liefert
ADRESSEN schreibt
WURMSENDUNGEN erledigt
FÜR SIE
ADOLF SCHUSTERMANN
FERNRUF: F7, JANNOWITZ 5116, 5117 UND 5811
DRUCKSCHRIFTEN BITTEN WIR ANZUFORDERN!
GEGRÜNDET 1914
BERLIN S.O. 16
MUNGESTR. 20

Ein ergötzliches Bilderbuch

ist der Kunstblätter-Katalog der „Jugend" mit über 1000 verkleinerten Abbildungen der in Millionen von Exemplaren als Wandschmuck verbreiteten Vierfarbendrucke. Preis ohne Porto RM. 2.70. Bestellungen durch den Buchhandel oder den unterzeichneten Verlag
G. Hirth Verlag AG., München, Herrnstr. 10

LAFONTAINES
Ergötzliche Geschichten
mit 12 Kuptern nach Charles Eisen sind im unterzeichneten Verlag in einer vortrefflich ausgestatteten Ausgabe zum Preise von RM. 2.70 erschienen.
Zu beziehen durch den Buchhandel oder durch den Verlag
G. HIRTH VERLAG AG.
MÜNCHEN, HERRNSTR. 10

Schwachen Männern
sendet wichtige Publikation diskret und kostenlos
Sexurfan-Vertrieb
Bad Reichenhall 536

Jede Nummer der „JUGEND" wird von ca. 50 000 Menschen gelesen.
Darum inseriere!

Tausende lesen ihre Zeitschrift-und welche Zeitschrift liest Du?

LEST DIE „JUGEND"

Zur Anfertigung jeder Art
Drucksachen
empfiehlt sich
G. Hirth Verlag AG.
München, Herrnstr. 10

Wer kauft schafft Arbeit!

Inserieren bringt Gewinn!

SCHÖNE BILDER
an den Wänden machen die Wohnräume behaglich. Wo das Geld für Erwerbung von Originalen fehlt, hat der Bilderliebhaber Ersatz an den Vierfarben-Kunstblättern der „Jugend", die zu den erstaunlich billigen Preisen von 45 Pfg., 65 Pfg. und 90 Pfg., je nach Größe, zuzüglich Portospesen durch den Kunsthandel und den unterzeichneten Verlag zu beziehen sind. Der reich bebilderte Katalog (Preis RM. 2.70 zuzüglich Portospesen) erleichtert die Bestellung.
G. Hirth Verlag AG., München, Herrnstr. 10

Lest den
Sportfischer
die vortrefflich ausgestattete Fachzeitschrift.
Halbjahrespreis 3 M.
Fischereisport-Verlag
Dr. Hanns Schindler
München NW 2
Karlstraße 44

Ein Buch fürs Leben
ist: KREMPELHUBER
Für Stille Stunden
Die gesunde und praktische Lebensweisheit nach gesammelten Erkenntnissen der Philosophie vom Altertum bis zur Gegenwart. 450 Seiten in Ganzleinen gebunden nur RM. 2.85 zuzüglich 40 Pfg. für Porto. Zu haben in den Buchhandlungen oder beim unterzeichneten Verlag
G. HIRTH VERLAG AG. MÜNCHEN. HERRNSTRASSE 10

Ein guter Tropfen

im eigenen Keller ist heute kein Luxus mehr. Wein ist ja so billig! Hier, zwei Beispiele:

12 Flaschen
33er Nierstein. Riesling 16.50

12 Flaschen
33er Lieserer Schloßbg. 16.50

einschl. Glas u. Verpackung. Möchten Sie sich nicht mal eine dieser beiden Probekisten kommen lassen? Oder erst einmal unsere Preisliste? Bitte, schreiben Sie uns doch.



Gräfin von Königsmarck'sche Weinkellerei

KOBLENZ AN RHEIN UND MOSEL

Das Echo

Ein reicher Edelmann, der seinen Freunden die vielen Schönheiten seines neuen Landgutes unaufhörlich rühmte und unverschämt dabei log, erzählte ihnen unter anderem, daß in dem Garten ein Echo sei, desgleichen es in der ganzen Welt nicht mehr gebe.

Einige Tage später ließen sich mehrere Herren und Damen melden, das wundervolle Echo zu hören. Der Baron war nicht in Verlegenheit zu bringen und rief seinen Gärtner. „Martin", sprach er freundlich zu ihm, „solltest du wohl dort hinter dem Garten ein Echo machen können?"

„Warum denn nicht, Ew. Gnaden? Das ist für mich eine Kleinigkeit."

„Laß doch hören! Wenn ich rufe: ‚He, Martin, bist du da?' Was antwortest du da?"

„Dann antworte ich: ‚He, Martin, bist du da?'"

„Ganz recht!" —

Am anderen Tage stellten sich die Gäste wirklich ein. „Sie werden sich wundern", sprach der Baron, „ein Echo, wie es in der ganzen weiten Welt nicht mehr vorkommt, zu hören. Dieses Echo ist nämlich das einzige in allen fünf Erdteilen, das den ganzen Satz und nicht nur das Ende wiederholt".

Alsbald gab er dem hinter der Hecke verborgenen Gärtner ein Zeichen und schrie aus vollem Halse:

„He, Martin, bist du da?"

Und Martin antwortete nach Leibeskräften: „Ach du liebe Zeit, schon zwei Stunden steh' ich hier, gnädiger Herr!"

Toni Bichl

FOTO-ECKE

Kino für jedermann: Heute sind die Anschaffungen, die uns zum Kinoamateur werden lassen, billig — vorausgesetzt, daß wir das richtige Gerät wählen. Die Frage nach dem Format steht an erster Stelle. Für den Amateur ist zu wählen zwischen 16, 9½ und 8 mm. Im Normalfall ist dem Format 9½ der Vorzug zu geben. Das Format ist so günstig, daß der ganze Filmstreifen in seiner vollen Breite ausgenutzt wird. Schließlich läßt sich solch ein Film als einziges Material selbst entwickeln und umkehren, so daß auch hier wieder gespart werden kann. Das Format 9,5 ist heute keine Spielerei mehr. Das Filmmaterial ist ausgezeichnet feinkörnig, und die Geräte sind so vollendet, daß sich unbedingt scharfe und feststehende Bilder erzielen lassen.

Die ganze Ausrüstung ist nicht teurer als ein guter Fotoapparat sonst. Es kommt nur auf die richtige Wahl an. In Deutschland haben wir als einzige Spezialfabrik für Amateurkino Niezoldi und Krämer in München. Ein sehr brauchbares Aufnahmegerät gibt es dort bereits für 85 Mark, den Cine-Nizo 9,5 F. Er besitzt Optik 2,8, Federwerk und Handantrieb zugleich, so daß auch Trickaufnahmen möglich sind. Das Gerät faßt 10 Meter Film, der sich bei Tageslicht einlegen läßt. Für verwöhntere Ansprüche sind die Modelle M und K geschaffen.

Wiedergabeapparate werden von der gleichen Firma hergestellt. Ein gutes Gerät mit regulierbarem Motor und Kühlgebläse gibt es bereits für 145 Mark.

Bei der Vorführung von Filmen ist man nicht nur auf eigene Erzeugnisse beschränkt. Vom Pathex-Verleih in Düsseldorf können die großartigsten Spielfilme — vielfach Kopien von Ufa-Filmen — ferner Reise, Trick usw. bezogen werden.

Filmen ist Wiedergabe der Bewegung. Man sollte bedenken, was sich daraus für neue Möglichkeiten ergeben. Die Kosten sind bei 9,5 mm niedrig, für 10 Meter rund 2 Mark.

Vorschläge für Weihnachtsgeschenke: Ein Vorschlag wurde ja eben bereits gemacht. Aber es gibt noch bedeutend mehr. Jemanden zu beschenken, der fotografiert, ist immer leicht. Denn hier brauchen wir nicht zur Verlegenheitskrawatte oder Zigarrenkiste zu greifen. Fotozubehör, wie Belichtungsmesser, Filter, Spezialobjektive, Negativmaterial werden stets willkommen sein. Wer nicht selbst auf diesem Gebiete Fachmann ist, sollte einen Fotohändler fragen oder evtl. auch an die Fotoferнberatung der „Jugend" schreiben. Denn dort gibt es ganz neutrale Auskunft.

Auch Bücher sind wertvoll. Die Jahrbücher geben einen Überblick über die Entwicklung der Fotografie und berichten sonst vieles Nützliche. Sie sind allgemein gut illustriert. Daneben werden auch Spezialschriften willkommen sein, die sogar relativ billig sind. Erinnert sei an die „Kleine Fotobücherei". Dem Amateur mit einer Exakta-Kamera wird man natürlich das neue Exakta-Buch schenken.

Fernberatung: Die „Jugend" beantwortet kostenlos Ihre Foto-Fragen. Sie schreiben unter Beifügung von Rückporto an Gerhard Isert, Magdeburg, Halberstädter Straße 117a. gi-t.



„No, Marie, tust jetzt du gar nix opfern fürs Vaterland?"
„Mei — mehra wia an ledigen Bamsen jed's Jahr kann unseroans net dakraft'n."

W. KOHLER:

AUTOTEUFEL

Dick Fenninoore gehörte zu den jungen Leuten, von denen sich die Firma am meisten versprach. Besonnen, von tadelloser Höflichkeit gegen jedermann und nicht zuletzt auch von gewinnendem Äußeren, durfte man ihm schon jetzt wichtigere Geschäfte, bei denen es auf persönliches Verhandeln ankam, auftragen.

Er wußte das und dachte mit Behagen darüber nach, als er auf der wie mit dem Lineal gezogenen Straße dahinfuhr. Sie verlief durch sumpfiges Gelände auf einem Damm, dessen Böschungen in steilem Winkel abfielen. Die Ränder der Fahrbahn, durch weiße Holzpfosten bezeichnet, schienen sich in weiter Ferne vor dem Auto in einem Punkte zu berühren; auf diesen Punkt fuhr er immer zu und kam ihm doch nicht näher.

Es dunkelte, Dick hatte leichte Kopfschmerzen und er sehnte sich nach dem Hotel. Als der Kilometerzähler 95 zeigte, wunderte er sich. Warum fahre ich so schnell? dachte er. Es eilt doch nicht und ist zudem gefährlich. Laut einer Statistik im Herald geschehen um diese Zeit die meisten Unfälle.

Er verringerte aber trotzdem seine Geschwindigkeit nicht, und als die Straße einen weiten Bogen machte, sah er in der Ferne vor sich das Rücklicht eines anderen Wagens.

Das Auto vor ihm mußte gleichfalls sehr schnell fahren. Denn obgleich Dicks Zeiger schon über die 100 Kilometer pendelte, verkleinerte sich der Abstand zwischen ihm und jenem nur langsam. Doch konnte er schon die breiten Umrisse der Limousine, nun auch das Fenster in ihrer Rückwand erkennen.

Wie leichtsinnig, so dahinzurasen, dachte Dick. Aber er meinte damit mehr seinen Vordermann als sich selbst. Es war ihm vielmehr noch gar nicht bewußt, daß die Begierde von ihm Besitz ergriffen hatte nicht nur zu jagen, als wolle er den Kegel des eigenen Scheinwerfers überholen; nein, sein Jagen hatte einen Gegenstand; den da vorne mußte er sehen, aus der Nähe sehen und dann hinter sich lassen.

Die weißen Pfosten am Straßenrand wurden zu einem Strich, der an ihm vorbeischoß. Von der Tourenzahl des Motors bebte der Wagen. Dick, der sich in einem fieberhaften Zustand befand, konnte jetzt die Zahlen auf dem bestaubten Nummernschilde lesen. Nun gab er das Zeichen, daß ihn der andere vorlasse. Der wich auch sofort zur Seite, mäßigte aber das Tempo keineswegs.

Dick kauerte über dem Steuer, keuchend, den Hals und das Kinn vorgeschoben. Als er in gleicher Höhe mit dem Kühler seines Rivalen war, schielte er hinüber. Der Fremde saß ruhig zurückgelehnt. Im Mund, den ein spöttisches Lächeln zu umspielen schien, hatte er eine erloschene Zigarette. Die Hände lagen lässig am Steuer.

Dick merkte, daß seine Geschwindigkeit nicht ausreichen würde um dem schweren Wagen vorzukommen. Eine sinnlose Wut ergriff ihn. Er machte, oder war es nur ein Zucken seiner Hand, eine kleine Drehung des Steuerrades nach rechts. Sie genügte um die beiden Wägen sich streifen zu lassen. Und da er selbst einen Stoß übertrug, der andere aber ihn empfing, raste Dick nach einem leichten Ruck in sicherer Lage fort; mit dem nun überholten Auto aber geschah folgendes:

(Fortsetzung S. 830)

Englische Geographie

Ein Engländer kommt nach Frankfurt a. d. Oder und quartiert sich im ersten Gasthaus ein. Der Wirt ist sehr zufrieden, denn der Gast ißt, trinkt, bezahlt gut und redet den ganzen Tag über kein Wort. Aber jeden Morgen zieht er mit seinem Reisehandbuch durch die Straßen und besieht sich die Stadt; Brunnen und Brücken, Markt und Kirchen sind da — nur eines fehlt ihm am fünften Tage und er schüttelt den Kopf und geht von Straße zu Straße, sieht bald auf die Häuser, bald ins Buch. Endlich kommt er ins Hotel zurück, wendet sich an den Wirt und fragt: „Wuo is Bundes-täg?" Der Wirt zuckt die Achseln und schüttelt den Kopf. — Ein Engländer, der eben zugereist kam, half seinem Landsmann, denn eine Stunde später saßen die beiden schon im Zug. Aber er hat es niemand verraten, daß er die Oder mit dem Main verwechselt und fünf Tage den hohen Bundestag zu Frankfurt am Main an der Oder gesucht hat.

Unangenehme Brüderschaft

Der berühmte Peter von Cornelius (1825—1840 Direktor der Münchner Malerakademie) liebte es ab und zu, in kleinen Weinkneipen zu verkehren, wobei er hin und wieder auch einmal ein Glas über den Durst trank. Eines Tages trat ihm auf offener Straße eine recht verkommen aussehende Persönlichkeit entgegen, schlug ihm vertraulich auf die Schulter und rief: „Grüaß di Gott, Bruderherz!" Meister Cornelius schaute den Burschen höchst verwundert an; der aber fuhr fort: „No, kennst mi nimmer, oder willst nit wissen, daß wir zwoa letzthin in später Nacht bei der „Goldnen Leberwurst" Du auf Du trunken hab'n?" — Da der Meister das angegebene Lokal in Wirklichkeit öfters besuchte und nicht dafür bürgen konnte, daß sich das bezeichnete Ereignis in der Tat zugetragen hatte, wagte er nicht, den so plötzlich entdeckten Duzbruder so ohne weiteres abzuweisen; aber er kam auf einen rettenden Gedanken. „Komm', wir trinken noch ein Glas, dort in der kleinen Weinstube", sagte er zu seinem Trinkgefährten, der sich dies nicht zweimal sagen ließ. — Cornelius bestellte eine Flasche Wein mit zwei Gläsern und bezahlte. Dann sprach er: „So stoßen wir noch einmal an und trinken uns wieder auf Sie und Sie zurück." Er berührte das Glas seines Gegenübers, leerte mit der ernstesten Miene das seinige, machte vor dem ehemaligen Duzbruder eine Verbeugung und verließ gemessenen Schrittes das Lokal.

Redaktionelle Notiz:
Das Titelblatt dieser Nummer zeichnete Ruth Mathi

DIE KLEINE FOTOBÜCHEREI

bringt für **45** Pfennig

das aktuellste Fotobuch für den Winter:

PANCHROMATISCHE FOTOGRAFIE

VON GERH. ISERT

Die Schrift berichtet über Technik und Anwendung dieses wichtigen Negativmaterials, das gerade für die Wintermonate so große Bedeutung hat. Das Buch wird sich leicht verkaufen.

Versäumen Sie nicht, zusammen mit dieser Schrift Heft 1 unserer Bücherei

RICHTIGES ENTWICKELN

VON GERH. ISERT zu bestellen. Dieses Buch kostet 1 Mark.

Lesen Sie die Kritiken:

Die Ratschläge sind so wirksam und glücklich, daß das Heft lebhaft empfohlen werden muß. (Der Bildwart, Nr. 4, 1934)

Trotz des wertvollen Inhaltes ist der Preis äußerst niedrig, so daß die Anschaffung keine nennenswerten Schwierigkeiten bereitet. (Sudetendeutsche Tageszeitung)

Jeder hat ein Interesse, die kleine Schrift seinen Kunden anzubieten. (Der Photograph, Nr. 46, 1934)



Die kleine Fotobücherei hat Großformat!
Zu beziehen durch die Buch- und Fotohandlungen oder direkt vom
G. HIRTH VERLAG AG., MÜNCHEN, HERRNSTR. 10

Znächſt wirbelte es einmal ganz um ſich ſelbſt, ſchlug dann mit dem Hinterrad gegen einen der weißen Pfoſten, der ſogleich zerſplitterte; ein Scheinwerfer erloſch; und mit aufheulendem Motor verſchwand es, erſt langſam und dann ſchneller und ſchneller, wie ein ſinkendes Schiff in der Tiefe. Dick glaubte einen Aufſchrei zu vernehmen. Den hätte er aber bei dem Geräuſch des eigenen und des fremden Motors unmöglich hören können. Es wird wohl ein Kreiſchen der Bremſen geweſen ſein.

Nach einer Weile löſte ſich Dick wie aus einer Erſtarrung. Er mäßigte das Tempo, wiſchte ſich den Schweiß von der Stirn und machte eine Bewegung mit der Hand als wolle er einen Schatten von ſich ſcheuchen. Er begann wieder zu denken. Was nützt es dem Fremden noch, ſagte er ſich, wenn ich mich zu dem Unfall bekenne? Ich ſelbſt aber würde in meiner Laufbahn um viele Jahre zurückgeworfen. Und bleich, aber ruhig fuhr er in die Garage des Hotels, ſah befriedigt, daß ſein Wagen keine merkliche Spur des Zuſammenſtoßes aufwies und ging nach dem Eſſen bald zu Bett.

Einige Tage nachher, ungefähr zur ſelben Zeit und auf der nämlichen Straße, ſtürzte Dick den Damm hinunter. Er war ſofort tot. Der Mann, der hinter ihm fuhr, ein kleiner dicker grämlicher Herr, gab vor Gericht an, es müſſe ſich bei Mr. Fenninoore entweder um einen ungemein nervöſen oder um einen betrunkenen Fahrer gehandelt haben. Als er Dick überholen wollte, ſei dieſer entſetzt zuſammengefahren und habe wie ein Verzweifelter zu verhindern geſucht, daß er, der dicke Herr, ihm vorfahre. Dabei habe Mr. Fenninoore offenbar die Herrſchaft über ſeinen Wagen verloren und ſei einem der weißen Pfoſten zu nahe gekommen.

Die Polizei unterſuchte die Strecke, auf der ſo kurz nacheinander zwei tötliche Unfälle vorgekommen waren, ſorgfältig, fand aber nicht den kleinſten erklärenden Umſtand. Und da Dick Fenninoore von allen Zeugen als ein überaus beſonnener, vielverſprechender und ſtets nüchterner junger Mann geſchildert wurde, verurteilte man den kleinen Herrn zu 50 Dollars, die er mit grämlichem Geſichte zahlte.

Oh, du mein Österreich

Maçon



„— Dort liegt's! Ich kann's erreichen mit den Augen,
Hinüberdringen kann der Stimme Schall,
Da iſt der Weg, der mich hinüberführte,
Und muß hier liegen, hilflos, und verzagen!“

(Frei nach Schiller)

Anglerei

„Was angelſt du denn eigentlich?“

„Tintenfiſche! Meine Frau will einen Brief ſchreiben!“

Der Stratege

Seine Hoheit nimmt an einer Gefechtsübung teil. Am Ufer eines Fluſſes läßt er ſich über die augenblickliche Gefechtslage Vortrag halten. Am Schluſſe des Vortrages wendet er ſich an ſeinen Adjutanten:

„Sagen Sie, lieber Hauptmann, ſind wir hier eigentlich diesſeits oder jenſeits des Fluſſes.“

Gut zurückgegeben

„Fräulein Erna, würden Sie mich denn nicht mit der Zeit lieben lernen?“

„Nein! Niemals!“

„O, dachte ich mir ja! Sie ſind zu alt zum Lernen!“

Feuer

Anläßlich einer Felddienſtübung bekommt ein Leutnant der Reſerve von ſeinem Kompagnieführer den Zuruf: „Herr Leutnant, Sie bekommen Feuer von rechts!“

Antwort des Leutnants: „Danke ſehr, Herr Hauptmann! Ich bin Nichtraucher!“

Nicht zu machen

„Na Lina, haben Sie die Stellung als Köchin in dem neueröffneten Gaſthaus bekommen?“

„Ich hätte ſie ſchon gekriegt, aber ich konnte ſie nicht annehmen. Ich habe doch Rheumatismus und der Aufenthalt dort wäre mein Tod geworden!“

„Wieſo denn?“

„Am Eingang ſtand: Den ganzen Tag kalte Küche!“

BÜCHER

Jack London: „Drei Sonnen am Himmel". (Universitas Verlag, Berlin.)

Acht Novellen aus „unveröffentlichten Bänden" dieses produktiven Dichters, acht Episoden, stark und fesselnd, um Goldsucher, Indianer und Hunde. Über allem schwebt in dreifacher Gestalt die Sonne des eisigen Alaskas. Ob nun London von einer verlassenen und entsagenden Liebe erzählt, ob er die Treue des Polarhundes zu seinem Herrn schildert — immer ist in diesen einfachen Geschichten Leben und Erleben stark und von einem unheimlichen Reiz. Londons Humor ist lebenswahr und echt wie der jedes zutiefst ernsten Menschen. An Londons Büchern kann man sich ehrlich begeistern — das ist sehr viel!

(Bedauerlich, daß nicht auch die äußere Aufmachung aus den Besprechungsexemplaren des Universitas-Verlags zu erkennen ist.)

Karl Kurt Wolter

Cecily Sidgwick: „Sturm im Teeglas". (Universitas Verlag, Berlin.)

Kleinigkeiten eines sorglosen englischen Alltagslebens, tagebuchartig erinnernd von der kürzlich bejahrt verstorbenen Schriftstellerin niedergeschrieben. Wirklich „viel Lärm um nichts", der hier breit — wenn auch mit einem gewissen humorigen Reiz (stilistisch etwa Sherriff und dem frühen Shaw vergleichbar) — verlautbar wird. Ein Trip nach dem Kontinent berichtet leider nur unwichtiges, wie auch das Landleben in Cornwall lediglich Vorfälle eines privaten Daseins wiedergibt. Der Leser findet einige Schwierigkeit, sich unter den angeführten Personen auszukennen. Ich glaube, es gäbe wesentlichere Autoren zu übersetzen.

Karl Kurt Wolter

Gesunde Zähne: Chlorodont

Voranzeige!

Im G. Hirth Verlag erscheint in wenigen Tagen

Die lustige Arche

Ein fröhliches Buch

von Fred Endrikat

zum Exemplarpreis von RM. 1.20

Fred Endrikat der einzigartige Bretteldichter, der geistreichste und temperamentvollste Konferencier des deutschen literarischen Kabaretts hat seine von tiefgründiger Weisheit und Wahrheit durchtränkten Tiergedichte in einem Bändchen vereinigt, das unter dem Titel „Die lustige Arche" alle Freunde eines wirklichen deutschen Humors begeistern wird. Da durch die propagandistische Tüchtigkeit des Dichters zu erwarten ist, daß die Auflage rasch vergriffen sein wird, wenden sich Interessenten heute schon an den

G. Hirth Verlag AG., München

Herrnstraße 10

DIE KUNSTZEITSCHRIFT



„Der Sportfischer"

soll von **jedem waidgerechten** Sportfischer gehalten werden. *„Der Sportfischer"* bringt Text- und Bildermaterial aus aller Welt, darunter auch große mehrfarbige Kunstdrucke

1/2 jährlich RM. 3.—, jährlich RM. 6.—. Man abonniert bei seinem Briefträger, beim Postamt oder direkt beim

FISCHEREISPORT-VERLAG DR. HANNS SCHINDLER,

Fischerei-Buch- u. Kunsthandlung

München NW 2, Karlstraße Nr. 44

Tel. 596160

Karl May und das Sparkassenbuch



Es war einmal ein Mann, der plagte sich von früh bis spät in die Nacht hinein und schloß die Sonne aus seinem Herzen aus. Das Licht, das sein Dasein erhellte, kam von der Hoffnung auf ein unabhängiges, ein „freies" Leben ohne Rücksichten und Verantwortungen, wenn sich einmal sein Sparguthaben zu einer schönen fünfstelligen Ziffer aufgehäuft haben würde / Und so schloß er Leben und Freunde, Miterleben und Mitfreude aus seinem Leben aus, bis er verknöcherte. Die Marksteine seines Lebensablaufes waren die Tage, an denen er wieder einmal neue 50 Mark seinem Konto gutgeschrieben fand. Das war der Maßstab seines Glücks.





Und er hütete sein Kassenbuch ängstlich — hinter alten, längst gelesenen Büchern versteckte er es. (Neue Bücher zu kaufen war Luxus, alte, liebgewordene wieder zu lesen, war Zeitvergeudung und Arbeitsablenkung.) Er weidete sich jeden Abend an den steigenden Früchten seines selbstsüchtigen Fleißes, die er sich und anderen vom Munde abgespart hatte / Wie er nun eines Abends im frühen Dezember sich ausgerechnet hatte, welche Summe er seinem Kapital am Jahresende zuführen könnte, und wie er hastig hinter die alten Schmöker griff, um schnell den Gewinn des Jahres auszurechnen, da riß er mit seinem Sparkassenbuch zugleich einen alten, zerlesenen Band heraus, und auf der aufgeschlagenen Seite konnte er beim Niederbeugen entziffern: „Hadschi Halef Omar Ben Hadschi Abul Abbas Ibn Hadschi Dawud al Gossarah".





Da stand plötzlich „Old Shatterhand", der Held seiner gläubigen Jugend auf und galoppierte auf dem Hengst „Rhi" sein Sparkassenbuch über den Haufen. „Winnetou" schwang die „Silberbüchse" und der „nie fehlende Bärentöter" schoß den Panzer seines selbstischen Ichs zu Trümmern / Die Wintermorgensonne fand ihn am Schreibtisch, umgeben von „Datteln und Orangen", dem „Schatz im Silbersee" und dem „Letzten der Mohikaner", eifrig und nachdenklich bei der Aufstellung einer Liste / An diesem Tage vergaß die Uhr im Sparkassengebäude halbzehn zu schlagen und blieb stehen, denn da trug er lächelnd ein hübsches Sümmchen heraus — er, der Jahre hindurch trocken und verbittert Silberstücke und Papierscheine ins Haus gebracht hatte / Und als die Weihnachtsglocken läuteten, da saß er unter seinem Tannenbäumchen, das Sparbuch in der Hand, und freute sich wie noch nie seit seinen Jugendtagen — freute sich über das große Loch in seiner Kasse. Er dachte an Paul und die langersehnte Uhr, an Martha mit den Hängezöpfen, ob ihr wohl die Kletterweste gefiele, an seine Cousine Erna, die Wert darauf legte, schön und jung auszusehen, ob sie wohl Seife und Hautcreme zu schätzen wisse (sorgfältig für ihren Typ ausgewählt), an Ohm Paul und sein Gesicht, wenn er gerade ihn als Spender der Kleinschreibmaschine, der Zigaretten und der Weihnachtsgans erkennen würde, und Peter, ja der Peter, der liegt wohl jetzt längst auf dem Bauch unter dem Kerzenschein und liest von Chingachgook, den Rothäuten und den glücklichen Weiten der ewigen Jagdgefilde / So kam das Glück zu unserm Freund: Miterleben und Mitfreuen, weil man anderen Freude geben darf.



* * *

F

egründer: Dr. GEORG HIRTH. — Verantwortlich für die Schriftleitung: ARNOLD WEISS-RÜTHEL; für die Anzeigen: GEORG POSSELT, München. — erlag: G. HIRTH VERLAG., München. — Für die Herausgabe in Österreich verantwortlich: J. RAFAEL, Wien I, Graben 29a (Eingang Trattnerhof). — Für die Redaktion Österreich verantwortlich: MARIANNE RAFAEL, Wien XIX, Hochschulstraße 25. — Alle Rechte vorbehalten. — Nachdruck strengstens verboten. — Copyright by G. HIRTH ERLAG AG., München. — Druck: G. HIRTH VERLAG AG., Buch- und Kunst-Druckerei, München, Herrnstraße 10. — D.-A. 9000. — Entered as second class matter, Postoffice New York, N. Y. — Manuskripte sind nur an die Redaktion der „Jugend", München, Herrnstraße 10, zu senden: Rücksendung kann nur erfolgen, wenn Rückporto beiliegt.

Stille Nacht.....

Erich Wilke



„Sehen Sie — das ist der furor teutonicus."